BILD UND LEBEN, EINE UNTERHALTUNGS-LECTÜRE ... HRSG. VON M. J. LANDAU

Moses Israel Landau

Digitized by Google

J 4° 123.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Bild u. Leben,

eine

illustrirte Unterhaltungslectüre.

Redigirt von Josef Freund.

Dritter Band.

Prag 1846.

Druck und Verlag des M. J. Landau, lange Gasse Nro. 922.

HOFBIBLIOTHEK WIEN

104842-C

Digitized by Google

Digitized by Google

Auf dem Riesengebirge.

Reisenovelle von Julius Krebs.

Ich stand auf dem Riesengebirge, und zwar vor der böhmischen Wiesenbaude. Der Mond lächelte aus einem Negligee zerrissener Wolken, als ich ihm Gruß und Kuß zuwarf. Nie hab' ich ihm mit so glühender Andacht in's glänzende Auge geblickt, als hier, auf dieser erhabenen Bergwelt, dem sichtbaren Kraftgedanken Gottes. Hohe Wonne des Alleinseins mit der Natur! Wer kann dich mir nachempfinden; wer verlangt die Hymne zu hören, die nur gedacht, nicht gesungen werden kann? Dort stand die nahe Riesenkoppe, ein nacktes steinernes Riesenweib, mit geisterhaft zürnenden gaukelnden Schatten, von Abgründen umringt. Und der Sturm wühlte an ihrem kahlen Scheitel, unbändig wie das Weltschicksal; aber in ruhiger Majestät ließ sie den entfesselten unruhigen Geist Mephisto's um den Felsenschädel fliegen, unerschütterlich wie der sie gründende Geist Gottes selbst.

So stehen große Seelen in einer kampfbewegten Zeit. Dort gähnten die Abgründe, entsetzlich, Vernichtung drohend, und in den Abgründen — wohnten Menschen. Hier aber, in der Wiesenbaude, schlang die Freude den warmen reichen Arm um sie, und daneben rauschte die junge Elbe im Mondesglanze wie flüssiges Silber hinab in das bewegte Leben, hinein nach Böhmen und durch Deutschland, und endlich hinaus in das verschlingende Meer, und so wird alles Endliche von der Unendlichkeit verschlungen.

Vor dem Gespitze drängten sich neue Ankömmlinge. Ich hörte französisch sprechen, und näherte mich neugierig. Eine junge Dame in reicher Reisekleidung, von einem ältlichen Manne begleitet, verließ den Tragiessel.

Nur hier herein, meine Herrschaften, hier finden Sie Alles, was das Herz wünscht! rief Einer der Träger, und die Fremden traten ein. Ich folgte ihnen. — Geisheims schönes Lied: „Nur fröhliche Leute ꝛc." drang mir in kräftigem Vortschencher entgegen. Bunte, munt're Gesellschaft drängte sich unter schweren Tabakswolken an den Trinktischen: warmbrunner Badegäste, breslauer Studenten, berliner und braunschweiger Hypochondristen, denen der Harz nicht mehr dienen wollte; Männer, Jünglinge, Frauen und Mädchen trugen ihr lautes Stadtleben in diese nordische Schweiz, Gläser klangen, Lieder und Gespräche wechselten, und die helle böhmische Musik schlug berauschend an Kopf- und Herzohren.

Auch die Fremden hatten noch ein Plätzchen gefunden. Es schienen Polen zu sein. — Der alte Herr bestellte sogleich schwarzen Kaffee, ein Loth auf die Tasse, stopfte eine kostbare Meerschaumpfeife, und sprach lebhaft zu der Dame, die indeß nur wenig die süße Stimme hören ließ. Sie hatte den Reisemantel abgelegt, und zeigte die reizenden Wellenlinien der Gestalt. Wie diese schwarzen geistvollen Augen blitzten dieser schöne Busen aufathmete in einem geheimen Schmerze! Wie reizend schlang sein leichter Nebelflor sich um die junonische Stirn! Die Polin schien sehr, sehr unglücklich, und die frischen Rosen auf dem Blumensammet der Wangen hatte ihr wohl nur der scharfe Gebirgswind gutmüthig aufgehaucht.

Ich fühlte plötzlich meine Hand gefaßt, mit den Worten: Und was führt dich hierher, alter Freund? — und Sebald stand vor mir.

Sebald, liebster Doctor, rief ich in seinen Armen, — wie lange haben wir uns nicht gesehen! O erzähle mir, — bat ich, ihn am Tische niederziehend und einschänkend — wie es dir bisher erging, mein lieber, lieber Sebald. Ich hörte, du wärest in Rußland oder Polen.

Das war ich auch! entgegnete Sebald, und trank, — und in diesem Augenblicke trat rasch die Polin herbei, und rief, seine Hand fassend: O Doctor, edler Doctor!

Gräfin Siena! stammelte der freudig Überraschte, die schöne Hand küssend. — Welch glücklicher Stern: —

Lassen wir das, sagte sie, ihm die Hand auf die Schulter legend; — sagen Sie mir aber gleich, ich beschwöre Sie, wo ist Kasimir? — Ihr Busen flog in banger Erwartung, ihr ganzes Wesen bebte im Zauber der Liebe wie ein Thautropfen im Sonnenstrahl.

Ich — ich weiß Nichts von ihm! antwortete Sebald mit weicher, schwankender Stimme und gesenktem Blicke.

Sie trat bleich zurück. — Nichts? O das ist schrecklich. Könnten Sie mir doch sagen, daß er gefallen ist, für Polen gefallen ist, so wär's gut, wenn es denn nicht anders sein sollte; aber dies Nichts, diese Ungewißheit ist gräßlich. Seit wann haben Sie ihn nicht mehr gesehen?

Seit der Übergabe von Warschau, erwiederte Sebald. — Wir blieben bis zur letzten Entscheidung beisammen; dann ging er aus, und kehrte nicht mehr wieder.

Nicht mehr wieder! sprach Siena tonlos nach, und lehnte, vor sich hinstarrend, an einen Stuhl.

Jetzt näherte sich auch bequem der alte Herr. — Ah! sieh da, Doctorchen, sprach er freundlich, mit sorgsamer Rücksicht auf die brennende Pfeife. — Nun, wie ist's Ihnen seitdem ergangen, als wir uns gegen die böse Cholera verschanzten. Wie ist's, hab' ich nicht Recht gehabt mit meinen Ansichten von damals?

Herr Graf von Dwerzenski, ich freue mich, Sie wieder zu sehen, entgegnete Sebald mit sichtbarem Verdruße, und einem bedeutenden Blicke auf die zahlreiche Umgebung, bei welcher Siena's zerrütteter Zustand schon Aufmerksamkeit erregte. — Indeß, fuhr er fort,

Digitized by Google

wir wollen hier nicht die Vergangenheit erörtern. Der Ausgang der großen Sache mochte sein, wie er wollte, Sie hätten für Ihre Gesinnung immer Recht behalten.

Ja, das will ich meinen, daß ich Recht hatte. Also Sie wissen von meinem Kasimir Nichts, auch nicht eine Silbe? Hm, es thut mir doch weh um den jungen Menschen, wenn er auch nicht ganz nach meinem Sinne war.

Er war ein Pole, bemerkte Sebald bedeutsam.

Ich bin auch ein Pole, mein Herr! versetzte der Graf sehr ernst, aber ich gehöre nicht zu dem tollen großen Haufen, der mit seiner Freiheitschimäre das Vaterland unglücklich gemacht hat, wie herauszusehen war, und jetzt mit seinen Heldenthaten und Scandälchen in aller Herren Länder gastirt, seit der Scandal im Großen bekämpft ist.

Brechen wir doch ab, Herr Graf! bat Sebald unmuthig.

Nach Belieben! war die Antwort. — Doch fragen Sie jetzt überall, wo der Enthusiasmus für Polen hin ist, und wie man über unsere Abenteurer denkt, und Sie werden sich noch mehr überzeugen, wie Recht ich hatte.

Ehren Sie das Unglück, Oheim! Ehren Sie es unter jeder Gestalt und jedem Namen! fiel Siena jetzt mit einer Würde ein, welche die ermahnende Bitte zum halben Befehle machte. — Lassen Sie uns auf unsern Platz zurückgehen, oder noch besser; zur Ruhe! Ich fühle mich sehr angegriffen, setzte sie hinzu, die Hand an die brennende Stirn legend.

Nun ja doch, Herzenskind, erwiederte der Graf gutmüthig. — Du weißt, ich kann dir Nichts abschlagen, selbst wenn meine Ueberzeugung dabei im's Spiel kommt.

Ich wünsche ja nur, daß Sie hier von dieser Ueberzeugung schweigen, sagte Siena sehr sanft.

Ja, aber wer eine Ueberzeugung hat, wünscht auch, sie geltend zu machen, besonders wenn die Weltgeschichte selbst ihr später das Recht zusprach, und der Doctor ist mein alter Kampfhahn. Doch, wie Du willst. Wir sind quitt, Doctor, und nun komm', mein Kind, wir wollen uns zur Ruhe begeben. — Er machte eine kurze Verbeugung; Siena verneigte sich anmuthig gegen uns, und flüsterte, zu Sebald gewendet: Wir sehen uns wohl morgen noch wieder! — Sie gingen.

Gott sei Dank, daß wir den unausstehlichen Schwätzer los sind, rief Sebald, sich niederlassend. — Ich bin von meinen Sympathien für Polens Selbstständigkeit gar sehr zurückgekommen, denn das polnische Volk gab nur sein Blut und seinen Namen zu den deßhalb geführten Kriegen. Daher hasse ich nicht sowohl des Grafen Meinung, als seine Sucht, überall damit zu kokettiren und triumphiren, nachdem der Ausgang des Polenkampfes sie freilich gerechtfertigt hat. Wäre diese Meinung aus politischem Scharfsinne oder der treuen Anhänglichkeit an Rußland entstanden, ich würde ihm die Eitelkeit eher verzeihen; aber sie war nur die Frucht seines Phlegma, seiner Liebe zu braungerauchten Meerschaumköpfen und zu seiner Bratsche; die Frucht seines niedern Egoismus, der sich durch den Aufstand aus seiner Bequemlichkeit aufgescheucht sah.

Nun, Bester, sagte ich, du wirst es nicht der Neugier, sondern einem edleren Antheile an Sienas Schicksale zurechnen, wenn ich begierig bin, das Nähere darüber und dein Verhältniß zu den unglücklich Liebenden zu erfahren.

Gleich sollst du's, mein wackerer Freund! erwiederte er, und rückte mit dem Stuhle näher. Ich aber bestellte eine neue Flasche, schenkte ein, und er begann.

Es war eine furchtbare polnische Februarnacht, als ich 1831 auf meiner Reise nach Petersburg plötzlich die letzte Idee von Weg verlor, und mit dem Schlitten in einem kleinen sumpfigen Erlengehölz so festsaß, wie die polnische Sache selbst im großen politischen Waldsumpfe.

Meine Situation war mehr als verdrießlich. Der Schnee fiel nicht in soliden deutschen Flecken nieder, sondern wie mit Körben aus allen Himmelsfenstern geschüttet. Jeder Versuch der entkräfteten Pferde, den Schlitten aus dem Moore zu ziehen, brachte beide noch um einen halben Fuß tiefer hinein.

Schauerlich heulte der Sturm durch die alten Erlen, und jagte wüthend zusammengeballte Schneemassen in die kahlen Zweige. Keine menschliche Wohnung, kein menschliches Wesen in der Nähe, und die Kälte zum bequemen Erfrieren von sehr eindringlicher Beschaffenheit. Und hätte auch die Kälte menschlich genug gedacht, so gab es ja in Polen auch Wölfe, gegen welche alle Räuber in den Abruzzen nur höfliche Kellner in der sächsischen Schweiz sind. Sie machen bekanntlich den Anfang damit, die Leute aufzufressen.

Es war mehr noch als polnischer Februar an sich, was mich bei dieser ernsthaften Betrachtung durchrieselte. Ich hielt mich nicht lange dabei auf. Das Haar sträubte sich unter der Pelzmütze; entschlossen sprang ich vom Schlitten. Nur wenige knisternde Schritte durch den schon halbgefrorenen Moor, und auf einer kleinen Erhöhung gewann der angstbeflügelte Fuß bald festeren Boden. In meiner Phantasie, von den letzten Zeitungsberichten erhitzt, heulten schon die Wölfe, fünf — sechs; ich sah ihre hungrigen Augen durch's Gebüsch leuchten, und fühlte schon ihre Zähne und Klauen am Halse.

Das Wäldchen war bald durchlaufen, und ich sah mich im Freien; da schimmerte durch den Schneenebel ein nahes Licht. Wie der Schiffer nach dem Leuchtthurme steuerte ich entzückt darauf los, und fand mich an einem einzelnen Hause, vorn von einem dichten Gehäge umschlossen, während sich hinten ein Gehölz hinzog. — Plötzlich rief es: Wer da? Halt, oder ich schieße!

Um Gotteswillen nicht! schrie ich, und blieb stehen. — Was hätte mir's dann viel geholfen, daß ich den Wölfen entrann! Ich bin in dieser Schreckensnacht der unglücklichste, verirrteste Doctor auf der Erde, der Euch um der Cholera willen um freundliche Herberge bis morgen anflehet.

Was, ein Doctor seid Ihr? rief eine andere Männerstimme freudig aus einem Fenster herab. — O tausend Mal willkommen! Die verfluchte Cholera! Gleich sollen Sie herein, Doctorchen. Ja, wahrhaftig, bei mir sollen Sie bleiben; ganz köstlich soll es Ihnen gehen.

Meine Laune kehrte in' frohen Strömen zurück. Der Doctorfreund verließ das Fenster, und bald hörte ich ihn im Hause rufen: Severin, Severin! Ein Doctor ist da! Von der präparirten Lauge gieß' die Badewanne voll. — Er kam wieder an's Fenster. — Sie erhalten gleich ein Laugenbad, Freund! Da hinein zuerst mit Sack und Pack, mit Leib und Seele, denn dies zersetzt alle Krankheitsstoffe in Ihnen. Nach dieser Laugenbekanntschaft aber wollen wir auch um so freudiger unsere eigene machen.

Kaum traut' ich meinen Ohren. Was, mit Mantel, Pelzwerk und Stiefeln, nebst Geld und Briefschaften in ein Laugenbad? Das war ja eine verfluchte Proposition. — Sie sind ein entsetzlicher Humorist, Theuerster! rief ich hinauf; — aber das geht doch nicht so schnell. Im nahen Gehölz steckt mein Kutscher mit Schlitten und Bagage im Moore. Edler Mann, verschaffen Sie mir Leute, um ihn herauszuziehen.

Daß ich ein Narr wäre! hieß es. — Was geht mich Ihr Kutscher an? Mag er bleiben, wo er ist. Das wäre doch die entsetzlichste Tollheit! Warum hätte ich mich denn abgesperrt?

Es wurde mir nun völlig klar, daß dies der Cholera wegen geschehen, besonders da das engherzige Menschenkind den Zusatz murmelte: Wären Sie kein Doctor, würd' ich mich den Henker um Sie scheren. — Es war ihm also nicht um den Menschen, blos um den Doctor zu thun, den er gerne disponibel in der Nähe haben wollte. Nun war ich ja aber zum Doctor der Philosophie, nicht der Medizin graduirt, und was war da zu machen? Der Schneesturm schlug mir die Antwort spottend in's Gesicht; die Erinnerung an Wölfe, Sumpf und Kälte glossirte sie. Der kalte Egoist hatte versprochen, daß es mir „köstlich" bei ihm gehen sollte, und unter köstlich verstehe ich doch allerwenigstens Ungarwein und strasburger Pasteten. Die medizinischen Facultäten, dacht' ich, werden ein Einsehen haben, und mich mit meinem Appetite und sonstigen Nothstande entschuldigen, wenn ich hier das Diplom changirte, und in kecker Entschlossenheit als Jünger Aeskulap's auftrat. Den betrügenswerthen Narren zu betrügen, schien mir

Digitized by Google

eine Kleinigkeit. Hatte ich doch im Triennio ein paar Mal Pathologie hospitirt, und zum Ueberflusse war mein Stubenbursche ein fleißiger Mediziner, von dem mir manches Samenkorn der Kunst in der Erinnerung hängen geblieben war, das jetzt süße Früchte tragen sollte.

Jetzt hörte ich Stimmen aus der Gegend her, wo mein Schlitten steckte. Mein Kutscher war mit zufälliger Hilfe flott geworden, und kam jetzt herbeigeflogen. Vorhin hätte ich den Befehl, nicht wegzufahren, für grausame Ironie gehalten. Jetzt rief ich ihm zu, in einiger Entfernung zu bleiben, und suchte, wie der Fuchs in der Fabel, billigere Einlaßbedingungen zu erlangen, indem ich den Hausherrn — hier der Rabe mit dem Käse — zu loben anfing.

Ihre Vorsicht ist umfassend und dankenswerth, zunächst für die Umgegend, sagte ich. — Sie scheinen tiefe Blicke in die ärztliche Kunst gethan zu haben, aber Sie müssen mir doch zugeben, daß Chlorräucherungen vielleicht noch sicherer, als das Laugenbad, die Desinfection bewirken, ohne daß die leicht zerstörbaren Gegenstände, die ich an und bei mir trage, der Vernichtung ausgesetzt sind.

Ja Chlor und immer Chlor! rief der Hausherr, das ist euer neues Lieblingsmittel, und ihr fragt nicht danach, ob dadurch die Lungen draufgehen.

Aber ich disputirte mit Kunstfeuer, denn das Laugenbad war doch eine gar zu erschreckliche Perspective. Glücklich demonstrirte ich ihm einen Skrupel nach dem andern weg, und endlich rief er: Meinetwegen, es soll sogleich geöffnet werden. Baden müssen Sie, da kann ich Ihnen nicht helfen; aber Sie mögen sich dazu entkleiden. — Nun commandirte er: Johann, Severin! zieht euch an's Ende des Ganges zurück, und deutet dem Herrn Doctor aus der Ferne das Gemach mit dem Laugenbade an. Daß ihm aber Keiner nahe, bevor er d'rin sitzt.

Seufzend ergab ich mich in die unerläßliche Bedingung, aber kühner geworden durch die Ueberzeugung, wie wichtig ihm der Doctor war, parlamentirte ich nun wegen der Aufnahme von Kutscher, Pferd und Schlitten.

Ist mir sehr leid, die kann ich nicht bei mir aufnehmen, sagte er trocken.

Ich wies nun scheinbar gelassen auch sein Anerbieten für meine Person zurück.

Nun, nun! rief er ganz ärgerlich, — ich habe freilich keinen Raum, aber in's Teufels Namen, ich will's ja möglich zu machen suchen. Hat den Kutscher und Zubehör aber morgen die Cholera hingerafft, so habe ich mein Gewissen verwahrt.

O sorgen Sie nicht! erwiederte ich entzückt. — Killan fürchtet die Dame so wenig als ich; Pferde sind nicht als prädisponirt bekannt, und mein Schlitten hat wohl Neigung zum Brechen, aber nicht zur Brechruhr.

Endlich war der Sieg erstritten. Zauberhaft öffnete sich in dem Gebäge ein geheimnißvolles Thürchen. Ein langer, schmaler, aber hellerleuchteter Gang nahm mich im Hause auf. An dessen Ende zeigte sich eine Mannsgestalt mit einem Gewehre bewaffnet, das jeden kühnen Ansteckungsversuch mit Blut oder Tod zurückzuweisen drohete. Die Cholerawache war übrigens gegen uns andere Menschenkinder um ein Bein zu kurz gekommen, doch bot ihr Stelzfuß dagegen wieder eine geringere Ansteckungsfläche dar; ein Vortheil, den der kluge Hausherr bei der Bildung seiner Suite gewiß im Auge hatte.

Der Kauz sah in seiner rothen Weste und gelben Hosen sehr drollig aus. Unter einer thurmhohen Pudelmütze glotzte er mich ängstlich mit den schwarzen Augen an, und ich ging nur langsam, Schritt vor Schritt wie fragend vorwärts, aus Furcht, vielleicht die erlaubte Grenze zu überschreiten. In der Nähe einer Thür bedeutete mich die Wache mit der Hand, mich dort hinein zu verfügen. Ich gehorchte. Behagliche Wärme umströmte die erstarrten Glieder, all' meine Lebensgeister schlugen freudig mit den Libellenflügeln, und ich streckte mich bequem in einem Lehnstuhle hin.

Da fiel mein Blick auf die schauerlich beleuchteten Dampfwolken des furchtbaren Laugenbades im Hintergrunde des Gemachs. Wahrhaftig, der Cholera-Narr machte mir selbst unter der medificirten Bedingung seine Gastfreundschaft immer noch theuer genug. Ich legte also betrübt Mütze, Mantel und Pelzrock ab, und überlegte, wie ich dem Sanitätsunsinne wohl entgehen könnte. Und es war ja Nichts leichter. Nach einigen Minuten öffnete sich halb die Thür, und auf einer langen Stange erschien eine große Flasche mit Chlorkalk, unter der angehefteten schriftlichen Anweisung: damit überall den Boden zu bestreuen, da meine Effekten zu ihrer Reinigung von dem muthmaßlichen Contagio in diesem Gemache bleiben sollten. Ich that, was gefordert wurde, und nun erschienen auf dieselbe Weise Wäsche und ein vollständiger Anzug für mich, um rein genug das Gesundheitsasyl betreten zu können.

Endlich fragte die bekannte Wirthsstimme: Haben Sie bereits gebadet, Doctor?

Ich log ein dreistes: Ja! — und schlüpfte in die weiten Kleider. Als ich mit dem Anzuge fertig war, kündigte ich es an, und eine sechs Fuß hohe, unförmlich dicke Gestalt erschien nun an der völlig geöffneten Thür. Ich prallte einige Schritte zurück. Beinahe hätte ich jetzt kopfüber vor Schreck das Laugenbad gekostet, von dem ich mich so glücklich losgelogen.

Der Mann aber sprach freundlich: Erschrecken Sie nicht, Doctorchen! Was Sie sehen, ist nicht Alles Natur, sondern Sie müssen neunzehn Ellen Flanell abrechnen, die ich um diese Natur gewickelt habe. Dies Convolut steckt in verschiedenen Röcken und Jacken, und da über Allem diesem noch ein Pelzmantel hängt, so wird freilich nicht viel Grazie übrig sein.

Das wissen die Götter! lachte ich ohne Rückhalt, und dachte an Saphirs Cholera-Präservativmann. Neunzehn Ellen Flanell! Wer die um seine physische Erbärmlichkeit wickelt, der sollte doch mehr Courage haben. — Ton und Benehmen des Commandeurs der Gesundheitsfestung waren übrigens seit meinem vermeintlichen Laugenbade wie umgewandelt. Er machte den angenehmsten verbindlichsten Wirth, und, indem er mich die Treppe hinaufnöthigte, sagte er: Sie werden sich einen schlechten Begriff von meiner Lebensart und Humanität machen, da in Ihrer bedauernswerthen Lage Ihrem Eintritte so viele Schwierigkeiten entgegengestellt wurden. Allein die kannibalische Cholera tödtet alles menschliche Gefühl, und Sie werden mir gewiß zugeben, daß mir die Haut näher ist, als der Rock, und unter allen Nahen ich mir der Nahste bin.

Ich ließ seinen Egoismus unbekämpft, denn der meinige machte sich geltend durch ein beträchtliches Verlangen nach Trank und Speise, und um nicht von diesem nächsten Ziele abzuführen, nannte ich Alles klug und recht, was er gethan. — Er öffnete jetzt ein großes elegantes Gemach voll lieblicher Wärme, wo bereits mehre Gerichte dampften, und der Sorgenbrecher von Ungarn in herrlich geschliffenen Flaschen mir entgegenlächelte. Mein Magen schnitt beim bloßen Anblick die vergnügtesten Bocksgesichter.

Nun nehmen Sie Platz, Verehrtester! sagte der Flanellmensch, sich vergnügt die Hände reibend. — Nun wollen wir bedeutend schmausen und trinken, und dabei auf die neue Bekanntschaft, auf ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die dumme Cholera anstoßen. Zum Schlusse genießen wir Kaffee zu einer Pfeife echt türkischen Knasters. Ach, es ist bei all' dem Schrecklichen der Seuche ihre herrliche Eigenschaft, daß Kaffee und Tabak Präservative gegen sie sind. Was sollte aus mir Aermstem in dieser langweiligen Abgeschiedenheit werden, wenn ich meine beiden liebsten Genüsse entbehren müßte!

Ich gab mich ganz rücksichtslos der angenehmen restaurirenden Thätigkeit hin, und nach der Mahlzeit sagte er: Wir haben ja einander noch nicht vorgestellt. Sehen Sie, ich bin der Graf von Dwerzenski, und wen eigentlich habe ich in Ihnen das Vergnügen —?

Doctor Sebald aus Breslau, auf der Reise nach St. Petersburg, wo ich eine Professur antrete, antwortete ich. — Unmöglich war der Cholerahase ein polnischer Patriot, daher ich aus der Reise nach Rußland kein Geheimniß machte.

Ich freue mich ausnehmend, Sie bei mir zu sehen, versicherte er. — Aber, vortrefflichster Doctor, fürchten Sie denn, so ganz allein, die fatale Winterreise durch das jetzt so unruhige Polen nicht?

Ich sagte ihm, daß meiner Meinung nach ein Mann, wenn die

Digitized by Google

Umstände seine Thätigkeit erfordern, durch die bloße Furcht sich nicht abhalten lassen dürfe.

Ja, das klingt recht schön, ich lese so Etwas auch recht gern, aber die eigene Haut, das Leben, — ich bitte Sie, man hat ja nur ein Leben zu verlören.

Es wäre freilich nicht übel, — meinte ich — wenn man einige Dutzend Reserveleben, vielleicht in Form von Zündhölzchen bei einem chemischen Feuerzeuge, in der Tasche mit sich tragen könnte.

Eben trug Severin schwarzen Kaffee auf, brachte dann gestopfte türkische Pfeifen, und mir, um Alles analog zu machen, einen tückischen Schlafrock nebst gelben Pantoffeln.

Sind Sie nicht neugierig, — begann der Graf, als die Pfeifen brannten — die Verhältnisse Ihrer jetzigen originellen Lage zu erfahren?

Ich gestand freimüthig, daß mein materieller Mensch in seinem Hause bisher die Neugier immer groß an der Thür abgefertigt hätte.

Sie sollen gleich Aufschluß haben, sagte er. — Das Gebäude, in dem wir uns befinden, ist eigentlich ein Gartenhaus, zu meinem Schlosse gehörig, und von diesem nur durch den Park geschieden. Eines Morgens, als ich noch im Schlosse en famille weilte, stürzt mein Severin mit der entsetzlichen Nachricht an mein Bett: die Cholera habe bereits mehre Personen der Schloßdienerschaft ergriffen, und er habe sogar schlimmen Verdacht auf Comtesse Siona, — meine liebenswürdige Nichte, und selbst auf — meine Gemalin, da das ängstliche Hin- und Herlaufen und Getreibe die Wichtigkeit der Personen zu verrathen scheine. Bisher hatten nur Gerüchte über die Annäherung des asiatischen Würgengels uns geängstigt, nun aber erschien er in meiner furchtbarsten Nähe, war vielleicht nur durch ein paar dünne Tapetenwände von mir geschieden! Meine Situation war fürchterlich! Eine kleine Weile starrte ich in's Blaue, dann faßte ich mich, wie ein Mann muß, stürzte aus dem Bette, in die Kleider, an den Schreibtisch, und schrieb zwei Zeilen an meine Gemalin, mit der ich, beiläufig gesagt, auf sehr hohem Fuße lebte. Ich empfahl ihr dringend die Sorge für Siona, die ich sehr liebe, mehr als — meinen eigenen Sohn. Das Herz blutete mir, sie nicht mehr zu sehen, sie dem gewissen Untergange überlassen zu müssen. Aber die Gefahr war zu dringend, die christliche Pflicht der Selbsterhaltung überwog die Lust, mit männlichem Muthe zu prunken, wo er Nichts helfen konnte. Ich packte also meinen Nothkasten auf, den ich für alle Fälle in Bereitschaft hielt, meine beiden theuersten Bedienten mußten die andern Koffer mit den vorsichtig angeschafften Remedien aufnehmen, und so zog ich schleunig in dies Gartenhaus, das zur augenblicklichen Absperrung so geeignet war. Während einiger Tage bemühete ich mich um eine sichere Reiseroute, denn ich wollte fort aus diesem unseligen Lande. Allein ich hörte nun, die Seuche herrsche ringsum, und jetzt beschloß ich, gestützt auf meine medicinischen Kenntnisse, das mörderische Ungeheuer wenigstens nach Kräften von mir abzuwehren. Ich ließ also, mich ganz zu isoliren, soviel Proviant herbeischaffen, als möglich, und noch einigen Raum für Luft, Bewegung, Geflügel und Schweine übrig behalten. Die Gräfin ließ mir zwar gleich sagen, ich wäre durch eine Fabel hintergangen; Alles wäre gesund, und ich möchte nur wieder in's Schloß kommen. Aber ich traute nicht mehr; der Verdacht war einmal geweckt. Nur die consequenteste Vorsicht kann einigen Schutz vor der Ansteckung gewähren, und ich gelobte mir mit heiligen Eiden, Niemanden hereinzulassen, und käme St. Peter selber an die Pforte. Aber freilich, ein Doctor war mir eine höchst willkommene Erscheinung. Er gilt in diesen Tagen der Noth mehr als ein Apostel, und mußte eine Ausnahme machen.

Ich hatte ihm mit Erstaunen zugehört. O Cholera, du hast gewiß mehr dummes Zeug als Schreckliches angerichtet! Dieser Mensch verließ Alles, was er liebte — wenn er überhaupt lieben konnte — und wickelte sich egoistisch in neunzehn Ellen Flanell, um so in seiner Festung dem Tode zu trotzen! Dwerezenski war der beste Repräsentant aller jener ebenso inhumanen als mitunter höchst spaßhaften Contumaz- und Absperrungsgeschichten, womit man sich aus Angst und Unkunde später in Deutschland plagte. An dieser gräflich polnischen Flanellseele waren für alles Erhabene nicht nur Hopfen und Malz, sondern sogar Kaffee und Cigarren verloren.

Nach einem solchen Tage voll polnischer Februar-, Reise- und Cholera-Noth schlummerte sich's süß in den weichen Daunen dieses Gesundheitsallerheiligsten; doch störten mich einzeln wilde Träume von Flanellharnischen und qualmenden Laugenbädern.

Nach dem Morgenkaffee zeigte mein gefälliger Wirth mir mit Stolz seine Gallerie braungeräucherter Meerschaumköpfe und schöner Jagdgewehre, und dann spielte er mit großer Präcision Etwas auf der Bratsche, für die er so begeistert war, wie Weißflogs Geiger Fidelius.

Ich betrachtete jetzt, in gemüthlicherer Stimmung als gestern, die Umgebungen mit höherm Interesse, und ließ mich ins Gartenhaus umherführen — dieser Stiftshütte der Gesundheit, dieser Robinseninsel mitten in den Todeswogen des Choleraoceans. Alles zeugte von der Mode- und Bequemlichkeitsliebe des Grafen; allein der Nachäffungsgeist, welcher des Engländers wunderbare Mischung von Fashionable und Comfortable hier kaeikirt darstellte, störte den Reiz, den sonst das Stillleben eines originellen Charakters für mich hat.

Ich blätterte in den neuesten Nummers der „**Nowa Polska**," die ich auf einem Seitentische fand, und statt des gründlichen medicinischen Gesprächs, welches ich fortwährend fürchtete, gab dies dem Grafen Veranlassung, auf Polens Insurrection zu kommen. Er beklagte die patriotische Verblendung seiner Landsleute über ihre wahre Lage, und daß Chlopicki's, Lubecki's und Jezierski's vermittelnde Bemühungen fruchtlos geblieben wären.

Sie halten das Organ des unseligen Aufstandes in der Hand, sagte er, auf die Zeitung deutend, in steigender Heftigkeit. — Die furchtbare Flamme, von einer Handvoll jugendlicher Schwärmgeister entzündet, wird unsere Güter verzehren, und auf einem ungeheuern Aschen- und Leichenhaufen zu spät den Wahnsinn bereuen lassen, einen so ungleichen Kampf gegen das riesenmächtige Rußland versucht zu haben. Geben Sie Acht, ich habe Recht. Das Ende des Unglücks ist nicht abzusehen, und was meinen Schmerz vermehrt, ist, daß mein eigener Sohn Einer der wüthendsten Phantasten ist. Von seinen Wunden genesend, liegt er jetzt drüben im Schlosse, aber ich wette, sobald sein Arm wieder Kraft für den Säbel hat, eilt er, der väterlichen Gesinnung und Autorität zum Spott, zum Ruin seines Landes sein Herzblut zu vergießen.

Die Hoffnung einer neuen Selbstständigkeit Polens enthält die begeisternde Idee, welche —

Ach, geh'n Sie mir doch mit der Idee, unterbrach er mich ärgerlich. — Was hilft denn all' solcher Ideensalat, als daß man sich den Magen daran verdirbt, statt sich zu restauriren. Nein, ich halte mich an's Reelle. Und dann das Vaterland! Nun ja, ich bin in Polen zufällig geboren, ich liebe mein Land; aber ich bin zugleich ein Freund des Friedens, des gemüthlichen Lebens, und die russische Regirung hat mich noch nie darin gestört, und ruinirt unser Land nicht. Ich nehme die Verhältnisse, wie sie einmal sind, und wenn sie erträglich sind, so ist mir's gleichviel, wer herrscht, und ich verlange keine Aenderung, besonders wenn sie mit Geld und Blut erkauft werden soll.

Das Frühstück unterbrach seine egoistischen Erklärungen, die weder für Polen noch für Rußland eine entschiedene Sympathie übrig ließen. Ich schwieg verstimmt, denn ich verlange unter allen Umständen eine bestimmte Gesinnung, wie ich sie aus Peincip jetzt für Rußland hatte, dem ich meine wissenschaftlichen Kräfte weihen wollte. In Polens Lage sah ich, bei seiner Unfähigkeit und Uneinigkeit zur Selbstregierung, nur eine natürliche Folge des Weltgeschicks, daß die benachbarten Mächte sich des Heerdes fortdauernder Unruhen bemächtigten, und Polens nationales Unglück erschien mir als eine romantische Epoche der Weltgeschichte. Ich war von der Fruchtlosigkeit des jetzigen Kampfes überzeugt, wie der Graf; aber mich verdroß sein Indifferentismus, der wie auf einer Nußschale durch das Weltgetriebe schwamm, und ich hätte lieber ein Gespräch gehabt über Laugenbäder, Pfeffermünzthee und Cholera-Leibbinden.

Severin meldete dem Grafen, daß sein Sohn Kasimir dringend um Gehör bitte. Mit finsterer Härte schlug Dwerezenski es ab. Mich

Digitized by Google

wunderte nur, daß er nicht Befehl gab, auf Kasimir zu schießen. Bald kam der Diener indeß mit der Erklärung zurück: der junge Herr laßt sich nicht abweisen; um jeden Preis wolle er seinen Vater sprechen, und müsse er Gewalt gegen das Haus brauchen.

'Der Wahnsinnige!' murmelte der Graf. — Vielleicht ist er eben nur gekommen, mir trotz aller meiner Vorsicht den Tod mitzutheilen, den er schon in den Adern trägt.

Er ging unentschlossen ein paar Mal auf und nieder; er schien von Kasimir doch nicht das Aergste erwarten zu wollen, und sagte endlich mit seufzender Ergebung: So laß ihn nur herein! Aber gleich mit ihm in's Laugenbad, und reich ihm dann Kleider aus meiner Garderobe.

Gott sei Dank! rief Severin, des Befehles froh. — Der junge Herr trägt eine Doppelbüchse, und sieht so grimmig entschlossen aus, als wär's ihm eine Kleinigkeit, uns Alle wie Sperlinge zusammenzuschießen.

Was will denn der junge Mensch? murrte Dwerzenski weiter. — Was kann er wollen? Mich mit seinen Träumereien unterhalten? Das soll er bleiben lassen. Ich will Nichts hören, durchaus Nichts hören.

Ich schwieg fortwährend; ich wußte, wie hier die Sachen standen, nichts Besseres zu thun. Aber ich sehnte mich fort aus diesem Cholera-Narrenhause, der Schildkrötenschale des Egoismus. — Nach einer Viertelstunde etwa trat Kasimir ein, ein schöner, kräftiger Polenjüngling.

Ich komme Abschied zu nehmen, mein Vater! sagte er, des Grafen Hand fassend. — Meine Wunden sind heil. Ich kann meine Sehnsucht nicht länger bezwingen, und bitte um deinen Segen für meinen ernsten Gang.

Dacht' ich's doch! rief Dwerzenski mit rothem Zorngesicht, ihm heftig seine Hand entziehend. — Du kennst meine Gesinnungen, und scheust dich nicht, für deinen Ungehorsam und dein frevelhaftes Beginnen noch meinen Segen zu erbitten!

Kasimir heftete einen Blick voll unendlichen Schmerzes auf den Vater, und begann erst leise und in abgerissenen Sätzen, dann mit strömender steigender Begeisterung seine patriotischen Gefühle und Hoffnungen zu entwickeln.

Kalt und halb abgewandt hörte der Graf ihm eine Weile zu, dann unterbrach er den Redefluß mit den Worten: Ich stelle dir hier den Herrn Doctor Sebald vor, der nach St. Petersburg reist, sagte Dwerzenski zu seinem Sohne.

Kasimir verneigte sich stumm, ich aber fiel ein: Gut, daß Sie mich an meine Reise erinnern, Herr Graf! Ich denke daran, daß heute der 25. Februar ist, und daß ich also Eile habe. Ich werde gleich anspannen lassen. Empfangen Sie meinen innigsten Dank für Ihre gastliche Aufnahme.

Dwerzenski machte ein Schafsgesicht. — Nein, so schnell dürfen Sie mir nicht fort, sagte er dann mit mühsamer Freundlichkeit. — Wir haben ja noch nicht ein einziges medicinisches Gespräch gehabt.

Was soll es helfen? Mein Wissen als Doctor der Philosophie ist gegen die Cholera so unzulänglich, wie das Übrige. Bringt doch die fürchterlich Räthselhafte selbst die Aerzte um den Credit ihrer Kunst.

Das gräfliche Gesicht wurde noch länger. — Was, sie sind kein Arzt, kein Doctor der Medicin? Herr, dann haben Sie mich hintergangen!

Nicht ich, Sie selbst haben sich hintergangen, versetzte ich sehr ernst. — Ich kam als ein Verirrter im schauderhaftesten Februarwetter an Ihr Haus, und bat um Aufnahme. Ich sagte Ihnen, daß ich Doctor Sebald aus Breslau wäre, und nach Rußland reise; und damit sagte ich Ihnen die Wahrheit. Sie forschten nun weder nach meinen nähern Verhältnissen, noch fragten Sie nur, welche Fakultät mich graduirt habe. Ihre Freude über meinen Stand war mir freilich auffallend, allein ich nahm an, daß sie für die Doctoren im Allgemeinen passionirt wären. Oder sollten wir uns mißverstanden haben? setzte ich mit leisem Hohne hinzu; — dann bitte ich, mir die Art und Weise einer Ausgleichung —

Herr, fügen Sie nicht noch Beleidigungen zu Ihrem zweideutigen Benehmen! brauste der Enttäuschte, — oder Sie sollen den polnischen Edelmann in mir kennen lernen.

Erhitzen wir uns nicht, Herr Graf! entgegnete ich sanft, seine Hand fassend. — Ich bin Ihnen Dank schuldig; Sie haben mich durch Ihre Gastfreundschaft vom Tode gerettet, und ich werde meine Schuld nach besten Kräften abzutragen bemüht sein. Jetzt aber leben Sie wohl!

Ich begleite Sie! sagte Kasimir, und wandte sich nochmals mit bittendem Auge zum Vater, doch kalt und streng wies dieser nach der Thür.

So kommen Sie, Herr Doctor, sagte der junge Graf zu mir, seinen gewaltigen Schmerz niederkämpfend, und wir gingen. Er bat mich, ihn in's Schloß zu begleiten, und ich lernte dort an Gräfin Thekla, seiner Mutter und ihrer Nichte Siena die liebenswürdigsten Polinen kennen. Aber welche süße Ueberraschung wurde mir zu Theil, als sich die Thür öffnete, und Victorine, die unvergeßliche Victorine hereintrat. Sie war Gesellschaftsfräulein bei der Gräfin.

O welch ein Moment des Wiedersehens! Welche Fülle von Erinnerung und Hoffnung drängte sich in ihm zusammen, welche Bedeutung und Gestaltung gewann durch ihn meine Gegenwart! Du kennst das schöne Verhältniß und auch das Mißverständniß, dem es zum Opfer wurde. Später überzeugt von meinem Unrecht, sie für treulos gehalten zu haben, war es bei ihrer plötzlichen Abreise von Breslau und ihrem unbekannten Ziele auch zu spät zur reuigen Rückkehr zu ihr geworden. Hier hatte ich sie wiedergefunden, und Blick um Blick löste sich der Schicksalsbann, der jahrelang auf unserm Liebesglücke geruht hatte.

Die Gräfin und Siena begaben sich, tief verletzt durch Dwerzenski's jämmerliche Absperrung, nach Warschau, wohin Victorine, Kasimir und ich sie begleiteten. Es fanden sich zwischen mir und der Geliebten unbelauschte Viertelstunden, wo die alte Harmonie der Herzen wiederhergestellt ward, und mit der Ankunft in Warschau eine Reihe herrlicher Stunden, wo Alles, was Glück für mich auf Erden heißen konnte, in Victorinens Umarmung, in ihrem Blicke, in ihrem Kusse ausgedrückt war. Auf die Bitten der Mutter und Sienas, seiner heißgeliebten Verlobten, verweilte Kasimir noch einige Tage, ehe er zum Heere abging, ich aber fand keinen so dringenden Beruf, dem süßen Glücke der Gegenwart zu entsagen; ja ich dachte vielmehr an eine Entledigung oder Aufschiebung meiner petersburger Amtsverbindlichkeiten.

Die mich ergreifende Cholera, die in Warschau herrschte, machte dies bald zu einer Nothwendigkeit. Victorine wich Tag und Nacht nicht von meinem Krankenbett; sie pflegte mich mit der rücksichtslosen zärtlichen Aufopferung, deren nur die Liebe fähig ist. Als ich die furchtbare Krisis siegreich überstanden hatte, und langsam wieder völlig genas, mußte sie neben Siena als Pflegerin an's Bett der Gräfin treten, welche von der Krankheit niedergeworfen worden war. Weniger glücklich als ich, erlag sie der verlarvten Mörderin. Kaum aber hatten wir uns von der furchtbaren Bestürzung ein wenig erholt, als auch Victorine erkrankte, und ehe zwei Tage vergingen, der edlen Gräfin in den Tod nachgefolgt war.

Der Erzähler bedeckte die Augen mit der Linken, und schwieg. Ich ehrte dies Schweigen, das Mysterium des Schmerzes, in welchem ihm die geliebte Mädchengestalt und die an sie geknüpften theuren Erinnerungsbilder wahrscheinlich durch die umflorte Seele gingen. Endlich fuhr er fort:

Wozu über einen Schmerz sprechen, den auch das wärmste Mitgefühl, wie ich es bei dir voraussetze, nicht nachempfinden kann, weil ihm der hier blos subjective Maßstab fehlt. Siena stand nun, bis auf mich, einsam und schutzlos da, und ich hielt es für angemessener, sie unter der Obhut einer Respectsperson zu wissen, daher ich mit ihrer Bewilligung an Dwerzenski wegen ihrer Aufnahme schrieb. Er kam sogleich selbst, um sie abzuholen; er that als hätte ihm sein Flanellgewissen gesagt, wieviel er gut zu machen habe, und rieb sich nur still vergnügt die Hände über die unverhoffte Witwerschaft.

Ich war nun ganz allein mit meinem Unglück. Mein Herz

Digitized by Google

löste sich in wilden Strömen auf, aber sie drangen nicht in's Auge. Ich war für die Wissenschaft für jetzt verloren, und doch spannte sich jede Nerve in mir vor Sehnsucht nach einer wilden, wechselnden Thätigkeit, um dem entnervenden Schmerze an Victorinens Grabe zu entrinnen. Die weite Blutbühne Polens lag für solch' eine Thätigkeit vor mir aufgeschlossen; es trieb mich, die nationalen, trotzigen Interessen seines Volkes gleich Eiswällen meiner Brust zu vertheidigen, und entschlossen folgte ich seinem kühnen Adler. Ich kämpfte beständig an Kasimirs Seite, mit dem ich für Leben und Tod einen echten Bruderbund schloß. Wir waren bei Ostrolenka Beide schwer verwundet, und nach Warschau gebracht worden. Die Genesung ging langsam, und kaum war sie vollendet, als der Fall von Warschau hereinbrach. Nach der Einnahme von Wola hatten wir uns todesmatt vom heißen Todtentanze ein wenig niedergelegt, und als ich erwachte, war Kasimir — spurlos verschwunden. Mit einem neuen tiefbrennenden Schmerze verließ ich abermals Warschau, als seine Uebergabe entschieden war, und folgte dem Heerestheile, den Rybinski auf preußisches Gebiet führte. Ich machte von der Amnestie Gebrauch, welche das milde Herz meines Königs den preußischen Mitkämpfern an der Polensache willig verlieh. Von Breslau aus schrieb ich, als ich selbst und Polen einige Ruhe gesammelt, über meine letzten Schicksale einen kurzen Brief an Siena, und daß ich von dem verschwundenen Kasimir Nichts weiter erfahren. Der Polin einen Trostbrief schreiben zu wollen, wäre Ironie gewesen. Hier ist meine Geschichte zu Ende. Ich erhielt in Breslau ein Lehramt an einer höhern Bürgerschule, und mache jetzt eine Ferienreise.

Die Trinker hatten sich ziemlich verloren, und den duftenden Heuboden gesucht, das allgemeine Gastbett der Sudeten. Es war schon spät. Draußen erhoben sich jetzt plötzlich unruhige Stimmen, und wir wollten hinaus, zu sehen, was es gäbe. Doch eben trugen Männer einen verunglückten Reisenden herein, und legten ihn auf einen der leeren Tische. Ein blutiges Tuch um den Kopf deutete auf eine Verletzung dort.

Er ist beim Herabsteigen von der kleinen Sturmhaube gestürzt, und hat sich den Kopf ganz furchtbar zerschlagen, erklärte Einer der Träger auf Befragen. — Wir warnten ihn wohl, über den Felsberg zu klettern, aber der wunderschöne Mondschein machte ihm gar zu große Lust.

Sebald betrachtete aufmerksam des Fremden blutbesudeltes Gesicht. Es wurde Hilfe herbeigeschafft, auch ein Chirurg, der sich zufällig unter den zur Ruhe gegangenen Gästen befand. Er untersuchte die Wunden, erklärte sie den Umständen nach für ganz unbedeutend, und den Fremden nur in einer starken Betäubung, welche Sturz und Blutverlust veranlaßten. Als Sebald jetzt in das abgewaschene Gesicht des Verunglückten blickte, dem der Wundarzt eben einen Verband um die Kopfwunde legen wollte, rief er: Um Gottes Willen, das ist Kasimir!

Wie! Ists möglich! rief ich, freudig überrascht.

Ja, ja, er ist's, er lebt, mein theurer Waffenbruder! O Siena, welche Freude wartet deiner! erwiederte der Doctor außer sich, indem er die Umstehenden wegdrängte, und sich über den Ohnmächtigen warf. — Kasimir, mein Freund, mein Bruder, erwache!

Ruhig, ruhig! bat der Chirurg, und wollte ihn wegziehen, doch eben schlug Kasimir die Augen auf, erhob sich, und sein erster Blick fiel auf den Freund. Beide lagen einander lange und sprachlos in den Armen.

Wo bin ich mein Bruder! flüsterte Kasimir.

In der allerhöchsten Wohnung im ganzen Norden! erklärte Sebald. Der Chirurg aber meinte, zu mir gewandt, er sei jetzt hier unnöthig. Der Kranke werde die wohlthuende Ruhe nun wohl verschmähen, und die Freude desto heilkräftiger für ihn sein.

Der Pole, dem eine tiefe Leidensgeschichte in den bleichen Zügen ausgedrückt war, setzte sich mit Sebald zu mir an den Tisch, als Jener mich ihm als seinen Freund vorgestellt hatte. Er umarmte mich nach polnischer Sitte alsbald herzlich auch als *seinen* neuen Freund, und die Gläser erklangen dem neuen Bunde. Sebald verschwieg noch Siena's und ihres Oheims Anwesenheit, und bat Kasimir, als er sich hinlänglich erholt hatte, um den längst ersehnten Aufschluß über sein Schicksal.

Kasimir blickte verdüstert eine Weile vor sich nieder, als wühle er in schmerzlichen Erinnerungen. Dann sagte er: Du weißt, mein Bruder, wie ich von jeher Krukowiecki gehaßt habe. Es lag mir unwiderstehlich im Blute, ihn wie ein böses Geschwür am Herzen des Vaterlandes zu betrachten; meine schlimme Ahnung wurde zur Gewißheit durch die Gräuel des verhängnißvollen 15. Augusts. Ich mochte bei Krukowiecki verdächtigt worden sein, denn als ich dich verließ, ward ich plötzlich auf der Straße verhaftet. Ein alter redlicher Freund, der mich hatte fortbringen sehen, wußte mich nach einigen Tagen heimlich zu befreien, versah mich mit Geld, und wir verließen Warschau, ohne daß ich dich, bei den dängenden Umständen, davon benachrichtigen konnte. Wir folgten dem Heere nach Modlin und weiter, weiter. Laß mich kurz sein. Ich kam mit vielen andern Waffenbrüdern nach Paris, und ließ mich hier nach einiger Zeit für Algier anwerben. Von dort kehrt' ich ruhelos nach einem Jahre nach Paris zurück, und widmete mich eine Zeitlang den Wissenschaften, insbesondere der Philosophie und Geschichte. Dies Studium bewirkte, in Verbindung mit meinen Erfahrungen, daß sich meine heiße nationale Schwärmerei allmälich in der Betrachtung und Erkenntniß des *Menschenthums* beruhigte und auflöste. Ich fühlte mich freier und größer in dieser allgemeinen Erkenntniß der Weltverhältnisse, als in dem eigensüchtig abgeschlossenen nationalen Bewußtsein. Wie Griechenland und das allmächtige Rom unter gewissen Verhältnissen als politische Opfer des Weltgeschicks fielen, so sah ich mein einst so mächtiges Vaterland durch die Schuld seiner Geschichte fallen, und wußte in der Unabwendbarkeit seines Schicksals, wie im Bewußtsein meiner männlichen Pflichterfüllung, in der letzten Zeit einen Trost zu finden. Ich kehre zurück als ein Pole, aber mit einem andern Schmerze, mit andern Gefühlen und Gedanken überhaupt. Ich werde die kaiserliche Amnestie zu erwirken suchen; mein Vater wird sich mit mir versöhnen, und sie für mich erhalten, und Siena, meine Siena — sie lebt doch noch?

Sie lebt und harret deiner mit der alten Liebe, antwortete Sebald, die eben so erstaunt als erfreut war über die außerordentliche Sinnesänderung des Freundes, die ihren Beweggrund nicht in feiger Selbstsucht, sondern in einer hohen, geistigen Erhebung über das Nationalgefühl hatte, sobald es in seiner Abgeschlossenheit keine geschichtliche und vernünftige Berechtigung mehr zur Excentricität fand.

Ich habe an sie geschrieben, — fuhr Kasimir fort, — aber nie eine Antwort erhalten. Wer weiß, ob die Briefe an sie gelangten.

Gewiß nicht, sie würde sonst nicht vom Sehnsuchtsschmerze verzehrt werden, wie es den Anschein hat, entgegnete Sebald. Er sah mich dabei fragend an, und ich errieth ihn. Er war zweifelhaft, ob er für Kasimir oder Sienen das Wiedersehen am überraschendsten machen sollte. Endlich entschied er sich für's letztere, indem er dem Freunde das Hiersein Sienas und ihres Oheims mittheilte.

Unter hohen Freudenwellen umarmte ihn Kasimir, und gewann nur mit Mühe soviel Ruhe, um die Art der Überraschung mit Sebald besprechen zu helfen. Das lebhafte Gespräch Beider von Erinnerung und Hoffnung abwechselnd geleitet und durchbrochen, gewährte in schweigender Theilnahme mir einen hohen Genuß, und verzog sich in seliger Befriedigung bis in die Nähe des Morgens. Da trat Kasimir's Führer ein, und fragte, ob wir auf der Koppe den Sonnenaufgang sehen wollten; das Wetter sei vortrefflich. — Wir waren bereit.

Fast gleichzeitig ließ Siena den Doctor fragen, ob er sie auf der frühen Bergfahrt begleiten wolle, da ihr Oheim viel zu bequem und indifferent sei, dem großen Schauspiele auf dem Bergriesen eine Stunde zu opfern.

Sebald sagte sogleich zu, und es wurde beschlossen, daß Kasimir nachkommen sollte. Wir genossen Kaffee, und ich und Sebald verfügten uns zu der schönen Polin, die nicht lange auf sich warten ließ.

Digitized by Google

Der Führer spornte zur Eile; um uns her wurden die Stimmen vieler Bergfahrer laut, und wir zogen in reger Gesellschaft dem nahen Granitkegel der Koppe zu.

Mühevoll wurde der Gipfel erstiegen. Die Nacht lag noch über der unermeßlich scheinenden Ferne, wie die Zukunft vor dem verschleierten Auge der Gegenwart. Nur im Osten kündeten dämmernde Lichtstreifen — unbestimmt wie die Geburt eines Gedankens, wie alle menschliche Erkenntniß überhaupt — den werdenden Tag an. Seine Wiege ward ein Blutmeer; Lichtpfeile schossen als seine Verkünder empor wie geniale Ideen aus der Fläche der allgemeinen Intelligenz, und endlich streckte er selbst schüchtern das junge Strahlenhaupt aus dem Schooße der Zukunft. — Die Riesenberge unter uns, die weitverzweigten Familienglieder der Koppe, lagen noch tiefverhüllt; doch näher und näher jagten die Sonnenrosse, und zündeten das himmlische Licht an auf Höhen und in Thälern, bis wir selbst verklärt darin standen.

Schweigend stand Siona zwischen uns, das dunkle Auge fest auf den flammenden Nordost geheftet. — Dort liegt Polen! sagte sie endlich mit dem wunderbaren Schmelz der Stimme, und es war, als liege in diesen drei Worten und Tönen Alles, was sie je gedacht und geliebt, geschmerzt und erfreut, und zwei Thränen stahlen sich wie zwei Thautropfen über die blaßrothen Rosen der Wangen herab. — Ach, das ist ein Standpunkt, um eine Welt voll Glück oder Unglück mit dem Gedanken zu umfassen, jenachdem das Herz dazu die Berechtigung in sich fühlt! sagte sie, zu mir gewandt. — Aber der große Anblick, in den sich Herz und Geist verlieren, der erhabene Standpunkt, auf dem man sich so gesondert fühlt von den gewöhnlichen Höhen und Tiefen des Lebens, läßt kaum an seine Wunden und Narben, kaum an seine Entzückungen und kleinen Freuden denken. Das große Panorama ringsum, wie es das siegreiche Licht von der Nacht für den menschlichen Blick mit majestätischer Ruhe erobert, — das ist ein so einziger Gottesdienst, daß das Herz nichts Anderes fühlen, der Geist nichts Anderes denken kann, als eben nur Gott. Und doch, mein Freund, dringt meine unsterbliche Liebe, die Liebe zu Kasimir auch in meine hohe Andacht, und beweis't mir damit ihren höhern reinen Ursprung. O, wo weilest du, Geist meines Lebens, Blume meiner Erinnerung? Soll ich Dich denn niemals wiedersehen?

Wie suchend nach dem Entfernten flog ihr Blick wieder nach dem Horizonte, nach dem reizenden chaotischen Duftgewebe von Bergen, Thälern, Ruinen, Städten, Dörfern und der hoch hinten verschwimmenden Ebene; — da schlang sich ein kräftiger Arm um die weiche holde Gestalt, ein dunkles Auge blickte selig lächelnd in das ihre, und von den Lippen des männlich schönen Gesichts schwebte der Name: Siona!

Kasimir! stammelte die Überraschte, und sank in seliger halber Bewußtlosigkeit in die Arme des Wiedergefundenen.

Die Wäscherin Bozena.

Eine böhmische Sage von Ladislaw Tarnowski.

Die Schönen all', zu Göttinnen erkoren,
Die Galathen, Lauren, Leonoren,
Sie sind, wie sehr der Dichter Lob auch weihe,
Nicht so viel werth, als Schaum von Dinars Seife.
Melandez Waldez.

Zu Postelberg im Saazer Kreise an der Eger war an einem Frühlingstage des Jahres 1007 vor dem Schlosse ein so stattliches Gedränge und Getümmel von edlen Herrn, Wladiken und Rittern mit prunkvollen Kleidern und Waffen zu schauen, daß man über den hohen Rang dessen, der hier residirte und zu dessen Gefolge diese glänzenden Männer und Jünglinge gehörten, keinen Augenblick im Zweifel sein konnte. Und wirklich wohnte hier der Erste des Landes, Fürst Udalrich, der vor drei Jahren das Regiment angetreten, nachdem er Böhmen von der Knechtschaft des Polenkönigs Boleslaw Chrobry befreit, und nun alle Frühlinge in Postelberg Hof hielt, um sich in den Wäldern der Umgegend nebst seinen Getreuen mit der Jagd zu vergnügen. Auch gegenwärtig stand ein solcher Jagdzug bevor, denn die Herren ließen sich durch die Knappen und Diener die Hüfthörner umhängen, die längsten Spieße reichen und die flüchtigsten Renner vorführen, welche an Schnelle den Waldthieren nicht nachstehen durften, da man ohne Hunde jagte. Der fröhliche bunte Schwarm wartete aber des Herzogs, der noch im Schlosse verweilte.

Etwas seitwärts von dieser Gesellschaft stand ein ältlicher Rittersmann neben seinem Pferde, der an Länge des Wuchses die Andern überragte, doch eben so an hochmüthiger Haltung, die jetzt um so schroffer hervortrat, als sein Gesicht keine Jagdfreude belebte, sondern Zorn aus seinen düstern Augen sprühte. Der Gegenstand desselben schien ein alter Diener zu sein, der nicht jagdmäßig gerüstet war und mit Angst im Gesicht, die jedoch mehr erkünstelt als natürlich aussah, auf den Ritter zueilte.

„Schurke!" rief ihm dieser zu, als er nahe genug war, „wie lüderlich und saumselig bist Du in meinem Dienste! Danke es Deinem Schutzpatron, daß wir jetzt nicht drinnen im Schlosse sind, wo ich die Macht hätte, Dir Fleiß und Gehorsam einzuschärfen. Erwartete ich Dich nicht bereits gestern Abend?"

„Verzeiht!" entgegnete keuchend der Alte.

Doch der Erzürnte ließ ihn nicht ausreden, sondern riß ihn hastig zu sich heran und raunte ihm mit seinem dröhnenden Baß in's Ohr: „Halt's Maul, Hundeseele! und entschuldige dich nicht, sonst trete ich Dir die Eingeweide aus dem Leibe! Aber sage bei allen Teufeln! Was hast Du ausgerichtet und in Erfahrung gebracht in dem alten Strauchdorfe, das einen Schatz hegt, um den es jede Königsstadt beneiden kann? Wer ist der Engel, und auf welche Weise kann man seiner habhaft werden, ohne Geheul und Halloh? Denn hoffentlich hast Du mich nur deshalb so lange warten lassen, um die Gelegenheit auf's Beste zu erkunden. Wäre dies nicht der Grund gewesen, so —" er schüttelte den Alten hin und her und heftete durchbohrende Blicke auf ihn.

„In der That, edler Herr! war dies der Grund meines langen Ausbleibens," entgegnete der Alte, „denn ich hatte einen schweren Stand bei den groben und mißtrauischen Dörflern, und was hätte Euch denn mein gestriges Wiederkommen genützt, wenn ich nur halbe Auskunft gebracht statt der ganzen?"

„Eile, Schurke! die Augenblicke sind kostbar," mahnte der Ritter; „und dann versteht es sich von selbst," setzte er leiser hinzu, „daß Du, bei Deinem Leben! gegen jeden schweigst über die Sache. Mir ist ohnehin die Nähe des Hofes und seiner lüsternen und neugierigen Gesellen sehr ärgerlich, und ich würde toll, wenn Jemand das Kleinod ausfindig machte und mich um die Erstlinge dieses Göttergenusses prellte. Also rasch: Was weißt Du?"

„Erstens weiß ich," redete der Diener, „daß von den Dirnen, die vorübergehend Engel für Euch waren, keine diesen Beinamen so verdient, wie die bewußte Jungfrau."

„Das weiß ich auch; aber rasch weiter, langweiliger Spitzbube!"

„Und zweitens weiß ich", fuhr der Alte fort, „daß die bewußte Jungfrau stolz ist wie eine Königin, der selbst Grafen und Ritter nicht vornehm genug sind!"

Digitized by Google

„Ich werde sie schon demüthigen; aber laß ihre Eigenschaften bei Seite und berichte, wie ich an die Dirne komme."

„Und drittens weiß ich," redete der Alte weiter, „daß die bewußte Jungfrau —" Ein Trompetenstoß unterbrach ihn und er war seines Berichts für den Augenblick überhoben; denn fluchend schwang sich der Ritter, welcher in des Herzogs Nähe eilen mußte, auf das Roß und sprengte an die Spitze des sich ordnenden Zuges, bei welchem Udalrich eben angekommen war. Mit einem Gemisch von Hohn und Freude sah der Alte dem Ritter nach. —

„Lasse Dir Zeit," murmelte er, „Du erhältst meinen Lügenbericht noch zeitig genug. Schon oft habe ich Dir Opferlämmlein in die Arme geführt, aber mit der Tochter des Domarod wird es nicht geschehen; war's doch, als wenn der Engel des Herrn mich geschlagen, als ich das Mädchen sah, so daß ich kaum ein Glied rühren und athmen konnte. Nein, diese Himmelsblume blüht nicht für alte Sünder, und so lange ich lebe, sollst Du, Herr Horžin! sie wohl in Ruhe lassen. Mögest Du den Hals brechen auf dieser Jagd, Seelenverderber!"

Nachdem er seinem Herrn diesen Segensspruch nachgesandt, begann der Zug eben im Walde zu verschwinden, und er begab sich in ein Nebengebäude des Schlosses.

Herr Horžin Borowski brach nun zwar nicht den Hals und beschädigte sich überhaupt gar nicht, aber dennoch sollte ihm der Wunsch des vielfach gemißhandelten Dieners einen großen Nachtheil bringen, so wie er auch auf das Glück der sämmtlichen Jäger einen schädlichen Einfluß auszuüben schien, denn trotz der Rosse Schnelligkeit, der Männer Gewandtheit und Waldeskunde, und der Waffen Güte und Zweckmäßigkeit ward keine Beute gewonnen. Die Dickichte waren wie ausgestorben an Thieren und nur die Stimmen der kleinen Vögelein, die wohl wissen, daß sie keine Beute für gewaltige Jäger sind, ließen sich fröhlich und wohlgemuth im Gefühl ihrer Sicherheit vernehmen. Der Herzog, ärgerlich über dies Mißgeschick, hielt auf einer freien Stelle im Walde an, um sein Roß etwas verschnaufen zu lassen und sprach zu denen, die ihm unmittelbar gefolgt waren: „Da überzeuge ich mich wieder einmal davon, daß Träume Schäume sind, und Narren diejenigen, welche an gute oder böse Bedeutung der Träume glauben. Mir träumte heute Nacht, ich erlegte auf der Jagd einen prächtigen Hirsch von schneeweißer Haut und mit goldenem sechszehnzackigem Gehörn geschmückt. Daß solch' ein Traum Jägern Glück bedeute, hörte ich bereits an Kaiser Otto's Hofe, wo Jeder daran glaubte; und nun vergleiche man diesen Traum mit meinem heutigen Jagdglück!"

„Mein Herzog!" entgegnete der Jägermeister Howora, welcher wegen seiner unerschütterlichen Anhänglichkeit an das regierende Haus von Udalrichs Vorgänger, Jaromir, zum ersten Herrn und Ritter nach dem Herzoge ernannt worden war, „der Tag ist noch nicht zu Ende! Und so wie man den Tag nicht loben soll vor dem Abend, darf man ihn auch nicht tadeln am Morgen. Ihr könnt noch eine gute Jagd haben, wenn Ihr das Revier verändert. Hier waren wir schon zu oft und wer weiß, wer bereits vor unserer Ankunft zu Peselberg hier gejagt und aufgeräumt hat. Gehen wir einmal hier links dieser Lichtung nach; sie muß zu großen und frischen Dickichten führen."

„Es sei!" sprach der Herzog mit einer Art Frohlaune, „der Jägermeister muß das verstehen, und darum wollen wir alle seiner Angabe folgen. Horowski! Begebt Euch zurück an den Rand der Wiese. Blaset die Andern zusammen, die sich zerstreut haben in ihrem Jägerschmerze und führet sie uns rasch nach, daß wir Euch nicht alle Beute vorweg fangen, und Euch dann nicht blos das leere Nachsehen bleibt."

Dann sprengte Udalrich an der Spitze der Schaar davon und Horowski schaute ihm grollend nach. „Dieser Auftrag," murrte er, „hätte sich besser für Deinen Leibbuben gepaßt, stolzer Nachkomme eines kaiserlichen Küchenknechts!*) als für einen edlen Ritter. Und daß doch der Teufel den Günstling Howora für seinen Rath hole, in dieser Gegend zu jagen! Denn da hinüber liegt das Dorf, wo die Flamme meiner glühendsten Sehnsucht wohnt, aber allerdings jenseits des Wassers," setzte er ruhiger und sich tröstend hinzu, „und es gibt dort keine Furth. —"

So ritt er langsam zurück, um sich seines Auftrages zu entledigen.

Mittlerweile durchstrich der Herzog mit seiner Geleitschaft die noch nicht betretene Waldgegend, welche Hindernisse und Beschwerden in Menge bot, aber an Wild eben so arm zu sein schien, als die Gegenden, welche man verlassen hatte. Man gewahrte zwar allerdings hie und da ein Stückchen Hochwild, aber es fand in den Falten dieses unwegsamen Terrains, wo oft erst das Schwert eine Bahn öffnen mußte, immer so zeitig Gelegenheit, sich unsichtbar zu machen, daß es Thorheit gewesen wäre, eine spezielle Verfolgung anzustellen. —

„Wo bleibt die gute Beute dieses Jagdtages?" fragte der Herzog, den jetzt sein Mißgeschick selbst zu ergötzen anfing, scherzend den getreuen Howora. „Ihr seid der Jägermeister und wir sind Euere Zöglinge und Gesellen. Wohlan! so schaffet Wild, denn wie sollen wir sonst die edle Waidmannskunst erlernen? Und dann beweiset uns, daß mein Traum keine Lüge war."

„Der Tag ist noch nicht zu Ende, mein Fürst!" entgegnete Howora! „und überdem scheint mir, daß Euer Traum ein Morgentraum war."

„Das war er; aber was folgt daraus?"

„Daß er auch in drei Tagen erst in Erfüllung gehen kann; doch hoffe ich immer noch die Erfüllung dem heutigen Tage, wenn nicht etwa die Jagd bald beendet wird."

„Dazu hätte ich fast Lust!" erklärte der Herzog, den Jagdspieß einem Trabanten übergebend. „Mein guter Renner ist müde, und es thut mir leid, ihn unnöthig abzuhetzen. Hoffen wir daher auf die Erfüllung meines Traumes binnen drei Tagen, und suchen wir den kürzesten Weg nach Hause. Vielleicht finden wir hier in der Nähe eine Furth; und dann wird Borowski, der sich noch nicht sehen läßt mit seiner Schaar, sich verwundern, daß wir wie verschwunden sind."

Der Zug lenkte sich an die Eger und suchte die gewünschte Furth. Es fand sich aber in der Nähe keine, und so mußte man die Lichtung noch eine weite Strecke verfolgen und kam endlich ganz unverhofft auf freies Feld und an ein Dorf, das nur der Fluß von unsern Jägersleuten trennte. Diese fanden hier bald eine Stelle, wo die Rosse ohne Gefahr und Beschwerde hindurch waten konnten, und Herzog Udalrich freute sich ungemein, in einem Theile des Landes, den er für unwirthbare Wildniß gehalten, eine Stätte reger Menschenkultur gefunden zu haben. So ritt er an der Spitze seiner Geleitschaft rasch auf das Dorf zu, um sich nach seinem Namen zu erkundigen, so wie nach seiner Größe und der Hauptbeschäftigung seiner Bewohner, als er am Eingange des Dorfes, in der Nähe eines Brunnens, plötzlich sein Roß so straumm anhielt, daß es sich um ein Haar mit ihm überschlagen hätte. Und auch die andern Reitersmänner hielten ihre Rosse so jäh an, als wären sie unversehens an den Rand eines bodenlosen Abgrundes gerathen, und mußte der Anblick, welcher sie zu solchem Beginnen zwang, ein im höchsten Grade überraschender sein. Und in der That war es auch so, denn an dem Brunnen befand sich eine Jungfrau, mit dem Spühlen und Schweifen frisch gewaschenen Weißzeuges beschäftigt, deren wundervolle, aus antiken und modernen Reizen harmonisch verschmolzene Schönheit diese Männer förmlich bezauberte.

Die schöne Wäscherin gewahrte den Reitertrupp nicht eher, als bis er ihr gegenüber am Brunnengeländer angelangt war, und jetzt blickte sie in harmloser Neugier auf, schlug die Wogen ihres halb offe-

*) Unter dem „kaiserlichen Küchenknechte" versteht der Ritter den böhmischen Herzog Boleslaw I., welcher zur Strafe für die Ermordung seines Bruders, des heil. Wenzeslaus, von Kaiser Otto dem Großen 964 gezwungen wurde, in der kaiserlichen Küche stehend einen Kessel an einer auf der Achsel ruhenden Stange über's Feuer zu halten. Herzog Boleslaw, erzählt man, habe sich vor Ermüdung am Heerde niedergesetzt, und der Kaiser ihm zugerufen: Tu sta (stehe Du); auch an der Stelle, wo dies geschehen ist, eine Stadt zu bauen befohlen, welche Tusta heißen sollte, woraus Tauss geworden ist.

Digitized by Google

nen glänzend schwarzen Haares aus dem Gesichte, schüttelte den Kopf über das seltsame Aussehen und Benehmen der Männer und fragte dann, woher sie kämen und was ihr Begehr sei.

Bei dieser Frage erwachte der Herzog aus der halben Betäubung, in welche ihn der Anblick dieser wunderbaren Schönheit versetzt, fuhr sich mit der Hand über die Augen, wandte sich zurück zu seinen Begleitern und fragte in lateinischer Sprache: „Täuscht mich denn eine Aufregung der Sinne, die dem Menschen vor's Auge bringt, was nicht existirt, oder seht auch Ihr diese schöne Jungfrau?"

„Ja, auch wir sehen sie!" erwiederten Einige, während Andere, deren Augen noch mit Staunen und Trunkenheit auf den Reizen der Wäscherin hafteten, stumm blieben.

„Wahrlich! glaubet mir," redete der Herzog weiter, „es ist kein kleines Wunder, daß ein armseliges Dörflein solch ein Geschöpf hervorgebracht, und keine kleine Ehre für das Böhmerland, daß er im Staube seines Bauernstandes solch einen Edelstein besitzt, der nur der Fassung bedarf, um alle hochgebornen Frauenjuwelen zu überstrahlen. Howora! fraget doch die Magd, wie sie heißt, für mich will sich solche Frage nicht ziemen."

„Wie heißt Du denn, mein schönes Kind?" fragte Howora in böhmischer Sprache die Jungfrau.

„Seid Ihr deshalb hergekommen, um dies zu erkunden?" gab sie ihm als Antwort naiv zurück. „Es wäre Euch nützlicher, um den rechten Weg Euch zu erkundigen, den Ihr wahrscheinlich verloren habt. Ihr wollt gewiß nach Postelberg, wo der Herzog im Sommer Hof hält. Doch kann meinen Namen Jeder wissen; ich heiße: Beženа."

„Fraget sie, ob sie den Herzog kennt!" gebot Udalrich dem Jägermeister.

Als dieser des Herrn Begehr befolgte, verneinte es Beženа mit den Worten: „Wie sollte ich den Herzog kennen, da ich nie aus dem Dorfe gekommen bin und der Herzog nicht so herablassend ist, seine Bauerngemeinden zu besuchen? Vielleicht weiß er gar nicht, daß dieses Dorf vorhanden ist und noch weniger, daß es Opuczna heißt."

„Sie hat Recht!" sprach der Herzog auf lateinisch. „Noch vor einer halben Stunde wußte ich in der That nichts von diesem Dorfe; ich will mich von nun an besser um meine Dörfler kümmern, die das Mark des Landes sind. Doch reiten wir jetzt heim, denn wir beginnen, Aufsehen zu machen, und es lauft dort an der ersten Hütte ein großer Schwarm von knüttelbewaffneten Männern zusammen, die vielleicht glauben, wir wären gesonnen, einen Fredel auszuüben, nach Art wüster Männer; zudem will ich auch nicht, daß die Jungfrau ferner der Gegenstand einer öffentlichen Verhandlung sei. Nun fraget sie nach dem rechten Wege, lieber Jägermeister! und saget ihr vorher, daß der Herzog das Dorf Opuczna kennt und es nächstens besuchen wird."

Howora entledigte sich seines Auftrags; Beženа jedoch lachte dazu und sprach: „Ich glaube es nicht, Herr! denn die Könige und Fürsten sind hoffärtig und geben sich nicht gern mit gemeinem Volke ab; doch mag der Herzog kommen oder nicht, das ist mir einerlei, sintemal er ein Mann ist wie alle Andern und z. B. wie Euer Nachbar, der wohl nicht böhmisch versteht, da er Euch wälsch in die Ohren raunt, und der auch wie ein Herzog aussehen würde, wenn er herzogliche Kleider an hätte. Was nun den Weg nach Postelberg betrifft, so reitet nur durch's Dorf, dann links durch's Gehölz und das Städtlein liegt Euch vor der Nase."

„Hab Dank für Deine Auskunft, schöne Beženа! und gehab dich wohl, auf Wiedersehen!" sprach jetzt der Herzog im reinsten Böhmisch zu dem staunenden Mädchen, das vor dem Blicke, mit dem des Herzogs Augen redeten, die ihrigen zu Boden senkte. —

So setzte Udalrich sein Thier in Trab und eilte mit den Seinigen durch das Dorf, welches sich über die glänzende Cavalkade wunderte, und bald hatte man auch das Gehölz zurückgelegt und befand sich eine kleine Strecke von Postelberg, in dessen Schloßthor die Herren eine Viertelstunde später einritten. Der Herzog war so zerstreut, daß er die Treppe hinauf in sein Zimmer reiten wollte, was dem Gefolge zu mancher heimlichen, gutmüthig spöttelnden Bemerkung Veranlassung gab, und als er, blos den Howora begleitet, auf die gewöhnliche Weise in sein Zimmer gelangt war, da ging er eine Weile, wie im Innern mit sich kämpfend, auf und ab, und blieb endlich dicht vor dem ahnenden Jägermeister stehen. —

„Howora!" sprach er mit feierlicher Rührung, die seine Augen feuchtete, „will's Gott, so geht mein Traum noch vor dem dritten Tage in herrliche Erfüllung, und durch Euern Rath habe ich mir heute die edelste Beute erjagt. Will's Gott, so habe ich für Böhmen eine Landesmutter gewonnen, die einst in den Büchern der Geschichte einen Ehrenplatz erhalten wird, den nicht erst Schmeichler und bestochene Skribler auszuschmücken brauchen. Howora! die Jungfrau am Brunnen von Opuczna wird morgen Böhmens Herzogin! Und würde das als unzulässig und den Landesgesetzen zuwider gedeutet," setzte er in heftiger Aufregung hinzu, „und würde man mich zwingen wollen, eine fremdländische Prinzeß heimzuführen, so resignire ich, und Beženа wird dennoch mein Gemal, das Gemal eines in abgeschiedener Stille lebenden einfachen Rittersmannes!" —

Hier warf sich der Herzog in einen Armsessel, und sah mit ängstlicher Erwartung in das Gesicht des Jägermeisters, ohne dessen Bestimmung er nichts Wichtiges zu unternehmen pflegte.

„Mein Fürst!" entgegnete Howora mit Ruhe, „ein solcher Schritt will überlegt sein, schon bei dem einfachen Privatmanne, der blos sein persönliches Wohl im Auge hat, um wieviel mehr bei einem regierenden Herrn, dessen Gemalin auch zugleich die Herrin des Landes ist! Die außerordentliche Schönheit des Mädchens hat Euch geblendet, wie uns Alle, und im Sturm der Leidenschaft, den die Sinne in uns angefacht —"

„Halt!" unterbrach ihn der Herzog, „Ihr mißverstehet mich, mein wackerer Freund! Ihr glaubt, sinnliche Liebe fessele mich an dies Mädchen, und der plötzliche und ungewohnte Anblick überraschender, äußerer Formen-Schönheit habe meine Vernunft im Strome wilder Phantasien ertränkt! Dem ist aber, Gott weiß es! nicht also. Ich verspürte nicht die mindeste Regung von Sinnlichkeit beim Anschauen des Mädchens, dessen Schönheit mir geistig wohlgefiel; und, wahrlich! mein Auge hat sich durch meinen mehrjährigen Aufenthalt an den Höfen zweier Kaiser an den Anblick allbewunderter Schönheiten sattsam gewöhnt. Nein, eine Stimme, die nicht den süßschmelzenden Klang der Sinnlichkeit hatte, rief in mir: Diese ist werth, Dein Gemal und Böhmens Mutter zu werden, und dies war, wenn nicht Gottes, doch meines Schutzengels Stimme, der nur Gottgebeißenes sprechen kann. Es frägt sich nur, ob die Landesgesetze gestatten, daß das Mädchen meinen Fürstensitz mit mir theile oder ob ich zwischen ihr und ihm zu wählen habe. Ihr kennt die Gesetze besser als ich und werdet mir sichere Auskunft geben können.

„Wenn Ihr so fest entschlossen seid, mein Fürst! Euer Vorhaben auszuführen, und dies auf so guten und sichern Gründen beruht, so wüßte ich nicht, was der Ausführung entgegenstände. Denn ein Landesgesetz, welches Böhmens Herzogen vorschriebe, sich ebenbürtige Gemalinen zu suchen, existirt nicht, und das Einzige, was man Eurer Heirath nachsagen könnte, wäre, daß sie gegen Gebrauch und Herkommen streitet. Aber Gebrauch und Herkommen veraltet und stirbt ab im Umschwunge der Zeit, die neue Begriffe bringt und sich neue Sitten schafft; und sollten etwa einige Wladiken unwillig darüber sein, daß Ihr nicht eine ihrer Töchter zum Gemal erkieset und Euch deshalb zur Rede stellen, so erlaubet nur, daß ich dann Eure Heirath vertheidige, und die unwilligen Knasterbärte werden sich beruhigen."

In freudiger Bewegung sprang der Herzog auf und umarmte den erprobten Freund und Berather, dann ernannte er ihn zu seinem Freiwerber bei Beženа, gab ihm die Instruktionen für die Werbefahrt, welche am andern Morgen stattfinden sollte und ließ dem weiblichen Personale seines Hofhaltes melden, daß es sich für morgen auf vornehmen Frauenbesuch vorbereiten solle.

Hatten sich die Bewohner von Opuczna schon höchlich verwundert über die Jägerkavalkade, so wunderten sie sich am andern Morgen noch viel mehr, als der Jägermeister, der erste Mann im Lande nach dem Herzoge, in feierlicher Amtstracht, begleitet von zwei fürstli-

Digitized by Google

chen Wappenherolden mit Fahnen, und gefolgt von zwölf prächtig geharnischten edlen Reitern, hinter welchen Diener ein milchweißes, geduldiges Saumrößlein mit Stirnbusch und rothsammtner Decke, die bis auf die Erde hing, führten, langsam in das Dorf einritt, die Männer eine feierliche Trompetenweise blasen ließ, als würde eine fürstliche Person eingeholt, und endlich vor der Hütte anhielt, die dem Domarod und seinem Weibe Samoberka gehörte, den Eltern der schönen Boženа. Da der Jägermeister, welcher seine Werbung zu Pferde anbringen mußte, durch die niedere Thür nicht in das Vorhaus reiten konnte, so wurden Boženа's Eltern durch die Herolde mit lauter Stimme auf die Straße beschieden und hier redete Howora die Verwunderten, umgeben fast von der ganzen Bevölkerung des Dorfes, also an: „Liebe, getreue Eltern der schönsten und tugendsamsten Tochter! Ihr sollt wissen, daß ihr und Euch große Freude und Ehre widerfahren ist: Unser gnädigster Fürst und Herr, Herzog Udalrikus von Böhmen ist ernstlich und freudig gewillt, Eure Tochter Boženа zum ehelichen Gemal zu nehmen nnd den Fürstensitz mit ihr zu theilen, daß sie als eine getreue und liebende Landesmutter ihm die Sorgen der Regierung erleichtere. Herzog Udalrikus schickt mich darum anher, seine Werbung anzubringen und Euch zu bitten, wenn Ihr nichts einzuwenden habt, mir Eure Tochter Boženа einzuhändigen, daß ich sie führe nach Postelberg zur Trauung mit unserem fürstlichen Herrn, davon Ihr Zeuge sein sollt! Und nachdem die Hochzeit auf Postelberg gefeiert worden, führt der Herzog, dann Euer erlauchter Eidam, sein junges Gemal in das Haus der herzoglichen Väter auf dem Wissehrad!"

Von unbeschreiblichem Staunen durchdrungen, das ihnen kein Wort der Entgegnung gestattete, standen die Eltern Boženа's vor dem herzoglichen Freiwerber, so daß dieser vom Rosse steigen und mit ihnen gemüthlich reden mußte nach Dörflerart, um nur zu erfahren, ob sie auch seinen Antrag verstanden hätten. Vater Domarod faßte sich zuerst, dann faltete er die Hände nnd sprach mit zitternder Stimme: „Siehst Du, Mutter! Da erfüllt sich mein Traum von dem hellen Feuer, das auf meiner Ackerfrucht loderte, ohne sie zu versengen, maßen die Flamme kühl war, wie der Abendwind, wenn der Thau fällt. Gott sei gelebt für diese Gnade! Kommt, edler Herr! nnd empfangt meine Tochter in Gottes Namen!"

So führte er den Jägermeister, dem die zwei Wappenherolde folgten, in das Vorhaus und hinter einen Bretterschlag, wo Boženа, auch heute mit Wäsche beschäftigt, an einem Troge kniete, und neben ihr Mutter Samoborka, die sie schluchzend umarmt hielt nnd in unzusammenhängenden Worten der Tochter das ihr bevorstehende Glück deutlich zu machen suchte. Boženа wußte indeß schon, um was es sich handle. Sie hatte die laute Rede Howora's Wort für Wort vernommen und war davon so ergriffen worden, daß man, wenn die Verhandlung draußen länger gedauert hätte, die schöne Wäscherin ohnmächtig gefunden haben würde. Nun hatte sie aber eine Stütze an der Mutter und eine Hilfe an den Thränen derselben, die ihre eigenen hervorlockten und die krankhafte Aufregung und Erschütterung beseitigten, welche ihr die Worte des Jägermeisters zugezogen. Dennoch war ihre Stimmung keine freudige, als sie jetzt dem Freiwerber übergeben wurde, der es durchaus nicht zugab, daß sie ihr Negligee mit einem vollständigen Anzuge vertauschte, sondern ihr einen goldgestickten, weiß seidenen Mantel umhing, der ihre ganze Gestalt mehr als nöthig bedeckte.

Es war ihr unbeschreiblich weh im Herzen und sie zitterte vor Furcht und Angst, einem fremden Manne überantwortet zu werden, den sie, ihrer Meinung nach, nie gesehen, von dem sie nicht wußte, ob er ein guter Mensch oder ein Bösewicht, ob er liebenswürdig oder unausstehlich sei, und da das gute Kind von dem Leben einer Fürstin die abenteuerlichsten Begriffe hatte, so war es ihm gerade so, als solle es mit Gepränge in ein schönes Gefängniß gebracht werden und allen Freuden auf immer Valet sagen.

Daher wollte Boženа's Thränenquell trotz aller Tröstungen und Aufmunterungen nicht aufhören zu fließen, und sie ließ sich schluchzend und mit verhülltem Gesichte auf das Saumrößlein heben. Hier publizirte sie Howora als künftige Herzogin von Böhmen; der Publikation folgte eine schmetternde Trompeten-Fanfare und dieser das brausende Jubelgeschrei der versammelten Dörfler, welche vor Freuden über die Erhöhung ihrer jungen Nachbarin fast außer sich waren.

Als wieder Stille eingetreten war, sprach Howora mit lauter Stimme zu dem Vater der Herzogsbraut: „Ich darf Dir verkünden, daß Du als Edler von Perucz von dem Hochzeitsbankett, zu welchem Dich zur rechten Zeit eine Gesandschaft des Herzogs mit Deiner Gattin abholen wird, hieher zurückkehren wirst, von des Herzogs Gnade reich ausgestattet; und Ihr Dörfler von Opuczna sollt wissen, daß nach des Herzogs Willen dies Dorf von jetzt an Perucz heißt, weil der Herzog sein edles und liebes Gemal das erste Mal mit Waschen beschäftigt sah, daß unter diesem Namen dies Dorf unserm Herrn stets eine theuere Stätte bleiben wird und daß er Euch die Erlaubniß gibt, innerhalb dreier Tage von ihm eine Gnade zu erbitten, die der Gemeinde von Perucz frommt und die er gewähren wird, wenn es irgend in seinen Kräften steht. Herolde! vertheilet die Spende! Und Ihr, edle Frau Herzogin! faßt Euch, und nehmet dem Brauche gemäß diese sammtenen Zügel in Eure feine Hand!"

Die Herolde warfen reichlich Gold- und Silbermünzen unter die Menge und der Zug ordnete sich diesmal hinter Boženа, neben welcher der Jägermeister ritt. Boženа aber weinte noch immer fort, was einer der Ritter in der hintersten Reihe übel nahm und, zu einem Nachbar gewendet, tadelte.

„Liebe Herren!" sprach ein alter Dörfler, der den Tadel gehört hatte, „deutet dies der Jungfrau nicht übel, denn die Ueberraschung war allzu groß, und wir Männer wissen ja eigentlich gar nicht, was Alles bei solchem Anlaß im Busen eines Weibes vorgeht. Auch dem erlauchten Vater Přemisl blieb der Bissen im Halse stecken, als ihm, wie er eben Käse und Brod auf eisernem Tisch verzehrte, die Botschaft ward, daß er Herzog von Böhmen werden sollte und Vater Přemisl war doch ein kräftiger Mann. —"

Boženа zog mit den Männern von dannen, gesegnet von den Eltern und bis weit der's Dorf hinaus begleitet von dessen jubelnden Bewohnern, und gelangte auf das Schloß zu Postelberg, wo sie die Frauen des Hofhalts ehrfurchtsvoll in Empfang nahmen, um ihr fürstliche Feierkleider anzulegen. Sie hemmte zwar jetzt ihre Thränen aus Scham vor den fremden Frauen, doch ihre Angst vor dem Herzogs, dem sie nun vorgestellt werden sollte, nahm eher zu als ab, und zitternd an allen Gliedern ward sie im fürstlichen Brautschmuck in den großen Saal der Burg geführt. Hier verlebte sie zwei qualvolle Minuten; doch als die Thür sich öffnete nnd der Jägermeister ihr einen Waidmann als den Herzog vorstellte, denselben, dessen Abschiedsblick am Brunnen ihr so tief in die Seele gedrungen war und die erste Liebesahnung in ihrem Herzen geweckt hatte, und als der Herzog sie achtungsvoll und zärtlich empfing, als sei sie eine geborne Prinzeß, da schwand urplötzlich ihre Angst und in Wonneschauern sank sie an die Brust des fürstlichen Bräutigams.

Noch denselben Tag fand die Trauung statt, bei welcher die junge Herzogin ihren nicht ganz christlich klingenden Namen mit dem Namen Beatrix vertauschte, und Abends das einfache und dennoch prächtige Hochzeitsbankett, bei dem sich die Braut, durch den Strahl der Liebe begeistert, der sie hier zum ersten Mal mit seiner Wunderkraft durchzückte, so taktvoll benahm, als sei sie von jeher in vornehmer Gesellschaft heimisch gewesen. Alles war entzückt über die ehemalige Bäuerin und Wäscherin Boženа.

Gegen Mitternacht, als eben die letzten Klänge der Hochzeitsmusik erschallten, sprengte höchst ermattet und wüthend über sein seltsames Mißgeschick, der Ritter Herzin Borowski in das Schloß.

Von dem Theile der Jagdgesellschaft, welchen er gestern dem Herzoge hatte nachführen sollen, war kein einziger Mann in Folge seines Hornblasens erschienen, obwohl er seine Lungen auf's Aeußerste angestrengt, und er hatte sich beim Suchen dieser Mannschaft, die am Morgen des Hochzeitstages ganz wohlgemuth zurückgekehrt war, mehr in der Wildniß seiner schwarzen Gedanken, als in jener der Waldpfade dermaßen verirrt, daß er erst jetzt den Heimweg gefunden. Noch voll

Digitized by Google

von seinen Plänen, die er mit der schönen Bäuerin hatte, war ihm gegenwärtig alles Andere gleichgültig; und so erkundigte er sich nicht erst nach der Bedeutung der fröhlichen Klänge, die er vernahm und welche er für die Begleitung eines der gewöhnlichen Abendbankette hielt, wie sie häufig auf Schloß Postelberg vorkamen, sondern begab sich sogleich in sein Quartier, ließ sich entkleiden und foederte den alten Diener zu sich, dessen ausführlichen Bericht über den Gegenstand seiner dermaligen Flamme anzuhören, er nun alle Muße hatte.

Der Alte erschien bald; auf seinem Gesichte lag ein wunderliches Gemisch von Freude und Ingrimm, das seine Demüthigkeit und seine kriecherischen Manieren eigentlich als Hohn erscheinen ließ. —

„Nun beende Deinen Bericht, der gestern durch den Trompetenstoß unterbrochen wurde," sprach Borowski, sich behaglich auf ein Ruhebett streckend und nach dem kräftigen Imbiß langend, den man vor ihm aufgetragen. „Du kannst jetzt so lang und so breit erzählen, als Deine geschwätzige Umständlichkeit nur immer verlangt. Ich gedenke morgen — heute bin ich schon zu ermüdet — die Wahrheit Deines Berichtes zu prüfen, indem ich den Weg einschlage, den Du mir angeben wirst."

„Und jetzt werde ich mich gerade recht kurz fassen können über die Schöne von Opuczna, gnädigster Ritter!" entgegnete der Alte, „damit Ihr Euere Ermüdung recht bald durch süßen Schlaf überwinden möget. Es gehen wunderliche Dinge in der Welt vor, die manchmal Mährchen zu sein scheinen und doch Wahrheiten sind. Was ich gestern von der Jungfrau wußte, habe ich Euch mitgetheilt, nämlich daß sie schön wie ein Engel und stolz wie eine Königin ist. Nun kam der Trompetenstoß, und der war Euch und mir von Vortheil, da er mein unnöthiges Gewäsche auf so lange abschnitt, bis ich Etwas erfuhr, was, so zu sagen, die Hauptsache ist; dieses eben, welches alle Euere Pläne umwirft, liegt zwischen dem Trompetenstoß von gestern und denen, welche Ihr jetzt eben schallen hört."

„Was ist geschehen? Sprich deutlich, Schurke!" herrschte Borowski; „ich will nicht hoffen —"

„Nein, hofft nichts, gnädigster Ritter!" unterbrach ihn der Alte, „denn Eure Hoffnungen — Ihr wißt schon, welche — sind eitel; aber fürchtet auch nichts, denn ich schweige wie das Grab, und die erlauchteste Frau weiß nichts von Eurem edlen Anschlage."

„Dummkopf!" wüthete der Ritter; „Du hast Dich berauscht mit einem Humpen gestohlenen Bankettweines! Soll ich Dich nüchtern machen?"

„Ich bin es schon, Euer Gnaden!" höhnte der Alte; „ich bin nüchtern wie eine taube Nuß, obwohl das heutige Bankett schon an und für sich geeignet wäre, einen treuen Patrioten zu berauschen, wenn auch dabei blos Egerwasser wäre getrunken worden. Doch damit wir die Sache kurz machen, schon Eurer Müdigkeit wegen, mein Gnädigster! nehme ich die durch den Trompetenstoß abgebrochene Rede wieder auf. Also ich weiß nach — macht Euch auf's Aergste gefaßt! — daß die Jungfrau von Opuczna des Herzogs Gemal und unsere erlauchte Landesmutter ist, in deren Dienst ich zu stehen das Glück habe. Die Klänge, welche Ihr vernehmt, sind die Begleitungen der Toaste, welche das Hochzeitbankett beenden, und nun, gute Nacht, edler Herr! und nichts für ungut! —"

Hier entsprang der Alte aus dem Zimmer und floh in ein wahrscheinlich schon vorher ausersehenes Versteck, um der Gewalt Borowski's zu entgehen, der wüthend, wie eine verwundete Schlange vom Bett aufsuhr und hinaus eilte, um den höhnenden Knecht zu erwürgen und dann zu erforschen, ob die Kunde, welche wie Wogensturz und Lawinendonner an seine Ohren geschlagen, Wahrheit sei. Ersteres gelang nicht, da, wie gesagt, der Alte sich gut versteckt hatte, und es blieb einstweilen nur Letzteres übrig. So schlich Borowski unbemerkt die Treppe hinan zu der Thür des Bankettsaales, und es bestätigte sich hier als Wahrheit, statt dessen er eher die größte Unmöglichkeit erwartet hätte. Er sah die schöne Dorfmagd als Herzogin, er sah ungesehen in den Himmel ihrer Augen, aber gleich einem Verdammten, dem der Einblick in den Himmel nur zur Vergrößerung seiner Qual gestattet ist; er schlich sich wieder davon, wie er kam, deutlich vernehmbar mit den Zähnen knirschend. Auf seinem Zimmer angelangt, war er bereits aller Müdigkeit ledig, kleidete sich an und sprach drohend: „Herzog! diese Bäuerin kostet dich den Thron! Laß mich dafür sorgen! —"

Dann eilte er in den Stall, nahm ein gesatteltes Pferd, führte es über den Hof vor die kleinere Burgpforte, die nur leicht verriegelt war, schwang sich in den Sattel und sprengte auf der Straße gen Prag dahin, um an dem Sturze und Verderben des Herzogs zu arbeiten.

Am Abende des dritten Tages nach obiger Begebenheit langte Herzog Udalrich mit seinem jungen Gemal auf dem Wissehrad an, und zwar ganz in der Stille und ohne besondern Empfang von Seiten der Bürgerschaft, da außer den Edelleuten, welchen Borowski inzwischen die unerhörte Neuigkeit mitgetheilt, noch kein Mensch in und um Prag von des Herzogs Vermälung eine Ahnung hatte. Doch am andern Morgen ließ der Herzog die Sache öffentlich bekannt machen und die ältesten und vornehmsten Wladiken zu sich berufen, denen er vermeldete, was für ein Glück ihm und dem Lande zu Theil geworden.

Die Wladiken, von Borowski, der sich unter ihnen befand, bereits von der Sache verständigt, stellten sich sehr verwundert, beriethen sich, wie es Brauch war, leise mit einander und erklärten dann, daß Borowski, als ihr Sprecher, ihre Meinung vortragen würde.

Finstern Auges trat der Ritter vor und sprach: „Gnädigster Fürst und Herr! Wir sind nicht wenig erstaunt über Eure Meldung und nicht wenig bekümmert zu hören, wie es Euch leicht ward, altes Herkommen zu verletzen; denn seit der Zeit Nezamisl's, dem Sohne Přemisl's, ist es allemal der Brauch gewesen, daß die Lopoten und Aeltesten aus den Wladiken ihre Herzoge mit frommen, tüchtigen und ebenbürtigen Gemalen zu versorgen pflegten; und wenn diese Ordnung von Heiden so gut in Acht genommen wurde, um wie viel mehr sollte ein christlicher Fürst sich hüten, sie zu verletzen! Ihr habt durch die unbesonnene und unerlaubte Ehelichung einer gemeinen Bauerndirne die Würde der fürstlichen Hoheit verunglimpft; denn wenn Ihr keine fremde Prinzeß heimführen wolltet, so mußtet Ihr eine edle Böhmin erkiesen und von uns erwarten, ob wir die Wahl billigen würden. Ihr könnt Euer Unrecht nur dadurch verbessern, wenn Ihr die Bäuerin wegschickt und Euch eine standesmäßige Gemalin nehmt."

„Das wird nimmer geschehen!" rief der Herzog erzürnt, der, da er den treuen Howora nicht bei sich hatte, seine Sache selbst verfechten mußte. „Wagt es nicht, mir das noch einmal vorzutragen. Ihr beruft Euch auf altes Herkommen und fangt bei Nezamisl an, und ich führe Euch Nezamisl's Vater und Vorgänger an, der ein Bauer war, und vom Pfluge weggenommen wurde, um zum Herzoge ernannt zu werden. Und wer war, wenn wir in die ganz alte Zeit zurückgehen, Krok, Böhmens erster Richter? Ein Bauer. Konnten nun diese Bauern regieren, und noch dazu besser als geborene Herren, warum sollte nicht eine Bäuerin die Gemalin eines regierenden Herzogs sein können? Eine fremde Prinzeß hätte dem Lande Schaden gebracht, da solche Weiber immer einen großen Schwarm von Hofleuten mitbringen, die gut besoldet sein wollen und auf die besten Aemter der neuen Heimath spekuliren. Eine edle Böhmin fand ich nicht, die mir gefallen hätte, und da ich nur für mich heirathete und nicht für Andere, so glaubte ich als Herzog das Recht zu haben, das selbst der geringste meiner Unterthanen besitzt, das Recht, nur die zum Weibe zu nehmen, die ihm dazu passend erscheint. Hört Ihr, wie das Volk jubelt, dem meine Herolde inzwischen die Neuigkeit verkündigten? Euch aber, Borowski! will ich rathen, nicht mehr als Sprecher vor mir aufzutreten, denn ich dürfte mich nur an eine Euerer Aeußerungen in Postelberg erinnern, Euern übrigen bösen Ränken nachforschen, und dann den Henker an Euch thun lassen, was in solchen Fällen seines Amtes ist. Ihr Uebrigen seid eingeladen, heute Abend der Nachfeier meiner Vermälung beizuwohnen, und bis dahin gehabt Euch wohl! —"

Die Wladiken, welche ihren zornrothen Sprecher zu Schnee verbleichen und mit schlotternden Knieen den Saal verlassen sahen, und

Digitized by Google

das immer lauter werdende Jubelgeschrei des Volkes vernahmen, standen ab von ihrer Zumuthung, verbeugten sich demüthig, brachten ihrem Herrn die üblichen Glückwünsche dar, und gingen dann Jeder seinen Weg.

Boženа oder Beatrix, eine der besten Fürstinen des Böhmerlandes, starb 15 Jahre nach dem Tode ihres Gemals unter der Regierung ihres Sohnes Břetislaw I., nämlich im Jahre 1052 und ward zu Altbunzlau in der Kirche St. Cosmae und Damiani, von dem Volke tief betrauert, herrlich bestattet.

Das Waldschloß.

Böhmische Sage von Ladislaw Tarnowski.

Bau mir im tiefen Wald ein Haus,
Wo kein Mensch gehet ein und aus,
Wo ich nur sehe Dich allein;
Und dort will ich Dein eigen sein.
W. Scott.

An den Hintergebäuden der Kaiserpfalz zu Regensburg ging an einem Sommerabende des Jahres 925 ein gar stattlicher junger Ritter auf und ab, der mit Ungeduld auf Etwas zu warten schien. Längere Zeit trieb er sich so auf dem ziemlich einsamen Platze herum, bald schneller, bald langsamer schreitend, als sich plötzlich um eine Ecke das verzweifelte Geschrei einer Menschenstimme und das wüthende Gebeul und Gebell einer großen Meute vernehmen ließ. Der Ritter eilte rasch nach der Stelle, woher der Lärm kam, und sah, daß mehrere Fanghunde, die durch einen Zufall aus dem Stalle entwischt sein mußten, über einen alten Mönch hergefallen waren, den sie bereits zu Boden gerissen hatten und eben zerfleischen wollten. Ohne Bedenken zog der Ritter seinen Degen und bestrebte sich, theils durch tüchtige flache Hiebe, theils durch den Ruf, mittelst dessen der Jäger die Hunde von der Beute loszumachen pflegt, den Mönch von der ihn bedrohenden Gefahr zu befreien.

Da die Hunde gut dressirt waren, so war des Ritters Bestreben von gutem Erfolge. Die Hunde ließen von ihrem Opfer ab und folgten dem lockenden Ritter innerhalb des Hofgitters, wo er sie einsperrte; dann ging er zu dem Mönche zurück, hob ihn auf und fragte ihn, ob er verwundet worden und im Stande sei, seinen Weg fortzusetzen.

Der Alte war zwar nicht verwundet worden, da ihn die dicke Kutte so ziemlich schützte, aber es hatte ihn eine solche gränzenlose Angst ergriffen, daß er weder fähig war, ein Wort zu sprechen, noch ein Glied zu rühren. Erst nach einigen Minuten bat er, und das mehr durch Zeichen als durch Worte, seinen Retter, ihn unter einen nahen Schuppen zu führen, damit er sich dort von dem Schrecken jenes Ueberfalls erholen könne. Der Ritter erfüllte gern diese Bitte; er setzte den Alten auf ein Bund Stroh und wollte ihn nun, da ihm weiter nichts fehlte, wieder verlassen, aber der Mönch hielt ihn zurück und bat ihn, eine kleine Erzählung anzuhören, die ihm von Vortheil sein dürfte.

„Ich habe sehr wenig Zeit, lieber Alter!“ entgegnete der Ritter. „Eine wichtige Bestellung . . . .“

„Meine Erzählung ist gewiß wichtiger,“ unterbrach ihn der Alte, „und Ihr könnt mir als guter Christ den Dienst nicht versagen, meine Beichte anzuhören, bevor ich sterbe, und die Schlüssel eines Geheimnisses in Empfang zu nehmen, das ich hinterlasse und von dem Ihr, meines Seelenheiles wegen, einen eben so guten Gebrauch machen sollt, als ich einen schlechten davon gemacht hätte, wenn ich nicht dem Tode so nahe wäre.“

„Ihr, der Kleriker, wollt einem Laien beichten?“ rief der Ritter verwundert aus. „Ich will einen der Burgkapläne zu Euch bringen.“

„Ich bin ein Laie wie Ihr, und ich muß Euch beichten,“ sprach der Alte mit Anstrengung, „weil ein Geistlicher den Gebrauch von meinen Schätzen nicht machen könnte, der mir frommt und den ich von Euch verlange. Setzt Euch nur zu mir und fürchtet keine Weitschweifigkeit oder gehaltlose Faselei. Was ich spreche, ist alles reine Wahrheit, und ich muß mich kurz fassen, da ich fürchte, der Tod könnte mich ereilen.“

Der Ritter mußte sich, obwohl sehr ungern, der Bitte des Alten fügen.

Dieser begann: „Wer ich eigentlich bin, oder besser gesagt, wer ich war, das mag Euch und denen, die mich einscharren werden, unbekannt bleiben. Es genüge Euch zu wissen, daß ich ein böser Mensch war, der dem Nächsten Unrecht zufügte, wo er konnte. Damit ich nun aber einen Zufluchtsort hätte für den Fall, daß die gemißhandelte Gerechtigkeit mit Waffengewalt gegen mich aufträte, und ich auf so lange als nöthig wie von der Erde verschwunden sein könnte, durchstreifte ich den Böhmerwald und fand im dichtesten und wildesten Gehölze eine von Felswänden umgebene Schauerstelle, wo wahrscheinlich vor mir noch nie ein Mensch gewesen und wohin auch nach mir Niemand kommen wird, der nicht meinen Wegweiser gelesen. An diesem Orte beschloß ich eine gewissermaßen unsichtbare Burg zu bauen und miethete mir 30 geschickte böhmische Werkleute, die nach unsäglicher Mühe den Bau zu Stande brachten. Dann ließ ich große Waffenvorräthe aufhäufen, und solche Anordnungen treffen, daß ich mich gegen Hunderte vertheidigen konnte, und so viel Getreide, Wein und andere Nahrungsmittel, die nicht verderben, in meine Gewölbe bringen, daß man mich nicht in zehn Jahren hätte aushungern können. Nachdem dies Alles vollendet war, gab ich den Bauleuten in einem Häuschen vor dem Schlosse ein Faß Wein zum Besten, wovon sie betäubt werden mußten, und als sie so wie todt da lagen, zündete ich das Häuschen an, verrammelte die eiserne Pforte, und ließ Alle jämmerlich verbrennen, damit außer mir Niemand um das geheimnißvolle Schloß wüßte und seine Existenz verrathen könne; denn ich wollte daselbst ganz allein hausen, keinen einzigen Genossen meines Treibens bei mir haben, weil das Geheimniß ein Vogel ist, der nur im eigenen Herzenskäfig sicher aufbewahrt wird; und damit ich noch besser geschützt wäre, zog ich eine Mönchskutte an, in welcher ich meinem frevelvollen Treiben besser obliegen konnte. Hier ereilte mich das Strafgericht; und während Ihr die Hunde abtriebet, die mich zerreißen wollten, ward mir durch des Herrn Gnade klar, was ich thun müsse, um wenigstens den an jenen dreißig Männern begangenen Mord, mein Hauptverbrechen, zu sühnen. Ich verübte es, um allein zu sein und Niemanden mein Versteck wissen zu lassen, und ich war alles in Allem, fünf Jahre allein. Ihr seid nun der Erbe aller meiner Schätze, die in jenem Waldschloß verborgen sind, möget Ihr deren bedürfen oder nicht, und Ihr müßt, wollt Ihr meine Seele erretten, auf fünf Jahre dem ritterlichen Treiben und dem Hofdienst entsagen, und diese fünf Jahre in meinem Waldschlosse, drei Tagereisen von hier entlegen, zubringen, aber nicht allein wie ich, sondern mit einem geliebten edlen Weibe, das nur Euch angehören will und nicht glänzen in der Welt. Wollt Ihr dies thun?“

„Ihr seid sehr bedauernswerth,“ entgegnete der Ritter, „und ich würde Euch sehr gerne diesen Dienst erweisen, da mich das Weltleben und der Hofdienst ohnehin anekelt; aber ich habe kein Weib und auch nicht die Aussicht, Die zum Weibe zu bekommen, die nur für mich leben würde und

Digitized by Google

für die ich, wenn ich sie dadurch erringen könnte, täglich tausend Mal stürbe. Ich bin ihr nicht ebenbürtig und der stolze Vater würde unserer Liebe fluchen, wenn er darum wüßte."

„So entführt die Geliebte," sprach mit Hast der verkleidete Mönch, „und laßt den ahnenstolzen Narren fluchen; entführt sie, laßt Euch in einem Dorfe mit ihr trauen, ziehet mit ihr auf mein Waldschloß und wartet den Segen ab, der sich für Euch Beide und für den endlich besänftigten Vater aus jenem Fluch entwickeln wird. Sind die fünf Jahre verstrichen, so könnt Ihr gehen, wohin Ihr wollt und das Schloßgeheimniß aller Welt offenbaren. Hier dies Pergamentröllchen enthält den Schlüssel des Waldräthsels; und nun laßt mich mit der Ueberzeugung sterben, daß Ihr meine Seele erlösen wollt, die sonst bis an den jüngsten Tag ruhelos umgehen müßte in den Räumen des Waldschlosses. Lasset Ihr mich verderben, so werdet Ihr mit Eurer Geliebten all Eure Tage des Friedens entbehren, den, wie ich jetzt am Besten einsehe, die Welt nicht geben kann."

Hier schwieg der Alte, und fiel bald darauf rücklings auf das Streh nieder — er war todt. Der junge Mann blieb noch bei ihm sitzen, obwohl er gehört hatte, was er hören sollte. Er dachte mit Rührung und Theilnahme nach über das Leben des Dahingeschiedenen, dem die Erkenntniß seiner tiefen Gesunkenheit so spät gekommen war, und er nahm sich vor, den Wunsch des Verstorbenen nach allen Kräften zu erfüllen, lag doch darin, wenn die Geliebte einwilligte, die einzige, wie vom Himmel beschiedene Möglichkeit der Realisirung seines liebsten und höchsten Erdenglücks. Und so verharrte er an der Seite des Todten bis nahe an Mitternacht, dann verbarg er sorgsam das Pergamentröllchen in der Tasche seines Wamses, und lud die Leiche, ein leichtes, vertrocknetes Männchen, auf die Schulter, um ihn zu begraben und so jeder Bekanntwerdung des Todesfalls, wie dem dadurch entstehenden unnützen Gerede vorzubeugen. Er trug den Leichnam auf den nahen Kirchhof, grub ihm mit einer daselbst vorgefundenen Schaufel ein Grab, legte ihn hinein, bedeckte ihn mit Erde und betete ein andächtiges Vaterunser über dem Hügel.

„Ich kann Dir den Segen der Kirche nicht ertheilen," flüsterte er dann, „da ich kein Priester bin, aber wenn mich nicht Alles täuscht, so kann ich Dich segnen als den Gründer von meinem und Heienens Glück, und diese edle That muß Dir im Himmel gut geschrieben werden. Darum sei Dir die Erde leicht, und Gott gebe Dir eine fröhliche Urständ!"—*)

Am folgenden Abend lustwandelte eine Dame im Garten der kaiserlichen Pfalz; sie war von edelster Gestalt, jung, schön und, wie der Putz ihrer Kleidung verrieth, vornehm und reich. Dennoch schien sie sich dieser beneidenswerthen Gaben nicht zu freuen, denn trüber Ernst umflorte ihr Auge und Seufzer entstiegen ihrer Brust. Und als suche sie eine Umgebung, die mit der Stimmung ihrer Seele harmonirte, so mied sie die heitern, lichten Parthien des Gartens und vertiefte sich immer mehr in die dunkeln Gänge des hintern Theils, der gegen die Mauer hin eine großartige romantische Wildniß ohne alle sichtbare Cultur darbot und entweder aus dem Rest eines Urwaldes bestand, den man in die Einfriedigung gezogen, oder der so geschaffen war, daß man es nicht merkte, daß die Kunst ihn so angelegt.

In dieser Wildniß verweilte die Dame; sie setzte sich auf einen Steinblock unter dem dichten Laubdach einer Buche nieder. Vor ihr zog sich ein dichtes Gesträpp zu der Mauer hin und an dieser empor, ganz bedeckt von Schlingpflanzen, deren zahllose Arme von rechts nach links laufende dicke Strähne bildeten. Hierher heftete die Dame ihren unterwandten düstern Blick, der sich momentan erhellte, als von oben, wahrscheinlich vom Rande der Mauer, ein Steinchen zu ihren Füßen fiel. Bald darauf drängten kräftige Arme das oberste Gesträpp auseinander; ein Mann trat aus der Oeffnung hervor und stieg, die Schlingpflanzen als Strickleiter benützend, den schwankenden gefährlichen Pfad, der weit über Steckhöhe ging, so sicher und behend herab, als habe er diesen Weg schon tausend Mal gemacht. — Es war der Ritter, der den Kuttenträger von den Hunden befreit und beerdigt hatte.

Er ließ sich vor der Dame auf ein Knie nieder, küßte eben so zärtlich als ehrfurchtsvoll die Hand, die sie ihm darreichte und sprach: „Verzeiht, edle Herrin! daß ich gestern Eure Botin nicht erwartete. Ein Werk der Barmherzigkeit hielt mich ab, mein Versprechen zu rechter Zeit zu lösen."

„Herrin?" tadelte ihn die Dame, obschon ihr Auge liebend auf dem Gesichte des Knieenden weilte. „Muß ich immer erst betteln um den traulichern Titel, der sich unter uns ziemt, wenn wir allein sind? Und mußt Du mir immer geschmolzenes Gold kredenzen, wenn ich frisches Quellwasser verlange, meinen Durst zu stillen?"

„Aber bin ich denn nicht Euer Knecht in doppeltem Sinne?" sprach der Ritter mit Innigkeit und schmerzlicher Betonung. „Ja, das bin ich und bleibe es, erstens vor mir, in *meinem* Sinne, und dann im Sinne Eueres Herren Vaters, der den Grafen von Altenburg als Edelknecht wohl am Hofe leiden mag, aber als etwas Anderes nimmer."

„Du weißt aber, daß ich keinen Knecht lieben kann, und wenn er im Sinne Anderer der mächtigste Herr der Welt wäre!" entgegnete wie oben die Dame. „Ich will nicht herrschen, sondern beherrscht sein; jedoch von keinem rohen Tyrannen, der der Knecht seiner eigenen niedern Triebe ist, sondern von einem edlen Manne, der über sich selbst Herr und deshalb würdig ist, über ein edles Weib Herr zu sein. Darum wählte ich gegen das Herkommen der Frauenzimmer meines Standes, weil ich keinen Ebenbürtigen fand, der mich beherrscht hätte, ohne mich zu tyrannisiren, und mich geliebt hätte, ohne sich in knechtischen Schmeicheleien zu erschöpfen; meine Schwester Gerberge, die an Gisilbert, den Lotharinger Herzog, verheirathet ist, gibt mir den traurigen Beweis, daß ich recht gethan. Und bei alledem, mein theurer Albert! ist Dir bekannt, daß ich kein Muster schwächlicher Weibergenügsamkeit bin, sondern große Ansprüche mache an den Mann meiner Liebe. In seinem Herzen, ja da will ich herrschen als unumschränkte Herrin, sogar als Gottheit, und er darf keine andere Göttin haben neben mir; und das Herz, worin ich meinen Tempel habe, muß groß und kühn sein, keiner Knechtesregung fähig, nicht verzagt oder von Leidenschaften umwuchert."

„Ich weiß es, mein süßes Leben!" sprach der Knieende, ihre beiden Hände mit größerer Zärtlichkeit in die seinen schließend, „ich weiß, welche Ansprüche Du machst; und wenn ich einmal recht glücklich sein wollte, so bildete ich mir ein, ich könne diesen Ansprüchen genügen. Ich denke über Liebe nach Deinen Ansichten zu weiblich. Aber es ist auch herrlich, seiner Stärke sich bewußt, freiwillig dem Herrschen zu entsagen und durch Liebeswort zu erreichen, was sonst nur dem Machtgebot möglich ist. Der Löwe vergibt — um ein kühnes Bild zu gebrauchen — seiner Würde und Majestät nichts, wenn er sich von einem holden Kinde an Blumenketten gängeln läßt; er bleibt ja auch schlafend ein Löwe. Ein Weib von Deinem hohen, edlen Sinne bedarf keines Befehlshabers; sein eigenes Herz befiehlt ihm, auf der Bahn des Hohen und Edlen zu bleiben, und wenn von zwei Liebenden keines über das Andere herrschen will, so wird die gegenseitige Liebe Beide beherrschen, und sie werden sich unter dem Scepter dieser Gottheit frei und glücklich fühlen. Dies betraf den Knecht, als welchen ich mich selbst betrachte," setzte er aufstehend hinzu, „und als welcher ich, um mein Glück recht zu begreifen, meinem süßen Leben gern den Namen gebe, welchen ihm so viele wackere Männer, die wahrlich keine knechtische Seele haben, als Tribut darbringen; was aber den Knecht in der zweiten Beziehung betrifft, so steht es nicht in unserer Macht, ihn in einen Herrn zu verwandeln. Was würde es mir nützen, wenn ich mir einbildete, ich sei so viel werth als jeder Kurfürst? Der Kaiser ist und bleibt anderer Ansicht, und — unser Schicksal."

*) Urständ bedeutet in mittelalterlicher Sprache so viel wie Auferstehung.

Digitized by Google

„Wahre Männer kämpfen gegen das Schicksal und zwingen ihm ab, was es in Güte verweigert;“ widerlegte die Dame. „Es kommt nicht darauf an, in welche Klasse der Gesellschaft Dich der Kaiser stellt, wenn Du nur für mich der erste, edelste und erlauchteste Mann der Erde bist. So handle nun als ein erlauchter Held und zeige, daß du Muth hast, und daß es Dein ernstlicher Wille ist, mich diesem Gefängniß — als was ich die obgleich lärm- und prunkvolle Pfalz betrachte — zu entreißen. Kannst Du mich nicht eben so gut vor allen Augen verbergen aus diesem Garten herausbringen, wie Du verborgen vor allen Augen schon so viele Male hereingekommen bist? Mir bangt nicht vor beschwerlichen oder gefährlichen Pfaden und schon öfter stieg ich auf dieser Leiter von Schlingkraut hinan, um mich im Klettern zu üben. Wohlan denn, entführe mich! Du wichst bisher diesem Verlangen mit der Erklärung aus, daß Du noch kein ganz sicheres und gutes Asyl gefunden habest, das uns vor allen Verfolgungen schützen und unsere Subsistenz verbürgen könne, und ich gab mich damit zufrieden, weil ich immer noch darauf rechnete, der Vater werde Dich zum Herzoge machen. Da sich aber diese Hoffnung als völlig eitel erweist, so lasse ich jene Erklärung nicht mehr gelten. Gibt es denn nicht dichte Wälder genug, wo wir uns in einem eine Höhle zur nothdürftigen Wohnung aussuchen könnten? Und können wir als gesunde, kräftige Leute nicht arbeiten, ackern, pflanzen und jagen, um uns unsern Lebensbedarf herbei zu schaffen? Gestehe, Albert! Würdest Du nicht glücklich sein mit mir in dürftiger beschränkter Häuslichkeit, die uns ungestörtes Zusammenleben, also das gewährte, was wir auf einer Burg, wo man uns bald ausgekundschaftet hätte, vergebens suchen würden?“

Bei dieser Frage stürzte Graf Albert nieder, umklammerte die Geliebte mit beiden Armen und rief: „Das könntest Du erdulden aus Liebe zu mir? Solche Opfer könntest Du bringen um meinen Besitz? Nun, wenn Du dessen fähig bist, bin ich glücklich und wir erreichen unser Ziel, einer ganzen uns feindlichen Welt zum Trotz! Ja, süßes Leben! ich führe Dich in ein Asyl, wo wir der Welt so lange abgestorben bleiben wollen, als wir es nöthig haben; und wenn der Todte, dem ich gestern Abend den letzten Liebesdienst erwiesen, wahr gesprochen, so bedürfen wir keiner Waldhöhle, sondern ein mit Brod und Wein auf Jahre hinaus wohlversehenes festes Haus nimmt uns auf, von dessen Dasein gegenwärtig außer mir Niemand Kenntniß hat. Dort werden wir leben, abgeschieden von jeder menschlichen Gesellschaft, und nur uns selbst angehören und den süßen Sorgen unserer Einsiedlerwirthschaft, die wir theilen. Ich allein weiß den Weg zu dem unsichtbaren Schlosse im Böhmerwalde, und schon morgen begebe ich mich auf den Weg, um es kennen zu lernen und mit denjenigen Dingen zu versehen, die der Wald nicht darbietet. Bist Du bereit, liebste Helene! mir in acht Tagen als mein geliebtes Weib in das Waldschloß zu folgen?“

„Du fragst mich, ob ich nach der Krone all meiner heißesten Wünsche verlange?“ entgegnete mit einem Jubellaut die Befragte, den Geliebten leidenschaftlich liebkosend.

Und nun vergaßen die Liebenden alle Hindernisse, die ihrem Bündnisse entgegenstanden, schwelgten im Vorgefühl einer überglücklichen Zukunft und nahmen genaue Verabredung in Betreff der Maaßregeln, welche die kühne und abenteuerliche Flucht nöthig machte.

Am Abende des achten Tages nachher sah man auf dem Wege, der von Regensburg nach Böhmen führt, zwei geharnischte und verkappte Reiter mit einer Eile dahinsprengen, als wollten sie in einem Tage die Welt umsagen. Der eine Ritter war Graf Albert von Altenburg, und der Andere, Helene, die Tochter Kaiser Heinrichs I., dem man gewöhnlich den Beinamen des Finklers gibt. Dies Paar eilte in sein unsichtbares Waldschloß, um ebenfalls unsichtbar zu werden, besonders für das Auge des zornigen Vaters und Richters.

Die jungen Leute erreichten, nachdem sie sich durch einen geistlichen Einsiedler, der nicht sehr genau nach Stand und Namen gefragt, hatten trauen lassen, glücklich, wenn auch mit großen Beschwerden, ihr Asyl; der Weg dahin, der zwischen Abgründen über loses Gerölle und steile Klippen führte, war so gefährlich und man konnte sich so leicht verirren, daß Albert mit dem geschriebenen Wegweiser in der Hand genau die Schritte zählen und die verschiedenen Richtungen nach den Himmelsgegenden bestimmen mußte, um im dichtesten und wildesten Gehölze die Kriechpforte zu der von Felswänden umgebenen Schauerstelle, worin das Waldschloß stand, zu finden. Als sie durch diese Pforte in den kolossalen natürlichen Hof gelangt waren, den die nur von den Gipfeln einiger hohen Bergfichten zu überschauenden Felsschichten bildeten, und die Prinzessin das darin gelegene überaus feste Schlößlein mit so wunderbar eingerichteten Vertheidigungsanstalten beschaute, daß ihrer Zwei mit leichter Mühe ein ganzes stürmendes Heer verderben konnten, da fiel sie ihrem Gatten unter Freudenthränen um den Hals und rief: „Nun sind wir geborgen mit unserer Liebe und Treue; jetzt mag er kommen, der strenge stolze Kaiser mit seinen Heerbannen, mit seinem Zorne, seinen Drohungen und seinem Fluche; er soll zu seiner Schmach inne werden, daß sich wahre Liebe durch keine Gewalt der Erde besiegen läßt. O!“ setzte sie funkelnden Auges und die Thränen trocknend, in fieberhafter Hitze hinzu, „o wie wollte ich mit Lust diese Schleudermaschine, welche sich so leicht handhaben läßt, zerschmetternd auf seine Kriegsvölker spielen lassen!“

„Theurer Engel!“ erwiederte zärtlich der Graf, die in Folge der ausgestandenen Beschwerlichkeiten krankhaft Aufgeregte zu besänftigen suchend, „zu diesem Aeußersten käme es nicht, wenngleich der Kaiser mit Heeresmacht gegen uns zöge. Die kriegerische Scene würde sich gar bald in das friedliche Bild der Versöhnung und Begnadigung verwandeln; wir wollen nicht aufhören, Herrn Heinrich, der von der Größe und Reinheit unserer Liebe keine Kenntniß hatte, als unsern Vater zu lieben und um sein Wohl bei Gott zu bitten, der Alles zum guten Ende führt, sobald es Zeit ist. Verlassen wir nun das Waffenzeug, das wir nicht brauchen werden; übernimm als Schloßherrin die großen Vorräthe von Lebensmitteln, welche uns die schlimmsten aller Feinde, Hunger und Durst, fern halten. Wir wollen heute schon unsere Einrichtung regeln und eintheilen.“

Bald war man in der neuen Ordnung der Dinge heimisch und Jedes lag, dem Andern zu Liebe, mit Lust seinen Geschäften ob und pries sich glücklich in seinem Berufe. Der mächtige und reiche Graf, welcher nie eine Hausarbeit, wie sie Dienstleuten zukommt, verrichtet, war stolz, Wasser herbeischleppen, Holz fällen und verkleinern, einen kleinen Küchengarten herrichten und Töpfe flicken zu können; Helene aber, die Tochter des mächtigsten Herrn der Christenheit, empfand eine früher nie geahnte Seligkeit, wenn sie Mehl malen und sieben, Brod backen, von Albert erjagte Wildbraten zurichten, Wäsche reinigen und andere dergleichen Magddienste leisten konnte. Trat manchmal unter den Eheleuten, die auf solche Weise für einander lebten, ein kleiner Zwist ein, so geschah es nur dann, wenn Eines dem Andern eine Arbeit, die Jenem nicht zukam, abnehmen wollte; und wenn der Graf zuweilen den Befehlshaber spielte, so befahl er nur, sein geliebtes Weib solle eine beschwerliche Arbeit aussetzen, die ihrer Gesundheit leicht nachtheilig sein konnte, und die Kaiserstochter, welche, wie der Leser weiß, einen Mann von gebieterischem Wesen einem alle Zeit nachgiebigen vorzog, gehorchte dann auf der Stelle und war ganz Liebe und Hingebung; und in diesem beschränkten einförmigen Treiben, unter dessen Einfluß jede gewöhnliche Liebe erkaltet und aufgerieben worden wäre, lebte das seltsame Paar ein Jahr um's andere, ohne auch nur ein einziges Mal in Gedanken das Verzichten auf die Welt und ihre Freuden bedauert zu haben. Da man durch die völlige Absperrung von der menschlichen Gesellschaft allmälig menschenscheu wird, so fürchtete man fast eine zufällige Berührung mit der Außenwelt und erschrack daher nicht wenig, als an einem stürmischen Herbstabende des Jahres 930 vor der Zugbrücke eine Mannsstimme laut und kläglich rief: „Bewohner dieses Hauses! Nehmt einen verirrten Wanderer, um Gottes Willen! gastlich auf, sonst stirbt er hier der Frost und Hunger!“

„Den hat der Teufel durch die Kriechpforte hereingeführt!“ rief Graf Albert, der eben mit seiner Gattin das Nachtmahl verzehren wollte, welches in Weinsuppe und Bratenresten vom Mittage bestand,

Digitized by Google

„das geht kaum mit rechten Dingen zu, doch muß man die Sache näher untersuchen!“

Er ging, von Helenen gefolgt, in ein vorderes Thurmgemach, dessen Fenster die Aussicht nach der Brücke hatte und gewahrte, so viel das beginnende Dunkel erkennen ließ, einen bartigen Alten, der wie ein Mönch oder Pilger aussah. Schon glaubte Albert, es sei der gespenstisch zurückgekehrte Erbauer der Burg, welcher noch eine Anordnung für sein Seelenheil mit dem Erben seiner Schätze verabreden wollte, als der Fremde, an dem Fenster Menschen erblickend, seinen Ruf lauter und kläglicher wiederholte. Graf Albert sah ein, daß weder Geisterspuk noch ein feindlicher Ueberfall zu befürchten sei, und sein mitleidiges Herz schauderte vor dem Gedanken, den alten Mann in Unwetter und Ermattung verderben zu lassen; in Helenen aber regte sich urplötzlich die lang unterdrückte weibliche Neugier auf einen Bericht den draußen, und so kam es, daß Beide trotz ihrer Menschenscheue dem Fremden gastliche Aufnahme und Nachtherberge zu gewähren beschlossen. Der Graf ließ daher, ohne zu fragen, wer der Fremde eigentlich sei, die Brücke nieder, ließ den Alten eintreten, und führte ihn, nachdem er den Eingang wieder gut verwahrte, in das schöne, erwärmte, behagliche und elegante Familienzimmer. Hier entledigte sich der Ankömmling, ein noch ziemlich rüstiger Mann, seines Mantels, unter dem er eine einfache, ritterliche Kleidung trug, und während er sich bequem machte, erzählte er unaufgefordert, daß er ein ungarischer Ritter sei, der sich lange an des Kaisers Hof aufgehalten und nun wieder einmal zu seinen Verwandten in die Heimath reiten wolle. In dem Waldgebirge habe er den Weg verloren, sei drei Tage und Nächte herumgeirrt, und endlich, dem Lauf eines Felsgewässers zu Fuße aufwärts verfolgend, an das Loch in der Felswand gerathend, was er für den Eingang einer Höhle gehalten. Zu seinem großen freudigen Erstaunen habe er jedoch eine Burg gefunden, wo er sie nimmer vermuthet und nun durch die Menschenfreundlichkeit seiner Wirthe erreicht, was ihm so dringend Noth gewesen, während sein Roß, daß er am Bergfuße in fetter Weide zurückgelassen, sich, wie ein rechtes ungarisches Heidepferd, in der Nähe schon zweckmäßig einquartiren werde, daher er um dasselbe ganz außen Sorgen sei.

Diese Erklärung genügte dem Ehepaare, und Helene, deren Hauptfehler sonst eine allzugroße Freigibigkeit nicht war, setzte dem Gaste vor, was Küche und Keller vermochte, sie, buck sogar eine Art Frikandeau's aus Hasenfleisch, was sie in der Einsamkeit des Waldschlosses erfunden und dir der ungarische Ritter als eine köstliche Speise pries, welche ihm an der kaiserlichen Tafel nicht vorgekommen. Im Ganzen aber sprach er wenig während des Essens. Er hatte genug zu denken, denn er war Niemand anders, als Kaiser Heinrich I., der nachherige Befreier Deutschlands von den Verheerungen der Ungarn, der Begründer des deutschen Bürgerer- oder Bürgerstandes und wahrscheinlich auch der Mark Oesterreich, welcher sich im Böhmerwalde auf der Jagd verirrt, und durch des Allmächtigen wunderbare Schickung das verborgene Waldschloß auffand. Er hatte sich die fünf Jahre — seit seiner Tochter verschwinden — hindurch, Bart und Haupthaar nicht scheeren lassen, und konnte deshalb von dem Ehepaare nicht erkannt werden; er aber gewahrte sogleich, in was für Hände er gerathen sei, und in der Meinung, er befinde sich in der Gewalt seiner Todfeinde und ihres Anhanges, ersann er das Märchen von dem ungarischen Ritter. Als er sich gesättigt und seine erstarrten Glieder am hell lodernden Kamine erwärmt hatte, konnte sich Helene nicht länger zurückhalten, den Gast nach dem Kaiser Heinrich zu befragen.

„Kaiser Heinrich ist schon seit vier Jahren todt!“ antwortete der Fremde trocken und ohne alle Betonung.

Bei dieser Nachricht wurde der Graf leichenblaß, ein Laut schreckenvoller Ueberraschung entfuhr ihm.

Auch Helene stutzte einen Augenblick; aber bald faßte sie sich und sprach: „Ist er todt, so möge Gott ihm das sein, was der Verstorbene uns nicht war, nämlich ein gnädiger Vater, und uns verzeihen, daß wir die Freiheit und die Rückkehr in die lebendige schöne Welt willkommen heißen, die wir während Kaiser Heinrichs Leben meiden mußten.“.

„Meine theuere Helene!“ rief Albert erstaunt, „was muß ich hören? Du freuest Dich des Todes Deines Vaters und sehnst Dich schmerzlich zurück in die Welt, von der wir uns doch losgesagt haben? So war Deine Liebe zu mir ein langer Irrthum oder Du hast Dich in meinem Besitze unglücklich gefühlt!“

„Mein lieber Mann!“ entgegnete die Kaisertochter; „ich freue mich nicht über den Tod des Vaters, ich sichere seiner Seele mein Gebet zu; aber so wenig sehne ich mich zurück in die Welt und bekenne offen, in Gegenwart dieses wackern Ritters, daß ich in Deinem Besitze so glücklich bin, als ich es nicht im Himmel zu werden hoffe, wenn ich daselbst ohne Dich sein sollte. Aber bei alledem siegt doch immer die Wahrheit, und die Gerechtigkeit, die das Gute belohnt und das Böse bestraft.“

„So würdet Ihr wohl, erlauchteste Frau! den Kaiser Heinrich schlimm empfangen, wenn er jetzt in Euer Schlößlein käme?“ fragte der Ritter.

„Ich würde ihn empfangen und halten, wie es der Tochter gegen den Vater geziemt, aber ich muß gestehen, sein Entfernen lieber sehen als sein Bleiben; wer hat wohl gern einen Todtfeind seiner liebsten Hoffnungen und Wünsche im Hause?“

„Ich würde seine Verzeihung zu erflehen suchen!“ sprach im trüben Nachdenken versunken der Graf.

„Die würdest Du nicht erlangen!“ fiel die Burgfrau ein, „obwohl er Räuberhauptleuten, die sich vor ihm demüthigten, wenn sie auch den von ihm bei Acht und Bann gebotenen Gottesfrieden vielfach verletzt hatten, verzieh, uns jedoch würde er es nimmer gethan haben.“

„Habt Ihr viel Gesinde in Euerer Burg?“ fragte nach einer Pause der Fremde, als wolle er das Gespräch auf einen harmlosen Gegenstand bringen.

„Nicht viel,“ antwortete der Graf; „wir Beide, meine Gemalin und ich, wir sind Herrschaft, Gesinde und Schloßbesatzung zugleich; wir leben hier als Geflüchtete, von deren Aufenthalt Niemand wissen durfte, so lange Kaiser Heinrichs erster und gewaltigster Zorn gegen den Entführer seiner Tochter und gegen diese selbst nicht einer versöhnlichern Stimmung gewichen war. Hätte dies Statt gefunden, würde ich ihn dann um seine Verzeihung angefleht haben. Aber der Himmel fügte es anders, und nun kann Jedermann um unsern Aufenthalt wissen. Wir werden, vielleicht schon künftigen Frühling, in die Welt zurückkehren, aber, nicht wahr, angebetete Helene? daselbst nicht glücklicher sein, als wir hier waren!“

„Mein vielgeliebter Mann!“ entgegnete ihm Helene mit Thränen in den Augen, „ich weiß, daß ich dort nicht so glücklich sein werde, als ich es hier in unserer völligen Abgeschiedenheit von der Welt war. Dort wird eine Andere für Dich kochen, backen und waschen, ein Anderer für mich Holz spalten und Wasser bringen, da sich solche Verrichtungen für uns nicht schicken werden, und das wird der erste Schmerz und Kummer sein, den ich an Deiner Seite empfinden werde.“

„So bleiben wir hier, mein süßes Leben! und ändern nichts in unserer Hausordnung!“ rief Albert mit Bewunderung und Rührung. „Wir haben verlernt, die Fessel der Etiquette zu schleppen. So bleibe sie für uns todt, die Welt, wo nur Heuchelei, Unsinn und Bosheit herrscht, und wir wollen unser stilles Waldhaus, wo nur Wahrheit, Treue, Liebe und zufriedener Sinn waltet, nicht verlassen.“

Hier stand der Fremde auf, wandte sich rasch vom Lichte weg und ging zum Fenster. „Es regnet und stürmt draußen gewaltig!“ bemerkte er nach einigem Stillschweigen, „und da schläft es sich gerade recht süß, wenn man ermüdet ist und so glücklich war ein sicheres Obdach zu finden. Auch mir wäre es angenehm, wenn Ihr erlauben wolltet, daß ich in mein Kämmerlein gehe.“

Graf Albert führte den Fremden in das ihm bestimmte Schlafgemach und am nächsten Morgen auf den Pfad, den wo die Straße welche nach Budweis führt, leicht zu finden war.

Digitized by Google

Kaiser Heinrich, der sich mit dem ihm eigenen Scharfblick die Lage des Waldschlosses sehr wohl gemerkt und auch von einem Baume die einzige Stelle entdeckt hatte, woselbst für ein Belagerungsheer, nach Wegräumung aller Hindernisse, ein Zugang in den Hof war, den die Felswände bildeten, kam glücklich zu den Seinen, denen er sein Abenteuer im Böhmerwalde verschwieg, und nach Regensburg, wo er des Waldschlosses eben so wenig erwähnte. Als aber das Frühjahr gekommen war, zog er ein Heer zusammen, das besonders aus den Mannen der Herzoge Burkhard von Schwaben und Arnulf von Baiern bestand, und führte es in Begleitung der erwähnten Herzoge und vieler anderen Großen gegen den Böhmerwald, um, wie er sagte, die daselbst befindlichen Raubschlösser zu brechen, die eine Geißel für drei Länder (Böhmen, Baiern und Oesterreich) zugleich seien. Er führte jedoch das Heer auf die Höhen, welche das Waldschloß umgaben, ließ die Bäume ausroden, Stege über Abgründe legen, Wege bahnen und gelangte endlich nach großen Mühen an den Ort, wo die das Schloß umgebenden Felswände am niedrigsten waren, jedoch mit dichtester Waldung versehen, welche jenen Mangel an Höhe ausglich. Die Beseitigung dieses Hindernisses kostete größere Beschwerden, als man geglaubt. Jeder Baumstamm war hier oben doppelt so fest, jedes Gesträuch mit scharfen eisenharten Dornen bewaffnet, schien diese Lokalität vertheidigen zu wollen. Die Kriegsleute wurden schon unwillig, zumal sie nicht einsahen, wozu dies Alles nütze, denn Niemand glaubte daran, daß man hier ein festes Schloß finden würde, selbst die Herzoge nicht, welche beim Heere waren.

„Dies Schloß könnte nur der Teufel gebaut haben, und dem entreißen wir's nicht," sprachen sie; „denn wie wäre es wohl möglich gewesen, Baumaterialien hinter diese himmelhohen Felsmassen auf solchen Wegen zu führen? Und gibt es bequemere Zugänge, so ermüden wir hier die Leute ganz nutzlos."

Diese Vorstellungen machten sie dem Kaiser, doch ohne Erfolg. Er versicherte auf's Bestimmteste, daß man nach Wegräumung des Gehölzes ein festes Schloß finden werde, zu welchem für ein Heer kein anderer Zugang sei. Um die Arbeiter zu ermuthigen, nahm er selbst eine Hacke in die Hand, arbeitete rüstig mit, und spornte dadurch den Eifer der Leute so an, daß man endlich die letzte Baumwand niederhauen konnte und hinter derselben in der That ein festes Schloß gewahrte, worüber Jeder erstaunte.

Wer schildert aber das Erstaunen und den Schreck Alberts und Helenens, als sie die Bäume jener Felswand, gerade dem Hauptthurme gegenüber, herunter in die Tiefe fallen sahen, die hier sehr gering war, und in dem nun sich öffnenden Zugange ein Kriegsheer erblickten, das offenbar in feindlicher Absicht herangekommen war und kaiserliche Feldzeichen führte! Was sollten sie gegen den neuen Kaiser verbrochen haben, daß er mit Kriegsmacht gegen ihr stilles Asyl zog? Hatte sie der ungarische Ritter verläumdet als Heger und Befehlshaber einer Raubbande? Indeß mußte sich die Absicht des feindlichen Feldherrn bald aufklären, denn ein geharnischter Mann sprang vor auf eine Klippe, die aus der Wand herausragte, und bedeutete Alberten durch Zeichen, daß er auf den Wall am Fuße des Thurmes kommen möge, weil er mit ihm zu reden habe. Dieser Geharnischte war — Kaiser Heinrich.

Als er des Schlosses ansichtig geworden, hatte er seine Großen um sich versammelt, ihnen sein Abenteuer im Böhmerwalde erzählt, so weit er glaubte, daß es ihnen zu wissen nöthig sei, und dann hinzugesetzt: „Das Paar, welches da oben haust, besteht aus zwei Verbrechern, die durch länger als fünf Jahre meiner gerechten Rache entgingen. Der Eine ist Graf Albert von Altenburg, der Schänder von meines Hauses Ehre, der Verräther meines Vertrauens; und der andere Verbrecher ist meine ehemalige Tochter Helene, nunmehr eine landstreicherische Buhlerin, deren Rachsucht mir das Bad gesegnet haben würde, wenn sie mich an jenem Abende erkannt hätte. Nun bin ich gekommen, um vor Euern Augen Gericht zu halten über die Frevler, damit in Zukunft Jeder zurückschrecke vor solchem oder ähnlichen Verbrechen, und ich selbst will den Sündern ihr Schicksal ankündigen." Nach diesen Worten war der Kaiser auf die vorragende Klippe geeilt, um mit Albert eine Unterredung zu pflegen. Dieser erschien gar bald und ebenfalls geharnischt auf der verlangten Stelle. —

„Wer seid Ihr," fragte er, „und was wollt Ihr mit dem Kriegsvolke hier? Dies Haus ist eine Stätte des Friedens, das gegen Niemand gesündigt; doch auch so gut verwahrt, daß es jedem ungerechten Angriff von außen begegnen kann."

„Erinnert Ihr Euch des ungarischen Ritters?" hub der Kaiser an. Er hatte Euch ein Märchen aufgebunden, denn Kaiser Heinrich ist nicht todt, sondern lebt noch zum Schrecken aller derer, die an seiner Majestät gefrevelt gleich Dir und Deiner Genossin. Und da Euer Nest gefunden ist, so wisse, daß Euch der Kaiser auf Euer Leib und Leben absagt, um Euer Nest zu zerstören und Euch zur verdienten Strafe zu ziehen! Doch kannst Du Milderung der Strafe erlangen, wenn Du Dein Schloß öffnest und Deine Buhlerin uns gebunden auslieferst."

„Ist der Kaiser mit beim Heere?" ließ sich in wüthender Entrüstung Graf Albert vernehmen. Ich kann es nicht glauben, denn er würde sich geschämt haben, einem Edelknecht unmittelbar an mich eine Botschaft zu ertheilen, welche die kaiserliche Würde schändet, da Graf Albert notorisch keiner schlechten That fähig, und meine angebetete Helene nicht meine Buhlerin, sondern rechtlicher Weise mein Weib ist, für das ich mit Freuden sterbe."

„Und von mir kannst Du ausrichten," rief Helene, die neben den Grafen getreten war, „daß es Euch nimmer gelingt, mich zu fangen; denn ehe ich mich Euch ergebe, stürze ich mich herab von der Zinne des höchsten Thurmes, wenn mein lieber Mann mich nicht mehr vertheidigen kann. Und so beginnt denn Euern Angriff, Hunderte oder gar Tausende mit Kriegs- und Belagerungszeug gegen einen einzigen Mann und gegen ein Weib! Seht Ihr dort, elende Kriegsknechte! die rothen Wolken im Westen? Erzählet dem Kaiser, daß an seiner Stelle der Himmel erröthete über diesen schmachvollen Kriegszug!"

Erbittert trat Heinrich unter seine Umgebung zurück, die Alles mit gehört hatte, und sprach: „Die trotzigen Verbrecher werden ein anderes Lied singen, sobald sie fürchterlichen Ernst sehen werden. Eine Schleudermaschine soll an den Rand der Höhe vorrücken, um die Zinnen dieses stolzen Thurmes zu zerschmettern, und zwei Fähnlein der Baiern sollen das Schloß umringen und die Brücke ersteigen oder Feuer daran legen."

Die Beorderten trafen Anstalt, diesen Befehl zu vollziehen, als Arnulf von Baiern, einer der berühmtesten Heeresfürsten seiner Zeit, dagegen protestirte. „Verzeiht, mein Kaiser!" sprach er, „dieser Angriff kann nicht statt finden, am allerwenigsten durch meine Baiern! Wir glaubten, Ihr werdet uns gegen ein Raubnest führen, worin eine große und verwegene Bande haust, deren Gesellen sich wehren würden bis auf den Tod, da folgten wir gern. Nun wir aber mit Erstaunen vernommen, aus was die Besatzung dieses Schlosses besteht, müssen wir unsere Beihilfe zurückhalten. Diese heldenmüthige Schloßfrau hat Recht: Der Himmel müßte erröthen über uns, wenn wir dies unvertheidigte, wehrlose Haus mit Sturm angriffen."

„Auch ich muß von dem Angriffe dringend abrathen," meinte der Kurfürst von Köln, der öfter den Kriegsrock als die Klerik, und lieber den Helm als die Insul trug. „Bedenket, wer die sind, gegen welche Ihr also händeln wollt: Ein edler, braver Mann und sein Weib, Eure leibliche Tochter, die für einander in Liebe sterben wollen. Schon diese seltene Liebe tilgt die Sünde des Ungehorsams, welcher die Beiden sich schuldig gemacht. Und so tretet dieser Liebe nicht entgegen mit Haß und Rache angethan, sondern nehmt die Reuigen gnädig auf und lasset sie ferner ihr Leben einander widmen! Mein Kaiser! Es wäre sicher auf immer um den Frieden Eures Herzens geschehen, wenn Ihr den Siegeslorbeer von den erkalteten Schläfen Eurer Tochter und Eures Eidams Euch um die Stirn schlingen müßtet."

Heinrich ließ sich bewegen, Gnade für Recht ergehen zu lassen, gerührt durch die Betrachtung von der Allgewalt wahrer Liebe*), und

*) Der Chronist Hayek (Uebers. von Sandel Th. 1 Bl. 132) kann

Digitized by Google

eingedenk des letzten Gespräches der Liebenden an jenem Herbstabende, das ihn damal so mächtig ergriffen und ihn zu Thränen gerührt hatte.

Er eilte also zurück auf die Klippe, schlug sein Visir auf, und rief hinüber auf den Wall, wo Albert und Helene noch standen: „So öffne denn Dein Haus und komme uns entgegen, Du sündiges, trotziges Paar! daß wir Frieden machen und die lange Trennung zwischen uns in Wiedervereinigung verkehren. Kommt heraus! ich verspreche Euch bei meinem kaiserlichen Worte — diese edlen Herzoge und Grafen sind Zeugen — alles Geschehene zu vergessen, bis auf Eure mir erwiesenen Dienste, Graf Albert! und bis auf das, daß Du mein Kind bist, Helene! das Kind eines Vaters, der leichter verzeiht, als Du geglaubt!"

Nach diesen Worten eilte das Paar, die Brücke herunterzulassen zum Einzuge der indessen in den Hof der Felswände niedersteigenden Herren, und sank, dem Kaiser entgegen kommend, vor ihm auf die Kniee. Er hob beide gütig auf und kehrte in ihrer Mitte nebst den mit ihm gekommenen Herren in dem Schlosse ein, um allda einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Helene, heute zum letzten Male die Funktionen der Hausfrau, Köchin und Kellnerin zugleich erfüllend, bewirthete die Gäste mit den besten Vorräthen, und Albert erzählte wahr und einfach, wie er mit seiner Gemalin während der fünf Jahre in dem einsamen Waldschlosse gelebt. Es war nicht einer unter den Anwesenden, der diese Erzählung so wie den Charakter der beiden Leute nicht bewundert hätte, und zum ersten Male in ihrem Leben ward Helene von den Toasten und Lobsprüchen einer großen Gesellschaft redlicher Männer als ein Muster der Frauen gepriesen und gefeiert. Nachher gestattete der Kaiser seinen Kriegsleuten, die noch großen Vorräthe des Schlosses an Speise und Trank für sich zu verwenden, das Gebäude aber und seine innere Einrichtung unbeschädigt zu lassen, damit Alles so bliebe zum Andenken an die fünf Einsiedlerjahre seines Eidams, dem er die Markgrafschaft Meißen verlieh, und seiner Tochter. Der neue Markgraf vertheilte das Geld, das er von dem Erbauer des Waldschlosses geerbt, unter die Soldaten und begleitete hierauf nebst seinem Gemal den Kaiser nach Regensburg. Von da begab er sich nach Meissen, wo er mit Helenen noch viele Jahre eben so glücklich lebte als in dem Waldschlosse; denn wahre Liebe hängt nicht vom Orte ab und bleibt überall und in allen Lebensformen und Verhältnissen dieselbe. —

Das Waldschloß blieb nun unbewohnt und unbekannt bis zum Jahre 1009, in welchem es der böhmische Herzog Udalrich durch denselben Zufall aufgefunden haben soll, wie 79 Jahre früher Kaiser Heinrich I. Der Herzog verlieh es einem Ritter Przym, von dem es Przimda genannt wurde. Doch muß es bald wieder verlassen und zerstört worden sein; denn von Herzog Sobieslaw I. wird erzählt, daß er im Jahre 1126 das lange wüst gelegene Schloß Przimda oder „Frawenberg" wieder in gehörigen Stand setzen ließ.

Die chinesischen Gastmähler.

Der Chinese der haute Volee, steht um eilf Uhr Morgens auf. Sein Frühstück besteht aus verschiedenen Ragouts, Fleisch, Fische und Gemüse mit einer oder zwei Tassen chinesischen Nektars, dem Siu-zen-tsu, der immer warm getrunken wird. Dieses etwas säuerliche Getränk ist ein Mais-Extrait, hat einen angenehmen Geschmack, macht selten berauscht und ist sogar gesund. Die Mahlzeit schließt sodann mit einem Gerichte Reis, der gewöhnlich mit gesalzenem Fische gegessen wird. Darauf folgt der wie gewöhnlich zubereitete Thee: man gießt nämlich siedendes Wasser auf die Blätter. Hierauf wird er in große Deckeltassen gegossen und die Chinesen trinken ihn so ohne Sahne und ohne Zucker.

Um zwei Uhr Nachmittags servirt man ein Mittelessen, aus Früchten der Jahreszeit zusammengesetzt, und nimmt darauf wieder den gewöhnlichen Thee. Zum Mittagsessen geht man in großen Häusern um sechs Uhr Abends, und wenn es ein Festmahl sein soll, so muß es mit Vokal- und Instrumentalmusik oder irgend einem Spektakelstücke begleitet werden. Diese

sich die Besänftigung des Kaisers nur aus dessen Leichtsinn und lockern Sitten erklären; „dann er selbst auch ein Buler war", und weinend sprach: „O Amor! wie hasin so viel vn mancherlei Falle!" — Bei ihm wird nämlich Helene nur als die Dirne des Grafen Albert dargestellt.

Digitized by Google

Gastmähler sind gewöhnlich erst um drei Uhr Morgens aus. Bei minder reichen Leuten dauern sie blos bis Mitternacht.

Die Chinesen rauchen so gerne Tabak, daß sie manchmal sogar während des Essens rauchen. Jedermann führt einen oder zwei Pfeifenbedienten mit sich. Dieser Dienst wird von elegant gekleideten Jünglingen von sechszehn bis siebenzehn Jahren versehen; sie stecken die Pfeife ihrem Herrn in den Mund, und da sie die Zeit, in der er raucht, schon kennen, so präsentiren sie ihm die Pfeife, ohne daß er sie verlangt.

Wenn man so ein großes Festmahl vorhat, so schickt derjenige, der es gibt, einige Tage vorher seine auf großen rothen Papierstreifen geschriebenen Einladungen, die in den schmeichelhaftesten Ausdrücken abgefaßt sind. Man miethet eine Truppe Schauspieler um die ungefähre Summe von sechshundert Franks; die sind aber schon von der besten Gattung; von mittelmäßiger Qualität kann man welche um einhundert Franks haben. Vor die Scene hin werden nun nach Anzahl der Gäste mehrere viereckige Tische hingestellt, an deren jedem vier bis sechs Personen sitzen können. In den nobelsten Häusern läßt man blos zwei oder drei Gäste an einen Tisch setzen. Die Seite nach der Scene zu bleibt immer leer, um damit Alles die Vorstellung genau übersehen könne.

Am Vorabende des Diners schickt der Geber eine zweite ebenfalls auf rosa Papier geschriebene Einladung, um den Gästen zu melden, daß das Fest morgen statt finden werde und fragt darin, ob sie daran Theil nehmen wollen. Endlich schickt man das dritte Mal, um ihnen zu sagen: es sei Alles bereit, sie zu empfangen.

Sobald alle Gäste versammelt sind, präsentirt man ihnen in großen Tassen Mandelmilch, und dann kommen die Gerichte, die beinahe an allen Tafeln gleich sind.

Wenn das Gastmahl anfängt, werden alle Tassen mit Sin-hen-tsu gefüllt; der Herr des Hauses erhebt sich und alle Gäste mit ihm; er nimmt seine Tasse in beide Hände und verneigt sich gegen die Geladenen, nachdem trinken Alle und setzen sich wieder nieder.

Obwohl es in China viele Trauben gibt, so wird doch durchaus kein Wein da gemacht; die Chinesen verwenden ihre Ananas, Orangen und viele andern Früchte zu verschiedenen Liqueurs, die man den Gästen beim Beginne des zweiten Ganges servirt.

Nach jedem Gerichte wird eine Tasse Sin-hen-tsu getrunken. Die ersten Gerichte bestehen in Reis, Huhn-Fricassee, Schöpsenem, Rindfleisch, ungesalzenem Schinken, Gänsefüßen, Fischen und dergleichen mehr.

Außer den verschiedenen Momenten während des Diners, wo das Ceremoniel die Toaste vorschreibt, bringen die Gäste noch solche einander persönlich. Nach den strengen Regeln der Höflichkeit stehen zwei einander einen Toast bringende Personen zugleich auf, nehmen jeder ihren Pokal in beide Hände, und begeben sich in die Mitte des Zimmers; hier heben sie die Tassen bis an ihre Lippen hinauf, senken sie wieder langsam zur Erde, und je tiefer sie sich bücken, desto größer ist die Höflichkeitsbezeugung.

Das wird drei, sechs oder neun Mal wiederholt, und die Trinker beobachten ihre wechselseitigen Bewegungen mit der größten Aufmerksamkeit, bis beide die Tassen an die Lippen nehmen, sie leeren und dann umstürzen, um zu zeigen, daß sie geleert seien. Nachher grüßen sie einander und begeben sich auf ihre Plätze zurück. Hier beginnen nun neue Complimentirungen, wer sich zuerst setzen soll und die Discussion will kein Ende nehmen; sie gesticuliren heftig, thuen, als wollten sie sich setzen, und setzen sich endlich plötzlich Beide zu gleicher Zeit.

Sind nun alle Speisen aufgetragen und ist das eigentliche Essen beendet, so beschließt ein in gedeckten Tassen präsentirter Thee ohne Sahne und Zucker das Fest.

Nicht uninteressant wäre vielleicht noch die Erwähnung des Umstandes, daß die Hauptbilfsmittel der chinesischen Küche in Knoblauch und Oel bestehen.

Den Tag nach einem solchen großen Gastmahle beeilt sich wieder der Festgeber, an alle seine Gäste den gestern Abend eine rosenfarbene Karte zu senden, worin er sein Bedauern ausdrückt, sie nicht ihrer würdiger bewirthet zu haben; die Gäste antworten dann ebenfalls auf solchen Karten, und beschreiben mit pathetischen Ausdrücken das Vergnügen, das ihnen dieses unvergleichliche Fest gewährt hat.

Dramatische Novitäten-Schau.

Moritz von Sachsen.

Trauerspiel in 3 Aufzügen von Deny.

Dieses neue Produkt der neuesten dramatischen Täges-Literatur hat sich durch sein imposantes Auftreten auf den meisten Bühnen Deutschlands einen Ruf erworben, der, wenn auch nicht immer gut, doch wenigstens weitgehend und nachhaltig war. Denzens Werk hatte somit den Vortheil, daß man dessen Aufführung neugierig entgegen sah, anderseits aber wieder den Nachtheil, daß man etwas Außerordentliches zu sehen hoffte und die Erwartungen sehr hoch stellte. Ob das Zweite eben so recht als das Erste war, das wollen wir jetzt auseinandersetzen und schreiten somit gleich zur Erzählung der Handlung.

Kaiser Karl V., der rastlos nach Vergrößerung seiner autokratischen Macht strebende Monarch, glaubt sich endlich stark genug, um die ihm im Wege stehenden schmalkaldischen Bundesgenossen niederzudrücken. Da beschließen die beiden Häupter derselben, Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und Landgraf Philipp von Hessen, Moritz von Sachsen's Schwiegervater, dem Kaiser Fehde anzubieten und so mit ihrem Blute Deutschlands politische und religiöse Freiheit zu vertheidigen. Sie erwarten nur noch auf dem Schlosse zu Torgau die Ankunft Moritzens, der zu kommen versprochen. Johann Friedrich zweifelt schon an der Ankunft des kaiserlichen Lieblings, da reitet dieser in den Hof, tritt ein, umarmt seinen Schwiegervater und wird alsogleich von dessen Vorhaben unterrichtet und zur Mitwirkung eingeladen. Da entsetzt sich das treue Gemüth des jungen kaiserlichen Freundes; er tritt schaudernd vor dem in seinen Augen unverantwortlichen Treubruche zurück, ermahnt seinen Schwiegervater abzulassen und ihm die Sache zur friedlichen Schlichtung zu übergeben. Umsonst, dieser besteht fest auf seinem Vorsatze, beweist dem Jünglinge, daß ihr Vorhaben kein eigennütziges Unternehmen sei, daß sie blos die Freiheit der wehrlosen Völker gegen Despotie von außen vertheidigen wollten, daß dies ihnen, als ersten Fürsten des Reichs zukomme und will so den Jüngling auf seine Seite ziehen; dieser schwankt schon — da tritt der vom kaiserlichen Hofe anlangende Karlewitz, Moritzens Kanzler, ein. Moritz, entzückt über die Ankunft seines treuen, erfahrenen Freundes, hört von diesem, daß ihn der Kaiser neuerdings seiner unveränderlichen Freundschaft versichern läßt, daß er auf seine ihm bewußte unerschütterliche Treue baue. Karlewitz verkündigt jetzt die bereits über Churfürst Johann Friedrich von Sachsen und Philipp Landgrafen von Hessen verhängte Acht; bringt aber zugleich den Auftrag des noch immer zur Gnade geneigten Kaisers in Anbetracht der Achtsexekution, niemand Anderem als dem tapferen Moritz die Vollführung derselben zu übergeben, weil dieser den Geächteten durch die Bande des Blutes verbunden sei und somit er und niemand anderer Land und Leute in Beschlag nehmen solle. Moritz ist anfangs wie vom Donner gerührt, sieht aber endlich ein, es sei besser: er übernehme die Exekution als ein Anderer und entschließt sich dazu, als ihn selbst sein Schwiegervater dazu auffordert.

Die schmalkaldischen Bundesgenossen ergreifen indessen die Waffen und der zweite Akt führt uns nach Wittenberg in den Kerker des geächteten und

Digitized by Google

neun Monate darauf in der Schlacht bei Mühlberg besiegten und gefangenen Churfürsten Johann Friedrich von Sachsen. Sein treues Weib Sybilla tröstet ihn mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln der Redekunst (und deren sind wahrhaftig nicht wenig), da tritt Granvella, Karl V. erster Minister ein und verkündigt dem Churfürsten mit kurzen Worten sein Urtheil: am nächsten Morgen mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Johann Friedrich bleibt nach dem Abgange des Ministers ruhig wie ein Fels, an dem die Klagen und der Jammer seiner Frau branden, die endlich auf den Gedanken kömmt, Karl zu Füßen zu fallen und sich das Leben ihres Mannes zu erbitten. Sie ist eben im Begriffe, zur Ausführung zu schreiten, da stürzt Moritz, der bei der Schlacht bei Mühlberg mitwirkte, mit der von ihm beim Kaiser erwirkten Begnadigung des Churfürsten herein, verkündet ihm die Freudenbotschaft und zugleich den Willen des Kaisers: er möge sich in den ihm angewiesenen und seinem Stande angemessenen Kerker begeben, wo er bis zu einer weitern Erledigung bleiben müsse, gibt ihm aber zugleich sein persönliches Ehrenwort, er werde sich beim Kaiser für ihn verwenden und nicht eher ruhen und rasten, als bis er ihm seine Freiheit erwirkt. Nun wird Moritz öffentlich vom Kaiser mit dem Lande des Churfürsten Johann Friedrich belehnt und zugleich von ihm in voller Versammlung auf den Reichstag nach Augsburg beschieden, wo er mit dem Churhute von Sachsen bekleidet werden soll.

Der dritte Akt beginnt mit der eben zu Augsburg stattgehabten Ertheilung des Churhutes an Moritz von Sachsen. So sehr aber auch Moritz durch diese immense Vergrößerung seiner Macht und seines Ansehens entzückt ist, er kann sich dennoch bange Zweifel, die seine Brust durchziehen, nicht erwehren. Nun macht ihn noch Karlowitz auf die fortdauernde Gefangenschaft seines Schwiegervaters und seines Ohms aufmerksam, und theilt ihm zugleich die aus Frankreich angekommenen Nachrichten mit, daß nämlich Karl ohne Einwilligung des deutschen Wahlfürsten die Abtretung der deutschen Kaiserkrone an seinen Sohn, den spanischen Philipp, im Sinne habe. Moritz stutzt; seine Anhänglichkeit, seine Liebe zum Kaiser wird in ihren Grundfesten durch den Gedanken erschüttert: Karl wolle Deutschlands Freiheit antasten; da tritt Anna, sein geliebtes Weib, ein und schlägt ihn vollends zu Boden mit der Erklärung: sie müsse von ihm, dem Mörder ihres Vaters, der im elenden Kerker verschmachte, scheiden. Umsonst sind seine Betheuerungen, er wolle ihren Vater befreien — er erwartet stündlich die Antwort auf sein beim Kaiser eingereichtes dringendes Gesuch um Freilassung seiner Verwandten — sie reißt sich von ihm los, und läßt ihn in Verzweiflung zurück. In dem Augenblicke tritt Granvella, Karls Minister, ein und bringt ihm mit lakonischen Worten auf sein Gesuch die spöttische Antwort: Der Kaiser wolle die Gefangenen befreien, wann und wie es ihm gut dünke. Auf Moritz's Anspielung wegen der Abtretung Deutschlands an den spanischen Philipp, gibt Granvella höhnisch die Antwort: „Er (Granvella) sei, um dies zu wissen, nicht genug in die Staatsgeheimnisse eingeweiht.“ Moritz will zum Kaiser; dieser ist aber schon abgereist und hat die Gefangenen mit sich genommen. Nun braust Moritz auf; er beschließt, die ihm von Frankreich und dem Markgrafen Albrecht von Kulmbach angebotene Hilfe anzunehmen und so Deutschland und seine Blutsverwandten zu befreien.

Die Würfel sind geworfen, Moritz geht seinem Schicksale entgegen. Indessen zeigt uns der vierte Akt den sorglos auf seinem Schlosse zu Innsbruck Schach spielenden Kaiser. Er verwirft die von allen Seiten einlaufenden Gerüchte über Moritzens Untreue; er schilt seinen Narren und seine Räthe ob ihrer Leichtgläubigkeit und Verläumdungssucht, da tritt endlich Selden, des Reiches Kanzler, ein, meldet, daß Moritz seine Truppen bereits in das Innere Tirols geführt, und daß er stündlich zu erwarten sei. Der Kaiser beginnt nun in dieser Nacht seines Glückes klar zu sehen; er verhüllt schmerzlich sein Haupt und flieht, nachdem man schon von den Schloßfenstern den Brandschein der von Moritzens Truppen in Brand gesteckten Stadt sieht. Das Schloß wird endlich erstürmt, Moritz und Albrecht der Markgraf von Kulmbach treten ein. Moritz benützt den errungenen Sieg über den mächtigen Kaiser, indem er seine Verwandten befreit, läßt sich jedoch nichts destoweniger herbei — trotz der Widerrede Albrechts — einen Waffenstillstand mit dem Kaiser zu schließen und gewähret zugleich das Verlangen des an ihn vom Kaiser gesandten Selden, einen Geschäftsträger nach Passau zu senden, um da einen Vertrag abzuschließen und so auf friedlichem Wege die Sachen in's Reine zu bringen. Der, über diese ohne seine Zustimmung abgeschlossenen Friedenspräliminarien, erboste Markgraf Albrecht sagt sich nun von Moritz los und erklärt ihm und dem Kaiser Fehde.

Inzwischen wird der Passauer Vertrag abgeschlossen, und wir sehen im fünften Akte den Kaiser in Nürnberg am Arbeitstische, wie er mit Selden den Vertrag ausfertigt. Dieser Vertrag sichert Moritz Vergessenheit alles Vorgefallenen, bestätigt die Freilassung der Gefangenen mit Zurücknahme der Acht und bestimmt zugleich die Abtretung der deutschen Kaiserkrone an Ferdinand, Karls Bruder, nebst der Versicherung, daß Spanien ohne Theil am Reiche bleibe, und Frankreich, zur Vergütung seiner Kriegskosten, die Städte Toul, Verdun und Metz abgetreten erhalte. Der alte Kaiser, herausgerissen aus allen seinen Lieblingsplänen, die seinem thatenreichen Leben die Krone aufsetzen sollten, unterzeichnet schwermüthig den Vertrag, der mit einem Ruck alle mühsam aufgeführten Gebäude seiner Hoffnung niederschmettert und theilt dabei Selden mit, es sei das Letzte, was er unterschrieben. Dieser will ihn trösten, will ihm neuen Muth einflößen, indem er ihn auf das doppelsinnige Glück aufmerksam macht. Er aber antwortet:

Ich klage
Das Glück nicht an: mein Schicksal war ich selbst;
Ich kämpfte mit dem Willen des Jahrhunderts,
Und wollt' es zwingen, meine Bahn zu gehen:
Ein Gott im Himmel, Eine Kirche, Ein
Kaiser auf Erden, Ein allwaltender!
Das war die stolze Wurzel meiner Kraft —
Und sie zerbrach, 's ist Phanten's Geschick!
Die Sonnenpferde der Geschichte schleudern
Aus meiner Höhe bäumend mich herab!
Zerschmettert lieg' ich, brausend über mir
Geht der Triumphzug einer neuen Zeit —

und spricht, als er allein ist, den unumstößlichen Entschluß aus, gänzlich abzudanken und nach Spanien in ein Kloster zu gehen. Da tritt Moritz ein; er will, nachdem er mit seinem Kaiser Frieden geschlossen, ihn noch einmal sehen, will sich, ehe dieser in's Kloster geht noch einmal von ihm segnen lassen, denn auch Moritz hat noch einen schweren Gang: er muß nämlich noch einmal hinaus in den Krieg, muß den Markgrafen Albrecht bekämpfen, der räuberisch das Land durchzieht und sogar seine Frau und seine blinde Großmutter als Geißeln mit sich fortgeführt. Der Kaiser wirft Moritz seinen Verrath vor, sieht aber endlich ein, Moritz habe blos Deutschlands wegen ihn fallen lassen und segnet Moritz. Dieser zieht jetzt vor das Schloß Albrechts, um sein darin gefangenes krankes Weib Anna zu befreien. Anna steht am Schloßfenster, wie Moritz für sie kämpft; ihr Gefühl der Rache für den im Kerker gestorbenen Vater schmilzt bei dem Anblicke der Gefahr, in den sie ihren geliebten Moritz sieht. Als sie Moritz im Handgemenge vom Pferde stürzen sieht, fällt die ohnehin angegriffene Leidende ohnmächtig zu Boden und verscheidet in den Armen des siegreich hereinstürzenden Moritz, welcher, selbst schwer verwundet, nachdem er sein geliebtes Weib noch einmal an die treue Brust gedrückt, den Verband von seiner klaffenden Wunde reißt und an ihrer Seite todt niedersinkt.

Ehe wir uns in eine nähere Besprechung dieses Drama's einlassen, wollen wir erst untersuchen, welche Aufgabe sich der Dichter stellte, als er dieses Stück schrieb. Wir gewahren auf den ersten Blick, daß sein Moritz, der Verfechter des geistigen Prinzips, nicht nur allein Held, sondern auch Mensch ist. Sein starres Hängen an Deutschland verschmilzt innig mit seiner Liebe zum Kaiser, seinem väterlichen Freunde. So fest nun aber auch diese Anhänglichkeit in seinem treuen, biedern Herzen haftet, er reißt sie heraus, als er gewahr wird, wie er sich in Karl getäuscht; er stellt sich Karl feindlich gegenüber, als er zur Gewißheit gelangt, Deutschland sei in Gefahr. Er besiegt Karl, hat seinem Vaterlande seine Liebe geopfert, kehrt aber, nachdem er das Unvermeidliche vollendet, zu Karl zurück, wird wieder der zärtlich liebende, innige Jüngling, versöhnt sich mit seinem Kaiser und stirbt für die Rettung seines Weibes, als ein von der Welt und seinen Angehörigen verkanntes Opfer seiner großen Seele, die für Vaterland und Liebe zugleich empfand.

Wie Prutz diese Aufgabe löste, scheint Moritz durchaus nicht für den Helden eines Dramas zu passen, wir sehen in ihm den Menschen zu viel vorwalten; er steht mit seinem zärtlichen Schwanken immerwährend

Digitized by Google

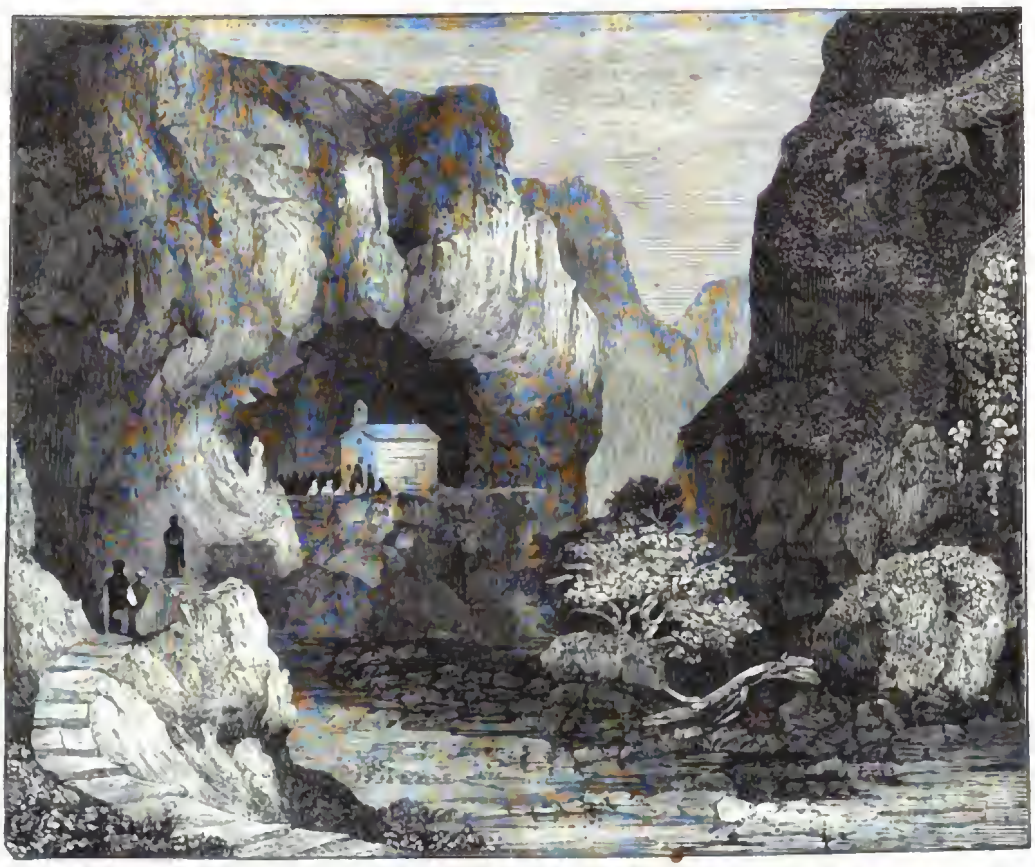
in Conflict, thut alſo bis in dem dritten Akte gar nichts. Endlich rafft er ſich auf. Schon glauben wir zu Ende des dritten Aktes den Helden erwachen zu ſehen, wir warten geſpannt der Dinge, die da kommen ſollen und ſehen ihn im fünften Akte wieder demüthig um den Segen des Kaiſers bitten. Nun paßt dieſe That allerdings in den Plan des Dichters, ſtört aber nichts deſtoweniger die ganze Illuſion des Zuſchauers. Hätte uns Moritz in den früheren Akten durch ſeinen Heldenmuth in Staunen verſetzt, wäre er mit einem Worte ein Karl V. und käme zu ſeinem väterlichen tief beleidigten Freunde Karl, um bei ihm Verzeihung für ſeinen nothgedrungenen Abfall zu erbitten, ſo hätte der thatkräftige und zugleich zartfühlende Held unſere ganze Bewunderung gewonnen. Hier aber, wo Moritz blos eine That mit genauer Mühe vollführt und gleich darauf auch dafür um Verzeihung bittet, da ſpricht die That für ſeine unmännliche Seele: alle Worte des Dichters können ihn nicht zum Helden ſtempeln. Seine glühende Liebe für das Vaterland lebt nicht als leitende Idee durch das ganze Stück, ſie wird uns blos in einigen Szenen klar, und darum dringen uns ſeine Worte, ſelbſt ſeine Thaten nicht in Feuer; ſie haben vom Blitze blos das flammende Zucken des Wetterleuchtens, ihnen fehlt der nachrollende gewaltige Donner der wahren Größe.

Kommen wir nun auf die anderen Charaktere, ſo finden wir hier gerade das Gegentheil von dem, was uns Shakespeare's hiſtoriſche Stücke anſtaunen läßt. Während wir in dieſen, unbeſchadet der Ganze, jeden einzelnen Charakter auf's feinſte ausgeprägt, und alle gleich unſichtbaren Fäden zum Ganzen zuſammenwirken ſehen, gewahren wir hier außer Karl alle blos mit Umriſſen angedeutet und als Satelliten Moritz's betrachtet. Philipp, eines der mächtigſten Häupter des ſchmalkaldiſchen Bundes, hilft blos im erſten Akte zur Expoſition, Johann Friedrich verſchwindet mit dem zweiten Akte, und nun fällt die ganze Wucht der Handlung auf Moritz und Karl. Dieſer iſt aber auch der gelungenſte Charakter des ganzen Dramas. Schon ſein Auftritt iſt impoſant; er wird uns auf der höchſten Höhe ſeines Ruhmes vorgeführt. Wir blicken mit Ehrfurcht auf den Mann, vor dem zwei Welten zittern und ſehen ſchon im zweiten Akte den ächt tragiſchen Sturz ſeines mühſam aufgeführten Lieblingsplanes, ſehen den Kaiſer vom Throne herabſteigen und reſignirt nach dem greifen, womit er ſein verwundetes Herz zu heilen glaubt. Auch in ihm ließ der Dichter das Menſchliche vorwalten; wir nehmen es aber auf Rechnung ſeiner Thaten hin.

Die weiblichen Charaktere ſind auf das unbeſtimmteſte gehalten; Anna, Moritz's Weib, ſcheint die Einzige zu ſein, die der Dichter einer Theilnahme an der Handlung würdig hielt; aber auch ſie ſchwimmt in ſo vagen Umriſſen, daß ſie unſer Intereſſe durchaus nicht erringen kann. Sybille und Eliſabeth von Rochlitz ſind bloße Theaterfiguren.

J. Frühling.

Die St. Paul's Grotte auf der Inſel Malta.



Als der heilige Apoſtel Paulus von den Römern in die Verbannung geſchickt wurde, warf ein Sturm ſein Schiff an die Küſte der Inſel Malta. Wir wollen hier anführen, was über ſeinen Aufenthalt auf dieſer Inſel geſchrieben ſteht.

„Nachdem wir ſo gerettet waren, erfuhren wir, daß dieſe Inſel „Malta“ genannt werde und die Barbaren empfingen uns mit vieler Zuvorkommenheit; denn ſie nahmen uns alle bei ſich auf und zündeten ein großes Feuer an, weil es gerade regnete und fror. Paulus las einige Reiſer auf und warf ſie in's Feuer; da ſtach ihn eine durch die Wärme daraus hervorgelockte Viper in die Hand. Als die Barbaren das Thier ſahen, das an ſeiner Hand hing, ſagten ſie einer dem andern: Dieſer Menſch muß ein Mörder ſein, weil ihn die göttliche Gerechtigkeit noch, nachdem ſie ihn aus dem Meere errettet, verfolgt und ihn nicht leben laſſen will.“ Paul ſchüttelte aber ſeine Hand, und die Viper fiel in's Feuer, ohne ihm ein Leid zuzufügen. Die Barbaren erwarteten nun, daß die Hand anſchwellen und Paul alsbald todt niederfallen würde. Nachdem ſie aber eine Zeit lang gewartet hatten und ſich überzeugten, daß er gar keine Schmerzen litt, bekamen ſie einen ganz andern Begriff von ihm und ſchrieen: er müſſe ein Gott ſein.“

Das Andenken des heiligen Paul hat ſich durch Jahrhunderte

Digitized by Google

auf der Insel Malta erhalten. Eine Grotte, worin der Apostel wohnte, ist für die Einwohner ein geheiligter Ort. Man hat da eine Statue des Heiligen und eine Kapelle errichtet.

Nach der Volkssage verfluchte der heilige Paul, indem er die an seiner Hand hängende Schlange in's Feuer warf, alle giftigen Thiere, die auch seit dieser Zeit von der Insel verschwanden. In der That findet man deren seit dieser Zeit kein Einziges auf der Insel.

Die Aufstellung der Reiterstatue des Herzogs von Orleans.

Wie bekannt, erfreute sich der Herzog von Orleans, der eines so schrecklichen Todes starb, großer Volksgunst, vorzüglich war es die Armee, die den Helden-Prinzen, der bereits aus Algerien siegegekrönt rückkehrte, so hochschätzte. Unter solchen Umständen war es also nicht zu verwundern, daß der allgemeine Gedanke gefaßt wurde, diese Verehrung in einem Denkmale zu bezeigen, was auch durch freiwillige Beiträge, die durch den Marschall Soult gesammelt wurden, geschah, und die Feier der Aufstellung fiel mit dem diesjährigen Julifeste zusammen.

Das Standbild wurde dem Bildhauer Marochetti zur Verfertigung übertragen; man war jedoch in dieser Wahl nicht glücklich, denn die Kunstverständigen wollen die Arbeit an Reiter und Roß durchaus nicht loben.

Am 28. Juli Morgens um 9 Uhr war die Enthüllung, jedoch ohne alle Feierlichkeit; Nachmittags besichtigte sie der König und die königliche Familie von einem Saale des Museums in Louvre aus, sie war aber von Immortellenkränzen beinahe ganz bedeckt.

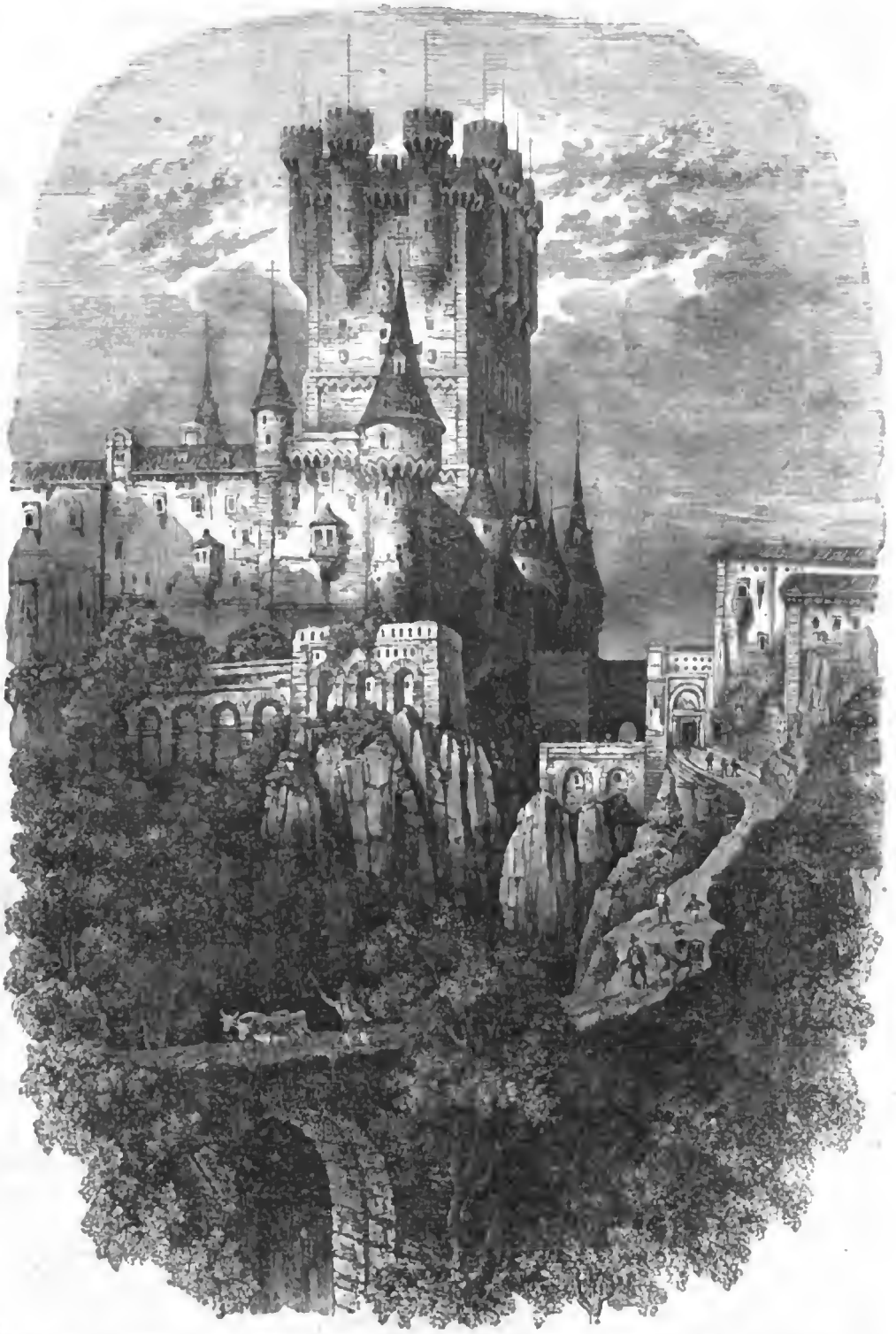
Am 28. Oktober Nachmittags um 1 Uhr, als der ganze Hof, alle in Paris anwesenden Marschälle, Generale und Admirale, so wie die Obreoffiziere der Nationalgarde von Paris in dem Thronsaale der Tuilerien versammelt waren, wurde daselbst dem Könige das Protokoll über die Enthüllung der Statue überreicht.

Nach beendigter Anrede des Marschalls Soult gab der König das Dokument dem Grafen von Paris, mit den Worten: „Mein liebes Kind! ich kann nichts Besseres thun, als dir das geben. Du wirst es als kostbares Zeugniß der Achtung und des Vertrauens bewahren, welches das Heer für Deinen Vater hegte."

Darauf wandte er sich zu dem Marschall, und sprach über die von demselben geleitete Commission seinen Dank gegen ihn aus, daß er nämlich den Wunsch des Landes und der Land- und Seemacht so gut ausgeführt habe.

Digitized by Google

Der Alkazar von Segovia.



Segovia iſt unſtreitig eine der ſchönſten Städte in Spanien. Die ſchöne Lage, das Alterthum und die Pracht der Gebäude laſſen jeden Reiſenden mit Ehrfurcht und Entzücken in ihren Mauern verweilen. Das Merkwürdigſte aller Merkwürdigkeiten iſt und bleibt aber der Alkazar. Er erhebt ſich in einer wunderſchönen pittoresken Lage auf der Spitze eines ſteilen Felſens, von deſſen Höhe man in ein tiefes Thal blickt, und tief unter den ſchmalen aber reißenden Fluß Eresura fließen ſieht.

Das Innere des Schloſſes von Segovia gibt dem Äußern nichts an Pracht nach. Man ſieht da in den Sälen und an den Plafonds prachtvolle erhabene Steinarbeiten und unter einer Maſſe von Portraits aller caſtilianiſcher Herrſcher, zwei und fünfzig bemalte Holzſtatuen aller Helden unter den Regenten von Kaſtilien und Leon.

Das Schloß von Segovia iſt erſt ſeit einiger Zeit dem Dienſte der Artillerie- und Genieſchule geöffnet. Nachdem es lange Zeit als königliche Reſidenz gedient hatte, wurde es unter den Fürſten aus dem Hauſe Oeſterreich Staatsgefängniß. Die Seite nach der Stadt zu zeigt eine Menge kleiner vergitterter Fenſterchen, durch welche wohl mehr als ein Unglücklicher gerade ſo viel Luft ſchöpfte, als ihm zum Leben nothwendig war, ohne je den Himmel zu Geſichte zu bekommen. Man zeigt noch im Verließe einige Kerker, die wahrſcheinlich mit Gefangenen zugemauert wurden.

Die Chronik von Segovia meldet aber doch, daß manche Gefangene von hohem Range fürſtlich da bewirthet wurden. So erhielt der Herzog von Ripperda, Holländer von Geburt und dann eingebürgerter Spanier, nachdem er als Miniſter Philipp V. durch Intriguen in Ungnade gekommen war, die beſten Zimmer des Alkazars als Gefängniß und bekam noch für ſeine Tafel eine monatliche Penſion von 300 Dublonen, eine für die damalige Zeit ungeheuere Summe. Die Freiheit galt ihm aber ſo hoch, daß der liſtige Miniſter durch Hilfe eines Einverſtändniſſes aus dem Alkazar entwiſchte und nachdem er Katholik, Proteſtant und wieder Katholik geworden war, endlich Türke, Paſcha und Generaliſſimus der marokkaniſchen Truppen wurde. Der kühne Abenteurer wußte ſich aber auch hier nicht zu behaupten und ſtarb hochbejahrt in einer Hütte bei Tanger, wo er ſein Feld ſelbſt bebaute.

Digitized by Google

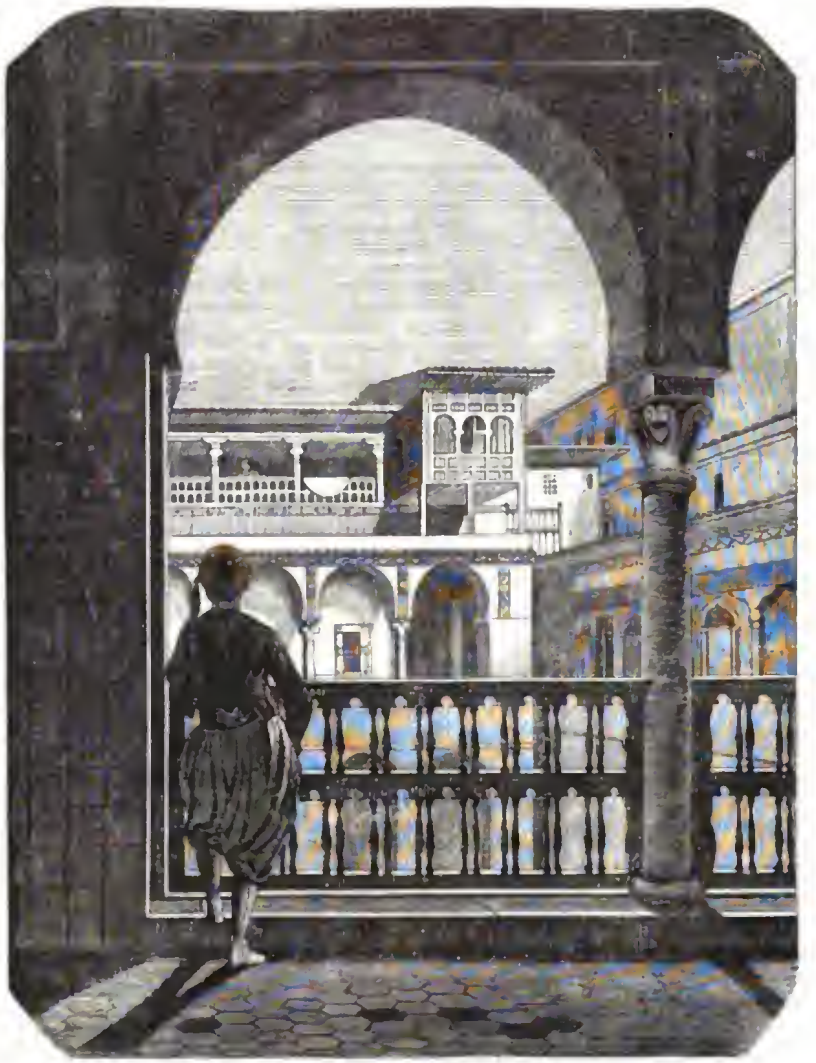
Ein Hieb mit dem Fächer,

gegeben dem franzöſiſchen Conſul zu Algier im Jahre 1827 von Dey Huſſein

Eine große, maſſive Pforte, einem Stadtthore ähnlich, dient als Eingang in die Kaskab, oder den Pallaſt des Dey's von Algier. In dieſem Pallaſte fand die Scene zwiſchen Huſſein Paſcha und Herrn Deval, dem franzöſiſchen Conſul zu Algier, ſtatt, die die erſte Urſache des Sturzes Algiers war.

Es iſt bekannt, daß Huſſein Paſcha ſchon lange von der franzöſiſchen Regierung die Zahlung der ſieben Millionen reclamirte, die Jakob Bacri, ein jüdiſcher Negoziant Algiers, für eine an die Agenten der franzöſiſchen Republik gemachte Kornlieferung zu fordern hatte. Obwohl nun ein Theil dieſer Summe ſchon bezahlt war (der Ueberreſt wurde nach dem Urtheile des Handelsgerichtes an Bacri's Gläubiger gezahlt), ſo forderte der Dey doch die gänzliche Bezahlung der ſieben Millionen. Er ſchrieb zu dieſem Zweck einen Brief an Karl X., der ohne Antwort blieb, ein zweiter durch den ſardiniſchen Geſchäftsträger Grafen von Attili übergebener hatte kein beſſeres Loos. Huſſein wußte ſich dieſes Stillſchweigen nicht anders als durch das Unterſchlagen der beiden Briefe zu erklären, ein Verbrechen, das er dem franzöſiſchen Conſul zur Laſt legte. Von dieſem Augenblick an, begann er auch gegen dieſen einen heftigen Groll zu faſſen, der bei der erſten Gelegenheit ausbrechen ſollte.

Dieſe Gelegenheit bot ſich bald dar. Am Bairamsfeſte gingen immer die zu Algier reſidirenden europäiſchen Conſule im Namen ihrer Souveraine zum Dey von Algier, um ihm zu gratuliren; ſo war es von jeher der Gebrauch. Auch Herr Deval begab ſich zur beſtimmten Stunde in die Kasbab, um ſeine Pflicht zu erfüllen: es war am 30. April 1827. Er hatte ſich kaum Huſſein vorgeſtellt, als dieſer ihn fragte, was aus ſeinen Briefen an den König von Frankreich geworden wäre. Der Conſul entſchuldigte ſich damit, daß ſein König nach den Geſetzen der repräſentativen Regierung, nie einen Brief perſönlich beantworten dürfe. Nach Einigen hat er hinzugefügt, es paſſe nicht für die Würde eines Königs von Frankreich mit einem Dey von Algier in Correſpondenz zu treten. Nun hielt Huſſein Paſcha ſeinen Zorn, den er bis jetzt mit großer Mühe in ſeiner Bruſt verſchloſſen hatte, nicht mehr zurück, und überfluthete Herrn Deval mit einem Strome von Invectiven der gröbſten Art. Nicht genug damit, erhob er ſeinen Fächer von Pfauenfedern, deſſen man ſich in Afrika zur Vertreibung der Fliegen bedient, und ſchlug Herrn Deval damit. „Nicht mir," ſchrie der franzöſiſche Conſul, „ſondern dem Könige von Frankreich wurde dieſe Beleidigung zugefügt, und ſomit wird ſie auch der König von Frankreich rächen!" — „Ich fürchte den König nicht mehr als ſeinen Repräſentanten!" erwiederte ſtolz der Dey.



Die Halle im Pallaſte des Dey von Algier.

Der franzöſiſche Conſul erhielt gleich darauf den Befehl, Algier zu verlaſſen, und am 15. Juni 1827 erklärte Frankreich Algier den Krieg.

Licht- und Schattenſeiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

England. Man iſt nicht im Stande, der in Irland immer mehr überhand nehmenden Anarchie zu ſteuern. So iſt in der Grafſchaft Tipperary wieder einmal ein Gutsbeſitzer, Namens Clarke, faſt an der Schwelle ſeines Hauſes, in Gegenwart mehrerer Perſonen durch zwei Männer meuchlings erſchoſſen worden. In Folge deſſen hat die Verſammlung der Friedensrichter des nördlichen Diſtriktes der Grafſchaft Tipperary, welche kürzlich eine Eingabe an den Lordlieutenant von Irland über die Unzulänglichkeit der geltenden Geſetze zum Schutze von Leben und Eigenthum richtete, jetzt

Digitized by Google

eben so eine Adresse an das brittische Volk gerichtet, und die Wiedereinführung der früheren Aufruhrgesetze in Irland bevorwortet. Sie führen deshalb unter mehreren anderen Gründen an, daß vom August 1841 bis Februar 1845 in ihrem Distrikte 16 Pferde, 16 Pferdversuche und 52 Brandstiftungen, Einbrüche und andere Gewaltthätigkeiten vorgekommen sind.— Die brittische Seemacht ist immer noch stärker als die französische. Dies ergibt sich am deutlichsten aus einer Vergleichung, die das englische Blatt, „der Sun" anstellt. In der Levante hat England 17 Kanonen mehr als Frankreich, in Südamerika und auf dem Platastrome 117, in Westindien und dem Meerbusen von Mexico sind aber die Franzosen um 123 Kanonen stärker, ebenso im stillen Meere und Otaheiti um 45. Dagegen haben die Engländer in China und Ostindien ein Uebergewicht von 287 Kanonen, an der Westküste von Afrika von 71 Kanonen, an der Ostküste von 160 Kanonen. —

Frankreich. Der Marschall Soult hat das Portefeuille des Kriegsministeriums abgegeben; an seine Stelle trat der General Moline de St. Yon (1830 noch Escadronschef). — Am 12. November fand man in Paris den Herzog von Sault-Tavannes, Pair von Frankreich, erhängt in seinem Schlafzimmer. Jung, kräftig, gesund, Besitzer eines namhaften Vermögens, begreift man nicht, was ihn zu diesem Schritte treiben mochte. — Auch durch ganz Frankreich schreitet, gleich einem drohenden Gespenste, die Furcht vor einer plötzlich einzutretenden Theuerung. Die Furcht wirkt ebenso sehr als das Uebel auf den Handel; man sucht also schon dieser nach Kräften zu steuern. — In Albi hat sich ein Herr Etienne Lacombe, Banquier und Präsident des Handelstribunales bankerott erklärt. Seine Verpflichtungen steigen bis auf sechs Millionen Franks, seine Aktiva betragen nur zwei Millionen. Jedermann in dieser Stadt verliert dadurch, und einige Familien, sängst noch wohlhabend, sind jetzt brodlos. Als sich die Nachricht von dem Unglücke verbreitete, umringte eine dichte Volksmenge das Haus, und wäre die bewaffnete Macht nicht eingeschritten, hätten einige ruhigere vermittelnde Bürger sich nicht dazwischen gelegt, so würde man das Haus niedergebrannt haben.

Rußland. Die neuesten wichtigsten Ukase betreffen die Juden. Zu Gunsten jüdischer Schulanstalten — die erst angelegt werden sollen — muß eine Abgabe von den Lichtern erhoben werden, welche am Sabbath und an den Feiertagen in den Wohnungen angezündet werden. Diese Abgabe beträgt bei Kaufleuten ersten Ranges 26 Kopeken (beiläufig 24 kr. C. M.), bei der niedrigsten Klasse 4 Pfenige. Ausgenommen sind die Juden, welche Ackerbau treiben, aktive Militärs sind, weibliche Dienstboten und ganz Arme. Der Staat wird diese Abgabe verpachten. — Alle Geldstrafen für Vergehungen sollen im russischen Reiche von jetzt an nur zu Bauten zweckmäßig angelegter Gefängnisse verwendet werden.— Am 21. September, Abends 10 Uhr ist in Irkutsk ein Erdbeben verspürt worden. Glücklicherweise war dasselbe so schwach, daß die Gebäude nirgend bedeutenden Schaden gelitten haben. — Dem Kriege im Kaukasus ist noch immer kein Ende abzusehen; die Sachen stehen so, wie sie gestanden; die Zeit wird erst diesen merkwürdigen Kampf entscheiden. — Anfangs Oktober hat im Gouvernement Tobolsk ein fürchterlicher Waldbrand stattgefunden, der, von einem heftigen Winde getrieben, sich auf eine Entfernung von 200 Werste erstreckte, bei einer Breite von 60—70 Werste. Eines der 11 Dörfer des Distrikts ist gänzlich eingeäschert worden; 25 Bauern haben dabei das Leben verloren, 27 erhielten schwere Verwundungen, auch eine Menge Vieh ist umgekommen, darunter 665 Pferde.

Italien. Ein fürchterliches Unglück hat das zwischen den Canavese Alpen liegende Thal von Soana betroffen. Noch hatten die Einwohner sich von den im letzten Sommer erlittenen Verheerungen, welche 14 Menschenleben sammt vielen Behausungen vernichtet hatten, nicht erholt, als am 7. Oktober d. J. des Nachts durch ein Hochwasser abermals großes Unglück entstand. Zu Villaneva, Gemeinde Nonco, wurden vierzehn Brücken sammt zwei Häusern weggerissen und dabei sechs Personen ein Opfer der Wellen; zu Campiglia schwemmte der wüthende Strom zehn Häuser mit aller darin enthaltenen Habe vom Grunde aus hinweg; überdies wurden von dem verheerenden Elemente zwei Mühlen vernichtet und viele Häuser unbewohnbar gemacht. Der Strom fließt jetzt in einem 8 Schuh tiefen Bette an der nämlichen Stelle, wo einst Villa Nova di Nonco stand. Während der ganzen Nacht von 6. zum 7. Oktober, in welcher die Katastrofe vor sich ging, rollte der Donner unaufhörlich, und der Blitz schlug an mehreren Stellen ein.

Hamburg. Am 7. November Abends um halb 9 Uhr erloschen plötzlich sämmtliche Gasflammen der Stadt, bis auf wenige, die noch armselig und finsterdrend fortflackerten. Den Tag darauf ließ die Gascompagnie den Bewohnern ansagen, daß der große Gasometer auf dem Gasbrook völlig gesunken sei, und daß für die nächsten 6 Wochen keine Gasbeleuchtung geschafft werden könne. Am ersten Abende, bei der plötzlich eingetretenen Stockfinsterniß, wo einen Augenblick zuvor noch beinahe Tagshelle gewesen, war natürlich die Verlegenheit groß. Den folgenden Tag hat man sich in das Unabwendbare ergeben und die kümmerlichen alten Laternen, welche in löblicher Vorsicht noch nicht weggeschafft waren, sind ganz unerwartet wieder zu Ehren gekommen. Die Oel- und Lichthändler, denen die Gasbeleuchtung immer ein Doen im Auge war, triumphiren, und die Enthusiasten der Aufklärung lassen die Köpfe hängen.

Posen. Hier kommen eine Menge von Verhaftungen vor. Man muthmaßt eine weitverzweigte Verschwörung.

Wien soll jetzt eine telegrafische Verbindung mit Prag und Pesth erhalten.

Grätz. Hier wurde am 27. November die neue Kettenbrücke feierlich eingeweiht. Sie verbindet den Mittelpunkt der Stadt mit jenem der ausgebreiteten Vorstädte am rechten Murufer. Sie ist 202 Fuß lang, 44 Fuß breit, und trug bei ihrer Probirung eine Last von 3000 Zentnern.

Prag. Im Jahre 1845 sind in den sechszehn Kreisen Böhmens durch den Absatz der Entschuldigungskarten zum Besten der Armeninstitute eingegangen. Wenn dazu der in der Hauptstadt Prag durch den Absatz der daselbst aufgelegten Entschuldigungskarten gelöste Betrag von zugeschlagen wird, so ergibt sich im Ganzen eine zu wohlthätigen Zwecken verwendete Einnahme von

37,893 fl. 48½ kr. W. W.	
4,150 fl. 45 kr. W. W.	
42,044 fl. 33½ kr. W. W.	

Dieses Ergebniß liefert den erfreulichen Beweis, daß die für die Armen so segensreiche Sitte der Abnahme von Glückwünschenbehungskarten bei dem Publikum fortan eine rege Theilnahme findet. Seit der Einführung dieser Sitte, nämlich seit dem Jahre 1828 bis zum Schlusse des Jahres 1845 wurden die Armeninstitute um die enorme Summe von 319,311 fl. 26½ kr. W. W. bereichert.

Eisenbahnen und Dampfschiff-Fahrt.

Auf der englischen Midland-Bahn stießen am 31. Oktober früh zwei Güterzüge zusammen, wodurch mehrere Waggons zerschmettert wurden. Wären es Passagierzüge gewesen, so hätte man schreckliche Folgen zu beklagen gehabt. Es war sehr neblig, und so hatte sich einer der Wächter bei der Drehscheibe geirrt, der Art, daß einer der Züge in ein falsches Geleise kam, und so auf einen entgegengesetzt fahrenden Zug anlief.

Neue Erfindung. Herr Roesler aus Weimar und C. Lohmeyer aus Erfurth haben einen Wagen erfunden, der sich auf Schienen, die er selbst vor sich her legt, fortbewegt. Das Wesentliche der Mechanik darin besteht in einem doppelten Radkranz, der in sechs gleiche Theile getheilt ist, so daß die eine Kranzrundung deren drei, die andere auch drei in die Lücken eingreifende enthält. Die Idee beweglicher Schienenlagen ist nicht neu, wohl aber diese Art der Ausführung. Sachkenner haben den Erfindern sehr ehrenvolle Zeugnisse gestellt, und auch die praktische Anwendung für Pferdekraft eingeräumt. Für Dampfkraft, welche die Erfinder ebenfalls im Auge haben, dürfte jedoch manches wesentliche Hinderniß eintreten. Auf ebenem Boden glaubt der Erfinder die Last mit dem 18. Theil der Kraft, wie bei gewöhnlichem Fuhrwerke fortbewegen zu können. Es lassen sich Steigerungen bis zu 14° anwenden.

Die Eröffnung der sächsisch-schlesischen Eisenbahn fand am 17. November Statt.

Der Bau der Prag-Dresdner Bahn hat bereits begonnen und es wird bei Prag und bis 2½ Meilen Entfernung fleißig angearbeitet; zum Baue eines Viaduktes über ganz Karolinenthal und einer Brücke über die Moldau werden alle Voranstalten getroffen. Längs der Moldau bis Kralup, wo die Sprengung der Felsen und die Erdarbeiten bereits begonnen haben, sind über 4000 Menschen beschäftigt. Die Bahn soll in vier Jahren vollendet sein. Sie geht über Karolinenthal und die Moldau am linken Ufer derselben bis gegen Neudorf, wo sie das Moldauthal verläßt und durch das Thal der Elbe, ebenfalls am linken Ufer derselben bis nördlich von Nandnitz geleitet wird. Von hier nimmt sie eine mehr nordwestliche Richtung und zieht sich erst bei Lobositz wieder in das Elbethal, wo sie fortwährend am linken Ufer die Orte Lobositz und Aussig berühret, und bei Herrnkretschen die böhmische Gränze erreicht.

Theatralisches.

Trinklied aus „Alessandro Stradella."

Raus mit dem Naß aus dem Faß!
Flugs mit dem Naß in das Glas!
Flink mit dem Glas an den Mund,
Trink dich, du Matter, gesund!
Sas! Sas! Sas! Sas!

Vom Faß zum Glas,
Vom Glas zum Mund,
Das ist gesund!
Flasch steigt der Wein mir zu Kopf,
Faß ich das Mädel beim Schopf,
Küß' ihr den rosigen Mund,
Das ist dem Mädchen gesund!
Sas! Sas! Sas! Sas'

Muckst' nicht, du Weib, mir zu Haus,
Guck' nicht so barsch nach mir aus,
Schluck's lieber nieder zur Stund',
Schlucken ist immer gesund!
Sas! Sas! Sas' Sas!

Digitized by Google

Naturhiſtoriſche Novitäten.

Merkwürdige Wirkung eines Blitzſtrahls. Am 8. Juli d. J. ſchlug der Blitz in das Haus eines Herrn Beuſſelier in Grenelle und zerſtörte den Schornſtein, drang dann in das nächſte Haus, das einem Weinhändler gehörte, lief an einem eiſernen Bettgeſtelle hin, zerſchmolz die Ringe der Vorhänge, zerbrach einen Glasſchrank, zerſchmetterte einen zinkenen Waſſereimer bei einem Bette, worin zwei Kinder ſchliefen, ohne dieſen im geringſten zu ſchaden, ging dann zum Fenſter hinaus, den Drehriegel deſſelben in drei Stücke zerbrechend, und fuhr ein Geſchoß tiefer in den Speiſeſaal, woſelbſt er 28 Fenſterſcheiben zertrümmerte, dann in das Beuſſelierſche Haus zurückkehrte, ein Zinkdach zertrümmerte und nun die Straße, welche 36 Fuß breit iſt, überſprang. Auf ſeinem Wege ſtand eine Milchfrau, welche 17 Franks in Silber und Kupfer in ihrer Schürze hatte, dieſe wurden zu Schrot geſchmolzen und die Frau gelähmt, ſo daß ſie 24 Stunden kein Glied bewegen konnte, doch ſonſt keinen Schaden nahm. Der Blitz drang nun in ein Haus, ging durch die Küche in das Speiſezimmer, zerbrach acht Scheiben und verlor ſich dann in der Erde des Hofes. Alle Stahl- und Eiſenſachen, die der Blitz auf ſeinem langen zackigen Wege berührte, wurden ſtark magnetiſch (eine bekannte Erſcheinung); in einem angrenzenden Fleiſcherladen aber wurden etwa zehn Centner Fleiſch gänzlich unbrauchbar gemacht. Die franzöſiſche Zeitung, welche dieſes Faktum mittheilt, ſagt leider nicht, in welcher Art es unbrauchbar wurde; ob es ſchwarz, unanſehnlich, übelriechend oder was ſonſt ward, das wäre intereſſant geweſen.

Der Löwenſprung. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß die Löwen mit einem gewaltigen Satze auf ihre Beute zufahren; weniger bekannt aber iſt es, daß ſie dieſen Sprung, wenn ſie ihn zufällig zu kurz machten, ſo oft wiederholen, bis ſie das Ziel erreichen, welches ſie zuerſt im Auge hatten. Ein Häuptling der Samaqua erzählte einem Reiſenden von dieſer Eigenthümlichkeit das folgende Beiſpiel: „Am Fuße einer Anhöhe bemerkte ich einen Felsblock von zehn bis zwölf Fuß Höhe; eine Anzahl Zebras galoppirte um dieſen Felsblock herum, der zu ſteil war, als daß ſie ihn hätten erklimmen können. Ein Löwe aber erkletterte ihn, um von hier aus den Zebra-Hengſt zu überfallen, der den Nachtrab der Heerde führte. Der Löwe ſprang, verfehlte aber ſein Ziel, und mit hochgeſchwungenem Schweife entfloh das Zebra. Obgleich der Gegenſtand ſeiner Verfolgung nicht mehr zu erreichen war, kehrte der Löwe auf den Felsblock zurück, und wiederholte den Satz zum zweiten und zum dritten Male, bis er ihm endlich glückte. Während dieſer Uebung kamen noch zwei andere Löwen zu dem erſten. Sie ſchienen mit einander zu ſprechen, denn ſie brüllten abwechſelnd ſehr laut. Darauf führte der erſte Löwe ſeine Kameraden wieder und wieder zu dem Felsblocke, von dem alle drei wechſelweiſe herabſprangen, als wollten ſie ſich für ein ander Mal üben. — Dabei ſprachen ſie ganz offenbar mit einander, nur konnte ich nicht verſtehen, was ſie ſagten, obgleich ſie ſich laut genug unterredeten."

Damenzeitung.

Ein weibliches Original. Vor Kurzem iſt in England ein berühmtes weibliches Original geſtorben, die Lady Stanhope, eine Frau, in ihrer Jugend von glänzender Schönheit, bewundert wegen ihrer Liebenswürdigkeit, ihres ſeltenen Geiſtes. Sie verheirathete ſich in einem Alter von 23 Jahren mit Lord Stanhope, welcher ein leidenſchaftlicher Tabakraucher war; um den Rauch erträglich zu finden, begann ſie ſelbſt zu rauchen, und trieb dies zuletzt viel ſtärker als ihr Gatte — ſie ließ die Pfeife gar nicht mehr aus dem Munde; ſie rauchte nicht nur beim Frühſtück, beim Thee, ſondern bei dem zweiten Frühſtück, bei geränderter Zunge, Portwein, Schinken, Claret, beim Mittag, es mochte nun Roſtbeef oder Schildkrötenſuppe geben; ſie reiſte nach Amerika, weil man dort auch im Theater raucht, ſie ſchlief mit der Pfeife im Munde ein, und ſchlief mit der Pfeife im Munde auch in das ewige Leben hinüber.

Noch eine andere merkwürdige Frau ſtarb vor wenig Wochen in Gent, Maria Schellinck. In dem genannten Orte geboren, hatte ſie während ſiebzehn Jahren in Frankreichs Heere Militärdienſte geleiſtet. Sie focht in zwölf großen Schlachten mit, erhielt bei Arcole einen Schuß in den Schenkel, welcher zur Entdeckung ihres Geſchlechts führte, ward trotz deſſen von Napoleon zum Lieutenant avancirt; ſie erhielt in der Schlacht von Jemappes ſechs Säbelwunden und nach derſelben das Offizierkreuz der Ehrenlegion aus Napoleons eigenen Händen, indem er zu den Offizieren ſagte: „Salutiren Sie das kühne Mädchen, das zu den größten Helden meines Reiches gehört." Eine Penſion von 900 Franks bezog ſie bis an ihren Tod.

Unglücksfall.

Der Knabe und die Kuh. In dem hannöveriſchen Dorf Markenſen unfern der Stadt Daſſel hütete ein zwölfjähriger Knabe die Kuh ſeiner Eltern auf der Weide, wie ſchon oft geſchehen; er hatte den Strick, woran er die Kuh leitete, um ſeinen Leib geſchlungen, um ſeine Hände frei zu haben. Plötzlich wird das Thier ſcheu und ſetzt davon, das Kind ſtürzt bald zu Boden und wird nun von der Kuh, welche immer wilder und durch den Widerſtand zur völligen Wuth gebracht davon raſt, geſchleift, ſo daß bald die einzelnen Glieder des unglücklichen Geſchöpfes an Steinen, Bäumen und Geſträuchen hängen blieben. Erſt mehrere Stunden nachher wurde man des Thieres Herr, das jetzt nur noch einen unförmlichen Klumpen, den Rumpf, an dem Stricke trug.

Gaunerſtreiche.

Diebespfiffigkeit und Diebesfrechheit. In dem Vorzimmer des kaiſerlichen Pallaſtes in Petersburg, ſtanden während des letzten Winters die Lakaien, ihrer Herrſchaft wartend, mit Mänteln und Pelzen über dem Arm. Als die Cour beendigt war, die Herrſchaften erſchienen, und der Fürſt G. in den ihm hingehaltenen Pelz fuhr, bemerkte er, daß der Aufſchlag des rechten Aermels abgeſchnitten ſei. Das mußte ein Dieb gethan haben, und ſo wenig er auch ſcheinbar geſtohlen, ſo gut hatte er ſich doch auf ſeinen Vortheil verſtanden, denn der Pelz war von ſchwarzem Zobel, dem allertheuerſten Rauchwerke, und der geſtohlene Aufſchlag wenigſtens tauſend Rubel werth. Den Schaden zu erſetzen, wurde der Pelz am nächſten Morgen ſogleich zu des Fürſten Schneider geſchickt; noch hatte dieſer aber das fehlende Stück ſchwarzen Zobel in ganz Petersburg nicht auffinden können, als ein Lakai in der Livree des Fürſten G. erſchien, den abgeſchnittenen Aermel brachte, mit Triumph erzählte, daß die Polizei den Dieb entdeckt habe, und dann ſagte, daß er gleich auf das Annähen des Aermels warten wollte, da der Fürſt den Pelz noch denſelben Vormittag anziehen müſſe. — Der Schneider hielt den Lakaien durch den Aufſchlag für hinreichend accreditirt, verrichtete die Arbeit, und übergab ihm den Pelz. Wie erſtaunte er aber, als gegen Mittag der Kammerdiener des Fürſten G. kam, um den Pelz zu holen, und es ſich nun zeigte, daß der Dieb den geſtohlenen Aermelaufſchlag benutzt hatte, um den ganzen Pelz zu bekommen. Dieſer war und blieb übrigens verſchwunden.

Die ſpaniſche Juſtiz. Am Anfange dieſes Monats ging ein Bürger von Perpignan nach der Kapelle von Maria, einem der Jungfrau Maria gewidmeten Wallfahrtsorte, zu dem ganz Catalonien pilgert; er hatte ſeine beide Söhne bei ſich. Alle drei wurden von einer Räuberbande überfallen, welche den Gefangenen die Augen verband und ſie in das Innere des Gebirges führte. Am folgenden Tage ward der Vater auf den Weg nach Arles gebracht und ihm bedeutet, binnen acht Tagen die Summe von 60,000 Franks an einen genau bezeichneten Orte zu bringen, widrigenfalls man beiden Söhnen ein Auge ausſtechen und ihm zuſchicken würde. Der unglückliche Vater war vermögenslos und ſtellte den Räubern die Unmöglichkeit eine ſolche Summe aufzutreiben, vor, doch vergeblich, er mußte am zwölften Tage nach ſeiner Gefangenſchaft das Entſetzlichſte erleben,— in einem an ihn gerichteten Briefe waren zwei Augen ſeiner beiden Söhne eingeſchloſſen; das Schreiben enthielt die Verſicherung, daß, wenn er binnen dreien Tagen nicht die verlangte Summe ſchaffte, man beide Söhne ermorden würde. Die Behörden der Umgegend boten alles auf, um die Unmenſchen einzufangen; da dieſes jedoch auf „ſpaniſch" geſchieht, ſo werden die Räuber wohl noch manchen Reiſenden zu Tode martern, bevor ihnen durch rücklings Erſchießen ihr Recht wiederfährt.

Allerlei Curioſa.

Dienſtmädchen-Poeſie. Als bei den letzten Unruhen in Leipzig auch Cavallerie einrückte, wurden die hübſchen Reiter vorzüglich von den Dienſtmädchen in's Auge gefaßt. Manches Schütze bekam ſeinen Abſchied, die Herzen deſertirten und gingen zur Reiterei über, wobei die Söhne des Mars ihnen natürlich behend entgegenkamen; denn ein Soldat ohne Liebe iſt eine Flinte ohne Schloß, ein Degen ohne Griff. Die Herrlichkeit währte aber nicht lange. Die blauen Helden aus Berna und Geimma mußten wieder zurück. Ein Cavalleriſt, der hier dachte Winterquartier zu machen, hatte ſein Stammbuch mitgebracht, in welches eine Schöne der Küche nachſtehendes herzbrechendes Verslein einſchrieb:

„Ich weine glühende Lava,
Ich platz vor Herzeleid,
Weil mein geliebter Kava-
leriſt nun flieht weit."

Alles Mögliche! ſehr ſchön!

Die Weinſuppe nach dem Tode! In Bamberg trug ſich unlängſt wunderlicher Weiſe der Fall zu, daß ein junger Mann von der Regierung zum Landesgerichtsaſſeſſor ernannt wurde, der bereits vor 6 Jahren, des Wartens müde, im Herrn entſchlafen war. Wie wird ſich der Seelige freuen, wenn er das im Himmel erfährt!

Edelmuth eines polniſchen Juden. Dieſer Tage wurde ein polniſcher Jude auf einer Straße Wiens durch ein kleines Mädchen mit den Worten angeſprochen: ob er dem Mädchen nicht folgen, und ein paar goldene Ohrringe kaufen wolle. Das hübſche Geſichtchen und ſeine Benehmen des Kindes, das ärmlich gekleidet, gleichwohl verrieth, nicht gemeinen Leuten anzugehören, fiel ihm auf, und er folgte. Das Mädchen führte ihn in eine kleine Straße in der Vorſtadt, in ein Erdgeſchoß. Dort fand er eine ziemlich junge Frau und noch zwei kleine Kinder in großer Dürftigkeit. Die Frau übergab ihm die Ohrringe mit Thränen, und bemerkte, daß ſie ſich

Digitized by Google

davon nur ſchwer trenne, weil ſie das einzige Andenken ihrer Mutter ſeien; ſie müſſe ſie jedoch veräußern, da ihr noch 7 fl. C. M. an ihrem Zinſe fehlten, und der Hausherr ſie mit zwei kranken Kindern auf die Straße weiſen und die Betten pfänden würde, könne ſie nicht bezahlen. Der Jude aus Polen reichte der Frau die Ohrgehänge wieder und 7 fl. C. M. dazu, und ſagte: „Den Schatz einer Mutter kaufe ich nie; behalten Sie Ihre Ohrringe; ehren Sie ferner Ihre Mutter, ich ehre die meine auch, und dann werden Sie Ihre Kinder auch dereinſt ſo ehren. Leben ſie wohl!“ Und er ging, ohne den Dank der armen Witwe abzuwarten.

Der liebe Gott ſieht's. Als Paßgläſer und Pokale noch Hauptzierden einer adeligen Tafel waren, ſaß ein alter deutſcher General neben ſeiner jungen Gattin bei einem Feſte zu Tiſche. Die Frau flüſterte ihm zu, als an ihn die Reihe kam, ein ungeheueres Deckelglas zu leeren, daß er den Wein heimlich unter den Tiſch gießen möchte.

„Man ſieht es ja“, antwortete er.“

Die Frau verlöſchte darauf, als er eben anſetzen wollte, geſchwind das Licht und wiederholte ihre Bitte. Er aber erwiederte mit vielem Ernſte:

„Der liebe Gott ſieht's doch!“

und trank den Pokal bis auf den Boden leer.

Ein merkwürdiger Vorfall hat ſich am 12. Juli d. J. in Schwarzenſtein bei Raſtenburg ereignet. Ein Losmann war kurze Zeit vor dem erwähnten Tage eines Diebſtahls beſchuldigt und in Folge deſſen vor das Gericht zu Raſtenburg citirt worden, und erbot ſich zum Reinigungseide. Weil er als ein unmoraliſcher Menſch und als Dieb berüchtigt war, ſo wurde er zum Schwur nicht zugelaſſen. Da ſchwur er auf eigene Hand, d. h. geſprächsweiſe, oder im gemeinen Leben, wie man es zu nennen pflegt, und äußerte dabei: „Das erſte Gewitter, das heraufkommt, möge mich erſchlagen, wenn ich geſtohlen haben ſollte!“ — Am 12. Juli zog über Schwarzenſtein ein ſchweres Gewitter herauf und der erwähnte Losmann befand ſich mit mehren andern Perſonen, namentlich mit 4 Kindern und einem Hunde, in ſeinem Wohnhauſe. Auf einmal erfolgte ein Donnerſchlag. Der Blitz hatte in das Haus des gedachten Losmannes getroffen und den Miſſethäter inmitten der übrigen Miteinwohner erſchlagen, die zwar etwas betäubt, dennoch unverſehrt geblieben waren. Der Strahl war ihm in die Naſe und in den Mund gefahren. Da das Haus in Flammen ſtand, ſo mußte der Getödtete hinausgetragen werden, aber Niemand von den Einwohnern Schwarzenſteins wollte den, wie ſie meinten, von Gott Gerichteten berühren, trotz der Ermahnung des Pfarrers, der, nachdem ſeine Vorſtellungen fruchtlos geblieben waren, ſelbſt ihn angreifen mußte. Das Haus brannte nieder, doch verbreitete ſich das Feuer nicht weiter. — Gewiß ein merkwürdiger Zufall, jedoch buchſtäblich war. Daß er unter dem Volke Senſation erregt, verſteht ſich von ſelbſt, wenngleich hundert andere Flüche und falſche Schwüre ohne augenblickliche Strafen geblieben ſind. Aber der eine Vorfall hat einen tiefen Eindruck auf das Volk gemacht.

Erheiterungs-Salon.

Tröſtung. Bei dem Denkmale in Leipzig an der Milchinſel zum Gedächtniſſe der Völkerſchlacht ſtand unlängſt eine alte Frau, welche bitterlich weinte. Eine andere Matrone trat zu ihr und frug ſie, was ſie bekümmerte. „Ja, denken Sie nur,“ antwortete ſie; „ich war Marketenderin bei der alten Garde, und mein Mann iſt hier bei Leipzig geblieben. Ich muß allemal weinen, wenn ich daran denke.“ — „Ach Gott,“ ſagte die Andere, „da geht Sie 's gerade ſo wie mir; mein Mann iſt bei Waterloo geblieben.“ „Nu, nu,“ verſetzte die Erſte tröſtend; „das iſt ja och eene recht ſcheene Jegend!“

Der Sattelfeſte Kandidat. Der Oberbaurath S. in B. war ſchon ſeit Jahren gewohnt in den die ſchriftlichen Rebellen enthaltenden Heften der zur Prüfung zugelaſſenen Architekten, als Pretium devotionis, 2, mindeſtens einen Friedrichsd'r zu finden und deshalb ſehr erſtaunt, dieſen Gebrauch von einem der Candidaten vergeſſen zu ſehen. An der Arbeit des Mannes, der ſich nur auf den Werth derſelben verlaſſen, fand er zu ſeinem Mißvergnügen nichts auszuſetzen, nahm ſich deshalb aber vor, denſelben bei der mündlichen Prüfung bis zur Quälerei ſtreng vorzunehmen. Se geſchah es! Die andern Candidaten wurden nach kurzen Fragen gnädig geſchont und nur auf den Nicht-Friedrichsd'orſpender die ganze Prüfungswuth concentrirt. Dieſer, es merkend, aber bombenfeſt, ließ ſich, während der Baurath immer hitziger wurde, durch nichts aus der Ruhe bringen. So ſteigerte ſich denn die Alteration des Letztern ſo weit, daß er ausrief: „Nun Herr! Wenn Sie doch alles wiſſen, wie bauen Sie denn ein Haus, daß es in der Küche nicht raucht, und auf dem Appartement nicht ſtinkt?“ Ohne außer Faſſung zu kommen, antwortete der junge Mann ganz gelaſſen: „Dann, Herr Baurath, koche ich auf dem Appartement und ———— in der Küche.“ — Er hatte die Prüfung glänzend beſtanden.

Saphiriaden.

Was iſt ein Theaterarzt?

Ein Theaterarzt iſt ein Menſch, der die Leute auf den Brettern von den Brettern in die Bretter bringt.

Der Menſch beſteht aus der Vermälung des Leibes mit der Seele, darum iſt der Menſch auch ein unglückliches Geſchöpf, weil das immer eine unglückliche Ehe iſt, wo das Weib — die Seele — klüger iſt, als der Mann!

Warum ſagt man von einem Geſtorbenen: er iſt heimgegangen zu ſeinen Vätern?

Weil er dort d'rüben erſt ſichere Auskunft bekömmt, wo er deshalb hinzugehen hat!

Die Aerzte thun zwei Sachen auf ein Mal: ſie erfüllen ihren Beruf und die Erde!

Man findet viele Frauenzimmer, die nie eine Liebe hatten, aber ſelten ein Frauenzimmer, das nur eine Liebſchaft hatte.

Die Nachtigallen, wenn ſie zu lieben aufhören, hören ſie auch zu ſingen auf; die Ehefrauen ſind alle Nachtigallen, wenn ſie nicht mehr lieben, hören ſie zu ſingen auf und fangen zu ſchreien an.

Durch was wird das Fleiſch immer theurer?

Durch die immer mehr überhandnehmende Hochſchätzung der Ochſen!

Saphir ſagt: Im Weine liegt Wahrheit; darum haben auch die Ritter des Mittelalters den Wein ganz allein getrunken, damit durchaus keine Wahrheit unter das Volk komme!

Ein Dampfſchiff-Agent ſagte einſt zornentbrannt zu ſeiner Frau: „Glaubſt du, ich ſei noch auf dem Dampfboote, daß du inzwiſchen ſo heilloſe hier wirthſchaften kannſt?“ — „Ich begreife nicht,“ erwiederte die neckiſche Frau, „da du nicht auf dem Dampfboote biſt, wie du ſo auffahren kannſt!“

Die Cosmopoliten.

A. Ich ſage Dir: jetzt reich zu werden, geht ſehr ſchwer.
B. Bah! Ich überlaſſe Anderen dieſe Sorge.

Digitized by Google

Jemand sagte: Die Sprache der ersten Menschen bestand blos in Empfindungslauten. Da fragte ihn seine Ehehälfte:

Wie hieß damals ein Mann?
„O!"
Und eine Frau?
„Ach!"
Ein Kind?
„Jubeisa!"
Die Liebe?
„Ha ha!"
Die Ehe?
„Uf uf!"
Ein Hausfreund?
„Em hm!"

Eine classische Ausrede. Als neulich die Communalgarde in X. Y. Z. des Abends die Wache bezogen und Meister „So So" von dem Loose betroffen wurde, in der Zeit von 10 bis 11 Uhr Nachts Wache zu stehen, hatte er es für gerathen gehalten, ein tüchtiges Kümmelchen zu sich zu stecken. Während er denn, vom kaltrn November-Winde gehörig geschüttelt, dem Kümmelfläschchen tapfer zugesprochen und dasselbe die Reise aus der Patrentasche zum Munde wohl einige zwanzig Male gemacht hatte, meinte unser Meister, es wäre wohl besser in's Schilderhaus zu treten. Gesagt, gethan; aber der Kummel überwältigte unsern Communalgardisten, er sank zusammen und schlief halb sitzend, halb kauernd, sein Gewehr im Arm, ruhig ein. In dieser Position fand ihn die Ablösung, und als er von derselben wegen seiner Schläfrigkeit einen kleinen Rüffel bekam, rieb er sich schlaftrunken die Augen und meinte ganz naiv: „Ruhe ist dir erst Bürgerpflicht."

Ein reicher Geizhals hatte eine Frau, welche an einer großen Häßlichkeit litt. Eines Tages fand der Mann seine Ehe-Hälfte beschäftigt, Gardinen anzubringen. „Wozu das dumme Zeug," sprach der Geizige, „wer wird so verschwenderisch sein?" — „Mein Himmel," sprach die Frau, „ich kann mich ohne dergleichen nicht behelfen; die Nachbarn können mir ja in die Fenster sehen, wenn ich mich anziehe." — „Ach was!" erwiederte der ungalante Mann, „wenn das wahr ist, so glaube mir, die Nachbarn lassen sich rin jeder auf eigene Kosten die nöthigen Gardinen machen."

Eine Gutsbesitzerin schrieb neulich ihrem Sachwalter, er möge dafür Sorge tragen, daß die Hans Veit'sche Schuld in halbjährigen Raten (Raten) abgetragen werde. — Gott sieht auf's Herz und nicht auf die Ortdegraphie.

Ein junger Mensch sagte: „Ich will dir Flöte lernen; wenn ich's auch nicht sehr weit bringe, werde ich doch genug lernen, um wenigstens meinen Gesang auf diesem schönen Instrumente begleiten zu können."

Ein Wort zu seiner Zeit! Der verstorbene Bassist Fischer aus Berlin, dessen stark geröthete Nase seinen Freunden oft zum Stichblatt diente, wurde einst gefragt, warum er den Klumpen Kupfer, den er so mühsam mit sich herumschleppe, nicht an einen Kupferschmied veräußere. — „O, das habe ich längst versucht," gab er zur Antwort, „aber der Kupferschmied meinte, wer dies für Kupfer hielte, der müßte ein großer Esel sein."

Historisches.

Von K. H.

Narren und Possenreißer füllten im Mittelalter die Lücken des geselligen Lebens an den Höfen und in den Häusern der Großen auf mannigfaltige Weise aus und spielten zuweilen sehr interessante Rollen. Wer kennt nicht die sogenannten Hof-Narren, die zuweilen die einzigen verständigen Leute eines bedeutenden Hofes waren, und das Privilegium hatten, Jedermann die Wahrheit zu sagen — und wäre sie noch so bitter gewesen! — Neben diesen gab es auch andere Lustigmacher, Gaukler, Histrionen, Pfeifer und Possenreißer aller Art. Schon das Aeußere Aller dieser genannten, vorzüglich der eigentlichen Hofnarren, dieser sanktionirten Satyriker, unterschied sie von anderen Leuten. Der geschorne Kopf, die Narrenkappe, der Narrenkragen, Eselsohren und Schellen waren ihre Abzeichen. Einige dieser Attribute hatten die Narren auch mit Anderen gemein. So wurden die Eselsohren, in Frankreich von einer ganzen Gesellschaft, den Enfans sans souci getragen; mit Schellen umhingen sich auch Fürsten und Herren, ja man trieb mit ihnen einen solchen Luxus, daß in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts, silberne Gürtel und Bänder mit silbernen oder goldenen Glöcklein von 10, 12, 15 bis 20 Mark schwer getragen wurden. —

Bei Turnieren und überhaupt bei allen Festen des ritterlichen Zeitalters waren die Narren als wesentlichster Bestandtheil der Pracht unentbehrlich. Sie liefen mit lächerlichen Gebärden und Bewegungen um die Ritter und Reisigen herum, sangen satyrische oder possenhafte Lieder, trieben die Pferde an, und waren beim Tanz an der Spitze jeder Quadrille, bliesen dazu auf Hörnern, wirrten oft Alles durcheinander und brachten es wieder in Ordnung. — Die Namen mehrerer Narren erhielten sich noch heutzutage im Munde des Volkes. In Böhmen kennt man den Palecek, in Deutschland den Eulenspiegel; den Zwiebel-Daniel, den Krötenfresser, den Nußwickel zu Breslau, den Dukatenmelker, den breiten Hahn, und den Breslauer Fetzpopel.

Diese Lustigmacher aller Sorten hießen an den deutschen Höfen auch Tischräthe, Freudenmacher, Spottnarren, Speisvögel und Pickelhäringe. — Bei der Hochzeit Heinrich III. mit der schönen Agnes von Poitou im Jahre 1043 fand sich eine solche Menge Schalksnarren ein, daß der Kaiser über ihre Unzahl entrüstet, sie sammt und sonders ohne Belohnung, ja, ohne Speise und Trank wieder fortjagen ließ. Zur Geschichte der Hofnarren hat die Sage und die schriftlichen Ueberlieferungen des Mittelalters manche interessanten Beiträge hinterlassen, deren vollständige Sammlung gewiß ansprechen würde. — Jede Gattung der Narren hatte ihre eigenthümliche Heimat. So kamen aus Neapel der Erzprahler Spanivento, der Betrüger Caviello und der alte dumme Geck Pascariello. Aus Acerra kam der Possenreißer Pulcinelle, aus Calabrien der Bauer Giangurgolo, und der Einfaltspinsel Belteamo kam aus Mailand. Der Scapin und Arlechino kamen aus Bergame, wo Narren und Possenreißer seit jeher zu Hause waren; daher war Bergamo auch verbunden, Rom mit einem Arlequin zu versehen. — Die Stadt Mechein hatte im Mittelalter das seltsame Privilegium, den Hof von Burgund mit Narren zu versehen; Troyes in Champagne lieferte Narren an den Hof von Paris. — Erasmus Rotterodam schrieb ein „Lob der Narrheit," und findet darin das größte Glück, dessen die Menschen fähig seien. — Carl der V. pflegte zu sagen: die Deutschen scheinen nicht klug und sind es auch nicht, die Spanier scheinen klug und sind Narren, die Franzosen scheinen närrisch und sind klug, die Italiener scheinen und sind klug. — An dem Hofe dieses Carl V. lebten mehrere Hofnarren. Zapata, der den Kaiser oft auf die derbste Weise seines ausständigen Gehaltes wegen erinnerte; Pape Theun, der durch mehrere Tage mit Hunger gestraft, alle heimlichen Gemächer der Burg fest vernagelte. Gar zu roh sich betragend, ward er bei Lebensstrafe verbannt; da er aber das langweilige Leben in Lüttich nicht aushalten konnte, miethete er einen Karren, schüttete ihn mit Erde voll und fuhr nach Brüssel. Sogleich ward er von einer Masse Pöbel und Straßenbuben umrungen und bewillkommt. Der Kaiser ward durch den Lärm aufmerksam gewerden und trat an das Fenster. Sogleich fragte er den Narren, ob ihm sein Hals gar nicht mehr lieb sei, daß er es wage den Bann zu übertreten. Der Narr antwortete: „Ich werde mich wohl hüten in Eure Länder zu kommen; aber hier liege ich auf Grund und Boden von Lüttich." Der Schwank gefiel dem Kaiser so wohl, daß der Narr Gnade erhielt. — Der Kaiser Mathias hatte einen Hofnarren, Namens Heinz Nelle. Als der Kaiser vom Regensbueger Reichstag heimkam, ließ sich der Narr einen großen Foliebund prächtig binden mit der Aufschrift: „Regensburger Reichstagsabschied." — Der Kaiser versprach sich viel Unterhaltung von dem Inhalt, fand aber nue lauter leere Blätter. Hierauf sprach der Narr: „Es steht gerade so viel darin, als Ihr dort auf dem Reichstage ausgerichtet." — Ein fremder Fürst, sehr beschränkten Geistes, aber eingebildet und überaus redselig, unterhielt einst im kaiserlichen Vorzimmer die Gesellschaft mit unendlichem leeren Geschwätze. Jonas, der Hofnarr Ferdinands des Zweiten antwortete ihm in gleichem Tone. Der Fremde drehte sich stolz um und sprach: „Ich rede mit keinem Narren." — „Aber ich!" antwortete der Narr, zum großen Vergnügen der Gesellschaft. — Philipp der Großmüthige, Landgraf von Hessen, war ein starker Teinker. Peter Baarenhaupt sein Narr ließ's deshalb an Stichen nicht fehlen. Als Philipp einst über Kopfschmerz klagte, rieth er ihm, seinen alten Rausch immer wieder durch einen neuen zu vertreiben. — „Dann wird es ja noch ärger," — meinte Philipp. — „Nur Geduld," — entgegnete der Narr; — „wenn Du lange so fortmachst, so wirst Du bald ein so vollkommener Narr wie ich, und brauchst keinen gesunden Kopf mehr." — „Aber der Schmerz, der Schmerz!" — meinte der Herzog. „Nun," entgegnete Peter, „bis Du als Narr vollkommen bist, brauchst Du keinen Schmerz als Herzog zu fühlen." — Der Herzog trank nicht mehr.

Ein königlicher Eremit. Wladislaw Jagelle, Ungarns und Polens König, focht in den Jahren 1441—1443 gegen die Osmanen mit so glänzendem Erfolge, daß Amurath II. mit schweren Opfern einen Frieden von 10 Jahren erkaufen mußte. Der Friedensschluß wurde von beiden Seiten auf das Heiligste beschworen. Der Pabst Eugen IV. wollte jedoch diesen Frieden nicht und bewirkte durch seinen Legat, den Cardinal Julian, daß der junge unerfahrene König sich von den glatten Worten des Cardinals bethören ließ, und nicht achtend die Warnungen erfahrener Freunde, noch auf die Stimme der Ehre und Klugheit hörend, den Krieg fortsetzte. — Am 10. November 1444 kam es bei Varna am schwarzen Meere zur Schlacht. Anfangs neigte sich der Sieg auf die Seite der Christen, später den Moslemins der Art zu, daß Letztere eine vollständige Niederlage erlitten. Die Sage erzählt, Amurath habe, als er von einer Anhöhe die mißliche Lage seines Heeres gesehen, eine ihm vom Könige Wladislaw zur Befestigung des beschworenen Friedens verpfändete, konfessirte Hostie hervorgezogen, und, sie gegen den Himmel emporhaltend, der Gott der Ehrlistey angerufen, diesen treulosen Trenbruch an seinen Bekennern zu rächen. — Der Cardinal Julian und mehrere Prälaten fielen unter den Schwertern der Moslemins; der König jedoch, von den Seinigen durch eine Janitscharenschar getrennt — ging verloren — und man erfuhr von ihm nichts weiter. — Zwei und zwanzig Jahre nach jener blutigen Catastrophe bereiste Löw von Rozmital und Blatna, ein Bruder der Königin Johanna von Böhmen, und Schwager Georgs von Podiebrad, die Fürstenhöfe des westlichen Europa. Während seines Aufenthaltes in Spanien, und zwar in Santa la Piedra, sechs Leguas

Digitized by Google

von Medina del Campo, erzählten ihm die Einwohner bei einem nur vier Leguas von da entfernten, seitwärts gelegenen Dorfe halte sich ein König von Polen als Einsiedler auf; er sei nach allgemeiner Meinung in einer Schlacht gegen die Türken umgekommen, in der That aber entflohen, und habe sich entschlossen, den an seinen Feinden verübten Treubruch abzubüßen, und seine übrigen Lebenstage fern vom Vaterlande unerkannt in beschaulicher Einsamkeit hinzubringen. Löw begab sich sogleich in Begleitung einiger Gefährten und eines polnischen Pilgers, der sich in den Pyrenäen an seinen Trost angeschlossen, nach dem bezeichneten Orte. — Der aufgenommene Wegweiser bemerkte, der Einsiedler scheue jeden Besuch und verberge sich, wenn er von seiner hochgelegenen Einsiedelei Fremde ankommen sehe. Löw nahm nun einen zweiten Wegweiser auf, und schickte den ersteren voraus zu dem Eremiten, mit der Weisung, diesen unter irgend einem Vorwande so lange aufzuhalten, bis er mit seinen Gefährten nachgekommen sein würde. So geschah es, und der Einsiedler sah sich genöthigt, die Fremden zu empfangen. Er war ein Mann von ansehnlicher Gestalt, hatte ein längliches Gesicht, eine erhabene Nase, schwarzes Haupthaar und einen langen, weißen Bart. Seinen Körper bedeckte ein langes aschgraues Gewand, unter welchem er ein härenes Hemde trug, daß er jedoch sorgfältig zu verbergen suchte. — Auf Löw's Befehl fragte ihn der Herold, aus welchem Lande er sei? — „Was frommt es deinem Herren dies zu wissen!" — entgegnete der Eremit. — Verwunderungsvoll hatte indeß der polnische Pilger den Einsiedler angestarrt, und bat Löw ihn zu bewegen, daß er seine Füße entblöße. — „Er muß," setzte er hinzu, — „auf jedem Fuße sechs Zehen haben." — Löw drang nun in den Einsiedler mit vielen Bitten seine Schuhe auszuziehen; als dieser nach vielem Zureden es endlich that, fiel der Pole tiefgerührt zu seinen Füßen nieder und umklammerte seine Kniee. — „Ja, du bist es!" rief er, — „unser Herr und König, den die Heiden überwältigten." — „Was ist das?" entgegnete der Eremit, — „weißt du denn daß mir diese Ehrfurcht nicht gebührt? Ich bin ja Nichts als ein Sünder, der Buße thun will in der Wüste!" — Mit Thränen in den Augen sprach er diese Worte, entfernte sich weinend sogleich von den Fremdlingen, und schloß sich in seine Hütte ein. — Auf dem Rückwege gestand der Pole, er sei vollkommen überzeugt daß jener Einsiedler Wladislaw sei, denn in ganz Polen sei bekannt, daß der König mit sechs Zehen an jedem Fuße zur Welt gekommen. — Die Geschichtschreiber jener Tage ignoriren diesen Vorfall; doch bleibt er ein Pendant zu den Legenden Sebastians von Portugal, Swatopluks von Großmähren und Salomons von Ungarn.

Kleine Ursachen. Im Jahre 1214 war Albizo Podesta in Padua. Klug, gefällig und geschäftskundig wie er war, liebte er doch den Scherz und heitere Spiele. Unter seinem Podestat wurde in der Mark Treviso ein seltsames heiteres Fest, ein lustiges Hoflager angeordnet, zu dem der Adel von Padua vorzüglich geladen ward und die schönsten vornehmen Damen der Stadt. Das Spiel bestand in folgendem: Ein Lager wurde aufgeschlagen. Zwölf Damen mit ihren Kammerfräulein wurde die Besatzung und Vertheidigung desselben übergeben. Mit reichen Tüchern von Purpur, Sammet, Seide, Scharlach war es, als zur Befestigung umhängt. In ihrem schönsten Schmucke, mit goldenen Kronen auf den Häuptern, schimmernd von Perlen und Edelsteinen allerlei Art, vertheidigten das lustige Lager die schönen Damen mit ihren Zofen, gegen den Sturm der Ritter, die mit galantem Geschütze von verschiedenen Früchten, Aepfeln, Birnen, Kastanien, Mandeln u. s. w. sowie mit Blumen aller Art, kleinen Torten und Bonbons, auch Fläschchen mit Wohlgeruche es berennen sollten. Auch viele Venetianische Damen und Herren waren dazu geladen. Aber ein Venetianer trang zu ungestüm vor, und suchte mit den Seinigen die Paduaner wegzudrängen; die Paduaner, erbittert darüber, vergalten die Unhöflichkeit, und es wäre schon damals zu blutigen Auftritten gekommen, wenn nicht geachtete Männer sich dazwischen gelegt und Ruhe hergestellt hätten. Die also gestörte Lustbarkeit ward augenblicklich aufgehoben, aber die Erbitterung der Parteien nur für den Augenblick gedämpft. Sie war der Same gewesen unendlicher Uneinigkeiten, die zwischen Padua und Venedig bald hernach ausbrachen, und in aufgehobenem Handelsverkehr, wechselseitigen Räubereien, Befehdungen und blutigem Hasse beider Städte fortwirkten.

Als der berühmte Turenne zwölf Jahre alt geworden, forderte er einen Officier zum Zweikampfe auf, weil dieser die Geschichte Alexander des Großen, nach Quintus Curtius für einen Roman erklärte.

Brief-Portefeuille.

Herrn Z. Stts. Wir sind mit Mosselsprüngen so sehr überhäuft, daß wir jede gegenwärtige Einsendung zurückweisen müssen.

An den Schachklub in St. B. Es freut uns recht sehr, durch unsere geringen Bemühungen, dem edlen Schachspiele so werthe Freunde gewonnen zu haben. Daß das Feld der Schachaufgaben, seitdem beim Beginne „Bild aus Leben's" sorgfältig verwaltet wurde, dafür sprechen die gewählten meistentheils originellen Probleme, die immer der Prüfung der Redaktion unterlagen und soviel als möglich den jedem Zweige eigenthümlichen Reiz erhalten wurden. Obwohl nun der Redakteur, selbst Schachspieler, das Problem Nro. 27 prüfte, so fiel ihm doch nicht ein, nachzusehen, ob nicht vielleicht der Fall sein könnte, daß die Aufgabe noch auf eine andere Art, als die drei Aufgeber, gelöst werden könne. Das schon einige Male bewährte Talent des Aufgebers entschuldigt die Unbeholfenheit des Redakteurs. Entschuldigen also auch Sie diese Doppelzüngigkeit des Problems, die Sie auf eine sehr scharfsinnige Art herausfanden und genehmigen Sie zugleich die Entschuldigung des Versehens, der nach der Hand selbst auf den Fehler kam und sich zu sehr sah, was nicht mehr zu verbessern war. Das recht nette Problem Ihres Herrn Präsidenten steht schon in diesem Hefte. Wir bitten um Ihre weitere Theilnahme.

Herrn St—r. Ihre Novelle haben wir richtig erhalten. Sie ist aber für uns zweier Ursachen halben ungeeignet. Erstens nehmen wir für jetzt blos vaterländische historische Novellen auf, und zweitens sind wir von der Hand so sehr überhäuft, daß wir sehr schwer Neues annehmen können.

Herrn J. Stöckl. Ihr recht gelungener Rebus soll unsere Leser erfreuen. Bei der täglich abnehmenden Lust an diesen Geistesspielen kommen solche nur so seltener in unsere Spalten; Sie müssen daher nicht ungeduldig werden, wenn das Erscheinen Ihres Rebus sich etwas in die Länge ziehen sollte.

Auflösung des Rebus Nro. 31.

(Von Görde.)

Zum Beginnen, zum Vollenden,
Zirkel, Blei und Winkelwage;
Alles steckt und starrt in Händen,
Leuchtet nicht der Stern der Tage.

Einige Worte über Schach und Schachprobleme.

Von Josef Strnad.

Wir haben diesem Spiele in unsern Blättern einen so weiten Platz gegönnt, daß es uns absolut nothwendig scheint, unser Benehmen in den Augen jener Leser, die des Schachs unkundig sind, zu rechtfertigen. Wir mußten von manchen Seiten den Vorwurf hören: was sollen diese Schachaufgaben? Ja, sogar Schachspieler — und nicht immer schlechte — äußerten sich wegwerfend über diese sogenannten Spielereien und sprachen unverhohlen ihr verdammendes Urtheil über diese harmlosen Kinder einer müssigen Stunde aus. Was sie dem Schachspiele sind und inwieweit sie mit demselben in inniger Beziehung stehen, dies mögen nachstehende Worte auseinandersetzen.

Es handelt sich zuerst um die Beantwortung der Frage: was ist Schach? — Es ist kein Spiel; denn es erfordert mehr als eine mittelmäßige Theilnahme des Geistes; es will den ganzen Kraftaufwand von Combination, Gedächtniß, Ausdauer und Ruhe; wer eine von diesen vier Ingredienzien des Schachspieles entbehrt, kann kein guter Schachspieler genannt werden. Was es aber am meisten vom Namen Spiel ausschließt, das ist die Unbegränztheit der Perfektion, zu der man es darin bringen kann. Jedes Spiel hat gewisse Gränzen, innerhalb deren es sich bewegt; weiß z. B. der Kartenspieler, inwieweit die Karten im Verhältnisse zu seinem Spiele vertheilt sind, so hat er den Kulminationspunkt des guten Spiels erreicht; das Uebrige steht in der Hand des Zufalls. Der Schachspieler kennt keinen Zufall, alles was kommen kann und wird, steht klar vor seinem innern Auge, er sieht oder kann wenigstens seines Feindes Plan sehen; er operirt dagegen, vereitelt ihn und hat zugleich die Aufgabe, seinen eigenen Plan der Art zu gestalten, daß dessen Vereitlung dem Gegner unmöglich wird.

Wollen wir alles dieses berücksichtigen, so bleibt uns keine andere Wahl, als das Schach zum Range einer Kunst zu erheben; wir müssen uns aber andererseits wieder gestehen, daß eine gründliche Erlernung dieser Kunst eine Zeitverschwendung wäre, weil sie durchaus nicht praktisch ist. Man ersieht also, daß das Schach eine Art Zwitter von Spiel und Kunst ist, und demnach derartig behandelt sein will, daß man es weder zum Spiele herabwürdigt, noch zur Kunst hinaufhebt.

Wie schwer ist es aber, einen solchen Mittelweg zu halten? Weil eben die Unbegränztheit der Vervollkommnung einer jeden Individualität freien Spielraum für ihren Ehrgeiz läßt, so erhebt der von der Natur mit einem angeborenen Schachtalente begabte Spieler sein Steckenpferd bis in die Wolken, er blickt mitleidig auf den herab, der nicht Schach spielt, er will, daß man seine Kunst studire, sie nicht nur praktisch, sondern auch gründlich theoretisch lerne, ihm ist eine verlorene Parthie Schach eine verlorene Schlacht; ja sein Eifer geht so weit, daß er lieber alle möglichen Ausreden ersinnt, und den zufälligen (sogenannten verfehlenen) Verlust seiner Parthie zu beweisen, und nur ja nicht zugeben zu müssen, daß sein Gegner besser gespielt, als er.

Ist dies zu mißbilligen, um wie viel mehr machen sich jene Schachspieler lächerlich, die dies edle Spiel bis zum vulgären Zeitvertreibe herabwürdigen, deren Meinung sich in den Worten ausspricht: wozu Combinationen und Kopfbrechen bei einem Spiele, das ich blos zu meiner Unterhaltung spiele? — Man kann aber auch versichert sein, daß solchen Schachspielern das Organ des Schachspieles gänzlich abgehe, und daß sie diese Meinung erst dann aussprachen, als sie sich überzeugt hatten, daß sie es in diesem Spiele auch nicht zum geringsten Grade von Vollkommenheit bringen könnten.

Wenn nun ein angehender Spieler eine richtige Ansicht von dem Junktimilien dieser beiden Partheien hat, so bleibt immer noch die Frage zu beantworten: was soll er thun, um seiner geborenen Anlage zu Hilfe zu kommen, ihre Entwickelung zu beschleunigen? Und darauf kann man ihm dann mit gutem Gewissen antworten: Spiele Probleme!

Man wird freilich dagegen einwenden: „was soll uns dieses willkührlich so aufgestellte Problem; das ist eine Stellung, wie sie nie vorkommen kann!" Wie unrichtig, wie so ganz einsichtslos ist dieser Vorwurf! Es ist und bleibt unumstößlich wahr, daß es noch nie einen ausgezeichneten Schach-

Digitized by Google

ſpieler gegeben habe, der ganz ohne Theorie geweſen wäre, und dies hat ganz natürlich ſeinen Grund darin, daß es im Schach eine zu große Menge von Grundregeln gibt, die unmöglich alle praktiſch erlernt werden können. Die Theorie iſt der Kitt, der die Praxis mit dem angeborenen Talente verbindet; ohne dieſen hängen beide loſe auseinander, ſie verbinden ſich nie zum Ganzen, das in allen ſeinen Theilen vollkommen daſteht. Wer auf Auszeichnung Anſpruch macht, muß alle Partien und alle Matte im Buche durchgeſpielt haben, und dies erfordert allerdings eine etwas hartköpfige Geduld, die man nicht Jedem zumuthen kann. Schon Stamma und Philidor wußten dies, und ſchufen zum Behufe deſſen die Endſpiele. Sie ſollten, mit Verbannung des trockenen Unterrichtes, das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden, die Combination ſchärfen, den Ehrgeiz anregen und — waren ſie ſchwierig — den Erratber für ſeine Mühe mit der Freude über die zu Stande gebrachte Auflöſung belohnen. Sie gingen dabei natürlich von dem Grundſatze aus: wer ſeine Combinationsgabe an vielen ſchwierigen Endſpielen geübt habe, der brauche nimmer ein Matt wie z. B. mit Roß und Laufer in ihrem Buche zu ſtudiren; die Ausführung deſſelben müſſe ſich ihm dann, wenn er es als ein Endſpiel im Großen betrachtet, von ſelbſt darbieten. Nebenbei gewährten die Problème wieder den enormen Vortheil, daß man durch ſie auf den erſten Blick beurtheilen lernte, ob eine Partbie gut, ob ſie mißlich ſtehe. Denn wie oft entſcheidet hier nicht die Zahl der Steine, ſondern die Stellung des ganzen Spieles; das Auge des Spielers gewöhnt ſich durch dieſe ſcheinbaren Abnormitäten tiefer auf den Grund zu blicken; man gelangt auf dieſem Wege zu einer ſcharfen Ueberſicht, die dann in allen Fällen wohlthut.

Daß die Praxis allein dieſe Ueberſicht nicht gebe, dafür ſpricht die Thatſache, daß Schreiber dieſes ſelbſt mehrere alte und ziemlich gute Schachſpieler kennt, die oft ſchon in der Mitte des Spieles über ihre in quantitativer Hinſicht freilich beſſer ſtehende Partbie frohlocken und ſelbſt dann, als die offenbar mißlich geſtandene Partbie natürlicher Weiſe verloren ging, noch immer in ihrem Irrthume beharrten und vergebens hin und her riethen, was ihnen eigentlich die Partbie — die ſelbſt der andere Partner für gewonnen hielt — verloren habe. Es zeigte ſich alſo, daß beiden ziemlich guten Spielern jeder Funken von Ueberſicht fehlte.

So lehrreich und unterhaltend aber zweckgemäß aufgelöſte Endſpiele für den Schachſpieler ſind, ſo nutzlos und fade werden ſie freilich, wenn man den rechten Weg verfehlt und ſie blos als eine Spielerei betrachtet, mit der man ſich nicht genug wenig Mühe geben kann. Die Meiſten intereſſiren ſich blos für ein Problem, das ſie ohne beſondere Anſtrengung erratben, oder ſie fangen, wenn es etwas ſchwerer iſt, im ſtrengſten Sinne des Wortes zu rathen an, ziehen mit den Figuren hin und her, und überlaſſen ſo dem Zufalle das Glück, für auf die Pointe zu ſtoßen, wo ſie dann natürlich das Ganze auflöſen. Nun muß es aber dem geringſten Sachverſtändigen einleuchten, daß dies ein ganz verkehrter Weg iſt, daß ein ſolches Betragen den eigentlichen Nutzen an der Sache ganz auf die Seite wirft. Combination und Stärkung des Gedächtniſſes werden auf ſolche Weiſe gar nicht bezweckt. Meiner Anſicht nach muß ein Problem folgendermaßen aufgelöſt werden:

Man ſtelle das Problem auf ſeinem Brete auf — wolle nicht, wie Manche thun, es auf dem Papiere auflöſen — und verſuche zu allererſt eine richtige Idee von der Lage des Spiels zu bekommen. Man muß es ſich zugleich angelegen ſein laſſen, die Urſache zu wiſſen, warum derjenige, der die Partbie verlieren ſoll, ſchlechter ſtebt; hat man dies bei vielen Endſpielen gethan, ſo verbindet ſich dieſe Theorie mit der angeborenen Ueberſicht, und man wird dann oft Partbieen mit Erfolg weiter ſpielen, die ein blos praktiſcher Spieler für gewiß verloren hält. Hat man die Urſache des ſchlechten Standes erratben, ſo iſt es Zeit, ſich nach der ſchwächſten Seite des Feindes umzuſehen; man muß erſpähen, auf welcher Seite der Angriff nicht zurückgeſchlagen werden kann. Iſt auch dies gethan, ſo kömmt die letzte und ſchwerſte Aufgabe. Sie beſteht in der Combination der Züge nach ihrer Reihenfolge, wie ein Zug nach dem andern ſo angreifen ſoll, daß das angegebene Matt in der beſtimmten Anzahl von Zügen bewerkſtelligt werde. Sind alle dieſe Züge dem innern Auge ſichtbar geworden, und hat man ſich zugleich — wie es ſich von ſelbſt verſteht — ohne einen Stein zu berühren, von der Richtigkeit ſeiner Combinatien überzeugt, dann möge man in Gottes Namen zur Execution ſchreiten und ſich ihrer als einer genaueren ſichtbaren Prüfung richtiger Auflöſung bedienen.

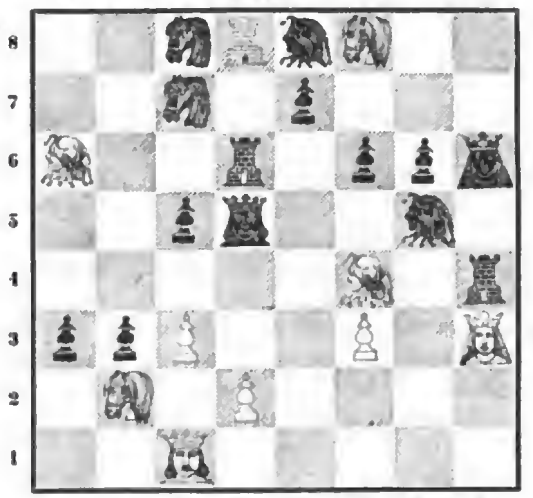
Betrachten wir dieſes Verfahren in ſeiner Gänze, ſo erſehen wir daraus, daß das Endſpiel mit dem eigentlichen Schachſpiele in der innigſten Beziehung ſteht. Wir ſehen, daß das Endſpiel Alles, was das Schachſpiel braucht, in ſich conzentrirt. So wie der Schachſpieler gleich im Anfange der Partbie darauf bedacht ſein muß, jede Blöße ſeines Feindes zu benützen, ſich mit aller Kraft auf ihn zu werfen, und ihm in kürzeſter Zeit den Garaus zu machen, ſo hat auch der Endſpieler die kürzeſte Zeit vorgeſchrieben, in der er daſſelbe zu thun hat. Ja noch mehr; während der Spieler bei ſeiner Partbie immer nur in ſeinem Geiſte denkt, und blos nach Verhältniß ſeiner Individualität in die Ferne ſieht, wird ihm hier beim Endſpiele von Seiten eines ſcharfſinnigen Spielers auf halbem Wege entgegen gekommen. Er ſagt ihm: Du kannſt und mußt gewinnen, wenn du nur ſcharfſinnige Züge machſt. Der Impuls iſt demnach gegeben; wir ſuchen mit ſicherem Mittbe, weil wir das zu findende vorhanden wiſſen. Wie großartig, wie genial ſind aber auch manchmal die Züge, die uns hier zum Gewinne einer Partbie helfen müſſen! Sollen alſo ſolche Züge von gar keinem Einfluſſe auf den Schachſpieler ſein? Meines Erachtens ſind ſie dem Schachſpieler, was ein Propfreis dem Baume iſt; der Stamm mag noch ſo gut ſein, durch das Propfreis veredelt er ſich.

Schach-Aufgabe Nro. 29. *)

Von Herrn B. Kanders in Prag.

Dieſes nicht leichte Problem iſt trotz der vielen dabei umzingelnden Figuren einfach und witzig. Schwarz ſoll nämlich in vier Zügen matt geſetzt werden. Schwarz hat einen Thurm mehr, hat alle Figuren ſchirmend zur Dispoſition und — muß doch matt werden!

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 30.

Von Herrn J. B. in N. B.

Wir führen hier unſeren Schachfreunden einen neugewonnenen Mitarbeiter vor. Die Aufgabe beſteht darin, den ſchwarzen König in vier Zügen matt zu ſetzen. Iſt ſie auch nicht ſo ſchwer als Nro. 29, ſo hat ſie doch nichtsdeſtoweniger das Verdienſt einer eleganten Ausarbeitung.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Auflöſung der Schachaufgabe Nro. 27.

Hinſichtlich der Auflöſung dieſer Aufgabe verweiſen wir unſere ſcharfſinnigen Schachfreunde auf unſer diesmaliges Briefportefeuille. Die eigentliche Auflöſung beſteht in:

Weiß.	Schwarz.
Laufer von B 8 — A 7.	König von D 5 — E 5.
dto. von A 7 — D 4. †	dto. von E 5 — D 5. †
Roß von D 2 — B 3.	Bauer von C 4 — B 3.
Bauer von A 2 — B 3.	dto. von A 3 — A 2.
dto. von C 3 — C 4 matt.	

Auflöſung der Schach-Aufgabe Nro. 28.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von G 7 — G 7. †	Laufer von D 7 — F 5.
dto. von G 7 — G 4. †	König von F 5 — F 4.
Laufer von E 7 — G 8. †	dto. von E 6 — E 5.
Dame von D 8 — E 7. †	Dame von B 1 — G 7.
Roß von D 2 — C 4 matt.	

*) Dringend eingegangenen Wünſchen zufolge werden wir unſere Schachprobleme von nun an ganz aufgeſtellt liefern und glauben damit umſomehr alle Partheien zufrieden zu ſtellen, weil dieſes Verfahren für den Anfänger das bequemſte iſt. Wir geben alſo in Zukunft und auch heute ſchon die Aufſtellungen aus der Buchſtabenbezeichnung und werden dieſe Buchſtabenbezeichnung immer dem Schachbrette beifügen.

Digitized by Google

Entſchuldigungskarte der Redaktion pro 1846.

Es gibt im menſchlichen Leben keinen ſchöneren Dreiklang, als die Worte: Wahrheit, Ehre und Geld. Es iſt ein ſchönes Terzett; Geld gibt den Grundton an, die Wahrheit ſingt mit der Kopfſtimme zuweilen ſogar Falſet, die Ehre aber hat die eigentliche Bruſtſtimme, denn die Stimme der Ehre erklingt mächtig in des Menſchen Bruſt, und übertönt oft den vollen Chor aller Leidenſchaften und den mächtigen Baß des Geldes.

Wenn es die Verhältniſſe uns möglich machten, ſtatt dieſer zerſtreuten Blätter, jemals ein eigentliches Journal erſcheinen zu laſſen, ſo müßten die genannten höchſten Güter der Menſchheit dem neugebornen, dato noch ungebornen Kinde zu Gevatter ſtehen und ihm für die Dauer ſeiner Exiſtenz den Namen leihen. Es müßte entweder die „Wahrheit“ heißen, oder die „Ehre“, oder das „Geld“. Am ſchlechteſten käme die Redaktion der Zeitſchrift „Ehre“ zurecht, denn es iſt allbekannt, von der Ehre kann man nicht leben. Auch mit der „Wahrheit“ hat es einen böſen Haken. Die Wahrheit iſt, die Wahrheit zu ſagen, nicht ſehr beliebt und kommt in manchen Fällen theuer zu ſtehen. Iſt es mit der Wahrheit und mit der Ehre nichts, ſo macht es ſich hingegen ganz vortrefflich mit „Geld“, ſo daß es ſich gar nicht begreifen läßt, warum es noch niemals eine Zeitſchrift gab, die „Geld“ hieß. Einen lockenderen Titel dürfte man kaum erfinden können. Die Zeitſchrift „Geld“ könnte eine kleine Beilage in Octav haben, welche „Kleingeld“ hieße. Keinem Mitarbeiter brauchte man etwas zu zahlen und jeder könnte dennoch behaupten, daß er für „Geld“ arbeite, und der thätigſte Mitarbeiter an dieſem Journal wäre der Mann, der für Geld Alles thut. Von Zeit zu Zeit würden die Leſer auch zu dem großen Reſultat gelangen, daß „Geld“ allein noch nicht zufrieden macht; iſt aber der Inhalt dieſer Zeitſchrift gediegen, dann wird ſie ſich einer großen Beliebtheit erfreuen. Wenn dem Verleger einige tauſend Exemplare dieſer Zeitſchrift über den Hals blieben, ſo wäre das gar kein Unglück, denn er hätte eine Menge Geld vorräthig.

Wie gerne würde jeder Menſch auf „Geld“ abonniren und ganz in der Ordnung wäre es, daß, wer 12 Exemplare „Geld“ abonnirt, das 13te als Zugabe bekommt; denn wo Geld iſt, kommt immer Geld zu. Der Verleger der Zeitſchrift „Geld“ wäre der einzige Menſch, der froh iſt, wenn man ihm ſein Geld abnimmt; und wenn endlich die Zeitſchrift „Geld“ einginge, dann kann er ſich immer noch tröſten, denn es geht ihm Geld ein. Von dem chimäriſchen Projekte, eine Zeitſchrift unter dem Titel „Geld“ erſcheinen zu laſſen, gehen wir mittelſt einer leicht erklärlichen, durch den Wortlaut angeregten Ideenaſſociation auf unſere eigenen wirklichen Zuſtände, auf unſer „Bild und Leben“ über. Unſer „letzter Seufzer“ iſt nicht ungehört verhallt und unſer Weltſchmerz hat ein vielfach wiederbelendes Echo gefunden in der Bruſt zahlreicher fühlender Leſer. Gegenſeitige Zufriedenheit iſt das Höchſte, was eine Redaktion wünſchen kann, der Zenith ihres Glückſterns. Zur Hälfte iſt es ganz gewiß errungen und es freut uns, die beruhigende Erklärung abgeben zu können: wir ſind mit unſern Abonnenten zufrieden. Zwar iſt die Zahl derſelben nicht rieſengroß, mit 4 Ziffern läßt ſie ſich ganz bequem ſchreiben, und hie und da munkelt man ſogar, die „Augsburger allgemeine Zeitung“ habe einige Abonnenten mehr als „Bild und Leben“, indeß, wir wiſſen uns zu beſcheiden und ſind mit unſern kleinen Erfolgen überglücklich. Ob man auch andererſeits mit uns zufrieden ſein werde, iſt eine heikle Frage, deren Beantwortung jedoch wir mit den beſten Hoffnungen entgegenſehen. Unſer Verhalten dem Leſer gegenüber war gewiß das loyalſte von der Welt. Wir haben uns keine pompöſe Ankündigungen erlaubt, wir haben nicht mit dem Syrenenſang glänzender Verheißungen unſchuldige und unerfahrene Abonnenten an uns gelockt, wir haben das Alles für unzweckmäßig erachtet. Wir haben dem Leſer nichts verſprochen und werden daher im Stande ſein unſere Zuſage pünktlich zu erfüllen.

Da demnach zwiſchen unſern Leſern und der Redaktion eine ſo ſüße Eintracht und eine ſo rührende Harmonie beſteht, ſo begrüßen wir heute an der Gränzmark des ſcheidenden und kommenden, des vergangenen und künftigen Jahres, all' unſere Lieben und Getreuen, und entledigen uns hiemit in freundlichem Wohlwollen unſerer gratulatoriſchen Verbindlichkeit. Vielen das Rechte zu wünſchen, iſt faſt eben ſo ſchwer, als die Wünſche Aller zu befriedigen. Wir wünſchen demnach der geſammten deutſchen Leſewelt eine dauerhafte Geſundheit, gute Augen und einen guten Magen, ſie wird ihn brauchen; wir wünſchen aber auch nebenbei ein Paar Krankheiten, denn die Aerzte wollen auch zu thun haben. Wir wünſchen allen Leuten ein langes Leben und gutes Auskommen, natürlich den Herren Todtengräbern auch. Wir flehen um die Erhaltung des europäiſchen Friedens für alle Actieninhaber und Börſenſpekulanten, die auf Zeit zu liefern pflegen, damit die Papiere hübſch ſteigen; wir bitten aber auch um ein klein Bischen Krieg für alle Lieferanten, die nichts zu liefern pflegen, und für junge Offiziere, die ſelbſt gerne ſteigen möchten; blühenden Handel für alle ſoliden Kaufleute und einige Falliſſements für Advokaten und Notare. Wir wünſchen Ruhe für alle ehrlichen Bürger, Zwiſt und Händel für alle, die im Trüben fiſchen. Blühende reiche Bräute für junge Eheſtandskandidaten, geſetzte Männer für alte Jungfern, erträgliche Wirthſchafterinnen für betagte Junggeſellen, und jeder betrübten Witwe in beſten Jahren einen Freund und Tröſter. Im Intereſſe des Einen wünſchen wir ein geſegnetes wohlfeiles Jahr, im Intereſſe Anderer wünſchen wir Theuerung — doch halt! da iſt einmal die Welterdnung ſo galant geweſen unſere Wünſche zu erfüllen, noch bevor ſie ausgeſprochen waren und ſomit Allen ein fröhliches neues Jahr!

Digitized by Google

Die Erbfeinde.

Eine hiſtoriſche Erzählung aus Böhmens Vorzeit, von K. Hattwich.

I.

Ein Schuldbuch.

Die Sonne barg ihr Antlitz bereits hinter den Bergen, und wie die letzten Abendſtrahlen im erblaſſenden Roth verſchwammen, ſenkte ſich die Dämmerung leiſe über die verſtummenden Thäler. Einzelne Sterne blitzten durch den Nebelſchleier wie Silberkähne auf dunkler See, und die tiefſte Stille verbreitete ſich um ein einſames mauernumſchloſſenes Gebäude, das wie eines Adlers Horſt von unzugänglicher Höhe finſter herabſchaute. Es war dies ohne Zweifel die ärmlichſte Veſte, die je ein Edelmann bewohnte. Wojmir, der Herr dieſes Hauſes, ein Werſchowec, arm, aber ſtolz, hatte ſich nach den bunten, meiſt unfreundlichen Wendungen ſeines unſtäten Geſchickes in dieſe Einöde zurückgezogen, und ſchien, der Welt und allen ihren Angelegenheiten entfremdet, für nichts Anderes mehr Sinn zu haben, als für die Jagd und deren Gefahren. Dieſes Abends ſtand er in der Fenſterniſche ſeiner Waffenſtube, und blickte ſtarr in das Waldesdunkel hinaus; hinter ihm, am rohgezimmerten Eichentiſche ſaß Lorek, der Sohn Wojmir's, ein Jüngling in der erſten Blüthe, deſſen trauliche Augen und friſche Wangen ſichtlich andeuteten, wie wenig er vom Lebensbecher noch gekoſtet; am Eingange in die Stube ſtand ein Knecht. —

Die Blicke der beiden hafteten an der Miene des Alten, in welcher ſich eine große Unruhe deutlich zeichnete, obgleich ſeine Augen nach einem Punkte ſtarr gerichtet ſchienen; bald aber wandte er ſich raſch um und rief mit heftiger etwas barſcher Stimme dem Knechte zu:

„Sage deinem Herrn, meinem guten Vetter Polemir, ich und mein Sohn Lorek werden bei der Hochzeit ſeiner Tochter erſcheinen.“ —

Der Knecht entfernte ſich, und in Loreks Antlitz ſpiegelte ſich unverkennbare Freude. Der Alte, dem dies nicht entgangen, warf ihm einen finſtern Blick zu, und gebot mit einem Winke ihm zu folgen. Lorek gehorchte. —

In ſeinem Schlafgemache ſetzte ſich Wojmir in ſeinen breiten Lehnſtuhl, winkte ſeinem Sohne, ſich vor ihn zu ſtellen, blickte ihn ſtarr und dauernd in's Geſicht, als wollte er das Innerſte ſeiner Seele erforſchen und ſprach, nach einer Weile düſtern Schweigens:

„Mein Sohn! es ſcheint mir, du freueſt dich auf dieſes Feſt; ich aber ſage dir, es können nur Blut und Thränen daraus entwachſen. Wie kann ein Segen dort erſtehen, wo eine Werſch das Weib eines Přemyſliden wird? Fluch, dreifacher Fluch über den, der ſich zum Werkzeuge dieſer Schmach hingegeben! Wohl, wir gehen hin zu der Hochzeit, wo der Verrath mit der Schwäche ſich paart, aber nicht um uns zu erfreuen an dem erniedrigenden Bilde, nein, nur zu ſehen, wie tief unſere Freunde ſchon geſunken, und uns feſter zu ſtellen in unſerem Vorhaben für die Zukunft. — Ich wanke nicht und Du? — Du wirſt den Fluch deines Vaters nicht auf dein Haupt laden, ſondern feſthalten an den Grundſätzen, die ich dir beigebracht und beizubringen nicht unterlaſſen will, ſo lange noch ein Faden dieſe morſche Hülle mit racheglühender Seele zuſammenhält. Wir wollen unſeren Stand nicht ſchänden, und wenn die andern Äſte alle wanken und brechen, unſer Zweig ſtehe feſt!“ —

„Ich verſtehe dich wohl, Vater! und kenne deinen Willen,“ ſprach Lorek; „aber jenen Haß, von dem du mir immer geſprochen, vermag ich weder zu faſſen noch mitzufühlen. Wenn unſere Vettern und Freunde ihre Hände zur Verſöhnung bieten, wenn Polemir die Gelegenheit feſthält eine Zwietracht aufzuheben, welche die zwei edelſten Häuſer des Landes bedrückt, und ſeine eigene Tochter hingibt, um eine blutige Erbfeindſchaft in dauerndes freundſchaftliches Bündniß zu verwandeln, dann dächte ich, ſollten auch wir den Andern zur Vollendung des guten Werkes uns anſchließen.“

Wojmir warf ſeinem Sohne einen glühenden Blick zu, knirſchte mit den Zähnen und ſchien heftig losbrechen zu wollen, doch bezähmte er ſich, ſtand ſchweigend auf und zog ein großes Buch aus der Wandniſche vor. Der Staub lag fingerdick auf den Deckeln deſſelben.

„Was ich immerhin gethan, um dich die Brut aus dem Blute Přemyſl haſſen zu lehren, hier ſind die Gründe dafür verzeichnet. So viele ihrer ſind und ſo genügend ſie dem Manne den Ehre erſcheinen, ſo ſind es bei Weitem noch nicht alle. Auch ich könnte mehrere und wichtige Beiträge liefern, aber ich habe mir vorgenommen ſie nur mit dem Blute eines Přemyſliden aufzuzeichnen. Wenn Polemir ſo ehrvergeſſen iſt, ſeine einzige Tochter einem Fürſten vom Wyſchehrad zum Weibe zu geben und ſeine Väter und Freunde dadurch zu verrathen, ſo mag er ſeine Gründe dafür haben; ich habe die meinigen, anders zu handeln, und befehle auch dir, die Bahn zu verfolgen, welche ich angebe. Du aber mußt auf dieſes Buch und bei der Aſche deiner Mutter ſchwören, nicht zu wanken und nicht zu weichen von dem Pfade jener Pflichten, welche ich und die Ehre deines Hauſes dir auferlegen.“

„Aber Vater! bedenke doch; — wie kann ich ſchwören, daß ich haſſen wolle, wo man mir nicht nahe getreten, daß ich dort als Feind die Waffe ſchwinge, wo man mir freundſchaftlich entgegen kommt?“

„Kurzſichtiger Knabe!“ rief der Alte in wildem Eifer; — „widerſtrebe nicht einem heiligen Schickſalsgebote! Kannſt du übrigens dar-

Digitized by Google

an zweifeln, daß ich ein Recht habe dich in einem Hasse zu bekräftigen, der meine eigenen Adern durchglüht! Kannst du wähnen, mein und meiner Väter Rachedurst sei nur das Spiel böser Launen gewesen? Ich sage dir, es gilt den Boden wieder rein zu waschen, der von dem Blute unserer Ahnen trifft, die Ehre eines Hauses wieder herzustellen, dessen Grundpfeiler von eleudem Gewürme zernagt, die Kraft eines Stammes wieder zu beleben, dessen Wurzeln schmählich ausgejätet und in faulen Sumpf geworfen wurden. Wer waren unsere Väter, wer sind wir, ihre Enkel? Wie hell umstrahlt waren ihre Häupter vom Ruhmesglanze, und wir — sind zum Spott — und Schreckbild der Kinder herabgesunken. Und unsere Feinde, wer waren sie? O, es ist nicht schwer zu errathen, was ihnen Glanz und Macht verliehen! Die Großthaten jenes Bauers von Stadic waren es nicht, aber die Klugheit war es, unser Land mit Fremdlingen anzufüllen, um an diesen zur Zeit der Noth eine Stütze zu finden. Altvater Čech sieht gewiß mit Schaudern in dieses Gewühl herab aus seinem Himmel, — und ich fürchte, es kommen Zeiten, wo unsere Landeskinder noch am Pflug ziehen werden, blutig gepeitscht von diesen Gästen, welche von den Premysliden nach Böhmen gerufen werden. — Doch, sehen wir vor Allem nur auf uns, auf die Schmach, die unserem Hause angethan ward. Lies doch Lorek, lies und überzeuge dich!" —

Bei diesen Worten schob er das geöffnete Buch vor seinen Sohn hin, der bald da bald dort ohne besondere Aufmerksamkeit und leise für sich zu lesen begann.

Der Alte, der ihn genau beobachtete, rief ihm mit barscher Heftigkeit zu:

„Lies immerhin nur laut! Auch ich will noch einmal vernehmen, was da geschrieben steht. Es ist schon lange her, seitdem ich diese Blätter nicht gewendet; ob ich aber auch den Inhalt dieses Buches theilweise vergessen, so behielt ich doch den Sinn des Ganzen, und lebte nach den Vorschriften, die darin verzeichnet sind. Wehe jedem den uns, der anders handelt! Jetzt lies!" —

Und Lorek begann:

„Wer du auch immer seiest, ein Sohn, eine Tochter, der Enkel oder Urenkel eines Wersch, in dessen Leib auch nur einige Tropfen Werschowetzky'schen Blutes strömen, den Inhalt dieses Buches lerne beherzigen, und die große Aufgabe lösen, die es dir auferlegt. — Du bist ein Wersch! An dieses Wort ketten sich große Leiden und theure Pflichten. Die Leiden gebeut der Vergangenheit, die Pflichten sollen dir und deinen Nachkommen zu. Du bist ein Wersch, das heißt so viel, als: du stehst auf der Höhe, alle übrigen Wladyken Böhmens unter dir, selbst jene, welche am Wyschehrad sitzen. Dies merke dir besonders. — Als der Urvater Čech in das Land gekommen und es in Besitz nahm, war ein Wersch unter den ersten seiner Anführer, ein Slavensohn uralten Herrenstammes, ein Held und eine Zierde des Volkes, dem er angehörte. Unter den Eingewanderten war er eines jener Häupter, denen die Anderen ihr Glück und Unglück, ihre Habe und ihre Zukunft anvertrauten. — Als Libuscha am Wyschehrad saß, und die Wladyken Böhmens sich vor ihr beugten, stand ein Wersch ihr zunächst im Rathe. Er war schön und kühn, wie keiner der übrigen Wladyken und hieß Domaslaw. Alle Jungfrauen des Landes seufzten nach ihm und träumten von ihm. Wo immer er aufgetreten, ob als Liebes- oder als Kriegsheld, stets war er Sieger. Aber sein Blick war nach dem Höchsten gerichtet, und nichts Geringes konnte sein Herz erfüllen. Stolz wie er war, gingen ihm die Ehre und der Glanz seines Hauses über Alles. Doch war es nicht sein Stolz allein, der ihn später gegen alle Jungfrauen des Landes gleichgiltig machte, und sein Herz für die Pfeile ihrer Blicke verschlossen hielt, es war die Liebe, welche ihn nur für Eine leben ließ, und diese Eine war die Herzogin Libuscha selbst."

„Für die Schönste des Landes in Liebe entbrannt, gedachte er nicht mehr der Schönen, nach dem Höchsten strebend, ging er an dem Gewöhnlichen nichtachtend vorüber. Aber Libuscha schien auch ihm gewogen. Oft ruhte ihr Blick dauernd auf der schönen Gestalt des jungen Mannes, und die Wladyken fingen schon an den stolzen Domaslaw zu beneiden, und ihn als den künftigen Gemal der hohen Maid dem Wyschehrad zu betrachten. Domaslaw, dessen wohl bewußt, nährte die kühnsten Hoffnungen in seinem Herzen. Bei einem Gelage, dem die Mehrzahl der Wladyken beiwohnte, trank man auf das Wohl Libuscha's. Domaslaw, dem Genusse erhitzt und unfähig seine Worte zu überlegen, stand auf und rief: — „Hört doch, Ihr ehrenwerthen Herren und Wladyken! Sollen die Männer und Jünglinge Böhmens noch lange die Vasallen einer Jungfrau bleiben? Soll ein Weib an der Spitze unserer Helden stehen! Oder hält Libuscha unter den Söhnen dieses Landes keinen für werth, daß sie ihm ihre Hand reiche? Überlegt doch die Sache und handelt darnach. Ich meinerseits möchte nicht gerne länger noch der Würdenträger eines Weibes heißen!" —

„Hei! der kann es nicht mehr erwarten, daß er auf dem Wyschehrad sitze! sprach einer der Wladyken leise zu seinem Nachbar, welche beide dem Domaslaw nicht wohlwollten."

„Indeß hatten die Übrigen Domaslaw's Bemerkung richtig aufgefaßt, und sich über dieselbe zumeist in seinem Sinne ausgesprochen. Aber einige der Neider und Gegner des Wersch hinterbrachten der Fürstin sogleich Alles, was bei diesem Gelage verhandelt wurde; — aber verändert und entstellt, wie es Böswillige immer thuen. Lächelnd entgegnete Libuscha: „Wohlan denn, ich will ihnen einen Herrn geben!" — Bald darauf wählte sie den Premysl, und Domaslaw war unter den zwanzig Wladyken, welche den Erwählten auf dem Wyschehrad einführen mußten."

„Wie beschämt er war und wie viel Hohn er darob erdulden mußte, mag der Haß erklären, der ihn seitdem erfüllte. Dem Mißgeschick, das seine Liebe und sein Ehrgefühl getroffen zum Trotze, nahm er ein anderes Weib, — das er jedoch nicht liebte; denn fortan lebte nichts Anderes in seinem Herzen, als der bitterste Groll gegen Premysl und dessen Geschlecht. Dieser bemerkte es nur gar zu wohl, und verbannte ihn von seinem Hofe. Da baute Domaslaw ein eigenes Stammhaus und nannte es Werschowic, nicht fern von dem Sitze des vornehmsten Wladyken, um seinen Einfluß in dessen Nähe stets aufrecht zu erhalten. Unter den Freunden und Anhängern Premysl's war Domaslaw nun die Zielscheibe des Spottes, indeß die Gegner des Herzogs die Flamme der Zwietracht und des gerechten Hasses immer heftiger schürrten. Aber Domaslaw starb zu früh, ohne sich rächen zu können, und hinterließ seinen zahlreichen Nachkommen die Lösung einer blutigen Aufgabe." —

Lorek hielt inne und schob lächelnd das Buch zur Seite.

„Wahrlich, hier ist kein tiefer Grund zum Hasse und noch weniger zur Rache;" — meinte er, den starr auf ihn gehefteten Flammenblick Wojmir's mit Ruhe ertragend.

„Du bist ein unerfahrener Knabe, und noch uneingeweiht in die wichtigsten Dinge dieses Lebens," — entgegnete der Alte nach einer Weile; — „doch hast du hier weder zu meinen noch zu entscheiden. Auch an dir wird der Erfolg reifen. Lies weiter!" —

An blinden Gehorsam gewöhnt, nahm Lorek das Buch und begann weiter zu lesen:

„. . . der Zeit hieß der oberste böhmische Wladyke Mnata. Die Wersch waren indeß mächtig geworden, und der Augenblick war nicht fern, wo sie es hätten wagen dürfen den Nachfolgern Premysls die Obergewalt zu entreißen. Allgemein wurde Kiesemysl, der Enkel jenes stolzen Domaslaw, als das Haupt der Werschewesen anerkannt, und ihn auch betrachteten die Premysliden als den ihres Hasses und ihrer Verfolgung würdigsten Mann des feindlichen Stammes. Herzog Mnata wußte wohl, was er von ihm zu fürchten habe, konnte ihm jedoch in keiner Weise beikommen, denn Kiesemysl war klug und gab sich keine Blößen, so sehr er auch von Kindheit an zur Feindschaft gegen Premysls Nachkommen angeleitet und von ihr gänzlich durchdrungen war. Je mehr jedoch seine Macht und Beliebtheit unter dem Volke wuchs, deste gefährlicher schien er dem Herzoge, und dieser sann auf Mittel ihn zu vernichten. Er heuchelte Freundschaft und Vertrauen gegen Kiesemysl und wußte ihn nach und nach so zu gewinnen, daß dieser seines in die väterlichen Hände abgelegten Racheschwures vergaß, und Mnatas falschen Versicherungen sich überlieferte. Sein Fall war beschlossen; um ihn jedoch deste tiefer stürzen zu können, hob

Digitized by Google

ihn der Herzog immer höher. Endlich begab sich Mnata nach Ostrowec, wo er förmlich seinen Sitz aufschlug; den Kiesemysl setzte er indeß als Statthalter und Schirmherr auf dem Wyschehrad ein. Das heuchlerische Spiel nahte seinem Ende. Falsche Freunde beistürmten den Schirmherrn, sich unabhängig und zum Herrn des Wyschehrad und der dazu gehörigen Gaue zu machen. Er widerstand männlich und edel. Allein Mnata erhielt indeß scheinbare Kunde von einer vermeintlichen Verschwörung, und hatte nun einen Grund sein Mißtrauen öffentlich kund zu geben. Obgleich die ganze Sache von dem Herzoge und dessen Parteigängern angezettelt, und er von Kiesemysl's Unschuld vollkommen überzeugt war, nahm er doch keine Rücksicht auf dessen Betheuerungen und Vertheidigung, sondern erklärte ihn als Verräther. Doch hatte Kiesemysl immer noch einen großen Anhang und eine bedeutende Macht stand ihm zu Gebote, so daß es gefährlich war, ihn gleich einem Verbrecher zu strafen. Da wurde denn ein anderes Mittel ersonnen. — Einstmals, in später Nacht, erschienen sechs der gehässigsten Feinde Kiesemysl's auf dem Wyschehrad. List und Bestechung öffneten ihnen Thore und Thüren und sie drangen unbemerkt bis in das Schlafgemach des Verschonneten. Sogleich weckten sie ihn, geboten ihm Schweigen, und trugen ihm den Befehl des Herzogs Mnata vor. Kiesemysl sollte augenblicklich hingerichtet werden — ein Henker war unter ihnen; — allein die Gnade des Wladyken gestatte ihm — *sich selbst zu entleiben*. Es gab keinen Ausweg — er stürzte sich in sein Schwert. Im ganzen Lande wurde er nun aber als Selbstmörder verschrieen, der seiner Schuld überwiesen, und ohne Zweifel von seinem eigenen bösen Gewissen geplagt, sich das Leben genommen, um der öffentlichen Schande, und einer gerechten Strafe zu entgehen."

Hier hielt Lorek inne und blickte ernst und sichtlich ergriffen vor sich hin. Ein schmerzhafter Zug umspielte seine Lippen auf einige Augenblicke, machte aber bald einem leichten Lächeln Platz, das auf Zweifel hinzudeuten schien. Wojmir dagegen fuhr wild von seinem Stuhle auf und warf ihn weit hinter sich, daß der Steinboden erdröhnte. —

„Nun ahnst du wohl die Schuld und begreifst meine Worte?" rief er mit donnernder Stimme; „dies war ein neuer und gewaltiger Streich auf die Ehre unseres Hauses. Wir sollten nicht nur Verräther, wir sollten auch Selbstmörder unter unsern Vätern zählen." —

„Und dennoch ist es ungewiß," entgegnete Lorek, mit seiner gewöhnlichen, ihm nach kurzer Überraschung zurückgekehrten Ruhe, „ob hier nicht der Einfluß unbekannter Zufälle mehr im Spiele gewesen, als die hervorgehobene Bosheit unserer bezeichneten Feinde. Auch ist es schwer, lieber Vater! nach diesen Berichten ein entscheidendes Urtheil zu fällen. Hatte der Haß nicht dem Schreiber dieser Zeilen die Hand geleitet? Nicht bitterer Groll vorgesagt, was da geschrieben steht? Spricht nicht der heiße Durst einer ungesättigten Rache aus jedem Worte dieses Buches?" —

Der Alte staunte über die offene Erklärung des Jünglings, und sah noch mehr über die Ruhe, mit welcher er es wagte einem gerechten Grimme gegenüber sie vorzubringen; sein Mienenspiel verrieth ziemlich deutlich, was in ihm vorging; doch bewältigte er sich mit unverkennbarer Mühe, und hielt seine Rechte krampfhaft an seinem Schwertgriffe fest. Nach einer Weile stummer Selbstbekämpfung sprach er mit zitternder Stimme:

„Wüßte ich nicht, daß eine schwache Mutter dich verzogen, und müßte ich zum Theile nicht auch mir selbst Schuld geben an deiner Verweichlichung, da ich dich nur zu oft und zu lange in der Weiberstube sitzen ließ, ich müßte in dir noch Schlimmeres suchen als Feigheit — ich müßte dich für einen Verräther halten, und dann würde das enge Band, das uns umschließt, für immer reißen. Allein ich erkenne, woran es bei dir fehlt, und werde es wieder gut zu machen streben. Die Zeit liegt wohl nicht mehr fern, wo du Gelegenheit findest auszuführen, was dein Vater begonnen hat und nicht vollenden konnte. Auch sollst du nicht sagen dürfen, daß du ein blindes Werkzeug seiest in meiner Hand — nein, ich erlasse dir den Schwur; ich weiß, du selber wirst kommen, an diesem Buche, an jenem Kruze dort, der die Asche deiner Mutter birgt, wirst du freiwillig das Gelübde ablegen, zu wirken, wie ich dir angedeutet. Ich ahne den Tag, wo du einsehen lernst, daß die Schicksalsgöttinen zwischen uns und die Nachkommen Przemysl's ein Schwert gelegt, das Jeden blutig verwundet, der es einer Vereinigung wegen zu überschreiten versucht. Nicht umsonst zog ich mich in diese Wildniß zurück. Hier lauern keine Verräther, und dem öffentlichen Schauplatz fern, kann ich um so ruhiger beobachten, was draußen vorgeht, und meinen Zukunftsplänen mich ungestört hingeben. Ja, Lorek, mein Sohn! alle Jene, welche dort an der Sonne des Wyschehrad sich wärmen, und lieber daheim sitzen und Waffen schmieden sollten, Alle diese werden eines Tages von ihrem Taumel erwachen und unser einsames Waldhaus zur Berathung aufsuchen. Dann auch werde ich noch vertreten mit einer schweren, schweren Klage! — Doch, lassen wir das für heute; du aber, lerne nicht für dein Leben zittern, sondern für *deine* und deines Hauses Ehre!"

Mit einem Winke entließ er den jungen Lorek, der in Gedanken vertieft sein Gemach aufsuchte.

Die strengen Erklärungen seines Vaters beunruhigten ihn in hohem Grade, denn der Haß, der ihm als Pflicht und Gesetz auferlegt wurde, war seinem Herzen fremd, wie überhaupt jeder Haß und jedes Rachegefühl. Auch fühlte er sich durch Nichts veranlaßt einen Groll in sich zu nähren, der ihm fast täglich aufgedrungen wurde. Die Aufregung, in welche ihn das eben Vergegangene auf Augenblicke versetzte, überwog nicht seine natürliche Herzensgüte, und er huldigte der Überzeugung, daß es unrecht wäre an Enkeln zu rächen, was Ahnen verbrochen. Nach und nach lichtete sich's in seiner Seele und er faßte den Vorsatz eines edlern Berufes. Tiefe Freude durchdrang ihn, als sein Wille ihm selbst klarer wurde. Er nahm sich vor, den Haß gänzlich zu brechen, der so lange Zeit hindurch in dem Blute seiner Väter sich fortgeerbt, und jenen Verschworenen sich anzuschließen, welche mit dem Herzogshause sich wieder versöhnen wollten. Seine jüngst verstorbene Mutter war es, welche den Keim erhebender Gefühle im Gegensatze zu Wojmir in das Herz ihres Kindes pflanzte.

Für diese Nacht schien aller Schlaf von dem jungen Lorek gewichen. Sein Gemüth war seltsam bewegt, und aus dem Froste einer starren Umgebung stiegen leuchtend und wärmend die Bilder eines schönen Daseins vor seine Seele. Die stillen Regungen einer erwachenden ersten Liebe webten mit ihrem Rosenfittige alle jene süßen Qualen der Sehnsucht, Hoffnung und des Zweifels in sein Herz, die stets das Leben eines jungen Mannes umgestalten und allen seinen Gedanken und seinem Streben eine andere Richtung bieten.

Da ward es ihm auch bald enge in dem schwülen Gemache, und rasch aus dem düsteren Gemäuer tretend, schlug er einen gekrümmten Pfad am Felsrande ein, der zu seinem Lieblingsplätzchen führte. Eine kleine, wiegenartige Vertiefung, mit Moos bedeckt, doch kaum für zwei Menschen Raum gewährend, empfing den jungen Träumer. Sein Herz schwoll und seine Gedanken zerflossen in Sehnsuchtsschauern.

Nichts Reizenderes ließ sich denken, als die Fernsicht von dieser Stelle. Kaum fünfzig Schritte der äußeren Mauer der Veste entlegen, bildete die Nische einen Vorsprung und zugleich den äußersten Rand einer aus der finsteren Tiefe des Tannenwaldes glatt und schroff aufgeschossenen Felswand, die über den Bäumen unten so hoch emporragte, als deren höchste Spitzen über den Wurzeln. — Auf das reiche Moos hingeworfen, sein Haupt in die Rechte gestützt, lehnte Lorek über dem Abgrunde und seine Blicke schweiften jenseits der Wälder.

Ein unsichtbarer Friedensgott schien die Natur in beglückender Umarmung festzuhalten. Wolkenlos und rein lehnte das Himmelsgewölbe an den verschwimmenden Gränzscheiden entfernter Hügel, und aus seinem geheimnißvollen dunkelblauen Grunde leuchteten in geräuschloser Pracht die unsterblichen Lichtaugen der Nacht, die ewigen Sterne, gleich stillen Gedanken aus der Tiefe eines unbegriffenen Geistes hervorblitzend. Fernab am umnachteten Horizonte schimmerten durch Nebel und Föhrengestripp die Silberborne des aufsteigenden Mondes, der, ein leuchtender Segler des Luftmeers, seinen milden Glanz weithin über die schwarze Waldregion ausgoß. Und wie er immer höher und höher

Digitized by Google

ſtieg, und mit ſeinem Strahlenblick das unheimliche Gemäuer berührte, trat die Geſtalt der Veſte ſo düſter, ſo ſchauererregend aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, wie ein gewaffnetes Rieſenskelet aus dem Schatten eines Hünengrabes. Langſam ſchwebte der Mond immer höher und höher, bis er wie die Scheibe einer Aſtrallampe von der äußerſten Mitte eines unbegränzten Tempelgewölbes herabhing. Von ſeinem Lichtodem belebt, traten die ſchütter bewachſenen, ſchattenloſen Punkte der Thaltiefe deutlich hervor, zwiſchen deren Steinklippen und Zwerggeſtrippe nach allen Seiten hin perlende Quellenbäche und ſelten betretne Fußſteige ſich ſchlängelten.

Gefühlstrunken verlieſte ſich Lorek in dem Anſchauen der träumenden Natur, als er eine Geſtalt bemerkte, die bald unter den Schatten gänzlich verſchwindend, bald wieder in erhellten Stellen hervortretend immer näher zu kommen ſchien; bald ließ ſich deutlich ein Mann unterſcheiden, der rüſtig auf die Veſte zuſchritt, ſich zuweilen jedoch mit dem Schwerte durch das Geſtrippe Bahn brechen mußte.

Der Aufgang zu der Veſte war um die Nachtzeit ſehr ſchwierig; denn der gewöhnliche Weg, der nach der Höhe führte, war durch ein feſtes Eichenthor verſperrt, und auf einem ſteilen Fußſteg, der auf unterhöhltem Geſtein über Abgründe führte, drohte bei jedem unſicheren Schritte der gewiſſe Tod.

Lorek erkannte aber nicht ſo ſchnell den Ankommenden, als er von der Höhe herab laut den Namen Kroſmël rief, und Milina — tönte es von unten wieder. Milina! Milina! wiederholte das Echo von allen Seiten, indeß Wojmirs Sohn den breiten Weg herabeilte und das geſchloſſene Thor von innen öffnete, zu deſſen beiden Seiten unerſteigliche Felſen ſich als natürliche Wände hinzogen, und über dem eine ſteile Mauer hoch emporragte, ſich rechts und links an die Felſen ſchließend.

„So ſpät in unſerer Wildniß, Bruder Kroſmël? — Und dieſe Haſt! — was iſt denn vorgefallen? — der Schweiß trieft von deiner Stirne; — iſt etwas Schlimmes im Anzuge?“ —

„Gefahren, große Gefahren für dich, für deinen Vater, für Alle, die den Namen Werſch tragen.“ —

„Iſt es möglich? Jetzt, wo Friede und Verſöhnung ſo nahe ſtehen?“ —

„Traue der Schlange, die du am Herzen genährt und gepflegt, ſie lohnt dir mit dem Tode.“ —

„Ich begreife dich nicht; — was gehet vor?“ —

„Es iſt ſchändlich, unglaublich, Bruder Lorek!“ — rief Kroſmël wild auflachend. —„ Führe mich ſogleich zu deinem Vater; die Sache leidet keinen Aufſchub; ehe der Tag anbricht, muß ich noch eine weite Runde gemacht haben, und die Behauſungen unſerer nächſten Freunde und Anverwandten heimſuchen.“ —

„Wie iſt dies möglich? — wo kömmſt du denn eigentlich jetzt her?“ —

„Gerade vom Schloſſe Libie, wo unſer ehrenwerther Herzog weilt. Bedenke wie ich geflogen bin, wenn ich dir ſage, daß ich bei Sonnenuntergang noch fröhlich mit den Abendgäſten unſeres Wladdken zechte. Ich hatte Mühe, mich unbemerkt hinwegzuſtehlen; mein Roß aber liegt dafür ſterbend — oder vielleicht ſchon todt, am Waldrande dort!“ —

Sie erreichten die Schlafſtube Wojmir's, und Kroſmël mußte in der That eine ſehr wichtige Kunde bringen, denn es wäre ſonſt ein gewagtes Spiel geweſen, den rauhen Edelmann zu wecken.

Ein Knecht, der an der Schwelle des Herrengemaches ſchlief, übernahm es, Kroſmël anzumelden, und brachte den Beſcheid, Lorek möge in der Waffenhalle warten, bis er gerufen werde, der Fremde jedoch eintreten.

Lorek gehorchte diesmal ungern, denn es war mehr als bloße Neugier, die ihn reizte, die Botſchaft Kroſmëls kennen zu lernen; die Beſorgniß neuer Gefahren — vielleicht auch für Jemand, der ihm über Alles theuer war auf der Welt — machte ihn unruhig. Doch zog er ſich zurück und wartete.

Doch dauerte ſein Harren diesmal ſehr lange, und jeder Augenblick vermehrte ſeine Unruhe und ſteigerte ſeine Beſorgniß. Düſtere Gedanken, unheimliche Ahnungen bedrängten ihn, und wie er mit unſtäten Blicken hinausſah in die ſtumme, friedliche Nacht, lauſchte er nicht mehr träumeriſch bewegt wie kurz zuvor dem geheimnißvollen Wälderrauſchen, ſondern ſpähte beſorgt in den ſchwarzen Schatten der Umgebung, ob keine feindliche Macht aus ihrem Dunkel hervorbricht; dann lehnte er ſein Haupt an die kalte Wand und ſchloß tiefſinnend die Augen, als erwarte er einen lichten Gedanken, der ihn zu der Quelle jener Gefahren hinlenken würde, die Kroſmël angedeutet.

Endlich vernahm er männliche Tritte; ſein Vater trat ein.

„Lorek!“ — rief dieſer; — „du kannſt ſchlafen gehen, Kroſmël bleibt bei mir. Bereite dich am Morgen mit dem Früheſten; — wir dürfen nicht die Letzten bei der Hochzeit erſcheinen.“ —

Mit dieſen Worten wandte er ſich wieder um, und ließ den Getäuſchten allein. Dieſem blieb nun aber nichts Anderes zu thun übrig, als der Weiſung des Alten zu folgen.

Der Schlaf aber mied Lorek's Augen. Aus dem Schlafgemache Wojmir's vernahm er zuweilen heftige Zornausbrüche, die durch das ganze Haus erdröhnten. Es war dies ein ſchlimmes Zeichen und ein Beweis, daß Kroſmaël eine wichtige, gewiß aber höchſt unangenehme Kunde gebracht.

II.

Die Hochzeitsgäſte.

Kaum noch war die Sonne von ihrer Nachtfahrt zurückgekehrt, und berührte mit ihrem erſten Morgenſtrahle die äußerſten Zinnen der Veſte, als die drei Verſchworenen, Wojmir, Lorek und Kroſmël aus dem Thore hervorkamen und den breiten Fahrweg herabritten, denen kurz darauf drei wohl gewaffnete Knechte folgten. Wojmir war ſeinen beiden Gefährten immer um einige Schritte vor; ſein vorgebeugtes Haupt, ſo wie der ſtarre geſenkte Blick deuteten auf finſtere Gedanken, welche ihn feſt zu halten ſchienen. Zuweilen nur hob er auf einen Augenblick das düſtere Antlitz, warf, wie aus einem ſchweren Traum erwacht, höchſtens einen Blick nach ſeinen Begleitern zurück und ſpornte ſein Roß, um bei ſchnellerm fortgeſetztem Ritte wieder in ſein früheres dumpfes Hinbrüten zu verfallen.

Wojmir's Stirn war aber diesmal ſo dicht gefurcht, und ſeine Augen blickten ſo finſter, daß ſelbſt der an die Heftigkeit und düſtere Laune ſeines Vaters gewöhnte Lorek ſich eines heimlichen Schauers und trüber Vorahnungen nicht erwehren konnte. Kroſmël, der ihm zur Seite ritt, ſuchte ihn zu tröſten; doch ſchien er ſelbſt ungewöhnlich zerſtreut, und von irgend einem nächtlichen Gedanken ſo ſehr beherrſcht, daß er nur zuweilen und mit unverkennbarem Zwange eine heitere Miene zeigte. Lorek, ſein vieljähriger Freund, ſah ihn nie ſo ernſt und in ſo finſterer Stimmung wie diesmal. Faſt fühlte er ſich verletzt und konnte nicht umhin dem Freunde ſeine Stimmung mitzutheilen.

„Du machſt mir bange, Kroſmaël!“ — nahm Lorek wieder das Wort, nachdem er auf mancherlei Weiſe aber vergebens auszuforſchen ſuchte, was ſeinem Gefährten wohl am Herzen liege. — „Ich ahne, es geht etwas Schlimmes vor, was du vor mir zu verheimlichen dich bemühſt, was ich aber dennoch durchſchaue!“ —

Kroſmël lachte, — diesmal offenbar ungezwungen, laut auf, heftete dann ſein braunes, offenes Auge an das betrübte Antlitz Lorek's und ſprach:

„Habe ich dich je getäuſcht, oder je gekränkt? Iſt nicht mein ganzes Leben der Sache unſeres Hauſes geweiht, und habe ich dich nicht beſonders zu meinem Freunde gewählt, daß ich mit meinen Erfahrungen dich ſchütze, und meine für die Welt ſo erkaltete Bruſt an deiner Freundſchaft wieder erwärme? Kannſt du zweifeln an mir? Sei nicht mißtrauiſch, guter Junge. Diesmal beſtimmen mich heilige Verpflichtungen ein Geheimniß auch vor dir ſogar zu bewahren; doch tröſte dich damit, daß weder du, noch deine Liebe mit der Sache in Berührung ſteht, um welche es ſich handelt.“ —

„Das reicht nicht hin zu meiner Beruhigung,“ — meinte Lorek; — „wie kann ich nur auf mich und auf meine Liebe denken, wo vielleicht Dinge vor ſich gehen ſollen, die wichtiger und erfolgreicher ſind

Digitized by Google

für mein ganzes Leben? Wenn meinem Vater oder seinen Freunden Gefahren drohen, dann muß mein Gefühl für ein Weib in den Hintergrund treten, und ich wohl in einem anderen Kreise mich versuchen, als in dem, der bis jetzt meine Sinne gefesselt."

„Das ist wohl möglich;" — entgegnete Krosmil kurz abbrechend; — „vielleicht wirst du auch auf einige Zeit deine Träumereien aufgeben müssen, denn es ist noch ungewiß, was da kommen wird."

„Doch nicht neue Kämpfe? Wo bleiben dann die Aussichten auf Versöhnung und Frieden?"

„Im weiten Felde!" — sprach Krosmil mit bitterem Lächeln.

Dies war Alles, was Lorek seinem Freunde durch Fragen abzwang; zu seiner Beruhigung reichte es keineswegs hin.

Schweigend ritten sie weiter. Ihre Mienen umdüsterten sich immer mehr und mehr, je tiefer sie in Gedanken schienen, und ihr trüber Anblick bot einen unheimlichen Gegensatz zu dem frischen, rosigen Morgen. Ohne Rast und sonstige Unterbrechung befanden sie sich bereits mehrere Stunden lange auf dem Wege. Schon war es nahe an Mittag, als sie von der Ferne eines stattlichen, wohl befestigten Hauses ansichtig wurden, das auf felsigem Hügel sich erhebend, aus einem dunkelgrünen Laubwalde in glänzender Mittagsbeleuchtung gar freundlich und einladend hervorschaute.

Lorek's Antlitz heiterte sich auf, und unwillkührlich rief er aus:

„Ob denn wohl auch Milina dort sein wird?" —

„Ohne Zweifel;" entgegnete Krosmil ernst, auf den der Anblick des Schlosses ganz anders eingewirkt zu haben schien, als auf Lorek.

Aber Wojmir hatte indeß sein Roß plötzlich angehalten und beschied den Jüngling mit einem Winke zu sich.

„Mein Sohn!" — sprach er mit finsterem Ernste; — „dort jenes Haus bietet, so wie die nächstkommenden Tage überhaupt, den Wendepunkt einer bedeutungsvollen Zukunft für uns. Alle unsere Freunde und Anverwandten werden sich dort zusammenfinden, und indem ich dich unter ihnen einführe, erkläre ich dich für mündig, und für würdig an unseren Berathungen und Beschlüssen Theil zu nehmen. Vielleicht findest du dort auch schon Gelegenheit an den Tag zu legen, in wie weit du dieses Vertrauens werth seiest. Werde Mann und mache deinem Namen Ehre. Jedenfalls aber halte deine Waffen in Bereitschaft." —

Ohne eine Antwort abzuwarten, spornte Wojmir sein Roß wieder an und sprengte rasch dorwärts. Lorek, ernstlich betroffen, wandte sich nicht ohne große Befangenheit um an seinen Freund, mit der Frage:

„Soll denn bei diesem Freuden- und Versöhnungsfeste auch Blut fließen?"

„Es hat den Anschein;" — entgegnete Krosmil kurz abbrechend und trieb sein Roß schneller an, denn Wojmir hatte bereits einen weiten Vorsprung. Kopfschüttelnd folgte Lorek langsamer nach.

Je näher sie dem bezeichneten Waldschlosse kamen, desto lebhafter ward die Straße. Edle und Knechte, Herren und Volk, Greise, strömten von allen Seiten herbei, dem Hause zueilend.

Das Gebäude war das Schloß Polemir's, des Werschoweers, der weit in der Runde die Bewohner aller benachbarten Gebiete zu einem großen Feste einladen ließ, das bei Gelegenheit der feierlichen Vermälung seiner Tochter Lada mit dem mächtigen Wladyken vom Wyschehrad stattfinden sollte. Diese Kunde erweckte einen allgemeinen Jubel unter dem Volke. Die Freunde und Anhänger der Priemysliden, so wie auch jene der Werschoweers, die bis zu diesem Augenblicke seit langer, langer Zeit als gehässige und blutige Gegner einander gegenüber standen, sollten fortan als Söhne eines Landes und als Verwandte, friedlich und brüderlich mit einander leben. Eintracht und Freundschaft sollte einkehren, wo Blutrache sich von den Vätern auf die Söhne fortgepflanzt, und die glänzenden Zinnen des Wyschehrad, so wie die gefürchteten Waldvesten der Werschoweers sollten mit Friedenskränzen geschmückt, nicht mehr die schwarzen und rothen Todesfahnen als Zeichen unversöhnlichen Grolles und wilder Verheerung ausstecken.

Von meilenweiter Entfernung kam das Volk daher, und alle diese, so wie fast alle Edlen und Wladyken des Landes sollte Polemir's Schloß drei volle Tage hindurch beherbergen, denn auf diese Dauer war das Fest angegeben. Am dritten Tage sollte der Herzog seine Braut abholen, und der gesammte Zug aller Gäste sich dahin begeben, um neuerdings drei Festtage in Saus und Braus durchzuleben.

„Ich erwäge so eben," — sprach Wojmir zu Krosmil, der schweigend neben ihm ritt, — „wie gut es ist, daß du bei mir geblieben und das Geheimniß nicht weiter getragen. So sind wir die einzigen Lebenden unter einer zahlreichen Schaar von Blinden. Aber die Ueberraschung wird ihnen die Augen schmerzhaft öffnen." —

Krosmil winkte bejahend und rasch ging es wieder ohne Unterbrechung dorwärts.

Der Weg ward jedoch immer unbequemer und holpriger, je tiefer er in den Wald führte. Endlich am Fuße eines ziemlich steilen Hügels konnten die Rosse fast keinen sicheren Schritt mehr thun, so sehr uneben war die Straße, und von Steinen, Holzsplittern, Wurzeln und gebrochenen Aesten fast unwegsam gemacht. Dies zwang die Reiter von ihrer Eile abzulassen, und da sonst noch sehr viele Menschen den Hügel aufwärts stiegen, fanden sie sich, je mehr der Weg sich engte, desto mehr inmitten eines bunten Gewühles.

Gar vielen der Ankommenden war Wojmir's Starrsinn in Bezug auf den Familienhaß genau bekannt, und sie wunderten sich nicht wenig, auch ihn unter den Hochzeitgästen zu finden. Er hatte einen sehr schlimmen Ruf in dieser Angelegenheit. Man sprach im ganzen Lande, er allein reiße sich von allen Werscheweers los, die sämmtlich die Hände zur Versöhnung reichten, und wolle fortan in seiner Abgeschiedenheit den Wladyken des Wischehrad Trotz bieten. Nun aber sah man ihn mit seinem Sohne daherkommen, und fand in seiner Anwesenheit eine Bürgschaft mehr für den zu hoffenden Frieden und für die vollständige Auflösung des alten Hasses.

Wojmir kümmerte sich nichts um die Leute, die dasselben Weges kamen; dagegen beachtete Krosmil jeden Einzelnen, und ließ sich auch nicht entgehen, was die ihm zunächst Lebenden unter sich besprachen.

Ein zweideutiges Lächeln umspielte seine Lippen, und wer seine Miene genau beobachtet hätte, würde leicht herausgefunden haben, wie eine ganz andere Ueberzeugung in ihm lebte als jene, welche sich als allgemeine Volksmeinung kündete. Nur Lorek allein befand sich in einem drückenden Zustande. Die Einen täuschte die Hoffnung, ihm aber schimmerte durch das Zwielicht seiner Vermuthungen der trübe Schein eines nahen Mißgeschickes, dessen Gestaltung ihm jedoch nicht klar wurde. —

Bald erreichten sie einen Kreuzweg, der rechts und links den Hügel abwärts führte und dessen beide Seitenwege den Fußgängern und Reitern wo möglich noch belebter waren, als die Mittelstraße. Lorek warf seinen Blick nach der Einen Seite hinab, und den Arm des Freundes krampfhaft fassend rief er aus:

„Dort, Bruder Krosmil! — dort siehe hin; — ist das nicht Milina mit ihrem Vater?"

Krosmil wandte den Blick und nickte bejahend.

„Ja, das ist sie!" — sprach er hierauf; — „jedenfalls bist du für deinen Weg belohnt, da du sie sehen und mit ihr sogar sprechen kannst." —

„Müßte ich nur nicht fürchten, daß dem schönen Traume ein häßliches Erwachen folgt!" —

„Darum auch solltest du nicht träumen, sondern handeln. Uebrigens — was immerhin geschehen mag, dir und deiner Liebe kann es doch nur nützen. Auch dürfte heute ein großes Hinderniß deiner Bewerbung aus dem Wege geräumt werden." —

„Ein Hinderniß? ich verstehe dich nicht." —

„Kennst du Wlaslaw den Helden, der die Köpfe unserer schönsten Mädchen verdreht?" —

„Wohl hörte ich von ihm; gesehen habe ich ihn noch nie. Was ist's mit dem?

„Er bewirbt sich um Milina." —

Lorek erröthete bis an die Stirn und sein Herz schlug heftiger. Einen Blick nach jener Seite werfend, wo seine Geliebte den Hügel

Digitized by Google

herauf kam, fühlte er seine Kraft plötzlich gebrochen und seinen Muth gesunken. Ein tiefer unbeschreiblicher Schmerz bewältigte ihn, und dem durch trübe Erfahrungen noch nicht abgehärteten jungen Manne füllten sich die Augen mit Thränen, welche er nur mit Mühe zurückzudrängen vermochte.

Kresmél hatte den Eindruck wohl bemerkt, den seine Worte auf Lorek machten, und eilte so gut es ging vorwärts, um schnell zu Wojmir zu gelangen. An seiner Seite reitend sprach er:

„So eben habe ich an deinem Sohne ein schlimmes Werk geübt."

„Und das wäre?"

„Ich weckte seine Eifersucht."

„So! der Knabe hat doch wohl nicht schon nach Mädchen geschaut?" —

„O ja, nur zu sehr, und hat sich auch sehr stark dabei verliebt." —

„Ist es möglich? Nun, da fehlte nichts weiter, als daß er sich in ein Fräulein aus des Herzogs Geblüt vergafft hätte, und wir wären am Ziele."

„So schlimm steht es nicht; seine Wahl macht ihm Ehre — es ist eine Wersch."

„Dann habe ich nichts dagegen; vielleicht setzt sie ihm den schwachen Kopf zurecht. Aber zuvor möge er daran denken ein Mann zu werden, um in der Welt auch noch etwas mehr erringen zu können, als blos ein Weib. Auf diese Kunst versteht sich auch der gemeinste meiner Knechte."

„Lorek's Liebesverhältniß hat aber auch einen großen Haken; es bewirbt sich auch noch ein zweiter um seine Braut." —

„Nun, da mag der Junge seine Zähne wetzen. Seine Liebesgeschichten gehen mich zwar nichts an, aber ich sähe es gerne, wenn der Träumer einmal etwas Ernstliches zu thun bekäme. Wer ist denn sein Nebenbuhler?"

„Der im ganzen Lande berüchtigte Wlaslaw." —

„So? Ich kenne ihn nicht, aber seinen Namen hörte ich oft nennen. Der Mann soll schön und muthig sein, und ein Blutsfreund des Herzogs vom Wyschehrad; ist etwas Wahres an der Sache?"

„Ja wohl, er ist ein natürlicher Bruder des Wladyken, und der glühendste Anhänger der Enkel Přemysl's. —

„Auch der will eine Wersch? Gut denn, da wird es Pflicht, einzugreifen. Sage meinem Sohne, ich selbst will für ihn den Brautwerber machen. Welche ist denn seine Auserwählte?"

„Milina, die Tochter Biobej's." —

Wojmir lachte laut auf.

„Und dort will Wlaslaw sein Glück versuchen?" — rief er. — „Biobej, der Treueste der Treuen gibt seine Tochter keinem Přemysler!" —

„Nun, er scheint aber in dieser Sache doch nicht so spröde als du meinst;" — entgegnete Kresmél; — „wenigstens soll er sie ihm schon versprochen haben."

„Deste besser; dann gibts neuen Streit; aber was liegt im Grunde daran, die Hetze wird ohnedies wild genug losgehen, und Wlaslaw soll lieber je eher je lieber sich davon machen." —

„Wie aber, wenn er uns zuvorkäme und sie schon hätte, ehe es losbricht?"

„Bei den Göttern! das muß verhindert werden." —

Sie näherten sich dem Schlosse. — Da gab es auf dem Vorplatze ein Drängen und Wogen, ein Summen und Gewirre, wie dieses sonst so einsame Wildniß es nie zuvor und auch nie wieder nachher gesehen. Das Volk trug Birkenstämme und anderes Holz zusammen, und bereitete Tische und Bänke, theils unter freiem Himmel, theils unter den Laubdächern der Waldbäume. Aus Wiesenblumen und Reisig wurden ungeheure Kränze gewunden und mit ihnen die grauen Außenwände des Waldschlosses behangen, der Weg, den der Wladyke kommen sollte, um seine Braut zu holen, ward von Steinen und Felsstücken gesäubert und mit Moos und Blumen bedeckt. Für Paukenschläger, Pfeifer, Gaukler und Possenreißer waren besondere Gallerien erbaut, so wie man eigene Plätze für Ringer und Faustkämpfer vorbereitet hielt. Meth und Braten, Speise und Trank aller Art gab es da in Hülle und Fülle, und Jedermann wurde bewirthet, der da kam und forderte.

Für die Kmeten, — so hießen die Ältesten, Familien- oder Gemeindeväter — waren einige schattige Lauben bestimmt, und hie und da wankte schon mancher alte, oder auch junge Mann aus dem Volke, der des Guten schon vor dem Feste zu viel genossen, unsicheren Schrittes dem Walddickicht zu, um seinen Rausch bescheiden auszuschlafen.

Aber unter diesen lustigen Massen gab es auch ziemlich Viele, die inmitten des allgemeinen Freudentaumels sich doch sehr ernst bewegten, und an dem gemeinsamen Jubel keinen Theil nehmend mehr die Rollen bloßer Beobachter spielten, als jene der Mitgenießenden.

Es waren dies Leute von der Partei jener Wersch-weren, die mit den Ereignissen durchaus nicht einverstanden waren, welche sich aus der Versöhnung der beiden erbfeindlichen Stämme ergeben mußten.

Da kam nun gegen alle Erwartung auch Wojmir herbei, und sein Erscheinen erregte die Aufmerksamkeit aller Anwesenden im höchsten Grade. Fast Niemand schien überrascht.

Wojmir hatte sich so lange Zeit hindurch jeder Öffentlichkeit entzogen, man sah ihn jahrelange bei keiner Verhandlung, bei keinem Feste, ja nicht einmal bei den Familienmalen der Wersch-weren, daß seine unerwartete Anwesenheit ein wahres Ereigniß schien.

Lorek, den man nur als Kind und Knaben zuweilen gesehen, und der, besonders seit dem Absterben seiner Mutter, das väterliche Haus und dessen waldeinsame Umgebung nur selten verließ, machte durch seine Anmuth und jugendliche Frische bei Allen den angenehmsten Eindruck. Die Männer blickten hoffend, die Mädchen sehnsüchtig nach ihm hin. Freundlich lächelnd folgte er der Menge, die ihn jubelnd begrüßte, und folgte seinem Vater in das Innere des Gebäudes. — Doch ging es wo möglich noch lustiger und bewegter zu als draußen, und alle Wände und Thüren waren festlich geschmückt zum würdigen Empfange der dem Hause durch Blut- und Freundschaftsbande näher stehenden Gäste.

Kresmél hielt es nicht lange im Inneren des Schlosses; der Abglanz der Freude und Lustigkeit, der sich in allen Stuben und Gängen spiegelte, wehte ihn unheimlich an. Er überließ sein Roß den Knechten und begab sich wieder hinaus in's Freie unter die Massen, die ihm wenigstens mehr Zerstreuung boten. Sogleich schloß er sich Jenen an, denen er die innere Mißstimmung an den Mienen ablauschte, und welche ihm als echte, unversöhnliche Wersch-weren-Freunde bekannt waren.

Da erschallten neue Aufrufe, Alles drängte sich nach der Bergstraße hin. Biobej mit seinem noch unmündigen Sohne und seiner Tochter, nebst zahlreichem Gefolge kamen zum Vorschein. An der linken Seite des Vaters ritt der Knabe, rechts Milina, die Sonne von Wressow, wie man sie ihrer hohen Schönheit und der Würde ihres Benehmens wegen nannte.

Ihr großes braunes Auge, die hohe Stirn, das dunkle Haar in reicher Lockenfülle über Hals und Schultern herabwogend, endlich ihre stolze Haltung zu Roß, Alles gab dieser wunderherrlichen Gestalt ein erhabenes Ansehen und mehrte den Zauber ihres Wesens. Jeder ihrer Blicke deutete auf geistige Höhe, und ihre Stien wölbte sich über den Augenbrauen, wie ein Thron herrschender Gedanken.

Der erste Eindruck, den sie bewirkte, war Bewunderung. Man betrachtete sie staunend, wie eine von den Wolken herabgeflogene Göttin.

Fern von dem Gedränge stand Kresmél auf einer Anhöhe mit verschränkten Armen, an einen Baumstamm gelehnt und überschaute die Masse.

„Armer Lorek!" — sprach er halblaut zu sich; — „du bist viel zu jung für dieses stolze Weib, und zu weich für ihre Würde! — Nun, das Herz hat seine Ansprüche; wir wollen sehen, was daraus ersteht!" —

Es hielt ihn nicht lange auf einem Orte und er drängte sich wieder unter das Volk. Ein Mann von sehr düsterem Aussehen kam auf ihn zugeschritten.

Digitized by Google

„Du machst kein Hochzeitsgesicht, Kresmél!“ — sprach dieser mit bitterem Lächeln.

„Und dir sieht man den Freudenrausch auch nicht an, Freund Zianda!“ — entgegnete der Angesprochene.

„Mir? das glaube ich wohl gerne! — O, ich möchte ihnen ein Festgelage bereiten, auf das sie lange denken sollten, und eine Hochzeitsfackel anzünden, die durch das ganze Land mit blutigen Feuerzeichen lodern müßte! Doch das hätte ich nie vermuthet, daß sich auch Wojmir zu diesem Feste bemühen würde!“

„Und du, Zianda! — Was machst du hier?“

„Ich schaue nur zu, und warte, ob nicht Etwas dazwischen kommt.“ —

„Letzteres ist möglicher, als die Hochzeit; jedenfalls stecke dein Schwert nicht allzufest in die Scheide.“ —

„O, wenn du wahr sprächest! — Was haltest du von Blebosj?“ —

„Daß er ein Ehrenmann sei.“ —

„Ein Ehrenmann? Schande daß er ein Wersch ist! Ein Narr ist er und nichts weiter, als ein eitler Narr! Hast du schon vernommen, daß er seine Tochter dem Wlaslaw gibt? Erstarrt nicht das Blut in deinen Adern? Die Schönste der Werscheweren-Töchter an diesen Bastarden zu vergeben ist ein Brandmal! — Diese herrlichste, stolzeste Perle unseres Stammes diesem Erbfeinde unseres Hauses hinzugeben, daß er seinen befleckten Hals mit ihr schmücke, ist eine Schmach für unsere Väter und Enkel!“ —

„Er hat sie noch nicht!“ —

„Kannst du daran zweifeln? Vor drei Tagen ist die Sache auf Blebosj's Schlosse zu Wreschow abgemacht worden.“

„So schnell, und ohne Widerspruch?“ —

„Allerdings! — der Wladyke vom Woschehrad kennt seine Leute und schickte Wlaslaw zu Blebosj, um diesen zu seinem Hochzeitfeste einzuladen. Jedenfalls scheint Wlaslaw mit der schönen Milina schon früher einverstanden, sonst hätte sie wohl nicht so schnell, und wie man sagt, so freudig ihr Jawort gegeben.“

„Und Blebosj ließ es so leichthin geschehen?“

„Wohl, er soll sogar hoch erfreut gewesen sein darüber. Ich kenne ihn allzu genau, um an der Wahrheit dieser Kunde zu zweifeln. Er ist ein Mann des Augenblicks und der aufbrausenden Leidenschaft. Was er heute liebt, kann er morgen hassen.“ —

„Wie aber wird es dann mit der Aufrechthaltung unseres Familiengesetzes?“ —

„Welchen Gesetzes?“ —

„Nun, jenes alten, von allen Werscheweren-Knoten beschworenen Versprechens, wenn ein Sohn oder eine Tochter der Wersch, mit Jemand aus unserem Stamme sich verehelichen will, so hat eine solche Bewerbung vor jeder anderen Vorzug. Dieses Stammgesetz ist weise, und hindert jede willkührliche und übermäßige Einmischung fremden Blutes in unsere Verwandtschaft.“ —

„Zu Milina aber hat sich meines Wissens noch kein Werscheweer gemeldet?“ —

„Aber es wird sich einer melden.“ —

„Hei! Welcher es auch immer sei! Bei Cyernebog's Schatten! mein und meiner Knechte Leben und Waffen stehen für ihn.“ —

„Als Freund magst du es immerhin wissen; Lorek, der Sohn Wojmir's ist der Bewerber.“ —

„Ei, da weiß ja Niemand ein Wort! — Nun bekömmt die Sache eine andere Wendung. Möge er sich aber beeilen; je früher je besser. — Man kann nicht wissen was geschieht. Hier sind wir nun einmal alle beisammen und können seiner Bewerbung im Nothfalle den würdigen Nachdruck geben.“ —

„Jedenfalls wird noch heute darüber verhandelt, und die Sache hoffentlich abgemacht werden.“ —

„Nun, da kann es an Streit und Kampf nicht fehlen;“ — rief Zianda hoch erfreut. — „Hei! da wollen wir den Premyslern ein wenig die Schuhsolen abwetzen, daß sie nicht so lustig austreten.“ —

„Halte dich nur zurück, Freund Zianda, und spiele immerhin den Vergnügten und Anspruchslosen. Je zufriedener wir uns stellen, desto mehr werden sie eingeschläfert. Wer weiß, was auch sonst noch sich zutragen dürfte. Es sind noch manche unerwartete Dinge im Anzuge, und bis sie kommen, da wird manchem der Lustigen da oben das Blut im Leibe erstarren!“ —

„Du machst mich sehr neugierig, Kresmél; — allein es thut nichts zur Sache. Schon der Gedanke an die Möglichkeit einer Hetze macht mich heiter. Diese lustigen Fratzen da vergifteten ohnehin meine gute Laune so sehr, daß ich in Bitterkeit und unterdrücktem Grolle zu Grunde zu gehen fürchtete.“

„Tröste dich; wohl schon in den nächsten Tagen hörst du ein anderes Lied.“ —

„Bis der Wladyke seine Braut abholt?“ —

„Vielleicht noch früher.“

„Ei, siehe da!“ — rief Zianda, nach der wogenden Menschenmenge hinzeigend; — „drängt sich nicht Wojmir dort unter den Leuten, und sieht so finster drein, als läge ihm saures Obst zwischen den Zähnen! — Wie kommt es wohl, daß er nicht hinauf geht unter die Andern?“ —

Ehe noch Kresmél eine Antwort gab, hatte Wojmir die beiden bemerkt und ihnen von der Ferne zugewinkt. Sie gingen ihm entgegen, und alle drei verloren sich dann in lebhaftes Gespräch begriffen, abseits im dunklen Walde.

III.

Eine schnelle Trauung.

Oben auf dem Schlosse ging es inzwischen sehr lebhaft zu. Die geräumige Trinkhalle reichte kaum hin für die Masse der lustigen Gäste, welche sich dort zusammengefunden. Der helle Klang der Pokale bewieß, wie treu die anwesenden Herren dem berauschenden Tranke zusprachen. Unter lauten durch einander lärmenden Gesprächen stimmten Einige noch lautere Gesänge an, die von herbeigerufenen Lautenschlägern begleitet wurden, und der Wiederhall des tosenden Gelärmes, der Aufrufungen und tollen Singweisen trug sich weithin durch die Wälder, in deren tiefstem Hintergrunde die lustigen Töne sich traurig auflösten, wie schlimme Nachwehen genossener Freuden. —

Am obersten Ende der Tafel, an der Spitze der lautesten Zecher saß Wlaslaw, der beliebteste und gewandteste Edelmann des damaligen Wladykenhofes am Woschehrad. Sein Äußeres schon war so entsprechend, daß, wo immer er auftrat, der erste Eindruck seines Erscheinens einnehmend, der zweite bezwingend wirkte.

Sein üppiger Wuchs, sein lichtbraunes Haar, das dicht gelockt und in reicher Fülle bis über die Schultern herabwallend, der Riesengestalt des jungen Mannes ein vollendet heldenmäßiges Ansehen gab, so wie seine gewählte auf Eindruck bemessene Tracht, waren die Rahmen einer Persönlichkeit, die in jeder äußeren Beziehung als vollkommen sich kündete. Kraft ohne Rohheit, und Anmuth ohne Ziererei begleiteten fest jede seiner Bewegungen, und an der auffallenden Regelmäßigkeit seines Gesichtes zeigte sich kaum ein Zug, der eine Verbesserung zugelassen hätte.

Von fast wunderbarem Ausdrucke aber war Wlaslaw's heiterer, muthiger Blick, der Abglanz einer offenen klaren Seele, und eines warmen empfänglichen Herzens. Gleich angenehm, wie ihn zu sehen, war es auch ihn zu hören. Wenn er sang, hob sich seine Stimme wie Silberklang unter den andern hervor; wenn er sprach, da schwiegen Alle, denn die Gabe der Rede war ihm im höchsten Grade zugetheilt. Er wußte die umfassende Kraft, so wie die Biegsamkeit seiner Stimme immer am rechten Orte und zur rechter Zeit anzuwenden, und es war bekannt, daß er im Wettstreit mit Worten und Waffen noch unbesiegt dastehe. Dabei schien er immer so freundlich und heiteren Gemüthes, daß ohne vorgefaßtem Hasse ihm Niemand gram werden konnte.

Dafür aber war er auch seiner Eroberungen und seines Glückes wegen bei Mädchen und Frauen, im ganzen Lande bekannt, und mancher unvorsichtige junge Mann büßte die vertrauliche Freundschaft

Digitized by Google

Wlaslaw's mit der Unterwelt seiner Geliebten. Doch war Wlaslaw in diesem Punkte auch sehr unbeständig, und bei seinen zahllosen Liebesabenteuern schien mehr seine Eitelkeit als seine Leidenschaft im Spiele.

Als naher Verwandter und innigster Freund des Wladoken vom Wuschebrad, war er zugleich dessen größte Stütze und der Liebling aller Anhänger des Hauses Přemysl; — aber auch früher der hervorragendste Gegenstand des Hasses der Feinde derselben.

Die Zeiten hatten sich aber nun geändert und alte Feindschaften sollten sich nun in dauernde Freundschaft auflösen, wenn Wlaslaw nicht wenig beigetragen zu haben schien.

Inmitten des Tafelgenusses war Wlaslaw doch immer nur seines Zweckes bedacht, und hieß seines feiner wohlberechneten Mittel anzuwenden, um seine zahlreichen alten, so wie auch seine neuen Freunde immer fester an sich zu fesseln, und selbst bei den Zweifelhaften Vertrauen zu erwecken, und sie für sich zu gewinnen. Er hatte sich ein wichtiges Ziel vorgesteckt und wußte für unvorgesehene schlimme Fälle sich seinen Freunden kräftigende Stützen zu suchen. Es gelang ihm voll kommen, und selbst der Rest jener entschiedenen Widerwortersinnde, die Anfangs unentschlossen schienen, ließ sich später den dem allgemeinen Taumel fortreißen. In dem Augenblicke, wo Slobog mit seiner schönen Tochter die Pforten des Schlosses überschritten, ward eben in der großen Halle unter stürmischen Zurufungen auf das Wohl Wlaslaw's und seiner künftigen unbekannten Braut getrunken.

„Unsere Freundschaft aber soll nie mehr brechen!“ — rief Wlaslaw aufstehend und den Pokal hoch erhebend; — „wie zwei Sternenreisen sollen fortan die beiden Häuser Wersch und Přemysl an einer einzigen Glücks- und Friedenssonne sich wärmen, und an den Zweigen dieser beiden kräftigsten Linden des Böhmenlandes werde ein Ruhmeskranz geflochten, der nie welken soll und in dessen Schatten alle Lerchen die Wonne der Eintracht erwartet!“ — Gleichwie nun der Wladoke eine Wersch zum Weibe gewählt, um das geschlossene Band noch fester zu knüpfen, so will auch ich, sein nächster und treuester Freund, mein Glück bei einem Wersch versuchen, und nun laßt uns noch-mals trinken auf das Wohl dieser Perle ihres Geschlechtes!“

Frisch erklangen wieder die Becher, und unbeschreiblich war der Jubel, den diese Worte bei allen anwesenden Zechern erweckten.

Nur Wlaslaw schien plötzlich ernst geworden, seine Miene verzog sich zu bitterer Traurigkeit, er ließ die Hand mit dem Pokale sinken, und heftete seinen schmerzlichen Blick auf den Boden.

„Was ist die? — Was fällt dich an?“ — fragten die nächstsitzenden Freunde. Auch die übrigen wurden auf Wlaslaw's so schnell veränderte Stimmung aufmerksam.

„Vergebt, Freunde!“ — sprach Wlaslaw; — „wenn ich mich von dem Eindrucke eines Augenblickes hinreißen ließ, und in Trübe überströmte. Der Schmerz bemächtigt aber sein Übergewicht und bringt mich zur Besinnung. Ja, es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich offen gestehen muß, ich l i e b e und könnte sterben für das Weib, das mich gefesselt, aber es ist auch zum ersten Mal weich fürchten muß, daß geliebte Weib je mein nennen zu dürfen!“ —

„Ei, du wirst so weich wie unser Sänger Kraloš, wenn er von Liebe und Liebesschmerzen, von Sehnsucht und krankem Herzen singt!“ — rief Karsa den Kre', Wlaslaw's vertrautester Freund; „es wäre wohl billig, daß du uns deine Auserwählte nennest; wir wollen dir helfen bei der Bewerbung.“ —

„Ja, wir wollen dir helfen, wir Alle! Alle!“ — riefen einige laut dazwischen und — „wir Alle! Alle!“ — wiedertönte es sogleich von allen Lippen.

„Euer Versprechen ist mir Bürgschaft genug, daß Ihr mir behilflich sein werdet auch durch die That;“ — sprach Wlaslaw wieder aufgeheitert; — „vielleicht werde ich Euch noch heute beim Worte nehmen. Damit Ihr aber wisset, bei wem ich eigentlich der Fürsprache bedarf, so erkläre ich Euch, daß meine Auserwählte die Schönste und Liebenswürdigste dieses Landes sei, Milina, die Tochter Slobog's!“ —

„Milina? Milina?“ — wiederholten Alle, und in einigen Gesichtern Kündete sich unzweifelhaftes Staunen.

Karsa, dies bemerkend, stand sogleich auf und rief mit lauter Stimme:

„Sei es welche da wolle; du hast unser Wort und wir werden es halten. Wenn es auch bekannt ist, daß Milina das Kosfrie Weis Böhmens ist, und schon viele Freier zurückgewiesen hat, so wird wohl keine Abweisung stattfinden, wo du als Bewerber auftrittst. Von Seiten ihrer Freunde und Verwandten aber, deren vorzüglichste hier in unserem Kreise sich befinden, wird es doch keinen Anstand haben?“ —

„Wohlan denn, Freunde!“ — rief Wlaslaw von seinem Sitze abermals sich erhebend; — „wollt Ihr mir beistehen und Slobog bewegen, daß er meiner Bewerbung um seine Tochter nicht entgegen sei? Sein, Eurer Gunst, Eurer Freundschaft überlasse ich das Glück meiner Zukunft. Ihr könnt es heben, — aber auch vernichten.“ —

„Wir stehen dir bei!“ — riefen ihm seine Freunde zu. —

„Auch wir!“ — ließ sich die Stimme eines Verschworen vernehmen, in welche die übrigen billigend einfielen.

„Ich aber stehe den nun an in Eurer Allen Diensten,“ — rief Wlaslaw; — „wer den Euch meiner bedarf, in Fehde und Frieden, in Liebes- und andern Angelegenheiten, er wollte mit mir, ich bin bereit. — Nun aber laßt uns trinken auf unseren Bund, und auf das Wohl unseres braven Slobog's!“ —

Ein wildes Halleh erschallte. — „Slobog hoch!“ — Slobog und seine Tochter!“ — erdröhnte es wie Donnergroll, und unter dem Geschrei und dem hellen Klang der Pokale bemerkte Niemand, wie sich die Thüre der großen Halle geöffnet, und Slobog mit Velemir, dem Schlafherrn, eingetreten waren.

Wlaslaw ward ihrer zuerst ansichtig. Sogleich sprang er von seinem Sitze auf, ging auf die Beiden zu, und führte sie an die Tafel. Auch mehrere andere Anhänger der Přemysliden, früher als die gehässigsten Feinde der Verschworen bekannt, eilten ihm entgegen, reichten ihm die Hände, und thaten wie mit einem alten Freunde.

Velemir, der in seinem Hause somit noch sehr Vieles zu besorgen hatte, überließ seinen Gast bald den übrigen und zog sich von der Gesellschaft zurück.

Slobog fühlte sich indeß nicht wenig geschmeichelt von der Auszeichnung, die seine Gegenwart erweckte, und von der Achtung, die man ihm allseitig bewies. Er war ein seltsamer Mensch, eben so unerschöpflich in seiner Denk- und Handlungsweise, gleichwie in seinem Äußeren. Klein und unterseist den Gestalt, hatte er außerordentlich breite Schultern, zwischen denen auf furzem dicken Halse ein übermäßig großer Kopf saß. Seine Augen waren klein, auch die Nase von regelmäßigem Schnitt, aber die Stirn und Backenknochen weit hervorragend und der Mund abstoßend. Denke man nun noch einen übermäßig starken Haar- und Bartwuchs, große Hände und Füße, und eine Tracht, die nur zu sehr auf das Waldleben erinnert, und man hat Slobog's Abbild vor sich. Ein Fremder hätte nie gedacht, daß dieser Mann der Vater einer so schönen Tochter sei. —

Aber noch seltsamer als sein Äußeres, war seine Denkweise, denn Niemand von Allen, die ihn näher kannten, vermochte über dieselbe ein entsprechendes Urtheil zu fällen, und es gab wohl kaum zwei Menschen im Lande, die in ihrer Ansicht von ihm übereinstimmten. Einige schalten ihn hart und grausam, andere wieder heilten ihn für nachgiebig und weich; einige rühmten an ihm Züge den Standhaftigkeit und Beharrlichkeit, andere tadelten erwiesenen Wankelmuth, Unschlüssigkeit und Treubruch. Gewiß aber war, daß ihn Alle nicht kannten.

Ein Freund des Trunkes und lustiger Gesellschaft, sprach er dem Becher brav zu und schwamm gar bald in dem Strome gemeinsamer Lustigkeit. Er nahm sich nicht die Zeit zu überlegen, weshalb man ihn diesmal mehr als je zuvor auszeichnete, sondern hielt an dem Eindrucke des Augenblickes fest. Zu seiner Rechten saß Wlaslaw, zur Linken dessen Freund Karsa. Diese beiden Vertrauten waren schnell einig worden, auf welche Weise Slobog's Gunst und Zutrauen schnell und dauernd zu gewinnen wäre, gleichwie sie es verstanden hatten, die ganze Gesellschaft nach ihrem Willen zu lenken. Hier war es ihnen auch leichter als sonst irgendwo. Beim Klange der Pokale werden leicht Freundschaften geschlossen, und indeß Wlaslaw die zahlreichen

Digitized by Google

Anwesenden lebhaft unterhielt, bearbeitete Karsa den Blobej auf eben so kluge als sichere Weise.

Die Eitelkeit war Blobej's schwächste Seite. „Ehre für Ehre, Tod für Tod!“ — war sein gewöhnlicher Spruch; doch hielt er auch Schmeichelei für Ehrenbezeigung und ließ sich hiedurch leiten. So überrascht und unentschlossen er Anfangs schien, dem Vorschlage Karsa's beizustimmen, der in ihn drang, jede Spur der alten Erbfeindschaft in sich zu vertilgen und ein unbedingtes Schutz- und Trutzbündniß mit den Premysliden zu schließen, so ließ er sich doch von der Aussicht hinreißen, mit der Zeit selbst noch eine Rolle im Lande spielen zu können, und an dem immer steigenden Ruhme jenes Hauses theil zu haben. Darum auch stimmte er bald in die allgemeine Heiterkeit ein, schwang endlich selbst den Becher und trank auf die neue Versöhnung und Dauer des Friedens.

„Wohl liegt es in eurer Hand, edle Werschowecen! die Freundschaft und den Frieden zu erhalten;“ — rief Karsa in begeisterter Aufregung aus, — „sie aber für alle Zeiten zu befestigen, ist ein Werk, welches du, Blobej! mit einem einzigen Worte vollbringen kannst!“ —

„Ich? wie so ich?“ — entgegnete der Angesprochene, zwar überrascht, doch geschmeichelt von der Wichtigkeit, die ihm vor Anderen beigelegt wurde. — „Ich stimme jedenfalls dafür, daß aller Streit aufhöre und hin, wenn es sein soll, der Erste, der die Hand hier öffentlich zur Versöhnung bietet. Aber was du meinen magst, weiß ich nicht, und ob die Andern —“

„Alle werden dir folgen;“ — fiel ihm Karsa in die Rede; — „allein du mußt befördern helfen, daß unsere Freundschaft noch durch innigere Bande fester geknüpft werde.“ —

„Ich verstehe dich nicht; — wie meinst du das?“ —

Lächelnd riefen mehrere Befreundete dem Karsa zu:

„Nur heraus damit, nur heraus!“ —

„Nein, das ist Wlastaw's Sache;“ — entgegnete dieser, an den Genannten sich wendend; — „möge er selber für sich weiter sprechen.“ —

„Ja, ja! — er rede selber!“ — riefen die andern wieder bunt durch einander.

Lächelnd reichte der Angeredete dem staunenden Blobej seine Rechte, indeß er mit der Linken den Pokal hoch über sein Haupt schwang.

„Wenn du es redlich meinst mit unserer Freundschaft, so bestätige deine Gesinnung dadurch, daß du nicht dagegen stimmst, wenn noch ein Premyslide eine Werschowetz zum Weibe nimmt.“ —

„Ohne Widerrede!“ — entgegnete Blobej mit freundlicher Miene; — „vorausgesetzt, daß die Beiden, die es zunächst betrifft, damit einverstanden seien.“ —

„Sie sind es, Vater Blobej!“ — sprach Wlastaw weiter; — „er liebt sie mehr, als irgend Jemand auf der Welt Etwas zu lieben vermag — sie weiß von seiner Liebe und billigt sie; — er liebt sie so sehr, daß sie wohl nur über seine Leiche ein m andern die Hand reichen dürfte; ja, er hat Jedem den Tod geschworen, der seine Bewerbung zu hindern wagen dürfte. Er selbst nähme sich das Leben, wenn sie ihr Herz einem Andern schenkte. Dieses herrliche Weib aber, das die Liebe eines Mannes in so unaussprechlichem Maße geweckt und sein Herz mit so unauflöslichen Banden an sich gekettet, ist deine Tochter Milina, und der Mann, der um sie wirbt, bin ich!“ —

Allgemeiner Jubel folgte dieser Anrede; Blobej, dem der Sinn des Ganzen eigentlich schon früher kein Geheimniß war und der durch Wlastaw's öffentliche Erklärung sich geschmeichelt fühlte, lachte und jubelte mit, denn der Meth war ihm zum Kopfe gestiegen und er gerieth in jene gute Laune, die den Menschen zum Freunde aller Welt macht. Schmunzelnd rief er den lustigen Zechern zu:

„He da, meine Freunde! glaubt es mir unbedingt, daß Wlastaw der klügste Mann ist im ganzen Böhmerlande. Vor Kurzem hat er mir beinahe Wort für Wort dasselbe gesagt wie heute, doch nur in meinem Hause, ohne vielen Zeugen; ich gab ihm einen günstigen Bescheid; aber er dachte wohl es wäre besser, wenn Mehrere davon wüßten, und wärmte die Geschichte neuerdings, und vor euch allen auf. War das nicht klug? He? — Aber ich bin damit vollkommen einverstanden.“ —

Hierauf reichten sich der Schwiegervater und der Bräutigam die Hände und küßten sich, unter dem lärmenden Jubelgeschrei und Becherklang der übrigen Gäste. Die Sache ward somit vollkommen abgemacht, und beschlossen, die Hochzeit solle zugleich mit jener des Wladyken gefeiert werden.

Die näheren Bekannten und Anverwandten dieser Beiden drängten sich glückwünschend um sie, und Wlastaw sprach zu den gesammten Anwesenden:

„Ihr habt nun durch die That bewiesen, meine wertheßten Freunde! daß ihr mir wohlwollet; ich hoffe nun auch noch, daß ihr jeden als unseren allgemeinen Feind betrachten werdet und als Störer unserer Eintracht, der, sei es ein Premyslide oder ein Werschowetz, meinem Vorhaben ein Hinderniß in den Weg legen wollte!“ —

„Ja, er ist unser Aller Feind!“ — rief Karsa heftig dazwischen; und sein Schwert auf den Tisch schleudernd, daß die Pokale durch einander rollten, setzte er hinzu: — „ich stelle mich mit Wlastaw gegen Jeden, der so etwas wagen würde, und dies Schwert soll der entscheidende Richter sein zwischen mir und ihm!“ —

Viele thaten wie Karsa, die Andern sagten mit Wort und Handschlag ihre Beihilfe zu, und man zechte von Neuem.

Karsa entfernte sich sodann aus der Trinkhalle, um draußen Erkundigungen einzuziehen, wie die Nachricht des Vorgefallenen, welche sich, wie er wohl wußte, wie eine um sich greifende Flamme schnell unter dem Volke verbreitete, bei den Anhängern der beiden Parteien wohl aufgenommen würde. Unter der allgemeinen Lustigkeit bemerkte man sein längeres Ausbleiben gar nicht. Wlastaw wandte endeß Alles an, um alle Anwesenden, vorzüglich aber Blobej in der heitersten Laune zu erhalten.

Endlich kehrte Karsa zurück; in seiner Miene kündete sich deutlich Unruhe und Besorgniß. Unbemerkt winkte er seinem Freunde, ihm zu folgen.

„Was gibts?“ — fragte dieser, eine schlimme Nachricht ahnend.

„Böse Aussichten!“ — entgegnete Karsa; — „gehe auf eine Weile in die Nebenhalle hinaus und befrage selbst meinen Kundschafter. Übrigens gedenke ich noch etwas Entscheidendes auszuführen, worüber er dich ebenfalls belehren wird. Hier ist nicht Zeit dazu. Wirke du draußen, ich will indeß hier das Meine thun.“ —

Wlastaw folgte der Weisung und Karsa wandte sich, seine Miene zur Heiterkeit glättend, wieder zur Gesellschaft und nahm seinen früheren Platz neben Blobej ein.

„Wo bleibt denn Wlastaw?“ — fragte dieser nach einer Weile.

„Gönne ihm die Lust,“ — entgegnete Karsa; — „er ging hinaus, um die Mädchen aufzusuchen. Es bangte ihm nach Milina; ich aber habe sie draußen Arm in Arm mit Lada dem Garten zuschreiten gesehen, und wie ich ihn davon berichtete, hielt es den Verliebten nicht länger unter uns.“ —

„Ein närrischer Mann das!“ — meinte Blobej lachend; — „wie kann man nur an den Weibern so hängen!“ —

„An einer nur, Freund Blobej, an einer!“ — setzte Karsa verbessernd hinzu; — „du glaubst nicht, und wirst es wohl nie fassen können, wie sehr er deine Tochter liebt, und wie edel er von dir denkt. Wehe dem, der Etwas gegen dich anhaben würde, und wie oft hörte ich Wlastaw den unseligen Zwist verfluchen, der Eure Familien entzweite!“ —

„Ob er auch nur bei seinen Meinungen beharren wird, das ist eine andere Frage!“ —

„Ob er beharrt? Wahrlich, da kennst du ihn schlecht. Seinen Wankelmuth hast du nicht zu fürchten, allein es sind noch der Leute viele da, die sich zwischen euch werfen und Alles aufbieten werden zu eurer Entzweiung. — Ich weiß gar Manches!“ —

„Du machst mich neugierig; — was gibt's denn?“ —

„Glaubst du,“ — sprach Karsa leise zu Blobej, — „es wä-

Digitized by Google

ren alle deine und seine Freunde damit einverstanden, daß Milina sein Weib werde?“ —

„Ich dächte, hier habe Niemand darein zu reden,“ entgegnete Blebosj — „auch hoffe ich, sind es die Meisten.“

„Du irrst. Es gibt noch Viele, die mit giftigen Blicken diese Versöhnung und Verschwägerung betrachten. Ich selbst kenne Mehrere, die es um jeden Preis gerne verhindern möchten, daß der Wladyke vom Wyschehead die schöne Lada heimführe. Aber dazu fehlt es ihnen an Macht. Zwischen dich und Wlastaw werden sie jedoch Balken zu legen suchen, die schwer zu überschreiten oder zu beseitigen sein dürften.“ —

„Ei, — wenn diese halb oder gänzlich ungegründete Besorgniß? — Ich hoffe das Beste.“ —

„Ich aber ahne das Schlimmste, und meine Ahnung ist fürwahr nicht unbegründet.“ —

„Hast du Beweise?“ —

„Die sprechendsten;“ — entgegnete Karsa, immer leiser sprechend und wohl beachtend, ob kein dritter mithören könne, was er sagte. — „Vor wenigen Augenblicken war ich draußen, und mengte mich unter die Leute. Da habe ich denn gar Vieles bemerkt und deutlich vernommen, was mir hinreichenden Steff zu Besorgnissen gab.“ —

„Du machst mich unruhig, — was hörtest du?“ —

„Dinge, welche jetzt alle wiederzuerzählen es nicht an der Zeit ist. Genug, daß die Sache immer noch schlimm, ja sehr schlimm steht. Man munkelte sogar von gewaltsamer Vereitelung eurer Absichten und beriethe sich zur Berathung und Vorbereitung der Mittel. — Allein, ich wüßte noch einen Weg, einen friedlichen, besonnenen, unschädlichen, auf welchem man jedoch allem Übel, das etwa zu befürchten steht, gefahrlos ausweichen könnte.“

„Wenn es die Sache besser macht, so lasse es hören.“ —

„Mache dem ganzen zweifelhaften Verhältniß mit Wlastaw dadurch ein schnelles Ende, daß du noch heute verkündest, du gibst ihm deine Tochter sogleich zum Weibe, — das Bündniß ist im Augenblicke geschlossen, — und Alle müssen schweigen. Wenn du jetzt sogleich daran gehest, so beherrschest du alle möglichen kommenden Verfälle. Zurückgehen wirst und kannst du nicht mehr, somit ist es rathsam und klug, sogleich zu vollenden, was aufzuschieben gefährlich ist.“ —

„Wo denkst du hin!“ — rief Blebosj von Karsa's Antrag überrascht; — „wäre Wlastaw, wäre Milina damit einverstanden?“ —

„Alle jene, welche nichts dabei zu entscheiden haben, brauchen nicht um Meinung und Rath gefragt zu werden,“ fiel ihm Karsa schnell in die Rede; — „für Wlastaw stehe ich, und Milina? — nun, die wird gewiß froh sein, wenn die Sache so endiget; ich weiß es nur allzugut, daß jeder Tag der Verzögerung den wahrhaft Verliebten ein Tag der Qual sei.“ —

Blebosj, nun einmal für den Plan gänzlich gestimmt, seine Tochter Wlastaw zu geben, und an den Gedanken bereits eingewöhnt, diesen heldenmüthigen Abenteurer seinen Schwiegersohn zu nennen, machte weiter keine großen Einwendungen, ließ aber die Leitung dieser Angelegenheit vollständig dem Karsa über, der sich eigentlich selber hiezu angeboten. Karsa bürgte für den besten Erfolg, und machte sich sogleich an die Ausführung des Beschlossenen.

Von bitteren Zweifeln gedrängt, zog sich Wlastaw indeß nach dem Schloßgarten zurück, um seine Lage zu überdenken. Er hatte von dem Späher Karsa's so beunruhigende Nachrichten erfahren, daß er wohl erkannte, die allgemeine Lustigkeit werde bald ihr Ende nehmen. Aber entsagen dem Gegenstande seiner einzigen wahren Liebe, konnte und wollte er selbst um den Preis seines Lebens nicht. Da wollte er denn nochmals mit Milina sich besprechen, theils um ihr die Gefahr mitzutheilen, die ihrer Verbindung drohte, theils um sich in diesem entscheidenden Augenblicke ihrer Liebe und Willenskraft zu versichern.

Er erblickte sie unter den Laubschatten, Arm in Arm mit Lada. Die Mädchen schienen in ernste Gespräche begriffen, und Wlastaw blieb hinter einem Gebüsche stehen, um sie an sich vorbeigehen zu lassen.

Die zarte, schmächtige Lada, mit ihren lichtblauen Liebesaugen, dem blonden wallenden Haare, und dem blendend weißen Gesicht, das wie angehaucht von reifiger Morgengluth, ihrer schlanken Elfengestalt den süßesten Reiz verliehen, schien tief und schmerzlich bewegt, als schlummerte hinter den halbgeschlossenen Lippen ein bitteres Geheimniß.

Milina dagegen war heiterer als sonst. Der würdige Ernst, der ihrem Antlitze einen Beisatz von Strenge zu verleihen pflegte, schien diesmal aus ihren Zügen gänzlich verwischt, und zu dem gewöhnlichen Ausdrucke weiblicher Hoheit gesellte sich in diesem Augenblicke eine hinreißende Milde. Selbst ihr Gang schien leichter, und ihre Augensterne leuchteten heller.

„Mich täuscht diese verhüllte Schwermuth nicht,“ — sprach sie im Tone zartesten Mitgefühls zu Lada; — „und hinter deinem umflorten Blicke ruht gewiß ein anderer Gedanke, als Freude über die Veränderung, welche dich erwartet. Sollte dein unverkennbarer Schmerz keinen andern Grund haben, als das Gefühl der Trauer über deine baldige Trennung vom Vaterhause? — Theure Lada! mir genügt diese Vermuthung nicht — ich ahne etwas Anderes; sollte ich mich getäuscht haben?“ —

Lada blieb stehen, blickte schmerzhaft zu Milina hinauf, — und eine Thräne glänzte zwischen ihren Wimpern.

„O, ich begreife es!“ — rief Milina jene umfassend; „das ist mehr als Leid, — das ist unterdrückte Verzweiflung!“

„Brechen wir ab davon;“ — entgegnete Lada in sichtlicher Aufregung, — „vielleicht kömmt bald der Tag, wo Alles offenbar wird — aber bereits ohne Gefahr für mich. — Nun, es bleibt mir ja doch eine Freude und ein Trost! — Du wirst ja glücklich werden!“ —

„Ja, ich werde glücklich!“ — sprach Milina, und ihr Antlitz verklärte sich zu seligem Lächeln; — „ich werde namenlos glücklich, wenn das Schicksal von dem Manne meiner Wahl mich nicht gewaltsam trennt. — Wüßte ich doch nur, daß auch du dich freuest deines Glückes!“ —

„Ich füge mich willig dem Rathschlusse der Götter, und derer, welche mit mir anstatt jener hier zu schalten und zu walten haben.— Auf mein Glück muß ich verzichten — aber nicht auf das Gefühl meiner Liebe! — Aus meinem Herzen vermag Niemand ein Bild zu reißen, das sich in demselben für ewig festgewurzelt! — Ja, sie lebt fort in mir, diese Liebe, — bis mein Herz zur Asche ausgebrannt!“ —

„Armes Kind! du liebst?“ — sprach Milina, von Lada's Seelenleid gerührt, und küßte die Stirn der lieblichen Herzogsbraut, die, ihr Haupt an den Busen ihrer Freundin lehnend, durch einen heißen Thränenstrom ihren Gram erleichterte.

Einige Augenblicke standen sie sprachlos da; dann erhob Lada ihr Köpfchen wieder und sprach, durch ihre Thränen lächelnd:

„Kannst du denn wirklich deinem Wlastaw trauen, du Glückliche? Man nennt ihn so unbeständig — ja liebles im Herzen, wenn auch reich an süßen Worten,“ —

„Nein, nein!“ — entgegnete Milina rasch; — „er war es wohl, aber bei mir wiederholte er sein Spiel nicht. Mein Herz täuscht mich nicht über diesen Mann, ein Blick in sein Antlitz, ein Wort von seinem Munde — und ich durchschaue seine Gesinnung. — Gewiß, er liebt mich, so wie er der einzige Mann ist, den ich je lieben kann!“ —

Wlastaw hatte in dem Gebüsche genug gehört, und es kostete ihn Mühe, sich zurückzuhalten und nicht hervorbrechend seiner Geliebten für ihr Vertrauen auf den Knieen zu danken. Sein Stolz und seine Besonnenheit hielten ihn davon zurück. Leise und unbemerkt entfernte er sich, um den Mädchen auf offenem Wege wieder zu begegnen. Lada's Äußerung machte ihn besorgt um seinen Freund, den Wladyken, — allein wie er wieder Milina's gedachte, da pochte sein Herz laut, und aller Mißmuth, alle Zweifel waren von ihm gewichen.

Er kannte dieses Mädchen nur allzu wohl. Sie war ein willenskräftiges Weib, und wenn sie ihn liebte, ihm mit all' ihrer Seelenstärke ergeben war, so vermochte keine Macht auf Erden sie von ihm abwendig zu machen. Aber auch seine Liebe zu ihr war nicht geringer, und er fühlte sich jetzt durch ihr Vertrauen gestärkt, groß und

Digitized by Google

mächtig genug, jedem Schicksal zu trotzen, und Alles für sie zu opfern. Ja, er hätte ohne Kampf ihretwegen Allem entsagen können, woran sein Herz sonst fest haftete, jedem Ruhme und jedem Glanze der Welt — nur diesem Weibe nicht.

Da schallte von oben das Echo der lauten Fröhlichkeit durch die Luft, und Wlaslaw bedachte, was er dem Mädchen eigentlich noch sagen wolle, da er unbemerkt das Wichtigste bereits erfahren, und mit Zuversicht auf die Liebe seiner Erwählten bauen durfte. Zugleich überlegte er, wie kostbar jeder Augenblick sei und wie nothwendig seine Gegenwart unter den Gästen; da entfernte er sich wieder aus dem Garten, um unter den lustigen Zechern seinen früheren Platz einzunehmen.

„Da ist Wlaslaw selbst! da ist er!“ — rief man von allen Seiten, als er den Saal betreten. Wankenden Schrittes und mit jener lachenden Miene, die in jedem Zuge ein Übermaß genossenen Trunkes verrieth, kam ihm Vlebój mit hochgehobenem Pokale entgegen.

„Sei willkommen, mein Sohn!“ — sprach er — „da, trinke auf mein Wohl! — Gleich wollen wir die Sache abgemacht haben. Wenn unsere Freunde alle Ja sagen, warum sollte ich dagegen sein? — Warst du draußen bei dem Mädchen? Hast du ihr's gesagt? — Wird wohl gelacht haben, sehr gelacht, nicht wahr? Aber böse ist sie gewiß nicht; o, ich kenne sie! — Und auf dich hält sie große Stücke!“ —

Ein Blick auf Karsa überzeugte Wlaslaw vollständig, daß dieser in Ausführung seines Planes glücklich gewesen. Indeß er jedoch mit seinem Schwiegervater sich unterhielt, beeilten sich seine erklärtesten Freunde, im Namen Vlebójs die Braut zu suchen und herbeizuführen. Man wollte nun einmal den lustigen Plan nicht aufgeben und auf der Stelle die Vermälungsfeier zu Stande bringen. Unter dem verworrenen Zusammenschreien Aller, konnte die Stimme keines Einzelnen durchdringen.

Ein alter heidnischer Pope ward sogleich herbeigerufen, die Familienältesten traten nach einer Seite zusammen, und man stellte Alles zurecht, um die Trauung nach damaliger Weise ohne Verzug vor sich gehen zu lassen. Auch Polemir ward herbeigerufen, und Einige aus dem lustigen Kreise beeilten sich, ihre Freunde und Bekannten in den Gehöfen des Schlosses aufzusuchen und ihnen den Vorfall mitzutheilen. Auf diese Weise hatte sich die Nachricht von der Vermälung Wlaslaw's mit Milina rasch unter den Anwesenden verbreitet, so daß man selbst unter dem gemeinen Volke von nichts Anderem sprach, als von dieser Verbindung. Allgemein wunderte man sich darüber, daß Wlaslaw nicht die Ankunft des Wladyken erwartete.

„Halte dich bereit,“ — sprach Karsa abseits zu Wlaslaw; — „ich habe, wie du siehst, Alles gethan, was nur möglich war, aber die Zukunft kann ich nicht beherrschen. Die Werschowecen — du weißt schon welche — bereiten einen Schlag vor.“ —

„Ist mir jetzt gleichgültig,“ — entgegnete Wlaslaw mit Hast; — lasse nur meine Pferde unbemerkt satteln, und meinen Leibknecht am Hinterpförtchen des Gartens mich und meine Braut erwarten. Ich weiß, daß Milina mir gerne folgen wird, sobald sie mir nur angehört. Jedem weiteren Zusammentreffen mit unseren Feinden entziehe ich mich. Der Herzog wird mich wohl entschuldigen, wenn ich nicht bei seinem Einzuge gegenwärtig bin. — Ich bin in der That der albernen Kämpfe schon müde und ziehe mich mit meinem Weibe auf eines meiner Schlösser zurück, um in dieser eitlen Welt nie wieder eine Rolle zu spielen.“ —

Karsa nickte mit zweideutigem Lächeln und sprach halblaut: — „Siehst mir nicht darnach aus, als wolltest du in deinem Hause Hühner füttern!“ — wandte sich aber schnell, um dem Wunsche Wlaslaw's Genüge zu leisten; denn er wußte wohl, daß nur eine schnelle Entfernung Wlaslaw's Ruhe schaffen könne.

Indeß ward unter lärmendem Jubel und Gesang die schöne Milina herbeigeführt. Eine Schaar Weiber, Männer, Jünglinge und Mädchen umgab sie und drängte sich in die Halle, die, so geräumig sie auch war, gar bald sich fast übermäßig füllte.

Die Braut zögerte nicht und schien über das, was mit ihr vorging, so wie über die Hast, mit welcher Alles stattfand, durchaus nicht befremdet. Karsa hatte sie von Allem unterrichtet.

Der Pope war mit Vlebój und einigen Kmeten und Familienältesten an ein besonderes Tischchen getreten, zu welchem auch Milina an Wlaslaw's Hand geführt wurde. Die an Milina von den Kmeten gestellte Frage, ob sie Wlaslaw zum Gemal wünsche, ward zur Freude Aller mit einem entschiedenen und raschen Ja von ihr beantwortet, eben so antwortete Vlebój, als man ihn fragte, ob er die Verbindung zugebe, und lauter noch ertönte das Ja von allen Lippen, als die Kmeten und Freunde ringsum befragt wurden.

Schnell ward die Ceremonie beendet, Wlaslaw küßte die Stirn seiner Braut, die Becher erglänzten in den Händen der Anwesenden, und man rief eben den Trinkspruch aus, als die Thüre sich öffnete und ein gellendes: „Haltet ein! Haltet ein!“ — durch die Halle dröhnte.

„Zu spät!“ — rief der Pope. — „Sie ist sein Weib!“ — „Zu spät! zu spät!“ erschallte es von allen Seiten. Dann herrschte vollkommene Todtenstille.

Durch die Massen aber hatte sich Wojmir vorgedrängt und blickte starr nach dem ernsten Popen hin, der sein Amt bereits zu Ende gebracht. Karsa hatte indeß die Verwirrung benützt und auf einen Wink Wlaslaw's führte er das neugetraute Weib zu einer Seitenthüre unbemerkt hinaus, und bestieg mit ihr die bereiteten Rosse, um sie in eines der Schlösser ihres Gemals in Sicherheit zu bringen. —

IV.

Das Ende eines Festes.

„Zu spät, sagt ihr sei es?“ — rief Wojmir, furchtbare Blicke in dem Kreise umherwerfend. — „Nein, sage ich, noch ist es Zeit selbst das Geschehene ungeschehen zu machen!“ — Hierauf wandte er sich an die Werschowecen und erinnerte sie an das Familiengesetz. Vorzüglich war es Vlebój, welchem er es donnernd in das Gedächtniß zurückrief. —

„Mein Sohn Lorek, ein Werschowece, freit um deine Tochter, und jede andere Bewerbung ist ungültig! — Schmach und Unheil falle über dein Haupt, wenn du das Gesetz unserer Väter verletzest? — Weißt du auch was du überhaupt gethan, daß du deine Tochter so leichtsinnig hingegeben und uns Alle verrathen?“

„Wojmir!“ entgegnete Vlebój mit ruhigem Ernste, — „ich habe deine Worte ohne Groll hingenommen; aber ich sage dir, du gebärdest dich wie ein Wahnsinniger! — Die Tage des Hasses sind vorüber, und wer sich noch jetzt nicht anschließt an unseren Friedensbund, der ist ein Feind aller dieser Männer, die sich ihm angeschlossen. — Übrigens, das Familiengesetz kenne ich; kein Werschowece hat um das Mädchen Milina angehalten, das Weib steht außerhalb jenes Beschlusses unserer Väter!“ —

„Sie ist aber nicht Wlaslaw's Weib,“ — rief Wojmir, — „und sie darf es nicht werden, — denn dieser Wlaslaw hat ein Weib, das vielleicht nicht ahnet, wie schändlich er es betrügt!“

Staunend blickten die Anwesenden einer den andern an und rückten dem Ankläger näher.

„Erniedrige dich durch keine Lüge!“ — sprach Wlaslaw. —

„Schweige, Elender!“ — fiel ihm Wojmir in die Rede; — „hier ist ein Zeuge — er möge sprechen.“ —

Da trat Krosmil vor und heftete einen brennenden, festen Blick auf Wlaslaw. Dieser schien betroffen, aber im Augenblicke sammelte er sich und rief mit höhnischem Lächeln.

„Dieser Mensch? Was will der von mir? Ich kenne ihn nicht!“

„Daß du mich jetzt nicht kennen willst, nimmt mich nicht Wunder!“ — entgegnete Krosmil; — „daß du mich damals gekannt, als du mich um das mir auf der Welt Theuerste betrogen, wird dir wohl in das Gedächtniß zurückkommen, wenn ich dir diesen Ring vorhalte.“ —

Digitized by Google

Er zog einen schwarzen goldverzierten Eisenring vom Finger und hielt ihn hoch empor, so daß alle Anwesenden ihn deutlich sehen konnten.

„Diesen Ring sendet dir dein Weib Dobrowka von Saaz, als Erinnerung an den Bund, welchen du mit ihr eingegangen. Auch die Kmeten und Popen können hier erscheinen, welche Zeugen waren bei dem kleinen Feste, zu welchem du übrigens keine Fremden geladen. Du wußtest wohl weßhalb." —

„Lügner!" donnerte ihm Wlaslaw entgegen, und mit Blitzesschnelle erglänzte sein Schwert über seinem Haupte. — „Dobrowka war nie mein Weib; sie hat kein größeres Recht auf mich, als jedes andere Mädchen, dem ich je sagte, daß es mir gefalle. Tod und Schande dir, für deine schmachvolle Verläumdung!" —

„Dir Tod und Schande, wenn du das hinwegzuläugnen wagst!" — rief Kresmil in heftiger Erbitterung. — „Hört doch, ihr edlen Kmeten und Freunde! Ich liebte einst ein Weib, und diese Liebe war das ganze Glück meines Lebens! — Da erschien Wlaslaw und betäubte durch seinen Reichthum und durch schöne Worte den Vater des Mädchens. Er gab sie ihm — ich mußte weichen, so wie von nun an auch alle Lebensfreude von mir gewichen ist. Mehr als des Vaters Gebot, wirkte wohl des Mädchens unbesonnene Neigung, die den Mann wirklich lieb gewann, und alles Glück ihres Daseins in seine Gegenliebe setzte. Nur Eines kränkte sie tief, daß er so geheim that mit seiner Verbindung; dafür hatte er einen Grund angegeben, der glaublich schien. Er wolle den Wladyken nicht kränken, — schützte er vor, der für ihn eine andere Braut ausgesucht habe, und müsse langsam und mit Vorsicht ihm seinen Stand bekannt machen.— Ich erfuhr dies Alles, konnte jedoch nichts thun, als ihn beobachten; — daß ich jetzt nicht länger schweigen durfte, werdet ihr wohl Alle einsehen, so wie, daß seine jetzige Verbindung nichts gelten könne." —

Auf diese Anklage erhob sich ein allgemeines Murren unter den Anwesenden. Einige waren für, andere gegen den Kläger, bis endlich Wlaslaw seine Stimme erhob.

„Wenn ihr diesem Elenden glaubt," — rief er, — „so helft ihr nur eine Schandthat befördern. Die Zeit drängt, und die Augenblicke sind kostbar; diese Menschen aber, die sich uns Allen feindlich entgegenstellen, suchen in der Lüge das letzte Mittel, um unseren Friedensbund zu stören; es soll ihnen aber nicht gelingen. Bei den Göttern, nein! Wer aber mein Freund ist und ein Freund des Rechtes und der Wahrheit, der stehe mir bei und helfe mir den Verläumder züchtigen." —

Da blitzten Schwerter in der Runde, ein wildes Geschrei erhob sich, und ein furchtbares Bluthad schien das Friedensfest beschließen zu wollen. Bojemir, der sich mit Mühe an die Tafel gedrängt, suchte vergebens Ruhe zu schaffen; da sprang Blobej auf den Tisch und rief mit dröhnender Löwenstimme:

„Sollen die gastlichen Wände zu einer Mördergrube werden? — Wer vermag hier zu entscheiden, wo das Recht, wo das Unrecht ist? — Lasset eure Schwerter ruhen, und diese Briden allein mögen ihre Wahrheiten auskämpfen; dem Urtheilsspruche der Götter wollen wir dann folgen!" —

Diese Worte drangen durch, und man führte die beiden Männer in den unteren Hofraum. Der Eindruck, den diese Wendung der Dinge auf das gesammte Volk machte, war unbeschreiblich. Die Trunkenen wurden nüchtern, die Becher kreisten nicht mehr, aber die Männer und Jünglinge lüfteten ihre Waffen. Schon konnte man deutlich zwei Parteien unterscheiden, die sich unter einander zusammengestellt und kampfbereit den Augenblick erwarteten, wo es gelten sollte dreinzuschlagen.

Aber die Kmeten hatten inzwischen einen Kreis gebildet, in dessen Mitte Wlaslaw und Kresmil ihren Kampf auskämpfen sollten. Man sah es den Beiden an, daß dies ein Kampf auf Leben und Tod sein werde; denn Wlaslaw's Augen sprühten Zornesflammen, sein sonst so schönes regelmäßiges Gesicht hatte einen abschreckenden Ausdruck angenommen indeß in Kresmil's Zügen ein tiefer lange unterdrückter Groll mit allen Anzeichen eines wilden Blut- und Rachedurstes sich kündete.

Der Kampf begann endlich und blieb nicht lange unentschieden. Wlaslaw war seinem Gegner an Größe, Kraft und Gewandtheit überlegen. Kresmil fiel, und die tödtliche Waffe Wlaslaw's hatte ihn so gut getroffen, daß er im Augenblicke schon todt in seinem Blute lag.

Entsetzen bemächtigte sich der Verschworenen, und des Gefallenen letzter Blick wäre wohl erst das Zeichen zu noch blutigerem Kampfe geworden, wenn die Kmeten und angesehensten Wladyken beider Parteien es zugelassen hätten.

Wlaslaw's Anhänger aber triumphirten laut, hoben den Sieger auf ihre Achseln, und trugen ihn unter lärmenden Zurufungen in die große Halle hinauf, um ihm nun sein Weib zuzuführen. Der Kampf hatte entschieden, und Wojmir's Freunde wagten nun um so weniger dem Beginnen ihrer Gegner Einhalt zu thun, als sie selbst unter einander noch nicht einig waren, auf welche Art ihr Vernehmen auszuführen. Überdies hatte die Mehrzahl der Verschworenen sich wieder zu Wlaslaw und seinen Anhängern geschlagen, ein Gewaltstreich gegen diesen somit unmöglich.

„Geduldet euch!" — rief endlich Wojmir den Unschlüssigen zu — „ich will noch ein Wort mit Blobej sprechen, und dann sehet zu, was sich ergeben wird. Suchet meinen Sohn auf und behaltet ihn in eurer Mitte." —

Mit diesen Worten entfernte er sich und wandte seine Schritte nach den oberen Gemächern.

Indeß jedoch Lorek's Freunde diesen aufsuchten, hatte Blobej nach seiner Tochter gesandt — aber weder von dieser noch von jenem war eine Spur zu finden. Wlaslaw benützte einen günstigen Augenblick und eilte hinweg, um seine geliebte Milina einzuholen. Niemand bemerkte sein Entkommen. Wie ein Sturmwind flog er auf dunklen Waldwegen von dannen, um so schnell als möglich den Ort zu erreichen, wo Karsa ihn erwarten sollte.

Wojmir hatte indeß Blobej aufgefunden und führte ihn an einen abgelegenen Ort zu ungestörter Rücksprache.

Was er ihm hier mittheilte, mußte sehr wichtig sein, und schien auf Blobej einen gewaltigen Eindruck zu machen; denn er fuhr erschrecken zurück, und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen.

„Wäre dies möglich?" rief er endlich mit dem Ausdrucke der höchsten Entrüstung. — „Und du konntest so lange zusehen und schweigen?" —

„Auch du wirst es thun," — entgegnete Wojmir; „denn die Überraschung soll wirken!" —

„Tod und Verderben!" — schrie Blobej auf; — „jetzt begreife ich die Hast!" —

Im Nu eilte er hinweg. In allen Gemächern und Gängen, in den Gehöfen, Gärten und dem nahen Walde suchte man Milina — sie war verschwunden. Auch Wlaslaw war nirgends zu sehen, und seine Freunde lachten, daß er sich so klug mit seiner Braut vorgesehen.

Aber die beiden Väter Blobej und Wojmir suchten ihre Kinder, und alle ihre Knechte und Ergebenen halfen ihnen dabei redlich, wenn auch vergebens. Da saßen viele Verschworene auf und zerstoben nach allen Seiten, — um jedoch ohne Spur der Gesuchten wieder zurückzukehren.

Da rief denn Blobej im Augenblicke seiner höchsten Aufregung alle seine Freunde zusammen und rief:

„Ihr Brüder und Freunde der Verschworenen! macht euch Alle auf, um meine Tochter mir wiederzubringen. Wer sie bringt, dem schenke ich mein Schloß Wieschow mit Allem, was dazu gehört. Wisset, einen schrecklichen Verrath, eine Erniedrigung ohne Gleichen müssen wir Alle noch erleben." —

Weiter sprechen konnte er jedoch nicht, denn unter lautem Gedränge kam Lorek mit einer Schaar seiner Freunde herbei — in ihrer Mitte führten sie Milina, die ihnen willenlos und mit entschiedenem Mißmuthe zu folgen schien.

„Da sind sie, da sind sie!" — rief das Volk durch einander, und über die Freude, seine Tochter wieder zu haben, vergaß Blobej die Fortsetzung seiner Rede und eilte der Wiedergebrachten entgegen.

Digitized by Google

„Die Götter sind uns günstig!“ — sprach Lorek, als ihn Wojmir und Blobej und Fangen beistürmten; — „ein Knecht verrieth mir die verabredete Entführung, und ich bereitete sie.“ —

„Dafür soll die der Lohn nicht ausbleiben!“ — rief Blobej; denn aber zu seiner Tochter gewandt, sprach er: — „du aber, Milina! blicke nicht finster nach deinen Freunden; es war ein schändliches Blendwerk, das man mit uns spielen wollte, die Götter vereiteln es durch diese unsere Brüder! — Dein Bund mit Wlastaw ist aufgelöst. — Das Weitere sollst du später erfahren.“

Bei diesen Worten erhob Milina ihr gefenktes Antlitz und eine gewaltige Erregung schien sie zu überreichen; sie öffnete ihre Lippen, als wollte sie sprechen, aber ein Blick auf die Umstehenden schien sie davon abzuhalten. Purpurröthe überzog ihr sonst blasses Gesicht, und als hätten ihre Augen plötzlich allen Glanz und alle Macht verloren, so matt, so krankhaft starrte sie vor sich auf den Boden.

Lorek bemerkte dies wohl, und verstand diese Regung. Er mußte sich abwenden, um eine Thräne zu verbergen. — „Sie liebt ihn!“ — seufzte er, und namenloser Schmerz durchzuckte seine Seele.

Auch Blobej hatte Milina's Stimmung bemerkt und rief: — „Milina! ich hoffe, diese Laune ist bald zu Ende. Ich dulde keinen Widerspruch, auch nicht im innersten deiner Gedanken. Vielleicht erfährst du noch heute, wie wohlthätig für dich die Wendung deines Geschickes wurde.“ —

Aber des Mädchens Kraft schien gänzlich gebrochen, selbst ihre majestätische Gestalt beugte sich etwas der und verlor sehr vieles von ihrer Würde; willenlos schien ihre Seele von fremden Fäden geleitet und jedes eigenen Lebens baar; ihr Gang war schlaff, und ihre einstige bezaubernde Hoheit und Anmuth war wie in Lüften zerronnen. Theilnahmslos folgte sie ihrem Vater in Lada's Gemach.

Die Verschworenen hatten sich indeß unten bei dem Schlosse um Kresomil's Leiche geschart, und besprachen sich über eine würdige Leichenfeier, als Wojmir mit seinem Sohne an der Hand herbeikam. Er hatte ihm in Kürze mitgetheilt was vorgefallen, und zeigte ihm nun die Leiche seines unglücklichen Freundes.

Lorek zitterte — er war keines Wortes mächtig; nach einer Weile strachelster Betrachtung sprach er: „Die Götter fordern Blut für Blut! — im selben Augenblicke wohl, wo, wie du sagst, Kresomil von Wlastaw's Hand gefallen, durchs ich den Karsa zu Boden. Dort hinter dem Walde gegen Untergang liegt seine Leiche unbegraben wie diese.“ —

„Karsa ist todt!“ ging es den Lippen zu Lippen und bald hatte sich die Nachricht im ganzen Schlosse verbreitet. Karsa war bei den Wiemwilden so beliebt, wie Kresomil bei den Verschworen, und der Tod dieser beiden war eine Veranlassung mehr zu dem neuerlichen Erwachen des alten Hasses der betreffenden Parteien. — Mehrere Freunde Karsa's hatten sich sogleich aufgemacht, um dessen Leiche zu finden, und bald hatte sich jener Theil des Volkes, der es mit den Wiemwilden hielt, vor das Schloß hinausgezogen, indeß die Verschworen das Innere desselben eingenommen hatten. Viele der ersteren wollten bei der allgemeinen Verstimmung die Ankunft des Wladyken gar nicht mehr abwarten, da ihnen das bereits Vorgefallene ein arges Vorspiel noch schlimmerer Ereignisse zu sein schien; dennoch aber gab es wieder mehrere, welche an einer Wiederversöhnung seinerseits verzweifelten, und die übrigen zu überreden suchten, sich nicht vor der Zeit zu entfernen.

Man kam nun darin überein, zu warten; aber unter allen Anwesenden innerhalb des Schlosses war die Vertraulichkeit sowohl, als die frühere Heiterkeit bis auf die letzten Spuren verschwunden.

Blobej, Wojmir und Flanda hielten sich jedoch immer beisammen, und das Gebeimniß, das sie unter einander nährten, hielten sie selbst vor Polemir verborgen, der immer noch unentschieden zwischen den Parteien schwankte und dem düstern Wojmir, welchen er als Veranlasser des Zwistes ansah, nicht sehr freundlich begegnete.

Der Abend kam; die Verschworen zogen sich in die Gemächer des Schlosses, indeß die Übrigen draußen am Waldrande zu übernachten beschlossen. Aber der klare Himmel trübte sich, und gewitterschwere Wolken wälzten sich vom Gebirge herüber. Da eilte Polemir, dem dies Übergewicht, welches die Verschworen in seinem Schlosse sich anmaßten, so wie die Stimmung, die unter ihnen herrschte, nicht nur lästig zu werden anfing, sondern auch manche schwere Besorgniß bei ihm erweckte — zu dem Volke hinaus, um es in das Haus zu laden. Aber die Leute schienen nicht recht trauen zu wollen, und eben suchte Polemir sie mit warmen gutgemeinten Worten von seiner aufrichtigen Gesinnung zu überzeugen, als ein Troß bewaffneter Reiter, unter der Führung eines angesehenen Kmeten den Hügel heraufkamen und auf dem Platze vor dem Schlosse anhielten.

„Botschaft vom Wlastchrad!“ — Gejandte des Wladyken!“ — rief sich das Volk zu.

Die Angekommenen fragten nach Polemir, der sich sogleich vorstellte und nach ihrem Begehr fragte.

„Uns sendet der Herzog.“ — sprach der Kmete, — „mit wichtiger Botschaft an Polemir Wersich.“ —

„Der bin ich! — und wo ist der edle Herzog?“ — rief Polemir erstaunt; — „es ist Alles zu seinem Empfange vorbereitet; — aber ihr Herren, kommet doch in mein Haus, wir werden doch nicht hier unter freiem Himmel bleiben! — Seid gegrüßt und willkommen; — nur weiter, meine Freunde! es ist noch Raum für diese Gäste in meinem Schlosse; — es sie kommt doch — die Nagentrespfen sollen bereits sehr dicht; — wir werden heute Nacht Sturm bekommen.“ —

Indem er dies Alles hastig durch einander sprach, waren auch die Verschworen aus dem Schlesthore herbeigekommen und bildeten einen Kreis um die Abgesandten, die schweigend da standen und mit ihrer Botschaft zu zögern schienen. —

„Nur heraus, was bringt Ihr für Botschaft denn Wladyken?“ — rief Wojmir hervortretend, der nicht länger an sich zu halten vermochte.

„Der Herzog entbietet Euch seinen Gruß,“ — sprach endlich der Kmete — „und läßt Euch sagen, daß er sich anders besonnen — und bereits heute eine andere Braut auf den Wyschehrad heimgeführt habe.“ —

Wenn plötzlich das schwarze Gewölbe am Himmel sich zertheilt, und einen flammenden Blitzesstrom rings über die Wälder ausgegossen hätte, es würde auf die Anwesenden kaum so gewirkt haben wie diese Nachricht.

Anfangs standen sie Alle ringsum, wie versteinert und sprachlos da; nur Wojmir, Blobej und Flanda, die bereits in Voraus wußten, daß der Herzog den Verschweren diese Beschimung anzeigen habe, um sie der dem ganzen Lande herabzusetzen — hielten sich krampfhaft bei den Händen und schienen nichts weniger, als verdrossen darüber.

Polemir dagegen, nachdem er den dem furchtbaren Schlage sich gefaßt, machte sich zuerst durch einen schrecklichen Fluch Luft; dann aber rief er mit der Stimme eines Verzweifelnden:

„Wohlan denn, so sei Feindschaft zwischen uns auf immer, und ich schwöre ihm und seiner Braut Haß und Verfolgung, bis der letzte Blutstropfen in meinen Adern erkaltet oder den Boden dieses Landes tränkt! Ja, er ist ein ehrloser, wortbrüchiger Hund!“ —

„Spreche mit Ehren von deinem Wladyken und Herrn!“ — fiel ihm der Kmete drohend in die Rede, aber dies Wort erregte allen Groll der Gereizten; Polemir sprang auf ihn zu und riß ihn vom Pferde, die übrigen Verschworen stelen über seine Begleiter her, welcher unglücklicher Weise ihre Schwerter auf Polemir zückten und im Nu waren sie Alle in Stücke gehauen. Es war ein furchtbares Schlachten und die Schlächter wateten bald im Blute der Abgesandten.

Der Regen ergoß sich inzwischen in Strömen, über den Wäldern dröhnte Donnergrollen und die zuckenden Blitze beleuchteten das Schauspiel.

Die übrigen Anhänger der Wiemwilden waren schnell in die Wälder geflohen — zum Glücke für sie, denn die ergrimmten Verschweren brachten bald brennende Fackeln herbei, um sie zu verfolgen — doch waren Alle entkommen.

Digitized by Google

Dann zogen sich die Verschworenen wieder in Velemir's Haus zusammen, sperrten die Thore, stellten Wachen an alle Fenster und Oeffnungen, und begaben sich in die große Halle. Nun folgte eine stürmische wilde Berathung.

Mitternacht war verüber, als sie sich wieder in den Hof herabbegaben.

Die Regenwolken hatten sich zerstreut und die Menschheit schwamm wieder in friedlichem Athemzug.

Da stellten sich die Verschworenen um Kresmil's Leiche, hoben sie dann auf ihre Schultern und legten sie auf einen Scheiterhaufen. Wejsnic sprach einen Schwur, die andern wiederholten ihn, und die zum Himmel flackernde Flamme besiegelte den neuen Bund der Verschworenen und ihren brennenden Haß gegen Přemysl's Geschlecht.

V.

Ein nutzloser Sieg.

Der Herbst war gekommen und erfrischte mit kühlendem Hauche die sommerwunden Gefilde. Aber unter der Berührung seines Athems starben die Blumen, und die Blätter der Bäume sanken dergilbt von den Zweigen. Eine stille Wehmuth lag über die Berge und Thäler Böhmens verbreitet und es war so düster und so traurig in Velemir's Schlosse, als stürzten selbst die Wälder ringsum in unheimlichem Rausche einander böse Ahnungen zu.

Von der ehemaligen Regsamkeit war in diesem Gebäude keine Spur zu finden. Das große Eichenthor war verschlossen, und noch besonders mit starken Eisenstäben befestiget. Im Innern des Hauses aber sah es wo möglich noch trauriger aus als im Aeußeren; die öden Gemächer standen wie ausgestorben, nur in einer der letzten Stuben des Hintergebäudes zeigte sich einiges Leben. Dort saß Lada in vollständiger Abgeschiedenheit, fern den allem Weltgeräusche, nur ihrem Schmerze lebend. Die Schande, welche sie erlebt, kränkte sie nicht, ja, sie dankte den Göttern, die es gefügt, — wohl aber nagte ein anderer, tieferer Gram an ihrem Herzen. Sie war verwaist, und auch der, den sie so glühend liebte, schien es weder zu ahnen noch zu achten.

Die Hinwerbung der Abgesandten des Herzogs hatte dessen Groll im höchsten Grade geweckt, und es erschallte nun im ganzen Lande unter einen Andrängen der laute Ruf nach Rache. Bald folgte auch die That diesem Wunsche nach. Wlastaw führte die Schaaren, und die Verschworenen, in Wejsnic's abgelegenen Schlosse versammelt, wurden überfallen und in Masse hingerichtet. Unter den Gefallenen waren auch Wejsnic, Velemir und Hynda. Lezek war nicht anwesend, und als er in das Vaterhaus zurückkehrte, fand er — nur rauchende Trümmer. In seinem maßlosen Schmerze erinnerte er sich des Schwures, den einst sein Vater den ihm verlangte, und leistete ihn nun ungezwungen den Schatten seiner gefallenen Freunde. —

Seiner Geburtsstätte auf ewig Lebewohl sagend, eilte er nun von Schloß zu Schloß, von Hütte zu Hütte, um die Schaaren der Verschworenen zu einem großen Vergeltungswerke zu sammeln. Endlich gelangte er auch zu, einst Velemir's, jetzt Lada's bevölkerten Stammgebäude. Derthin hatte er auch nach drei Tagen die kampflustigen Verschworenen beschieden, von dort aus wollte er auch dem Liebes zu Hilfe eilen, dessen Schloß eben Wlastaw mit seinen zahlreichen Schaaren belagerte. Kaum konnte Lezek die der Kurzem noch so fröhliche Lada wieder erkennen, so mündig, so ernst ist sie selbst in ihrem Aeußeren geworden. Das rosige Antlitz war blaß geworden, die hellen, einst so freundlichen Augensterne leuchteten matt wie durch Nebelschleier.

Als Lezek eintrat, trübte sich das Antlitz des Mädchens. Bitternd reichte sie ihm ihre Hand und helle Thränen erglänzten in ihren Augen, als er ihr mit lebendigen Farben die Grausamkeiten geschildert, welche den den Verschworenen an allen Orten über die Přemysliden verhängt wurden. Endlich kam er auch dazu, ihr seine weiteren Pläne mitzutheilen.

„Es ist Wlastaw's letzter Gang;“ — sprach er — „an den Mauern von Wšehrad wird sein starrer Kopf zerschellen.“

„Arme Milina!“ — seufzte Lada, ihr Haupt senkend.

Lezek bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und zitterte in unaussprechlicher Regung.

„Du liebst sie so sehr!“ — fragte Lada, und ihre Stimme erbebte und das Herz brach ihr unter diesen Worten.

„Namenlos!“ — entgegnete Lezek, nicht ahnend, welche zarte Himmelsblume er mit diesem Ausspruche zerknickte.

Lada entfernte sich in ein anderes Gemach — der Schmerzensbecher war bis zum Rande gefüllt, und sing an zu überschäumen.

Ein gewaltiges Klopfen auf das Schloßthor erdröhnte und der traurige Widerhall trug die Schläge durch die öden Gänge. Die wenigen Diener des Hauses liefen zusammen, um nachzusehen was es gebe.

Ein alter Mann mit einem Knaben an der Hand stand draußen; es war ein Bote von Wšehrad, dem es gelungen aus dem Schlosse durch die Wachen der Belagerer zu entkommen. Schmerz und Hast kündete sein Antlitz.

„Hier sendet Blobog seinen Sohn dir zu, daß er bei dir Schutz finde in schlimmer Zeit;“ — sprach der Alte zu Lada. — „Auch Milina entbietet dir ihren Gruß, — vielleicht ihren letzten — läßt sie dir sagen.“ —

„Wie steht es aus bei euch?“ — fragte Lezek schnell eintretend; — „wie lange kann sich Blobog noch halten?“ —

„Kaum noch einen Tag. Er erwartet Hilfe — aber seine Freunde scheinen des Verdrängten zu vergessen!“

„Nein, — eile, fliege zurück! Nur drei Tage noch möge er ausharren, dann kommt Rettung von allen Seiten.“ —

„Drei Tage! Bei den Göttern, das ist unmöglich! — Es gibt Nichts mehr zu essen im Schlosse, und die Knechte drohen, wenn bis zum Abend keine Hilfe kommt, sammtlich zu Wlastaw überzugehen.“ — Dieser fordert Nichts von meinem Herrn, als sein Weib; aber Blobog will lieber sich und Milina unter den Trümmern begraben, als seine Tochter in der Macht Wlastaw's wissen.“ —

„Heute Abend, sagst du?“ — rief Lezek mit dem Ausdrucke der Verzweiflung. — „Wohlan denn, ich will die wenigen Knechte und Getreuen sammeln und gegen Wšehrad ziehen. Lada, eile Tochter eines Wersch, dessen Blut auch um Rache schreit, übertasse mir deine Leute — alle, und wenn dann die Geladenen kommen, so schicke sie hin gegen Wšehrad — vielleicht rette ich, was noch zu retten ist!“ —

Ehe noch die Dämmerung herabtrach, flog Lezek mit einigen Streitern auf flüchtigen Rossen gegen Wšehrad. Es waren ihrer nur wenige, aber von Haß und Kampflust bis zur Begeisterung befeelt.

Schon sahen sie von der Ferne die Zinnen von Wšehrad im letzten Abendstrahle blinken und noch rascher setzten sie über Busch und Stein hinweg. Bald gelangten sie in den Wald, der das Schloß umgab, allein hier gewahrten sie auch, daß kein Kampf zu wagen sei; denn Wlastaw's Krieger lagen nahe ausgebreitet, und es hätte wohl ein Wšehrower gegen hundert Feinde kämpfen müssen. Schnell wandte Lezek sein Roß nach einer Fichtöde, die auf wenig bekannten und verborgenen Stegen nach dem Schlosse führte. Aber oben, wo zwei Felsabhänge einander schroff gegenüber standen, war die Brücke abgebrochen, und ein Hinüberkommen unmöglich. — Durch den Felsriß lichtete sich auf einige hundert Schritte der Wald und man konnte von der Seite das Hauptthor von Wšehrow sehen. Lezek dachte so eben nach was nun zu thun, als ein Lärm von der Schlosseite herüberschallte, das Thor sich öffnete und eine Schaar von Knechten den Belagerern zueilte. Lezek erkannte sogleich den Verrath. Da sah er, wie Wlastaw vor das geöffnete Thor sich stellte und Blobog aufrief, ihm Milina herauszugeben. Aber ein furchtbares Hohngelächter war die Antwort, die von der Zinne des Schlosses herabschallte. Da befahl Wlastaw seinen Kriegern in geschlossenen Reihen in das Schloß zu dringen. Kein Widerstand trat ihnen entgegen — aber plötzlich drängte sich ein schwarzer Rauch von allen Seiten, einzelne Flammen

Digitized by Google

zuckten hie und da auf, und Bleboj ward oben auf einem Balkene sichtbar, mit einer Hand seine Tochter fest umklammernd, in der andern eine brennende Fackel haltend und sein eigenes Haus an allen Ecken selbst anzündend. Wlaslaw erkannte Bleboj's schrecklichen Entschluß und mit furchtbarem Geschrei stürzte er mit seinen Getreuen nach dem Innern; aber die Flammen drängten ihn zurück. Noch schrecklicher jedoch war der Zustand Lorek's, der nun Alles verlorn sah. Mit Wahnsinnsteile flog er nach dem Schlesse, — seine Getreuen ihm nach. Wie rächende Blitze überfielen sie die unvorbereiteten Krieger Wlaslaw's und eine furchtbare Verwirrung war unter diesen entstanden, welche nicht vermutheten, daß eine so kleine Schaar es mit ihnen gewagt.

Inzwischen wurde es gänzlich dunkel, und nur die von allen Seiten aufflackernden Flammen warfen auf dies schreckliche Schauspiel ihr unheimliches Licht. Doch währte die Täuschung der Krieger Wlaslaw's nicht lange und bald war Lorek's kleine Schaar theils niedergemetzelt theils geflohen, er selbst fiel, aus vielen Wunden blutend, ohnmächtig nieder, und nun erst war der Sturm von Wreschow vollkommen. Mitten durch Rauch und Flammen drängte sich Wlaslaw mit seinen Getreuesten in das Innere des Hauses, jeder Schritt weiter aber war mit Lebensgefahr verbunden; denn wo er hintrat, wälzte sich ihm ein Flammenstrom entgegen. Da erreichte er endlich den Balken, — ihm ganz nahe stand Bleboj — und wie Wlaslaw mit einem kühnen Sprunge ihm nahe kam, stürzte sich dieser von der Höhe in die Flammen, seine Tochter mit sich hinabreißend. —

Die Waffe entfiel der Hand Wlaslaw's, schaudernd zuckte er zusammen und sank erschöpft und schon fast angegriffen von dem Feuerstrome in die Arme seiner ihm folgenden Freunde, die ihn mit genauer Noth durch Rauch und Flammen hinwegtrugen. —

Unter donnerähnlichem Geroll stürzten bald die letzten Balken von Wreschow zusammen.

Wlaslaw sah sie fallen — und weinte. — Vor Sonnenaufgang war er mit seinen Kriegern hinweggezogen.

Im erwärmenden Hauche der Mittagssonne erwachte auch Lorek aus seiner Ohnmacht. Eine Schaar Kriegsleute stand um ihn, — er erkannte sie, es waren Wrschoweten; als er aber das Auge vollends aufschlug, sah er, daß sein Haupt auf dem Schooße Lada's ruhe.

„Er lebt!“ — rief sie freudig auf. —

„Er lebt!“ — wiederholten die Krieger, ganz nahe tretend und ihn grüßend. Lorek konnte nicht reden; die Männer aber hoben ihn auf eine Tragbahre und brachten ihn auf Lada's Schloß, wo er unter zärtlicher Pflege bald genas. Das Schloß verließ er nicht wieder — Bleboj's verwaisten Sohn nahmen er und Lada als ihr eigen an.

Eine algierische Schule.

Unser Bild zeigt junge Araber zur Lehrstunde in einer algierischen Schule. Daß sie so ernst und aufmerksam blicken, macht der selten müssige Stock, den ihr Herr und Meister in der Hand trägt. Dieser, der zugleich öffentlicher Schreiber ist, läßt sie die Verse des Korans lesen und hersagen.

Die meisten algierischen Schulen sind nach dem Muster dieser in unserem Bilde dargestellten gebaut. Auf die Gasse offen hinausgehend, kann man sie mit Recht öffentlich nennen. Da sie sehr eng und nicht tief sind, so fänden nur wenige Schüler Platz, wenn man nicht den gescheidten Einfall hätte, in einer gewissen Höhe Bänke in die Mauer zu schlagen und so quasi eine Gallerie zu bilden, auf die sich die unten keinen Platz Findenden begeben.

Eine algierische Schule.

Ein Leben nach dem Tode.

Nach dem Französischen, von Julius März.

I.

Charles den Ferrand war Offizier, ein schöner junger Mann, dem die Uniform im Feuer, wie auf der Promenade und auf dem Balle gleich gut stand. Er wußte sehr gut und nie von sich zu sprechen, verstand sein Handwerk viel besser, als Andere, die sich deßhalb mehr Mühe gaben als er. Ferrand war gebildet und geistreich und galt überdies für einen vortrefflichen Edelmann in einer Stadt, wo man einen zweihundertjährigen Adel besitzt und noch obendrein Emporkömmling heißt. —

In derselben Stadt wohnte auch ein Gerichtsbeamter, Herr von Ligne, ein ernster und strenger Mann. Strenge Sitten und ein biederer Charakter

Digitized by Google

zeichneten ihn von Vielen seinesgleichen aus, er sprach im Publikum nie von dem, was beim Gerichte vorkam, eben so wenig, als im Gerichtszimmer von den Angelegenheiten der Welt. Er war Wittwer, seine von ihm innigst geliebte Gattin hinterließ ihm blos eine einzige Tochter, Namens Rosette. Diese besaß einen derart vortrefflichen Wuchs, daß man sie kühn denjenigen Frauen anreihen konnte, welche man schön nennt, wenn auch das Gesicht häßlich ist, aber nichts destoweniger, daß man das letztere häßlich nennen konnte; im Gegentheil, sie war so wundervoll und reizend schön, daß man darüber ihren Wuchs vergas und sie allgemein einen Engel der Schönheit nannte. —

Alle äußeren Verhältnisse schienen einer Verbindung zwischen Herrn von Ferrand und Fräulein von Ligne günstig zu sein; beide gehörten sie angesehenen Familien an, das Vermögen war sich so ziemlich gleich, und auch was das Alter betraf, paßten sie vollkommen zu einander. Rosette war siebzehn und Charles vier und zwanzig Jahre.

Beide liebten sich schon ein Jahr und zwar leidenschaftlich und mit Wissen der ganzen Stadt, und diejenigen hatten richtig geurtheilt, welche sagten, daß ihre Verbindung nicht mehr ferne sein dürfte. Herr von Ferrand hatte Herrn von Ligne den Wunsch seines Herzens eröffnet und dieser wurde nicht ungünstig aufgenommen. Charles war, was man sagt, im strengsten Sinne des Wortes Bräutigam, und jeden Sonntag, nachdem er in der Kirche die Messe mit angehört hatte, begab er sich zu Herrn von Ligne und Rosetten in ihren Kirchenstuhl, welche letztere sodann seinen Arm annahm und zusammen einen Spaziergang auf dem Cours machten, und dann richteten sich gewiß Aller Augen mit Freude und Wohlgefallen auf das schöne reizende Paar. —

Man erwartete zuversichtlich recht bald ihre Verbindung. Der Zustimmung des Herrn von Ligne gewiß und eben so auch von Rosettens Liebe überzeugt, wollte Charles aber auch die Einwilligung seiner in Paris lebenden Mutter einholen, als ein unerwartetes Ereigniß, ein Befehl des Ministers, welcher Charles Regiment nach Indien beorderte, alle ihre schönen Hoffnungen zerstörte, und diese glückliche Verbindung zu zerreißen drohte. —

Da eilte viel früher, als es vordem seine Gewohnheit war, Charles eines Morgens zu Herrn von Ligne, bei welchem sich gerade Rosette zufällig befand, und machte sie mit der traurigen Nachricht bekannt. Der Schmerz Charles gränzte an Verzweiflung, Rosette war in eine Ohnmacht gesunken und selbst der sonst so besonnene und kalte Gerichtsbeamte war höchst bestürzt. Nach der ersten Einwirkung der traurigen Begebenheit, versuchte man es gegen sie anzukämpfen. Charles entschloß sich, sogleich zu heirathen, um seine theuere Rosette mitzunehmen, wenn sie sich entschließen könnte, ihm zu folgen. Herr von Ligne hingegen, der sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen konnte, sich so bald und so plötzlich von seinem geliebten Kinde zu trennen, sie so viele tausend Stunden weit von ihrer Heimath fortziehen zu lassen, dem eigenen sowohl, als ihres Gatten Tode in einem Lande preisgegeben, dessen Klima allgemein für so tödtlich galt, wollte daran kaum denken. —

Nun wollte Herr von Ferrand seinen Abschied nehmen und seinen Stand verlassen; jedoch auch dieses war gegen die Ansicht des Herrn von Ligne, da er diese Handlung von Seite Charles für eine Jugendtherheit hielt. Endlich wollte dieser als letztes Mittel Rosettens Vater vermögen, daß er in die Heirath willigen, seine Tochter aber bis zu seiner Rückkehr, die nach zwei Jahren erfolgen sollte, bei sich behalten möchte; auch zu diesem war der Alte nicht zu bewegen, indem er ihnen erklärte, daß sie noch jung wären und recht gut zwei Jahre warten könnten; welche Zeit dazu dienen könne, ihre Liebe auf die Probe zu stellen und daß dies sein fester Entschluß sei. Gegen des Vaters Einwilligung konnten sie nun Nichts beschließen und sie mußten gehorchen. Charles that es mit verzweifelter Resignation, Rosette mit schmerzlicher Treue, indem sie sich der süßen Hoffnung übergab, daß ihre Liebe nach einer zweijährigen Trennung Ferrand um deste theurer sein würde. —

Wie viel hatten sich nun noch die Liebenden zu sagen, was hatten sie noch Einer dem Andern zu vertrauen; sie wünschten gewiß, sich mit einander auszuweinen, sich gegenseitig Dinge zu sagen, die, wenn auch ganz gleichgültig, ein Dritter dennoch nicht hören sollte; doch der strenge Vater, der in diesem Punkte wirklich zu weit ging, ließ sie nicht einen Augenblick allein und so kam die Abschiedsstunde.

Und als sie sich nun trennen mußten, da flüsterte leise Charles, dem das, was er seiner geliebten Rosette noch zu sagen hatte, die Brust zersprengen wollte, wie Befehl und Bitte zugleich der unglücklichen Geliebten zu:

„Im Garten, heute um Mitternacht!“

Sie blickte in das Bleiche verstörte Antlitz und hauchte:

„Ich komme.“

II.

Der Mond war am Himmel aufgegangen, die Nacht war schön und ruhig und mit süßen Düften erfüllt. Alles war im tiefen Schlafe versunken und so mancher schöne beglückende Traum umfing den Unglücklichen, der in der Wirklichkeit des Lebens mit so vielem Schmerze und Ungemache zu kämpfen hatte; so mancher von der Welt als glücklich Beneidete, wälzte sich schlaflos auf den weichen Pfühlen hin und her, schaudernd floh ihn der Schlaf, er fand nicht Ruhe. Für Beide war es Nacht, Dem Willkommen, Jenem schrecklich.

So eben hatte der Wächter die Mitternachtsstunde mit greller unheimlicher Stimme abgesungen und Rosette begab sich in den Garten, wo Charles sie bereits erwartete. Mit Zittern und Beben näherten sie sich beide, schmerzlich bewegt, sprachlos; starr und mit thränenden Augen stürzten sie sich in die Arme. In dieser Stellung behaupteten sie sich lange; endlich machten sie ihrem gepreßten und vom mächtigen Schmerze grausam gefolterten Herzen Luft, und ergossen sich in Klagen über ihre grausame Trennung, über die schmerzlichen Gefühle, die sich ihrer in trauriger Einsamkeit bemächtigen würden. —

„O Charles! werde ich dich je wiedersehen?“

„Könntest du zweifeln, Geliebte? Nie war das Schicksal noch so grausam sich an wahrhaft Liebenden derart zu rächen. Gewiß, himmlische Rosette! so wie ich dich jetzt heiß und innig, treu und nur für dich lebend, umarme, so gewiß ist es auch, daß wir einst glücklich sind.“ —

Sie setzten sich auf eine Rasenbank unter einen Baum und versanken beide in schmerzliches Nachdenken. Rosettens Thränen flossen unaufhaltsam und Charles zitterte; er betrachtete wehmüthig das schöne Mädchen, dessen Gesicht so eben von dem bleichen, traurigen Lichte des Mondes beschienen wurde; er verwünschte sein Geschick, er klagte die Gottheit an, warum er allein so unglücklich lieben müsse, er sank erschöpft zu Rosettens Füßen.

„Theueres Mädchen, liebst du mich und wirst du mich auch immer lieben?“

„Ob ich dich liebe? Gott ist mein Zeuge, mehr als mein Leben!“

„Nur dies Geständniß allein macht mich gefaßt. Wohlan, was muß, geschehe; lebe wohl, Rosette!“

„Wie! schon willst du mich verlassen?“ fragte Rosette schmerzlich. —

„Es muß so sein,“ erwiederte Charles; „die Besinnung verläßt mich in deiner Nähe. O halte mich nicht zurück, laß mich fliehen, sieh' mich nicht mit diesem zärtlichen Blicke an! Lebe wohl! Laß uns scheiden, damit wir uns wiedersehen können, ohne uns einer Schuld bewußt zu sein!“

Das Mädchen verstand ohne Zweifel nichts von der Angst, die sich auf Charles Gesicht aussprach, noch von dem Zittern seiner Stimme, und als nun Charles den letzten glühenden Kuß auf ihre fieberhaft glühenden Lippen drückte, entrissen sich ihrer Brust die sonderbaren Worte:

„Ach Charles! wäre ich schon todt, deine Küsse könnten mich wieder in's Leben zurückrufen!“ —

Noch eine Umarmung und sie trennten sich. —

Digitized by Google

III.

Drei Jahre waren seitdem verflossen, als Herr von Ferrand wieder nach seinem geliebten Vaterlande zurückkehrte. Er hatte seine von ihm innigst geliebte Mutter von seiner Ankunft unterrichten lassen, und als sie ihn daher wieder in ihren Armen hielt, wurde er von ihr mit reiner, von keinem Schrecken und Entsetzen getrübten Freude empfangen; denn Charles war verwundet, gefangen und für todt ausgegeben worden. —

Auch er war in den Armen seiner Mutter glücklich; allein nach dem ersten Augenblicke einer so plötzlichen und erregenden Freude wollte die gute Frau einen Zug von Schwermüthigkeit und Beklemmenheit in seinen Blicken aufgefunden haben; ängstlich forschte sie nach dem Grunde dieses sonderbar auffallenden Benehmens und erst nach vieler Mühe gestand er, um nur das liebende Mutterherz zu beruhigen, den Grund seiner Melancholie. —

„Liebe Mutter! es ist wahrhaft kindisch von mir, ein dem Manne unwürdiges Gefühl; da Sie jedoch glauben könnten, daß meine Traurigkeit etwas Ernstes zu Grunde haben könnte, so muß und will ich Sie auch beruhigen, selbst auf die Gefahr hin, vor Ihnen lächerlich zu erscheinen. Als ich heute bei meiner Ankunft an unserer Kirche vorbeikam, war diese ganz schwarz ausgeschlagen und zu irgend einem vornehmen Leichenzuge ausgeschmückt. Sie sehen, liebe Mutter! daß dies jedesfalls etwas ganz Gewöhnliches ist, was vielleicht kaum die Aufmerksamkeit eines Kindes in Anspruch genommen haben würde; allein mir that dieser Anblick weh, und, ich weiß nicht warum, er schien mir ein Unglück zu verkünden. Wie Mutter, Sie lächeln? doch Sie haben Recht. Aber eine zweijährige Gefangenschaft und schreckliche Leiden haben mich derart empfänglich für den Schmerz gemacht, daß ich, seitdem ich mich wieder frei und gesund fühle, in jeder gewöhnlichen Begebenheit einen Grund zur Furcht erblicke."

„Lieber Sohn! dieses Gefühl beweist, daß du dein Glück zu verlieren fürchtest," entgegnete Frau von Ferrand; „jedoch Frieden und Ruhe, beide vereint, werden dein Gemüth für die Zukunft beruhigen. Jenes Begräbniß, von welchem du so eben sprachst, ist vermuthlich das der schönen Frau von Lamur, der Gemalin des Präsidenten, und die gestern, nachdem sie kaum drei Tage krank gewesen, das Zeitliche mit dem Ewigen segnete."

„Die schöne Frau von Lamur?" fragte Charles; „verdiente sie dies in so hohem Grade, daß man sie mit diesem Namen bezeichnete?"

„Gewiß," entgegnete die Mutter; „denn der Liebreiz dieser Dame war so außerordentlich, daß sie deshalb in der ganzen Provinz berühmt wurde, und auch als Mädchen, wo sie mit ihrem Vater in Toulouse wohnte, hieß man sie allgemein das schöne Fräulein von Ligne."

Hier betrachtete Charles seine Mutter, mehr erstaunt als erschrecken, und ersuchte sie, ihm das eben Gesagte nochmals zu wiederholen; denn die unerwartete Mittheilung eines solch' entsetzlichen Unglücks war er nicht im Stande, im ersten Augenblicke zu fassen.

Nun erinnerte sich erst Frau von Ferrand, daß auch Charles, bevor er seine Reise nach Indien unternahm, dieselbe Stadt bewohnte, wo Fräulein von Ligne mit ihrem Vater zu Hause war, und da sich ihr nun unwillkührlich die Vermuthung aufdrang, daß sich die beiden jungen Leute vielleicht gekannt hatten, suchte sie in ihre wiederholte Antwort etwas mehr Schonung zu legen; doch als sie nochmals den Namen des Fräuleins nannte, da sank Charles, wie vom Blitze getroffen, vernichtet zu Boden. Sein Gesicht war dem eines Todten ähnlich, die Augen irrten wie die eines Wahnsinnigen hin und her, und nur mit Mühe drängte sich der Athem aus der schmerzerfüllten Brust hervor. —

Die heftig erschreckene Mutter suchte auf alle mögliche Weise die schreckliche Aufgeregtheit ihres geliebten Sohnes zu besänftigen, und wie sehr mußte die Liebe einer Mutter erfinderisch sein, wenn ihr dieses gelingen sollte. Endlich brachte sie es dahin, seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sie erklärte ihm, wie die Nachricht von seiner Gefangennehmung, dann von seinem Tode, sich allenthalben in Frankreich verbreitete, wie es nun auch die überaus unglückliche Rosette erfahren, wie sie lange widerstanden, wie viele Thränen um ihren geliebten Charles flossen, und sie endlich dem drängenden Willen ihres Vaters nachgeben mußte, und daß vielleicht der Schmerz über seinen Verlust und über die erzwungene Verbindung mit dem Präsidenten die Ursache ihres Todes gewesen sei — und so gelang es auch dem liebenden Mutterherzen so weit, daß sich die Verzweiflung ihres Kindes in schmerzlichen Klagetönen und heißen Thränenströmen Luft machte. —

Nachdem Charles den Tröstungen der liebevollen Mutter gehorcht, nachdem er lange in ihren Armen geweint hatte, wurde er ruhig und still, keine Klage, kein Wort kam über seine Lippen, es war, als dächte er über einen Plan nach, dessen Ausführung er beschloß. —

IV.

Nachdem die Nacht völlig eingebrochen war, die Straßen ruhig und still im hellen Mondenscheine dalagen, da verließ Charles heimlich das Haus, warf einen dunklen Mantel um seinen Körper und schlug den Weg nach der Kirche ein, die er bei seinem heutigen Einzuge so festlich geschmückt zu einem traurigen Akte schwarz ausgeschlagen fand. Dort angekommen, erkundigte er sich bei dem Küster, auf welchem Friedhofe Frau von Lamur begraben wurde. Der ihm angegebene Gottesacker lag von der Kirche eine halbe Stunde weit entfernt und behutsam und leisen Schrittes, ängstlich athmend, verfügte er sich dahin. Er weckte den Todtengräber, der heftig erschrocken ob eines so späten Besuches das Lager verließ und nicht wenig erstaunte, als er vernehmen mußte, daß ein Mann, dem Äußern nach zu schließen höheren Ständen angehörend, ihm den Antrag eines Verbrechens, einer Entheiligung machte. Charles verlangte mit unerschreckener Entschiedenheit, der Wächter des Todtenhauses sollte Rosettens Grab öffnen, mit seiner Hilfe den Sarg heraufnehmen, den er aufbrechen wolle, um noch einmal die Leiche seiner Geliebten, ihm im Tode noch das Heiligste auf Erden, sehen zu können. Doch dieser weigerte sich und lehnte entschieden das Geld, welches ihm Charles mit vollen Händen reichen wollte, zurück; weder Geld noch Worte, keines von beiden vermochte die Furcht und das Gewissen des armen Todtengräbers zu überwinden. Als der unglückliche junge Mann nun einsah, daß Alles vergebens sei, als er sah, daß seine Anerbietungen fruchtlos blieben, da ergriff ihn die höchste Verzweiflung. Er sank dem Todtengräber zu Füßen, umklammerte dessen Knie, beschwor ihn bei Allem was ihm heilig sei, flehte ihn mit den heißesten Thränen, er wandte und krümmte sich auf der Erde und verfiel endlich in eine schreckliche Wuth, die fast an Wahnsinn gränzte; er bat, er drohte, bis endlich der harte und gewissenhafte Mann selbst zu Thränen gerührt wurde, und ihm nun mitleidig das gewährte, was er um alle Schätze der Welt nicht gethan haben würde. —

Der entsetzlichste Augenblick für Charles war es, als von dem Todtengräber der erste Schlag auf den Sarg gegeben wurde, um denselben aufzusprengen. Es schien ihm diese Behandlung zu roh, und als, vermuthlich durch Veranlassung des Geräusches, einige Hunde in der Nachbarschaft laut wurden, da bat Charles so schmerzlich, so mitleiderregend, der Todtengräber möge die Öffnung des Sarges ohne Schlag und ohne Geräusch bewerkstelligen, daß dieser gern gehorchte, und bald sah der Geliebte, o entsetzlicher Anblick! seine Rosette als Leichnam in ihr Leichentuch gehüllt vor sich liegen. —

Charles stand, wie selbst eine Leiche, dem kalten Leichname gegenüber, es schien, als hätte er vergessen aus welcher Absicht er eigentlich hieher gekommen sei. Er sah nichts, sein Geist schien vollkommen abwesend zu sein. Der Todtengräber, der ihm bereits mehrere Male angesprochen hatte, ohne eine Antwort erhalten zu haben, wagte es nicht ihn zu berühren, da er fürchten mochte, daß er bei der kleinsten Berührung zu Boden sinken würde. Um ihn endlich seiner Betäubung zu entreißen, faßte er den Entschluß, das Leichentuch, welches Frau von Lamur umhüllte, zu entfernen. Er that es und die Wirkung eines Talismanes konnte nicht heftiger sein. Beim Anblicke dieser reinen, himmlischen, angebeteten Gesichtszüge, deren Vollkom-

Digitized by Google

menheit selbst der Tod nicht zerstören konnte, brach dem unglücklichen Liebenden das Herz. — Er war neben der Entseelten auf die Kniee gesunken und mit den Thränen und Schluchzen erstickter Stimme sprach er mit ihr den ihrer Liebe, bat sie, sie möge ihm verzeihen, da nur er die Ursache ihres Todes wäre, erinnerte sie an die vergangenen Tage und verlorenen Hoffnungen. Er brachte den Leichnam in eine sitzende Stellung und betrachtete ihn mit dem tiefsten Schmerze, er erfaßte dessen kalte Hände, und drückte sie an Herz und Mund, da, plötzlich fiel ihm ein Gedanke bei, eine Erinnerung durchzuckte wie ein elektrischer Schlag der Sturm seiner Gefühle, und es dünkte ihm itzt, als höre er die letzten Worte, die dieser nun erstarrte Mund bei ihrem Abschiede zu ihm gesprochen hatte. Ein lautes, verzweifeltes Aufschreien, und sich einer sinnlosen, wahnwitzigen Idee hingebend, umfaßt er krampfhaft die Leiche und drückt auf die kalten leblosen Lippen den Kuß, der, wie sie ihm versichert hatte, sie in's Leben zurückrufen würde. —

Ein fürchterlicher Schrei Charles, ein convulsivisches Zittern und ein gräßliches unheimliches Gelächter folgte unmittelbar nach dem Kusse; er springt wüthend auf, umfaßt laut lachend die geliebte Leiche, wirft einen fürchterlichen Blick um sich, entflieht windesschnelle mit der geraubten Beute, kein Hinderniß beachtend, und stößt entfliehend Töne einer wilden Freude aus.

Wie eine raubgierige Hyäne, die mit ihrer Beute im Rachen pfeilschnell entflieht, so war auch Charles mit seiner kalten Geliebten dem Todtengräber aus dem Gesichte verschwunden. Dieser steht zitternd und vernichtet da, und als er einigermaßen zur Besinnung gekommen, beeilte er sich, die Spuren seiner frevelhaften Handlung zu beseitigen; nachdem er den leeren mit Sand angehäuften Sarg wieder in's Grab gebracht, schlich er voll Entsetzen über die begangene That nach Hause und erwartete ängstlich und schuldbewußt den kommenden Tag. —

V.

Bereits waren fünf Jahre nach jener fürchterlichen, verhängnißvollen Nacht verflossen, als die folgende Begebenheit eintrat, ohne daß während dieser ganzen Zeit Etwas vorgefallen wäre, was den armen Todtengräber hätte auf den Gedanken bringen können, daß das Verschwinden des geraubten Leichnams eine böse, nachtheilige Folge für ihn haben würde. —

Es war an Rosettens Todestage und ihr Gemal, der Präsident von Lamur, kniete neben ihrem Grabe. — Nicht weit von ihm, in anständiger Entfernung, verweilte der Todtengräber, der den Ausdruck tiefer Reue angenommen hatte, als mache er sich Vorwürfe darüber, den Trauernden täuschen zu müssen, und ihn über einem mit Sand angefüllten Sarge weinen zu lassen. Der Präsident betete und der Todtengräber weinte, da wurden plötzlich beide durch ein leises Geräusch in der Nähe aufgeschreckt, und als sie den Blick nach der Ursache ihrer Störung erheben, sahen sie eine wunderschöne, junge Dame vor sich stehen. Es war Rosette, die Frau von Lamur, die so heiß beweinte Tochter und Gattin, der ausgegrabene, geraubte Leichnam. —

Herr von Lamur fuhr mit einem Schrei des Schreckens empor und der unglückliche Todtengräber sank bewußtlos zu Boden. —

Die schöne Unbekannte, die aufmerksam auf den Mann gemacht, der ihr gegenüber so plötzlich und geräuschvoll aufgesprungen war, stand bleich und starr. Es schien, als hätte ihr der Schrecken alle Glieder gelähmt, endlich stieß sie einen gellenden weithin schallenden Schrei des Entsetzens aus, und eilte pfeilschnell, gleich einer aus dem Irrenhause entsprungenen Wahnsinnigen aus dem Todtenhause. Herr von Lamur, der sich von seinem Schrecken einigermaßen erholt hatte, sprang ihr nach, ohne daß er jedoch im Stande war, sie zu erreichen, denn am Eingange des Gottesackers, der von dem Schauplatze dieser herzerschütternden Scene nicht weit entfernt war, sprang die Dame in einen glänzenden, mit zwei der prächtigsten Pferde bespannten Wagen, welcher mit rasender Windesschnelle davon fuhr und so dem Auge des Verfolgers bald unsichtbar wurde. —

Der Präsident befand sich eine Stunde später in dem Gemache des vom Schlage getroffenen Todtengräbers. Von allen Fragen, die an den armen unglücklichen Mann gerichtet wurden, konnte er keine einzige beantworten, und unmittelbar darauf gab er, seiner Sinne nicht mächtig, den Geist auf. —

Noch an demselben Tage erfuhr Herr von Lamur durch den Polizeidirektor, daß, nach seinen eingezogenen Erkundigungen, der von ihm bezeichnete und nur zu gut geschilderte Wagen kein anderer sei, als der des Herrn von Ferrand. —

Des andern Tages wurde auf Verlangen des Präsidenten das Grab seiner ihm so früh durch den Tod entrissenen Gemalin untersucht, in welchem man den nur von Sand angefüllten und mit Gewalt geöffneten Sarg fand. —

VI.

Während dieser Zeit war Frau von Ferrand, eine äußerst liebenswürdige junge Frau, die von ihrem Gatten aus Indien mitgebracht wurde, wo er sie auch geheirathet hatte, in einer gränzenlosen Verwirrung nach Hause gekommen; bleich und zitternd, kaum ihrer Sinne mächtig, betrat sie das Gemach ihres Gatten und blieb lange, lange mit ihm allein. Sie mochten viel und Wichtiges mitsammen zu sprechen gehabt haben, denn die Verhandlung wurde bei verschlossenen Thüren abgehalten. Als sie jedoch wieder das Zimmer verließen, da war die Frau viel ruhiger und gefaßter, und in den Gewohnheiten des glücklichen Ehepaares trat nicht die geringste Veränderung ein. So mochten vierzehn Tage vergangen sein, ohne daß von diesem äußerst merkwürdigen Ereignisse mehr die Rede war, während welcher Zeit aber der Präsident im Stillen nicht ermangelte seinen Argwohn zu verfolgen; er umgab sich mit Spionen. Durch diese erfuhr er den Tag, an welchem Charles aus seiner Gefangenschaft nach Paris zurückkehrte, und wann er wieder diese Stadt verließ; seinen rastlosen Bemühungen gelang es auch in Erfahrung zu bringen, welcher Postillon Herrn von Ferrand in Begleitung einer dicht verschleierten Dame nach Brest geführt habe, und mit diesen hinlänglichen Beweisen versehen, machte er auch sogleich Herrn von Ferrand einen Prozeß anhängig, um die gesetzlose Ehe mit seiner nur ihm gehörigen Gattin aufzulösen.

Das Außerordentliche einer solchen Begebenheit erregte allenthalben die größte Aufmerksamkeit. Einige suchten zu beweisen, daß ein Scheintod an den wirklichen Tod habe glauben machen, jedoch wurde diese Meinung wieder von Vielen als unwahrscheinlich verworfen. Andere wieder berechneten die Zeit, welche Frau von Lamur in dem Zustande der Schlafsucht zugebracht haben müßte, und es erklärte sich, daß noch nie ein Beispiel von einer so langen Betäubung vorhanden gewesen wäre. —

Selbst Herr von Ferrand schien mit Herrn von Lamur Mitleid zu haben und bedauerte ihn sehr; er läugnete es nicht, daß eine außerordentliche und bewunderungswürdige Ähnlichkeit seiner Frau mit Fräulein von Ligne auch ihn in höchstes Erstaunen versetzt habe, doch nicht so sehr, daß er darüber den Verstand verloren hätte; er sagte dies so treuherzig, mit einem solchen Ausdrucke der Wahrheit, daß Niemand mehr daran zweifeln konnte, der Präsident müsse entweder wahnsinnig geworden sein, oder es wäre mit seiner Klage gegen Herrn von Ferrand irgend eine Geld- oder andere Prellerei verbunden. —

Indessen ging der Prozeß seinen Weg fort und Frau von Ferrand mußte einige Male bei Gericht erscheinen, um die ihr dort vorgelegten Fragen zu beantworten. Es wurde ihr Herr von Lamur vorgeführt, und das höchste Erstaunen und Mißfallen spiegelte sich auf ihrem Angesichte, als sie dessen Behauptungen mit anhörte.

Auch Herr von Ligne, Rosettens Vater, wurde aus seinem Orte nach Paris beschieden, um einen nähern oder sicheren Aufschluß in diesem seltenen Falle zu geben; er brach, als er Frau von Ferrand erblickte, in Thränen aus, und betheuerte bei seiner Seligkeit, daß ihm eine solche Ähnlichkeit nie vorgekommen wäre; der gute alte Mann

Digitized by Google

wußte nicht, was er dieser Dame zu sagen habe, die doch so gewiß seine Tochter zu sein schien und es doch kalt und mit Bestimmtheit läugnete. — Die nicht wenig erstaunten Richter, so wie die Theilnehmer dieser merkwürdigen Verhandlung, waren ebenso erstaunt, als verwirrt und unschlüssig; sie wußten nicht was zu thun sein, um dem richtigen Sachverhalte auf die Spur zu kommen. Frau von Ferrand erzählte ihre ganze Lebensgeschichte; sie gab sich für elternlos aus, und habe stets in Indien gelebt. Sie zeigte Papiere vor, welche den Beweis lieferten, daß ein Fräulein Eugenie von Mental, gebürtig aus Pondichery, den Obersten von Ferrand geheirathet habe. —

Es war am Tage der öffentlichen Gerichtssitzung. Nachdem Viel und Mancherlei hin und her gesprochen wurde, jedoch kein Beweis sich vorfinden wollte, welcher die Klage des Präsidenten von Lamur gerechtfertiget hätte, wurden die Verhandlungen geschlossen und eben waren die Richter im Begriffe Herrn von Ferrand seine Gattin als rechtmäßig und nur ihm angehörend zuzuführen, als Herr von Lamur, an der Hand ein kleines Mädchen führend, in den Gerichtssaal eintrat. —

Frau von Ferrand, die neben ihrem Vertheidiger ihren Platz genommen, hatte sich, da der ganze Saal mit Zuschauern überfüllt war, das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, um es den Blicken der neugierigen Menge zu entziehen; sie hatte daher das plötzliche Eintreten des Präsidenten nicht bemerkt, als sie nun itzt zitternd und erbebend fühlte, daß eine kleine Hand küssend die ihrige berührte und eine traurige und bewegte Kinderstimme zu ihr sagte:

„Ach! liebe Mutter, umarme mich!“

Frau von Ferrand erhebt den fieberglühenden Blick und ohne eines Wortes mächtig zu sein, schließt sie das Kind in ihre Arme und bedeckt es mit Küssen und Thränen. —

Die Gattin und Tochter hatte dem Flehen und Schmerze ihrer theueren Angehörigen ein kaltes, fühlloses Herz gezeigt, doch die Mutter vermochte es nicht. —

Von diesem Augenblicke an nahm der Prozeß eine ganz andere Gestalt. Der Fürsprecher des Herrn von Ferrand drang auf die gesetzliche Scheidung einer Ehe, die bereits der Tod schon trennte. „Es liegt nicht,“ so sprach er, „in der Forderung, noch in dem Rechte des Menschen, das vom Grabe zurück zu verlangen, was ihm bereits übergeben wurde; man überlasse die Lebende demjenigen, der sie für sich wieder dem Tode abgerungen; ihr Leben gehört dem Herrn von Ferrand, Herr von Lamur hingegen hat nur ein Recht an einen Leichnam!“ —

Allein es war Alles vergebens. Rosette wollte keinem der beiden Gatten angehören, sie verlangte in ein Kloster zu gehen; jedoch auch dieses wurde ihr nicht gestattet, und ein festes bestimmtes und gerechtes Urtheil entschied, sie möge in die Wohnung ihres ersten Gatten zurückkehren. —

Und dabei blieb es; nach einigen Tagen schon betrat sie das Haus des Präsidenten; sie war im Gewande der Unschuld gekleidet, und eine todesverachtende Entschlossenheit sprach aus ihren bleichen Zügen. —

In den Salon eingetreten, wo sie Herr von Lamur festlich gekleidet, umgeben von seiner ganzen Familie und Dienerschaft erwartete, sank sie plötzlich zu Boden; man eilte hinzu, wollte helfen, retten; jedoch zu spät, sie sprach nur noch die Worte:

„Was ihr einst verloren, gebe ich euch jetzt zurück!“ —

Sie hatte Gift genommen, ehe sie die Wohnung ihres Geliebten Charles verließ.

Des andern Tages war auch Herr von Ferrand, Obrist im Dienste seiner Majestät des Königs, eine Leiche. —

Dramatische Novitäten-Schau.

Heinrich der Löwe.

Historisch romantisches Schauspiel in 5 Akten von Reibisch.

Kaiser Friedrich Barbarossa zieht nach Italien, um den gegen ihn anstrebenden lombardischen Städtebund zu bekämpfen. An dem Erfolge ist kein Zweifel und das ist es, was Secapion, der italienische Leibarzt Heinrich des Löwen fürchtet. Er will aus Liebe für sein Vaterland und Haß gegen die Deutschen dieses stören und sieht kein besseres Mittel, als seinen Herrn mit dem Kaiser zu entzweien. Sein Gebieter, der Herzog von Sachsen und Baiern, ist nämlich der stärkste Vasall Friedrichs und ohne ihn muß der ganze Feldzug sicher mißlingen. Er braucht den gegen Heinrich aufgebrachten Ritter Lubor zum Aufhetzer, der Heinrich bei jeder Gelegenheit gegen seinen kaiserlichen Herrn und Vetter aufstacheln soll und die Gelegenheit dazu zeigt er ihm in dem stündlich zu erwartenden Tode des Herzogs Welf, ein Oheim Heinrich's. Dieser verlangte nämlich von Heinrich, der nach Verwandtschaftsrecht sein nächster Erbe ist, eine bedeutende Summe, um sie zu frommen Stiftungen zu verwenden; unter dieser Bedingung setzt er ihn als Erben ein. Heinrich zahlt diese Summe nicht; Welf wendet sich also insgeheim an den Kaiser und dieser zahlt die Summe und erbt. Der davon Nachricht bringende Brief fällt in die Hände Secapions; er unterschiebt Heinrich einen anderen, nach dem der Kaiser so ziemlich der Erbschleicherei beschuldigt werden kann. Heinrich erhält diesen Brief im Lager, wo ihn der Kaiser eben zur Theilnahme an der Schlacht auffordern läßt. Da reizt ihn Lubor mit seinen Sticheleien zum höchsten Grimme; er verdammt seinen Schwager, den treuen Beeka von der Duba aus seinen Augen, weil er ihn besänftigen will und befiehlt das Lager abzubrechen — er will mit seinem Volke zurück nach Deutschland, will seinen Kaiser im Stich lassen. Dieser eilt auf die erste Kunde hievon selbst in's Lager, ermahnt, droht, erniedrigt sich endlich so weit, Heinrich zu Füßen zu fallen und ihn um sein Bleiben zu bitten; umsonst, der Herzog läßt sein Lager abbrechen und zieht nach Deutschland zurück. Hier angekommen, erhält er die Kunde von der Schlacht bei Legnano, die Kaiser Friedrich allein geschlagen und verloren hat; ja man gibt ihn sogar für geblieben aus. In Folge dessen tritt Friedrich's jugendlicher Sohn Heinrich an's Steuerruder und tritt bei Heinrich ein, ihm seinen Verrath vorzuwerfen. Der Herzog weist ihn schnöde zurück und sendet ihm sogar, als er fort ist, Lubor mit seinem Sohne Lothar nach, um ihn zu haben. Statt der Maus geht aber die Katze in die Falle. Lubor erfährt nämlich mittlerweile, Friedrich Barbarossa lebe und benützt den günstigen Augenblick, um den Knaben Lothar zu binden und ihn Barbarossa's Sohne zu überliefern und sich zu dessen Partei zu schlagen. Diese Katastrofe ist der Anfang vom Ende des Herzogs Heinrich. Der zurückgekehrte Kaiser Friedrich läßt ihn nämlich Felonie wegen auf den Reichstag zur Verantwortung laden; er kömmt nicht und wird somit in Folge dessen in die Acht erklärt. Heinrich kämpft tapfer; er belagert die Burg, in die sich Lubor mit seinem Sohne geworfen, erstürmt sie, verdirbt aber selbst seinen Sohn, indem Lubor diesen durch einen unterirdischen Gang mit sich aus der Burg schleppt und ihn da ermordet. Von da an geht Alles in Trümmer. Heinrich's Weib stirbt bei der Nachricht von ihres Sohnes Tode, seine Freunde verlassen ihn alle, blos der verstoßene Beeka von der Duba kehrt jetzt in der Zeit der Noth zu ihm zurück und bleibt selbst bei ihm, als er in der Kleidung eines Bauern, arm und hilflos im Lande umherirrt. Ja noch mehr; Berka tödtet Lubor, der Heinrich gefangen nehmen will, wird aber im Kampfe mit ihm selbst tödtlich verwundet und stirbt auch. Jetzt knickt Heinrich zusammen; er stellt sich dem Kaiser, dieser verzeiht ihm und Alles hat bis auf die paar Todten ein fröhliches Ende.

Ein brittischer Beurtheiler gab unlängst in einer englischen Literaturzeitung das Urtheil ab: die Deutschen schrieben zwar viel Dramen, aber sehr seichte. So lächerlich und einseitig dieser Ausspruch klinge — wenn wir uns an die Weimarische Glanzperiode unserer Literatur erinnern, so wahr und unumstößlich paßt er leider auf die Gegenwart. Jeder Tag bringt uns ein neues Drama, das in die Reihen der Nationaldramen treten soll und ebendenselben Tag stößt die Eintagsfliege in das Reich der Schatten. Was Shakespear glorreich begonnen, wie ringen danach mit allen Kräften und theilen das Loos der Danaiden. Auch der Verfasser vorliegenden Dramas theilt dieses Loos. Er wollte uns einen Abschnitt der deutschen Geschichte vor die Augen führen, hat aber statt eines historischen Dramas ein ritterliches Intriguen-Stück zu Tage gefördert. Das ernste Drama muß eine hohe moralische Idee entwickeln, die der Dichter durch seine Personen dem Zuschauer vorführt. In „Heinrich dem Löwen“ finden wir von einer solchen keine

Digitized by Google

Spur. Die ganze Handlung dreht sich um die Erbschaftsangelegenheit Heinrich's; er sieht nicht für ein moralisches Gut, wenn K seinem Herrn und Kaiser abfällt, weil dieser ihm eine Erbschaft abgejagt; er streitet in einem solchen Falle für seine Privatinteressen und die Klingen niemals auf der Bühne an. Die Kunst soll den Menschen veredeln, die Bühne soll das Volk in bildlicher Darstellung mit dem Höchsten und Edelsten des Lebens vertraut machen, soll uns aber nicht im Großen jene Verhältnisse vorführen, die jeder Handwerksmann im Kleinen zu Hause hat.

Abgesehen von der gänzlichen Untauglichkeit des gewählten Stoffes, zeigt uns das Stück auch die Haltungslosigkeit der Charakterzeichnungen. Scorpion ist der eigentliche Hebel des Stückes. Er will sein Vaterland befreien und seinen Haß an den Deutschen kühlen, darum verdirbt er Heinrich. Dies wird uns Alles in der ersten Szene gesagt; solch' ein riesenartiger Entschluß will aber motivirt sein; er muß sich vor dem Auge des Zuschauers entwickeln und wie schön thut dies Shakespear in seinem Othello mit Jago! Hier aber fällt Scorpion mit der Thür in's Haus, sein ganzes Thun wird dadurch unnatürlich und tödtet schon im Vorhinein die Theilnahme des Zuschauers. Und nun Heinrich, der Held des Stückes! Er schwankt wie ein verzogenes Kind von einem Extreme zum andern, läßt sich wie ein Marionettenmann von Jedem am Faden ziehen und kehrt endlich, nachdem er keine andere Hilfe sieht, zu seinem Herrn zurück, der ihm ein Gnadenbrod gibt. Berka von der Duba scheint eine mißlungene Kopie vom biedern Kent zu sein. Eine ehrenvolle Ausnahme hiervon macht Friedrich Barbarossa; die Szene seines Fußfalles hat echten tragischen Effekt und berechtigt zu der angenehmen Hoffnung, daß uns vielleicht der jugendliche Dichter durch sein nächstes Produkt mit dem ersten aussöhnen werde.

J. Frühling.

Gottsched und Gellert.

Charakterlustspiel in 5 Aufzügen von Laube.

Der siebenjährige Krieg hat Sachsen mit den preußischen Scharen überschwemmt. Ein preußisches Corps unter General Seidlitz hat so eben Leipzig verlassen und dieser General hinterläßt bei seinem Ausrücken den Befehl: Leipzigs Lehrfreiheit müsse der Zeit gemäß beschränkt, und die Universität dazu angehalten werden, den Verfasser einer unlängst gegen Preußen erschienenen politischen Flugschrift auszufinden zu machen. Gegen diesen sowohl das Interesse als die Achtung der Wissenschaft verletzenden Befehl will Gottsched, Professor der Dichtkunst, Logik und Metaphysik, Decemvir der Universität ꝛc. protestiren und ladet auch Gellert, den außerordentlichen Professor der Moral, zur Unterschrift dieses Protestes ein. Der gutmüthige, sanfte Gellert macht ihn auf das Gefährliche eines solchen Schrittes in Kriegszeiten aufmerksam, der heftige Gottsched beweist ihm hingegen, es sei ihre Pflicht, die Wissenschaft gegen jede rohe Einwirkung von Außen zu wahren und die Gefahr wäre ohnehin nicht so groß, weil die Reichsarmee schon nicht weit von Leipzig stehe, man also stündlich die Nachricht von einer preußischen Niederlage erwarte, in welchem Falle sie dann aller Gefahr los und ledig wären. Gellert läßt sich durch das heftige Drängen Gottsched's bewegen, oder vielmehr ermuthigen; er unterschreibt. Indessen wird Gottsched's Haus ein Schauplatz neuer Verlegenheiten. Graf Belza, ein im Rücken der preußischen Armee wirkender Partheigänger, fürchtet von den Preußen gefangen zu werden; er benützt also eine schon von früher her bestehende Bekanntschaft mit der Frau Gottsched's, um nun in dessen Haus zu kommen und ihn um ein sicheres Versteck zu bitten — wobei es natürlich auch darauf hinzielt, mit der geliebten Frau unter einem Dache zu wohnen. So sehr sich nun diese dagegen sträubt, Gottsched weist ihm ein Zimmer in seinem Hause an. Indessen kömmt ein Courier der Gräfin Manteufel an, und meldet: seine Herrschaft folge ihm mit ihrer Tochter, die, nebenbei gesagt, Belza heirathen soll, auf dem Fuße. Belza sieht diesen Courier als einen Deus ex machina an. Um sich im Falle einer dringenden Noth den Rücken zu decken, schlägt er vor: Gottsched möge ein Schreiben an den ihm befreundeten österreichischen General Serbelloni ausfertigen, worin er um einen Geleitsbrief für Belza bittet. Der Courier erhält diesen Brief zur Besorgung. Nun kömmt die Gräfin Manteufel mit ihrer Tochter an und die Letztere erkennt zu ihrem Erstaunen in dem jungen Bedienten Gottsched's ihren Geliebten, den jungen Fritz von Rothenhain, einen Offizier der Reichsarmee, der sich hier als Bedienter unter dem Namen Cato eingeschlichen, um nur in ihrer Nähe zu sein. Rothenhain ist nämlich in der gänzlichen Ungnade der alten Gräfin Manteufel, weil er seinen Stand als Offizier verlassen und sich zu den Stricklern gesellt hat, die um diese Zeit gleich Pilzen in ganz Deutschland aufwucherten.*) — Nun beginnt aber der von Gottsched eingelegte Samen böse Früchte zu tragen. Gottsched hat kaum den Protest eingebracht, als Seidlitz's Reiter mit ihrem Generale in Leipzig wieder einrücken. Der erschreckte Gottsched will sich anfangs mit dem Gedanken trösten, sie seien auf der Flucht begriffen, erfährt aber nur allzubald, die Preußen haben eine bedeutende Schlacht gewonnen. Nebstdei hat Seidlitz erfahren, Belza sei in Gottsched's Hause verborgen; er schickt einen Wachtmeister mit zwei Trompetern hin, die Gottsched und Belza arretiren sollen. Der Wachtmeister findet aber noch einen dritten Gefangenen und zwar Cato, in dem er jenen Offizier der Reichsarmee wiedererkennt, der ihm in der letzten Affaire entwischt. Er will nun auch diesen arretiren, aber sowohl Belza als Rothenhain widersetzen sich mit blanker Waffe seiner Ordre. Der Wachtmeister, obwohl ein enthusiastischer Verehrer des gerade gegenwärtigen Gellerts, muß nichtsdestoweniger seiner Pflicht Genüge thun; er geht, um Verstärkung zu holen. Indessen übernimmt Gellert die Rettung des bedrohten Belza, er führt ihn durch eine Hinterthür in seine Wohnung und nach und nach kommen Alle zu ihm. Der Wachtmeister kömmt auf die Schliche; er rückt mit 8 Mann Küraffieren vor Gellerts Thür und droht die verschlossenen Thüren der Zimmer, in denen Rothenhain und Belza von Gellert verborgen sind, aufschießen zu lassen, wenn sie nicht geöffnet werden. Natürlich stellen sich Beide; Gellert's lang gespannte Geduld reißt aber jetzt. Dieses freche Einschreiten empört sein gutes, zartes Gemüth und da er in demselben Augenblicke hört, Prinz Heinrich von Preußen sei in Leipzig angekommen, so ist er fest entschlossen, dem Prinzen selbst seine Indignation an den Tag zu legen und mit Gefahr seines Kopfes zu eilen, wo er nicht mehr schweigen darf, wo er nicht mehr schweigen kann.

Und in der That hat auch die Gefahr jetzt den höchsten Gipfel erreicht. Nicht nur daß Belza als ein mit den Waffen in der Hand gefangener Partheigänger des Todes schuldig ist, auch Rothenhain ist des Todes schuldig, weil er sich erstens gleich Belza widersetzt und zweitens der an den Tag gebrachte Verfasser der oben erwähnten politischen Flugschrift ist. Nach ihnen ist Gottsched der ärgste daran. Schon sein Protest wird in der bedrängten Zeit als Hochverrath erklärt und nun hängen sich an seine Schuld noch drei erschwerende Umstände. Er hat nämlich Belza und Rothenhain (den zweiten freilich unwillkührlich) in seinem Hause verhehlt und sich — wie der von den Preußen aufgefangene Courier mit seinem Briefe an Serbelloni zeigt — eines doppelten Hochverrathes schuldig gemacht, indem er einem Verräther, wie Belza, thätigen Vorschub leistete. Er soll mit schwerer Festungsstrafe, Gellert der Hehlerei und des Protestes wegen blos mit leichter Festungsstrafe belegt werden. Da spricht Gellert für sie; er legt sich mit seiner aus der Tiefe des Herzens quillenden Beredsamkeit an das Herz des Gerichthaltenden Prinzen. Dieser wird gerührt, und da er in demselben Momente die Nachricht vom abgeschlossenen Frieden erhält, so wird Alles vergessen und vergeben. Belza wird blos Landesverwiesen, Rothenhain muß zur Strafe die junge Maxteufel heirathen, Gottsched wird nach Dresden verbannt und Gellert erhält vom Prinzen als Zeichen seiner hohen Achtung und Liebe den Schimmel, den Heinrich so lange geritten und der jetzt nach Abschluß des Friedens dem Gellert zum Behufe seiner durch Sitzen angegriffenen Gesundheit als ruhiges Reitpferd dienen soll.

Schon der Titel dieses Lustspieles denkundet, was Laube uns geben wollte. Die zwei heterogenen Gestalten, der pedantische, aufgeblasene Gottsched und der vom wahren Geiste der Wissenschaft erfüllte, bescheidene Gellert sollen die Hauptfiguren des Bildes sein, wozu die Intrigue als Staffage geschaffen wurde. Den ersten Theil seiner Aufgabe hat Laube sehr geschickt gelöst. Sowohl Gottsched als Gellert treten als scharf markirte Charaktere hervor, sie erobern sich dadurch die Theilnahme des Zuschauers und versetzen ihn in eine Spannung, die vielleicht dem Gefallen des Stückes am meisten schadet. Man ersieht nämlich schon aus der Inhaltserzählung, daß die Intrigue trotz der vielen Anhäufungen von Zufällen doch durchaus nicht befriedigend ist und dies ist sehr leicht erklärlich, wenn man die ganze Anlage des Stückes in's Auge faßt. Die eigentliche Intrigue besteht in der Durchkreuzung der Absichten durch Zufälle. Die Absichten müssen gehörig motivirt sein, sie müssen dem Zuschauer natürlich und zweckgemäß dünken. Dann wird die Schaulust und Theilnahmsfähigkeit des Zuhörers durch die Zufälle angeregt, die dem Helden des Lustspiels manchmal bis an den äußersten Rand der Gefahr bringen, indem sie alle seine Absichten durchkreuzen und endlich muß die Lösung des derartig geschürzten Knotens ebenso natürlich und folgerecht sein. Diese vorausgesandten Worte mögen das Mangelhafte der Intrigue erklären. Gottsched's Protestation ist der leitende Faden, der sich durch das lange Labyrinth von Ereignissen durchzieht. Weil aber der Dichter in ihr allein nicht Stoff genug zu einer Intrigue fand; so zerfiert er die Einheit der Begebenheit; er führt eine ganze neue Begebenheit in's Treffen; Belza will der Professorin Gottsched den Hof machen und zugleich die junge Manteufel heirathen und Cato ist sein Rival bei der jungen Gräfin. Wir wissen zwar nicht, wie diese Rollen im Originalbuche stehen — wie wir sie in unserer modificirten Darstellung sahen, sind sowohl Belza als Cato schattenlose Personen, die sich in dem Stücke herumtreiben, ohne daß man begreift, wie sie hineinkamen. Man begreift nicht, warum Gottsched Belza bei sich aufnimmt und noch weniger, warum er frank und frei bei ihm aus und ein geht. Dies erinnert an die alten französischen Tragödien, wo die Verschworenen die geheimsten Verschwörungen mit lauter Stimme auf der Straße anzetteln. Auch die eigentliche Ursache, warum Cato erschossen werden soll, wird uns nicht recht klar gemacht; Alles zusammen gibt dem Stücke eine Verworrenheit in der Darstellung. Auch der Schluß scheint uns nicht gelungen. Indem der Dichter den Prinzen Heinrich die ganze Anklage mit einem Worte auf die Seite schieben läßt, benimmt er dem Zuschauer die ganze Illusion; dieser kann jetzt um so weniger begreifen, wozu es vier langer Akte bedurfte, wenn die ganze Sache mit einem Worte abgethan war. Ist es endlich auch wahrscheinlich, daß Prinz Heinrich durch den ein-

*) Tout comme chez nous.

Digitized by Google

getretenen Frieden die blos durch den Krieg verursachte Anklage aufheben kann, so ist dieser Schluß nichtsdestoweniger ein arger Verstoß gegen die dramatischen Gesetze. Wie wir schon erwähnten, darf der Dichter seine Entwickelung rasch und schlagend auseinandersetzen; sie darf sich aber nicht überstürzen und muß ebenso motivirt als naturgemäß sein.

So sehr aber auch diese Mängel das Stück beeinträchtigen, es behauptet nichtsdestoweniger seine Schönheit und wäre es auch blos durch die eben so glücklich erfundene als schön dargestellte Charakterzeichnung der beiden Dichter. Beide Charaktere geben dem Schauspieler weiten Spielraum für seine Kunst, sie ergötzen sinnreich durch die feinen Nuancirungen, die der Dichter meisterhaft auszudrücken wußte. Geht man übrigens von dem billigen Grundsatze aus, daß man der neu emporstrebenden deutschen Literatur keinen zu großen Maßstab anlegen darf, so kann man „Gottsched und Gellert" mit Rücksicht auf seine beiden Hauptcharaktere ein gutes Stück nennen und demselben jedenfalls für sein Fortbestehen auf der deutschen Bühne ein gutes Prognostikon stellen.

J. Frühling.

Sirene.

Komische Oper in 3 Akten nach dem Französischen des Scribe, von Julius Franke. Musik von Auber.

In den Abruzzen treibt sich eine Schmugglerbande herum, deren Anführer, Marco Tempesta, der Regierung viel zu schaffen gibt. Sie schickt den Herzog von Popoli dahin; dieser soll Tempesta einfangen und die Bande zersprengen. Marco Tempesta lebt aber blos in der Einbildung des Volkes, sein wirklicher Name ist Scopetto. Dieser ist eben in der Wohnung Beldona's, des neapolitanischen Theaterdirektors, der von Neapel angekommen ist, um die Erbschaft seines Bruders in Beschlag zu nehmen und trifft da mit Scipio, einem Seekapitän zusammen. Er erfährt von Scipio unter anderem, daß dieser jener Seekapitän sei, der Marco Tempesta eine Ladung von 500,000 Piastern weggekapert hat und rächt sich an ihm, indem er dem mittlerweile angekommenen Statthalter Popoli ein falsches Signalement des Tempesta unterschiebt, worin dieser mit den Zügen Scipio's geschildert ist. Scipio und Beldona gehen indessen dem Gesange der Sirene nach; der Erste, mit Liebe schmachtendem Herzen, der Zweite, weil ihm eine Prima Donna fehlt. Diese Sirene ist aber Lerline, die Schwester Scopetto's, die durch ihren Gesang den Schmugglern Zeichen gibt. Scipio findet sie endlich in der Höhle Scopetto's vulgo Marco Tempesta. Sie sind eben daran, sich eine Liebeserklärung zu machen, als die Schmuggler in Scipio den von ihnen tödtlich gehaßten Seekapitän erkennen. Sie wollen ihn niedermachen, da rettet ihn Scopetto, der indessen in Erfahrung gebracht, Scipio sei ein Neffe Popoli's und somit der Erbe der immensen Güter von Popoli's Bruder. Er entläßt ihn auf sein gegebenes Ehrenwort, bis den andern Tag um 10 Uhr zu schweigen, und mit den von seiner Tartane*) geholten Beglaubigungsbriefen längstens in 24 Stunden zurück zu sein. Er ist kaum fort, kommt Popoli mit den ihn begleitenden Soldaten. Die Schmuggler, die sich schnell verbergen, sind in der größten Verlegenheit, als Popoli dem Scopetto eine Sicherheitswache zurücklassen will; da rettet sich Scopetto, indem er den mitgefangenen Theaterdirektor Beldona dazu benützt, seine Schmuggler dem Popoli als Sänger aufzuführen. Unglücklicherweise kömmt Scipio indessen zurück und bringt Scopetto die Papiere; da hält ihn Popoli für den im Signalement bezeichneten Tempesta; er wird in's Gefängniß geführt und Scopetto nebst den Schmugglern gehen als Sänger mit Popoli auf sein Schloß. Hier entwischt Scipio mit Hilfe Lerlinens und die Schmuggler machen sich ladefaca mit den Habseligkeiten Popoli's aus dem Staube; nur Scopetto bleibt; er will erst Scipio und seine Schwester glücklich machen. Er übergibt nämlich dem mit seiner Mannschaft zurückgekehrten Scipio die Papiere, die ihn zum Erben von Popoli's Bruder machen und erklärt ihn gleichzeitig zum Manne seiner Schwester. Indessen kömmt aber der Oberrichter und nun fängt Scopetto doch an für seine Haut zu fürchten; denn dieser Oberrichter hat alle Ausgänge besetzen lassen, um den wahren Tempesta ausfindig zu machen. Um die Soldaten von ihrem Posten zu locken, läßt Scopetto seine Schwester singen, die Soldaten schleichen sich herein, um zuzuhören, indessen entspringt Scopetto und flüchtet mit den gestohlenen Schätzen auf der Tartane Scipio's in die hohe See.

Auber liefert uns hier nach langer Pause wieder eine Oper, mit der er schon in Hinsicht des Textes keinen glücklichen Wurf gethan zu haben scheint. Der Text ist zu verworren, zu lustspielartig und darum für eine musikalische Bearbeitung gar nicht geeignet. Auber gründete seinen Ruf durch die Gefälligkeit seiner Melodien, durch die Leichtigkeit, mit der sich seine Musik dem Texte anschmiegte; seine oft originellen, charakteristischen Ideen erheben ihn über jene Alltagscomponisten, deren Musik blos an unseren Ohren vorbeifliegt. Er scheint aber mit der „Stummen von Portici" seinen Zenith überschritten zu haben, denn von da an wird er in der sorgfältigen Bearbeitung seiner Tonstücke immer lässiger. Schon die auf die „Stumme" folgenden Opern nähern sich immer mehr der Leichtfertigkeit; er ist sich seines Genie's zu viel bewußt und ist vom Publikum zu sehr verwöhnt worden. Auch die „Sirene" offenbart dies nur allzusehr. Viele schöne Einzelheiten z. B. das Duett im 2. Akte zwischen Scopetto und Lerline gehen gleich leuchtenden Meteoren auf, um im nächsten Momente zu verschwinden und wieder einer Masse von musikalischen Gemeinplätzen das Feld zu räumen. Die Leichtigkeit, mit welcher der talentvolle Auber seine früheren gehaltvollen Opern schrieb, mag ihn noch jetzt, wo der Schatz seiner Ideen doch schon etwas erschöpft ist, zu diesem sich gehen lassen verführen; aber gerade diese Leichtigkeit ergötzt uns sehr oft und charakterisirt zugleich sein Talent, daß uns auch in „Sirene" manchen heiteren Augenblick verschafft.

J. Frühling.

*) Ein kleines Fahrzeug mit einem Fockmaste und einem Maste.

Der 13. November.

Dramatisches Sittengemälde in 3 Akten von Karl Gutzkow.

Der unbegüterte Lord Holiday ist der nächste Verwandte und Erbe des reichen Lord Arthur Douglas. Sie machen zusammen eine Reise nach Italien und hier keimt in Holiday's Brust der Gedanke auf, Douglas durch den Genuß aller möglichen Laster Körper- und Geisteskrank zu machen, wo er sodann dessen baldigen Tod und somit seinen Erbschaftsantritt sehr in die Nähe rücken kann. Dies gelingt ihm auch so ziemlich. Lord Douglas verliebt sich aber in Neapel in eine Miß Fennimer. Sie schwören sich gegenseitige Treue und die Geliebte reist nach England zurück, wo sie auf ihren Arthur zu warten verspricht; da trifft den in Holiday's Gesellschaft in Italien zurückbleibenden Arthur die Nachricht: Miß Fennimer habe die Treue gebrochen und den alten Commodore Stafford geheirathet. Die Kunde hievon gibt Douglas' ohnehin zerstörter Gesundheit den letzten, erschütternden Stoß. Er verläßt ohne Abschied seinen Freund Holiday; dieser hört durch zwei Jahre nichts von ihm, hält ihn für todt und wartet nur auf die gesetzliche Frist, um die reiche Erbschaft anzutreten, in Folge dessen er bedeutende Schulden macht und sogar an einen gewissen Marsten im Spiele 10,000 Pfund verliert. Die ganze fröhliche Zukunft Holiday's zerrint aber gleich einer Seifenblase, als der todt geglaubte Douglas, der zu seiner Zerstreuung eine Reise durch Asien, Afrika und den ganzen Continent machte, plötzlich zurückkehrt. Holiday sieht jetzt keinen andern Ausweg, als an die Güte Lord Arthur's zu appelliren und von ihm die Zahlung seiner Schulden zu erbitten. Er nimmt Marsten, der die 10,000 Pfund Sterling gezahlt haben will, mit sich und kömmt in Douglas' Schloß an. Das, was er hier sieht, läßt aber seinen ersten Plan wieder in ihm aufleben. Er findet Arthur — in Folge der verunglückten Liebschaft und seines Lebens in Italien — lebensüberdrüssig, melancholisch und so zur Hypochondrie geneigt, daß er nicht einmal in den Spiegel sehen kann; den Rasirer seines eigenen Gesichtes macht in rasen, und deßwegen sind alle Spiegel in seinem Zimmer verhängt. Holiday geht jetzt von seiner frühern Idee, sich von Arthur Geld zu erbitten, ab; er geht lieber zu seinem allerersten Plane zurück, nämlich, Lord Arthur aus der Welt zu schaffen und dies scheint ihm um so leichter, als er dabei gar nicht activ zu sein braucht. Douglas' hypochondrisches Gemüth ist gleich einer Pulvermine; Holiday braucht blos den Funken, der hineinfallen will, nicht aufzuhalten und sein Spiel ist gewonnen, Douglas sprengt sich in die Luft, die Erbschaft ist sein. Der Zufall spielt ihm die Gelegenheit dazu in die Hand. Marsten findet nämlich im Schloßparke einen alten Pavillon mit der Inschrift:

„Tempel des Friedens. Am 13. November 1798."

Holiday fragt, da man heute den 12. November zählt, Arthur nach der Bedeutung dieser Worte. . . Arthur weiß nichts mehr, als daß dieses der Todestag seines Vaters war, bemerkt aber, Trilbie, sein Haushofmeister, wisse alte Geheimnisse des Hauses Douglas und habe ihn von jeher vor dem 13. November gewarnt. Holiday spürt hier für seinen Plan etwas Taugliches. Er läßt Arthur in ein Seitenzimmer treten und entlockt Trilbie die Erklärung dieses alten Pavillons mit seiner Inschrift und warum der dreizehnte November von jeher den Douglas gefährlich war. Trilbie erzählt nämlich: wie die Douglas von jeher zur Hypochondrie geneigt gewesen wären und wie Lord Arthurs Urgroßvater, Urgroßvater und Großvater an einem solchen Tage durch sonderbare Verknüpfungen des Zufalls eines gewaltsamen Todes gestorben wären und wie endlich auch Lord Arthurs Vater, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, sich am 13. November 1798 in diesem Pavillon erschossen habe. Der, wie gesagt, im Nebenzimmer horchende Arthur stürzt jetzt, auf den höchsten Gipfel getrieben, herein; er hat genug gehört; es ist heute der 12. November; sein Vorsatz ist unwiderruflich gefaßt; er birgt von Holiday seine Pistolen unter dem Vorwande eines Tausches mit seinen eigenen, die Trilbie in Verwahrung genommen hat und sie ihm nicht herausgibt. Der über sein herausgeplaudertes Geheimniß entsetzte Trilbie weiß sich keinen andern Rath, als zu dem in der Nachbarschaft wohnenden Doktor Scott zu schicken und ihn, der Douglas behandelt, um Rath und Hilfe in dieser dringenden Angelegenheit zu ersuchen. Glücklicherweise hat er das rettende Mittel in seinem Hause. Seine Frau hat nämlich einen Besuch von ihrer Jugendfreundin, der Witwe Fennimer Stafford erhalten und hat von dieser ihr früheres Verhältniß zu Lord Arthur erfahren. Der Doktor erfährt nun auch von Lady Fennimer selbst, warum sie Arthur untreu geworden. Ihr Vater war nämlich in Indien Beamter gewesen und hatte sich da die schändlichsten Veruntreuungen zu Schulden kommen lassen. Er ist bei seiner Rückkehr nach England verloren, wenn ein Zeuge gegen ihn auftritt, da preßt ihm der alte, abgelebte Commodore Stafford seine Tochter ab, indem er erklärt, selbst als Zeuge auftreten.

Digitized by Google

Miß Fennimor muß den Vater retten, sie opfert die schönste Hoffnung ihres jungen Lebens und verschweigt sogar ihrem Arthur das Opfer, weil sie ihren Vater nicht bloßgeben kann, ja sie entsagt ihm auch jetzt, wo sie Witwe und frei ist, für immer. Da stellt ihr Scott die dringende Gefahr vor, in der sich Lord Arthur befindet und bewegt sie endlich, mit ihm nach Douglas' Schloß zu fahren. Hier haben die Dinge indessen die entsetzhafteste Wendung genommen. Holiday ist schon in dem geheimnißvollen Pavillon; er hört Arthur kommen und verbirgt sich unter den Tapeten, um die Katastrofe abzuwarten. Arthur tritt ein; seine Hypochondrie ist in eine Art stillen Wahnsinn verwandelt; da sieht er in dem unverhüllten Spiegel sein Antlitz; er wird rasend, schießt in den Spiegel, um sein zweites verhaßtes Ich zu vernichten, da tritt der Doktor Scott mit Fennimor ein und fängt den ohnmächtig Zusammensinkenden in seinen Armen auf. Arthur erblickt bei seinem Aufwachen seine theuere Fennimor, sie überzeugt ihn von ihrer Treue und Alles neigt sich zu einem fröhlichen Ende, blos den Verbrecher Holiday erreicht das rächende Geschick. Dieser stand nämlich horchend unter dem Spiegel und so durchbohrt ihn die Kugel seiner eigenen Pistole; er fällt, ein Opfer seiner Thaten und des 13. Novembers, der immer ein Glied der Douglas'schen Familie durch einen gewaltsamen Tod von hinnen reißt.

Wir rücken der Zeit immer näher, welche die Beurtheilung der dramatischen Tagesliteratur zu einer der unangenehmsten Aufgaben machen wird. Weil Alles zu tadeln, nichts zu loben ist, verrückt sich der unbefangenste Kritiker unwillkührlich vom eigentlichen Standpunkte der Kritik. Die Schalkheit der Zeit läßt ihn kein Stück ohne Mißtrauen anblicken; anderseits sieht er sich wieder in die gewiß nicht angenehme Nothwendigkeit versetzt, Alles zu tadeln, und dies macht ihn in den Augen des oft von solchen Lapzalien entzückten Publikums zum bärbeißigen Griesgram. Nachdem wir diese Worte zu unserer Entschuldigung vorausgeschickt, gehen wir getrost an die rein im Interesse der Muse gegebene Beurtheilung.

Der „dreizehnte November" entwickelt uns das Bild eines schon im Beginne des Stückes seelenkranken, im höchsten Grade hypochondrischen reichen Lords, der, weil er zuviel gelebt und sich ein Wenig unglücklich verliebt hat, melancholisch wird und sich nicht einmal im Spiegel sehen kann. Dieser ist der eigentliche Held des Dramas; es entsteht also wie billig die Frage: Was läßt der Dichter diesen Helden thun, und was für ein Tableau stellt er vor unseren Augen auf, um unsere Seelenkräfte anzuregen, daß sie mit den auf der Bühne vor uns sich bewegenden Personen gleichen Schritt halten, mit ihnen fühlen, mit ihnen denken? Denn die Bühne personificirt das Leben; sie soll uns in drei Stunden eine vom Beginne bis zum Ende fortschreitende Handlung zeigen — alles Andere ist nicht dramatisch. Wie schwer ein solcher dramatischer Stoff zu finden sei, die großen Dichter wußten es wohl und wählten lange, ehe sie an seine Bearbeitung gingen. Wie lange arbeitete und feilte Schiller an seinem Tell? — Unsere geniale Zeit hat dies längst vergessen; unsere Dichter haben eine leichtere Arbeit. Sie ergreifen den ersten besten Romanstoff, lassen die Personen anstatt auf dem Papiere auf der Bühne sprechen und — haben so ein Drama fertig. Sie vergessen aber, daß das, was im Romane gefällt, im Drama mißfällt. Während uns der Roman blos eine lebhafte Erzählung einer vorgefallenen Begebenheit, mit Rückblick auf die Charakterschilderung seiner Figuren ist und uns damit unterhält, muß uns die bloße gelungenste Charakterschilderung auf der Bühne langweilen, wenn dieser Charakter nicht Gelegenheit hat, durch ein nach einem bestimmten Ziele strebendes Handeln sich ganz zu entwickeln. Und das ist es, was uns über den von Gutzkow so tiefsinnig angelegten Charakter des Arthur Douglas den Stab brechen läßt. So sehr auch hier der Dichter sein tiefes Studium der Psychologie an den Tag legt, wir müssen dabei bleiben, daß Arthur wohl zu einem Romane nach Umständen einen sehr interessanten Romanhelden abgeben könnte, sich aber zu einem dramatischen Helden durchaus nicht eignet. Er schreitet gleich einem Gespenste durch das Stück, phantasirt von Himmel und Hölle und kann schon deßwegen unsere Theilnahme nicht in Anspruch nehmen, weil er nicht einmal sagt, was er will. Wenn Hamlet hin und her schwankt, von Selbstmord spricht, philosofirt, so thut er es, weil er die große That, die von ihm gethan sein soll, unverrückt vor Augen sieht; es tritt durch diese grübelnden Worte sein unentschlossener Charakter um so markirter hervor und seine Worte sind für den riesenartig angelegten Plan des Stückes unumgänglich nothwendig; wozu aber bei Arthur diese Philosofie? Schon sein erstes Auftreten entwickelt uns seinen Charakter, wozu also noch dann diese vagen Grübeleien? Gutzkow scheint diese aus der Natur der Sache entspringenden Einwürfe geahnt zu haben und verschanzt sich in Folge dessen hinter dem Titel: Dramatisches Seelengemälde. Gutzkow scheint aber bei seinem Arthur vergessen zu haben, daß die Bühne sowohl die Anschauung eines Charakters als eines Seelenzustandes am Besten in Handlungen ausprägt. Wer im Drama den Zuschauern ein Bild hinstellen will, der muß es mit fester, sicherer Hand malen können, und diese Kunst läßt Gutzkow sowohl an Arthur als an Holiday vermissen. Holiday ist ein gemeiner Theaterintrigant, wie sie in den Iffland'schen Rührstücken zu Dutzenden vorkommen. Er erinnert uns an jene Zeit, wo man im Theater in Thränen zerfloß, wenn es sich im Stücke darum handelte, die gestohlenen oder verspielten paar Gulden herbei zu schaffen, wo der unschuldige oder gar schuldige Verbrecher in tausend haarsträubende Verlegenheiten kam und endlich auf ein Haar unter dem Galgen weglief. Die Iffland'sche Intrigue hat aber im 13. November noch eine Gesellschaft gefunden und zwar die erst vor Kurzem verschollene moderne Schicksalstragödie. Nur in Einem differirt der Dichter von diesen. Während nämlich in allen diesen Tragödien eine effektive Einwirkung aus der Wunderwelt stattfindet, wie z. B. in „der Schuld" der Fluch der Bettlerin, finden wir hier außer dem nebligen Klima der schottischen Hochlande gar keinen Grund für die Hypochondrie und den Selbstmord der Ahnen Arthurs am 13. November. Und ist die Hypochondrie wirklich eine endemische Krankheit, was hat das Fatum dann für einen Einfluß hierauf? Da aber auch an diesem verrufenen November ein Douglas, nämlich Holiday, als Opfer fällt, so hätte der Dichter uns wenigstens sagen sollen, warum dieses ungalante Fatum absolut am 13. immer einen Douglas haben müsse?

Das Mißfallen dieses Stückes an den meisten Bühnen Deutschland's ist eine glänzende Bewährung des deutschen Geschmackes, der sich kein X mehr für ein U vormachen läßt. Die Zeit ist vorüber, wo man hochtrabende Tiraden für lauteres Gold nahm; der Geist eines Shakespear, Göthe und Schiller ist zu tief in die Gemüther eingedrungen, als daß man sich an dem Glanze eines solchen flitterhaften Rauschgoldes ergötzen sollte. Die Zeit will ihr Recht! und darum kann man ihr das Beingen solcher Stücke nicht wehren; daß wie aber blos aus Sucht nach Neuem das alte Gute verwerfen, das ist ein Mißbrauch dieses Rechtes und es wäre Pflicht der Theaterdirektionen, sich solchen Mißbrauch so wenig als möglich zu Schulden kommen zu lassen.

J. Fröhling.

Sie ist verheirathet.

Romantisch-komischer Charakterbild (Original) in 3 Akten von Friedrich Kaiser.

Während die neuen Stücke immer schlechter werden, werden ihre Benennungen immer pompöser. Wir hatten erst unlängst ein dramatisches Seelengemälde und bekommen nun gar ein Stück, das drei Eigenschaften in sich vereinigt: Es ist nämlich — nach dem Ausspruche des Verfassers — romantisch, komisch und ein Charakterbild. Wenn sonst ein simpler Mensch den Theaterzettel las, so wurde ihm wenigstens verständlich, was er von dem Stücke zu erwarten habe; heutzutage ist sogar der Theaterzettel unverständlich. Wir wollen uns aber diese sonderbare Benennung in keine weitere Glossen verlieren und schreiten sogleich zur Erzählung der Handlung.

Robert, ein junger brausekopfiger Jäger, ist in Gretchen, eine junge Wirthstochter, verliebt und Gretchen ist natürlich auch in ihn verliebt; aber ihr Vater will aus Furcht vor Robert's hitzigem Temperamente ihre Heirath nicht zugeben; ja noch mehr, während Robert auf einer Dienstreise ist, stirbt Gretchens Vater und hat ihr sterbend das Gelobniß abgenommen, Robert nicht und einen gewissen Lohmann, seinen alten Freund, ja zu heirathen. Dies geschieht. Robert erfährt bei seiner Rückkehr, Gretchen sei verheirathet; er wird rasend vor Wuth, ja will sogar den alten Lohmann, den Räuber seines Glückes, erstechen, da wirft sich das dazu kommende Gretchen dazwischen, schilt Robert ob seiner Wildheit und äußert sich dankend gegen ihren Vater, der sie davor bewahrt, einem solchen wilden Thiere die Hand gereicht zu haben. Robert bleibt erstaunt stehen. Ist dies das Gretchen, sein Gretchen, das ihm tausend und aber tausend Schwüre der Treue auf die Lippen gedrückt? Er kann seinen brennenden Schmerz nicht bezähmen; er schwört ihr Rache und stürmt hinaus in den Wald. Hier trifft er einen eben so elenden Leidensgefährten, der aber an einer ganz andern Krankheit laborirt. Es ist ein gewisser Lorenz Wind, ein abgesetzter Amtsschreiber, der eben so wenig Geld als viele Kinder hat, und eben so faul als verschwenderisch ist. Er ist jetzt auf dem höchsten Gipfel des Elends; sogar seinen Rock hat er so eben an einen Juden verkauft, es bleibt ihm nichts als sein Humor und sein Genie. Da wirft ihm ein glücklicher Zufall Robert in den Weg. Dieser will nämlich von der Welt Abschied nehmen und wirft, das Geld verachtend, seine Geldbörse von sich, um blos aus dem Kugelbeutel seinen letzten Trost zu holen. Da hebt Wind die Börse auf, erkennt in Robert einen seiner früheren Bekannten und heilt ihn von seiner Selbstmordidee, indem er ihm seine Hilfe verspricht und ihm als Beweis dessen, sogleich den guten Rath gibt, sich an Gretchen dadurch zu rächen, daß er thue, als läge ihm nichts an ihrem Verlust. Robert geht auf diesen Vorschlag ein und findet hierzu die beste Gelegenheit auf dem Balle, der so eben auf dem Schlosse von dem Neffen des Gutsherrn gegeben wird. Dieser ist nämlich toller Streichr wegen von seinem reichen Onkel aus der Stadt auf dieses Landgut verbannt worden und weiß sich mit nichts Besserem die Zeit zu vertreiben, als indem er alle hübschen Mädchen und Frauen des Dorfes zu einem Balle ladet. Er hat auch noch einen besonderen Grund. Der junge Wüstling hat ein Auge auf das schöne Gretchen geworfen; er benützt also den gegebenen Ball, um mit ihr zu tanzen und hiebei zu seinen Anträgen die Präambula zu machen. Während er aber mit Gretchen spricht, fällt ihm ein sonderbarer Umstand auf. Als nämlich Robert — seinem Versatze getreu — mit Tinchen, des Schloßverwalters Tochter zum Tanze antritt, wird Gretchen kreideweis und weiß gar nicht mehr, was man mit ihr spricht. Der in solchen Händeln erfahrene Junker erspäht gleich in Robert das Hinderniß seiner Bewerbung, ruft diesen vor sich und gibt ihm die Erlaubniß, Tinchen zu heirathen und zugleich als Ausseuer eine einträgliche Förstersstelle. Robert will im ersten Augenblicke Beides zurückweisen, da erinnert ihn Wind an die beabsichtigte Rache, und Robert schweigt, welches Schweigen natürlich als eine Einwilligung von Seiten Roberts ange-

Digitized by Google

sehen wird. Robert ist aber ganz und gar nicht dazu gesonnen. Ihn quält der Gedanke an Gretchens unbegreifliche Untreue; er will sie noch einmal sprechen, bittet also Wind, ihm ein Schreiben an sie zu bestellen, worin er sie ersucht, um 8 Uhr Abends im Walde bei der Kapelle zu sein. Lorenz Wind ist aber ein hart gesottener Sünder, dessen Genie, gleich der Magnetnadel zum Eisen, immer zum Gelde zieht. Er hat auf dem Balle den jungen Wüstling begriffen; dieser ist reich, Robert ist arm, er verräth also diesen, um zu jenem überzulaufen. Er läßt sich von Robert den ungesiegelten Brief zur Besorgung an Gretchen übergeben und gebraucht diesen zu seinem Zwecke, beim Junker eine reichhaltige Anstellung zu bekommen, recht gut. Er setzt nämlich dem Junker mit vielem Humor auseinander, wie er dies mit Änderung der Stunde — nämlich auf 7 Uhr — den Brief an Gretchen abzugeben brauche, um sie ganz in der Falle zu haben. Da sie nämlich um 7 Uhr den Junker anstatt des Roberts auf dem Platze finden wird, so muß sie dann das Stillschweigen des Junkers gegen ihren Mann mit ihrer Gunst erkaufen. Dem Junker, dem es bei Gretchen ohnehin nicht recht vom Statten gehen will, ist Wind ein Deus ex machina. Er honorirt ihn sehr freigebig und befolgt sogleich, was er ihm gerathen. Der Junker ist auch in der That kaum auf dem Platze, als Gretchen kömmt und erstaunt anstatt Roberts den Junker trifft. Dieser drängt sie mit seinen rohen Liebesbewerbungen, sie ruft um Hilfe und diese wird ihr von ihrem Manne, dem alten Lohmann, der sie mit der Flinte in der Hand in den Wald begleitet hat, um sie vor jeder Gewaltthat Roberts zu schützen. Gretchen entflieht und Lohmann droht jetzt dem Junker mit der Erklärung: die ganze Geschichte vor das Forum des jeden Augenblick zu erwartenden alten Gutsbesitzers zu bringen. Dieser, als des Junkers Oheim und Herr, werde schon die Unschuld vor seinen Nachstellungen zu bewahren wissen. Der Junker fürchtet den Zorn seines Oheims, fürchtet die Enterbung und weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er dem alten Lohmann die Flinte entreißt, ein eben vorüberfliegendes Huhn schießt und den auf seinen Pfiff herbeieilenden Jägern den alten Lohmann als Wilddieb übergibt, den er so eben mit der Flinte in der Hand auf der That ertappt. Der über diesen Geniestreich entzückte Junker ist aber nicht allein gewesen; der zum Rendez-vous kommende Robert langte zu rechter Zeit an, um die letzte Szene zu sehen. Er ist lange mit sich im Streite, ob er Lohmann, den Dieb seines schönsten Juwels, retten, ob er für ihn zeugen solle; endlich siegt sein besseres Ich. Er tritt vor den Junker, sagt ihm, daß er Tinchen nicht heirathen wolle und daß er ihn in Lohmann's Angelegenheit dringend allein sprechen müsse, da er Zeuge des ganzen Auftrittes war und somit in dieser Angelegenheit Aufschluß geben könne. Der Junker, der auf Lorenz Wind's Rath durch Lohmann's einstweiliges Gefängniß Gretchens Gunst erzwingen will, verspricht Robert eine bedeutende Belohnung für sein Stillschweigen, erstaunt aber nicht wenig, als Robert mit seinen Jägern den alten Lohmann befreit und zugleich der alte Gutsherr, sein Oheim, eintritt. Robert hat die Versuchung glorreich überwunden, indem er seinen Feind den Lohmann rettete, wird aber auch überschwänglich belohnt, als ihm jetzt Gretchen aufklärt, er habe die Prüfung glorreich überstanden und dürfe sie nun heirathen. Sie ist nämlich nicht verheirathet und die Sache verhält sich folgendermaßen: Als Gretchens Vater starb, traute er dem Tellkopf Robert seine Tochter nicht; er forderte Gretchen das Versprechen ab, sich eine Zeit lang als verheirathet auszugeben und hierdurch seinen Charakter zu prüfen. Robert wird also vom alten Gutsherrn in seiner Höchstenwürde bestätigt und erhält die Erlaubniß, Gretchen zu heirathen; der Junker kömmt mit einem Verweis davon, Lorenz Wind wird vom Gute gejagt und das Stück schließt mit dem Segen des alten Lohmann über das junge Brautpaar.

Schon die Inhaltserzählung ergibt uns die verschiedenartigen Elemente, die in diesem Stücke verwalten. Es nähert sich durch die durchgeführte ethische Läuterung von Robert's Charakter dem Schauspiele, und ist wieder Posse, indem es uns Lorenz Wind in Situationen vorführt, die, vom ästhetischen Standpunkte aus, nur in einer Posse geduldet werden können. Der Dichter scheint dies gethan zu haben, um der jetzt bestehenden Wiener Posse eine gänzliche Umgestaltung zu geben. Während diese den ersten besten Stoff aus dem Leben ergreift — ohne erst auf eine genauere moralische Prüfung desselben einzugehen und ihn, als aus dem Volke genommen, dem Volke als sein eigen Spiegelbild blos zur Ergötzung hinstellt, will Kaiser die Posse, weil sie eben an's Volk geht, erheben. Er läßt sein Stück die Versinnlichung einer Idee werden — nämlich Robert's Besserung — will also das Volk über Dinge, die in seinem Leben vorkommen, aufklären. Wollen wir aber auch diese etwas gewagte Zwittergestaltung der Form hingehen lassen, so entsteht doch noch wie billig die Frage: Ist Kaisers Charakterbild ein moralisches Stück? und man kann darauf mit gutem Gewissen antworten: Nein. Denn die Darstellung von Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters allein ist nicht genug zur moralischen Wirkung; will der Dichter diese Wirkung hervorbringen, so muß er streng auf die Umstände Acht haben, die solche tugendhafte oder lasterhafte Thaten begleiten. Wenn Jemand seinen Feind nicht ermordet, so ist er deßwegen noch kein Tugendheld, und hier deckt sich Robert's Besserung um den einzigen Punkt: ob er Lohmann durch seine Aussage retten, ob er durch sein Schweigen ihn verderben soll. Daß er jenes thut, daß er kein Schuft ist, das kann ihn in unseren Augen unmöglich höher stellen; nothwendiger Weise muß er aber untere Achtung verlieren, wenn wir uns bei seiner That an seinen Monolog erinnern, und wie es eine lange romantische Szene brauchte, um damit er sich entschlösse, etwas zu thun, was jeder gute Staatsbürger thun muß!

Ist nun schon Robert's Charakterbild nicht zu billigen, was soll man erst zu dem von Lorenz Wind sagen? Dieses ist gerade zu unmenschlich und kann auf empfängliche Gemüther nur verderblich wirken. Wir sehen hier einen Tagedieb ohne Herz, ohne Gemüth, ohne Wort und Treue für Geld seinen Freund — Robert — verrathen, sehen ihn die schändlichsten Mittel anwenden, um nur zu einer Anstellung zu gelangen und müssen gerade ihm unsern Beifall zuwenden; denn sein Scharfsinn und die ihm vom Dichter in den Mund gelegten Witze und Späße halten gleichen Schritt mit seiner Schlechtheit; wir lassen uns also von jenen bestechen, während uns doch unser besseres Selbst Abneigung gegen ihn gebietet. Dieser Conflikt verursacht in unserer Brust eine Unbefriedigung; der streng sittliche Mensch wird durch eine solche Disharmonie verstimmt. Darum ist also die Richtung dieses Stückes im höchsten Grade zu mißbilligen und wir sehen den Vorsatz des Dichters an seinem eigenen Werke scheitern.

Lassen wie aber das Verfehlte in der Richtung dieses Stückes fallen, so ist es, einige theatralische Längen abgerechnet, sinnreich erfunden und sinnreich ausgeführt. Die durch Lorenz Wind eingefädelte Intrigue überrascht und gibt der Theilnahme des Zuhörers neuen reichen Stoff. Alles dieses wird aber in hohem Grade durch die gediegenen Witze übertroffen, die gleich einer nie versiegenden Quelle aus Wind's Munde fließen. Sein Witz ist die Geißel, unter die Alles muß und der Dichter scheint ihm, als wie einem geliebten Kinde, „Alles gegeben zu haben, denn er hat die Couplets sehr spärlich bedacht. Übrigens hat „Sie ist verheirathet" hier einen entschiedenen Beifall davon getragen.

J. Frühling.

Hector Berlioz's Concerte in Prag.

Was Berlioz uns Prageru bot, die Aufführung seiner Tonstücke, gehört eigentlich nicht in die Spalten unserer dramatischen Novitätenschau; ist er aber auch nicht dramatisch, Novität ist er uns, und wir hoffen daher bei unseren Lesern entschuldigt zu sein, wenn wir hier einige Worte über ihn aufnehmen.

Berlioz ist ein Meteor am musikalischen Horizonte. Er spielt uns mit seinen 200*) Musikern Melodien vor, die uns bald in süße Ruhe wiegen, bald in's stürmische Meer der auf die höchste Spitze getriebenen Affekte hineinstürzen. Jedes Musikstück athmet einen andern Geist; keines ist dem andern ähnlich, und dann steht wieder jedes für sich allein da und ist zugleich ein vom Anfang bis zu Ende durchgeführtes Ganzes. Wir hören in dem Tongemälde „Romeo und Julie" benannt, die girrenden Klagen der Liebe, hören das beseligende Entzücken des glücklichen Liebenden in dem ruhigen, seelenvollen Tone, in den endlich die Musik über geht. Darauf hören wir in einem andern Tongemälde „Aus dem Leben eines Künstlers" die letzte Abtheilung „der Gang zum Hochgericht" und gewahren mit Erstaunen, wie hier der musikalische Dichter in den tiefsten Schacht der Empfindungen hinabgestiegen ist, um nur das zu finden, was er mit seiner Musik ausdrücken will. Alle Worte der Welt könnten das nicht reden, was Berlioz hier an das Herz eines Jeden seiner Zuhörer legt. Seine dröhnenden Akkorde reißen uns mit sich fort; wir eilen aus uns heraus, fangen mit dem Dichter zu fühlen, zu denken an; nun taucht hier ein in uns anklingendes Ton auf, nun hier, nun da — und so geht es fort und fort; wir ermatten durch die in uns hervorgebrachte Aufregung. Wir halten uns wieder für befähigt noch verpflichtet, über die Compositionsform Berlioz's ein Urtheil abzugeben; wir wollen seine Leistungen blos erzählen, können dabei aber nicht übergehen, was an Berlioz gerügt wird. Das ganze Wesen der Berlioz'schen Musik beruht auf der Tonmalerei und dies ist der Stein des Anstoßes, der Berlioz's Genie immer in den Weg geschoben wird. Ist es nun einerseits lächerlich, wenn man liest, man werde durch Musik aufgeklärt: hören, wie der Künstler auf's Land geht, so wird man doch auch und nachernster, wenn man erst Berlioz zu hören anfängt. Schon die ersten Töne ahnen die Idee, die uns der Dichter anschaulich machen will; wir vergessen auf die kleinlichen Glossen, die wir früher mit kaltem Blute machten und fühlen uns von diesem Meere von Tönen erhoben, getragen. Berlioz's geniales Auftreten hat übrigens in unserer Stadt ein musikalisches Schisma erregt. Während ihn die eine Parthei der musikalischen Sachverständigen zum Himmel empor heben will, wirft ihm die andere seine groben Fehler im Haemeniedaue vor und schilt ihn Charlatan. Wie die beiden Meinungen so sehr von einander abweichen können, läßt sich leicht begreifen. Er steht mit seiner musikalischen Malerei auf der höchsten Stufe der Vollendung; bei den Effekten, die er hervorbringen will, reißt er an allen Saiten der Natur; wie leicht reißt nicht eine solche Saite und muß dann nothwendiger Weise einen schrillenden Ton verursachen? Wie dem auch sei, von Seiten des Publikums hat Berlioz in Prag die wärmste Theilnahme gefunden.

J. Frühling.

*) In Wien hatte er 300 mitwirkende Mitglieder, in Prag blos an 70.

Digitized by Google

Miscellen.

Mitgetheilt von Aler. Freimuth.

Der jüngste Tag.

Magister Stiefel, lutherischer Prediger zu Holzdorf und Lochau bei Wittenberg, hatte durch eine Berechnung von Quadratzahlen entdeckt, daß das Ende der Welt den 3. Oktober 1533 früh um 8 Uhr erfolgen würde. Der gute Mann war selbst durch die Vorstellungen Luthers, dem er sich anvertrauet hatte, von seinem Wahne nicht zu heilen, und eilte sofort, auf Kanzeln und durch Druckschriften seine Prophezeihung zu einer warnenden Publicität zu bringen. Alles strömte herbei, dem weisen Stiefel zu brichten, und da die verhängnißvolle Stunde herannahete, bestieg er die Kanzel, um die Gemeinde auf den furchtbaren Augenblick vorzubereiten. Der vorhergesagte Augenblick erschien, aber die Elemente blieben ruhig; doch Triumph Magister Stiefel! ein ungeheures Donnerwetter zieht sich zusammen, allein es vergeht eben so schnell. Endlich brachte der Hunger die aufgeregte Gemeinde wieder zur Vernunft; sie ärgerte sich über ihre Leichtgläubigkeit, und rächte sich an dem unberufenen Propheten dadurch, daß sie ihn von der Kanzel herabriß, und mit Stricken gebunden nach Wittenberg vor's Gericht führte. Hier forderte sie Entschädigung für die Versäumniß ihrer Wirthschaft, wodurch sie an den Bettelstab gebracht worden, und die Szene würde weit ernsthaftere Folgen gehabt haben, wenn sich nicht Luther in's Mittel gelegt hätte. Dieser beschwichtigte die Ergrimmten, den Magister Stiefel einstweilen noch bei sich zu behalten, bis ein anderer Prediger seine Stelle ersetze.

Eine Franziskaner-Procession in Constantinopel.

Als im Juli 1782 die allgemein herrschende Dürre besonders die Muselmänner in Verlegenheit setzte, entschloß sich der Sultan, nachdem alle zur Erlangung eines erquickenden Regens veranstalteten Gebete und Fasten fruchtlos geblieben waren, seine Zuflucht zu dem Einfluß der Franziskaner in Constantinopel zu nehmen. Er ließ demnach den Pater Provinzial vor sich kommen, und befahl ihm, mit seinen Untergebenen Gebete anzustellen, um den hartnäckigen Himmel zu der Wohlthat eines Regens zu bewegen. „Man hat schon lange um Regen gebeten" entgegnete der Provinzial „und es ist eine Pflicht der christlichen Religion, daß man für das Wohl und für das Glück desjenigen Herrn bete, in dessen Staaten man lebt. Weil mir aber dieses im Namen der hohen Pforte besonders aufgetragen wird, so will ich noch eine große Bußprozessiion anstellen, bei welcher sämmtliche Franziskaner mit Stricken um den Hals erscheinen, und sich geißeln sollen. Ich wünsche nur noch, daß die römisch-katholischen Sklaven aus der Nachbarschaft der Prozession möchten beiwohnen dürfen, und bitte mir, um vom Pöbel nicht gestört zu werden, eine starke Janitschaarenwache und etwas Cavallerie zur Bedeckung aus."

Der Großvezier willigte ein und an demselben Tage, wo die Prozession gehalten werden sollte, siehe! da erfolgt plötzlich ein so durchdringender Regen, daß die Türken darüber so entzückt, als von der Kraft der christlichen Religion mit einer seltsamen Bewunderung, oder vielmehr Verwunderung, erfüllt wurden. — Der Sultan war erkenntlich genug, alle Sklaven, die der Prozession beigewohnt hatten, frei zu geben, und machte dem Provinzial ein sehr ansehnliches Geschenk.

Titulatur des Sultans von Menangcabow auf der Insel Sumatra, als Eingang eines Edicts.

Der Sultan von Menangcabow, dessen Residenz Pagaruidruschung ist, welcher König aller Könige und Sohn des Rain Iskenderzulkar-Nainnny ist, und Muncuto besaß, welches von dem Propheten Adam ist vom Himmel gebracht worden; Herr des dritten Theiles des Waldes Makumal, dessen Eigenschaften unter andern darin bestehen, daß er Holz zum Fliegen enthält; Herr der mit dem Barte des Dschandschih aus dem Pallaste der Stadt Rom gezierten Lanze, deren Feste in dem Monate Dul-Hadschid gefeiert werden, wo alle Allums, Pückjahs und Mudanokarrihs Gott loben und bitten; Herr des Goldes von zwölf Körnern, genannt Rudaw rat Rudarattih, welches einem Menschen gleicht; welcher seine Schatzungen in Gold nach dem Lessung (Scheffel) empfängt; dessen Betal-Gefäß von Gold und Diamanten besetzt ist; welcher Besitzer ist des Schwertes, genannt Rurih-se-Mendang-Dschihrih, das hundert und neunzig Scharten hat, die es in dem Gefechte mit dem Erzteufel Se Rattih-Muno erhielt, den es erlegte; welcher Herr ist des frischen Wassers im Ocean, so weit ein Schiff in einem Tage segeln kann; Besitzer einer Lampe aus dem Zweige des Iddschu gemacht; eines Gadewang, welches in einem ungemachten Chindav gewickelt ist, eines aus der Seele des Stahles verfertigten Dolches, welcher durch sein Geräusch seinen Widerwillen ausdrückt, wenn er in die Scheide gesteckt wird, und sein Vergnügen verräth, wenn er gezogen wird; Herr einer Dattel, die so alt, als die Schöpfung ist, Besitzer eines von dem Himmel gebrachten Feuergewehrs, Namens Subahanahunata Inatla; eines Pferdes von dem Geschlechte Sorimboranih, welches alle andern übertrifft; Sultan des brennenden Berges, und der Berge Guntang-Guntang, welche Palempang und Dschambih scheiden; Besitzer des Elephanten Setih Dewa; Sultan des goldenen Flusses und Herr der Luft und der Wolken (!!); Herr eines Ball, dessen Pfeiler an der Stunde Dschelattung sind, der Gandangs (Trommeln), welche aus dem heiligen Zweige der kleinen Stauden Pulut und Silesurih verfertigt sind; der Gong, welche bis zum Himmel tönt, des Büffels Se Pinnang Sattih, dessen Hörner zehn Fuß von einander stehen; des unbesiegten Hahnes Sengguamih; des Cokusbaumes, dessen erstaunliche Höhe die Schlangen und anderes schädliche Gewürme, womit er gesetzt wird, ihn zu besteigen unmöglich machen; der Blume Sirih Mendschirih von himmlischem Geruche, der, wenn er sich schlafen legt, nicht eher erwacht, als bis der Gandong Nolet ertönt, dessen ein Auge wie die Sonne, und das andere wie der Mond ist — erklärt seinen Unterthanen diesen Willen ꝛc.

Fürchterliche Erdbeben.

Im Jahre 786 während des Winters war in Baiern ein großer Erdbeben und eine so heftige Kälte, daß die Vögel in der Luft erfroren, und todt zur Erde herab fielen. Während dieser Zeit sollen einige Flüsse ganz blutroth gewesen, und vom Himmel sollen schwarze, brennend heiße Tropfen gefallen sein, von welchen die Leute, die von ihnen getroffen wurden, starben. Hierauf ordnete, um diese Zuchtruthe des Himmels abzuwenden, der Herzog Thassilo eine allgemeine Fasten an, welcher er mit seinem Beispiele voranging; er streute Asche auf sein Haupt, ging baarfuß, beichtete, und in kurzer Zeit hatte die Noth ein Ende.

Unter die stärksten Erdbeben gehören die, welche in den Jahren 1021, 1062, 1068 und 1348 ganz Deutschland beunruhigten; der ganze Erdboden dieses Landes wurde zumal erschüttert und die festesten Gebäude stürzten zusammen. In Oesterreich, Böhmen, Mähren, Ungarn, Kärnthen und in der Schweiz wüthete es am ärgsten; es begann zur Vesperzeit und dauerte volle 40 Tage. Tausende von Menschen und Thieren fanden ihr Grab unter den zusammengestürzten Gebäuden, oder wurden in den aufgerissenen Erdflächen und Bergen verschlungen. Während dieser Revolution sollen zwei große Berge gegen einander gestürzt sein, und dadurch natürlich Alles, was zwischen ihnen lag und lebte, verschüttet haben.

Nicht minder heftig war das Erdbeben, welches im Jahr 1551 Wien ängstigte; kein Gebäude blieb ohne Beschädigung; und die Nei-

Digitized by Google

gung der Spitze des Stephansthurmes rührt von dieser Erschütterung her.

Eben so gewaltige Erdbeben trafen in den Jahren 1627, 1631, 1638 und 1688 Neapel. Das erste, welches sich auf 200 italienische Meilen erstreckte, dauerte einige Tage. Die meisten Städte, Schlösser und Flecken stürzten zusammen. Am traurigsten litten die Einwohner der Stadt Severo, die größtentheils erschlagen, und die der Stadt Lesina, welche sammt derselben verschlungen wurden. — Während des zweiten Erdbebens, das eigentlich das zwanzigste war, den dem Neapel heimgesucht wurde, brachen aus dem Vesuv sieben Feuerströme hervor, so, daß auf fünf Meilen in der Runde, Städte und Menschen von der Asche bedeckt wurden. — Das dritte hatte die Verwüstung von Calabrien zur Folge, und die prächtige Stadt St. Euphemia versank sammt den Einwohnern in die Erdklüfte.

Im Jahre 1670 brach in Baiern ein Erdbeben aus. Während dessen bewegte sich die Donau wie siedendes Wasser; doch war diese Revolution weder von langer Dauer noch von beträchtlichem Schaden.

Zur Zeit des Erdbebens, welches im Jahre 1693 in Augsburg erfolgte, zersprang der Pulverthurm, wobei mehrere hundert Menschen ihr Leben einbüßten. Er soll durch Feuer, welches vom Himmel fiel, angezündet worden sein.

Entsetzlich war für Tauris, die Handelsstadt in Persien, das Erdbeben im Jahre 1721; denn die ganze Stadt versank in den Abgrund der geöffneten Erde, und dreimal hundert tausend Menschen verloren auf dieselbe Art ihr Leben!

Hunger und Pest durch Heuschrecken.

Im Jahre 813 entstand in Deutschland, Italien und Frankreich eine peinliche Hungersnoth durch die plötzliche Erscheinung einer ungeheuern Menge, in ihrer Art riesenhafter Heuschrecken, welche alles verzehrten; viele Menschen wurden eine Beute dieser Noth; doch bald sollten diese Insekten ein noch traurigeres Loos verbreiten: Wie sie nämlich ihren Zug nach dem brittischen Meere nahmen, geschah es, daß ein Sturmwind sie alle in den Wellen begrub, um sie todt wieder auszuwerfen; und dadurch erfolgte eine so wüthende Pest, daß beinahe der dritte Theil der Menschen von ihr dahin gerafft wurde.

Eine nicht minder große Anzahl von Heuschrecken kam im Jahre 1333 von Osten her nach Polen, Böhmen, Oesterreich, und Baiern, woselbst sie vier volle Sommer sich aufhielten, und Alles verzehrten bis auf das Weinlaub; sie hatten sechs Flügel, und eben so viele Zähne, glänzend wie Edelsteine. Man suchte natürlich alles Mögliche, diese ungebetenen Gäste zu vertilgen, oder sonst ihrer los zu werden; aber vergebens. So trieb in Baiern ein Mann eine Heerde Hühner gegen die Insekten; sie wurden zwar aufgerieben, aber was konnten solche unbedeutende Verminderungen einer ungeheuern Anzahl, die sich täglich wieder vermehrte, frommen? Endlich im Jahre 1338 kam Rettung durch Raben, Störche und Geier, durch die die Insekten größtentheils verzehrt wurden; die, welche noch übrig blieben, erdrückte der häufige Schnee, welcher am Tage nach Lucas fiel. Nachher setzte man dieser losgewordenen Landplage folgendes Epitaphium:

M, trin X, trin C post octo venere Cicade,
Quas nive mox Truce postravit lux altra lucae.

Neuerdings wurde im Jahre 1685 die obere Pfalz mit einer großen Menge dieser Thiere heimgesucht; im allgemeinen thaten sie zwar nicht vielen Schaden, aber für einen alten Mann und seine Base war ihre Erscheinung von den betrübtesten Folgen. Man hielt nämlich diese beiden Leute für die Erzeuger dieser Heuschrecken, erklärte sie für Zauberer, schlug ihnen am 30. December die Köpfe ab, verbrannte ihre Leichname und streute ihre Asche in die Luft.

Preise der Lebensmittel während der Kirchenversammlung zu Konstanz im Jahre 1415.

Der ungeheuere Zusammenfluß von Menschen und Pferden bei diesem merkwürdigen Concilium mußte nothwendig eine Theuerung der Lebensbedürfnisse erzeugen, und diese Theuerung, welche als solche freilich nur in einer Zeit, wo es des Geldes so wenig gab, gelten konnte, gründet sich auf nachstehende Preise: Das Pfund Rindfleisch kostete — 3 Pfennige, Lammfleisch 7 Heller; ein Lammsbraten ungewogen 15 Pfennige, ein Ei 1 Heller, ein Häring 1 Pfennig, ein Pfund Butter 7 Pfennige, ein altes Huhn 20 Pfennige, ein großes Bund Heu, so ein Mann kaum tragen konnte, 26 Pfennige; ferner eine Kanne Malvasier 3 Schillinge, Landwein 4 Pfennige; das Pfund Schweinwildpret 6 Pfennige, Hirsch- und Rehfleisch 5 Pfennige, ein Hase 7 Schillinge, geräuchertes Schweinfleisch oder Speck das Pfund 7 Pfennige u. s. w. — Man kann annehmen, daß alle diese Artikel der jener Zeit die Hälfte gekostet haben mögen.

Einführung der Roßschweife bei den Standarten.

In einem Treffen gegen die Christen verloren die Türken eine wichtige Fahne und mit ihr den Muth. Alles ergriff in der größten Verwirrung die Flucht. Da der General dies wahrnahm, wußte er sich nicht anders zu helfen, als daß er einem Pferde mit seinem Säbel den Schweif abhieb, ihn auf eine Pike heftete, sie emporhob und den Fliehenden zuschrie: „Hier ist die große Standarte; wer mich liebt, der folge mir!“ Die Türken faßten neuen Muth, schlossen sich wieder in feste Glieder, griffen die Feinde herzhaft an und erkämpften den Sieg. — Seitdem wurden die Roßschweife als Fahnen eingeführt.

Wer hat Glück?

Humoreske von Fr. F—r.

I. Kapitel.

Herr Skarnitzel.

(Ein treues Sittengemälde zum wahren Nutzen und Frommen gar furchtsamer Ehestandskandidaten, deren es heut zu Tage nicht wenig Exempel gibt, von einem sehr guten Manne, der sich ungemein viel Mühe nimmt, nach langer Anstrengung und bei abgesperrter Einsamkeit entworfen und aufgezeichnet.)

In einer Stadt, welche wir mit dem Namen unserer Vaterstadt belegen können, wenn unsere schriftstellerische Eitelkeit größer und der uns inwohnende Parteigeist noch einseitiger wäre — lebte ein sehr sanftmüthiger Mann, der sich ungeachtet der Mittelmäßigkeit seiner Eltern auf den mühsamen Wanderungen des irdischen Lebens von der niedern Kellerstufe eines simplen Vierjungens bis zur hohen Zimmerwürde eines nichteinkassirenden Kellners hinaufgeschwungen hatte. Gutmüthige Menschen sind den Beleidigungen schadenfroher Leute mehr ausgesetzt, als Wütheriche, in deren menschenfeindlichem Herzen Rache kocht. Auch unserem Spiridion Skarnitzel wurden häufige Verbalinjurien zu Theil, weil man wußte, daß er nichts erwidern werde; ja sogar kräftigere Beleidigungen verübte man auf seinen jugendlichen Rücken, und alles ertrug er mit Gelassenheit und größerer Geduld als weiland Bileam's Esel. Hiemit wäre nun Spiridion's Sanftmuth sattsam erwiesen.

Digitized by Google

Aber noch eine Tugend strahlte an ihm und um so glänzender hervor, je dicker er wurde. Spiridion hatte vor dem andern Geschlechte völlige Scheu! — Wie? Ein Kellner und völlige Scheu vor dem andern Geschlechte, das sich jetzt vor den Männern so wenig scheut? Unmöglich! — Die Dienstmädchen, die so gerne in der Schänke und im Kaufmannsladen schäkern und kurzweil treiben, wollten es auch nicht glauben. Sie bekamen völlige Passion gegen ihn und setzten den enthaltsamen Kellner auf die härtesten Proben, die er aber ritterlich bestand. Ihm dadurch spinnenfeind, beschlossen die Küchennymphen kein Bier bei Spiridion zu holen, und nur den strengsten Despotinen gelang es, sein Bier trinken zu können.

Doch, wenn auch Skarnitzel Feindinen hatte, so sollten seine Vortrefflichkeiten nicht unbelohnt bleiben. Er hatte Jemandem die Augen geöffnet, die zwar an und für sich ziemlich groß waren, um etwas zu bemerken; aber diese Augen funkelten in einem Kopfe, der einem weiblichen Wesen gehörte, das dem Sanften und Enthaltsamen Hand und Liebe zuzuwenden gesonnen war. Wir glauben daher unsern Spiridion bereits als Bürger und Hausbesitzer betrachten zu dürfen, und werden ihn, um es an gehörigem Respekte nicht fehlen zu lassen, sofort „Herr Skarnitzel" nennen.

II. Kapitel.

Frau Pamphilia.

(Beschreibung einer Dame, die zwei vorzügliche Tugenden an sich hat.)

Ein Jahr vor unserer — nämlich skarnitzel'schen — Zeitrechnung hatte die einzige Tochter des als Witwer verstorbenen bemittelten Wirthes zum goldenen Anker in Pa — Haus und Nahrung übernommen und war eben in ihren neun und vierzigsten Lenz gehüpft, als Spiridion in der Eigenschaft eines nichteinkassirenden Kellners bei ihr zur Probe eintrat.

Pamphilia, zu deutsch die All-Liebende, war ein treues Konterfei ihrer seligen Mutter. In eben so tiefen Augenhöhlen sprühten auf gleiche Weise schwarze Feuerräder in dunkelbrauner Einfassung und belebten ein wangenloses gelbes Antlitz, in welchem zufolge der fehlenden Zähne des Kinnes und der Nase Spitzen sich nachbarlich berührten. Mancher hämische Schriftsteller würde Pamphilien einen Höcken andichten, wir thun das nicht; denn baumlange magere Leute, wie Mutter und Tochter waren, haben weder einen Höcker noch eine andere Befleischung über dem Knochengerippe. Zwar stand Pamphilia, obschon äußerst wortreich, der verstorbenen Mutter etwas an Zungenfertigkeit nach, aber mit der Zeit konnte auch diese kleine Unvollkommenheit sich ausgleichen. Die übrigen Tugenden ihrer Mutter hatte sie ganz geerbt, besonders Sittsamkeit und Sparsamkeit. Höret es, europäische Mädchen, und folget ihr nach!

Heut zu Tage muß alles bewiesen werden, wird bewiesen, und ist dennoch nicht wahr. Pamphilien's Sittsamkeit aber können wir unwiderleglich beweisen. Kein einziger Mann der Erde durfte sich rühmen, mit Pamphilien in irgend einer erotischen Verbindung gewesen zu sein, selbst jene Herren, die zweifärbiges Tuch tragen und hübschen Mädchen nur gar zu sehr gewogen sind, waren von jeher in ziemlicher Ferne von ihr geblieben. Da nun Pamphilien's Sittsamkeit sich durch ein halbes Jahrhundert bewährt hatte wer wird sie widerlegen? Erst für Spiridion verspürte ihr jungfräuliches Herz zarte Gefühle, die nach dem gut vollendeten Prüfungsjahre in heiße Liebe überging. Nur zwei bescheidene Zweifel setzten den kaum bemerkbaren Busen in eine kleine Bewegung. „Er schnupft Tabak! Er trinkt viel Bier!" Doch Pamphilia rechnete auf die Opfer, welche die Liebe bringt und alle Bedenklichkeit war geschwunden.

III. Kapitel.

(Das Glück des Herrn Skarnitzel wird näher aus einander gesetzt.)

Wir übergehen bei dem jungen Ehepaare die Rosenzeit der Liebe und wollen auch der Flitterwochen nicht erwähnen, die aus Bescheidenheit etwas kürzer dauerten, als bei gewöhnlichen Leuten. Herr Skarnitzel schlürfte am zweiten Tage nach der Trauung statt aus einem Halbglase der Kellnerzeit aus einem unzimentirten Seidelglase den Bierinhalt, der erst am Abende wiederholt wurde. Spiridion's Augen wurden desto größer, je kleiner sein Glas war. Auch die Speiseportion war etwas kleiner wie früher, und zu Gelde konnte er auf keine Weise gelangen, da ihn Pamphilia des Einkassirens auf Lebenszeit überhob. Doch muß man der Frau Skarnitzel insofern Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie für ihren Gatten am Morgen die Dose mit Tabak füllen ließ. So lange noch ein Rest vom Kellnergelde in Herrn Skarnitzel's Tasche schimmerte, konnte er sich heimlich zubessern; doch als der letzte Mohikaner unter seinen Zwanzigern dahin wanderte, fing Herr Skarnitzel zu einem klareren Bewußtsein seiner selbst zu kommen; es bildeten sich in dem nebelfreien Kopfe dunkle Ideen von Gedanken. In seinem Seelenschmerze rief Herr Skarnitzel aus: „Habe ich es nicht bei weitem besser als Kellner gehabt? O welch' ein armseliger Herr ist aus mir geworden!" Als er diesen Moneleg gehalten, kratzte sich Herr Skarnitzel hinter den Ohren.

IV. Kapitel.

Furchtbares Hausgericht.

(Geschildert zum abschreckenden Beispiele leichtsinniger Männer, die von den Einkünften ihrer Frau leben wollen.)

Am ganzen Leibe wie Espenlaub zitternd, stand eines frühen Morgens mit stark schlotternden Knieen, gehüllt in den hie und da offenen Schlafrock des ungekannten Schwiegervaters, Herr Skarnitzel vor dem terroristischen Tribunale seiner strengen Hausfrau, um wegen eines am vorigen Tage begangenen Hausverbrechens verhört, gerichtet und bestraft zu werden. Pamphilia, die All-Liebende, in der Rechten mit einer langen Ruthe als der Insignie ihres richterlichen Amtes geschmückt, wies jede Ausflucht des Inkulpaten energisch zurück und machte ihn — durch einige Schwingungen über dem strafbaren Haupte und durch einige wohl applicirte Hiebe — zum Verehrer der Wahrheit. Hierauf wurde ihm die Strafe diktirt, die in vierzehntägigem Hausarreste und in halber Portion Tabak und Bier bestand. Herr Skarnitzel fiel zu den Füßen der beleidigten Gattin, bat um Nachsicht oder wenigstens Linderung der Strafe, und verklagte so sehr, daß es gewiß jeden Felsenstein hätte rühren müssen, aber Pamphilia, die All-Liebende, blieb ohne Erbarmen.

V. Kapitel.

Es kann ja nicht immer so bleiben.

Der Regen fiel in Strömen herab, die Natur selbst theilte des Herrn Skarnitzel's Betrübniß. Erst waren zwei Tage und soviel Nächte überstanden, und schon wackelten die Medesten um des Sträflings abgefallenen Lenden, die Zunge drohte zu vertrocknen. Denn daß sich Herr Skarnitzel aus Desperation durch Wassertrinken einen frühzeitigen Tod zugezogen hätte, das ließ seine Gewissenhaftigkeit nicht zu. Wir würden aber gewiß den Tod des an Zungenvertrocknung dahingestorbenen Herrn Skarnitzel's zu berichten haben, wenn nicht Kaufmann Lustig, Pamphilien's zweiter Pathe, mit heiterer Miene eingetreten wäre.

„Welch' große Ehre!" das sprach mit überaus großer Freundlichkeit und mit vielen sich neu bildenden Wangenfalten Pamphilia, nahm ein schön geschliffenes Glas, und schwenkte dieses, obschon es ganz rein war, nochmals aus, sodann machte sie dem Herrn Gevatter einen Knix und eilte in den Keller um einen guten frischen Trunk.

Diese Pause benützte Herr Skarnitzel zur Erzählung seiner Leiden, und machte dabei ein solch' Armensündergesicht, daß der gutmüthige Lustig theils gerührt wurde, theils vor Lachen seinen dicken Bauch halten mußte.

„Also wegen eines unschuldigen Afrikaners, den Euch ein guter Freund angehängt hat, so viel zu leiden — hahaha!"

Digitized by Google

„Aber erwägen Sie nur gütigst, Herr Gevater! noch durch volle 12 Tage — ich erlebe den zwölften nicht mehr.“

Unter Thränen wollte er weiter reden, aber es erschien seine Tyrannin, warf ihm in Schnelligkeit einen drohenden, dem Herrn Gevatter einige holdselige Blicke zu.

„Bis Sie ausgeruht haben, hätte ich eine Bitte.“

„Befehlen Sie, Herr Gevatter! Ihnen stehe ich bei Tage und bei Nacht zu Diensten.“

„Das wäre zu viel. Vor der Hand bitte ich um etwas Schweizerkäse und Salami aus meines Nachbars Laden.“

Pamphilien's Abwesenheit wurde benützt, Spiridion's Zunge von der Vertrocknung zu retten und seine Nase zu erquicken. Herr Skarnitzel nahm eine solche Prise, daß er kaum athmen konnte und seufzte:

„Welche Labung!“

Auch von Salami und Schweizerkäse erhielt Spiridion theils aber theils unter dem Tische seine gehörige Stärkung. Freudenthränen wollten seinen Augen eben entrollen, als ein ungewöhnliches Staunen seine Lebensfunktionen hemmte und er mit weit aufgerissenen Augen und sehr geöffnetem Munde zuhörte.

Lustig hatte der Gevatterin einen neuen Speciesthaler für die Zeche gegeben und nichts herausverlangt.

„Ich habe noch eine Bitte, liebe Gevatterin!“

„Wer könnte dem Herrn Gevatter etwas abschlagen?“

„In Pi— ist nächstens Markt. Ich brauche in meiner Hütte Jemanden zum Achtgeben, der Gevatter wäre mir sehr angenehm. Ich verlange es nicht umsonst, schöne Gevatterin!“ —

Pamphiliens Augen funkelten, ein ungewohntes Roth färbte die Wangen derselben.

„Auf ein oder zwei neue Kleider für die Gevatterin, wird es mir nicht ankommen.“

„Nicht deshalb, edler Herr Gevatter! sondern weil ich Sie liebe und hochachte, darf dieser leichtsinnigste aller Ehemänner mit, halten Sie ihn aber nur recht kurz mit Essen und Trinken.“

„Sorgen Sie nicht, Gevatterin! wir kommen ohne einen Afrikaner zurück. Hahaha!“

VI. Kapitel.

Hansmichel bleibt Hansmichel.

In Pi— ging es lustig zu. Lustig verkaufte seine Schnittwaaren um zwei Tage früher als er dachte. Er war vergnügt.

„Wisset Ihr was, Gevatter!“ sprach er zu Spiridion, „wir bleiben einige Tage hier und machen uns recht lustig; ich will nicht umsonst Lustig heißen. Hier ist für Eure Mühe eine Kleinigkeit. Abends versuchen wir unser Glück beim Spieltische.“

„Der Herr Gevater sind mein Wohlthäter!“ rief Spiridion voll Vergnügen und Dankbarkeit.

Der grüne Tisch war zahlreich besetzt. Lustig dirigirte Spiridion's Spiel, sie hielten la moitié, daher hatte gegen Mitternacht ein jeder den beiden 600 fl. gewonnen.

„Es ist genug,“ flüsterte Lustig dem Gevatter in's Ohr; „um Mitternacht wendet sich das Glück.“ Ungerne folgte Spiridion dem Kaufmanne auf das Zimmer. Es dauerte nicht lange, so schnarchte Lustig einen tiefen Baß. Den Herrn Skarnitzel aber ließ es nicht schlafen.

„Wie, wenn ich die Tausend voll machte!“ dachte er bei sich und stieg in das Spielzimmer hinab. Nicht lange dauerte es, so war der Gewinn und die Spende des Herrn Gevatters verloren. Voll Ärger begab sich Herr Skarnitzel zu Lustig, um ihn um ein Darleben zu ersuchen. Doch um diesen zu wecken, hätte Artillerie anrücken müssen. Traurig kehrte Spiridion nach wiederholtem vergeblichen Versuche, den Schlafenden zu wecken, in das Spielzimmer zurück und erborgte sich dem Wirthe 100 fl.

„Setzen Sie nur Fünfer,“ warnte dieser.

Spiridion gehorchte. Bei einem Fenstermäuerchen, wo ein Vierglas stehen konnte, Posto fassend, pointirte Spiridion und hatte das Glück einigemal zu gewinnen. Jeder Gewinn wurde durch einen guten Schluck bezeichnet. Spiridion wagte mehr. Er verlor. Herr Skarnitzel wurde darüber ärgerlich und trank im Ärger, was sehr schädlich sein soll. Es dauerte nicht lange, so war alles Geld verloren. Spiridion wollte wieder dem Wirthe borgen, doch dieser verweigerte diesmal die Hilfe und führte den Taumelnden in sein Schlafzimmer.

VII. oder Schlußkapitel.

Lustig erwachte. „Gevatter! einen guten Morgen.“

„Ach, Herr Gevatter! Sie haben gut reden, aber ich“ — Thränen entstürzten Spiridion's gerötheten Augen.

„Ihr seid ein Spaßvogel, so gefällt Ihr mir; aber ich sage ja nichts. Nur vernünftig mit dem Gelde gewirthschaftet.“

„Ich habe ja keines!“

„Wie wollet Ihr denn mir einen solchen Bären anbinden Haben wir nicht ein jeder unsere 600 fl. gewonnen?“

„Ach, ich habe alles verloren und bin noch 100 fl. schuldig.“

Je mehr Spiridion bei seiner Aussage verharrte, desto mehr lachte sein Gevatter, bis des Gekränkten Aussage das Zeugniß des Wirthes bestätigte, der zugleich mit einem Zeichen zu verstehen gab, als hätte Spiridion einen Rausch gehabt.

„Also wieder ein Afrikaner Schuld Eures Unglücks? Hüthet Euch vor den Afrikanern!“ Er zahlte dem Wirthe Spiridion's Schuld, berichtigte die Zeche und bestellte den Wagen.

Auf der Rückfahrt blickte Spiridion seinen Gevatter öfters furchtsam an, als wollte er fragen, ob Lustig sein neues Vergehen Pamphilien entdecken werde. Lustig zwang sich, ernst zu sein und hielt dem Gevatter einen kleinen Straffermon, den er mit den Worten schloß:

„Ich glaube, ein Jeder hat wenigstens einmal in seinem Leben Glück, aber Wenige benützen den wahren Zeitpunkt.“

Spiridion schlug sich vor den Kopf. Die Szene des Hausgerichts schwebte ihm lebhaft vor. Endlich erblickte er den Stadtthurm.

„Ach, Herr Gevatter! seien Sie gnädig!“ —

Lustig konnte sich des Lachens nicht mehr enthalten. Er gab dem Gevatter ein Röllchen Zwanziger und brachte der Gevatterin zwei schöne Kleiderstoffe, wie sie in Pa— noch nie gesehen worden. Pamphilia, die All-Liebende nahm dagegen die Angekommenen freundlich auf und setzte nicht nur dem Herrn Gevatter, sondern auch ihrem Spiridion Braten und Salat vor, obschon seine Strafzeit noch nicht verflossen war. Beim Weggehen flüsterte Lustig dem Gevatter in's Ohr

„Nur keinen Afrikaner!“

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Damen-Bibliothek.

Merkwürdiger Beitrag zur Kenntniß des weiblichen Herzens. In Tübingen wurde vor einiger Zeit ein interessanter Prozeß verhandelt. Ein junges 21 Jahre altes Mädchen, Röschen Klöble von Urach, welche sich als Ladenjungfer in Tübingen aufhielt, wendete ihre Liebe einem Studierenden der Pharmacie, Namens Gottlieb Keppler zu, ohne daß derselbe in ein Verhältniß mit ihr einging. Die Liebende vertraute sich einer Freundin, und diese hielt die arme Betrogene 14 Jahre lang mit lauter untergeschobenen Briefen hin. Obwohl sie den vermeintlichen Geliebten 14

Digitized by Google

Jahre nicht zu sehen bekam, obschon sie fortwährend von demselben mit Bitten um Geld, Zucker, Schnaps und Leinwand bombardirt wird, obwohl ihr Lügen berichtet werden, die an's Unglaubliche grenzen, wie z. B. daß in Holland ein besonderer Strafplatz eingerichtet sei für die Studenten, die beim Examen nicht durchkommen, obgleich der Geliebte nach seinen Briefen aus einem Kerker in den andern wandert, Jahr aus Jahr ein Hals und Bein bricht, und von einem Krankenlager auf's andere gestreckt wird, nur um 14 Jahre lang immer und immer neue Unterstützungen in Anspruch zu nehmen, so harret das Mädchen mit ihrer stillen Liebe doch aus, bis sie durch eine Anzeige im Schw. Merkur, wornach der Apotheker Keppler in Winterbach, mit Hinterlassung einer Frau und Kinder, gestorben ist, aus ihrem langen unglückseligen Traume aufgerüttelt und belehrt wird, daß sie 14 Jahre lang falsche Briefe und Quittungen erhalten hat, 14 Jahre lang von einer Person, die sie für ihre treueste Freundin gehalten, um mehre Tausende von Gulden betrogen worden ist. Nur ein Weib kann so betrogen werden; nur ein Weib aber auch kann so betrügen.

Die Steif- und Reifröcke. Wie sehr wir Männer an dieser Plage des neunzehnten Jahrhunderts zu tragen haben, ist nur allzubekannt. Es ist zum Entsetzen, wenn man unglücklicherweise in die Verlegenheit kömmt, auf einem Balle mit einer solchen Steifrockausgabe von einer magern Dame zu tanzen. Wir wollen nicht raisonniren, wollen an die Nachsicht, die wir mit dem weiblichen, als dem schwachen Geschlechte haben sollen, nicht vergessen, aber mein Gott! wissen das Gefäß voll ist, dem läuft es über, sagt das Sprichwort, und es ist, bei unserer lieben Frau! gar nicht mehr auszuhalten. Ich will gar nicht davon sprechen, wie unästhetisch sich eine solche gleich einem Fasse rund zulaufende Fee ausnimmt; ich will blos die Verlegenheiten hervorheben, in die Sie uns, verehrte Damen, durch diese Mode bringen. Wenn sonst der liebeschmachtende Jüngling mit dem Mädchen seines Herzens im Mondschein auf einer Bank saß, da guckten sie so lange in den keuschen Mond hinauf, bis säuselnde Liebeswehen ihre Herzen durchzogen; der warme, glühende Strahl der Liebessehnsucht schmelz das Eis der Schüchternheit und ihre Lippen begegneten sich zu dem ersten, schönsten Kusse des Lebens. Sie werden wohl selbst einsehen, meine Damen! heutzutage kann so etwa gar nicht stattfinden. Wie kann heutzutage eine Bank eine Dame und einen Mann fassen? Es ist wahr, wir Männer des 19. Jahrhunderts thuen das Unsrige, um alle Tage mägerer zu werden; aber mein Gott! wenn wir es endlich zum Sitzen auf der Bank bringen, wie weit müßte es ein solcher Liebhaber im Veltigiren gebracht haben, wenn er über einen Reifrock herüber im Fluge küssen wollte! Und nun gar im Theater, auf den Sperrsitzen! oder in einem engen Cäfchen! Sehen Sie, verehrte Damen! in unserem

hier abgebildeten Stutzer ein solches Opfer eines Reifrockes in einer engen Kasse. Der Arme ging ganz in sich gekehrt — Schulden drücken — durch die Gasse; schon hat er drei Viertel der Gasse zurückgelegt, da weckt ihn ein dumpfes Rauschen aus seinem Brüten; er wendet sich erschrocken um, und sieht erst jetzt die Gefahr in der er schwebt. Das Rauschen rührt von einem Steifrocke mit einer Dame her. Sie nimmt die ganze Breite des Gäßchens ein. An Entrinnen ist hier nicht zu denken. Zum allergrößten Unglück ist die Dame die Wirthschafterin seines Hauptgläubigers und somit dessen Factotum; Jammer und Verzweiflung! er darf nicht einmal grob sein! Da ergibt er sich resignirt in sein Schicksal, zieht demüthig den Hut, und drückt sich mit bittender Gebärde an ein Haus. Sie rauscht gleich einer Locomotive einher, reißt ihn en passant um, und zieht anderen Leuten zum Verderben weiter. Ich könnte Ihnen, meine Damen! noch mehrere Geschichtchen der Art erzählen, begnüge mich aber mit der einen und letzten, wie folgt: In einer Handlung wurde unlängst eine Kiste eröffnet, und der herabgenommene Deckel, in dem eine Menge dreizölliger Nägel staken, verkehrt auf einen da im Comptoir stehenden Divan gelegt, so daß die Nägel, wie die Stacheln eines Igels, nach auswärts standen. Ein paar Augenblicke hierauf tritt eine Dame in die Handlung, und ohne auf die eiserne Jungfrau in Gestalt eines Kistendeckels zu achten, setzt sich die Unglückliche, ein zweiter Arnold Winkelried — nur seitlich auf einer andern Lendenseite — mitten in den drohenden Lanzenwald hinein. Die umstehenden Commis ergreift ein Schauder, die Dame sitzt ruhig; ein junger schon nervenschwacher Ladenjunge stößt einen Schrei des Entsetzens aus; die Dame sitzt immer ruhig, und sieht sich verwundert nach der Ursache des Schreies um. Endlich nach einer halben Stunde empfiehlt sich die Dame. Man untersucht den Sitz, um Blutspuren zu entdecken; aber keine Spur! Noch immer steht der Lanzenwald aufrecht und gefahrdrohend da. Bis jetzt hat noch Niemand dieses Räthsel aufgelöst; was sagen Sie dazu, meine Damen?

Erwund Bade.

Alles und Nichts.

Elise hat eine Gestalt zum Entzücken,
Elise hat Feuer in ihren Blicken,
Elise hat Zähne wie Elfenbein,
Elise hat Füßchen gar zierlich und fein;
Elise hat eine schneeweiße Hand,
Elise hat Anmuth und Witz und Verstand,
Elise hat Alles was schön auf der Welt,
Nur hat Elise — ach leider! kein Geld.
Wohl Jammerschade ist's in der That,
Daß die arme Elise so — gar nichts hat.

Die Ohrfeige. (Ein Beitrag zur Kenntniß von Amerika.) Ein armer, aber junger, kräftiger und wohlgebildeter Engländer, der erst vor Kurzem gelandet war, reist durch Virginien und wird in dem Hause einer jungen lebigen und schönen Plantagenbesitzerin aufgenommen. Diese junge Dame ist Eigenthümerin von 200 Acres Landes, eines Farmhauses, so wie eines alten und vier junger Sclaven, welche letztere mit ihr aufgewachsen sind. Der junge englische Glücksjäger wird gut behandelt; er gefällt sich, findet seine junge Wirthin reizend, verliebt sich in sie, und glaubt hier sein Glück zu gründen. Seine Wünsche werden erhört, und das junge unabhängige Mädchen gibt ihm ihre Hand. Er findet bald, daß er mit ihrer Hand nicht auch die Herrschaft über sie gewonnen hat. Sie gebietet nach wie vor unumschränkt in ihrem Hause, und die Sclaven gehorchen nur ihr, wenn der Herr Gemal auch Gegenbefehle gibt. Daraus entstehen bald ernstere Scenen. Der Herr Gemal will den Gebieter spielen, und droht nicht selten mit ernsthafter Züchtigung; aber alle solche Drohungen werden immer verlacht. Endlich vergißt er sich einmal so weit, daß er seiner Gemalin eine Ohrfeige gibt.

Doch welchen traurigen Erfolg hat dieser Beweis seiner ehegerrlichen Gewalt. Die junge beleidigte Frau ruft ihre Sclaven zusammen, befiehlt ihnen, ihren Gatten zu entkleiden, an eine Thürpfoste zu binden, und mit einer Pferdepeitsche weiblich Rache zu üben. Während zwei der Sclaven dies thun und dabei Gelegenheit haben, die rauhe Behandlung, welche sie seither von ihrem Herrn erduldet, zu vergelten, befiehlt sie, ihre sechs Pferde zu satteln, ihre Sachen aufzupacken, und reitet mit gefüllter Brieftasche in Begleitung ihrer Sclaven von dannen; gänzlich unbekümmert um den angebundenen und blutig geschlagenen Gemal.

Alle seine Anstrengungen, sich loszumachen, sind umsonst. Endlich wird er durch einen vorbeikommenden Reiter von seinen Banden befreiet. Er schwört den Sclaven blutige Rache, denn er hofft auf die Rückkehr seiner Gattin; aber vergebens, und er muß sich endlich damit trösten, im Besitze der schönen Plantage mit Vieh und Wirthschaftsgeräthe geblieben zu sein. Doch auch dieser Trost soll ihm bald schwinden. Sein Rücken ist noch nicht geheilt, als ein naher Verwandter seiner Frau ankommt, eine von ihr ausgestellte, auf eine hohe Summe lautende Schuldverschreibung vorzeigt und Zahlung fordert. Aber wie diese leisten? — Die Brieftasche nebst Banknoten ist mit der theueren Ehehälfte verschwunden. Die Plantage wird nun sofort in Beschlag genommen, und da deren Werth nicht die Höhe der erborgten Summe erreicht, wird der Unglückliche ergriffen, und in das Gefängniß gesetzt.

Er darf, da er noch nicht zwei Jahre im Lande ist, auf die Vergünstigung, — Befreiung vom Gefängnisse — nicht Anspruch machen. Wäh-

Digitized by Google

cend er eingekerkert ist, kommt seine Gattin zurück, ordnet ihre Geschäfte, verschafft sich heimlich bedeutende Geldsummen und verschwindet für immer.

Lange muß der Arme die der Gattin gegebene Ohrfeige mit seinem schweren Gefängnisse büßen, bis endlich das Herz des Gläubigers erweicht wird, und er die Freiheit erhält.

Statistisches.

Frankreichs und Englands materielle Macht.

Als Beweis, wie bedeutend verschieden die materielle Macht Frankreichs von der Englands ist, bringt ein frz. Journal folgende Details.

Im Jahre 1841 betrug die Bevölkerung Frankreichs 34 Millionen Seelen und jene sämmtlicher Colonien mitbegriffen 37 Millionen.

Zur selben Zeit betrug die Bevölkerung der drei vereinigten Inselreiche England, Irland und Schottland 27 Millionen Seelen und jene der betreffenden Colonien mitbegriffen 152 Millionen.

Kann nun schon aus diesem Bevölkerungs-Unterschied der materielle Einfluß beider Nationen resultirt werden, so stellt sich die materielle Verschiedenheit derselben durch die Art ihrer Nahrung noch deutlicher heraus, denn während der Franzose durchschnittlich jährlich nur 40 Pfd. Fleisch verzehrt, verzehrt der Engländer ebenfalls durchschnittlich 100 Pfd. jährlich.

Den Boden beider Staaten betreffend, so zählt Frankreich 4,300,000 Grundeigenthümer, während England hingegen deren nur 200,000 aufzuweisen hat. In Frankreich sind von 34 Millionen Einw. 20 Millionen mit der Feldarbeit beschäftigt, in England hingegen von 27 Millionen nur 9 Millionen.

In Frankreich betrug die Einfuhr vom Jahre 1837 — 1842 6,907,100 000 Frks., die Ausfuhr aber im gleichen Zeitraume 5,374,200,000 Franks, demnach der Werth der Einfuhr mehr als der der Ausfuhr 532,200,000 Frks.

In England betrug im Durchschnitte die Ausfuhr der Jahre 1841—42 — 43 3,000,000,000 Frks., die Einfuhr aber der Jahre 1840, 1841 und 1842 1,615,000,000 Frks., demnach der Werth der Ausfuhr mehr als der der Einfuhr 1,385,000,000 Franks.

Hieraus ergibt sich nun, daß in Frankreich die Einfuhr um 90 Millionen jährlich mehr als die Ausfuhr beträgt, in England hingegen die Ausfuhr den Werth der Einfuhr mit 460 Millionen Frks. jährlich übersteigt.

Gaunerstreiche.

Ein Gaunder aus Berlin ging in's Wiener Burgtheater und nahm Platz im Parterre, wo er eine reiche Beute erwartete. Nach wenigen Minuten hatte er auch schon durch seine meisterhafte Fingerfertigkeit sich in den Besitz einer reichgefüllten Brieftasche gesetzt, mit der er sich schnell aus dem Staube machte und nicht einmal das Ende des Stückes abwartete. Er begab sich ganz wohlgemuth in das nahe gelegene Daum'sche Kaffeehaus auf dem Kohlmarkte und bezahlte dort bereits mit dem Inhalt der gestohlenen Brieftasche; doch wer beschreibt den Schreck des Spitzbuben, als ihn auf die Anzeige des Kaffeewirths sogleich ein anwesender Polizeikommissär verhaftet. Anfangs glaubt er natürlich, man habe seinen Diebstahl entdeckt, doch seine Angst steigt, als er erfährt, er werde als Fälscher von Bankpapieren arretirt; da er weiß, daß die Bestrafung eines solchen Fälschers weit strenger ist, als die eines Taschendiebes, so macht er kein Hehl daraus, daß die incriminirten Banknoten von ihm entwendet seien. Auf seine wiederholte Aussage wird er nun von dem Polizeimann wieder in's Parterre geführt, wo das Stück noch nicht zu Ende gespielt und das Publikum noch versammelt war, um mit Hilfe des Diebes auch den Verfertiger der falschen Banknoten zu erforschen. Und in der That findet der Gauner den Bestohlenen noch im Parterre, und dieser ist nicht weniger erstaunt, auf solche seltsame Art in die Hände der Justiz zu fallen.

Complicirte Gaunerei. Bei einem Arzte in der Gegend von Frankfurt erschien kürzlich ein Bote und bat denselben um ärztliche Hilfe für den Pfarrer E. in O., welcher Anfälle eines Blutsturzes gehabt habe. Der Arzt verschreibt alsbald die nöthige Arznei, schickt den Boten in die Apotheke und gibt ihm die weitere Weisung, mit der Arznei sogleich nach Hause zu eilen und zu melden, daß er bald nachkommen würde. Der Bote ging, aber vorerst zu Hrn. Pfarrer M., dem Freunde des Pfarrers E., und bemerkte, mit dem Recept in der Hand, daß der Apotheker ihm die Arznei ohne Geld nicht verabfolgen wolle, vielleicht wäre der Herr Pfarrer so gut und leihe für seinen Freund die verlangten 2 fl. her. Pfarrer M. gibt ohne Bedenken die 2 fl. Der Bote geht nun erst in die Apotheke, überreicht das Recept und geht unter einem Vorwande nochmals fort. Unterdessen setzt sich der Arzt auf sein Pferd und reitet nach O. zu seinem Patienten, und nicht lange, so ist auch Pf. M. auf dem Wege zu seinem kranken Freunde. Aber staunend und halb ärgerlich, halb freudig, finden diese beide Herren den Pfarrer E. zu O. vollkommen gesund und sich selbst — schelmisch gefoppt. Die Arznei wartet bis jetzt auf einen gefährlicheren Patienten und der Bote mag wohl nachsinnen, was mit den 2 fl. anzufangen sei.

In Pesth wurde eine neue Art Gaunerei entdeckt. Ein Dieb trug nämlich immer ein langes Tabakrohr mit einer Thonpfeife, unter deren Kopf sich weiches Wachs befindet. So gerüstet näherte er sich auf dem Markte den Wagen, erspähte, an welcher Stelle das Geld liegt, und begann mit dem Eigenthümer zu handeln. Im Gespräche tupfte er mit der Pfeife nach dem Gelde und da blieb denn immer ein Silberstück, manchmal auch eine Banknote an der Pfeife hängen. Da er dies Manoeuver während des Handels mehrmal wiederholte, so machte er mitunter einen stattlichen Profit. — Nun aber hat ihm die Polizei das Handwerk gelegt.

Allerlei.

24 Stunden auf unserer Erdkugel.

Diese geben nach dem Londoner Meridian folgendes interessante Bild von der Größe unserer Erde.

Z. B. Wenn es in London Mittag ist, so ist es:

1 Uhr nach Mittag: Auf den Spitzbergen, am Eismeere, in Schweden, Berlin, Wien, Triest, Neapel, Sicilien, Congo, (in Afrika) auf der Insel Malta und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

2 " " " In Petersburg, Constantinopel, Alexandrien, Abissinien und in Gegenden des mittäglichen Afrika.

3 " " " In Nowgorod, (in Rußland) auf Asteakan, in Bagdad, im alten Babilon, in Mekka und auf Madagaskar.

4 " " " In Novazembla, im russischen Gebiete Orenburg und in der Mitte von Persien.

5 " " " Auf der mittäglichen Küste von Novazembla, im Gebiete Tobolsk, in Kaschemir, auf der Küste von Malabar bei Bombay, in Seringapatnam und auf den malaischen Inseln.

6 " " " Bei den Samojeden, zu Lassa (Hauptstadt von Tibet) in Kalkutta, an der Mündung des Ganges und im Meerbusen von Bengalen.

7 " " " In Irkutzk, Kiachta (russ. Stadt an der Grenze von China) Tunkin, Cochinchina und Batavia.

8 " " " Am Flusse Lena (Sibirien) Pecking, auf den philippin. Inseln, zu Celebes, und an dem westl. Theile von Neu-Holland.

9 " " " Bei den Tungusen im Osten der chines. Tartarei, in Japan, Neu-Guinea und Neu-Holland.

10 " " " Bei den westl. Koriaken des Meeres von Ochotsk, auf einigen kurilischen und karolinischen Inseln, Botani-Bay und an der ganzen östl. Küste von Neu-Holland.

11 " " " An dem mitternächtl. Theile der Halbinsel Kamtschatka und in Neu-Kaledonien.

12 " " " An den östl. Spitzen des mitternächtl. Asiens, im Golf von Anadier auf den Inseln Andreanoff, an der Insel Bligh, und am westl. Vorgebirge von Neu-Seeland.

1 Uhr nach Mitternacht: An dem westl. Theile des mitternächtl. Amerika und auf Umalaska.

2 " " " In der Enge von Cook, an der nordw. Küste von Amerika, Otabalti und den Gesellschafts-Inseln.

3 " " " Bei der Insel Regina Charlotta, und an der nordw. Küste von Amerika.

4 " " " In Californien.

5 " " " Auf Santa Fe (Neu-Mexiko) und an dem mittägl. Theile des stillen Meeres.

6 " " " In der Bucht von Hudson (am Mississippi), auf einem Theile von Mexiko, und an den Inseln Gallegagos unter dem Aequator.

7 " " " In Philakelphia, in Jamaika, Peru und an der Enge von Magellan.

8 " " " In der Bucht von Baffin, in der Enge von Davis, auf der Küste von Labrador, Barbados, Tabago, Paraguai, auf den karaib. Inseln und Falklande.

9 " " " Im westl. Theile von Grönland und in Brasilien.

10 " " " Auf Alt-Grönland, auf den azoischen Inseln, und in den äußersten Gegenden der südl. Halbkugel.

11 " " " Im mitternächtl. Grönland, auf Madera und den kanarischen Inseln, auf den engl. Anlagen von Gambia und Senegal (Afrika) und an der Himmelfahrts-Insel im atlantischen Meere.

12 Uhr Mittags endlich und mit London zugleich: in Caen und Bordeaux in Frankreich, Valenza und Alikante in Spanien, zu Oran in der Barbarei, auf der Goldküste von Guinea, auf den Pyrenäen und einem Theile des mittelländischen und atlantischen Meeres.

Kürzlich schenkt ein Herr in Berlin seinem Bedienten ein Lotterie-Loos. Einige Zeit darauf kam er sehr vergnügt Mittags nach Hause und sagte seinem Diener: „Johann! hole eine Flasche Champagner herauf und bringe zwei Gläser; dein Loos hat 30,000 Thaler gewonnen, du hast

Digitized by Google

mich heute zum letzten Male bedient, wir sind nun gleich, wollen aber als Freunde beisammen bleiben." Bleich und starr vor Schreck geht der Diener das Verlangte zu holen, kommt aber nicht wieder. Der Herr sucht ihn endlich auf und findet ihn erhängt an der Kellerthür, auf der die Worte angekreidet standen: „Jott! ick habe det Leos verkooft!"

Einst und Jetzt.

Am 14. August 1761 entstand die öffentliche Börse in Wien; wer ist damals auf die Börse gegangen und wer geht jetzt auf die Börse?

Im Jahre 1688 wurde die kaiserliche Hofburg in Wien das erste Mal mit ordentlichen Laternen beleuchtet. Vor dieser Zeit wurde Kien gebraucht, der jährlich 21 fl. kostete. Was kostet jetzt die Gasbeleuchtung in einem gewöhnlichen Hause?

Bei dem Stadtrichteramte zu Wien wurden im Jahre 1590 drei grüne Kachelöfen um 2 fl. 24 kr. von dem Hafner Murkel aufgesetzt. Was kostet jetzt ein moderner Ofen?

Im Jahre 1895 kostete in Österreich 1 Metzen Weizen 1 Groschen, 1 Metzen Korn 5 Pfennige, 1 Metzen Hafer 4 Pfennige. Und jetzt?

Bei den alten Deutschen gehörte es zu den Strafen, einen weißen oder gelben Hut tragen zu müssen. Jetzt ist es Mode.

Erst seit dem 18. Jahrhundert lernte man die Nothwendigkeit kennen, fleißig reine Wäsche zu wechseln. — Jetzt braucht England jährlich 643 Millionen Pfund blos zur Wäsche.

Die Rechnungen des Verwalters des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Eisenach vom Jahre 1591—1603, können einen Begriff von den damaligen Preisen geben: Ein Paar kleine Stiefeln für den Herzog 1 fl. 3 kr. — Ein Paar Schuhe zu Wien 21 kr. Ein Paar Pantoffeln 30 kr. Was kostet das jetzt?

In Courtrai konnte ein armer Teufel mit einer zahlreichen Familie und einem kranken Weibe seit fünfzehn Monaten seinen Miethzins nicht bezahlen, und der Hauseigenthümer schritt unbarmherzig ein. Gerichtliche Klage und Verurtheilung sammt dem Befehl, daß der Mitbesmann binnen Wochenfrist bezahlen und seine Wohnung räumen müsse, eröffneten dem Armen trübe Aussichten; nur noch wenige Tage, und er sollte sich mit Frau und Kinder ausgetrieben und unter dem großen Dach des Herrn aller Dinge bloßgestellt sehen. Freunde und Verwandte wurden um Hilfe angegangen, sie hatten taube Ohren; der Tod wurde um Erlösung angerufen, er wollte nicht kommen; nur der Huissier, den man so gern hart und unmenschlich nennt, er bewilligte für die Zahlung eine letzte Frist von acht Tagen, unter der Bedingung, daß der arme Schlucker einstweilen freiwillig seine Wohnung räume; aber kein Mensch wollte ihm auch nur einen Winkel vermiethen. Die Zeit verstrich und trostlos lag der Familienvater auf seinem Bette. Es war 9 Uhr Morgens, in einer Stunde sollte er sich auf der Straße wiederfinden, — so mochte denn das unabweisbare Schicksal auf ihn loskommen. Da sieht er auf ein Mal eine Maus den Kopf aus ihrem Loch hervorstrecken; die kleine Stubengefährtin sah sich eine Weile neugierig um, kroch dann ganz hervor und schlüpfte schnell mitten durch die Stube nach einem Loch in der gegenüberliegenden Wand. Das weckte unsern Mann aus seinen trüben Gedanken und als wenn er seinen Haß gegen die Welt an irgend einer Kreatur äußern wolle, sprang er auf, griff nach einem Stück Eisen und bohrte damit in den Schlupfwinkel der Maus; auch sie sollte ihre Wohnung räumen. Aber wer malt sein Erstaunen! Indem er das Eisen wieder aus dem Loche zieht, rollen einige Goldstücke mit hervor. In weniger als einer Minute ist der ganze untere Theil der Wand weggerissen, und während sich die Maus wieder in ihr erstes Loch retirirt, rafft der arme Teufel 15,000 Franken in Gold, die da verborgen lagen, auf — und ist ein reicher Mann. Als der Huissier kam, wurde ihm Kapital sammt Zinsen und Kosten bezahlt und in seiner Gegenwart die armselige Baracke von dem glücklichen Finder dem Eigenthümer abgekauft. Zu diesem Augenblick ist der neue Besitzer beschäftigt, sein Haus in wohnlichen Stand zu setzen, und Frau, Kind und Gesind haben den gemessenen Befehl, ihr Leben lang in seinem Eigenthum keine Maus zu verfolgen. Indessen fürchtet man, der gewesene arme Teufel könnte doch noch in einen Prozeß verwickelt werden.

Der Czaar exercirt als Soldat. Von dem Aufenthalt des Kaisers Nikolaus in Genua meldet ein franz. Journal unter Andern auch Folgendes: Man kennt den besonderen Geschmack dieses Monarchen an Waffenübungen aller Art. Bevor der Kaiser von dort abreiste, ließ man ihm zu Ehren alle dortigen Truppen die Revue passiren. Bei dieser Gelegenheit nahm derselbe einem Grenadier die Flinte aus der Hand und exercirte damit zur Belustigung Aller nach dem russischen, französischen und piemontesischen Militär-Reglement. Ein allgemeiner Beifallsjubel herrschte unter den Anwesenden, welcher sich dann noch vermehrte, als der Kaiser eine nicht unbedeutende Zahl Dukaten vertheilte. Die beiden jungen Söhne des Don Carlos, die Prinzen Don Juan und Don Fernando begleiteten den Kaiser bei dieser Revue.

Der griechische Kaiser Basilius ließ den hinrichten, der ihm auf der Jagd das Leben gerettet hatte, weil er dabei das Schwert in seiner Gegenwart entblößt hatte.

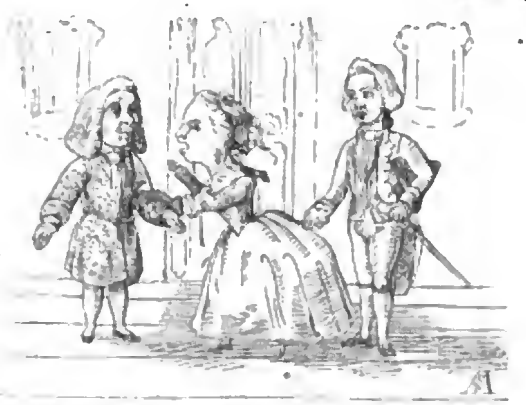
Schon von dem König Canut von England sagten seine Hofleute einmal: er sei der Herr des Oceans. Da setzte er sich mit ihnen an das Ufer zur Zeit der Flut, und da diese ihm und ihnen die Füße netzte, sprach er: „Ist das die Ehrfurcht, welche der Ocean seinem Herrn schuldig ist?" Dies sprach ein König im zehnten Jahrhundert!!! —

Als Napoleon vor der großen Schlacht bei Leipzig die Sachsen musterte, hielt er eine Rede an die Offiziere, in der er ihren Anstrengungen unter seiner persönlicher Anführung einen glücklichern Erfolg als bisher versprach, und welche mit den Worten begann: „Saxons, je vous mets à votre tête." — Der Herzog von Vicenza, so wenig er auch deutsch verstand, war vom Kaiser zum Dolmetscher ernannt und begann: „Sachsen, ich trete euch auf den Kopf!

Heinrich IV., König von Frankreich erwies einem Edelmanne die Ehre, ihn in eigener Person zum Ritter zu schlagen. Als derselbe nun nach Rittergebrauch sagte, er sei es nicht werth, erwiederte der König: „Ich weiß dies, aber Ihre Verwandten haben mich darum gebeten." —

Caricaturen aus der Theaterwelt.

Gottsched und Gellert.



Gottsched, der Professer der Logik, Metaphysik und Dichtkunst ist ein guter Narr, der den Geliebten seiner Frau, den Grafen Bolza sogar zu sich in's Haus nehmen will. Seine Frau thut, als wollte sie ihn davon abredenz Bolza zerrt sie am Reck. Er weiß zwar, es ist nicht ihr Ernst und weiß sich auch auf den guten Trepf Gottsched zu verlassen, aber — besser ist besser und der Alte könnte am Ende doch des Teufels sein.

Gottsched kömmt in das Haus des außerordentlichen Professors der Moral Gellert und verlangt hier ein Glas Wein. Der arme Teufel hat nichts als Wasser — man sieht, daß schon damals die Moral nicht viel eintrug. — Der leckermäulige Gottsched macht — als ihm seine Frau das Glas Wasser präsentirt — ein bitterböses Gesicht und fängt wie ein Rohrspatz zu schimpfen an.

Digitized by Google

Der feige Theaterdirektor Bolbaya zankt ſich mit dem Banditen Scepette; der reizende Seecapitän Scipio denkt an ſeine Geliebte, und die Wirthſchafterin Bolbaya's quiekt mit, um aus dem Terzett ein Quartett zu machen.

Es iſt das Ende des 2. Aktes. Man ſieht oben die Wache die Gefangenen fortführen, unten thuen vier Soldaten, als wollten ſie ein Quartett ſingen, laſſen es aber bleiben und fangen lieber rieſenmäßig zu ſaufen an.

Ende des 3. Aktes. Die Geſchichte wird immer gräßlicher. Der Bandit Scepette iſt nämlich in der größten Gefahr. Er kann nicht heraus; denn alle Ausgänge ſind von Soldaten beſetzt. Da hebt ſeine Schweſter zu ſingen an. Das können die Soldaten nicht aushalten; ſie laufen von ihren Poſten, indeſſen entwiſcht Scepette und ſingt auf ſeinem Schiffe angelangt, ein höhniſches Segellied.

Recenſenten-Scene.

Der Bediente. Herr Schauſpieler X wünſcht Sie zu ſprechen.

Recenſent. Laß ihn herein!

Schauſpieler (zornig). Sie ſind doch der Theaterreferent?

R. Leider! Nehmen Sie Platz, mein Herr! Ich ſtehe gleich zu Ihren Dienſten. Ich habe nur noch einen kleinen Artikel für die Zeitung zu beenden.

(Der Schauſpieler ſetzt ſich, der Recenſent ſchreibt weiter. Eine Pauſe von einer Viertelſtunde.)

Sch. (ungeduldig) Mein Herr! ich habe wenig Zeit.

R. (ſchreibt weiter) Da geht es Ihnen gerade ſo wie mir.

Sch. Ich muß fort.

R. So beſuchen Sie mich, wenn Sie Zeit haben.

Sch. Ich muß zuvor eine Erklärung haben, was Sie bewogen hat, mich zu tadeln?

R. Ihr Name, mein Herr?

Sch. Den wiſſen Sie, ich heiße Donner.

R. (ſchreibt) Iſt der Donner, der ſich in Peterßburg aufhält, ein Verwandter von Ihnen?

Sch. (zornig) Nein!

R. Das iſt ein recht lieber Mann. Ich glaubte, Sie wären mit ihm verwandt.

Sch. Nein! Nein! — Ich bitte mir eine Erklärung aus!

R. (ruhig) Ich bitte mir Ruhe aus.

Sch. Aber zum —

R. Wie? Sie wollen ſchon wieder gehen. (klingelt) Auguſt! eine Taſſe Chocolade mehr, der Herr wird mit mir frühſtücken.

Sch. Deshalb bin ich nicht gekommen.

R. Das bin ich überzeugt. Schlagen Sie mir aber dieſe Gefälligkeit nicht ab.

(Der Bediente bringt das Frühſtück.)

R. Setzen Sie ſich, Ew. Wohlgeboren.

Sch. Ich bin nicht müde.

Digitized by Google

R. (reicht ihm eine Tasse) So trinken Sie dies Schälchen siedend. We frühstücken Sie gewöhnlich?

Sch. Herr! Sie wollen das Gespräch auf andere Dinge bringen. Ich frage warum Sie mich getadelt haben?

R. Welche Partie war es, welche ich tadelnd erwähnte?

Sch. Ich spielte die Rolle des * * *.

R. Haben Sie die Rolle des Herrn Y. gelesen?

Sch. (zornig) Nein!

R. Ihr Loos ist gerecht. Sie haben dadurch viel verloren. Sein Spiel war meisterhaft, er hat die Rolle von dem wahren Gesichtspunkte erfaßt.

Sch. Aber die Erklärung —

R. Die haben Sie ja schon —

Sch. Herr! bringen Sie mich nicht durch Ihre Kälte außer Fassung.

R. Ihr kaltes Spiel brachte mich auch außer Fassung.

Sch. Hol' Sie der Teufel mit Ihrer Ruhe.

R. Ich wünschte, daß Sie sich selbige auch aneigneten.

Sch. (noch zorniger) Ich nehme von Ihren Recensionen gar keine Notiz.

R. Das sehe ich.

Sch. (im Weggehen) Sie sollen mich kennen lernen.

R. Ich will wünschen, von einer bessern Seite. Guten Appetit. (Zum Bedienten) Hier ist das Gespräch! Schnell damit in die Druckerei.

Erheiterungs-Salon.

In Bezug auf die Langsamkeit des Dresdner Brückenbaues ist eine hübsche Caricatur erschienen. Der Hintergrund derselben zeigt eine Skizze des demolirten Pfeilers. Vorn bespricht sich ein Handlanger in hohen Wasserstiefeln, die Schöpfkanne in der Hand, mit einem Maurer, und drückt ihm, indem er nach dem Hintergrunde deutet, seine Freude aus, daß ihm nunmehr ein lang gehegter Wunsch erfüllt sei, da er eine lebenslängliche Anstellung bei dem Dresdner Brückenbau erhalten.

Ein Rekrut stand des Nachts an einer Sternwarte Schildwache, und sah gedankenlos zum Thurme und zum gestirnten Himmel hinauf. Da erschien Jemand eben auf der Waete, nach der Meinung des Rekruten mit einer langen Flinte, und zielte damit in die Nacht hinein. „Aber das möcht' ich doch wissen," murmelte der Rekrut in den Bart, „was der Mann dort bei der Nacht schießen will!" und dabei folgt er mit den Augen der Richtung, die das Fernrohr des Beobachters auf der Sternwarte anzeigte. Plötzlich schoß eine Sternschnuppe hernieder. Dem Verdutzten fiel das Gewehr aus dem Arm und er rief: „Na möcht einen doch der Schnee brennen! er hat ihn getroffen."

„Mein Meister" — so schrieb jüngst ein Fleischerbursche an seinen Vater — „ist mit mir zufrieden. Er hat mich schon dreimal rodtstechen lassen, und wenn ich mich gut halte, so will er mich zu Weihnachten schlachten lassen." Brave Junge! aus dir kann etwas werden.

Ein Freund tröstete den Andern mit den Worten: „Gib dich zufrieden, es kann noch Alles gut werden; nur mein Weib nicht."

Ein Bauer kam in ein Wirthshaus und ließ sich eine Portion Erdäpfel geben, worauf er zwei halbe Wein trank; als ihn der Wirth fragte, ob denn die Erdäpfel so gesalzen wären? antwortete er: „Oh nein, ich vertreibe blos die Erdäpfel-Krankheit durch die Wasserkur."

Ein Hitzkopf prügelte einen Menschen von etwa zwanzig Jahren, den er auf einer Falschheit ertappte, weidlich durch; vor den Richter gerufen, entschuldigte er sich mit folgenden Worten: „Einen falschen Zwanziger darf man von Rechtswegen durchschlagen."

Ein Kaufmann in London brauchte einen Laufburschen und heftete an seine Ladenthür einen Zettel mit den Worten: „Ein Knabe wird gewünscht." Am nächsten Morgen fand er in einem Körbchen am Thürdrücker hängend, ein Kind, das einen Zettel in das Händchen gebunden hatte, mit einem lakonischen: „Hier ist er."

Brief-Portefeuille.

Herrn J. K—f in W . . . Ihre frühere Novelle haben wir sammt der Antwort auf die vorgeschlagene Art an Sie gesendet; die jetzt erhaltene Erzählung können wir ebenfalls nicht verwenden; sie abwarte zu sehr einer Uebersetzung.

Herrn Carl M . . . t in H . . g. Sie sehen schon eine Ihrer Aufgaben in diesem Hefte. Wir erlaubten uns in dieser Aufgabe einige Aenderungen, die unumgänglich nothwendig waren und sind dafür im Voraus Ihrer Verzeihung gewiß. Die andern sollen recht bald an die Reihe kommen. Wir schmeicheln uns mit Ihrer weitern Theilnahme.

Herrn J. B . . in Neubidschow. Ihre brillante Schachaufgabe kann leider erst in's nächste Heft kommen. Der Kreis unserer Schachmitarbeiter wird Gottlob! immer weiter; es muß also jetzt streng auf die Rechte der Priorgenitur gesehen werden. Denken Sie auch ferner an uns.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 29.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von A 6 — B 7 †	Läufer von E 8 — E 6.
Dame von H 3 — E 6 †	Roß von F 7 — E 6.
Bauer von G 3 — G 4 †	König von D 5 — D 4.
Roß von A 8 — C 6 matt.	

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 30.

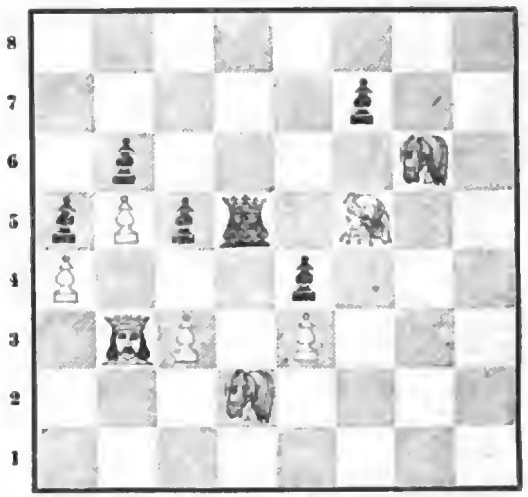
Weiß.	Schwarz.
Roß von G 5 — F 7 †	Thurm von F 3 — F 7.
Dame von H 5 — G 5 †	König von D 6 — E 5.
Roß von B 6 — C 8 †	ꝛc. von E 5 — D 6.
Bauer von E 4 — E 5 matt.	

Schach-Aufgabe Nro. 31.

Von Herrn B. Kanders in Prag.

Weiß zieht und soll in vier Zügen matt setzen. Die Schwierigkeit dieser Aufgabe ergibt sich schon auf den ersten Anblick; sieht man sie aber genauer an, so findet man scheinbar unübersteigliche Hindernisse. Das Roß ist angegriffen. Dem weißen Könige droht ein Schach mit dem Bauer, und zieht man das Roß zurück, so setzt man sich wieder der Gefahr aus, den König entwischen zu lassen. Und dennoch muß Schwarz matt werden und wird es auf eine sehr geistreiche und witzige Weise.

Schwarz.



A B C D E F G H

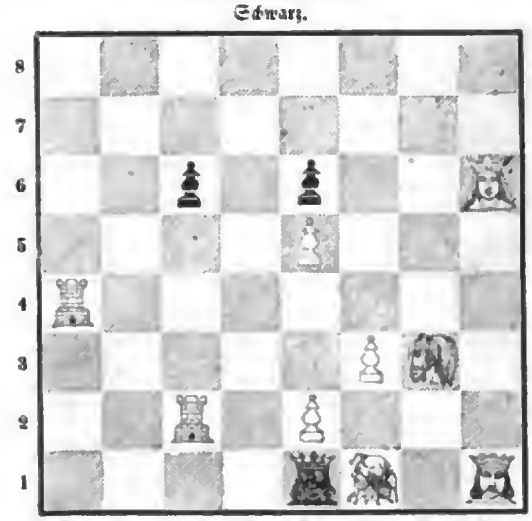
Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 32.

Von Herrn Karl Mayer in Hainburg.

Unser neuer Mitarbeiter gibt hier eine den gewöhnlichen ganz entgegengesetzte Aufgabe; nämlich: Weiß soll Schwarz zwingen, dem Weißen in sieben Zügen matt zu geben. Oder kürzer gesagt: qui perd, gagne, wer verliert, der gewinnt. Obwohl nun diese Art von Problemen eine Abart des alles erdenklichen Schachspieles ist und somit nicht recht gebilligt werden kann, so ist vorliegendes Problem doch so scharfsinnig, als daß wir es unseren Schachfreunden vorenthalten mochten.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Der Wucherer.

Novelle von Julius Seeliger.

Das gräflich Rensperg'sche Haus ist eines der besuchtesten in Wien. Besonders glänzend waren die Carnevals-Unterhaltungen des verflossenen Winters und seine Säle umschlossen Alles, was durch Jugend, Reichthum und Anmuth Anspruch auf guten Geschmack in den besten Cirkeln der volkreichen Hauptstadt machen kann.

Heute war hier Spiel gewesen. Es schlug Ein Uhr nach Mitternacht; der größte Theil der Gesellschaft hatte sich schon entfernt, oder verabschiedete sich eben von der Hausfrau, während von der Straße herauf das Rollen der Wagen, das Rufen der Bedienten und das heitere Geräusch vernehmbar war, welches den lebhaften Aufbruch einer lustigen Gesellschaft bezeichnet. Ein schlanker, etwas bleicher aber höchst eleganter, junger Mann mit sehr gewinnenden Zügen und lebhaftem Auge hatte längere Zeit im sinnigen Gespräche mit der Nichte vom Hause, Marie, am Fenster gelehnt und schien erst jetzt den gänzlichen Aufbruch der Gesellschaft zu bemerken. Auch er beurlaubte sich jetzt mit herzlichem Blick, und als das Rasseln seines fortrollenden Tilburys verklungen war, trat die Gräfin Rensperg mit einer kleinen Aufregung in das Spielzimmer, aus welchem sich der fremde Jüngling eben verabschiedet hatte, und wo nur noch zwei Personen an einem letzten Spieltische saßen. Leich schweifte ihr Blick über diese Beiden hin, und sie näherte sich ihrer Nichte mit dem lebhaften Wunsche einer leisen Mittheilung. Das Mädchen war jung, offen, reich gekleidet, und ihr sinnender Blick ruhete auf der Stelle, wo der junge Mann vor ihr gestanden hatte. —

„Maria!“ sagte die Tante, „wenn ich noch einmal sehe, daß du die Aufmerksamkeiten des jungen Grafen Maieriels so freundlich hinnimmst, so werde ich ihn nicht mehr empfangen.“

„Aber liebe Tante. . . . .“

„Still! still! mein Engel, höre mich. Du bist unser geliebtes Kind und einzige Erbin und mußt daher auf eine unseres Hauses würdige Verbindung denken, und da ich weiß, wie sehr mich mein liebes Kind von Jugend auf mit seinem Vertrauen beglückt hat, bin ich überzeugt, daß du bei deiner zukünftigen Wahl der mütterlichen Zärtlichkeit einen kleinen Einfluß gestatten wirst, um so mehr, als man mit siebenzehn Jahren nicht gar leicht bemerken kann, was uns heilsam ist. Ernst hat eine Mutter, welche Millionen durchbringen würde; er betet sie an, und unterstützt sie mit einer kindlichen Zärtlichkeit, welche des begeistertsten Lebes würdig ist. Dabei ist aber die Familie arm und der junge Graf muß noch überdieß die Erziehung zweier jüngeren Geschwister besorgen. So lange daher seine Mutter lebt, würde jede Familie Anstand nehmen, das Schicksal und das Vermögen eines zärtlich geliebten Kindes dem Grafen Maierfels anzuvertrauen.“ —

„Entschuldigen Sie, Frau Gräfin! daß ich unartig genug bin, mich in Ihr Gespräch mit Comtesse Marie zu mischen; aber ich muß ihr zu Hilfe kommen!“ — rief einer von den beiden Männern aus, welche sich allein mit den Damen im Zimmer befanden, und eben ihre Parthie Ecarté vollendet hatten. „Herr Graf!“ fuhr er fort, „ich habe gesiegt!“— Mit diesen Worten stand er auf und strich das gewonnene Geld in eine sehr zierliche Börse. „Wahrhaftig, das sind Advokaten-Ohren!“ — antwortete die Gräfin, ohne durch die scheinbar plumpe Einmischung unangenehm berührt zu sein. „Wie haben Sie mich denn hören können, da ich doch so leise sprach?“

„In Folge des geistigen Rappertes, welcher mich zum Herzensrath der liebenswürdigen Comtesse Marie macht, denn der Magnetismus der Liebe spricht ohne Mund und hört ohne Ohren.“ Hierauf nahm er einen Stuhl, setzte sich neben die Damen und der alte Oheim Märiens, sein Spielpartner, folgte seinem Beispiele.

„Wenn die Damen gütigst erlauben,“ fuhr der Doktor Schwarz fort, — so hieß der Fremde — „erzähle ich Ihnen eine kleine Anekdote aus meinem Leben, welche, wie ich mir schmeichle, im Verlaufe an Interesse gewinnen und der Gräfin Urtheil über den jungen Grafen Maierfels durchaus berichtigen soll.“

Die junge Gräfin klatschte fröhlich in die kleinen Hände; der alte Herr machte eine etwas süßsaure Miene und verstand sich zum Zuhören unter der Bedingung einer Cigarre, welche ein Bedienter ihm auf silbernem Präsentirteller reichte. Zwischen der Gräfin und dem Advokaten aber wurde ein bedeutsamer Blick gewechselt, welcher die Dame von der Wichtigkeit der folgenden Anekdote zu unterrichten schien.

Es dürfte vielleicht befremdlich erscheinen, daß ein Advokat, noch obendrein ein bürgerlicher Advokat, sich mit so viel Familiarität in dem gräflichen Hause benahm, welches in jeder Beziehung die ersten Ansprüche machen durfte. Doch erklärt sich dieser Umstand mit der Dankbarkeit, auf welche sich der Mann des Gesetzes ein bedeutendes Recht erworben hatte. Ohne seine Hilfe nämlich wäre das sehr bedeutende Rensperg'sche Vermögen auf eine Seitenlinie übergegangen, welcher es schon nach jahrelangem Prozesse, zu Folge der Begünstigung eines Stiefbruders des Grafen, die erste Instanz zugesprochen hatte. — Da war der Doktor Schwarz, dessen Rechtsbilfe man in Anspruch nahm, scharfsinnig und glücklich genug, die gesetzliche Form

Digitized by Google

des Testamentes umfassen zu können, wegen unzureichender Authentizitätsbeweise, und wie einer Gewandtheit, welche ihm einen Triumph vor ganz Wien bereitete, vertrat er eines der würdigsten Häuser des österreichischen Reichs vor dem sichern Falle. Unbegränzt war deshalb die Dankbarkeit der Gräfin und so das Benehmen des Advokaten erklärt.

Dieser war ungefähr ein Mann von vierzig Jahren, auch außer seiner Rechtsgelehrsamkeit vielseitig gebildet, bescheiden und der liebenswürdigste Gesellschafter. Sein Benehmen gegen die Familie Rensperg hat ihm die Achtung und Nachtpraxis des größten Theils der Wiener Noblesse verschafft. Doch benützte er die sich ihm hiedurch darbietenden Verbindungen nicht so, wie es ein ehrgeiziger Emporkömmling würde gethan haben; denn aufgenommen das Hotel Rensperg wurde er wenig in den Kreisen der höchsten Gesellschaft gefunden, indem er sich auf das stille Glück seines eigenen Hauses beschränkte.

Schon früher hatte er die Sympathie Mariens für den jungen Maiersels erspäht, welcher vor ungefähr einem halben Jahre der Gräfin aufgeführt werden war, und es hatte sich zwischen ihm und der Comtesse vor einigen Tagen folgendes Gespräch ereignet. Emil war eben vorübergegangen, und indem der Advokat ihm mit den Fingern nachdeutete, frug er die Dame: „Nicht war, es ist Schade, daß der junge Graf Maiersels nicht wenigstens zwanzig tausend Gulden Renten hat?“

„Das sind ich gerade nicht,“ erhielt er zur Antwort; „er ist sehr gesittet, gebildet, trägt einen berühmten Namen, und genießt das Vertrauen der Behörde, bei welcher er arbeitet in dem Grade, daß er gewiß einst eine glänzende Carriere machen wird.“

„Schön, sehr schön und liebenswürdig, aber wenn er reich wäre. . . .“ Marie erröthete.

„Wenn er reich wäre,“ — antwortete sie sinnend, „so würden sich alle Damen der Gesellschaft seinen Besitz streitig machen.“

„So — so —“ frug schelmisch lachend und einen feiner schärfsten Blicke in das Auge der Dame senkend der Advokat. Marie war aber in höchster Verwirrung aufgestanden und fortgeeilt.

„Sie liebt ihn!“ hatte er sich die Hände reibend aufgerufen, indem er der Lieblichen nachblickte.

Dies war der Mann, welcher jetzt also begann:

„Herr Sendres ist die Hauptfigur meiner Erzählung. Sie werden daher gütigst erlauben, daß ich so frei bin, Sie in einigen Worten mit Herrn Sendres bekannt zu machen. Er ist bleich, hager, seine Haut spannt sich durchsichtig über hervorstehende Backenknochen, einem abgetroffenen fuchsigen Silberlicht ähnlich, seine dünnen Haare sind sorgfältig gekämmt und schillern in's Grane; sein Gesicht ist leidend schaudervoll, wie das eines Theaterregisseurs, sein gelbes Marterwange hat fast gar keine Braunen, seine Nase ist spitz, seine dünnen Lippen bedecken kaum zwei hervorstehende Zähne und die Richtung seiner Blicke dürfte schwer zu errathen sein, da er beständig einen abgetrifftenen schmutzigen Augenschirm trägt. Dabei ist er immer schwarz gekleidet. Sein Alter ist ein Räthsel, da man nicht weiß, ob er ein junger Greis oder ein breitender junger Mann ist. Seinen geistigen Erfahrungen und seiner Lebenspraxis nach, durch die er hoch über allen Menschen steht, ist er ein Methusalem. Diesen Mann, den ich mit Eugen Sue's Erlauchtig am ähnlichen Redin's Stiefbruder nennen möchte, ist nichts mehr und nichts weniger als ein Wucherer en gros. Sein Lebenserstreicht ohne Geräusch wie eine Sanduhr; alle seine Handlungen, von dem Augenblick an wo er aufsteht, bis zu dem regelmäßigen Hufelandsall des Abends, gleichen den einförmigen Wiederholungen eines Pendels; er ist nur das Modell eines Menschen, welches der Schlaf allnächtlich aufzieht. Fährt ein Wagen vorüber, so unterbricht er sich selbst mitten in einem Wort während eines Gespräches, um nicht die Stimme verrätherisch zu dürfen; denn er treibt die strengste Oekonomie, wie mit Sachen so auch mit den möglichen Gefühlen, die er haben könnte, und alles ist um ihn her dumpf und still, wie, selbst in einem zahlreichen Menschenkreis, der einer Exekution. Zwar schreien und toben manchmal seine Opfer, doch wird dann alles in seinem Zimmer wieder ruhig, wie in einer Küche, wo man eine Gans abgeschlachtet hat.

Bis um sieben Uhr Abends ist er ernst, um acht Uhr beginnt sich der Wahnsinnsfaß zu thun gewohnlichen. Es liegt sich über sein lederenes Gesicht eine Art von unheimlicher Freude, wenn er den täglichen Geschäftsabschluß macht, und bei dieser Gelegenheit hört man sogar zuweilen einige Laute, welche aus seinem Herzen hervorbrechen, wie das Grunzen einer Hyäne, wenn sie sich das blutige Maul leckt.

Dies war der Mann, zu dessen Hausnachbar in einer der abgelegensten Vorstädte mich der Zufall machte. Das Haus, welches wir bewohnten, hatte keinen Hof und empfing sein Licht nur von der Straße. Die gellernartige Eintheilung, welche es in mehrere kleine Zimmer von durchaus gleicher Größe theilt, die alle auf einen einzigen düsteren Corridor ausgingen, bezeugte daß dieser Theil des Hauses früher zu einem Kloster gehört hatte. Das Leben meines damaligen Nachbarn war ein Geheimniß; ich bin der Einzige, mit welchem er Worte wechselte; zu mir kam er, sich Feuer geben zu lassen oder sich ein Buch auszuleihen, und Niemandem außer mir war es erlaubt, Abends in sein Zimmer zu kommen; aber ich vertauschte auch diese beiden Ausgezeichnungen einer siebenjährigen Bekanntschaft und einem darauf gegründeten Vertrauen. Ob er Verwandte oder Freunde hatte, weiß ich nicht; so wenig, als ich je bei ihm einen Kreuzer gesehen habe, so er sein ganzes Vermögen in der Bank hatte, mit welcher man ihn im häufigen unermüdlichen Verkehr sah. — Dabei war er des Märterer seiner eigenen Klugheit; denn ich erinnere mich, daß er eines Tages über die Straße ging und einen Louisd'or verlor. Ein ihm nachfolgender Handwachtar hebt denselben auf, und will ihn zurückgeben; er aber weis ihn mit Ueberraschung und Aengstlichkeit zurück, indem er schwur und versicherte, er habe weder bei sich noch in seinem Hause die Ihrer den einem Goldstück. Jeden Morgen bereitet er seinen Kaffee auf einem Kohlenbecken, welches nie den räuchrigen Sinus seines Ofens verliert. Ein schmutziges Mädchen, welche Bedienungen in den Häusern machte, räumte ihm täglich sein Zimmer zusammen und brachte ihm aus einem der niedrigsten Wirthshäuser seine kärgliche Mahlzeit.

Eines Abends kam ich zu ihm in das Zimmer und fand ihn auf einem Armstuhl sitzen, unbeweglich wie eine Statue, die Augen auf den Sims des Ofens geheftet. Eine kleine düstere Lampe warf auf sein bleiches Gesicht einen röthlichen Schein.

„Ist dies ein denkendes Wesen?“ sagte ich zu mir selbst. „Weiß er, daß es einen Gott, ein Gefühl, ein Seelenglück gibt?“ Ich bedauerte ihn, wie ich einen hoffnungslosen Kranken bedauern würde; indem aber zugleich, daß er sich selbst als ein Gott erschienen müsse, da er mehr als zwei Millionen in der Bank besaß.

„Guten Abend, Sendres!“ — sagte ich zu ihm. — Er wandte den Kopf herum, und ich bemerkte, daß die Falten seiner Stirn einen ganz eigenthümlichen Ausdruck hatten.

„Sie sind heute melancholisch, wie Sie es an dem Tage waren, als Gewmüller fallirte. Sind Ihnen vielleicht heute Ihre Zahlungen nicht eingegangen?“ Wir waren nämlich am ein und dreißigsten des Monats. Es war das erste Mal, daß ich mit ihm den Geld sprach. Er sah mich an, und sagte mit fast weinerlicher Stimme, nicht unähnlich den Tönen, welche ein Anfänger einer überblasenen Flöte entlockt: „Ich unterhalte mich.“

„Also unterhalten Sie sich doch wenigstens manchmal?“

Er zuckte die Achsel, und warf mir einen spöttischen, mitleidigen Blick zu. „So glauben Sie, daß nur die Dichter sind, welche Verse drucken lassen?“ frug er mich.

„Dichtkunst in diesem Kopfe!“. . . . dachte ich bei mir selbst.

„Es gibt kein unterhaltenteres und glänzenderes Leben, als das meine,“ — fuhr er fort mit außergewöhnlicher Wärme. „Deren Sie mich; die Erzählung meiner heutigen Abenteuer wird Ihnen mein Vergnügen erklären.“ Hierauf stand er auf, zog den Schlüssel von der Thüre ab, öffnete eine Tapetenverkleidung der Wand, nahm einige Papiere heraus, und setzte auf seinen Sitz zurück. „Diesen Morgen“ — sagt er — „hatte ich nur zwei Wechsel zu präsentiren, weil ich alle übrigen einem Geschäftsfreunde gestern als baares Geld gegeben habe; der Eine war mir eingehändigt worden von einem schönen jungen Herrn, ich glaube, man nennt das jetzt einen Lion, und

Digitized by Google

unterzeichnet von einer der schönsten Frauen Wien's, welche an einen reichen Inhaber verheirathet ist. Der Zweite in gleicher Summe war ebenfalls von einer Frau, Fanni Wölfer, unterzeichnet, und mir von einem Leinwandhändler zugestellt worden. Die Gräfin wohnte am Graben und Fanni Wölfer in der Leopoldstadt. O, wenn Sie wüßten, welche romantische Ideenverbindungen meinem Kopfe entsteigen, wenn ich des Morgens ausgehe, welche stolze Freude mich erfaßt, indem ich bedenke, daß, wenn diese Frauen mich vielleicht nicht zahlen können, sie mich mit der Achtung und Zartheit behandeln werden, die man einem geliebten Vater schuldig ist! O, wie viel Worte würde nicht die Gräfin für tausend Gulden mir machen! Wie aufmerksam würde nicht ihr Betragen, wie süß nicht ihr Ausdruck sein, den man offenbar nur für den Giranten eines Wechsels aufbewahrt! Wie würde sie mich nicht mit zärtlichen Worten umgarnen, vielleicht gar bitten, und ich" — hier warf mir der Alte einen eisigen Blick zu — „und ich taub wie ein Felsen und unerbittlich wie das Meer. Ich erscheine dann wie die Rache, wie das böse Gewissen. Aber lassen wir die Hypothesen: ich komme an. —

„Die Frau Gräfin schläft noch," sagte mir schnippisch das Kammermädchen, —

„Wann wird sie sichtbar sein?" — „Um zwölf Uhr." — „Ist sie vielleicht krank?" —

„Nein, mein Herr! aber sie ist die Nacht um drei Uhr erst von einem Balle nach Hause gekommen." — „Ich heiße Sonders; sagen Sie ihr meinen Namen, ich werde um zwölf Uhr wieder kommen." — Ich gehe. — Hierauf wende ich mich nach der Leopoldstadt zu einem unscheinlichen Hause, öffne eine alte Thüre und sehe eines jener dunklen Vorhäuser, in welche das Licht der Sonne fast niemals dringt. „Ist Frau von Wölfer zu Hause?" fragte ich den Hausmeister. — „Sie ist ausgegangen, wenn es sich aber um einen Wechsel handelt, so ist hier die Valuta." Bei diesen Worten zeigte er mir eine Tausender-Banknote.

„Ich werde wieder kommen," antwortete ich; denn meine Neugierde war zu groß die Dame kennen zu lernen, welche ich für jung hielt. —

Nachdem ich hierauf meinen gewöhnlichen Spaziergang über die Bastei gemacht, und mich mit dem billigen Vergnügen, welches der Anblick des tollen und vollen Wien gewährt, ergötzt hatte, kehre ich Schlag zwölf Uhr in das Vorzimmer der Frau Gräfin zurück.

„Die Frau Gräfin hat in diesem Augenblicke geläutet," sagte mir wieder die Leichtfüßige; „aber ich weiß nicht, ob sie jetzt schon Ihren Besuch wird annehmen wollen." — „Gut, gut!" ist meine freudliche Antwort, „ich werde warten." Bei diesen Worten setzte ich mich auf einen reich vergoldeten Sessel. Aber kaum waren die Gardinen geöffnet, als das Mädchen zurückkommt und mich auffordert einzutreten, aber mit einem Tone, aus welchem ich wohl merkte, daß die Frau Gräfin noch nicht ganz in Ordnung sei. Welch' eine schöne Frau sollte ich aber nun sehen! Sie hatte über die nackten Alabaster-Schultern einen weißen Cassimir-Shawl geworfen, und sich so sorgfältig in denselben gehüllt, daß auch die kleinste Wellenform ihres üppigen Wuchses lockend hervortrat. Eine schneeweiße Mantille fiel nachlässig von ihrer Schulter und ließ einen Arm erblicken von entzückender Frische und Weichheit. Ihre schwarzen Haare, glänzend wie Ebenholz, wurden durch ein Tuch von Madras sehr widerstrebend festgehalten, welches nach Art der Creolen auf den Scheitel geknüpft war, während einige Locken voll unbeschreiblicher Grazie über die leuchtende Stirn herabfielen. — Ihr Bett, — ein Anblick, um einen Liebhaber wahnsinnig zu machen, — bot eine reizende Unordnung dar, und bewies, daß der Schlaf dieser Dame bewegt gewesen war.

Unter üppiger Drapperie erblickte ich ein Kopfkissen — o was hätte dieses Kopfkissen alles erzählen können — auf einer Decke von himmelblauer Seide, deren Brüsseler-Kanten einen unbeschreiblichen Effect auf dem blauen Grunde machten. Auf einem unter den vergoldeten Löwenfüßen des Acajou-Bettes ausgebreiteten Bärenfelle lagen zwei überaus kleine Schuhe von weißem Atlas hingeworfen, mit aller Sorglosigkeit einer vom Balle müden Dame. Ueber einem Stuhle hing ein ganz zerknittertes, reiches Stoffkleid, dessen Aermel, welche ein Zephir hätte wegtragen können, den Boden berührten. Blumen, Diamanten, Handschuhe zerstreuten sich um die Hauptgruppe; ein kostbarer Fächer, zum Theil gebrochen — vielleicht die Ruine der gestrigen Romantik — lag auf einer Fauteuil, von welcher halbgeöffnete Flacons einen Himmel voll Wohlgerüchen ausathmeten; alles war Luxus und Unordnung, Schönheit ohne Uebereinstimmung, Reichthum und Elend. Der Anblick der abgespannten Gräfin stimmte vollkommen mit dem des Zimmers überein. Alle diese Kostbarkeiten, jetzt werthlos umhergestreut und weggeworfen wie alte treue Dienste, entlockten mir ein mitleidiges Lächeln; vereinigt und in Ordnung mochten sie gestern wohl einen unwiderstehlichen Anblick geboten haben. Sie schienen mir die Trümmer einer von Blitz und Donner des erwachten Gewissens vernichteten Liebe, das Bild eines üppigen, luxuriösen, doch nicht vorwurfsfreien Lebens, — die tollen Anstrengungen des Tantalus, mit unbefriedigter Gier nach gehaltlosen Genüssen zu haschen. Die Schönheit der Gräfin hatte aber selbst den Stürmen dieser Nacht widerstanden, denn trotz des leichten Ringes um ihre Augen, glänzten diese in feuchtem Feuer und ihre sammtweichen Wangen waren leicht geröthet. Sie glich einer jener Heldinen, welche Leonardo da Vinci's Pinsel geschaffen hat, — denn Sie müssen wissen, ich mache manchmal in Oelgemälden Geschäfte — mit einem Wort: sie war ganz Leben und Genuß. Sie gefiel mir! Eine Bewegung wie heute, hatte ich seit meiner Jugend in meinem Herzen nicht gefühlt. Ich war eigentlich schon bezahlt, denn für ein Gefühl, welches mir meine Jugend vergegenwärtigt, zahle ich gern tausend Gulden.

„Mein Herr!" sagte sie, mir einen Stuhl bietend, „möchten Sie wohl die Güte haben zu warten?" —

„Mit Vergnügen, bis morgen Mittag, gnädige Frau Gräfin!" antwortete ich, den Wechsel wieder zusammenbiegend, den ich ihr hingehalten hatte; — „ich habe nur erst zu dieser Stunde das Recht einen Protest einzuleiten." Bei mir selbst aber sagte ich: Zahle deinen Luxus, zahle deinen guten Namen, zahle deine Ehre, zahle das Monopol der Freude, der du dich ganz hingibst. Euch, allen Ueppigen! die ihr euch mit der Sünde auf Seide und unter Seide bettet, für euch habe ich nur Gewissensbisse, ein heimliches unter Lächeln verborgenes Zähneknirschen, stählerne Krallen, welche euch das Herz zerreißen.

„Protest? Sie würden es wagen mit einer Dame so unhöflich zu sein?"

Ich konnte mich eines halben Lächelns nicht enthalten.

„Und wenn der König mein Schuldner wäre und nicht zahlte, so würde ich ihn vor Gericht rufen."

In diesem Augenblick hörten wir leise an die entgegengesetzte Zimmerthür klopfen.

„Ich bin nicht sichtbar!" rief die Dame herrisch.

„Ich möchte dich gerne sehen, liebe Cuilie!" sprach eine wohltönende Männerstimme.

„Nur nicht in diesem Augenblick, Lieber!" antwortete sie weniger hart.

„Geh, geh! du scherzest, ich höre dich ja mit Jemandem sprechen!"

Und ein Mann, welcher niemand anders, als der Gatte sein konnte, trat unversehens ein. Die Gräfin gab mir einen Wink, ich verstand sie, sie war meine Sclavin.

„O, es gab eine Zeit, mein lieber Freund!" — unterbrach sich hier der Erzähler mit einer Art von Vorwurf, — „wo ich Narr genug war manchmal keinen Protest zu erheben.

„Was will dieser Herr?" fragte mich der Graf.

Ich sah die Dame schaudern, ihre Stirne runzelte sich, ich fühlte mich unwillkührlich lächeln.

„Dieser Herr," sagte sie ohne die mindeste Verlegenheit im Wort, „ist Einer meiner Commissionäre."

Der Graf wandte mir verächtlich den Rücken, ich aber zog unerbittlich mit bedeutsamer Miene gegen die junge Gräfin den Wech-

Digitized by Google

sel halb aus der Tasche; bei dieser Bewegung wandte sie sich zu mir, während der Graf an's Fenster getreten war, und gab mir einen Diamanten.

„Machen Sie sich bezahlt, Elender! und befreien Sie mich augenblicklich von Ihrer Gegenwart!"

Wir tauschten beide unsere Werthe aus und ich ging mit einer tiefen Verbeugung. Der Diamant konnte zwölf hundert Gulden werth sein. Im Vorhaus fand ich Kutscher, welche beschäftigt waren, zwei herrliche Equipagen zu putzen, Livreebediente, Kammerdiener, welche mich mit spöttischen Blicken maßen, und als ich hinausgehen wollte, öffnete sich das Hausthor, um denselben herrlichen, blauen Tilbury des jungen Mannes einzulassen, welcher mir den Wechsel übergeben hatte.

„Mein Herr!" sprach ich, indem ich mich dem Aussteigenden mit edler Freimüthigkeit näherte, „ich bitte Sie, diese zwei hundert Gulden der Gräfin zuzustellen und ihr zu sagen, daß ich das Pfand, welches sie mir vor Kurzem gegeben hat, acht Tage zu ihrer Disposition liegen lassen werde." Dieser nahm mit spöttischem Lächeln die zweihundert Gulden, als wollte er sagen: „Hat sie gezahlt? Nun deste besser!" In diesem Augenblicke las ich in seiner Physiognomie die Zukunft der Gräfin. —

Hierauf ging ich nach der Leopoldstadt zu meiner zweiten Schuldnerin, Fanni Wölfer, stieg eine steile Treppe bis zum vierten Stock hinauf, und wurde in ein überaus nettes und freundliches Zimmer geführt. Fanni war eine junge Wienerin im eigentlichen schönen Sinne des Wortes. Ihre kastanienbraunen Haare waren sorgfältig gescheitelt und in zwei leichten Bogen über ihren Schläfen gewölbt, unter welchen zwei himmelschöne, crystall'ne blaue Augen lachten. Wenn ich ein Dichter wäre, würde ich Augen und Haar mit zwei Triumphbogen verglichen haben, unter welchen Engel lachten. Dabei war sie sehr einfach gekleidet und eine Anzahl von um sie her zerstreuten Leinwandstücken und Wäsche bezeichneten mir ihre gewöhnliche Beschäftigung. Indem ich ihr den Wechsel präsentirte, sagte ich, daß ich sie am Morgen nicht zu Hause getroffen hätte.

„Aber ich hatte," antwortete sie, „das Geld dem Hausmeister gegeben."

Ich that, als wenn ich es nicht gehört hätte, und fuhr fort: „Fräulein geht, wie es scheint, schon sehr zeitlich aus."

„O nein, im Gegentheil," antwortete sie kurz, doch nicht unfreundlich; „wenn man aber des Nachts viel Arbeit hat, muß man manchmal am Tage ein Bad nehmen." —

Ich betrachtete sie bei diesen Worten, und ich kannte ihr ganzes Schicksal. Sie war offenbar der Sprößling einer wohlhabenden herabgekommenen Familie, welche sich von ihrer Hände Arbeit nähren mußte. In ihrem Gesichte lag jene Heiterkeit des guten Gewissens und der Tugend, welche eine wunderbare Harmonie über ihr ganzes Wesen verbreitete und ihren Bewegungen eine unbeschreibliche Grazie verlieh. Auf ihrer fröhlichen Stirne thronte Zufriedenheit und Unschuld. Ich glaubte in einer andern Atmosphäre zu athmen. Ueber einem schneeweißen Bette von weichem gemahlten Holze, hing ein Crucifix, welches mit Buchsbaum und Immortellen bekränzt war, wahrscheinlich vom Grabe einer lieben Person. Dieser Anblick rührte mich so, daß ich ihr am liebsten das eben erhaltene Geld und den Diamant der Gräfin geschenkt hätte. Aber ich dachte, daß ein solches Geschenk ihr gefährlich werden könnte, und daß überdieß der Diamant für eine Schauspielerin oder eine Braut fünfzehn hundert Gulden wenigstens werth sei.

Sehen Sie, lieber Freund! als Sie vorhin bei mir eintraten, da dacht ich so eben bei mir selbst, daß diese Fanni Wölfer eine sehr gute Hausfrau sein müßte und vertiefte mich so in den Contrast zwischen dem Charakter des Mädchens, welches durch ihre mächtige Unschuld und ohne die Kenntniß ihrer Waffen die größten Feinde des menschlichen Glückes bekämpft, indem sie kühn und arglos der Welt entgegen tritt, und dem der Gräfin, welche unter den lachendsten Lebensverhältnissen nicht einmal ihrem einfachen Pflichtenkreise zu genügen weiß und wie ich fürchte, schon dem Laster die Hand geboten hat.

Sie werden also selbst ermessen", fuhr Sonders nach kurzem Stillschweigen fort, „welches Vergnügen es ist, auf diese Weise die verborgensten Gefühle des menschlichen Herzens zu erforschen, den Mäandrischen Gängen seiner Leidenschaften zu folgen, das Leben in seiner ganzen schönen und abscheulichen Nacktheit zu sehen. Da bieten sich mir alle Tage andere Schauspiele dar: ekelhafte Wunden, herzbrechende Klagen, schwärmerische Liebesscenen, sündhaftes Elend, welches oft in den Wellen der Donau begräbt, harmlose Jugendfreuden, welche oft zum Galgen führen, verzweiflendes Lachen und glänzende Feste. Gestern eine Tragödie: ein Vater, welcher sich vergiftet, weil er seine Kinder nicht mehr ernähren kann; morgen eine Komödie: ein Esel, welcher ein hohes Amt bekommt; übermorgen eine Posse: ein gekrönter Ehemann, welcher sich bei seinem Kammermädchen tröstet. Hier hören Sie eine Beredsamkeit, welche Ihnen das Mark in den Knochen frieren macht: ein alter redlicher Kaufmann am Abend vor seinem unverschuldeten Bankbruch; ein Vater auf seinem Sterbebette, umgeben von seiner Familie, welcher als das Opfer einer unverdienten Verläumdung fällt; eine Mutter, welche das Verbrechen des eigenen Sohnes zu verbergen sucht; ein hungernder Gatte, der das letzte Pfand seines Glücks, die Trauringe verkauft; ein vornehmer Mann ohne Ehre. Alle diese Schauspieler spielen vor mir mit unnachahmlicher Wahrheit ihre Rollen, — vor mir, den es beinahe unmöglich ist zu betrügen. Was fehlt mir also? Ich besitze Alles. Nichts wird hienieden Demjenigen verweigert, welcher die Bänder eines immer vollen Geldsackes löst und bindet. Dem Mammon verkaufen sich Gewissen, Ehre, Zärtlichkeit, Schönheit, Alles — Alles. Wir sind die schweigenden und unbekannten Herren des Lebens. Es sind unser ungefähr dreißig in Wien, und wir kommen Abends in einem Kaffeehause zusammen, wo wir uns dann gegenseitig die Finanzgeheimnisse mittheilen und das menschliche Elend, welches uns nährt, analisiren. Hier," sagte er, indem er auf sein ärmliches und kaltes Zimmer deutet, „hier flieht mit gefalteten Händen der zärtliche und feurige Liebhaber, welcher sonst über ein bloßes Wort wüthend wird und wegen eines Blickes mit der Hand an den Degen fährt; hier bittet der hochmüthigste Negoziant, die eitelste und adelstolzeste Dame, der berühmteste Künstler, der Schriftsteller, dessen Namen vielleicht die Unsterblichkeit erwartet!" —

„Ich entfernte mich," fuhr der Advokat fort, „überrascht und erstaunt von diesem kleinen, alten, ausgetrockneten Menschen, der durch seine Erzählung gewaltig in meiner Meinung gewachsen war, mit einer Art von Schauder; er hatte sich so zu sagen vor meinen Augen in ein geisterartiges Wesen verwandelt. Ich hatte die Macht des Geldes gesehen, das Leben und die Menschen erregten mir Ekel. Alles bindet sich also hienieden an das Geld! sagte ich zu mir selbst; ich schlief ein und träumte nur von Haufen Geld vor mir, dazwischen drängte sich das üppige Bild der Gräfin, aber am andern Morgen trat klarer und lieblicher das der reinen und himmlischen Fanni hervor, welches ich von diesem Augenblick an nicht mehr los werden konnte."

„Wollen Sie vielleicht ein Glas Zuckerwasser?" sagte die Gräfin, die Erzählung des Advokaten unterbrechend.

„Wenn Sie erlauben," sagte dieser. — Die Gräfin klingelte.

„Aber ich sehe in dem Allen noch keine Beziehung auf mich."

„Doch, doch," erwiederte der Advokat; „ich wiederhole, daß das Glück der liebenswürdigen Comtesse Marie von Niemandem andern, als von meinem Sonders abhängt. Die kleine Episode wegen der niedlichen Fanni werden Sie mir gütigst verzeihen; sie ist jetzt meine Frau."

„Armer Mann!" sagte die Gräfin; „ich glaube er würde es vor zwanzig Personen gestehen, mit seiner gewöhnlichen Freimüthigkeit, daß er glücklich ist."

„O ich würde es in alle Welt schreien!"

„Trinken Sie, lieber Freund! trinken Sie. Sie werden immer der glücklichste und treueste aller Ehemänner sein."

„Aber nicht wahr, Sie fahren fort?" frug neugierig Gräfin Marie.

„Also — ich habe Sie auf dem Graben bei einer Gräfin verlassen."

„Was ist denn da eigentlich vorgefallen?" fuhr der alte Graf

Digitized by Google

aus einem kleinen Schlummer auf, indem er sich seine Cigarre wieder anzündete. Schwarz fuhr fort:

„Einige Wochen nach meinem Gespräche mit Sonders erhielt ich den akademischen Grad und hieß Advokat; natürlich wuchs das Vertrauen, welches der Alte zu mir gefaßt hatte. Er frug mich, versteht sich gratis, oft um Rath bei den höchst verwickelten Streitfällen, in welche er sich mit unglaublicher Kühnheit einließ, und dieser Mann, auf welchen sich Niemand des kleinsten Einflusses rühmen konnte, hörte meine Rathschläge mit einer Art von Hochachtung an. Ich wechselte meine Wohnung und verließ das Haus der wenig besuchten Vorstadt, um zu meinem Protektor zu ziehen, bei welchem ich, aus Mangel an eigener Praxis, auscultirte. Bei meinem Abschiede bezeigte Sonders weder Freundschaft noch Mißfallen, noch forderte er mich auf, ihn manchmal zu besuchen; doch warf er mir einen jener ernsten Blicke zu, in welchem ich einiges Gefühl zu lesen glaubte. — Nach acht Tagen hatte ich einen Besuch von ihm. Er theilte mir ein sehr schwieriges Geschäft mit, was mich manche Stunde der Arbeit kostete, und fuhr auf diese Weise fort mich gratis um Rath zu ziehen, mit derselben Freimüthigkeit, als wenn er mich glänzend zahlte. Am Ende des zweiten Jahres hatte Aufwand, Prachtliebe und eine verschwenderische Frau meinen Gönner ruinirt; um sich mit seinen zahlreichen Gläubigern zu einigen, wollte er sein großes einträgliches Amt für dreißig tausend Gulden verkaufen. Er sprach mit mir hierüber und trug mir es für diesen Preis an. Ein geschickter, thätiger Mann konnte spielend diese Summe in zwei Jahren verdienen, falls er sich das erworbene Vertrauen der Firma zu erhalten wußte; ich aber hatte nicht einen Kreuzer, und kannte auch in ganz Wien keinen Capitalisten, der großmüthig genug gewesen wäre, einem Advokaten auf sein ehrliches Gesicht dreißig tausend Gulden vorzuschießen. Ich dachte an Sonders und ein schwacher Hoffnungsstrahl gab mir den Muth zu dem Wucherer zu gehen. Mit schwerem Herzen und langsamen Schritte machte ich mich daher eines Abends nach dem Thury*) auf, wo Sonders wohnte, und das Herz schlug mir gewaltig, als ich an die melancholische Thür klopfte. Ich erinnerte mich, was mir der alte Geizhals oft gesagt hatte zu einer Zeit, wo ich nicht im Entferntesten glaubte, je die Angst der Person theilen zu müssen, welche sich dieser Schwelle naht. Ich kam, ihn anzuflehen wie jeder andere. Nein, sagte ich zu mir selbst, ein ehrlicher Mann wird immer die Achtung vor sich selbst bewahren, in welche Lage ihn auch die Ungerechtigkeit der Menschen, oder die Laune des Schicksals versetzte. Alle Reichthümer der Welt wiegen eine Erniedrigung nicht auf.

Seit unserer Trennung hatte Sonders an seine Zimmerthüre einen kleinen vergitterten Schieber machen lassen und öffnete dieselbe nicht eher, bis er mich erkannt hatte.

„Nun," sagte er zu mir statt aller Begrüßung, mit seiner süßen Flötenstimme, „es scheint, daß Ihr Patron sein Geschäft verkaufen will."

„Wie wissen Sie das? Er hat noch mit Niemandem als mit mir darüber gesprochen." — Die beiden dünnen Lippen des Alten zogen sich wie zwei Riemen gegen die Mundwinkel und dieses stumme Lächeln wurde mit einem kalten Blick begleitet. —

„Ich weis Alles," fügte er tonlos hinzu, „auch weßhalb Sie kommen." —

„Hören Sie mich," sprach ich, mühsam meine Verwirrung bekämpfend; „ich kenne die Schwierigkeit Sie zu rühren, deßhalb werde ich meine Beredsamkeit nicht erschöpfen, Ihnen die Lage einer gänzlich mittellosen Waise zu schildern, welche keine andere Hoffnung hat als Sie, und kein anderes Herz, als das Ihrige, um seine Sorgen auszuschütten. Alles dieses sind sehr schöne und rührende Sachen, werden Sie mir sagen, aber Geschäfte sind Geschäfte und werden ohne alle Romantik und Gefühlspoesie behandelt; deßhalb hören Sie ganz einfach die Sache. Das Geschäft meines Advokaten trägt jährlich in seinen Händen fünf tausend Gulden, in den meinigen würde es vielleicht acht tausend tragen; er gedenkt es für dreißig tausend Gulden zu veräußern und ich fühle in mir die Kraft und Fähigkeit, wenn Sie mir diese Summe leihen wollen, in drei Jahren aller meiner Verpflichtungen gegen Sie entledigt zu sein." —

„Na, das heißt klar und deutlich gesprochen;" antwortete sanft der Geldmensch, indem er mir die Hand drückte. „Bei meiner Treue!" fuhr er fort, „seit ich Geschäfte mache, hat mir noch Niemand den Zweck seines Besuches klar und kürzer mitgetheilt. Was für Bürgschaft haben Sie?" frug er mit einem Blick, der mich vom Kopf bis zu den Füßen maß.

„Gar keine!"

„Wie alt sind Sie?"

„Sieben und zwanzig Jahre."

„Bringen Sie mir morgen Ihren Geburtsschein, dann werden wir weiter von dem Geschäfte sprechen; unter der Zeit werde ich an Sie denken."

Um acht Uhr des andern Tages war ich schon bei dem Greise, mit dem verlangten Papier; er nahm es aus meiner Hand, setzte die Augengläser auf, hustete, spuckte, raffte seinen schwarzen Schlafrock zusammen und las den Taufschein mit außerordentlicher Aufmerksamkeit. Dann hustete er abermals, las das Papier auf's Neue, sah mich vom Kopf bis den Füßen wieder an und prüfte Siegel und Unterschrift.

„Nun gut," sagte er, nachdem dies alles in einer sehr langen Pause geschehen war, „wir werden sehen das Geschäft in Ordnung zu bringen."

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

„Gewöhnlich erhebe ich von meinen Capitalien fünfzig Prozent;" — ich erbleichte — „aber aus alter Bekanntschaft werde ich mich bei Ihnen mit zwölf und ein halb begnügen. Sind Sie das zufrieden?"

„Ja, ja, von ganzem Herzen;" antwortete ich schnell.

„Hm, wenn es Ihnen zu viel scheint, so müssen Sie sich darüber erklären, denn ich fordere meine zwölf und ein halb Prozent, Sie aber müssen Acht haben, ob Sie dieselben bezahlen können. Ich liebe nicht die Menschen, welche gleich auf Alles eingehen. Es ist Ihnen also nicht zu viel?"

Nein, nein . . .

„Nun, und am Ende zahlen es doch auch blos Ihre Clienten;" unterbrach mich mit heiserem Lachen Sonders.

„Nein!" fuhr ich auf, „ich werde es zahlen; lieber wollt' ich mir die Hand abhauen lassen, als meinen Nächsten schinden."

„Gute Nacht!" lachte Sonders und fuhr hierauf fort: „außerdem werden Sie auch noch alle meine Rechtsgeschäfte ohne alle Zahlung führen, so lange ich lebe, nicht wahr?"

„Es sei!" erwiederte ich, „im Falle Ihnen keine Capitalien ausgezahlt werden, sonst. . . ."

„Recht, recht, in diesem Falle sollen Sie Ihre fünf Prozente haben; übrigens hoffe ich," fuhr der Alte fort, in eine Art Gutmüthigkeit fallend, „daß Sie mir erlauben werden, Sie manchmal zu besuchen."

„O Sie werden mir immer ein großes Vergnügen machen."

„Schön; aber des Morgens wird es schwer sein, Sie haben Ihre Geschäfte, ich die meinigen."

„Nun, so kommen Sie Abends."

„Nein, das geht auch nicht!" erwiederte er mir lebhaft, „Sie müssen in Gesellschaft gehen, Ihre Clienten besuchen, und ich meine Freunde und das Kaffeehaus."

„Nun, so wählen Sie die Mittagsstunde." —

„Recht, das meine ich auch!" sagte Sonders; „wann gehen Sie denn zu Tisch?"

„Um zwei Uhr."

„Schön; also nach der Börse um zwei Uhr werde ich Sie am Mittwoch und Samstag besuchen und wir werden als recht herzliche Freunde über unsere Geschäfte sprechen; o, Sie müssen wissen, ich bin manchmal sehr guter Laune, besonders, wenn ich einen Rephühnerflügel und ein Glas Champagner vor mir habe."

*) Eine der weniger belebten von den 36 Vorstädten Wiens.

Digitized by Google

„Gut, es bleibt bei dem Rephühnerflügel und dem Glas Champagner. . . .“

„Ah! machen Sie keine Dummheiten und setzten Sie sich nicht meinetwillen in Unkosten, Sie würden sonst mein Vertrauen verlieren; ich will Sie blos besuchen um mich von Ihrem Wohlbefinden und dem Gange Ihrer Geschäfte zu unterrichten; dagegen werde ich Sie auch als den besten aller Advokaten empfehlen, und Sie sollen Geschäfte haben, daß Ihre Collegen vor Eifersucht platzen. Also morgen früh erwarte ich Sie mit Ihrem Protektor.“

„Vergeben Sie mir noch eine Frage,“ — sagte ich schon auf der Thürschwelle, — „was hat eigentlich mein Taufschein mit unserer Angelegenheit zu schaffen?“

Sonders zuckte mit verächtlichem Lächeln die Achseln und antwortete: „Was doch die Jugend albern ist! Wissen sie noch nicht, Herr Advokat! daß vor dreißig Jahren die Redlichkeit und das Talent noch eine Art von Hypotheke sind, daß man aber nach dieser Zeit fast gar nicht auf sie rechnen kann?“ —

Bei diesen Worten schloß er die Thüre mir vor der Nase.

Ich hatte noch nicht einen Monat meine neue Thätigkeit begonnen, als ich das Glück hatte, gnädigste Frau! den Prozeß wegen Ihres Vermögens zu bekommen. Der glückliche Ausgang der Rechtssache verschaffte mir bald Ruf und schon nach zwei Jahren fand ich mich trotz der enormen Prozente, welche ich dem Wucherer zahlen mußte, frei von allen Verpflichtungen und im Besitze eines mäßigen Vermögens. Hierauf heirathete ich Fanni Wölfer und seid dieser Stunde begannen für mich ununterbrochene Tage des Glücks und des Friedens. Doch ich werde nicht mehr von mir sprechen, denn ich weiß, daß nichts unerträglicher ist, als ein glücklicher Mensch. Ich kehre zu meinem Wucherer zurück.

Einige Wochen nach dem Antritte meines Amtes wurde ich wider meinen Willen, zu einem Frühstück von mehreren jungen Leuten eingeladen, welches einer meiner Collegen an einen der elegantesten Lions jener Zeit in einer Wette verloren hatte.

Dieser junge Wüstling erfreute sich vor Allen übrigen der größten Auszeichnungen in der **Haute-volée**, er war so zu sagen die Blüthe aller Stutzer; Niemand wußte geschmackvoller eine Cravatte umzubinden, Niemand besser im Prater ein Tilbury zu lenken. Alle Frauen waren in ihn verliebt; Kenner von Pferden, Gemälden, Mädchen und Kunstwerken, verschwendete er jährlich mehrere tausend Gulden, ohne einen Kreuzer im Vermögen zu haben. Er war das eigentliche Vorbild der Irrenden Ritterschaft unserer Salons, unserer Vorzimmer, unserer Toilettenzimmer, unserer Spaziergänge. Amphibie zwischen Mann und Mädchen, ein Wesen oder besser ein Unwesen, verwendbar zu jeder Sache, tauglich zu keiner, welches alles wußte, aber nichts verstand; eben so sehr geneigt zu einer guten Handlung, als zu einem Verbrechen; bald großherzig, bald gemein; öfter mit Koth als mit Blut befleckt; mehr voll von Unruhe als voll Gewissensbissen; mehr bedacht, gut zu verdauen, als gut zu denken; Leidenschaften heuchelnd, aber unfähig sie zu fühlen; ein glänzender Ring, um die Hefe des Volks an die gute Gesellschaft zu ketten. —

Ich hatte viel von diesem Menschen reden hören, auch manchmal die gefährliche Ehre gehabt, mit ihm zusammen zu treffen. Mein Freund machte mir so dringende Vorstellungen seinem Frühstücke beizuwohnen, daß ich mich nicht füglich seiner Einladung entziehen konnte, ohne mir den Vorwurf des Eigensinns zuzuziehen.

Es dürfte den Herrschaften schwer werden, sich eine Idee von dem Frühstücke eines Elegant's zu machen. Erlauben Sie mir daher zwei Worte der Beschreibung: Alles ist Pracht und Aufwand; glänzende Auswahl der Livreen und Speisen; man ist erstaunt über die Ordnung des Tisches, welcher von Silber, Crystall und Damast strahlt, — es ist ein Blüthenbeet des Genusses. Die jungen Herren sind frisch, elegant, zierlich, sie lächeln, sprechen nur leise und scheinen eben so viele Bräute; alles ist jungfräulich an ihnen und um sie. Doch zwei Stunden nachher ist aus allen dem ein Schlachtfeld geworden. Zerbrochene Tassen und Teller stehen umher, schmutzige, zerknitterte Serviette, halbverzehrte Speisen, deren Anblick nichts weniger als einladend ist; betäubender Lärm, brüllende Toaste, ein durcheinander von Epigrammen und zweideutigen Scherzen, purpurrothe Gesichter, flammende Augen, welche **nichts**, und unfreiwillige Mittheilungen, welche **alles** sagen. Mitten unter diesem höllischen Lärm werden Champagnerbeutelflaschen zerbrochen, Lieder gesungen, Händel begonnen. Der Duft der Speisen mischt sich betäubend mit dem des Weins und der Cigarren, zwanzig verschiedene Stimmen machen sich laut ohne gehört zu werden, denn man weiß nicht mehr was man ißt, trinkt oder sagt. Die Einen sind melancholisch, die Andern geschwätzig; dieser entwickelt eine Art von Monomanie und wiederholt immer dasselbe Wort, wie eine Glocke, welche in Bewegung gesetzt wird, jener will den Lärm überschreien, der Vernünftigste schlägt vor, schlafen zu gehen.

Mitten in diesem Gewirre, von welchem ich zu schwach bin ein würdiges Bild zu geben, suchte der schon obengenannte Chef dieser classischen Elite besonders meine Gunst zu gewinnen. Ich hatte meine ganze Besinnung beisammen behalten und wenig getrunken; jener aber, obgleich sonst sehr kalt, war durchaus weingrün und sprach mir nur immer von seinen Geschäften. Mit einem Wort, als ich Abends um neun Uhr nach Hause ging, hatte er mir, ich weiß nicht wie, das Versprechen abgelockt, ihn den andern Morgen zu Herrn Sonders zu führen. — Die Worte: Ehre, Tugend, Gräfin, anständige Frau, Unglück, hatten sich auf seiner schweren Zunge beständig mit einander verknüpft; und als ich am nächsten Morgen aufwachte und mich der gestrigen Erlebnisse erinnern wollte, hatte ich große Mühe zwei Gedanken mit einander in meinem wirren Kopfe zu verbinden. Endlich brachte ich doch so viel zusammen, daß, ich weiß nicht, welche Gräfin in Gefahr wäre ihre Ehre und die Achtung ihres Gatten zu verlieren, wenn sie nicht den andern Tag zwanzig tausend Gulden schaffen könnte. Da gab es Spielschulden, große Verluste in der Lotterie, Wagenrechnungen; und mein unfreiwilliger Tischgenosse hatte mich versichert, daß die Dame reich genug wäre, in einigen Jahren der Oekonomie, diesen Schaden zu repariren. Da errieth ich die Ursache der dringenden Einladung meines Collegen und lächelte schon im voraus der Täuschung, welche der Bedrängte bei meinem Sonders finden würde. —

Während ich aufstand, trat der junge Fashionable ein.

„Herr Graf!“ sagte ich zu ihm, nach den gewöhnlichen Begrüßungen, „ich glaube, Sie können meiner Vermittlung bei Sonders ganz entbehren; er ist der artigste und freundlichste aller Geschäftsmänner und wird Ihnen unbedingt Geld geben, wenn er welches hat, oder besser, wenn Sie ihm die nöthige Bürgschaft leisten.“

„Mein Herr!“ erwiederte er mir ein wenig hochmüthig, „ich will Sie nicht zu einer Gefälligkeit zwingen, obschon Sie mir dieselbe versprochen haben.“ — „Der Teufel!“ dachte ich bei mir selbst, „soll der Wüstling glauben, daß ich nicht Wort halte?“ — „Ich hatte die Ehre Ihnen zu sagen, wie ich mich ganz wider meinen Willen mit Sonders vertragen habe und da ich Niemand andern in ganz Wien weiß, welcher in diesem Augenblicke helfen könnte, so hatte ich Sie gebeten mich wieder mit ihm auszusöhnen. Doch sprechen wir nicht mehr davon.“

Dabei sah er mich mit einem höflichen, aber beleidigenden Blick an und machte sich zum Gehen bereit, so daß ich meinen Hut nahm und entgegnete: „Ich bin bereit, Sie hinzuführen.“ — Wir kamen auf dem Tury in dem bewußten engen Gäßchen an. Je mehr wir uns dem Ziele unserer Bemühungen genähert hatten, desto unruhiger warf mein Gefährte den Blick umher, während sein Gesicht bald roth, bald bleich wurde. Heller Schweiß stand auf seiner Stirn, als er das Haus Sonders' bemerkte. Während wir aus dem Tilbury stiegen, bog ein Fiaker in das enge Gäßchen. Das Falkenauge des Grafen hatte darin eine Dame bemerkt und ein Ausdruck von fast wilder Freude verbreitete sich auf seinem Gesicht. Er rief einen Knaben, warf diesem die Zügel des Pferdes zu und wir stiegen zu dem alten Geizhals hinauf.

„Sonders!“ sagte ich, als wir eintraten, „ich stelle Ihnen hier einen meiner intimsten Freunde vor, — dem ich wie dem Teufel traue,“ fügte ich nur ihm verständlich hinzu. — „Aus Rücksicht für mich besse ich, daß Sie ihm gegen die üblichen Taxen die Gefällig-

Digitized by Google

keit erweisen und ihn aus einer momentanen Verlegenheit reißen werden." —

Der Graf verneigte sich höflich und nahm einen Stuhl.

Sonders war unbeweglich ohne ein Zeichen der Theilnahme sitzen geblieben. Er glich einer Gypspagode, welche den Hals gebrochen hat.

„Ich habe kein Geld, außer für meine Geschäftsfreunde;" — sagte endlich der Wucherer.

„Ach, sind Sie vielleicht böse, daß ich eher wo anders hingegangen bin, um mich zu Grunde zu richten als zu Ihnen?" fragte ironisch der Graf. — Sonders lächelte kalt. —

„Herr Graf können sich ja nicht zu Grunde richten; ruiniren kann sich nur derjenige, der etwas hat. Nicht wahr?"

„Doch, mein Guter! ich frage, ob Sie in ganz Wien ein schöneres Kapital finden können als mich?" Dabei war der Lion aufgestanden und präsentirte sich dem Alten in einer zierlichen Pirouette. Dieser Scherz verfehlte aber ganz seine Wirkung auf den Alten.

„Bin ich etwa nicht die glänzendste aller Industrien für euch, ihr Herren?"

„Gewiß, gewiß."

„Betrachtet ihr mich nicht als eine Art von Schwamm, den ihr ausdrücken könnt nach Belieben?"

„Auch das ist möglich."

„Was würdet ihr Wucherer ohne Verschwender sein? Nichts!"

„Wahr, sehr wahr."

„Wir gehören also zusammen wie Leib und Seele."

„Unumstößlich."

„Brave, mein Alter! Also Hand her und ein wenig Großmuth, wenn das Alles gewiß, möglich, wahr und unumstößlich ist."

„Sie kommen zu mir," antwortete kalt der Wucherer, „weil meine Genossen schon genug haben an Ihren Wechseln, welche Sie hie und da mit einem Verluste von fünf Prozent ausbieten; aber da jene dafür höchstens die Hälfte der Valuta gezahlt haben, so sind sie nicht fünf und zwanzig werth. Wie kann ich also einen Menschen nur Einen Kreuzer bergen, welcher schon über zwanzig tausend Gulden Schulden hat, und nicht Einen Gulden besitzt? Uebrigens weiß ich, daß Sie auch vorgestern auf der Soiree des Großhändlers Schmauchberger acht hundert Gulden verspielt haben."

„Herr!" erwiederte der junge Mann drohend, indem er aufsprang; „meine Angelegenheiten gehen Sie gar nichts an; ich kann verspielen, was ich will."

„Das ist wahr."

„Meine Wechsel werden bezahlt werden."

„Mehr unwahrscheinlich als gewiß."

„Für jetzt handelt es sich blos darum, ob Sie gegen vollständige Sicherheit und die üblichen Interessen zwanzig tausend Gulden schaffen wollen?"

„Unverzüglich!"

In diesem Augenblick ertönte das Geräusch eines vor der Hausthüre haltenden Wagens. — „Ich gehe, die nöthige Bürgschaft holen!" sagte der junge Mann und ging hinaus.

„O mein Sohn!" rief Sonders, indem er aufstand und mir die Hand drückte, „du rettest mir das Leben! Ohne dich wäre ich vor Aerger gestorben. Meine Collegen haben gedacht, mir einen Possen zu spielen; diesen Abend werde ich auf ihre Kosten lachen." —

Die Freude des Alten hatte etwas Gespenstiges, Fürchterliches, und obgleich es der einzige flüchtige Augenblick war, in welchem er sich zu einer Art von Vertrauen hinreißen ließ, wird doch der damalige Ausdruck seines Gesichtes nie aus meinem Gedächtniß schwinden. Ich wollte gehen.

„Um Gotteswillen, bleiben Sie,". . . fügte der Wucherer hinzu, „denn obschon ich bewaffnet bin, so ergue ich Jenem doch nicht." Er setzte sich wieder auf seinen Armstuhl und sein Gesicht nahm die frühere Steinkälte an. „Sie werden," fuhr er hierauf zu mir gewendet fort, „jetzt eine Person sehen, von der ich mit Ihnen schon gesprochen habe, denn ich höre einen Frauenzimmerschritt auf der Treppe."

Wirklich trat hierauf der junge Graf mit einer Dame von acht und zwanzig bis dreißig Jahren am Arme herein. Sie war in der That noch sehr schön und es wurde mir nicht schwer, in ihr die Dame wieder zu erkennnen, deren Beschreibung selbst Sonders begeistert hatte.

Als sie in das feuchte und düstere Zimmer des Wucherers eintrat, warf sie einen mißtrauischen Blick auf den jungen Grafen. Ihr Anblick ergriff mich; ich bedauerte sie trotz ihres Fehltrittes, denn sie war offenbar leidend und ihre Herzensangst lag in den convulsivisch verzogenen, stolzen und edlen Mienen. Ich glaubte zu errathen, daß der junge Mann ihr böser Geist geworden sei, und bewunderte heimlich Sonders, welcher schon drei Jahre zuvor aus einem Worte, aus einer Miene, das Schicksal dieser beiden Wesen gefolgert hatte. Wahrscheinlich beherrscht er sie mit allen möglichen Zwangsmitteln der Eitelkeit, der Eifersucht, des Vergnügens und des Zaubers seines dämonischen Einflusses. Selbst aus ihren Tugenden schmiedet er Waffen für sich, ließ sie Thränen der Liebe vergießen, erweckte ihren weiblichen Stolz, mißbrauchte ihre Zärtlichkeit und verkaufte ihr, beim Himmel! nur zu theuer seine verbrecherische Liebe. Dies waren meine Gedanken, während ich mit Wehmuth die reine edle Stirn, den frischen Mund, das gewinnende Lächeln, die durchsichtigen Zähne und schneeige Haut der englisch schönen Frau betrachtete. Verwirrt standen beide vor dem Wucherer, der sich nicht einmal erhoben hatte, wie vor ihrem Richter.

„Mein Herr!" sagte sie zitternd, dem Alten ein rothes Etuis überreichend, — „könnt ich wohl den Werth dieser Diamanten von Ihnen erhalten, welche ich aber nach einer bestimmten Zeit wieder zurückkaufen möchte?"

„O ja," sagte ich; „wir nennen das einen Verkauf mit Vorbehalt: man cedirt oder überträgt ein bewegliches oder unbewegliches Eigenthum für eine bestimmte Zeit einem Andern, nach welcher Frist man sich wieder in den Besitz desselben setzen kann, indem man eine festgesetzte Summe bezahlt."

So albern diese meine Einrede sein mochte, so hatte sie doch ihren Zweck erreicht, denn die Dame athmete leicht auf; aber der Graf runzelte die Stirne, weil er einsah, daß der Wucherer jetzt eine geringere Summe für die Diamanten bieten würde, als wenn er sie gänzlich kaufte. Sonders war unbeweglich und betrachtete schweigend die Edelsteine.

Wenn ich hundert Jahre alt würde, könnte ich nie den merkwürdigen Anblick vergessen, welchen sein Gesicht darbot; seine bleichen Wangen hatten sich geröthet, seine Augen strahlten von einem nie gesehenen Feuer. Der Glanz der Diamanten schien sich in denselben zu spiegeln, indem er sie bald nahe an die Augen, bald vor den Mund hielt, als wollte er sie verschlingen. Er nahm alle Einzelnheiten des kostbaren Schmuckes heraus, kokettirte mit ihnen, legte sie dann wieder hinein, nahm sie wieder heraus und stellte sich ganz wie ein Kind an, welches in den Anblick einer neuen glänzenden Spielerei verloren ist.

„Schöne Diamanten, schöne Diamanten, sie können wohl vierzigtausend Gulden gekostet haben! Welches herrliche Wasser; prächtige Steine. Wissen Sie den Werth derselben zu schätzen? O nein, nein! Sie können es nicht wissen, denn in ganz Wien kann es Niemand als Sonders." — Hierauf machte er eine Miene des Unwillens, zuckte die Achseln und sagte: „Freilich, freilich, jetzt fallen die Diamanten jeden Tag im Preise, man trägt sie nur noch am Hofe."

Aber auch, als er diese schrecklichen Worte aussprach, hörte er nicht auf die Edelsteine mit unbeschreiblicher Freude zu betrachten, einen nach dem andern: „Ohne Flecken, ohne Tadel, herrliche Diamanten!"

Sein bleiches Gesicht war von dem Strahl dieser Freude so geröthet, daß ich ihn in meinem Gedanken mit einem jener alten und trüben Spiegel verglich, welche sich noch manchmal in einem Wirthshause befinden, und welche dem Reisenden, der es wagt sich in ihnen zu spiegeln, den Anblick eines in Ohnmacht Gefallenen zeigen.

„Nun?" sagte der Graf, indem er dem Wucherer auf die Schultern schlug. Der kindische Alte erschrack, legte die Diamanten auf den Tisch, setzte sich und wurde wieder Wucherer. Höflich, aber

Digitized by Google

kalt und hart wie eine Marmorsäule, sagte er: „Wieviel brauchen Sie?"

„Zwanzigtausend Gulden auf drei Jahre."

Während der Darleiher die Steine wog und zwischen Ernst und Freude getheilt den Werth der Fassung berechnete, war die Gräfin unbeweglich und in einer Art von Starrekrampf befangen. Sie schien mit Schaudern jetzt den Abgrund zu erblicken, worin sie zu stürzen in Gefahr war. Es waren noch Gewissensbisse in dieser Seele, vielleicht bedurft es nur der Anstrengung einer liebenden Hand, um sie zu retten. Ich versuchte es.

„Gehören die Diamanten Ihnen, gnädige Frau?" Man sah einen Schauder durch ihre Glieder laufen. „Ja!" antwortete sie, mir einen stolzen Blick zuwerfend. Sonders unterbrach mich.

„Wollen sie den Contrakt aufsetzen?" sagte er, indem er aufstand und mir den Sessel anbot.

„Die gnädige Frau ist ohne Zweifel verheirathet?" frug ich dieselbe. Sie nickte bejahend. „In diesem Falle schreibe ich das Aktenstück nicht."

„Aus welchem Grunde?" fuhr mich Sonders an.

„Weil," fuhr ich leise fort, indem ich mit dem Alten an ein Fenster trat, „diese Frau unter der Vormundschaft ihres Mannes ist. Der Verkauf mit Vorbehalt ist ungültig, Sie können nicht einmal Unkenntniß der Sachlage vorschützen, mithin. . . . ."

Der Wucherer unterbrach mich mit einem Kopfnicken und wandte sich an die beiden Schuldigen.

„Achtzehn tausend Gulden baar, ein für allemal und die Diamanten gehören mir," sagte er ihnen mit dumpfer Stimme.

„Aber" fuhr der junge Mann auf . . . .

„Verkaufen oder behalten, wie es gefällig ist;" antwortete Sonders, indem er der Gräfin das Etuis wieder zustellte. Ich näherte mich ihr und sagte ihr leise in das Ohr: „Würden Sie nicht besser thun, sich Ihrem Gemale zu Füßen zu werfen?" Der Wucherer hatte ohne Zweifel den Sinn meiner Worte aus der Bewegung der Lippen erkannt, denn er schoß mir einen Blick voll höllischen Hasses zu. — Das Antlitz des jungen Grafen erbleichte, da die Gräfin offenbar zögerte. Er näherte sich ihr, und indem er leise zu ihr sprach, hörte ich die Worte: „Leben Sie wohl, Emilie! sind Sie glücklich, vergessen Sie mich, ich werde morgen keinen Kummer mehr haben."—

„Mein Herr!" rief die Unglückliche, sich zu Sonders wendend, „ich nehme Ihr Anerbieten an."

„Schön, meine Gnädige!" antwortete dieser, „wir werden gleich fertig sein."

Hierauf unterschrieb er einen Wechsel von zehntausend Gulden an ein Großhandlungshaus in Wien, zahlbar nach Sicht, und stellte ihn der Dame zu.

„Den Rest von achttausend Gulden der zwischen uns festgestellten Summe," fügte er mit einem boshaften Lächeln hinzu, „werde ich die Ehre haben Ihnen in vollgültigen Wechseln zu zahlen, deren Güte Sie auf keine Weise in Zweifel ziehen können, sie sind wie Gold."

Bei diesen Worten überreichte er ihr Schuldverschreibungen des jungen Grafen in Betrag der bezeichneten Summe, welche sämmtlich schon den Tag vorher verfallen waren. Wahrscheinlich hatte er sie um sehr niedrigen Preis von seinen Confreren gekauft.

„Alter Schurke!" schrie der junge Mann wüthend, Schaum vor dem Munde; aber Sonders zog ohne nur mit den Wimpern zu zucken, zwei Pistolen hervor, und sagte kalt: „Sie sehen, mein Herr! ich bin gefaßt auf jede Beleidigung, begehen Sie keine Unvorsichtigkeit."

„Emil!" rief die Gräfin aus, „was thun Sie!"

Ihr Begleiter hatte sich gefaßt, und erwiederte stotternd: „Ich hatte nicht die Absicht diesen Herrn zu beleidigen."

„Ich glaube es gerne," — antwortete freundlich Sonders, — „Sie hatten nur die Absicht ihre Wechsel nicht zu bezahlen." —

Die Dame erhob sich, grüßte leicht und verschwand, offenbar von Furien gejagt. Auch ihr Begleiter folgte ihr; an der Thüre aber wandte er sich noch zu uns und sagte: „Meine Herren, wenn Ihnen ein indiskretes Wort entschlüpft über das was hier vorgefallen ist, so fließt Ihr oder mein Blut!"

„So sei es!" war Sonders' Antwort, indem er die Pistole wieder einsteckte. —

„Ich habe die Diamanten! ich habe die Diamanten! diese schönen Diamanten! und um so billigen Preis! Oh meine Herren Collegen! Ihr hattet euch vorgenommen den alten Sonders anzuführen, aber er ist und bleibt euer Meister! O, wie sie diesen Abend erstaunt sein werden, wenn ich ihnen das Abenteuer bei einer Parthie Domino erzähle!"

Diese finstere Freude, welche an thierische Wildheit gränzte, hervorgerufen vom Besitz einiger glänzenden Kiesel, machte mich schaudern. Der Alte nahm hierauf sein Milchtöpfchen, setzte es auf das Kohlenfeuer und lud mich zum Frühstücke ein. Ich dankte.

In diesem Augenblicke hörten wir auf den Vorsaal den heftigen Schritt eines Unbekannten, welcher an der Thüre stehen blieb. Zwei laute Schläge an derselben zeigten von wilder Bewegung. Sonders erhob sich, spionirte erst durch den Schieber und öffnete dann. Hierauf trat ein Mann ein, ungefähr fünfunddreißig Jahre alt, sehr elegant aber einfach gekleidet, dessen bleiche, melancholischen Züge in heftiger Aufregung flammten.

„Mein Herr!" wandte er sich an Sonders, welcher wieder seine gewöhnliche unbewegliche Stellung angenommen hatte, — „meine Frau ist so eben von hier weggegangen."

„Das ist möglich."

„Nun, mein Herr?"

„Nun?" wiederholte gedehnt der Wucherer.

„Verstehen Sie mich nicht?"

„Ich habe nicht die Ehre Ihre Frau Gemalin zu kennen. Diesen Morgen habe ich mehrere Personen bei mir empfangen, Männer, Frauen, es wäre also schwer. . . . ."

„Keine Ausflüchte, Herr! ich meine die Dame, welche Sie diesen Augenblick verlassen hat."

„Und doch kann ich nicht wissen, ob dies Ihre Frau Gemalin ist."

„Sie irren sich, Herr Sonders!" sagte der Fremde mit unermeßlicher Verachtung. „Wir haben uns schon einmal in dem Zimmer meiner Gemalin begegnet. Sie kamen, ihr einen Wechsel zu präsentiren, den sie unterzeichnet hatte, wofür sie aber eigentlich nicht Schuldnerin war."

„Es war damals nicht meines Amtes zu untersuchen, ob die gnädige Frau wirklich die Valuta erhalten, da ich diesen Wechsel von einem meiner Geschäftsfreunde gekauft hatte; überdies weiß ich nicht, mein Herr!" fuhr er fort, mit bestbaftem Lächeln den Kaffee eingießend, „wie Sie dazu kommen, mir in meinem eigenen Zimmer Vorwürfe und Zurechtweisungen, ich weiß nicht worüber, zu machen?"

„Sie haben um Wucherpreis von meiner Frau Diamanten gekauft, welche ihr nicht gehören; diese sind ein Familienstück und können nicht veräußert werden."

„Ohne gerade verpflichtet zu sein, Ihnen von meinen Geschäften Rechenschaft abzulegen, will ich Ihnen nur bemerklich machen, daß Sie in diesem Falle alle Juweliere und Geldhändler von Wien durch ein Cirkular, in welchem die Edelsteine genau bezeichnet sind, hätten warnen sollen, dieselben zu kaufen; denn die gnädige Frau konnte sie ja auch einzeln veräußern."

„Herr!" rief der Fremde, „Sie haben meine Frau gekannt."—

„Ohne Zweifel."

„Eine Frau ist aber der Autorität des Mannes unterworfen."

„Das ist möglich."

„Sie hat also nicht das Recht über diese Edelsteine zu verfügen."

„Das ist wahr."

„Also mein Herr?"

„Also — ich kenne die Gräfin, Ihre Frau Gemalin, mir ist bekannt, daß sie der Macht ihres Mannes unterworfen ist; aber ich

Digitized by Google

kenne nicht ihre Diamanten, und eine Dame, welche Wechsel ausstellt und unterzeichnet, kann auch Edelsteine kaufen und verkaufen."

„Adieu, mein Herr!" schrie der Freunde zitternd vor Wuth, „ich gehe zu Gericht."

„In Gottes Namen. Dieser Herr," fügte er auf mich weisend hinzu, „war Zeuge des Verkaufes."

Der Graf war im Begriffe fortzugehen, als ich mich in's Mittel schlug.

„Herr Graf!" war meine Einrede; „Sie haben Recht und Sonders hat nicht Unrecht. Sie können nicht den Käufer gerichtlich verfolgen, ohne einen Prozeß gegen Ihre eigene Frau Gemalin zu erheben und das Gehässige dieses Schrittes würde nicht auf die Dame allein zurückfallen. Ich bin Advokat, und muß daher in dieser Eigenschaft erklären, daß die Diamanten vor meinen Augen in aller Form Rechtens gekauft worden sind, und Sie würden verlieren, wenn Sie die Gesetzlichkeit dieser Handlung ansprechen wollten. Herr Sonders dagegen ist ein zu rechtlicher Mann, um zu läugnen, daß der Verkauf zu seinem Vortheil abgeschlossen wurde, und ich glaube, daß sich sehr leicht ein freundliches Abkommen zwischen den Herrn wird treffen lassen, über den Rückkauf der Edelsteine." —

Der Wucherer hatte unter der Zeit seine Semmel in den Kaffee gebrockt und aß gleichgültig fort. Der Graf dankte mir mit wohlwollendem Lächeln und ich setzte einen Vertrag auf, in welchem sich der Graf zum Schuldner von zwanzigtausend Gulden an Sonders erklärte, zahlbar zu zehn Prozent in einem Jahre, wogegen der Wucherer die Diamanten ihm aufzubewahren versprach. Im Nichtzahlungsfalle sollte das Pfandstück dem Darleiher verbleiben.

„Welche Verschwendung! welche Verschwendung!" rief der unglückliche Gatte aus, indem er das Instrument unterzeichnete, „welcher Weg führt aus diesem Labirinth?"

„Herr Graf! haben Sie viel Söhne?"

Diese ernste und kalte Frage des Wucherers, brachte im Gesicht des Grafen ein fieberndes Zucken hervor, wie wenn ein Arzt auf die eiternde Wunde eines Kranken fühlt; doch entgegnete er nichts.

„Ich weiß Ihre ganze Geschichte," fuhr, das schmerzliche Schweigen des Grafen unterbrechend, Sonders fort. „Diese Frau ist ein böser Geist, und Sie lieben sie trotz ihrer Verbrechen. Oh! ich glaube es, denn auch ich wurde von ihrer Schönheit ergriffen; aber Sie werden Ihr Vermögen zu retten und es Einem oder Zweien ihrer Söhne zu erhalten wissen. Folgen Sie dem Rathe eines Freundes, den Sie in diesem Augenblicke nicht dafür halten, stürzen Sie sich in den Rausch der Gesellschaft, spielen Sie, ruiniren Sie sich scheinbar, besuchen Sie oft vor den Leuten den Wucherer Sonders, alsdann wird Jeder glauben, daß Ihre Verhältnisse zerrüttet sind und unter der Zeit können Sie einen scheinbaren Verkauf alter Ihrer Güter veranstalten."

„Nennen Sie das nicht ein Fideicommiß?" frug der Graf und verließ uns, scheinbar in diesen Gedanken vertieft.

„Der Mann ist entsetzlich albern, albern wie jeder Mensch in der Leidenschaft!" sagte der Wucherer und kratzte sich den Kopf, als jener hinaus war. Auch ich schickte mich an zu gehen, wobei mir Sonders nachrief: „Apropos! die Kosten für den Vertrag bleibe ich Ihnen schuldig." —

Einige Zeit nach dieser Scene, welche mich in die schrecklichen Geheimnisse einer Modedame eingeweiht hatte, trat eines Morgens der alte Graf zu mir in's Zimmer; aber so verändert, daß ich Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen. Sein Haar schien ergraut zu sein in den wenigen Wochen, seine Züge waren eingesunken, er schien um dreißig Jahre älter.

„Mein Herr!" sagte er zu mir, „ich komme, Sie wegen Dingen von höchster Wichtigkeit um Rath zu fragen, indem ich Ihnen zu gleicher Zeit hiedurch einen Beweis meines rücksichtslosen Vertrauens gebe, das ich allein auf Sie setze. Ihr Benehmen gegen die Gräfin von Rensperg und Ihr Ruf ist über alles Lob erhaben."

Ich verneigte mich achtungsvoll und erwiederte, daß ich nur die Pflichten eines ehelichen Mannes erfüllt hätte.

„Ich habe mich ganz genau," fuhr er fort, „bei Leuten, denen Sie sehr verpflichtet sind, über Ihren Charakter und über Ihre Person erkundigt, und das Ergebniß hievon hat mich zu vorliegendem Schritte bewogen."

„So schmeichelhaft mir dies auch erscheinen muß" — war meine Erwiederung, — „so verzeihen mir Herr Graf doch wohl die Frage: wer die Person ist, welche sich so vortheilhaft über mich äußerte?"

„Wer anders als Sonders, dem Sie, nach seinen eigenen Worten, Ihre Lebensstellung verdanken? Er selbst ist, wie Sie sogleich hören werden, der Gegenstand meines heutigen Besuches. — Nachdem Alles, was ich von ihm gesehen habe, mir ihn als einen Philosophen der Cinischen Schule bezeichnet hat, — was mich aber nicht abhält, mit ihm in Verbindung zu treten — möchte ich von Ihnen hören, was Sie von seiner Rechtlichkeit halten?"

„Herr Graf!" antwortete ich lachend, „Sonders ist mein Wohlthäter für zwölf ein halb Prozent, das erlaubt mir trotz seines Geizes nicht, ihn einem Fremden gegenüber treu nach seinem Charakter zu zeichnen."

„Sprechen Sie, mein Herr! sprechen Sie. Ihre Aufrichtigkeit wird nur dazu beitragen, meine gute Meinung von Ihnen und dem Alten zu erhöhen; denn ich erwartete ohnehin nicht in einem Wucherer einen Engel zu finden."

„Sonders," erwiederte ich, „ist nur von Einer Idee beherrscht, welche aber sein ganzes Sein und Wesen ergriffen hat: die nämlich, daß das Gold eine Waare sei, welche man billiger und theurer kaufen könne, je nach dem Bedrängniß dessen, der es bedarf. Ein Kapitalist ist in seinen Augen ein allmächtiger Mann, welcher nicht nur alle Bedürfnisse, sondern auch alle Gefühle und Meinungen kaufen kann. Ausgenommen aber diese seine Geldgrundsätze und seine Philosophie über die menschliche Natur, welche ihm erlaubt, ganz Wucherer zu sein, bin ich im Innersten meines Herzens überzeugt, daß er der zarteste und rechtlichste Mann von ganz Wien ist. Es leben gleichsam in ihm zwei Naturen: eine edle und eine gemeine, der Geizhals und der Philosoph. Wenn ich sterben sollte, so würde ich ihn meinen Söhnen zum Vormund geben. Dies, Herr Graf! ist meine auf vielfache Erfahrung gegründete Meinung von Sonders." —

„Mein Entschluß ist also unwiderruflich gefaßt;" erwiederte der Graf. „Ich bitte Sie, das nöthige Aktenstück anzufertigen und dem Alten den Besitz meines ganzen beweglichen und unbeweglichen Vermögens zu übertragen. Ich verlasse mich ganz auf Sie bei Anfertigung des Gegeninstrumentes, durch welches Sonders dieses ganze Geschäft nur für einen Scheinverkauf erklärt und die Verpflichtung übernimmt, die Masse in die Hände meines ältesten Sohnes niederzulegen, wenn derselbe großjährig sein wird. Da ich nun aber selbst zittern würde, ein so kostbares Aktenstück in Händen zu behalten und die Liebe meines Sohnes zu seiner Mutter zu sehr fürchte, um es ihm anzuvertrauen, so darf ich Sie wohl bitten, der Depositair desselben zu werden. Im Falle meines Todes versprach mir Sonders Sie zum Legator meines Eigenthumes zu machen, und es sind auf diese Weise alle Fälle der Möglichkeit berechnet." Der Graf zitterte bei diesen Worten und die heftige Aufregung ließ ihn einen Augenblick verstummen.

„Verzeihen Sie," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich leide sehr, neue bittere Erfahrungen haben mein unglückliches Dasein noch mehr bedroht und machen die außerordentlichen Maßregeln nothwendig, welche ich zu ergreifen willens bin."

„Herr Graf!" antwortete ich, „erlauben Sie mir zunächst, daß ich Ihnen für ein so schmeichelhaftes Vertrauen danke, und Ihnen hierauf bemerklich mache, daß Sie durch vorliegende Handlung Ihre andern Söhne enterben. Sie tragen Ihren Namen und sind wenigstens als die Kinder einer Frau, welche Sie geliebt haben, zu einer sorgfältigen und ehrenvollen Existenz berechtigt. Ich erkläre Ihnen daher, daß ich die Verpflichtung, mit welcher Sie mich beehren wollen, nicht eher übernehme, als bis ihr Loos hinlänglich gesichert ist."

Diese meine Worte erschütterten ihn tief, und Thränen verhüllten seinen Blick. Indem er mir die Hand drückte, sagte er mit weicher Stimme: „Ich kannte Sie noch nicht ganz. Sie verschafften

Digitized by Google

mir eine wehmüthige Freude; wir wollen den Antheil der jüngern Söhne in die Bestimmungen des Gegeninstrumentes aufnehmen." — Er verließ mich hierauf, und als ich ihn an die Thüre begleitete, schien mir seine Stirn ein wenig heiterer. —

„Nun wie gefällt dir, liebe Marie! diese Erzählung?" frug der Graf Rensperg; „welche Lehren enthält sie nicht für die jungen Damen, welche sich mit unerhörtem Leichtsinn in das Leben werfen und über Abgründe wagen, verlockt von der schmeichelnden Stimme der Eitelkeit oder des Stolzes? Schande, Gewissenspein und Elend sind die drei Furien, in deren Hände sie unfehlbar fallen müssen. Und wie oft genügt ein Contretanz, eine Arie am Pianoforte, eine Landparthie, um ein unerhörtes Unglück zu —"

„Unser armes Kind will schlafen gehen," unterbrach den Salbungsreichen die Gräfin, „die Augen fallen ihr schon zu und ihr Herz bedarf nicht schreckender Bilder, um rein und unbescholten zu bleiben. Geh', geh', mein gutes Kind!" —

Marie verstand die sorgliche Tante und verschwand. —

„Nun fahren Sie fort, denn der Rest Ihrer Erzählung gehört wohl nur für uns."

Schwarz erzählte weiter, und der alte Graf nahm noch eine Cigarre.

„Es waren schon drei Monate seit der Ratifikation des von dem alten Grafen. . . . ."

„Meine Nichte ist nicht mehr da," unterbrach den Erzähler die Dame Rensperg, „und Sie können jetzt schon den Namen Maierfels nennen."

„Es sei," setzte der Advokat fort. „Also drei Monate nachher hatte ich noch nicht das Gegeninstrument, welches in meinen Händen bleiben sollte, erhalten. —

An einem Mittwoche, wo der Wucherer wie gewöhnlich mich mit seiner Tischgesellschaft beglückte, frug ich ihn als wir vom Essen aufstanden, ob er mir zu sagen wüßte, warum ich nichts mehr von dem Grafen von Maierfels hörte.

„Aus sehr traurigen Gründen," antwortete er mir. „Der vortreffliche Mann ist am Rande des Grabes; er hat eine zu zarte Seele und alle diejenigen, welche nicht stark genug sind, um den Schmerz zu besiegen, werden von ihm überwunden; denn das Leben ist eine Arbeit, eine Mühe, ein Handwerk, man wird oft sehr müde, ehe man es erlernt. Ich fürchte, der Graf Maierfels wird es darin nie zur Meisterschaft bringen."

Ich ließ den Alten moralisiren und empfahl mich unter dem Vorwande eines dringenden Geschäftes, um mich in das Haus des Kranken zu verfügen. Ich wurde in einen Saal geführt, wo die Gräfin mit einem Kinde scherzte. Als sie meinen Namen hörte, erhob sie sich mit sichtbarem Unwillen und deutete auf einen leeren Stuhl, ohne ein Wort zu sprechen. Bald aber hatte sie die Maske, mit welcher die Damen der guten Gesellschaft ihre Leidenschaften so herrlich zu bedecken wissen, wieder vorgenommen. Ihre unwillige Bewegung war von ihrem Gesicht wie das Leuchten des sich abkühlenden Wetters am abendlichen Himmel verschwunden. — Ihre Züge waren ebenfalls sehr verändert, die Röthe war von ihren Wangen verschwunden, ohne aber jene wunderbare fast antike Regelmäßigkeit der Züge zu zerstören.

„Es ist von der höchsten Wichtigkeit, meine gnädige Frau! daß ich mit dem Herrn Grafen spreche."

„So müssen Sie glücklicher sein, als ich," antwortete sie, mich unterbrechend. „Der Graf Maierfels will Niemanden sehen und weist selbst meine zärtlichste Pflege zurück, indem er kaum den Besuch seines Arztes annimmt. Die lieben Kranken haben manchmal so bizarre Caprizen, sie sind wie die Kinder, welche nicht wissen was sie wollen."

„Vielleicht wissen sie gerade wie die Kinder am besten, was sie wollen."

Die Gräfin erröthete, ich aber schämte mich dieser Bemerkung, welche eines Sonders würdig war. „Auch scheint es mir fast unmöglich," fuhr ich fort, „daß der Herr Graf beständig allein sei."

„Es ist Niemand um ihn als sein ältester Sohn, und er nimmt nur die Dienste dieses Jünglings an."

Vergebens suchte ich hiebei in den Gesichtszügen der Gräfin etwas zu errathen, was sie mir offenbar verbergen wollte und begann wiederum: „Sie dürfen überzeugt sein, gnädige Frau! daß mein Benehmen durchaus nicht Indiskretion ist, sondern sich auf die wichtigsten Interessen des Grafen stützt."

„Mein Interesse ist nicht von dem meines Gatten geschieden, und ich darf Sie daher bitten sich rücksichtslos mir mitzutheilen." —

„Ich bin in Verzweiflung ungalant erscheinen zu müssen, aber mein Geschäft geht nur den Herrn Grafen an." —

„Ich werde es ihm melden lassen, daß Sie ihn zu sprechen wünschen. In diesem Augenblick aber schläft er." —

Der höfliche Ton und die Miene, mit welcher sie diese Worte aussprach, täuschten mich keineswegs über ihre wahre Gesinnung und über ihren festen Willen, mich von dem Kranken möglichst fern zu halten. Sie befand sich offenbar von ihrem bösen Geiste verführt auf dem Gipfel der Verderbtheit. Ja, ich fürchtete Alles von ihr. Nach einigen unbedeutenden Gesprächen verließ ich sie. — Erlauben Sie, daß ich Ihnen jetzt die Scenen mittheile, welche dieses ganze Ereigniß beendeten, nebst allen den Umständen und Einzelnheiten, welche ich zum Theil entdeckt, zum Theil von dem Scharfsinn des Wucherers belehrt, errathen habe.

Von dem Augenblicke an, wo der Graf Maierfels sich in einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen und sein Vermögen zu verschwenden schien, fanden zwischen den Gatten Scenen statt, deren Geheimniß ewig undurchdringlich blieb, — Scenen, welche dem Grafen seine Frau noch verächtlicher machten. Er wurde endlich gefährlich krank, und selbst auf seinem Sterbebette hörte er nicht auf, den tiefsten Abscheu vor der Gräfin und den beiden jüngsten Kindern zu zeigen. Es war ihnen der Eintritt in das Krankenzimmer verboten und wenn sie es versuchten gegen diesen Befehl zu handeln, so rief der Ungehorsam bei dem Kranken so schreckliche Krisen hervor, daß sich der Arzt in's Mittel legen mußte, und die Gräfin beschwor, dem Willen des Kranken zu gehorchen. Hierauf hatte die Gräfin die Landgüter, alle übrigen Familienbesitzungen und selbst den Pallazzi, worin sie wohnten, in die Hände des schrecklichen Sonders übergehen sehen, welcher ihr und ihren Söhnen wie ein Menschenfresser erschien. Sie glaubte, daß ihr Gatte sein ganzes Besitzthum in Capitalien verwandelt hätte und diese in der Bank oder bei einem Notar niedergelegt haben müsse. Zufolge dieser Berechnungen mußte der Graf Maierfels also irgend ein Aktenstück besitzen, wodurch dem ältesten ihrer Söhne die Wiedererlangung des Vermögens möglich war. Sie umstellte daher das Krankenzimmer mit einer hinlänglichen Wache, indem sie selbst als Depot dieses Beobachtungskorps den großen Saal inne hatte, welcher an das Krankenzimmer stieß, wo sie jedes seiner Worte und selbst die leiseste Bewegung hören konnte. Hier ließ sie sich ein leichtes Bett aufschlagen, wo sie beinahe jede Nacht schlaflos zubrachte. Der Arzt war ihr alles und sie wußte ihn ganz für sich zu gewinnen, indem sie mit aller ihr zu Gebote stehender List und Gewandtheit den Widerwillen ihres Gemals gegen sie motivirte und einen wahrhaft rührenden Schmerz heuchelte, — sie war die leidende Unschuld selbst. So erhielt sie sogar eine Art von Berühmtheit, indem sie trotz ihrer frühern Vergehungen bei vielen Personen Theilnahme erweckte und der Graf Maierfels besonders durch seine zuletzt affektirte Genußsucht schuldig erschien. Aber die Unglückliche hatte beständig das Elend vor Augen, welches ihrer nach dem Tode des Gatten wartete, wenn sie ihn nur einen Moment aus den Augen ließ, und so hatte sie, von dem Krankenbette desselben gebannt, ihn mit einem magischen Kreis umgeben. Fern von ihm und doch nahe, geächtet und doch allmächtig, scheinbar liebende Gattin und doch nur Spionin des Todes glich sie jenem Käfer, welcher auf dem Grunde einer kleinen spiralförmigen Sandvertiefung lauert und seine unvermeidliche Beute erwartet das Späderauge auf das kleinste fallende Sandkörnchen richtend. —

Dabei hätte aber der strengste Richter der Gräfin auch nicht die mindeste Vernachlässigung ihrer Mutterpflichten zum Vorwurf machen können; sie liebte ihre Kinder leidenschaftlich und erzog sie nach den strengsten Grundsätzen. Da sie vor ihren Augen das schändliche

Digitized by Google

Gewebe ihrer Fehltritte sorgfältig verborgen hielt, wobei ihr natürlich das zarte Alter derselben sehr zu statten kam, wurde sie wieder geliebt, so sehr sie es nur wünschen konnte, und ich gestehe, daß ich eine gewisse Theilnahme für die Unglückliche zu fühlen anfing, — worüber Sonders nicht verfehlte mich tüchtig auszulachen — indem ich überzeugt bin, daß sie schon zu jener Zeit die ganze Niederträchtigkeit ihres Verführers erkannt und ihren Fehltritt mit blutigen Thränen gesühnt hatte. So hassenswerth und verächtlich daher auch die Maßregeln erscheinen, welche sie ergriff, um das Vermögen ihres Mannes wieder zu erwerben, ich glaube, daß Mutterliebe sie dazu getrieben hat und das Verlangen, ihr Unrecht gegen ihre Kinder gut zu machen. Ähnlich allen Frauen, welche das Opfer einer rasenden Leidenschaft werden, erkannte sie erst den Werth und den Segen der Tugend in dem Augenblick, wo sie die traurigen Früchte ihrer Sünde erntete. — So oft ihr ältester Sohn Ernst aus dem väterlichen Zimmer ging, wurde er einem strengen Examen unterworfen über alles, was der Graf gesagt oder gethan hatte, und der Knabe erfüllte um so vollständiger die Wünsche seiner Mutter, als er sie in kindlicher Unschuld den Gefühlen der Zärtlichkeit zuschrieb, welche für den Vater seine eigene Brust beseelten. —

Mein Besuch war für die Gräfin ein neuer Hoffnungsstrahl gewesen, indem sie mich für eine Mittelsperson des Verkaufes hielt, weßhalb sie beschloß, mich unter keiner Bedingung mit dem Kranken sprechen zu lassen; während ich von einer bangen Ahndung getrieben unter allen Umständen ein Gespräch mit dem Grafen wünschte. Ich war in großer Unruhe über das Schicksal des Gegeninstrumentes; fiel dieses zufällig in die Hände der Gräfin, so stand ein furchtbarer und unabsehbarer Prozeß zwischen ihr und dem Wucherer zu fürchten, denn ich kannte Sonders zu gut, um zu wissen, daß er das Vermögen der Witwe nie wieder zurückgeben werde. Außerdem gab es dabei Verhandlungen, welche nur von mir ausgeführt werden konnten. In der Absicht daher, allen diesen möglichen Widerwärtigkeiten zu begegnen, besuchte ich den Grafen Maiersels zum zweiten Male. Als ich mich nun der Gräfin gegenüber befand, ward mir die Ursache ihrer Apathie gegen mich klar, so sehr sie auch dieselbe unter den schmeichelhaftesten Farben der liebenswürdigsten Höflichkeit zu verbergen wußte. Wir saßen einander wie zwei Liebende gegenüber ohne natürlich ihre Gefühle zu theilen, welche mit gleicher Kraft des intellektuellen Lebens, mit gleicher Klarheit der Vernunft gegenseitig in ihren Seelen lesen. Sie wußte, daß der Graf auf mich sein ganzes Vertrauen gesetzt, mir aber noch nicht das Instrument, wodurch sie zur Bettlerin wurde, gegeben hatte. Unser Gespräch, dessen Langeweile Sie mir zu ersparen erlauben, lebt in meiner Erinnerung, als einer der gefährlichsten Kämpfe, die ich je bestanden habe. Meine Gegnerin war mit einem glänzenden Geiste begabt und besaß alle Mittel um zu verführen, sie umstrickte mich mit allen Reizen ihrer Unterhaltung, zeigte sich hingebend, stolz, schmeichelnd; suchte meine Neugierde, mein Ehrgefühl zu erregen, zuletzt selbst Liebe in mir zu erwecken, — aber alles vergeblich. Als ich endlich nach einer so harten Probe mich beurlaubte, zitterte über ihrer Stirn ein Ausdruck von Haß und Wuth, der mich erschreckte. Wir schieden als erklärte Feinde; ich glaube, daß sie mich mit großen Vergnügen von vier Pferden zerrissen gesehen hätte. Was mich anbelangt, fühlte ich Mitleiden mit ihr, aber nichts anderes und diese Empfindung sprach sich auch mit meinen letzten Worten aus, durch welche ich mir noch einmal Zugang zu dem Grafen verschaffen wollte, indem ich ihr erklärte, daß sie unter allen Umständen zu Grunde gerichtet sein würde, falls ich nicht den Grafen sehen könnte, wodurch wenigstens das Loos ihrer Kinder hätte sicher gestellt werden können. Sie antwortete mir wüthend: „So werde ich denn ganz in Ihrer Gewalt sein!“ und sprang auf.

Nachdem die Feindseligkeiten zwischen uns einmal auf diesen Punkt gediehen waren, beschloß ich, die unglückliche Familie um jeden Preis dem sichern Elend zu entreißen; selbst zu einer richterlichen Ungesetzlichkeit geneigt, um nur zu meinem Ziele zu gelangen. Ich erhob deshalb gegen den Grafen eine gerichtliche Klage, über eine bedeutende Summe, die er verstellter Weise dem Wucherer schuldig sein sollte und erlangte ein exekutivisches Urtheil, da keine Gegenbeweise vorgebracht wurden; hiedurch gewann ich das Recht nach dem Tode des Grafen zu versiegeln. Alsdann bestach ich einen Domestiken, daß er mich augenblicklich rufen sollte, sobald der Graf dem Tode nahe sei und wäre es auch mitten in der Nacht. Nur auf diese Weise hielt ich es für möglich, die Gräfin zu verscheuchen und das werthvolle Aktenstück zu retten; denn ich wußte, daß die Gräfin mitten unter den Wehlauten ihres sterbenden Gatten das bürgerliche Gesetzbuch studierte. O! wie häßliche Bilder würden nicht oft die Seelen derjenigen darbieten, welche das Sterbebett umstehen, wenn man ihre Gedanken darstellen könnte! Der Eigennutz ist immer der Beweggrund aller Ränke, welche dort geschmiedet, aller Pläne, welche dort erhoben, aller Schlingen, welche dort gelegt werden.

Es waren schon zwei Monate vergangen seit der Graf Maiersels sich im Bette befand, eine tödtliche Krankheit fraß an seinem Körper und Geist, und die finstere Melancholie, welche auf ihn lag, hatte ihn der Außenwelt so isolirt, daß der sonst so glänzende und ordentliche Mann nicht einmal das Zimmer aufräumen, selbst nicht sein Bett aufpolstern ließ. Diese äußerste Apathie verbreitete sich auf alles, was ihn umgab, die Meubeln seines Zimmers standen unordentlich umher mit Staub und Spinnengeweben bedeckt. Wählig und von gutem Geschmack fand er jetzt ein ironisches Vergnügen, das düstere Schauspiel dieser Unordnung zu betrachten, welches Tische, Stühle, Schränke und alle die Nothwendigkeiten eines Krankenzimmers darboten. Volle und halbleere Arzneiflaschen mit Schimmel bedeckt, herumgeworfenes Linnenzeug, zerbrochene Töpfchen, schmutzige Schalen, eine offene Wärmpfanne, ein stagnirender Badeapparat, Alles dieses bildete ein das Auge beleidigendes Chaos, dessen Eindruck noch gespensterhafter wurde, weil der Kranke das Licht nicht mehr ertragen konnte und die Jalousieen den ganzen Tag verschlossen blieben. Der Tod hatte gleichsam die Sachen eher erreicht als die Personen, — das Zimmer glich einem mit Gebeinen bedeckten Kirchhofe. Der Kranke war dabei zum Skelett abgemagert, seine Augen waren noch glänzend aber ohne Leben, wie die Glasaugen einer Puppe, und sein Antlitz von langen wilden Haaren beschattet war fürchterlich; der Kummer hat in dem sieben und dreißig jährigen, glänzenden, glücklichen Mann alle menschlichen Gefühle ertödtet.

Eines Morgens blickte er seinen Sohn Ernst, welcher zu den Füßen seines Bettes saß, lange mit Bitterkeit an, als wollte er ihn mit den Augen durchbohren.

„Befiehlst du etwas, lieber Vater?“ hatte ihn der Jüngling theilnehmend gefragt.

„Nein, nein, nichts! Ich möchte sterben, aber der furchtbare Schmerz hier läßt es nicht zu.“ Bei diesen Worten hatte er auf die hohle Brust und auf die bleiche Stirn gezeigt; der Knabe konnte die Thränen nicht zurückhalten.

„Warum sehe ich denn nie den Doktor Schwarz?“ fragte er einen eintredenden Diener. Dieser aber, welchen er sich treu glaubte, war längst von der Gräfin erkauft worden. „Wie kommt es Joseph?“ rief er unwillig aus, sich im Bette aufsetzend; „schon seit acht Tagen habe ich dir wenigstens fünfzehnmal befohlen, mir den Advokaten zu rufen, und er ist immer noch nicht gekommen. Glaubst du, daß ich mit mir spielen lasse? Gehe gleich zu ihm, auf der Stelle; er soll augenblicklich kommen! Wenn du meine Befehle nicht erfüllst, werde ich aufstehen um ihn selbst zu holen.“ —

„Gnädige Frau!“ sagte der Bediente, indem er aus dem Zimmer trat, „Sie haben den Befehl des Herrn gehört; was soll ich thun? —“

„Stelle dich, als ob du bei dem Advokaten gewesen wärest, kehre dann zurück und sage, daß du ihn nicht zu Hause getroffen hättest, weil er wegen eines wichtigen Prozesses nach Prag gereist sei, daß er aber zu Ende der Woche erwartet werde.“ —

Ich muß bemerken, daß der Arzt den Tag zuvor erklärt hatte, der Kranke werde kaum noch vier und zwanzig Stunden leben; und als daher der Bediente nach einiger Zeit mit der verzweiflungsvollen Antwort eintrat, schien der Leidende über alle Beschreibung aufgeregt.

Digitized by Google

Er war bei den Worten des Bedienten in die Kissen zurückgesunken, und hatte gestöhnt: „Gott, o Gott! du allein bleibst meine Hoffnung!“ —

Nach einer langen schrecklichen Pause hatte er seinem Sohn an's Bett gewinkt und sprach: „Ernst! du bist zwar noch sehr jung, aber du hast ein gutes Herz und begreifst sicher die Heiligkeit eines Versprechens, welches man einem sterbenden Vater gibt. Fühlst du dich stark genug, ein Geheimniß in deiner Brust zu begraben, so daß selbst deine Mutter nichts davon ahnt? Mir bleibt Niemand mehr in der Welt als du; könntest du das Vertrauen deines Vaters verrathen?“—

„Nein, mein Vater!“ antwortete der zitternde Knabe.

„Höre wohl, mein Kind! ich werde dir heute noch ein versiegeltes Packet geben, welches dem Doktor Schwarz gehört. Das wirst du so gut verstecken, daß Niemand etwas davon merkt; dann mußt du dich heimlich aus dem Hause entfernen und es auf der Stadtpost abgeben.“

„Gewiß, mein Vater!“

„Kann ich mich also auf dich verlassen?“

„Bei Gott!“

„Komm, umarme mich. Jetzt wird mir der Tod weniger bitter sein, und in zehn bis zwölf Jahren wirst du die Wichtigkeit meines Geheimnisses einsehen und reich für deine Geschicklichkeit und Treue entschädigt werden. Dann wirst du erst kennen lernen, wie sehr dich dein Vater geliebt hat. Jetzt laß mich einen Augenblick allein, und gib Acht, daß Niemand herein kommt.“— Ernst ging hinaus und traf vor der Thüre die lauernde Mutter. „Mein Sohn,“ sagte sie sanft, „komm her!“ Sie ließ sich auf ein Tabouret nieder, zog ihn auf ihre Kniee und umarmte ihn mit Zärtlichkeit.

„Dein Vater hat mit dir gesprochen.“

„Ja, liebe Mutter!“

„Was hat er dir gesagt?“

„Ich kann es nicht wiederholen.“

„Ach, mein geliebter Sohn!“ rief die Gräfin wie entzückt, ihn an ihr Herz drückend aus; „wie sehr rührt mich deine Klugheit! Nicht lügen, und dein Versprechen halten, das lasse dir stets unverbrüchlichen Grundsatz bleiben.“

„Aber liebe Mutter!“

„Ich weiß, ich weiß, du hast gewiß noch nie gelogen! Höre mich, Ernst! Du bist groß genug, verständig genug, um zu bemerken, daß dein Vater mich von sich stößt, daß er jede meiner zärtlichen Bemühungen zurückweist, und doch weißt du, wie sehr ich ihn liebe. Ist das natürlich, ist das recht? O nein, gewiß nicht. Aber ich weiß, sein Benehmen rührt nur von niederträchtigen Einflüsterungen her. Schlechte Menschen haben gesucht, mich von deinem Vater zu entfernen, um ihrer eigenen Habsucht zu genügen, sie wollen uns unseres Vermögens berauben. Wenn dein Vater gesund wäre, so würde die traurige Spannung längst beendet sein, er würde mich hören und da er gut und freundlich ist, würde er meine Unschuld einsehen. Jetzt aber ist sein Verstand ein wenig umdüstert und die Vorurtheile, die man ihm gegen mich einzuflößen gewußt hat, sind zu einer fixen Idee, zu einer Art Wahnsinn geworden, was aber nur die Folge seiner Krankheit ist. Die Vorliebe, welche dein Vater dir eben gezeigt hat, ist nur ein neuer Beweis seiner geistigen Zerrüttung, denn du wirst nie bemerkt haben, daß er vor seiner Krankheit deine Geschwister Pauline und Georg weniger geliebt hat als dich, alles ist nur bei ihm Laune; er könnte dich daher zu Folge jener Vorliebe mit heimlichen Commissionen und Befehlen beauftragen, welche du mir mittheilen mußt, pünktlich, wörtlich, wenn du nicht eines Tages vielleicht deine Mutter willst betteln sehen vor den Thüren und deine Familie in's Unglück stürzen.“

„Fluch dir! Fluch dir und Wehe!“ rief in diesem Augenblick der alte Graf aus, welcher die Thüre geöffnet hatte, und nackt und abgezehrt wie ein Skelet vor der Gruppe stand. Dieser Ausruf brachte auf die Gräfin einen furchtbaren Eindruck hervor, sie stand unbeweglich und niedergeschmettert von Schreck und Furcht, denn ihr unglücklicher Gatte glich einer Erscheinung aus dem Grabe.

„Du hast mein ganzes Leben vergiftet!“ fuhr er in düsterer Grabesstimme fort, „laß mich wenigstens ruhig sterben!“

Die Gräfin warf sich zu den Füßen des Sterbenden, welcher sich gleichsam zur letzten krampfhaften Bewegung erheben hatte, und vergoß einen Strom von Thränen.

„Verzeihung, Barmherzigkeit!“ rief sie.

„Hast du diese je mit mir gefühlt?“ frug er sie.

„Wie du willst! Zertritt mich, morde mich, aber habe wenigstens Mitleiden mit den Kindern. Befiehl, daß ich in ein Kloster gehe, meine Sünden zu büßen und ich werde gehorchen; aber erbarme dich der armen Kinder!“ —

„Ich habe nur ein Kind!“ antwortete der Graf, indem er verzweiflungsvoll seine Arme gegen Ernst ausstreckte.

„Gnade! Gnade! ich will Buße thun und sühnen.“ Dabei faßte sie die Füße ihres Mannes, Schluchzen erstickte ihre Stimme und einzelne unzusammenhängende Worte stieß sie aus der krampfhaft gehobenen Brust. —

„Und was sagtest du zu Ernst? Ist dies vielleicht diese Reue?“ Bei diesen Worten erhob er den Fuß und stieß die Unglückliche ohnmächtig zu Boden. Hierauf wankte er in sein Bett zurück, legte sich nieder und kannte nach zwei Stunden Niemanden mehr. Die Sakramente wurden ihm gereicht, und um Mitternacht starb er. Die Scene dieses Morgens hatte den letzten Theil seiner Kräfte zerstört. — —

Schlag zwölf Uhr kam ich mit Senders an und wir drangen zugleich, von der herrschenden Unordnung begünstigt bis in das Vorzimmer des Saales, wo der Verstorbene lag. Dort trafen wir die drei weinenden Kinder und zwei Priester, welche die Nacht bei der Leiche wachen sollten. Kaum sah mich Ernst, als er mir entgegen lief und sagte, daß die Mutter in dem Zimmer des Verstorbenen allein bleiben wollte.

„Treten Sie nicht ein,“ fügte er mit lebhafter Geberde hinzu, „sie hat sich eingeschlossen um zu beten.“

Senders sah mich mit seinem eigenthümlichen stummen Lächeln an; ich aber war zu sehr bewegt durch die Rührung des Kindes, um die Ironie des Alten zu theilen. Da der Knabe uns entschlossen auf die Thüre zuschreiten sah, ging er vorsichtig vor uns her und schrie laut: „Mutter! Mutter! es sind zwei schwarze Herren da, welche dich suchen.“ Der Wucherer schob den Kleinen wie eine Feder auf die Seite und öffnete die Thüre. —

Welch' ein Schauspiel stellte sich uns jetzt dar!

Seit zehn Minuten ungefähr war der Graf todt und seine Gattin hatte alle Schränke erbrochen, so wie seinen Schreibtisch; die Schubladen aller Tische waren herausgezogen und eine gräßliche Unordnung herrschte in dem ganzen Gemach. Die Gräfin selbst saß verstört, mit wildem Blick mitten unter Papieren, Lumpen und zerrissenen Blättern. Der Fußteppich um sie herum war mit Schubläden, zerbrochenen Schlössern, aufgerissenen Briefstaschen und andern kleinen Meubeln zwei Fuß hoch bedeckt. Ein wildes Chaos, den eiligen Räuberhänden durcheinander gewirrt, umgab den Leichnahm! —

Es schien, daß die ersten Nachsuchungen der Dame anfangs vergeblich waren; aber ihre zwar aufgeregte doch sitzende Stellung bei unserem Eintritte ließ mich fürchten, daß sie die geheimnißvollen Papiere gefunden hatte. Ich warf einen Blick auf das Bett und errieth Alles.

Die Leiche des Grafen lag mit abwärts gekehrtem Gesicht auf der Erde zwischen dem Bette und der Wand und nicht weit von ihm, gleichsam unwillig hingeschleudert, ein großes Briefcouvert; seine zusammengezogenen Glieder, welche krampfhaft etwas fest zu halten schienen, erregten dem Auge Schauder.

Der Sterbende hatte ohne Zweifel das Gegeninstrument unter das Kopfkissen versteckt, um es vor jedem Raub bis zu seinem Tode zu sichern; die Gräfin aber hatte im Uebermaße ihrer Wuth seine Gedanken errathen. Dieses Gefühl schien in ihrer letzten Miene, in der convulsivischen Bewegung ihrer räuberisch gekrümmten Finger geschrieben. Das Kopfkissen lag noch am Boden, auf ihm der Schmutz und die Form eines weiblichen Fußtrittes.

Sie blickte uns mit zornfunkelndem Auge an, unbeweglich unser

Digitized by Google

erstes Wort erwartend. Ich sah zu ihren Füßen einen zweiten Papierumschlag, welcher an mehreren Orten gesiegelt gewesen war, und da ich das gräfliche Wappen erkannte, hob ich ihn sogleich auf und las eine Bemerkung, daß dieses Papier mir hätte zugestellt werden sollen. Mit der vernichtenden Strenge eines Richters vor einem Delinquenten blickte ich die Unglückliche an.

In diesem Augenblicke flammte auf der offenen Wärmpfanne des Kranken im letzten Flackern ein brennendes Papier auf, das wir beim Eintritt nicht gleich bemerkt hatten, ich sprang hinzu und entriß dem verzehrenden Elemente ein letztes Stückchen — es war meine Handschrift des Gegeninstrumentes. Die Unglückliche hatte sich ohne Zweifel wenige Augenblicke vor unserem Eintritte desselben bemächtigt, und da sie nicht Zeit hatte, das vielfach versiegelte Papier aufzubrechen und zu lesen, hatte sie es, meinend ihre Enterbung zu vernichten, dem Feuer übergeben. Schrecken, wie sie nur der Verbrecher fühlt, und Gewissenspein hatten ihr alle Besinnung geraubt, als sie sich überrascht und vielleicht mit entehrender Untersuchung bedroht sah, — daher ihre fluchwürdige Handlung.

„Unglückliche!“ rief ich ihr, selbst vernichtet zu, „Sie haben Ihre Kinder zu Grunde gerichtet, die verbrannten Papiere enthielten ihre rechtlichen Besitztitel!“

Bei diesen Worten starrte die Gräfin mich mit gläsernen Augen und offenem Munde wie eine Wahnsinnige an.

„He, he!“ unterbrach mich Sonders mit gellender und höchst widerlicher Stimme. „Wollen Sie etwa der Frau Gräfin weiß machen, daß ich nicht der rechtliche Besitzer aller ihrer Güter sei, welche mir der Verstorbene verkauft hat? Selbst dieses Haus gehört mir seit einer Stunde!“ —

Ein unerwarteter, heftiger Stockschlag auf meinen Kopf würde mich weniger niedergeschmettert und betäubt haben, als diese Worte des Wucherers, welcher nach Vernichtung des Gegeninstrumentes unbestrittener und alleiniger Besitzer des ungeheueren Vermögens war. Gattin und Kinder waren am Bettelstabe. Die Gräfin sah mein Erbleichen und den Blick der Verachtung, den ich auf den Alten warf. „Mein Herr! um Gotteswillen! ich beschwöre Sie mein Herr . . .“ die Verzweiflung ließ sie nicht vollenden.

„Haben Sie denn nicht ein bloßes Fideicommiß?“ frug ich knirschend den Blutsauger.

„Möglich;“ antwortete er kalt.

„Wollen Sie also das Verbrechen dieser Unglücklichen zu Ihrem Vortheil benutzen?“

„Ohne Zweifel.“

„Sollen Frau und Kinder betteln gehen?“

„Ich werde sie nicht hindern.“ —

Die Hölle im Herzen schritt ich hinaus, die Mutter unter heißen Thränen an dem Todtenbette zurücklassend. Sonders folgte mir und als wir auf der Straße waren, wandte ich mich lautlos den ihm; er aber hielt mich zurück und indem er mich mit einem jener Blicke gleichsam durchbohrte, mit denen er in dem Herzen der Menschen liest, frug er: „Bursche! du wagst es dich zum Richter deines Wohlthäters aufzuwerfen?!“

Seit jenem verhängnißvollen Tage sahen wir uns wenig oder gar nicht. Der Alte bezog den Pallast des Grafen, brachte den Sommer auf seinen Gütern in Oberösterreich zu, lebte dort als Cavalier, ließ Gebäude aufführen, Mühlen und Straßen anlegen und entfaltete eine Fülle ökonomischer Kenntnisse, welche den Werth der Besitzungen fast um das Doppelte erhöht haben. Sein Gewerbe als Wucherer hat er ganz aufgegeben, und obschon sich in seiner mäßigen Lebensart wenig änderte, scheint doch die Eitelkeit der vornehmen Welt sein Herz beschlichen zu haben; denn er geht, wie ich höre, damit um, sich in Folge seiner wohlthätigen Anstalten den Adel zu erwerben. Einen zweiten Luxus, den vielleicht sein Alter entschuldigt, darf ich nicht verschweigen, er geht nicht mehr zu Fuße, sondern fährt immer mit zwei Schimmeln aus und gibt schwarze Livree mit Gold. —

Nach Jahren begegnete ich ihm einmal in Baden. —

„Die Gräfin benimmt sich in ihrem Unglück wie eine Heldin,“ sagte ich nach kurzer Einleitung. „Ganz der Erziehung ihrer Kinder gewidmet, leistet sie das Unglaubliche. Ihr ältester Sohn ist das Musterbild eines fleißigen, edlen Jünglings.“

„Ha, ha!“ antwortete er mir heiser lachend. „Endlich ist die gute Frau von ihrer Narrheit erwacht? Na, ich bin mit ihr zufrieden. Höre, mein Junge! sie ist wahrhaft noch schön, jetzt gefällt sie mir fast besser wie früher.“

„Aber“ fuhr ich fort „sollten Sie ihr nicht helfen?“

„Was? helfen? Wenn? Etwa dem Ernst? Nein, nein, nur das Unglück ist unser Lehrmeister. Stets wird der Herzensgüte desjenigen Etwas fehlen, der nicht das Elend erfahren hat. Auch ich bin durch diese Schule gegangen!“

Ich hielt dies nur für eine Ausflucht seines Geizes und verließ ihn in Verzweiflung, ohne aber die Schritte des jungen Grafen aus den Augen zu verlieren und sein redliches Streben nach Kräften unterstützend. —

Mittwoch vor acht Tagen, als ich gerade zu Tische gehen wollte, trat Sonders zu mir ein, küßte meiner Frau die Hand und sagte mit einer Galanterie, die ihm ohngefähr anstand wie dem Elephanten das Seiltanzen: „Gnädige Frau! darf ich mich auf eine Mittagssuppe einladen?“

Wir gingen zu Tische; der Alte schien gesprächiger als gewöhnlich, schäkerte mit meinen Kindern und ich ließ zur Erhöhung seiner Laune Champagner bringen. Sein Besuch und seine Stimmung hatten etwas Großes zu bedeuten. Wir zogen uns nach Tisch zurück und beim schwarzen Kaffee zündete er sich eine Pfeife an, — zu seinen Schwächen gehörte eine auserwählte Meerschaumpfeifensammlung — welche der Bediente ihm nachgetragen hatte, und frug, sich auf den Divan streckend: „Ernst ist in die junge Gräfin Marie von Rensperg verliebt?“

Ich bejahte.

„Das Mädchen ist musterhaft, ich bin mit dieser Liaison zufrieden. Der Junge steht auf dem Punkte eine Carriere zu machen, aber die Rensperg's werden ihm ihre Nichte nicht geben, weil er arm ist. Rufe Zeugen, setze dich und fertige ein Instrument aus, wodurch ihm von mir die seinem Vater in Oberösterreich abgekauften Herrschaften Traunsberg und Flindorf als Majorat überlassen werden. Dann aber,“ fuhr er mit seiner gewöhnlichen Ironie fort, „da auch die Wucherer sterben müssen, mache mein Testament, durch welches ich den übrigen Theil der Maierfels'schen Masse den jüngern Kindern nach meinem Tode vermache; ich denke, sie werden wohl ihre Mutter nicht verlassen. Dieser aber bleibt allein der Diamantschmuck, das Zeichen ihrer Sünde und ihrer Besserung.“

Die Feder entfiel meiner Hand, Thränen der Freude, wie ich sie seit Jahren nicht geweint hatte, füllten meine Augen, ich sank wortlos an des Alten Brust, durch dessen Runzeln es wie himmlischer Sonnenschein zog.

Was soll ich weiter sagen? Sonders hat sich nicht verändert, er ist ganz der Geschäftsmann wie früher, nur, daß er jetzt statt des Wuchers die Tugend zum Gegenstand seiner Thätigkeit gemacht hat, mit einer Umsicht, einem Takt und einer Zuverlässigkeit des Urtheils, welche ich außer ihm, in keinem Sterblichen gefunden habe. Er verachtet noch wie früher die Menschen, weil er in ihren Herzen liest und bleibt wie früher ihr Dämon und ihr Gott.

Nach rechtskräftiger Ausfertigung der inhaltschweren Aktenstücke frug ich ihn: „Aber sagen Sie mir, warum haben Sie gerade mir und dem Grafen Maierfels eine so herzliche Theilnahme geschenkt?“ —

„Weil,“ antwortete er, die Pfeife ausklopfend, „Sie und der verstorbene Graf die einzigen Personen in meinem ganzen Leben waren, welche mir ihr ganzes Vertrauen schenkten.“ —

Hier endete der Advokat seine Erzählung, welche ihren Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlt hatte. Zwei Tage darauf wurde dem Grafen Ernst das Legat des Wucherers eröffnet und nach vier Wochen sah der ehrwürdige Dom von St. Stephan ein glückliches Brautpaar vor dem Altare, umgeben von einem glänzenden Gefolge von Beiständen, unter welchen man auch das vergelbte Runzelgesicht des Baron Sonders von Sondershausen bemerkte.

Digitized by Google

Die Jagd auf Buschmänner.

Eine Skizze aus der Geschichte der Hottentotten. Nach dem Französischen von Jh.

Wenn man die Hauptstadt des Cap's der guten Hoffnung verläßt und seinen Weg nach Nordost längs der Küste des stürmischen Oceans nimmt, so reist man erst durch den Zwoelendamm, das Hottentottenland, und gelangt endlich nach Plettenberg, der östlichen Gränze der englischen Besitzungen, an dem Kaffernlande gelegen. Auf dieser ganzen Reise von einigen hundert Meilen findet man überall ziemlich erhaltene Straßen, herrlich bebaute Besitzungen, elegante und kommode Landhäuser und eine unbegränzte Gastfreundlichkeit. Hier kommen dem Reisenden keine Feldarbeiter, sondern Hausbesitzer von außerordentlicher Höflichkeit entgegen, man wird von Damen in gelben Handschuhen empfangen und unterhält sich mit charmanten Mädchen, die das Pariser Modenjournal studiren, und mit dem Gaste über Rossini'sche Musik disputiren oder ihm auf einem prachtvollen Wiener Piano ein Concert von Liszt vortragen. Wenn der so Bewirthete nun das Paradies verläßt und sich bei Nacht auf den Weg macht, so wird er höchstens in seinen Bergen einen Schakal heulen hören, wird vielleicht zwischen den Büschen den Schatten einer Hyäne vorbeischlüpfen sehen; aber er wird nie durch Löwen- oder Leopardengebrüll erschreckt werden, ihm wird nie der drohende Tritt eines Elephanten, oder der furchtbare Anlauf eines Rhinoceros entstehen; die Civilisation hat alle diese gefährlichen Ungeheuer in ihre Wüsteneien zurückgeworfen. Die Civilisation reicht aber blos bis Plettenberg; hat man diese Gränze einmal überschritten, so bemerkt man, wie langsam sich diese Thiere vor ihr zurückziehen und Schritt für Schritt das von den Colonisten eroberte Land vertheidigen. Zum Beweise dessen diene folgende in allen ihren Thatsachen genau erzählte Begebenheit.

Es war an einem Abende des Jahres 1773; die Sonne war im Begriff, sich hinter den Bergen von Caapsbevelt zu verbergen, als ein seit einer Stunde in einem dichten Gebüsche verborgener junger Mann aus dem bergenden Versteck hervorstürzte und mit Schnelligkeit zu laufen begann.

„Thatsi! thatsi!“ [1]) murmelte er; „soll denn ein armer Buschmann [2]) nicht einen Augenblick Ruhe haben, ohne daß ihm durch einen seinem Herrn bezahlten Zauberer ein wildes Thao [3]) auf den Hals gehetzt wird?“

Als er zweihundert Schritte von den Gebüschen weg war, blieb er einen Augenblick stehen und sah aus dem Wasser des Stromes ein entsetzliches Ungeheuer hervorkriechen und mit einem Gebrüll in die Ebene verdringen, das mit dem Wiehern eines Pferdes viel Aehnlichkeit hatte. Sein Körper maß ungefähr elf Fuß in der Länge und zehn im Umfange; sein ungeheurer Bauch schleppte sich beinahe auf der Erde hin; wenn er den verhältnißmäßig großen Rachen öffnete, zeigte er eine Reihe von Elfenbeinzähnen, deren Augenzähne wenigstens einen Fuß lang waren; seine Augen waren klein, aber flammend, und seine ganz nackte Haut hatte das vollkommene Schwarz eines Schieferfelsens. Da der junge Mann nur zu wohl wußte, daß der Hippopotamus [4]) fürchterlicher ausstieht als er ist und nie angreift, wenn man sich ihm nicht in den Weg stellt, so ließ er sich kein graues Haar wachsen und setzte, kaltblütig den Rücken kehrend, seinen Weg fort, hatte jedoch früher die Vorsicht, auf einen durch einen Termiten-Haufen [5]) aufgeworfenen Erdwall zu steigen, um sich zu versichern, daß kein Pflanzer in der Ebene umherstreife. Für ihn war das Zusammentreffen mit einem Pflanzer tausendmal gefährlicher, als mit einem Hippopotamus; denn damals behandelte noch ein holländischer Pflanzer einen unglücklichen Buschmann wie einen Wolf, und schoß ihn, wo er ihn fand, mitleidlos nieder.

Aber nun wird es auch Zeit sein, unsere Leser mit Klees, unserem jungen Manne bekannt zu machen; als Held dieser wahren Geschichte verdient er wohl diese Auszeichnung. An seinen, wo möglich noch wolligeren Haaren, als die eines Guinea-Negers, an seiner hellbraunen Haut, seinem dreieckigen Gesichte, den hervorspringenden Backenknochen, an seinen versteckten schwarzen lebhaften Augen, den prächtigen Emailzähnen und an seiner platten Nase, so wie an seinen wulstigen Lippen mußte man gleich den Kod-koip [6]) erkennen, wenn selbst die auffallende Kleinheit seiner Füße und Hände seine Abstammung nicht

[1]) Ein unübersetzbares Wort. Es ist die schimpflichste, gröbste Benennung, die ein Hottentott im Zorn einer Sache geben kann. Er wendet es ohne Unterschied auf Menschen, Thiere, auf den Regen, auf den Donner an, besonders wenn er dem Donner droht, mit einem Steine, Wurfspieße oder ganz einfach mit seinem Schuhe nach ihm zu werfen.

[2]) Gleichbedeutend mit dem amerikanischen Marron, nämlich: ein flüchtiger Sklave.

[3]) Flußpferd (hippopotamus amphibius). Das größte Säugethier nach dem Elephanten und dem Rhinoceros; es bewohnt während des Tages die tiefen Wasser der Ströme und fängt erst Abends durch die ganze Nacht auf dem Ufer zu lauern an. Es schwimmt und taucht mit der größten Leichtigkeit.

[4]) Termiten sind eine Art Insekten, von vieler Aehnlichkeit mit den Ameisen; sie bauen sich aus verdünnter Thonerde regelmäßige Wohnungen von sieben bis acht Fuß Höhe, welche, wenn sie trocken sind, so hart werden, daß man sie kaum zerbrechen kann, um zu den Larven zu gelangen, die für die Buschmänner ein sehr gesuchtes Gericht sind.

[5]) Der Name der Hottentotten.

Digitized by Google

verrathen hätte. Er hatte weder den hohen Wuchs noch die schwarze Hautfarbe eines Kaffern, aber sein Körper war vollkommen proportionirt und seine wenn auch schwachen, aber wohlgeformten und robusten Muskeln verriethen eben so viel Kraft als Gewandtheit.

Sein Costüm bestand ganz einfach in einem Mantel von Schaffell, nachlässig über seine Schultee geworfen, die Haare herausgestrichen und ihm bis zu den Schenkeln reichend; in einem aus Schakalfelle gemachten Sacke, der das bedeckt, was die Scham zu zeigen verbietet, und in einem Gürtel um die Hüften herum. Man könnte noch dazu rechnen eine dicke Lage von Schöpsenschmalz mit ein wenig Ruß, die auf allen Theilen des Körpers zu sehen war. Seine sehr sinnig erfundene Fußbekleidung bestand in einem dreieckigen um den Fuß gebundenen rohen Leder, das die oberen Finger vermittelst eines Bandes verdeckte, welches die drei Ecken des Leders zusammenhielt. Seinen Kopf bedeckte eine leichte Kappe von weiß und braun gefleckterm Quagga-Felle. [1])

Am Halse Kiees' hing ein kleines Sack aus Hyänenfell, der eine Pfeife verschloß und einige getrocknete Hanfblätter, die anstatt Tabak's gebraucht wurden; ein europäisches Messer, ein Feuerstahl und einige Wurfspieß-Eisen lagen daneben. Statt aller Waffe trug der junge Mann einen spitzigen Stock in der Hand, an dessen Ende ein großer runder Stein angemacht war und somit aus dem Stocke einen Hammer machte, der ungefähr fünf Pfund wog. Übrigens schien dieser Stock mehr dazu geeignet, die Termitenwohnungen zu zerschlagen und Wurzeln aus der Erde zu reißen, als sich damit gegen wilde Thiere zu vertheidigen. An diesem Stocke erkannte man den Buschmann oder Mann der Büsche, das heißt: einen flüchtigen Sklaven.

Nachdem Kiees sich versichert hatte, daß er das einzige lebende Wesen in dieser Wüste war, schritt er auf der Straße fort, die von Plettenberg nach Camdebo führt und machte sich leichten Fußes auf den Weg, um seine lange Reise fortzusetzen. Um der Sklaverei und noch etwas Anderem, das gleich aufgeklärt werden soll, zu entweichen, hatte der Unglückliche das Wagestück unternommen, eine Reise von zweihundert und fünfzig Meilen durch brennende Wüsten ohne einen Tropfen Wasser zu machen; Strecken, wo man auf jedem Schritte die wildesten und fürchterlichsten Thiere Afrika's findet. Dieser schöne, junge Mann — er hatte alle zu einer hottentottischen Schönheit erforderlichen Eigenschaften — war frei geboren. Er war sechszehn Jahre alt, als sein Kral [2]) ohne alle Ursache von einigen holländischen Pflanzern angegriffen wurde, die nach dem Gebrauche der damaligen Zeit die Greise mit Flintenschüssen tödteten und die schwangeren Frauen und überhaupt Alles, was über dreißig Jahre alt war oder den mindesten Widerstand leistete, mit dem Flintenkolben todt schlugen. Diese wackern Jäger theilten, nachdem sie mit unerschrockenem Muthe ungefähr fünfzig wehrlose Personen massakrirt hatten, die Gefangenen und führten sie in ihre Wohnungen, um durch sie die Zahl ihrer treuen Sklaven und folglich ihrer Reichthümer zu vermehren. Diese excellente Methode, sich zu bereichern, hatte aber doch einen kleinen Übelstand, daß nämlich die Herren der Pflanzungen jeden Abend genöthiget waren, sich in ihrem Schlafzimmer zu verbarricadiren und um ihr Bett scharfgeladene Pistolen und Flinten zu stellen, auf daß sie jeden Augenblick bereit wären, ihr Leben gegen die treuen Sklaven zu vertheidigen, denen leicht der Gedanke einfallen kennte, ihre guten Herren zu ermorden, um sich die Freiheit wieder zu verschaffen. Trotz aller dieser Vorsichtsmaßregeln trug es sich dennoch von Zeit zu Zeit zu, daß einige Sklaven dem einen oder dem andern Pflanzer die Gurgel abschnitten.

Sei es nun, wie dem wolle, Kiees wurde an einen Kaufmann vom Cap verkauft, der nach Camdebo gereist war, um Korn einzukaufen. Er führte das Kind mit sich nach dem Cap und ließ es hier, man muß es der Gerechtigkeit zu Ehren gestehen, mit vieler Sanftmuth erziehen. Es hatte zur Folge, daß Kiees, als er groß wurde, ihm aufrichtig anhing und zwar so, daß er seiner seltenen Anhänglichkeit zu seinem Herrn zu Liebe vielleicht nie an das Erringen seiner Freiheit gedacht hätte, wenn nicht eine natürlichere und legitimere Leidenschaft in die Quere gekommen wäre.

Die Frau seines Herrn war sehr fromm; was sie aber nicht verhinderte, eben so eitel zu sein. In Europa geht man auf Spaziergänge, um seinen Schmuck, seine Equipagen zu zeigen; am Cap der guten Hoffnung geht man in die Kirche, um seine schönen Sklaven zu zeigen. Monsieur Plattje hatte aber noch eine andere Ursache ihres häufigen Kirchenganges; sie hoffte aus Kiees einen Christen zu machen und verbrachte oft ganze Stunden damit, ihn in den Wahrheiten der christlichen Kirche zu unterrichten. Der Pastor hörte ihr mit der größten Aufmerksamkeit zu; wenn sie ihn aber nach langem Reden endlich bekehrt glaubte, gab er ihr immer zur Antwort:

„Herrin, das kann schon wahr sein; aber wir Hottentotten sind zu dumm, um das zu verstehen und geben uns übrigens mit diesen Geschichten gar nicht ab." [1])

Und Kiees näherte sich lieber, anstatt während des Gottesdienstes zu beten, der schönen Trakosi, einer jungen Hottentottin, die um drei Jahre jünger war als er; sie plauderten von ihrem Vaterlande; denn auch sie war aus seinen Heimatsbergen geraubt worden. Als Trakosi vierzehn Jahre alt wurde, mischte sich die zärtlichste Liebe in ihre Unterhaltung und als sie sechzehn alt war, verlangten sie von ihren beiderseitigen Herren die Erlaubniß, sich zu heirathen.

Nun wird zwar diese Erlaubniß gewöhnlich nie verweigert und weit entfernt, sich der Heirath ihrer Sklavinen entgegen zu setzen, fordern sie ihre Herren selbst dazu auf, um sich nur mit ihren Kindern zu bereichern. Aber zum Unglück für unsere jungen Leute war der von Geschäftsrivalität herstammende Haß beider Pflanzer größer als ihr Geiz und sie trafen daher trotz aller Bitten und Vorstellungen der beiden verzweifelten Verliebten, alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln, um die Unglücklichen gänzlich aus einander zu reißen. Es ist nicht möglich, den Schmerz der beiden Hottentotten zu beschreiben, die Versuche, die sie machten, um das Herz ihrer Tyrannen zu rühren; die tausend finstern Gedanken den Selbstmord, Rache und Mord, die sich nach einander in ihrer verzweifelten Seele kreuzten. Das junge Mädchen wurde krank und Mynheer Huysaer, in der Furcht hundert Thaler zu verlieren, verkauft sie schnell an einen Pflanzer, Baas [2]) Dirk-Markus, der nach Camdebo, wo seine Besitzungen lagen, zurückkehrte. Dieser führte Trakosi fort und es war am Cap keine Rede mehr von ihr.

Man glaubte anfänglich, daß Kiees nach der Abreise des armen Kindes vor Schmerz sterben werde und war höchlichst erstaunt, als man gewahr wurde, daß es dem nicht so sei. Man las zwar auf seinem Gesichte den Ausdruck eines düstern Schmerzes; aber es kam zu keiner heftigen Szene, ja noch mehr: er schien sogar seinen Eifer und Fleiß für seine Herrschaft zu verdoppeln. Die natürliche Folge davon war, daß man ihn nicht an die Kette legte, ihn keiner besondern Wachsamkeit unterzog und daß an einem Morgen ein Sklave bei dem Appell fehlte, den Mynheer Plattje tagtäglich in höchsteigener Person

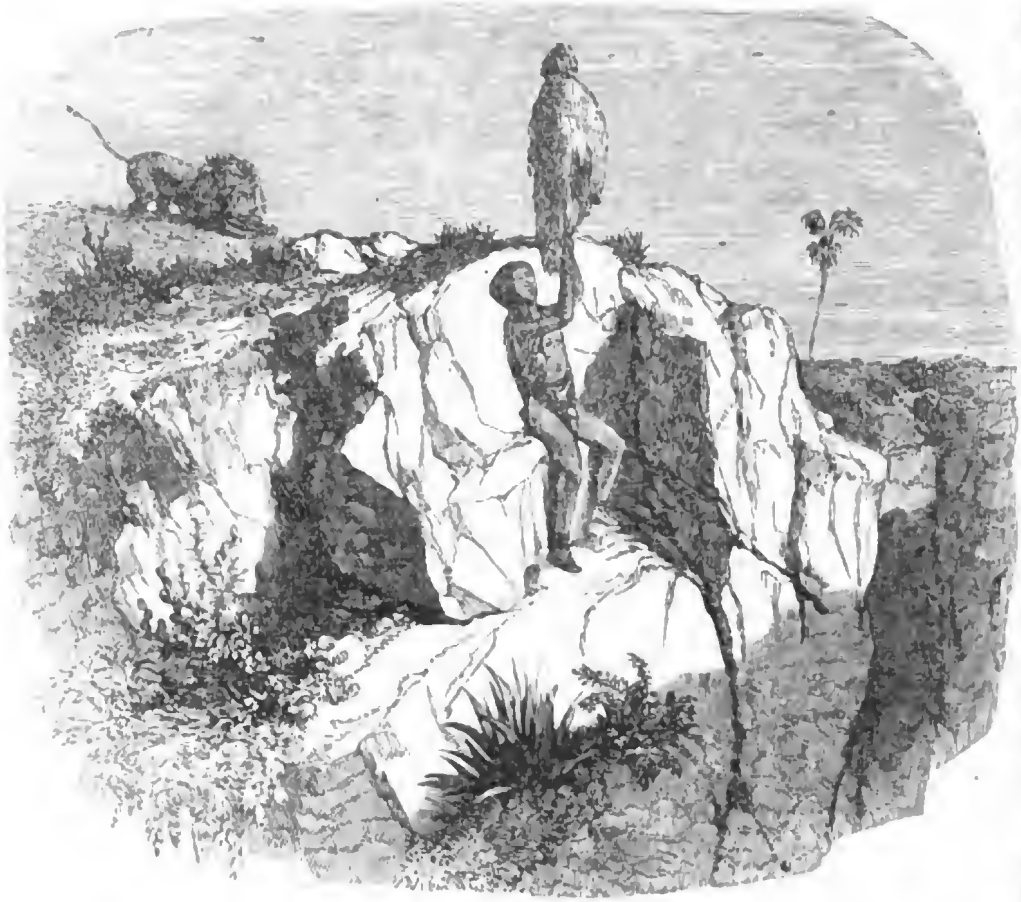
[1]) Eine Art Zebra. Es ist sehr gesellig, mischt sich unter das Hornvieh und beschützt es gegen die Hyänen. Wenn es nämlich eine solche bemerkt, springt es auf sie zu, schlägt sie mit den Vorderfüßen, wirft sie um, bricht ihr mit den Zähnen die Knochen, stampft auf ihr mit den Füßen herum und läßt nicht eher ab, als bis sie todt ist.

[2]) Ein Dorf von zehn bis fünfzig Hütten, die im Umkreise herumstehen, so zwar, daß in der Mitte ein großer von Palisaden umschlossener freier Raum bleibt, der die Heerden bei Nacht gegen Löwen, Leoparden und Hyänen in Schutz nimmt.

[1]) Geschichtlich. Was auch gewisse Philosofen sagen mögen; es gibt wilde Völker, die keinen Begriff von irgend einer Religion haben, und die Hottentotten gehören unter diese. Der edelste Freischmus ist schon ein Fortschritt des menschlichen Geistes zur Erkenntniß der Wahrheit und die afrikanischen Menschen sind noch nicht so weit: sie haben noch keinen Begriff von Gott, von einer unsterblichen Seele etc.; sie haben keine Idee von den Banden, die den Menschen mit Gott verbinden, glauben aber dennoch an Zauberer, ihre übernatürliche Macht und an die Geschicke, die sie ihren Feinden zubereiten können. Thatsache ist es, daß schon mehrere Missionäre Jahre lang bei den Hottentotten blieben, ohne je Einen von ihnen bekehren zu können.

[2]) So heißen die Hottentotten jeden Europäer.

Digitized by Google



vernahm. Man ſuchte ihn mehrere Tage vergebens in der Stadt und ihren Umgebungen, dann ſetzte ihn der Gouverneur auf die Liſte der Marrons,[1]) ſchickte ihm in alle Diſtrikte der Kolonie Steckbriefe nach und acht Tage darauf dachte kein Menſch mehr an ihn.

Der Leſer kann nun leicht begreifen, wie es kömmt, daß wir unſern jungen Hottentotten in der Wüſte, zweihundert Meilen von der Capſtadt treffen. Es bleibt uns jetzt nichts übrig, als ihm in die Wüſte zu folgen, wo ihn Ungemächlichkeiten in Hülle und Fülle erwarten.

Er ſchritt wacker darauf zu und die Abenddämmerung begann ſchon nach und nach die Thäler zu bedecken, als unſer Kiees auf einmal ſtehen blieb, horchte und unruhige Blicke um ſich warf. Der Unglückliche bemerkte nämlich, hundert Schritte von ſich, einen rieſenmäßigen Löwen, der ihm ſeit einigen Minuten auf dem Fuße folgte und blos die Nacht erwartete, um ſich auf ihn zu ſtürzen und ihn zu zerreißen. Ein Europäer wäre in dieſer wilden Wüſte, ſo weit von jeder menſchlichen Hilfe, unrettbar verloren geweſen; denn die Flucht half hier eben ſo wenig, als der Kampf unmöglich war. Die Liſt und Geiſtesgegenwart des Hottentotten, in dieſer Art Sachen der unſrigen ſo weit überlegen, half ihm hier prächtig aus der Schlinge. Er ſtieg in die vor ihm liegenden Felſen hinein, um einen Klipkrans zu ſuchen: dies iſt nämlich der Name eines Felſens, der auf ſeinem Gipfel eine flache Ebene bildet und an einem Punkte ganz ſteil abgeflacht iſt. Sobald er nun einen gefunden hatte, hielt er an und ſetzte ſich auf den Rand. Der Löwe, der ihm in immer gleicher Entfernung folgte, blieb auch ſtehen; jetzt ſteckte Kiees ſeine Mütze und ſeinen Mantel auf den Steck, glitt ein Wenig nach Vorne und kroch ſo den Felſen hinab, auf eine Felſenabplattung; wobei er aber immer Acht hatte, den Steck auf demſelben Platze, wo er ſtand, nach Oben zu halten und dabei den ſo fabricirten Gliedermann leiſe hin und her zu bewegen, um den Löwen zu täuſchen. Das Kunſtſtück hatte den Erfolg, auf den man rechnete; es war noch nicht lange in dieſer Stellung, als er ſchon den Löwen nahen hörte und zwar kriechend, wie es ungefähr eine Katze macht, die auf eine Maus lauert; das furchtbare Thier, das den Mantel für den Menſchen hielt, maß ſeinen Sprung mit ſolcher Präciſion und Gewandtheit ab, daß es kopfüber in den Abgrund ſtürzte und ſich dort alle Glieder zerſchmetterte.[1]) Der triumphirende Kiees betrachtete ihn mit einer Art ſtolzen Mitleids, zuckte die Achſeln und rief aus: „T'katſi! t'katſi!“

Kiees hatte ſeit vierzehn Tagen blos von Pflanzen gelebt, man denke ſich alſo ſein Entzücken über den Fang, den er ſeiner Geiſtesgegenwart verdankte. Er ſtieg den Felſen hinab, ſammelte einige dürre Reiſer, mit denen er ein mäßiges Feuer anzündete und zerſtückte in einem Augenblick das Thier, deſſen Fleiſch ſeine Landsleute ſo gerne eſſen. Während er einen Theil deſſelben auf glühenden Kohlen röſtete, ſchnitt er das Übrige in Streifen, ſo breit und ſo lang als nur möglich, aber blos anderthalb Finger dick und hing ſie auf die Büſche herum, um damit ſie die kommende Morgenſonne trockne.[2]) Kiees ſetzte ſich nach ſeiner herrlichen Mahlzeit zwiſchen das Feuer und den Felſen und überließ ſich bald darauf einem leichten Schlummer.

Das Sprichwort vom Haſen: „er ſchläft blos mit einem Auge,“ ließe ſich richtiger auf einen Buſchmann anwenden. Er beachtete anfangs kaum das entfernte Geheul der wilden Beſtien, die durch den Geruch ſeines Fleiſchvorrathes angezogen, von den Bergen herabſtiegen, um ihm die blutigen Fetzen des Löwen ſtreitig zu machen. Er unterſchied während ſeines leichten Schlummers ganz deutlich das Gekurre der Erdwölfe und ſtörte ſich nicht, vernahm das Gebelle der wilden Hunde und wachte nicht auf; hörte das dumpfe Heulen des Tigerweiſes und ließ die Augenwimpern verſchließen. Aber plötzlich machte er einen entſetzten Sprung in die Höhe, denn er hatte das Gebrüll eines Leoparden unterſchieden. Der nicht ohne Urſache er-

[1]) Der Name der entlaufenen Sclaven in Afrika und Amerika.

[1]) Dieſe Liſt eines Hottentotten gegen einen Löwen iſt hiſtoriſch und überhaupt in Afrika gang und gäbe.

[2]) Die Hottentotten haben keine andere Art, das Fleiſch zu erhalten, weil ſie das Salz durchaus nicht lieben und auch gar nicht gebrauchen.

Digitized by Google

schrockene Kiees warf schnell neue Reiser in's Feuer, um den Schein desselben zu vermehren, und um flammende Funken um sich zu werfen; besonders in der Richtung der Büsche, auf denen sein Fleischvorrath hing. Da die wilden Thiere durchgehends das Feuer fürchten, so hielt er sich sie auch die ganze Nacht vom Leibe, und erst, als sich die Sonne strahlend über die fernen Berge schwang, zogen sich die furchtbaren Waldbewohner in das Dickicht ihrer Wälder zurück, und er wurde erst jetzt das grausenerregende Concert ihrer verschiedenen Stimmen los. Der nun beruhigte aber todtmüde junge Mensch hüllte sich in seinen Mantel, streckte sich auf den Rasen, zog die Kniee bis unter das Kinn, kreuzte die Hände über die Beine und verfiel so in der seinen Landsleuten eigenen Stellung in einen tiefen Schlaf.

Die Sonne hatte schon die Hälfte ihrer Tagesarbeit vollendet, als der Hottentott erwachte, und — man denke sich seinen Schrecken — eine Masse von Raubvögeln die letzten Bissen seines Fleischvorrathes verzehren sah! Der junge Mann wurde durch diesen Anblick wie versteinert; nach und nach jedoch machte er zu dem, was nicht mehr zu ändern war, gute Miene, faßte wieder frischen Muth, und machte sich von Neuem auf den Weg.

Er wanderte den ganzen Tag in einer ziemlich hübschen Landschaft fort, die von verschiedenen kleinen Bächen bewässert war. Am Abend kam er an einen dichten Wald. Kiees machte am Eingange desselben Alles zu seinem Nachtlager bereit; denn in das Innere wagte er sich nicht hinein, weil er nur zu wohl wußte, daß das Gehölz von wilden Büffeln bewohnt sei, die beinahe noch mehr als die Löwen zu fürchten waren. In der That hält sich dieses wilde Thier, vielmal größer als der größte europäische Ochs, hinter den Büschen verborgen, von wo aus es sich auf den Reisenden stürzt, ihn umwirft, mit den Füßen zerstampft, mit seinen Hörnern zerreißt, und noch lange nach dem Tode des unglückseligen Opfers an den Fetzen desselben reißt. Es scheint, als verließe es dann den verstümmelten Körper blos mit Bedauern, denn ehe es sich ganz entfernt, kehrt es mehrere Male zurück, legt sich noch ein Mal mit dem Kinne auf sein Opfer, und leckt das Blut, das über die gebrochenen Glieder herabrieselt.

Kiees suchte jetzt am Rande des Gehölzes den Baum, dessen starkes und doch leichtes Holz die geraden Zweige hergeben sollte, aus denen die Wilden ihre herrlichen, vier bis fünf Fuß langen Wurfspieße machen, mit denen sie auf eine Distanz von zwanzig bis dreißig Schritten selten ihr Ziel verfehlen. Durch seine Geschicklichkeit und die vom Cap mitgebrachten eisernen Pfeilspitzen, ersetzte er bald den in seiner Hand befindlichen Stock durch eine zum Angriff viel furchtbarere Waffe.

Die Nacht durch schlief er auf einem Baume und fand zu seiner Nahrung blos ein Wenig Gummi. Am andern Morgen kam er gegen Mittag in eine den der Sonne verbrannte weite Ebene, wo die Vegetation sehr schmal aussah. Nun mäßigte er seinen Gang und begann, nachdem er, um das Essen zu vergessen, den Magen noch einmal mit seinem Ledergurte fester zugeschnürt hatte, prüfende Blicke auf die spärlichen Kräuter und Büsche zu werfen, die wie Oasen inmitten des brennenden Sandes standen. Ein glücklicher Zufall ließ ihn endlich, was er suchte, ersehen. Er sah über einige hohe Büsche einen platten, nackten und schwieligen Kopf emporragen, den man nach seinem langen Halse für einen Schlangenkopf hätte halten können; aber der hornartige breite und platte Schnabel, so wie die zwei runden und dummen Augen ließen ihm über die Beschaffenheit des Thieres keinen Zweifel mehr. Er näherte sich sachte, indem er sich so viel als möglich hinter den Büschen zu verbergen suchte; dann als er von dem Ungeheuer an vierzig Schritte war, maß er seinen Wurf ab, und schleuderte einen Wurfspieß, der durch die Luft pfiff, und sich in die Erde bohrte, ohne sein Ziel zu erreichen: der arme Kiees hatte gefehlt. Der blos erschreckte Strauß richtete sogleich seine zwei dicken nackten Beine auf und rannte, indem er sich mit seinen kurzen Flügeln fortbalf, mit der Schnelligkeit einer Gazelle fort in die Ebene hinein. Der Hottentott erkannte ihn an seinen matten, grauen Rückenfedern für ein Weibchen, und lief schnell an den Platz, wo es aufgestanden war. Er fand da auf dem Sande fünfzehn oder sechszehn ovale Eier von der Größe eines Kinderkopfes, die das Thier eben hatte ausbrüten wollen. Ein Hottentott zerstört nie, um blos das Vergnügen der Zerstörung zu haben; der junge Mann nahm also blos vier Eier: eines aß er, dreie steckte er in seinen Mantelsack und setzte dann seinen Weg fort.

Kiees marschirte so fort, und legte sich endlich am Abende des dritten Tages ohne andern Unfall nieder, als daß er kein Nachtmahl hatte; seine Straußeneier waren schon verzehrt. Nun zeigte es sich, daß eine Versehung selbst für Jene walte, die so wenig davon halten, wie die Hottentotten. Als Kiees am andern Morgen mit leerem Magen und traurigem Herzen erwachte, machte er diese Erfahrung. Er hörte nämlich den leisen Schrei: „Kerr, kerr, kerr!“ erhob die Augen und sah auf einem Baume einen wie ein Sperling aussehenden Vogel. Er erkannte ihn sogleich an seinem spitzen, gelben Schnabel, den schwarzen Füßen, an den eisengrauen Rücken- und weißlichen Bauchfedern und besonders an einem schönen gelben Flecke, den er auf jeder Schulter hatte. Kiees, vor Freude außer sich, näherte sich ihm, um ihn nicht zu erschrecken, ganz langsam, und jetzt verdoppelte der Vogel sein Geschrei, indem er sich, während der Hottentott ihm folgte, von Baum

Digitized by Google

zu Baum schwang. Wenn der junge Mann nicht schnell genug folgte, wiederverdoppelte sein kleiner Führer das Geschrei und das Schlagen mit den Flügeln. Endlich, nach einem halbstündigen Marsche, hielt der Vogel, nachdem er eine Weile in der Luft geschwebt hatte, über einem Loche in der Erde, dann hörte er mit seinem Geschrei auf, und setzte sich auf einen nahen Baum, wo er ruhig Zeuge dessen blieb, was jetzt vorgehen würde. Dieser Vogel war ein Honigführer, der, wie man sagt, die Jäger zu den Honigkörben der wilden Bienen führt, und zwar blos in der Hoffnung, sein Beutetheil dabei zu erhalten. Kiees unterließ den Gebrauch nicht, den seine Landsleute für heilig halten: nachdem er sich nämlich des Honigs bemächtiget hatte, legte er einige Schritte davon auf einen Stein ein schönes Stück Honigkuchen, als Antheil des Vogels.

Nachdem nun der junge Mann eine splendide Mahlzeit gehalten hatte, durchwanderte er die Ebene von Kuane-Dacka, und kam jetzt an die waldigen Ufer des Klein-visch-Baches. Wer den Hottentotten an diesem Tage beobachtet hätte, der würde in seinen Gesichtszügen eine merkliche Unruhe bemerkt haben. Er blieb jeden Augenblick stehen, warf Blicke vor, um und hinter sich; dann legte er sich wieder auf den Boden, gab das Ohr an die Erde und horchte mit großer Aufmerksamkeit. Wenn er das geringste Geräusch hörte, lief er schnell nach dem Orte, wo es herkam; und war er auf die Ursache desselben gekommen, so setzte er sich traurig auf den Sand, und ließ melancholisch eine Thräne über sein sonnenverbranntes Gesicht hinab rollen. Einen Augenblick darauf erhob er sich wieder, schritt ungewiß, mit langsamem Schritte weiter, senkte den Kopf und betrachtete aufmerksam den Boden, den er betrat, als hätte er eine ihm bekannte Spur suchen wollen.

Plötzlich blieb er zitternd stehen — dies Mal hatte er sich nicht geirrt; er hörte in weiter Ferne das Knallen einer Peitsche; er vernahm ganz deutlich das Knarren der Räder von dem Karren eines Pflanzers. Kiees verließ jetzt, auf die Gefahr hin, von den in dieser Gegend so zahlreichen Rhinocerossen angegriffen zu werden, die Straße, und wagte sich in die dichten Büsche hinein, die diesen furchtbaren Thieren zum Aufenthaltsorte dienen. Das war schon das zwanzigste Mal während seiner gefährlichen Reise, daß er sich dem Zusammentreffen mit seinen tödtlichen Feinden, den Pflanzern, entziehen mußte, aber er hatte noch bis jetzt nie so viel Angst gezeigt. Indem er durch die dichten Büsche schlüpfte, verlor er den auf der Straße fortfahrenden Karren nicht aus dem Auge, und anstatt zu fliehen, näherte sich der junge Mann ihm immer mehr und mehr, wandte aber dabei zugleich alle möglichen Mittel an, um sich den Augen der Reisenden zu entziehen. Er prüfte dabei die Spitzen seiner drei Wurfspieße von Zeit zu Zeit mit dem Finger, als wollte er sich ihrer Güte versichern, und verbarg das Holz ihrer Schäfte, indem er sie über sein Knie herüberbog. „T'katsi! t'katsi!" murmelte er ganz leise; „ich bin kein Feigling, ich fühle es; warum sollte ich mich also nicht an diesen abscheulichen Europäern rächen, die die Haut meines Halses mit ihren Fesseln abgeschunden haben?"

Und er schlüpfte dem Karren näher entgegen, der jetzt nur noch etwa drei hundert Schritte von ihm war. Plötzlich vernahm er in einem nahen Busche ein entsetzliches Schnarchen. Der erste Gedanke Kiees', als er ein riesengroßes Rhinoceros gewahrte, war die Flucht zu ergreifen; aber es fuhr ihm eben so schnell eine andere Idee durch's Gehirn; er blieb also unter dem Winde des Thieres, das fest schlief, kauerte sich in das hohe Gras, und blieb hier mit zurückgehaltenem Athem unbeweglich liegen.

Der Karren, der auf der Straße immer weiter fuhr, gehörte dem Baas Dirk-Markus. Der reiche Pflanzer, entzückt über das gute Geschäft, das er bei dem billigen Einkaufe der jungen Hottentottin Trakosi gemacht hatte, führte jetzt seine eingekaufte Sklavin nach Agter-Bruntjes-Hoogt, wo seine weitläufigen Besitzungen lagen. Das arme junge Mädchen war während der ganzen Reise sehr traurig und weinte immerfort; sie dachte an den geliebten Freund ihrer Kindheit, an Kiees, der in einem und demselben Kral mit ihr geboren war; an Kiees, den Gatten ihres Herzens. Sonderbar und unbegreiflich für Dirk-Markus war es, daß das Mädchen, als sie in die Gegend des Klein-visch-Flußes kamen, ihren bis jetzt vernachlässigten Anzug auf einmal zu ordnen begann, und so plötzlich wieder in die den jungen Hottentottinen eigene Koketterie verfiel.

Trakosi war gut gebaut, und hätte hinsichtlich der Eleganz ihrer Formen einer Europäerin den Vorrang ablaufen können. Ihre großen schwarzen Augen waren voll Ausdruck und Sanftmuth, ihre Zähne, weiß wie jene eines Hippopotamus, hoben das lichte Rosa ihrer Lippen und das Hellbraune ihrer Haut noch mehr hervor.

Der von sechs Paar Ochsen gezogene Karren wurde von einem Mulatten *) geführt, der weder Zügel noch Leitseil, sondern blos eine große Peitsche hatte, dessen Stiel mehr als fünfzehn Fuß lang war. Dieses mit großer Geschicklichkeit gehandhabte Werkzeug war hinreichend, um das Gespann in Ordnung zu erhalten und zu leiten. Der für zehn oder zwölf Personen hinlänglich große Wagen war mit einem runden Leinwanddache überzogen, was ihm auch das Aussehen eines enormen Munitionswagens gab.

Je näher man nun dem Klein-visch-Fluße kam, desto mehr schien der Schmerz des jungen Mädchens eine ganz andere Gestalt anzunehmen; man hätte beinahe glauben können, er habe sich in Neugierde verwandelt; denn das arme Kind hob bei jedem Seufzer, der ihrer gepreßten Brust entschlüpfte, einen Zipfel des Leinwanddaches in die Höhe und warf über die ganze Gegend einen forschenden verzweifelnden Blick.

„Was doch die Liebe zum Vaterlande ist!" dachte sich Dirk-Markus im Stillen und gähnte dabei; „das arme Kind bekömmt da das Land ihrer Geburt zu Gesichte und diese neue Aufregung macht sie ihren ersten Kummer ganz vergessen; sie wird dadurch etwas dicker im Fleische und gilt dann, meiner Treu! wenigstens um fünfzig Thaler mehr. Es ist doch eine schöne Sache, die Liebe zum Vaterlande!" endigte der gute Baas, der schon seit dreißig Jahren sein Geburtsland, die holländischen Moräste, total vergessen hatte.

Plötzlich hört Trakosi einen in der Ebene ausgestoßenen sonderbaren Schrei, sie erhebt konvulsivisch das Dach, antwortet durch einen wild ausgestoßenen Schrei, schwingt sich auf die Erde hinab, verschwindet und Dirk-Markus versteht noch nicht, was da eigentlich vorgeht. Er will eben von den sechs Sklaven, die die schwerfällige Equipage begleiten, eine Erklärung verlangen, da wirft ihn eine starke Erschütterung, von einem furchtbaren Stoße gefolgt, rücklings über die Bank hinüber, auf der er sitzt. Er fühlt sich mit dem Wagen und allem Gepäcke in die Luft gehoben; dann wurde der Wagen umgestürzt, zerbrochen und es war noch ein Glück für den würdigen Pflanzer, daß er in einen tiefen Graben geschleudert wurde, denn dieser schützte ihn wenigstens vor den Holz- und Eisen-Splittern, die mit einem furchtbaren Gekrache auf der Straße umherflogen.

Als es endlich wieder ruhig wurde, wagte Dirk-Markus den Kopf empor zu heben und sah die Fragmente seines Wagens hier und da zerstreut liegen; seine Ochsen hatten ihre Stränge abgerissen und sich in die Ebene verlaufen; sein Kutscher saß ruhig auf einem Felsen, rauchte sein Pfeifchen und betrachtete die Trümmer mit einer sehr gleichgiltigen Miene.

Er konnte sich die Sache nicht erklären; sein Hottentott that es mit einem ausgezeichneten Phlegma.

„Baas," sagte er ihm; „seht Ihr dort den großen Busch?"

„Ja, Dummkopf!" antwortete Dirk.

„Wohlan," fuhr der Kutscher mit unveränderter Gravität fort; „in diesem Busche lagen ein Buschmann und ein Rhinoceros verborgen. Beide haben wahrscheinlich einen Streit mit einander angefangen und da hat der junge Mensch auf das Rhinoceros einen Wurfspieß geworfen und hat zu gleicher Zeit den von Euch vernommenen Schrei ausgestoßen, gleichsam um sich dem Ungeheuer zu erkennen zu geben und sich von ihm verfolgen zu lassen, was auch nicht ermangelte zu geschehen."

*) Mulatte ist der Name eines von einer Weißen und einem Schwarzen gezeugten Kindes.

Digitized by Google

„Nun, und dann! mach fertig!"

„Nun, dann lief der Buschmann gerade auf unsern Wagen zu und ihm folgte auf den Zehen das schreckliche Ungeheuer, das den in seine rechte Seite eingedrungenen Wurfspieß mit sich schleppte. Als nun unser von dem Rhinoceros ziemlich in die Enge getriebene Kerl dem Wagen so nahe war, daß er ihn mit der Hand erreichen konnte, stürzte er mit einem geschickten Sprunge auf die Seite desselben und kam gerade zurecht, um die eben herausgesprungene Trakosi in seinen Armen aufzufangen. Während nun das Rhinoceros unsern Wagen umwarf und zerbrach, fing der Buschmann mit einer Leichtigkeit zu laufen an, als hätte er gar nichts getragen."

„Und Trakosi sagte gar nichts dazu? Sträubte sie sich nicht in den Armen ihres Räubers?"

„Ganz und gar nicht; alles, was ich sehen konnte, war, daß sie nicht mehr weinte und daß sie ihre beiden netten Ärmchen um den Hals des Buschmannes schlang — wahrscheinlich aus Furcht vor dem Fallen."

„Und wo sind meine Hottentotten?"

„Herr, Euere treuen Sklaven haben die Gelegenheit benützt, um Eueren Wagen auszuplündern und haben sich dann in die Wälder gerettet."

„Ah! es ist noch ein Glück, daß du nicht dasselbe gethan."

„Herr, ich bin ein freier Mulatte und kein Sklave. Wäre ich Euer Sklave gewesen, so wäret Ihr aus dem Loche, worein Ihr jetzt steckt, nicht lebendig herausgekommen."

Diek-Markus schnitt eine fürchterliche Grimasse und knirschte mit den Zähnen; er antwortete aber nicht, denn sein Gewehr war zerbrochen.

II.

„Ja, meine Herren!" sprach Dirk-Markus, der reiche Pflanzer; „ich wiederhole es, alle diese Wilden sind ein Gesindel; hätten Sie nur gesehen, wie sie mir in's Gesicht lachten, als ich von ihnen Hilfe und Beistand gegen ein Rhinoceros und einen Buschmann verlangte, von denen nie jenes den Wagen zerbrochen und dieser eine Sklavin geraubt hatte, die unter Brüdern zweihundert Thaler werth war. Die Rechte, die wir auf diese häßlichen Kreaturen haben — sei es nun, daß sie vom Teufel oder sonst woher stammen, das gilt mir gleich — sind darum nicht minder gegründet, daß wir diese Völkerschaften schon seit mehreren Jahrhunderten unterjocht haben. Ich will Ihnen dies erzählen."

Alle in dem Speisesaale des Herrn Dirk-Markus versammelten Herren stopften jetzt gemüthlich ihre Pfeifen und reihten sich um den Theetisch. Als sich alle gesetzt hatten, hustete Dirk und begann:

„Johann, König von Portugal, sandte im Jahre 1493 seinen Admiral Barthelemäus Diaz aus, um an den Küsten Afrika's Entdeckungen zu machen, und dieser Admiral sah das bis dahin unbekannte Cap der guten Hoffnung zum ersten Male, ohne jedoch darauf zu landen. Da seine Flotte in diesen Breiten mehrmals von Stürmen heimgesucht wurde, so nannte er das neu entdeckte Land „Cabo des Tetos Tormentos" d. i. Cap aller Widerwärtigkeiten. König Johann aber, der wahrscheinlich besser in der Zukunft zu lesen wußte, als sein Admiral, verwandelte diesen Namen in „Cap der guten Hoffnung," ein Name, den dieses Vorgebirge bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Nic-del-Infante, ein anderer portugiesischer Admiral war der Erste, der im Jahre 1498 auf dem fremden Boden zu landen wagte und auf den Bericht, den er davon dem Könige Emanuel machte, sandte dieser Monarch eine Kolonie dahin. Aber die Portugiesen konnten sich des Gedankens nicht erwehren, die Hottentotten müßten Menschenfresser sein und wagten daher nicht, sich in dem Lande festzusetzen. Sie landeten jedoch noch ein zweites Mal und betrugen sich dabei so ungeschickt, daß sie in einer regelmäßigen Schlacht mitsammt ihrem Führer massacrirt wurden. Sich dieser Schlappe schämend, beschlossen die Portugiesen nicht nur, sie zu repariren, sondern sich auch zu rächen. Sie segelten in Folge dessen zwei Jahre darauf wieder nach dem Cap und landeten da mit allen Zeichen der Freundschaft, was ihnen auch das Wohlwollen der Hottentotten verschaffte. Nun wußte man aber, daß diese dummen Barbarn einen besondern Geschmack an Metallen und am meisten an Kupfer fänden. Die Portugiesen entzückten sie daher, als sie ihnen eine große an's Land geschaffte Bronze-Kanone schenkten. Die Hottentotten banden, nachdem sie sich in Dankesbezeigungen erschöpft hatten, zwei große Seile an die Mündung der Kanone und fünf oder sechs hundert von ihnen begannen sie zu ziehen, während die Andern im Triumf davor einherschritten. Das dumme Gesindel ahnte nicht, daß die mörderische Maschine bis an die Mündung mit gehacktem Blei gefüllt war. Man steckte nun pfiffig die Lunte an, und das gerade unter sie hinein feuernde Geschütz richtete eine furchtbare Metzelei unter ihnen an. Beinahe Alle wurden getödtet oder auf eine fürchtbare Weise verstümmelt und die Portugiesen benützten die gräßliche Verwirrung, um sich schnell auf ihre Schiffe zurück zu ziehen, unter Segel zu gehen und fort zu machen, ohne je mehr wieder zu kehren. Die Holländer, die seit 1600 auf ihren ostindischen Fahrten oft da landeten und die Wichtigkeit dieses Platzes nur zu gut einsahen, gründeten endlich im Jahre 1650 eine Niederlassung daselbst, die sich seit dieser Zeit *) auf den höchsten Grad der Wohlhabenheit schwang. Wir Pflanzer werden nun das Gedeihen unseres neuen Vaterlandes so lange zu fördern und zu erhalten wissen, als wir Muth und Sklaven haben werden, und, Dank dem Himmel! wird uns weder das Eine noch das Andere je fehlen."

Die ganze Gesellschaft rief der Beredsamkeit des dicken Pflanzers lauten Beifall zu.

„Was den Muth betrifft," sprach jetzt Flip, Markus' Sohn, „den haben wir gewiß; aber, Vater, mit dem Sklaven ist's nicht ganz so, und seit dem Abenteuer mit dem Karren . . ."

„Stille stille, Flip! sie werden uns nicht lange mehr mangeln, das sage ich dir."

Dann wandte sich Diek gegen die Gesellschaft, machte den Damen ein Zeichen mit der Hand um sich ein Wenig Stillschweigen zu erbitten und fuhr dann fort:

„Ich habe Sie, meine Herren! eingeladen, um Ihnen einen Vorschlag zu machen; hören Sie ihn also an. Sie sollen zuerst wissen, daß die schöne Jenny Peiselle, die hier neben meiner Frau sitzt und so verschämt die Augen niederschlägt, als verstünde sie mich gar nicht, die Braut meines Sohnes ist und in acht Tagen seine Frau sein wird. Ihr Vater Peiselle und ich, wir geben unseren Kindern eine schöne, gut gebaute Wohnung, umgeben von grünen Wiesen, worauf schöne Heerden von Ochsen, Ziegen und Schafen weiden. Es fehlt also unseren Kindern nichts zu ihrem Glücke als Sklaven und das ist eigentlich der Knoten, zu dessen Lösung ich Sie, meine Herren! berufen habe. Ich habe nämlich von einigen vagabondirenden Mulatten, so wie vom Zauberer Paleo — dem ich ein Lamm zur Belohnung schenkte — erfahren, daß sich seit einiger Zeit, einige Meilen von hier, in den Schneebergen eine Truppe Buschmänner aufhält. Da Sie nun, wie ich weiß, Alle Sklaven brauchen und meine Kinder nun so mehr, so glaube ich, wir benützen die Gelegenheit, dieselben so billig, das heißt, für einige Flintenschüsse zu bekommen. Die Sache wird übrigens blos eine Kinderei sein, ein Scherz ohne Ungemächlichkeit und besonders ohne Gefahr, wobei wir uns noch, um unsere Frauen und Kinder ein Bischen zu amüsiren, von ihnen begleiten lassen können. Die Horde besteht ja blos aus höchstens zweihundert Wilden und wir sind hier fünfzehn Kerle, denen es weder an Pulver, noch an gutem Zielen fehlt. Das wird eine wahrhaftige Lustpartie; und zum Teufel! wir müssen ja unseren Frauen und Kindern auch ein Wenig Zerstreuung verschaffen. Wohlan, Jenny! was sagst du dazu? bist du dabei?"

„Gewiß;" antwortete das junge Mädchen. „Es scheint mir aber doch ein Wenig grausam, eine sanfte und unschuldige Bevölkerung zu vertilgen, nachdem man sie von dem Lande, das ihnen Gott gegeben, vertrieben."

*) Jetzt gehört die Cap-Kolonie den Engländern.

Digitized by Google

„Tochter!“ schrie der alte Prieſſle; „Flip muß dir ſchon mit ſeinen Sentimentalitäten den Kopf verdreht haben; du ſprichſt ja ganz aus der Art. Wie! du nennſt jene Wilden ſanft und unſchuldig, die wir nicht anders zur Arbeit für uns bekommen können, als indem wir ſie mit Stockſchlägen dazu antreiben? Barbaren, die lieber in die Wälder flüchten, als häuslich in unſeren Pflanzungen leben wollen? Wilde Weſen, die uns, wenn wir ſie in ihren verdammten Felſen aufſuchen, vergiftete Pfeile zuſenden? Rohes Geſindel, das eine ſchwarze Haut hat, während wir eine weiße haben?“

Dieſes letzte Argument machte auf die ganze Geſellſchaft, beſonders auf die Damen, großen Effekt. Flip legte ſeine Pfeife auf den Tiſch, zeigte, indem er ſich dem Seſſel erhob, ſeine ganze athletiſche Geſtalt, warf Jenny einen ermunternden Blick zu und wagte die Einwendung mit folgenden Worten:

„Meine Herren! So jung ich auch bin, ſo habe ich doch ſchon oft über den heutigen Stand unſerer Verhältniſſe zu den Urbewohnern dieſes Landes nachgedacht. Man treibe ſie in ihre Berge zurück, das iſt recht, denn die Erde gehört der ganzen Welt; man laſſe ſie arbeiten, das iſt noch beſſer, denn wie unſer Paſtor ſagt: Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang; aber ſie morden, meine Herren! das ſcheint mir etwas zu ſtrenge, denn ſie ſind am Ende doch unſere Brüder, ſind Menſchen, Weſen derſelben Art und . . .“

Flip konnte nicht weiter reden, ſeine Zuhörer waren von einer lärmenden Lachluſt befallen worden; Jeder platzte vor Lachen und der arme, ganz außer Faſſung gebrachte junge Menſch wurde genöthigt abzubrechen. Das tapfere, feurige Kind der Wüſte war ſchon auf dem Punkte ſich zu ärgern, da fühlte er eine kleine weiche Hand ſich auf die ſeinige legen und ſein Zorn legte ſich. Er ſetzte ſich, ohne weiter ein Wort zu reden, an die Seite ſeiner Braut, nahm ſeine Pfeife vom Tiſche und blies zwei oder drei Rauchwolken gen Himmel.

„Meiner Seele, armer Flip!“ ſprach jetzt Gert-Skepper, der Elephantenjäger, „du wirſt mir eher glauben machen, ich ſei der Bruder eines weißen Bären, als jener eines ſchwarzen, fettbeſchmierten Hottentotten. Betrachten wir aber dieſe Streitfrage von einem erhabeneren Standpunkte aus. Wenn wir die zweideutige Stellung betrachten, in der ſich die Pflanzer dieſer Kolonie befinden, ſo denke ich, müſſen wir ſchon aus Politik das einmal begonnene Werk fortſetzen. Was bedeutet denn dieſer Befehl der Cap-Gouverneurs, der den Hottentotten verbietet, ein Gewehr oder ein Pferd zu beſitzen, während ſie doch die Ochſen ſo zu dreſſiren wiſſen, daß ſie hinſichtlich der Schnelligkeit mit unſeren beſten Jagdpferden wetteifern und dann den engliſchen Matroſen mit Waffen und Schießvorrath verſehen werden? Ich ſage Ihnen alſo, meine Herren! wenn wir nicht fortfahren, dieſe hottentottiſche Race, halb Affe halb Menſch, zu vertilgen, ſo werden wir nie in unſeren Pflanzungen ruhig leben können; und was würde dann aus der Freiheit, um derentwillen wir uns in dieſe Wälder und Wüſten wagten, wenn die Engländer — wie es nicht anders geſchehen könnte — ſich auf die eine oder die andere Art des Caps bemächtigen möchten und uns dieſes wilde Geſindel durch eine wohlgeordnete Bewaffnung auf den Hals werfen würden, um unſern bisherigen Widerſtand gegen ihre Eroberungspläne durch die demoraliſirende Civiliſation dieſer Halbmenſchen zu brechen? [1]) — Was mich betrifft, bin ich ganz der Meinung des Mynheern Dirk-Markus und mache Morgen — ſollte ich auch allein gehen — den Buſchmännern meine Viſite. Ich habe Gottlob, trotz meiner ſechzig Jahre, noch eine feſte Hand und ein gutes Auge.“

„Wir gehen Alle,“ ſchrieen die Gäſte des Pflanzers.

„Es wird unterhaltend ſein!“ bemerkten die Damen; „wir werden mitgehen.“

Flip war jetzt ſo galant, Jenny für die morgige Jagd ein kleines ſanftes Pferd zu bergen, das zugleich lebhaft und leicht wie eine Antilope war. Das junge Mädchen dankte ihm lächelnd und bemerkte zugleich, ſie werde ihren kleinen engliſchen Karabiner mitnehmen.

Was wir jetzt zu bemerken haben, wird vielleicht ein Wenig ſonderbar ſcheinen: daß nämlich die hier in Rede ſtehenden Pflanzer die Elite des Landes bildeten und ſehr angeſehene, honette Männer waren. Die Damen waren fromm, gute Hauswirthinen, keuſche treue Hausfrauen und zärtliche Mütter ihrer Kinder. Jenny war ein gutes Geſchöpf, voll Güte und Sanftmuth, ſelbſt wenn ſie ihren kleinen engliſchen Karabiner umgehängt hatte und mit ihren Ferſen die dampfenden Schenkel ihres leichten afrikaniſchen Renners preßte. Flip war ein braver Junge, der ſchon mehrere Male einen Löwen im einzelnen Kampfe erlegt hatte, der aber deßwegen doch kein Kind beleidigt hätte; Dirk-Markus ſelbſt hätte keinen Thaler mit Wucher an ſeinen Nachbar geliehen; ja alle waren unfähig, etwas Böſes mit Willen zu thun. Was hatten ſie alſo mit der ſchwarzen Race? . . . Ein durch den Dämon des Intereſſes genährtes Vorurtheil.

Laſſen wir jetzt die Pflanzer ihre Vorbereitungen zur morgigen Jagd machen und ſehen wir indeſſen, was ſich wenige Tage nachher, als der Karren Dirk-Markus' durch das Rhinoceros zertrümmert wurde, in den Schneebergen zutrug. Hier befindet ſich der Schreiber dieſes in einer nicht geringen Verlegenheit. Wie ſoll er ſeinen Leſern, die den afrikaniſchen Himmel nicht kennen, einen Begriff von einem afrikaniſchen Gewitter beibringen? — Auf den Bergen ballten ſich kleine weiße Wolken zuſammen, die Atmoſphäre verdüſterte ſich, der Himmel wurde immer mehr bleifarben, ohne daß man ſich dieſe Veränderung ſichtbar erklären konnte. Alles wurde todtenſtill, die Luft drückend und elektriſch. Das dumpfe Schweigen, das in dieſem Augenblicke auf den nackten Felſen ruhte, wurde blos von Zeit zu Zeit durch das ferne Grollen des Donners, das Brüllen eines Löwen oder Leoparden oder durch das ſchauerliche Heulen einer Hyäne unterbrochen. Auf eine dumpfige, erſtickende Hitze folgte bald ein leichter kühler Wind; dann häuften ſich die kleinen Wölkchen auf den Bergen an, wurden rabenſchwarz und glitten nun, mit reißender Schnelligkeit in die Ebene hinab. Der Wind fing an durch den Wald zu ſtöhnen; zuckende Blitze durchfuhren in allen Richtungen die plötzlich ſtockfinſter gewordene Nacht. Krachende Donnerſchläge folgten mit raſender Schnelligkeit auf einander und brachen ſich mit Wuth an den dumpf wiederhallenden Bergwänden; dabei fiel ein Regen, gleich in der Sündfluth, und dazu Hagelkörner von der Größe eines Eies, die die jungen Bäumchen des Waldes mit praſſelndem Geräuſche niederſchmetterten. Man denke ſich dazu, was nur die Einbildung Schreckliches erfinden kann, was unſerer Beſchreibung noch fehlt, um ein Hundertheil der Wahrheit abzuſpiegeln, und man hat einen ſchwachen Abriß von einem Gewitter am Cap der guten Hoffnung.

Während dieſer ſchrecklichen Scene kauerten zwei junge Leute in einem Felſenloche, ihrem gewöhnlichen Wohnorte, der kaum groß genug war, um ſie vor dem Regen zu ſchützen. Als das Unwetter ein Wenig nachließ, nahm der junge Mann das Wort:

„Meine theuere Trakeſi, meine Vielgeliebte!“ ſprach er; „warum läßt ſich dein Herz durch die ſchmerzlichen Furchtgefühle wehe thun? Was fürchteſt du? Bin ich nicht da, um dich zu vertheidigen? Sieh' her; da ſind meine Wurfſpieße, deren Stahlſpitze ich auf dem Felſen ſchliff; hier iſt mein Bogen, hier meine zwanzig von mir ſelbſt geſchnitzten Pfeile; ich habe ſie mit dem tödtlichen Gifte der Viper getränkt. Dieſes Felſengewölbe ſchützt dich gegen den Donner, meine Wurfſpieße werden die Hyäne, den Schakal und den Löwen zurück zu treiben wiſſen. Was fürchteſt du alſo, Licht meiner Augen, Öl der Flamme, die mein Lebenslicht brennen macht?“

„Kiees,“ antwortete das junge Mädchen; „ich fürchte wenn ich bei dir bin, weder das Gewitter, noch den Löwen, noch die Hyäne; aber geſtern iſt, während du jagteſt, der Zauberer Palee in meine Grotte gekommen und verlangte von mir ein Korallenhalsband, um mir dein und mein Geſchick zu verkünden. Ich gab es ihm; höre alſo, was er mir ſagte! „Junges Hottentottenkind, mein Geiſt ſchwebt in der Ebene und in den Bergen, in der Vergangenheit und in der Zu-

[1]) Gert-Skepper prophezeihte richtig, was wirklich in Erfüllung ging.

Digitized by Google

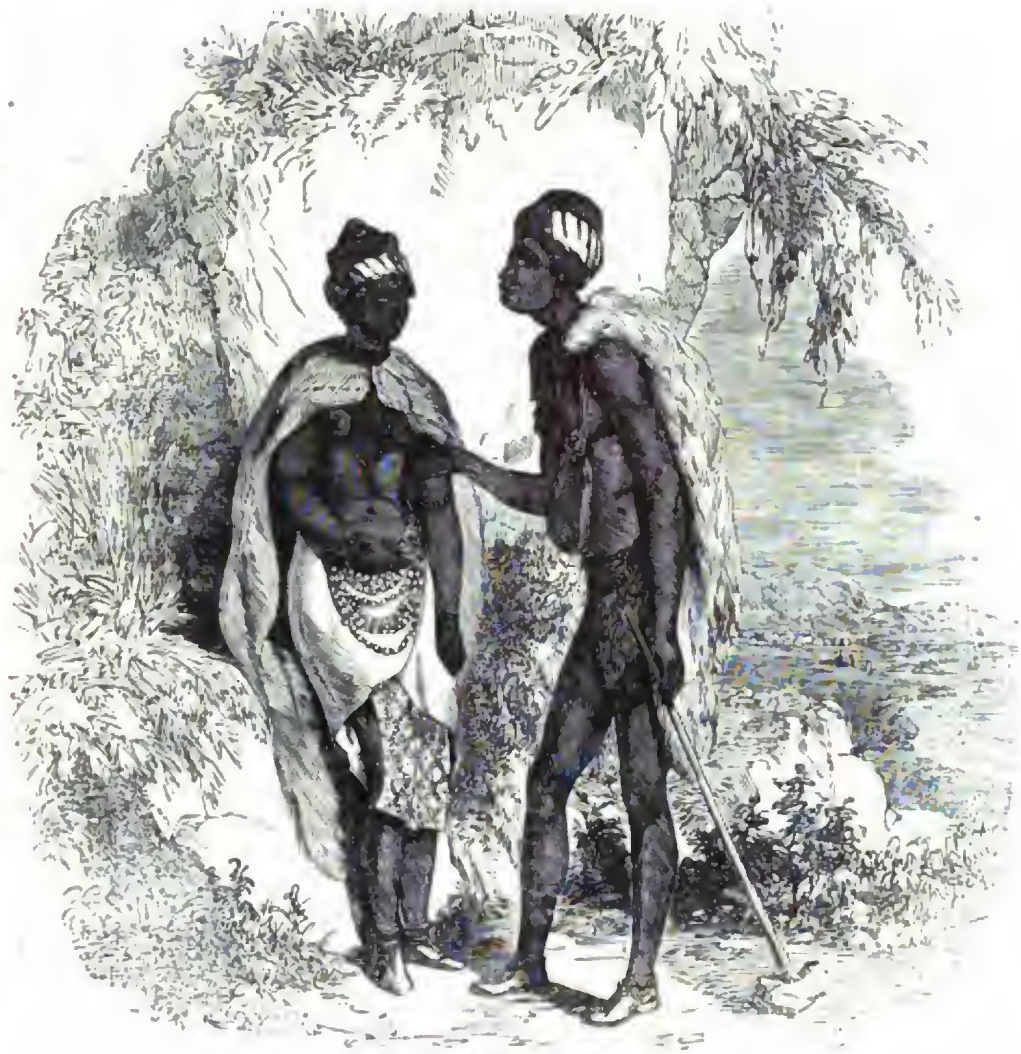
kunft; ich sehe nichts als Ketten und Blut. Die Augen deiner Schwestern, deiner Brüder und aller deiner Verwandten werden rinnen, wie eine Felsenquelle und ihre Thränen werden bitter sein. Deine Augen werden auch weinen, denn mein Geist sieht hier Pflanzer, die ihre Pferde satteln und ihre Karabiner laden. Ich sage dir, junges Mädchen, wehe den in die Wälder der Schneeberge geflüchteten Hottentotten, wenn sie meine Stimme nicht hören und mir nicht Tabak und Lämmer geben!"

„Baster [1]) Paloo hat das gesagt?"

„So sagte er und du weißt, daß unsere Zauberer in die Zukunft blicken."

„Ich zweifle nicht daran, daß Paloo noch mehr als Schurke und Charlatan ist; er ist ein Verräther und Spion."

Kiees steckte nach diesen Worten zwei Finger in den Mund und ließ einen gellenden Pfiff ertönen, daß er auf eine Viertelmeile in der Runde zu hören war. Eine Minute darauf antworteten gleichartige Pfiffe von allen Seiten und zweihundert Buschmänner, Frauen, Weiber und Kinder, krochen hastig aus den unterirdischen Höhlen, in denen sie sich seit einigen Tagen verborgen hielten. (Beschluß folgt.)



Kiees und Trakosi.

Dramatische Novitäten-Schau.

Die Frau im Hause.

Lustspiel in 3 Akten von A. P.

Die junge Waise Alma Rosen ist vermöge eines Testamentes ihres Vaters verpflichtet, den Sohn des Justizrathes Sauders zu heirathen und zwar, weil ihm eben dieser Sohn, ein Doktor der Medizin, in einer bedeutenden Krankheit liebevoll beigestanden ist und sich dadurch seine unbegränzte Liebe und Zuneigung erworben hat. Thut sie dies nicht, so erhält sie blos ein Viertel der reichen Erbschaft. Sie kömmt in dem Hause des Justizrathes an und hier erst lernen sich die beiden jungen Leute kennen und es scheint alles recht gut gehen zu wollen; denn der junge Doktor Friedrich Sauders findet an Alma Wohlgefallen und auch sie findet an dem schmucken jungen Manne nichts auszusetzen. Nun wird aber die Ankunft des zweiten Sohnes vom Hause der Erisapfel, der die ruhigen Partheien in Aufregung bringt. Roderich Sauders kömmt aus Italien, um seine Eltern zu besuchen; er ist Künstler und macht, ein zweiter Othello, Alma durch seine Reiseerzählungen zur Desdemona, die sich in ihn verliebt. Die Mutter der beiden Söhne sieht dies um so lieber, weil sie gleich auf den ersten Blick wahrgenommen hat, daß Alma, die träumerische, phantastische Schwärmerin nicht für ihren Naturmenschen Friedrich tauge und weil sie schon eine Andere für diesen in Bereitschaft hat. Es ist eine junge Witwe, Margarethe Bülau; eine sanfte, anspruchlose Frau, die den jungen Doktor insgeheim liebt, ohne daß aber dieser etwas davon ahnt. Das Lustspiel schlösse also schon hier mit einer beiderseitigen Heirath, wenn nicht noch zwei Hindernisse vorhanden wären. Erstens das Testament von Alma's Vater, das ihr die Heirath mit Friedrich Sauders vorschreibt und zweitens die Hartnäckigkeit des alten Sauders, der durchaus haben will; Alma müsse Friedrich heirathen. Es ist aber im Testamente noch eine Klausel; nämlich: erst dann, wenn Friedrich Alma's Hand ausschlägt, steht es ihr unbeschadet ihres Vermögens frei, einen andern Mann zu nehmen. Diesen Punkt weiß die kluge Hausfrau und Mutter in seiner ganzen Kraft zu benützen; sie öffnet ihrem Sohne Friedrich die Augen, zeigt ihm, wie Alma nicht für ihn tauge, wie Margarethe ihn schon so lange liebe; er entsagt öffentlich Alma; der alte Justizrath muß nachgeben; Alma wirft sich an den Hals ihres Roderichs,

[1]) Gleichbedeutend mit Mulatte.

Digitized by Google

Friedrich an den Margeretens und das Stück endet mit dem vom Justizrathe ausgesprochenen Erfahrungssatze: Die Männer haben keinen eigentlichen Willen; es gibt nur einen und dies ist jener der Frau im Hause.

Man braucht dieses Lustspiel nicht gesehen und nicht gelesen zu haben, schon die einfache Inhaltserzählung ergibt zur Genüge, daß der Dichter, oder vielmehr die Dichterin dieses Lustspiels (sie soll einem Gerüchte zufolge Pauline Wernee heißen) ganz und gar in die breitgetretenen Fußsapfen Iffland's getreten ist. Sie wollte eine dramatische Apologie ihres Geschlechtes schreiben, und so darf es uns also nicht wundern, wenn wir hier auf den Beetern, die die Welt bedeuten, eine Scene aus dem ruhigsten häuslichen Leben abhaspeln sehen. Die Grundidee, die sich durch das ganze Stück durchzieht, ist und bleibt jene: man müsse der Frau im Hause mehr Spielraum für ihr Wirken nach Innen und Außen geben; die Moral der Fabel ist: Sehr, wie geschickt so eine Frau die verwickeltesten Knoten löst; was der Mann mit seinem rauhen Benehmen verpfuscht, das arrangirt sie mit seiner Delikatesse. So viel läßt sich von dem Eindrucke sagen, den das Stück auf den Zuhörer macht; ob nun die Bewirkung dieses Eindruckes im Plane der Dichterin lag, ob der Dichter überhaupt männlichen oder weiblichen Geschlechtes sei: die Kritik muß die Wahl eines solchen Stoffes immer verwerfen. Das Lustspiel muß, so wie die Tragödie, die Zuhörer mit in's Interesse ziehen; freilich durch eine Begebenheit, die nicht außerhalb der Schranken des gewöhnlichen Lebens ist; der Dichter darf aber sein Privilegium nicht so sehr mißbrauchen, daß er uns etwas vorführt, was wir im gewöhnlichen Leben schon hunderte Male selbst erlebt und gesehen haben. Daß eine Mutter ihren erstgeborenen Sohn an A. und ihren zweitgeborenen an B. verheirathen, daß der Vater das nicht zugeben will und die Mutter, die gescheidte Frau im Hause, es durchsetzt und die Heirathen doch zusammenbringt — muß uns alles dieses nicht sehr gleichgiltig lassen? — Wo soll da unsere Neugierde gespannt werden, wo der Knoten beginnen, die Lösung enden — man weiß gleich im Vorhinein: es kann nicht anders sein, der Doktor muß Margarethe und Roderich Alma heirathen, denn: ein Lustspiel ist es, geheirathet muß also am Ende sein; der Doktor kann doch Alma nicht heirathen, sonst geschähe dies gleich am Anfange; ergo der Doktor muß Margarethe heirathen — ein anderes Frauenzimmer ist nicht auf dem Theaterzettel — und Roderich ganz natürlich Alma.

Uebrigens bekundet der Dichter oder die Dichterin dieses Stückes ein nicht kleines Talent in der sinnreichen Bekleidung dieses morschen Drama-Skeletes. Sowohl die meisten Charaktere als der mit gediegenem Sach-Witze gewürzte Dialog sind sorgfältig ausgeführt und Beide ergötzen gleich sehr. Wäre der Stoff nur halbwegs günstig, dieses Stück hätte gewiß großen Beifall gefunden; wie die Sachen aber stehen, ist die excellente Bearbeitung blos ein Gegengewicht, das die Masse von theatralischen Längen, überflüssigen Scenen ꝛc. ausgleicht und somit jedenfalls einen heiteren Abend verschafft. Hier hat „die Frau im Hause" eine etwas laue Aufnahme gefunden.

J. Frühling.

Köck und Guste.

Vaudeville-Posse in 1 Akt, frei nach dem Französischen, als Seitenstück zu „der Platzregen als Ehrenrettungsattest" von W. Friedrich.

Diese theatralische Kleinigkeitsspielt mit der Liebe, wie Kinder mit dem Feuer. Wir erblicken gleich beim Aufgehen des Vorhanges drei verliebte Paare, oder eigentlich besser gesagt, drei verliebte Männer und zwei verliebte Frauenzimmer. Einer von diesen ist der Parfumeur Bisam; er ist in die Schwester des Registrators Punzel, verwitwete Hauptmännin Aspasia Dürfeld verliebt und besticht Guste, ihre Kindesmagd, durch ein Billet in's Theater, daß sie ein Billetdeux für ihre Herrin annimmt. Diese nimmt das Theaterbillet und den Brief, legt aber diesen indessen unter das Lichtscheergestell. Kaum ist dies geschehen, kömmt der zweite Verliebte, der alte Hagestolz Registrator Punzel und trägt Guste seine Liebe an. Um ihn los zu werden, verspricht sie ihm, Abends, wo ihre Herrin in der Soirée sein wird, auf ihn zu warten. Punzel geht jetzt mit Aspasia fort. Sie sind kaum gegangen, so kömmt der Befreite Köck, der Liebhaber Guste's, er verlangt von ihr etwas zu essen; sie thut, als ginge sie, das Verlangte zu holen, läuft aber in der That in's Theater, um da das von Bisam erhaltene Theaterbillet zu genießen. Den Liebhaber Köck hat sie indessen eingesperrt. Dieser wird im Kinderzimmer, aus dem er nicht heraus kann, von dem Geschrei der Kinder Aspasia's geplagt; er ist eben daran, sie durch Bier zu beschwichtigen, als er draußen die heimkommenden Herrschaften hört. Punzel und Aspasia kommen aus der Soirée zurück. Köck weiß sich keinen andern Rath zu geben, als daß er in den mit einem Vorhange verhängten Alkoven tritt und hier mit verstellter Stimme alle Fragen Aspasia's an die vermeintliche Guste beantwortet. Er kann dies um so besser, da er den Brief Bisam's an Aspasia auf dem Tische gefunden und ihr somit den ganzen Handel erzählen kann. Diese erschreckt über die Kühnheit ihres Liebhabers, wird aber jetzt in ihrem Gespräche gestört, indem Punzel eintritt. Dieser eilt, sobald seine Schwester sich entfernt, zum Alkoven, plagt hier die vermeintliche Guste mit seiner Liebe, steckt ihr endlich sogar seinen Ring an den Finger; da tritt in demselben Augenblicke die wirkliche Guste herein. Man denke sich Punzels Entsetzen; natürlich muß die Person im Alkoven ein Dieb, ein Räuber sein. Punzel und Guste laufen um die Wache; indessen entwischt Köck und herein tritt Bisam, der von Aspasia die Antwort auf sein Briefchen holen will. Er verbirgt sich im Alkoven, spricht von hier aus mit seiner Dulcinea, muß aber schnell wieder unter den schützenden Vorhang, denn herein dringt Punzel mit den Nachbarn, um den Räuber seines Ringes zu fangen, und gleich darauf kömmt sogar der Befreite Köck mit der Wache. Punzel tritt zurück und läßt seinen Ring verfallen, als ihm Köck mit der Veröffentlichung seines Liebeshandels mit Guste droht; der aus dem Alkoven hervorgegangene Bisam heirathet Aspasia, Köck die Guste und der auf seinen Ring geprellte Punzel zieht mit langer Nase ab.

Producte der Art fallen der Kritik gar nicht anheim. Wo die bestehenden Gränzen von Sinn, Zusammenhang und Wahrscheinlichkeit so sehr aus ihren Fugen gerissen werden, wo Felerolitäe in ihrem nackten Erscheinen die Basis eines Stückes bildet, da hört die Kunst ganz auf; sie macht der gemeinen Possenreißerei Platz, und das Theater wird durch sie ein Heerd der gemeinsten Zoten. Selbst die so sehr verschrieene neueste Wiener Posse hat kein Product, das so ganz baar einer edleren Idee ist. Man wird dagegen einwenden: solche Stücke werden ja blos geschrieben, um zu unterhalten, sie haben keinen andern Zweck — aber in der Kunst ist es so wie im Leben: wer nicht vorwärts geht, der geht rückwärts — was nicht veredelnd unterhält, das vergiftet die Reinheit des Gemüths. Eben das schillernde Gewand des Witzes, das um die scheußlichen Glieder dieser Posse geworfen ist, verführt das Publikum, und läßt es die unter Rosenbüschen schlummernde Schlange nicht sehen. Und so treibt unsere Bühnenliteratur immer weiter vom eigentlichen Standpunkte der Kunst; etwas thut sie dem Publikum zu Gefallen, etwas thut das Publikum dem Stücke zu Gefallen, und wenn es so fortgeht, erleben wir noch, wie uns das Theater ohne alle idealische Färbung die gemeinsten Situationen aus dem gemeinsten Leben vorführt. „Köck und Guste" hat übrigens in Prag nicht angesprochen.

J. Frühling.

Premisl Otakar II. und die dramatischen Dichter.

Dramaturgische Skizze.

Wir leben in einer Epoche sonderbarer Anarchie in der Journal-Kritik, worin fast jeder Beurtheiler sich für dieses oder jenes poetische Werk eine eigene Schönheitslehre in nuce verfertigt, wie er selbe zur Bekräftigung seines individuellen Urtheils eben bedarf, und dann das Werk nach deren Principien kritisirt. Manche derselben treiben diesen Kunstgriff — um nicht zu sagen: Unfug — so weit, daß sie bei zwei Werken gleicher Tendenz und Gestaltung, je nachdem sie das Eine loben das Andere tadeln wollen [1]), für jedes derselben eine eigene verläufige Aesthetik erfinden, und es nach ihr beurtheilen.

Ich kann von den Lesern dieser Blätter mit Recht voraussetzen, daß sie darüber einig mit sich sind, welches der Zweck der Tragödie ist, und was diese von ihren Helden verlangt, und desse, bei einer genauen Prüfung von Otakar's Wesen und Thun, werden sie in dessen Charakter, zumal der Empörung gegen seinen Vater, welcher deutsche Söldner aufnehmen mußte, um sich seines Sohnes zu erwehren, wohl die nothwendigen Schattenpartien finden, welche man von dem Helden einer Tragödie anspricht. Tapfer und religiös, wurde Otakar jedoch von wilden Leidenschaften, zumal der Eroberungssucht beherrscht, und scheute wehee Gewalt, noch selbst in einzelnen Fällen Hinterlist, um seine Zwecke zu erreichen, und so hat er, ohne ein Usurpator zu sein, doch wohl eben so viel Ansprüche auf den Protagonisten eines Trauerspiels als etwa „Macbeth."

Otakar ist von jeher ein Zankapfel für die Geschichtschreiber und Chronisten gewesen, denn während die Oesterreicher, Ottokar von Hornek an der Spitze, ihn einen verdammlichen unersättlichen Eroberer, einen starrköpfigen, wankelmüthigen Unterdrücker der Völker nannten, welcher endlich zum Glück der Welt dee strafenden Nemesis ein Opfer fiel, schilderten ihn die Böhmen als frommen, staatsklugen Helden, der sein Königreich auf den höchsten Gipfel der Macht erhob, und entschuldigen selbst seine Fehler mit patriotischer Nachsicht. Sonderbar genug scheint sich diese Zwiespalt auch bei den neuesten böhmischen Geschichtsschreibern zu erneuern, und wer wird wohl in den Bildern, welche Schneller [2]) und Palacky [3]) von dem großen Böhmenkönig entwerfen, auch nur einen Zug der Aehnlichkeit finden? Bei Schneller ist er ein Tyrann, während die mit der wärmsten Liebe entworfene Schilderung Palacky's beinahe an Tieck's Charakteristik der Lady Macbeth erinnert. Von den Schriftstellern des Auslands sind wir es schon gewohnt, und haben ein auffallendes Beispiel an Karl IV., daß sie jene Menschen, die Böhmen bedeutende Wohlthaten erwiesen, stets mit ungemeiner Strenge behandeln, und so ist auch Otakar im Brockhaus'schen „Conversations-Lexikon" ein Ungeheuer, und in Pierer's „Universal-Lexikon" kömmt er nicht viel besser weg, doch muß man dem Letzteren zugestehen, daß

1) Ein sehr geistreicher Mann behauptete unlängst: Die Zeiten haben sich geändert. Wenn man vor zehn Jahren fragte: „Wer hat Dich gelobt?" — hieß es: „Mein Freund!" — Heute muß die Frage nun: „Ich selbst" beantwortet werden!

2) „Böhmens Schicksal und Thatkraft vor dem Vereine mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark" und: „Geschichte von Böhmen."

3) „Geschichte von Böhmen, größtentheils nach Urkunden und Handschriften." Band 2 Abtheilung 1.

Digitized by Google

seine Regierung (Band 5., Heft 27. S. 57) mit wenigen Zügen kräftig und vollständig dargestellt ist.

Dieser mächtige Böhmenkönig, der seine Herrschaft bis zur Ostsee und dem adriatischen Meerbusen ausgebreitet hatte, gehört nicht allein unter die merkwürdigsten Helden der Weltgeschichte, sondern, wenn man ihn, seinen Charakter und seine Thaten und Geschicke genau betrachtet, muß er allerdings auch als eine vollkommen dramatische Gestalt anerkannt werden, und das zwar auf eine so wunderbare Weise, daß die ganze Tragödie schon in der Geschichte vollendet vorliegt, und der Dichter, wo er sich von der letztern entfernt, zugleich von dem dramatischen Bedürfnisse abweicht. Auffallend ist es überdieß, daß mehr als ein halbes Jahrtausend in das Meer der Zeiten hinüber fließ, bevor ein Dichter sich dieses großartigen Stoffes bemächtigte [1]) und derselbe dem neunzehnten Jahrhunderte vorbehalten blieb, wo in ein, zwei Decennien ein Paar von der Natur mit bedeutenden Gaben ausgestattete Poeten „Franz Grillparzer und Uffo Horn," sich an denselben wagte. Um nun ihre Werke gerecht und redlich zu beurtheilen, müssen wir zuerst den Vorwurf genau beleuchten, dann die beiden Dichter und endlich die Dramen selbst mit ihren Schönheiten und Fehlern betrachten.

Otakar (dessen Regierung besonders dadurch merkwürdig wurde, daß er zuerst einen freien Bürgerstand in Böhmen begründete, und gegen die Willkühr des Adels in Schutz nahm, der ihn dafür, wie wegen der Einziehung der Güter und Burgen, welche die Ritter in den innern Kriegen an sich gerissen, bitter haßte; daß er die Städte vermehrte und erweiterte, die Gesetze verbesserte, die Sicherheit handhabte, in Wien und Prag Schulen errichtete, überhaupt Kunst und Wissenschaft beschützte, und fremde Ansiedler aus Deutschland hereinzog, um die Industrie des Landes zu begründen, und endlich den Handel und selbst die Landwirthschaft zu erhöhten Flor zu bringen bemüht war) besaß Böhmen und Mähren durch rechtmäßige Erfolge, Kärnthen und Krain erwarb er durch einen Kauf, dem die rechtliche Kraft fehlte, und seinen Anspruch auf Oesterreich und Steiermark, deren Große ganz für ihn gestimmt waren, begründete er auf die Ehe, die er als Kronprinz mit Margarethen von Babenberg, der Witwe des unglücklichen Hohenstaufen, Heinrich VII. schloß. Das Beilager wurde zu Hainburg mit großer Pracht begangen, während die Kumanen in der Nähe der Hochzeit streiften, um für ihren König Steiermark zu erobern. Doch erfüllte diese Vermählung die gehegten Hoffnungen nicht, wie Otakar meinte, Richard von Cornwall bestätigte zwar das Reichsleben, doch seine Ehe war unglücklich; er beschuldigte Margarethen der Unfruchtbarkeit, sie ihn des Unvermögens; er bewies das Gegentheil durch ein böhmisches Fräulein, und trennte sich von der ältesten Gemahlin; der Pabst bestätigte die Scheidung, und der König vermählte sich aufs Neue mit Kunigunde von Masovien, der Enkelin Bela's, den er besiegt und mit dem er Frieden geschlossen hatte. Theils aus Religionseifer, theils vielleicht auch, um seine muthigen Großen, deren Macht er nach Kräften geschmälert hatte, zu beschäftigen, unternahm er den weltberühmten Kreuzzug gegen die heidnischen Preußen. In großer Anzahl leistete ihm die böhmische Ritterschaft die Heeresfolge, Hynko von Waldstein mit 24 Söhnen, wie die Herzoge von Schlesien und Polen; Otto von Brandenburg führte den Oberbefehl über ein Heer von 60,000 Kriegern, welche mit einer für jene Zeit unerhörten Schnelligkeit in 65 Tagen von Böhmen aus die Gegend erreichten, wo Otakar nach schnellem und glänzendem Siege als Denkmal seiner Tapferkeit Königsberg erbaute und seine Eroberung den deutschen Rittern überließ. Deutschland beschloß dem mächtigen Slavenkönig seine Krone anzubieten, von dem es Ruhe und Glück hoffte, welche ihm die vorigen schwachen Kaiser nicht gewähren konnten. Als der Erzbischof von Cöln, vom Rathe der Churfürsten zum Mittler erwählt, in Prag ankam, Otakar zu fragen, ob er wohl die Kaiserkrone annehmen würde, hielt Dieser Rath mit seinen Großen, welche im Inneren meinten, ihr König sei schon stolz und hochfahrend genug, wenn er auch Kaiser von Deutschland würde, möchte es noch schlimmer mit ihnen verfahren. Andreas von Rziczan, einer der zehn Prager Burggrafen, machte ihm bemerklich, seine Herrschaft sei fest begründet, er möge daher ruhig auf dem Throne seiner Väter bleiben, da er die Völker, welchen er als Kaiser zu gebieten haben würde, nicht genugsam kenne. Auch machte er ihn darauf aufmerksam, die großen Hohenstaufen seien in dem Bestreben untergegangen, die Kaiserwürde aufrecht zu halten, ihn selbst könne ein gleiches Loos treffen; dazu wären die letzten Kaiser, Richard von England, und Alfons von Castilien nur Schattenherrscher gewesen, und es sei gar kein Ruhm für den mächtigen König von Böhmen ihr Nachfolger zu werden, der von ähnlichen Kaisern nichts zu fürchten habe, welche ihm vielmehr, wo er es verlange, jede Hilfe und Beistand leisten müßten. Otakar schlug die Kaiserkrone aus, mit dem Bedeuten, er wolle lieber ein reicher König, als ein armer Kaiser sein. Als Rudolf von Habsburg zum Kaiser erwählt wurde, versagte ihm Otakar Anerkennung und Gehorsam, und erhöhte eben durch sein Widerstreben lawinenartig die Macht des neuen Kaisers. Otakar kam weder zum Reichstage, noch schickte er einen Gesandten dahin ab, und die Lehen von Kärnthen und Krain wurden, als erledigt, vergeben. Auf die Ladung zu einem zweiten Reichstage kam Otakar abermals nicht, und beim dritten erschien ein Gesandter von ihm, der eine lateinische Rede voll bitterer Schmähungen hielt. Pfalzgraf Ludwig wollte ihm das Haupt spalten, aber der Kaiser sprach zu ihm: „Wehl dir, daß du in unverständlichen Worten uns schmähtest! künftig sprich, wie wir dir antworten können."

Die versammelten Fürsten erklärten Otakar aller Reichslehen verlustig, und versammelten ein Heer, um gegen ihn zu ziehen, der in stolzer Zuversicht ihre Rüstungen verachtete. Schon war Kärnthen, Steiermark und Ober-Oesterreich in den Händen seiner Gegner, als der König von Böhmen noch ruhig zwischen Wien und Korneuburg in seinem Lager stand. Die Dominikaner und Franziskaner entbanden das Volk seiner Unterthanspflichten, ja sie bedrohten sogar jeden mit dem Banne, der für ihn kämpfen würde. Wien, auf welches Otakar mit Zuversicht baute, fiel nach einer Belagerung von sechs Wochen, und was noch schlimmer war, mit dem Glücke verließ Otakar zugleich die Klarheit der Selbstsucht, die Besonnenheit und Kraft des Geistes; ein Beispiel, daß sich in großen historischen Charakteren so oft wiederholte! Er kannte dem bohmischen Adel nicht mehr vertrauen, und mußte Frieden schließen, sich mit Böhmen und Mähren vom Kaiser belehnen lassen, und all seinen andern wahren und scheinbaren Rechten und Ansprüchen entsagen. Rudolf schlug eine Doppelheirath ihrer Kinder vor, welche der König von Böhmen gleichfalls annahm. Als er in Prag ankam, empfing ihn die Königin mit Verachtung, und stachelte ihn durch bittere Worte zu Wuth und Verzweiflung. „Ich glaubte," sagte sie, „mich einem König vermählt zu haben, doch du bist nur der Vasall eines schlechten Grafen, ja nicht einmal ein Mann, der so unmännlich einen schmachvollen Vertrag abgeschlossen. Und dieser böhmische König gibt vor, aus Seelengröße die Kaiserkrone ausgeschlagen zu haben? Ich gebe meine Kinder zu dieser schimpflichen Verwandtschaft nicht her; aber, wenn Du mir das Heer anvertrauest, sollst Du sehen, was die Böhmen wider die Deutschen auch unter Anführung eines Weibes vermögen."

Durch Kunigunden aufgeregt, noch mehr ermuntert durch die Klagen der abgetretenen Länder, welche Rudolf mit großen Steuern belasten mußte, um sein Heer zu befriedigen, beschloß Otakar das Kriegsglück noch einmal zu versuchen, und ließ seine Truppen in Oesterreich einrücken, als der Kaiser das Reichsheer entlassen hatte; auch sparte er keine Mühe, die deutschen Fürsten von dem Reichsoberhaupte abwendig zu machen; doch umsonst, das Reich sandte seine Schaaren, nach Ladislaw 20,000 Ungarn gegen ihn, während er versäumte, das kaiserliche Heer anzugreifen, bevor dort alle Truppen versammelt waren, und als Otakar kam, stand Rudolf an der Spitze seines ansehnlichen Heeres auf dem Marchfelde. Otakar kämpfte selbst mit wunderbarer Tapferkeit, und setzte demjenigen einen hohen Preis aus, der bis zum Kaiser vordringen, und ihn selbst, oder wenigstens sein Roß niederstoßen würde. Während der Schlacht zogen sich mehrere böhmische Heere zurück, gerade in dem Augenblicke, wo Herbott von Füllenstein des Kaisers Roß durchstach, und ein panischer Schrecken durchlief die Reihen des Heeres, die Abtheilung ausgenommen, welche Otakar selbst anführte, der jetzt noch hätte den Sieg erringen können, doch sein Feldhauptmann Mileta von Diedig aus dem Geschlechte der Rosenberg, der ihn unterstützen sollte, nahm in diesem entscheidenden Augenblicke Rache an Otakar, der seinen Bruder Benesch verdientermaßen zum Tode verurtheilt hatte, und sah dem Untergange seines Königs unthätig und schadenfroh zu. Der Held Otakar befand sich in der Mitte eines Haufens feindlicher Krieger, deren einer einen Vater, der andere einen Bruder, Vetter u. s. w. an ihm zu rächen hatte; er wurde vom Rosse herab gerissen, von Troßbuben zerfleischt, und verschied, als der edle Berchtoldorf den Helden zu schützen versuchte. Rudolf beklagte den Fall des großen Mannes, und entließ Ritter Füllenstein jede Kränkung mit den Worten, der Tod eines so tapferen Ritters würde ein Verlust für das Vaterland sein.

Das ist das Material, welches die böhmische Geschichte darbot, wenden wir uns nun zu den Bearbeitern, und ihren Werken:

Grillparzer, der sich auf dem deutschen Parnaß bereits einen Ehrenplatz gesichert hat, und zu den Söhnen Oesterreichs gehört, auf welche das Vaterland mit Recht stolz ist, bewies durch sein erstes größeres Werk: „Die Ahnfrau", daß er der Mann sei, selbst einem mährchenhaften, ungünstigen Stoff den schönsten Erfolg abzuzwingen, und vor Allem zum romantischen Dramendichter berufen, in welcher Gattung er noch einen Vorzug vor den Spaniern in der Wärme und Frische des Gemüthes besitzt, und der rhetorischen Breite derselben ferne steht. Besonders aber überraschte der junge Dichter durch den seltenen Takt für die scenische Wirksamkeit, der bei ihm nicht den Coulissen und dem Parterre abgelauscht, sondern angeborene Gabe scheint. Damals übersetzte Grillparzer auch Fragmente aus Calderon, und gab sie Hebenstreit, dem Redakteur der „Wiener Medezeitung", zu einer Zeit, wo Schreyvogel (West) eben einige Versuche gemacht hatte, die westliche Bühne für die deutsche auszubeuten, und mit dem „Leben ein Traum", der „Donna Diana" und „Den Gutierre," an welchem im Grunde nichts Spanisches geblieben war, als die Namen, die feine Dialektik und die frappanten Situationen, ungewöhnliches Glück auf dem Hofburgtheater und anderen deutschen Bühnen machte. Schreyvogel war damals zugleich Theaterdichter, Theatersekretär, und Censor der gesammten Wiener Journalistik. In der ersten Kathegorie schrieb er die Stücke, in der zweiten nahm er sie zur Aufführung an, und in der dritten ließ er sie leben, oder verhinderte wenigstens jeden Tadel laut zu werden. Als Hebenstreit einst ein strenges Gericht über „Den Gutierre" hielt, strich er nicht nur die Kri-

1) Es soll zwar eine Haupt- und Staatsaktion: „König Otakar von Böhmen" existiren, die, wie unbekannt, doch auf jeden Fall in eine so barbarische Zeit der deutschen Poesie gehört, daß auf sie durchaus keine Rücksicht genommen werden kann.

Digitized by Google

k.k, sondern schrieb an den Rand: „Unverschämt.“ — Doch hatte den klugen Mann der Wiener Lorbeerhandel par Ordre de Mufti, dessen Quelle und Natur er zu wohl kannte, keineswegs so verblendet, daß er nicht eingesehen hätte, ein so genialer Uebersetzer der Spanier müsse selbst dem verblendeten Publikum die Augen öffnen, und demselben beweisen, daß seine Bearbeitungen nichts als gewöhnlicher Theaterprunk seien. Er näherte sich Grillparzer, und es gelang ihm, den jugendlichen Dichtergeist unmerklich von einer Richtung abzulenken, für die er bestimmt war. „Sappho“ war die erste Frucht seines Geistes auf einem andern Wege, ein wunderschönes Werk in der Form, doch fehlte ihm die antike Ruhe, die Besonnenheit, welche dieses Genre bezeichnet. Es war ein romantisches Werk im Kleide der Antike, mittelalterlich in manchen Theilen, in andern modern. Sappho spricht tiefgedachte und gefühlte Ansichten über die Liebe aus, doch solche, die das alte Hellas nicht kannte, und die sich erst aus den Verhältnissen späterer Zeiten entfalteten. Phaon ist aus dem Leben gegriffen, mit allen Fehlern männlicher Jugend; doch tragen auch diese nicht das Gepräge der Griechenzeit, und das ganze Drama könnte, ohne wesentliche Veränderungen in den Gefühlen und Gesinnungen, in die moderne Zeit übertragen werden. Verletzend ist es, und thut der Achtung für die Heldin Eintrag, daß der Dichter seinen Phaon nicht einmal zu einem Sieger in den olympischen Spielen machte, und sie nur Jugend und Schönheit in ihm zu lieben hat. Auch dieses ist wahr und in der Natur begründet, denn in der Liebe suchen sich ja die Extreme; doch ist es auch tragisch, wenn der Jüngling die ältere Geliebte verschmäht? Noch würde es den inneren Werth Phaon's erhöht haben, wenn er zum mindesten — wenn auch fruchtlos — versucht hätte, seine Liebe der großen Frau zu opfern. Das Stück verdankte einen großen Erfolg in Wien seiner ausgezeichnet schönen Form, und der Beliebtheit der großen Schröder und des Künstlerpaares Fern, obschon die romantische Natur der ersteren ganz dazu geeignet war, den Hauptfehler des Drama's in's vollste Licht zu stellen, da ihre Liebe zu Phaon ganz jene sinnliche Glut athmete, die mit dem Charakter der Sappho, wie er uns aus ihren Liedern zugekommen ist, in auffallendem Contraste steht.

Die historische Tragödie steht dem romantischen Dichtergeiste näher, doch fordert sie gleichfalls eine strengere, nicht blos in Contouren angelegte, sondern bis in die zartesten Schattirungen durchgeführte Charakteristik und verträgt nicht leicht die kecke poetische Willkühr, die ein Attribut von jenem ist. Aus diesem Gesichtspunkte müssen wir den „Otakar“ betrachten, und gestehen mit Freuden ein, daß dieses Trauerspiel eine großartige Composition, reiche und mannigfaltige Handlung und eine merkwürdige sinnvolle Gruppirung habe, und die Hauptmomente (zumal in den ersten Akten) mit Kraft und Genialität gebildet sind; doch müssen wir auf unsere obige Bemerkung zurück kommen, daß die Tragödie sich bei Otakar strenger als bei jedem andern Helden der Weltgeschichte an das Gegebene halten müsse. Die beiden Hauptpersonen (denn das ist Rudolph, ohne Protagonist zu sein, doch eben so gut als Otakar) sind als Gegensätze menschlicher Größe trefflich angelegt; doch erhalten sie sich nicht auf gleicher Höhe, und das Interesse an ihnen ermattet, statt sich im Laufe der Handlung zu steigern, wie sich bei einer flüchtigen Zergliederung der Handlung herausstellen wird. Otakar, anfangs eine riesenhafte Heldennatur, verliert alle Haltung, während der staatskluge doch redliche Rudolph von Habsburg in den letzten Akten nur noch als Redner erscheint. Margarethe handelt edel an der Nebenbuhlerin, dem verführten Rosenberger Fräulein, dagegen nimmt ihre Behauptung, sie sei ohne Hoffnung, je ein Kind zu säugen:

„Weil sie nicht will, weit mehr noch, als nicht kann!“

(on passant gesagt, kein glücklicher Vers!) den Zuschauer wieder gegen sie ein, und mindert das Mitgefühl, welches er der verstoßenen Königin schenkte. Es war keine leichte Aufgabe, die ehebrecherische Königin und den frechen Lüstling Zawisch von Rosenberg darzustellen, ohne in's Gewöhnliche zu verfallen. Grillparzer hat diese meisterhaft gelöst, und diese beiden mit den frischesten Farben gemalten, höchst originellen und genau individualisirten romantischen Gestalten müssen unstreitig zu den größten Schönheiten des Werkes gezählt werden.

Grillparzer führt uns im ersten Akte seines Trauerspiels an das Prager Heerlager, mitten in die Pracht Otakars und zwar in den verhängnißvollen Zeitpunkt, wo er sich von Margarethen trennt. Die Rosenberge, mit Ausnahme des Zawisch, der, im Bewußtsein seines geistigen Uebergewichts, seine Verwandten verächtlich höhnt, hegen kühne Hoffnungen, denn Bertha, die Tochter des Benesch von Dlediz, ist von Otakar verführt. Von ihrem stolzen Vetter erfahren sie, daß Kunegunde von Masovien die Braut des Königs ist. Otakar erscheint in der höchsten Fülle seiner Macht, ihn empfangen knechtisch die tartarischen Gesandten; der Bürgermeister und die Rathsmänner von Prag werden von ihm hart angelassen, weil sie den Deutschen die untere Vorstadt noch nicht eingeräumt haben, und er entwirft ein Bild von seinen böhmischen Unterthanen, das freilich nicht geschmeichelt ist.[1]) Die Scheidung geht vor sich, doch bestätigt Margarethe die Schenkung ihrer Erblande, huldigend erscheinen die Stände von Österreich, Steiermark, Kärnthen und endlich auch König Bela, nach ihm die Reichstaggesandten, um Otakar die deutsche Kaiserkrone anzubieten, denen er stolz engegnet, er wolle lieber ein reicher Fürst von Böhmen als ein armer Kaiser sein, und sie zur Geduld verweist, bis er ihnen seinen Entschluß deutlich machen werde. Das reichbelebte, mannigfaltige Bild dieses ersten Aktes gleicht der Pracht eines schwülen Sommertages, am Saum des Horizontes steigt eine einzelne Gewitterwolke auf, und gleich Blitzen zuckt zuvorderst der prophetische Moment hinein, wo der Reichstaggesandte bei dem Wunsche, der Reichsadler möge Ruhe im Nest (?) des Löwen finden, ein Schild mit einem Löwen — doch nicht den weißen böhmischen, sondern einen rothen, Habsburg's Schild — erhebt, dann Kunegundens maskirte Erscheinung im Reitermantel und Kalpak (welche, so treffend und schnell sie das Wesen der künftigen Königin von Böhmen bezeichnet, doch nicht ganz mit der Würde der historischen Tragödie harmonirt), wie die Liebesflamme, die in Zawisch's Brust auflodert. Einen wirksamen und charakteristischen Abschluß bildet Otakar's Härte gegen Margarethe, und der kühne Muth, mit dem sich Rudolph ihrer annimmt, während die Reichstaggesandten sie in ihren Schutz nehmen, und Otakar sich zu Kunegunden wendet, von einem Heereuf der Repräsentanten seiner Staaten begleitet.

Ein romantisch bewegtes Leben anderer Art, ein vielseitiges Minnespiel entfaltet der zweite Akt, in dem die drohende Wolke sich langsam am Himmel erhebt. Senfried von Merenberg, Bertha's um den König verschmähter Freierber, von seinem Vater mit einem Warnungsbriefe an den Churfürsten von Mainz gesandt, wollte die Geliebte seines Herzens noch einmal sehen, Milota von Dlediz nimmt ihn gefangen, und bringt ihn nach Prag, wo ihn jedoch Zawisch, dessen Plane sich stets mit jenen seiner beschränkteren Verwandten durchkreuzen, entfliehen läßt. Nun legt der kühne Rosenberg unter die Statue der Venus einen Liebesbrief an die Königin, aus deren zornmüthigen Worten eine gar wunderbare Koketterie verschimmert, und die meisten Scenen dieses Aktes, der ehelose Zwist zwischen Otakar und Kunegunde, die aufflammende Eifersucht des Königs, der im Bewußtsein seiner Größe wieder untergeht, gehören unter die schönsten und originellsten Blüthen, welche die romantische Poesie jemals erzeugt hat. In den letzten Scenen des Aktes tritt der Ernst drohend hervor. Der Reichstagsgesandte ist noch da und wartet auf Antwort; aber während ihm Otakar noch die schwersten Bedingungen vorlegt, kommt der Burggraf von Zollern, der König im Namen des erwählten Kaisers Rudolph zum Reichstag nach Nürnberg zu laden, um dort das Schenkenamt als Churfürst des Reiches zu verwalten und die Leben von Böhmen und Mähren von dem Kaiser zu empfangen, seine übrigen Länder aber dem Reiche zurück zu erstatten. Otakar weigert sich entschieden, und begibt sich auf die Jagd. Eine kurze Scene der Königin, während welcher Zawisch in der Ferne auf der Zither spielt, verräth ihr Gefühl und gleicht einem erotischen Gesang nach einem finstern Heldenliede.

Ein kolossaler Sprung über Zeit und Raum führt uns im dritten Akte erst in's böhmische, dann in's kaiserliche Lager. In der Unterredung zwischen Otakar und Rudolph erfährt jener, daß Wien übergeben sei, und die Redekunst des Kaisers trägt den Sieg über Otakars harten Sinn davon, der sich entschließt die Leben von Böhmen und Mähren von Rudolph anzunehmen, doch — im geschlossenen Zelt. Zawisch haut die Zeltschnüre ab, und entsetzt sehen die Böhmen ihren König vor dem Kaiser knieen. Hier hat der romantische Dichter nicht allein dem historischen, sondern dem Dramendichter überhaupt einen losen Streich gespielt. Der alte trenherzige Hagek von Libočzan erzählt uns in seiner böhmischen Chronik bei dem Jahre 1033: Kaiser Heinrich habe von dem Prinzen Bretislaw gefordert, daß er ihm demüthigen Respekt leiste, um aber den stolzen und kriegerischen Geist der Böhmen zu schonen, sollte dieses in seinem Zelte, von Niemand angesehen, statt finden. „Alsbald,“ sagt Hagek, „zuckten die tüchtigen Deutschen das Gezelt, welches mit Fleiß also bereitet war, daß es ganz niederfiel, und wurde der Kaiser sitzend und der Herzog kniend entblößt, und von beiden Kriegsvölkern, sowohl den Böhmen als den Deutschen gesehen, daß sich der Herzog demüthigte.“ — Dieser ganze Moment ist zwar hier zur Charakteristik Zawisch's bezeichnend, doch, abgerechnet, daß der Akt der Belehnung öffentlich vor sich gehen muß, um Giltigkeit zu haben, ist es überhaupt nur eine historische Sonderbarkeit, die in einer Novelle besser als im Drama ihren Platz fände. Uebrigens paßt sie auch besser in die erste Hälfte des eilften, als in das letzte Viertheil des dreizehnten Jahrhunderts.

Im vierten Akte finden wir den König von Böhmen wieder in Prag, aber in einem Zustande, in den Otakar, der Held der historischen Tragödie nie verfallen durfte. Witzbolde meinten, er sitze auf den Stufen an der Pfeete, wie der verdrießliche König im Pfänderspiele. — Es ist, leider! kein seltener Fall, daß große Männer im Mißgeschick den Kopf verlieren — die Geschichte muß das erzählen, wie es sich zugetragen, die Kunst soll es auf die würdigste Weise motiviren, und darf nie den Helden

---

1) Man behauptet, diese Stelle sei Schuld, daß noch kein Director es gewagt habe, Grillparzers Trauerspiel auf die Prager Bühne einzuführen, weil er Aeußerungen patriotischen Unwillens vom Publikum gefürchtet habe. Das dürfte doch wohl gar zu voreilig sein! Die Böhmen unserer Tage, deren Vaterland unter die gewerbfleißigsten Staaten des Continents gezählt wird, wissen ja recht wohl, daß dasselbe im dreizehnten Jahrhundert den deutschen Völkern weit nachstand, ja noch im achtzehnten Jahrhundert war dies der Fall, und unsere Jahrbücher haben sich erst in den letzten Jahrzehenden mit Riesenschritten aus der Kindheit der Industrie zu einem Flor erhoben, der unsere Products auf den Weltmarkten zu den gesuchtesten macht. Sollten daher wohl die Böhmen aus der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts es wirklich übel nehmen, wenn man ihnen sagt, es sei vor mehr als einem halben Jahrtausend anders gewesen?

Digitized by Google

noch tiefer erniedrigen, als er selbst that. Wahnwitz ist des Tragödienhelden nicht unwürdig, wohl aber der Stumpfsinn, in welchem Otakar die unendlichen Schmähungen der Königin, Zawisch's frechen Hohn so lange anhört, bevor er aufspringt, und ein Lebenszeichen von sich gibt. Selbst im tiefsten Falle Otakars durfte Zawisch nicht leben, wenn er sich so weit vergaß. — Noch einmal erhebt sich Otakar der Held, doch verschmäht er die Warnung vor den Rosenbergen, der er zu vertrauen doch schon so guten Grund erhielt. Er schließt den Akt — sonderbar genug — einschlafend. Wir finden den Helden, der seinem finstern Schicksal nahet, im fünften Akt in Oesterreich wieder. Bei Deösing will er in ein Haus, um einen Brand in der Nachbarschaft zu betrachten; man verweigert ihm den Eingang, weil Damen darin sind, das Gefolge der Königin von Böhmen. Er glaubt Zawisch bei ihr zu treffen, stürmt hinein, und findet — die Leiche Margarethens, die eben am gebrochenen Herzen gestorben ist. Niemand wird es dem dramatischen Dichter verargen, wenn er, wo es die dramatische Nothwendigkeit verlangt, oder die Handlung an Lebendigkeit und Würde gewinnt, geschichtliche Begebenheiten verändert, so selbst das Leben einzelner Personen verlängert, doch trat hier weder dieser noch jener Fall ein. Margarethe starb 1267; wenn sie nun der Dichter 11 Jahre später zu ihren Vätern hinüber schlummern ließ, so bedurfte es dazu eines wichtigen Grundes, und wir wollten diese Licenz billigen, wenn die Königin im vierten Akte gekommen wäre als strafende Rächerin, um den Zustand der Vernichtung bei Otakar zu motiviren. Sollte sie im fünften erscheinen, so mußten wir sie noch lebend finden, um durch ihre Verzeihung die letzte Stunde ihres Gemals zu erleichtern. So wie die Leiche jetzt verkommt, retardirt sie nur, und die Überraschung, statt einer Treulosen eine todte Frau zu finden, ist durchaus nicht tragisch. Trefflich gehalten ist der endliche Fall Otakars, der sich im Tode wieder erhebt; doch schien uns hier das Hinzukommen Kunegundens und der wahnsinnigen Bertha überflüssig. Hätte Grillparzer das ganze weibliche Personale aus dem letzten Akte hinweggelassen, er würde minder mannigfaltig aber edler geworden sein.

Wir kommen jetzt auf den zweiten, minder berühmten Bearbeiter des Otakar-Stoffes: Uffo Horn, der schon als Jüngling durch seine lyrischen Gedichte, in denen schöne Gedanken und Gesinnungen in wohlklingenden Versen mit Adel und Empfindung ausgesprochen waren, Aufmerksamkeit und Hoffnungen auf seine Zukunft erregte, die er leider! nicht erfüllte. Minder glücklich war er in der Prosa, und seine, zum Theil kritischen Beiträge im „Humoristen," dem Wiener und Hamburger „Telegraphen" u. s. w. gingen spurlos vorüber. Es ist sehr schade daß seine Gedichte nicht gesammelt erschienen, die Anerkennung der Lesewelt würde ihn zu weiterem Fortstreben aufgemuntert haben, und er vielleicht nicht so gänzlich verstummt sein, wie es jetzt der Fall ist. Als dramatischer Dichter ist er nur (mit Prof. Gerle) als Verfasser der „Vormundschaft" — welche die Cotta'sche Lustspiel-Prämie erhielt, und in Luwald's „Theater-Almanach" abgedruckt ist — und: „Cameens im Exil" aufgetreten. Das erste ist kein Maßstab für dramatischen Beruf, zumal da sich bei einer Compagnie-Arbeit nicht unterscheiden läßt, was dieser oder jener gemacht hat, das zweite ist das Fragment eines epischen Fragments, dialogisirt, und in recht klingende Verse gebracht. Freilich ist „Otakar" als sein erster dramatischer Versuch zu betrachten, und dazu war der Vorwurf kühn genug gewählt. Horns Composition ist nicht so reich und complicirt als jene von Grillparzer, auch die Charaktere nicht so im Detail durchgeführt und individualisirt, und er eilt über manche wichtige Momente mit jugendlicher Hast hinweg, die einer weitern Ausführung unumgänglich bedürften, so daß Leser, welche die Geschichte jener Zeit nicht kennen, in diesem Trauerspiele kaum klar sehen werden. Die Sprache ist einfach, ohne Schwulst und Bilderprunk, doch, von der Dedikation angefangen („Rath und Bürgerschaft der königlichen Hauptstadt Prag in Ehren und Treue gewidmet") ganz altdeutsch bürgerlich und für einen historischen Stoff dieser Art zu wenig schwunghaft. Um das Familienleben eines Fürsten des 13. oder 14. Jahrhunderts zu schildern, könnte sie größtentheils musterhaft genannt werden. Horn hat weiter vorwärts gegriffen als Grillparzer und führt uns im Vorspiel — das unter die geglücktesten Partien des Trauerspiels gehört — in den preußischen Kreuzzug. Hier begleitet ihn Rudolph von Habsburg als Feldhauptmann. Eine kühne Licenz, mit der wir jedoch mit dem jungen Dichter nicht rechten wollen, da sie einestheils die geringe Sympathie zeigt, die zwischen beiden großen Männern herrscht, anderntheils die fromme Demuth Rudolph's charakterisirt, dem Otakar die Belehnung mit dem eroberten Lande anbietet, doch Rudolph weiset sie zurück, und mißbilligt offen die Vereinigung irdischer Zwecke mit dem heiligen Werke. Der König von Böhmen will nun Witold, dem gefangenen Großfürsten von Litthauen, sein Land lassen, und einen Handelsvertrag mit ihm abschließen, wenn er den Christenglauben annehmen, und zur Belehnung das Knie vor ihm beugen will, wozu dieser sich aber vor seinem Volke nicht entschließt, welches sein stolzes Haupt noch nie gebeugt gesehen. (Es ist ein eigenthümliches Unglück in den Otakars, daß die Leute alle knieen sollen, und haben doch eine Idiosynkrasie dagegen!) Witold stürzt sich von einem Felsen in's Meer, nachdem er Otakar prophezeit hat, daß die Vergeltung ihn erreichen, sein Reich in tausend Trümmer zerstieben und bald nach ihm auch sein Geschlecht vergehen werde. Der Dichter scheint selbst in der Widmung anzudeuten, daß Otakar durch diesen Kreuzzug den Zorn der Freiheit (?) geweckt, und sein Fall als Strafe dafür anzusehen sei. Eine strenge Gerichtspflege, und wenn alle Eroberer nach diesem Codex abgeurtheilt werden wären, hätte wohl jeder wenigstens eben so grausam fallen müssen als Otakar, der dem Witold wahrlich keine so schlimmen Friedensvorschläge macht, um dieser Nemesis anheim zu fallen. Den ersten Akt eröffnet Rudolph auf Schloß Habsburg, welcher von der Jagd heim kommt, und Berthold Schenk von Emerberg gastlich empfängt, der ihm erzählt, was sich seit dem Kreuzzuge zugetragen, mitunter Dinge, von denen nicht leicht zu begreifen ist, daß sie Rudolph von Habsburg fremd sein sollen. Berthold klagt Otakar schwer an wegen seiner Trennung von Margarethen, Rudolph vertheidigt ihn, wird aber doch höchlich unzufrieden als er vernimmt, daß man Otakar die Kaiserkrone antragen will. Dazu kommt der Pfalzgraf und meint, man könne vielleicht Otakars Wahl noch hintertreiben, und Rudolph auf den Kaiserthron berufen, der zwar anfangs bescheiden meint:

„Wie glaubt ihr, könnte ich,
„Der Kleinsten einer mit dem Mächtigsten
„Zu solchem Wettstreit in die Schranken treten?"

Doch scheint seine Bescheidenheit nicht mehr so aufrichtig, als jenseits des ersten Entreeakts am Gestade der Ostsee; er wird schnell mit dem Gedanken vertraut und verspricht dem Reiche goldene Berge, „wenn Gott ihn mit der Krone begnadet." Nun verlangt der Pfalzgraf im Verbinein den Lehnbrief von der Pfalz, räth Rudolph nach Mainz zu gehen und „ohne Skrupel den Mantel nach dem Winde zu hängen" und zu versprechen was sie verlangen:

— „später könnt Ihr
„Thun was Ihr wollt." (!)

Rudolph hebt den Becher auf Deutschland's Zukunft und der Pfalzgraf thut ihm Bescheid:

„Das Land soll geben und die Fürsten leben!"

Eine Verwandlung führt uns in das Prager Schloß, wo eben ein ungarischer Gesandter angekommen ist, der Königin die Bedrängniß ihres Oheims zu klagen. Umsonst dringt Kunegunde in ihren Gemal, Bela beizustehen, den er für falsch und treulos hält, noch einer Ehestandsscene, in der Otakar als ein echter Wüterich der zweiten Gemalin die erste zum Spiegel vorhält, und diese ihn mit boshafter Naivetät fragt:

„Worum verstieß Ihr denn die gute Frau?"

sagt die Königin nach Otakars Abgang weinend: „Das duld' ich nicht!" und verspricht, den Oheim mit Geld zu unterstützen. Ein glänzendes Fest versammelt im zweiten Akte Herren und Damen in den Trachten aller (?) slawischen Völker auf dem Prager Schlosse. Zawisch erzählt seinen Vettern, wie man in Deutschland, Frankreich und Wälschland von Otakar spricht, wo er viele Mühe hatte, so den Leuten auszureden:

„Das er nicht Blut statt rothen Weines trinkt,"
„Nicht Kinder frißt, und auf dem Drachen reitet!"

„Das sind doch dumme Leute!" bemerkt Milota sehr naiv, und vertröstet Zawisch auf den Landtag; der versichert aber, sie würden doch nur: „Ja!" sagen. Otakar präsentirt, nachdem ihm sein vertrauter Beresch die Kunde gebracht, daß er zum Kaiser erwählt sei, den galanten Zawisch der Königin und läßt sie, ziemlich unmotivirt allein, wo die Königin bald Zawisch zum Ritter annimmt, und allein geblieben ruft er:

„Ein Weib gewinnen kann ein And'rer auch,"
„Doch eines Königs Nebenbuhler sein,"
„Aus Millionen der Beglückteste,"
„Das war der stolze Gipfel meiner Wünsche."

Auf dem Landtage bittet die Prager Bürgerschaft um gleiches Maß und Geldeswerth, der König verspricht gleiche Münze zu schlagen, die Stände, Zawisch als Redner für die Aristokratie an ihrer Spitze, widersetzen sich; die Adelichen und die Repräsentanten der Bürgerschaft gerathen in Streit, Otakar tritt auf die Seite der letzteren, und nachdem Zawisch ihm abermals den Untergang prophezeit und abgestürzt ist, kommen die Reichsgesandten und melden, der Fürstentag zu Frankfurt am Main habe den König von Böhmen durch Stimmenmehrheit zum Kaiser erwählt, und lade ihn nach Aachen zur Krönung ein. Otakar läßt die Gesandten abtreten, um mit seinen Großen sich zu berathen, und das Resultat ist, daß er auch für die Krone dankt, er wolle lieber ein reicher König als ein armer Kaiser sein. Rudolph's eigentliche Wahl und der Zwist zwischen ihm und Otakar, welche kaum erwähnt werden, fallen in den Zwischenakt, und der dritte spielt schon im Lager bei Dresendorf, die Rosenberge erheben ihr Haupt, in Steiermark ist Empörung. Otakar stürzt zornig heraus:

„Den Teufel euch, den Donner über sie!"
„Verfluchte Wirthschaft!" u. s. w.

Er sendet Smil von Lichtenburg, um Böhmen in Vertheidigungsstand zu setzen, und fragt seine Stände um Rath. Rican räth zum Frieden, Jabienitz und Zawisch zur Schlacht, ein Herold, der Otakar zum Zwiegespräch mit dem Kaiser ladet, unterbricht den Rath. Sonderbare genug fällt Otakars Protestation gegen Rudolph als Kaiser gerade in diese

Digitized by Google

Scene, wo er die kaiserliche Ladung angenommen! und der Dichter hat sich dadurch die Motivirung der Resignation Otakars in derselben Scene gewaltig erschwert. Im vierten Akte — dem schönsten des Trauerspiels — kommt Zawisch mit der Nachricht von dem Friedensschlusse dem König zuvor, und stachelt Kunigundens Stolz und Herrschsucht auf das Furchtbarste auf. Otakar erscheint, nicht vernichtet, und ganz in der Stimmung, durch Kunegundens giftige Worte erst gereizt, dann zum kühnen Entschluß gebracht zu werden; der neue Krieg wird beschlossen, was auch Jablonsky, Berka und Rican dawider sagen, dagegen bieten die Bürger ihrem Könige Unterstützung und Mannschaft an, und muthig entfaltet Otakar sein Panier. Jedermann hat wohl schon die Erfahrung gemacht, welch' ein gefährlicher Verzug der verletzte gute Akt eines Schauspiels ist, weil durch ihn der Effekt des letzten erschwert wird. So ist es auch bei dieser Tragödie der Fall, in welcher überdies der fünfte Akt sehr schnell gearbeitet zu sein scheint, und im Ganzen mehr skizzirt als ausgeführt ist. Im Lager ist Noth ausgebrochen und Zawisch theilt seinem Oheim Milota die zuversichtliche Hoffnung mit, der König werde lieber in der Schlacht fallen, als zum zweiten Male mit Schmach bedeckt nach Prag zurückkehren, wie seinen Wan, nach Otakars Fall der Königin seine Hand zu reichen, und als ihr Gemal das Regiment an sich zu reißen. Sehr naiv spricht Milota über das Verhältniß dieser beiden:

„Hab' ich mir's doch gedacht, daß es nicht richtig"
„Mit Euch zwei Leuten ist —" (!)

Der Schlachtruf ertönt, die Merenberger schwören Otakar Tod und Verderben, da tritt Rudolph zwischen sie, und warnt sie, keine Hand an den König zu legen; er werde sie strafen, als hätten sie den Mordstahl gegen sein eignes Haupt gezückt. Allein seine Worte sind in den Wind gesprochen, und während Herbort von Füllenstein sich den Weg zum Kaiser bahnt, überfallen jene Otakar, den die Rosenberge bereits schmählich verlassen haben; Otakar stirbt mit den Worten:

„Herr, nimm die Schuld von mir, die schwere Schuld!" —

Das thut kein Otakar.

Wenn man die beiden Bearbeitungen von Gellpazer und Horn vergleicht, so ergibt sich der große Fehlgriff, daß dieser als Böhme, jener als Oesterreicher seinen großartigen Stoff bearbeitete, (darum zeigt sich bei dem Einen Otakar so streng gegen die Prager, während bei dem Zweiten, als die Prager Bürger und die Gesandten des Reichstages mit der Krone, zugleich Audienz verlangen, die Letzteren den Vortritt erhalten) der mit Recht einen hohern, kosmopolitischen Standpunkt verlangt. Sonderbar ist es, daß keiner der beiden Bearbeiter des Otakar einen historischen Moment benutzt hat, den uns nur Weltmann [1]) bringt; er mag nicht verbürgt sein [2]), doch für den dramatischen Dichter ist er von der höchsten Wichtigkeit, da er die beiden großen Gegner Einen durch den Andern erhebt. Weltmann erzählt nämlich: „Die vielen Verräther im böhmischen Lager waren frech genug, an Rudolph die Kunde gelangen zu lassen, daß sie in der Schlacht zu ihm stoßen würden, und der Kaiser edel genug, den König von dem Verrath seiner Großen zu warnen. Da rief Otakar diejenigen Großen zu sich, die ihm die verdächtigsten waren, sprach nachdrücklich zu ihnen, wie er von ihren vereätherischen Absichten wisse, und daß sie nicht an ihrem Volke, an dem Vaterlande es rächen sollten, wenn etwa ihr König sie beleidigt hatte; unbewaffnet stehe er da, ungeschaft kennten sie über ihn herfallen. Aber alle schwuren ihm von Neuem den Eid der Treue u. s. w. [3]) Hätte dieser Charakterzug dem letzten Akte nicht mehr Leben und Interesse verliehen als die Leiche der Königin Margarether

Pollatschek

---

1) „Inbegriff der Geschichte Böhmens." Vier Theil.

2) Das scheint der Fall zu sein, da ihn Weltmann in der zweiten Auflage seiner „Geschichte von Böhmen" nun sehr verändert und verkürzt wieder gab.

3) Ich habe den berühmten Abbe Dobrowsky gefragt, ob Weltmann hier irgend einen böhmischen Geschichtschreiber oder Chronisten zum Gewährsmann habe? Der große Philologe und Geschichtkenner hatte aber jenen Vorgang nirgend gefunden.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Damen-Bibliothek.

Die listige Jungfrau. Es war einmal ein Bürger, der hatte drei Töchter, die wohl zeitig waren, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, nur wußte der Vater noch nicht, welche er zuerst versorgen sollte, denn sie hatten alle Drei Freier.

Er berief sie alle Drei zusammen und sprach: „Wohlan, liebe Töchter! ich will euch allen Dreien mit einander Wasser geben, und ihr sollt euch mit einander die Hände waschen und sollt sie an keinem Tuche trocknen, sondern selber lassen trocken werden. Derjenigen nun, welcher ihre Hände am ersten trocken werden, der will ich zum ersten einen Mann geben." Der Vater goß allen Dreien Wasser über die Hände, da waschen sie selbige und ließen sie von selbst trocken werden. Das jüngste Töchterlein aber wehrte mit den Händen hin und her und sprach stets: „Ich will keinen Mann, ich will keinen Mann!" und von demselbigen Wehen wurden die Hände zuerst trocken. Sie bekam also zuerst einen Mann und die Aeltesten mußten noch warten.

Interessante Begebenheiten.

Die verfluchten Romane.

Aus dem Tagebuche einer alten Kammerjungfer. Von Frau Wallner.

Vor zehn Jahren noch war die Firma des kürzlich verstorbenen Bankiers .... eine der geachtetsten in W. Aber stolzer noch, als auf seinen Reichthum, war der Chef des Hauses auf seine Tochter Emilie, mit Recht als eine der größten Schönheiten der in diesem Punkte nicht armen Residenz berühmt. Eine sorgsame Erziehung, welche der einzigen Tochter, dem Augapfel der Eltern, zu Theil geworden, machte diese zu einer der interessantesten, geistreichsten und wünschenswerthesten Partien für alle heirathsfähigen Jünglinge. Vergebens aber blieben alle Bemühungen der W...r Löwen, Emiliens Liebe zu gewinnen; ihr durch vieles Romanlesen sehr überspanntes Gemüth hielt den sonst einfachen Sinn des Mädchens gefangen; und sie war nicht im Stande, in einem der vielen Bewerber um ihre Hand das Ideal zu erblicken, welches glühend vor ihrer Seele schwebte! — Die Eltern fanden in der noch zu großen Jugend ihres Kindes — Emilie zählte damals 16 Jahre — Ausflüchte genug, die der geliebten Tochter lästigen Freier abzuweisen, welche alsbald wieder von Andern ersetzt wurden, die dasselbe Schicksal theilten. Um diese Zeit kam der Sohn eines wenig bemittelten Bremer Kaufmanns zu seiner Ausbildung als Freiwilliger auf ...'s Comptoir, und, was den interessantesten, geist- und geldreichsten jungen Männern nicht geglückt war, das gelang dem Bremer Glückskinde; das Herz der reizenden Emilie begann in schnellern Schlägen für den blonden Jüngling zu schlagen, der, an ihre Eltern dringend empfohlen, öfters der höchsten Comptoirstrenge zeichnung theilhaftig wurde, an den Familientisch des Principals gezogen zu werden.

Heinrich .... war einer jener Zerrissenen, welche sich trefflich auf's Seufzen, Augen-Verdrehen und Niederschlagen und alle die kleinen Kunststücke verstehen, durch schmachtendes Unglücklichscheinen ein überspanntes Mädchenköpfchen zu verrücken. Wie es die Liebenden möglich machten, sich allein zu sehen und zu sprechen, wurde nicht bekannt, genug, die Leidenschaft des Mädchens machte so riesige Fortschritte, daß sich dieselbe einst ihren Eltern zu Füßen warf, ihre Liebe gestand, um die Einwilligung zur Verbindung mit dem Gegenstand ihrer heißen Flamme bittend, und den heiligen Schwur ablegte, sie könne die Trennung von Heinrich nicht überleben. Aber so sicher auch Emilie auf Erfüllung der leisesten und kühnsten Wünsche zu rechnen gewohnt war, hier war die Achillesferse der väterlichen Liebe getroffen; mit rohen Worten stellte ihr der geldstolze Kaufmann das Abenteuerliche ihres Wunsches vor, und versicherte sie, nie werde er seine Einwilligung zur Verbindung mit dem armen Burschen geben, selbst wenn nicht schon die verschiedenen Glaubensbekenntnisse unübersteigliche Schranken darböten. Das Resultat dieser thränenreichen Unterredung war der unumstößliche Befehl an Heinrich, augenblicklich das Haus zu verlassen, und an Emilie, nie mehr an den Burschen zu denken. Dem ersten Theile dieses Befehls mußte natürlich Folge geleistet werden, aber das Denken an den Geliebten konnte trotz des väterlichen Machtspruches so wenig vermieden werden, als die gelungenen Versuche, denselben wenigstens alle Sonntage in der Augustinerkirche in der sogenannten Galanteriemesse zu sehen. Hier waren die heiligen Wände Zeugen der Liebesschwüre, welche das schöne Kind und der schmachtende Jüngling sich zuflüsterten, Schwüre ewiger Treue und unwandelbarer Liebe.

Bis hierher ist die Geschichte ganz gewöhnlich und alltäglich. Was fragt wahre Liebe nach Glaubensmeinungen, was nach den Millionen der Eltern; besonders, wenn das Mädchen einst Erbin dieser Millionen werden soll, ist dieß ein mächtiges Motiv für zarte Jünglinge, die „Vaisen aus allen Kräften zu poussieen."

Heinrich .... war indeß in ein anderes Handlungshaus eingetreten und setzte die heimlichen Zusammenkünfte und Betheuerungen feurig fort, während das Mädchen mehrere, jedoch stets mißlungene Versuche machte, den Vater zu Gunsten ihrer Liebe zu bestimmen, welches aber nur die traurigsten Folgen hatte, daß die Eltern argwöhnisch geworden, Emilien jeden Gang ohne Begleitung sehr erschwerten und die Zusammenkünfte der Liebenden dadurch immer seltener wurden. Der alte Spruch, daß die Leidenschaft mit

den Hindernissen wachse, bewährte sich auch hier; Emilie gestand ihrem Ideal, daß sie diesen Zustand der Pein und Sehnsucht nicht mehr zu ertragen im Stande sei, und machte Heinrich den ernstlichen Vorschlag, mit ihr zugleich die elende Bürde abzuschütteln und durch einen freiwilligen Tod die Wonne ewiger Vereinigung zu erkaufen. Das Ueberglühende Mädchen war von der Größe ihrer Idee so begeistert, daß sie darauf bestand, dieselbe augenblicklich zu verwirklichen und die Betroffenheit ihres zweiten Ichs nicht einmal bemerkte.

Unter dem Vorwande, zu diesem ernsten Schritte nicht würdig genug vorbereitet zu sein, bat Heinrich die Begeisterte, ihren, ihm hochwillkommenen Vorschlag bis nächsten Sonntag aufzuschieben.

„Wie aber, wenn es mir von den Grausamen verwehrt würde, dich Sonntag hier zu treffen?"

„So sterben wir, daß bin ich fest entschlossen, wenigstens in einer und derselben Stunde, in einer und derselben Minute. Höre mich, mein theuerstes, innigstgeliebtes Wesen! Treffe ich dich Sonntag um 12 Uhr nicht hier in der Kirche, so setzen wir mit dem Glockenschlage Eins in unseren Wohnungen jedes einen Giftbecher an die Lippen und sterben, als letzten Lebenshauch den theuren Namen flüsternd, demnach vereint."

Die Neuheit dieser romantischen Todesart entzückte die überspannte Schwärmerin, und sie leistete freiwillig ihrem Geliebten den heiligen Schwur, in acht Tagen an dieser Stunde freiwillig die Sclavenketten zu zerbrechen. Ein ähnliches Versprechen forderte und erhielt sie auch von ihm.

Emiliens Ahnung hatte sie nicht betrogen; mehrere Tage nach der letzten Unterredung mit Heinrich kündigte der Vater strengen Befehl an, nie mehr ohne Begleitung einer eigends deßhalb gemietheten, streng redlichen Person aus dem Hause zu gehen. In stummer Ergebung und einen schmerzlichen Blick gegen Himmel werfend, nahm sie das Machwort hin.

Der verhängnißvolle Sonntag kam heran. Mittags waren viele Gäste geladen, und der Vater hat sein Mielchen, welcher als gewöhnlich gestimmt, sich heute einmal ihm zu Liebe wieder recht schön zu machen. —

Die Familie, die Gäste sind versammelt — nur Emilie fehlt, ist auch auf ihrem Zimmer nicht zu finden und ihre Gesellschafterin bringt die Nachricht, sie habe sich unter dem Vorwande heftigen Kopfleidens in ihr Boudoir eingeschlossen. Die besorgten Eltern eilen hin, da sie aber auf ihr Rufen keine Antwort erhalten, vermuthen sie, Emilie schlafe und übernehmen die Entschuldigung des Mädchens bei den Gästen. Die Tafel ist beinahe zu Ende, einer der Anwesenden bringt, das schäumende Champagnerglas in der Hand, einen Toast auf das Wohl der schönen Emmy aus, und der Vater hierauf in fröhlicher Weinlaune, ertheilt den Befehl, die gefeierte Langschläferin zu wecken und zu ersuchen, ihr Unwohlsein bekämpfend, einige Augenblicke herüber zu kommen.

Nach einer geraumen Zeit bringt die abgeschickte Gesellschafterin die Nachricht, daß alles Rufen und Rütteln an der Thür vergebens und kein Laut im Boudoir hörbar wäre. Jetzt wächst die Besorgniß, die Thüre wird gesprengt — welch ein Anblick! —

In den aufgedrungenen Festkleidern, bleich und entstellt, lag das bedauernswürdige Opfer unseliger Schwärmerei auf dem mit kostbaren Teppichen bedeckten Boden — eine Leiche! — Starr vor namenlosem Entsetzen standen wir alle — wir, denn auch ich befand mich leider als Gast bei dem Festmale, welches so gräßlich enden sollte. — Ein geleertes Fläschchen, das noch einige Tropfen Blausäure enthielt und ein auf dem Nebentische liegender offener Brief gab die traurige Lösung dieses schrecklichen Räthsels. Folgende, mit zitternder Hand geschriebene Worte enthielt der Brief:

„Vergebens, grausamer Vater! suchst Du zu trennen, was Gott auf immer unauflöslich verband. Zwei Leichen stehen jetzt in diesem Augenblicke vor Gottes Richterstuhl; denn wisse, ich und Heinrich haben geschworen, in gleicher Minute zu sterben. Mein letztes Flehen ist, ein Grab mit dem Geliebten; scheidet nicht noch im Tode, was Ihr im Leben so unmenschlich getrennt. Vergebet, so wie ich vergebe. Emilie."

Man denke sich die Wirkung dieser Zeilen auf die unglücklichen Eltern. Die kürzlich noch von freudigen Klängen wiederhallenden Räume gaben jetzt nur Töne der Verzweiflung zurück, das Haus des Jubels war in wenig Minuten zum Wohnsitz des Jammers geworden. Ich und einige Bekannte warfen uns schnell in einen Fiaker und jagten der Wohnung Heinrichs zu, um vielleicht wenigstens ihn zu retten. Vergebens! — Die Hauswirthin meldete uns, daß er früh vom Hause fort und seit der Zeit nicht wieder zurückgekehrt sei, daß er aber, wie jeden Sonntag um diese Zeit in Cora's Kaffehause zu treffen sein werde. Ich machte den Vorschlag, dorthin zu eilen, um vielleicht von einem seiner nähern Bekannten etwas von dem Unglücklichen zu erforschen. — Gesagt, gethan! Wir eilen zu Cora, und als sich unser verdunkeltes Auge an den Tabaksqualm so weit gewöhnt hatte, die Gegenstände unterscheiden zu können, wer malt unsere Entrüstung, unser Entsetzen, Heinrich stand da, frisch und gesund, — Billard spielend.

Heftig seine Hand ergreifend, stürmen wir mit ihm in ein Nebenzimmer.

„Unglücklicher!" rief ich empört aus, „Sie können hier ruhig spielen, während ein liebenswürdiges Geschöpf sich Ihretwillen in den Tod stürzte, während Sie den verzweifelnden Eltern ihr einzig Kind geraubt?" —

Heinrich erblaßte. — „Emilie todt!" sprach er entsetzt, „wie konnte ich denken, daß sie einen kleinen Scherz so ernstlich aufnehmen werde?"

Trotz aller Versicherung, daß die Sache nur „ein kleiner Scherz gewesen sei, kam Heinrich doch in längere polizeiliche Untersuchung.

Jetzt lebt er als geachteter Kaufmann und „glücklicher Familienvater" in einer großen Provinzial-Hauptstadt der österreichischen Monarchie. — Auf die natürliche Frage: ob der „geachtete und glückliche Familienvater" nicht manchmal durch einen bleichen, weiblichen Schatten in seiner harmlosen Ruhe gestört werde? muß ich meinen theilnehmenden Lesern leider antworten: Ich glaube kaum! —

Für Naturforscher.

Strenge Winter.

Im Jahre 558 war das schwarze Meer während ganzer 20 Tage zugefroren.
" " 807 und 670 allgemeine außerordentliche Kälte in Europa.
" " 763 außerordentliche Kälte im Orient; das schwarze Meer fror 3 Klm tief und auf eine Strecke von 100 Meilen zu.
" " 860 froren der adriatische Meerbusen und die Rhone in Folge einer 18—20 gradigen Kälte zu.
" " 1133 fror der Po von Cremona bis an das Meer zu und der Wein gefror in den Kellern.
" " 1241 fuhren schwere Lastwagen im Angesicht von Venedig über das adriatische Meer.
" " 1236. Außergewöhnliche Kälte in Frankreich, Italien und Deutschland.
" " 1305 waren alle Flüsse in Frankreich zugefroren.
" " 1323 war das ganze mittelländische Meer mit Eis bedeckt; auch das baltische Meer war ganze 6 Wochen zugefroren und die Reisenden zu Fuß und zu Pferd konnten von Dänemark bis Lübek und Danzig auf dem Eise gelangen.
" " 1325 ungemein strenge Kälte in Frankreich.
" " 1331 waren alle Flüsse Italiens und der Provence zugefroren.
" " 1408 außerordentliche strenge Kälte in England, Deutschland und Frankreich. Die Meereswellen spieleten zu jener Zeit so viele Fische aller Art an die bretagnischen Küsten, daß die pestilenzialen Ausdünstungen ihrer Fäulniß die nahen Küstenbewohner auf mehrere Wochen aus ihren Häusern und Hütten vertrieben.
" " 1420 sehr strenge Kälte in Deutschland, Holland und Paris; außerordentliches Sterben in dieser Stadt; sie ist beinahe entvölkert; Wölfe kommen dahin und verzehren die Leichen.
" " 1442 und 1443 ungewöhnliche Kälte in Deutschland.
" " 1441 in Paris ein außerordentlicher Frost vom 31. Dezember bis 21 März 1445.
" " 14 $^{44}/_{45}$, fast eben so, nur mit dem Unterschiede daß Ende März 1451 abermals eine große Kälte einfiel und bis 17. April anhielt. Auch in Holland währte der Frost 40 Tage hintereinander.
" " 1468 backte man in Flandern den Soldaten ihre Weinrationen mit dem Beile ab.
" " 1511 mußte man ebenfalls den Wein aus den Fässern hacken.
" " 1570 sehr große Kälte in Deutschland, Holland und England; in Frankreich dauerte die Kälte 3½ Monate lang.
" " 1591 fror das Meer bei Marseille und Venedig.
" " 1608 herrschte in ganz Europa eine außerordentliche Kälte; in Paris war es von Dezember bis d. a. J. Februar, wie vordem nie, beispiellos kalt. Thiere und Wildpret aller Art gingen in großer Anzahl auf Feldern und in Wäldern zu Grund.
" " 1621 ungemein kalt in Italien und Deutschland; ein Theil des baltischen Meeres war mit Eis bedeckt.
" " 1657 war die Seine ganz zugefroren, und in Paris dauerte die Kälte anhaltend 2 Monate.
" " 1658 herrschte in Europa allgemein große Kälte. Das baltische Meer war zugefroren. Carl X, König von Schweden marschirte an der Spitze einer Armee von 20,000 Mann sammt Geschütz und Gepäck über den kleinen Belt gegen die Dänen.
" " 1667 war die Seine 35 Tage hintereinander zugefroren.
" " 1681 und 1691 außerordentliche Kälte in Frankreich, Deutschland und Italien.
" " 1709 waren das mittelländische und adriatische Meer bei Marseille und Genua zugefroren; große Theurung der nöthigsten Lebensmittel; in Paris und Versailles wurde Haferbrod gebacken und sogar auf die Tafeln der Reichen und Prinzen gebracht; das Vieh starb vor Kälte und Hunger; die Bäume erfroren; die Ernte des folgenden Jahres war sehr segensvoll.
" " 1716 erbaute man in London auf der Themse eine große Anzahl Buden.
" " 1733 und 1740 außerordentliche Kälte in Europa im Allgemeinen.
" " 1748 fiel zu Petersburg das Thermometer auf 30 Grade herab.

Digitized by Google

Gelinde Winter

Es mag nicht uninteressant sein, den geehrten Leser als Pendant hierzu auch mit einigen gelinden Wintern bekannt zu machen, wie wir solche hin und wieder in alten Chroniken aufgezeichnet gefunden.

Im Jahre 1182 zu Maria Lichtmeß (2. Febr.) trugen die Bäume neue Früchte.
" " 1182 im Jänner blüheten die Bäume an der Ostsee.
" " 1287 zu Constanz am Bodensee blüheten die Bäume um Weihnachten; und Rosen, Veilchen und andere Blumen wurden um diese Zeit gepflückt. Die Mädchen schmückten sich mit Blumenkränzen und die Knaben badeten sich im Bodensee.
" " 1289 zur Weihnachtsfeier blühten in Elsäß die Blumen und auch in Oesterreich fand man Veilchen, und die Bäume blüheten wie im Mai.
" " 1290 um das Fest der heil. 3 Könige, 6. Jänner, brüteten Fischern und Lübner. Am 13. Jänner desselben Jahres blühete der Weinstock; die Bäume trugen ihre alten Blätter, bis sie um diese Zeit neue bekamen, und zarte Kinder badeten sich im freien Flußwasser.
" " 1301 war es im Winter sehr warm, so daß die Bäume im Jänner grüne Aeste hatten.
" " 1420 trugen die Bäume zweimal Obst. Am 7. April desselben Jahres stand das Getreide bereits in den Aehren. Um Philippi gab es Rosen, und Kirschen schon am 15. Mai. Um Magdalena (22. Juli) waren die Trauben vollkommen reif, und es wäre eine außerordentlich segensvolle Ernte ausgefallen, wenn am 8. Juni nicht ein solch mit Schnee untermengter Reif eingefallen wäre, daß der größte Theil der Feld- und Gärtenfrüchte verdorben war.
" " 1426 herrschte in Deutschland ein solch milder Winter, daß um Nicolaus (6. Dezember) die Bäume auf's Neue blüheten, und Felder und Gärten von Blumen voll waren.
" " 1472 im Februar grünte der Boden und die Bäume blüheten, wie sonst nur im Mai. Es folgte hierauf ein sehr heißer Sommer und ein überaus fruchtbares Jahr.
" " 1478 gab es von Weihnachten bis zum Feste der heil. 3 Könige fast allnächtlich Donnerwetter und Hagel und dabei sehr warme Winde.
" " 1491 war es im Winter so mild, daß im Jänner die Kirschen blüheten.
" " 1580 endlich herrschte ein sehr warmer Winter. Im selben Jahre blüheten die Bäume zweimal.

Allerlei.

Eine interessante Persönlichkeit. In Lawrenceville im Staate Indiana ward eine Mistreß Reed wegen Ermordung ihres Gatten eingezogen; im Gefängniß machte sie dreimal den Versuch, sich aufzuhängen; als dieses jedesmal mißglückte, gerieth sie gegen sich selbst dermaßen in Zorn, daß sie, um sich für ihre Ungeschicklichkeit zu bestrafen, ein umfassendes Geständniß ablegte. In diesem erklärte sie unter Angabe aller Umstände, daß sie nicht nur ihren Gatten, sondern im Laufe eines Jahres noch fünf Menschen ermordet habe. Einen Neffen hatte sie vergiftet, um sich seines Geldes zu bemächtigen, zwei Kinder desselben hatte sie verdungern lassen, um die Erben aus dem Wege zu schaffen, zwei Freunde ihres Mannes, denen sie bedeutende Summen schuldig gewesen, hatte sie im Schlafe erstickt durch Verkleben des Mundes und der Nasenlöcher mit Wachs, nachdem sie ihnen vorher Hände und Füße mit Handtüchern an die Bettpfosten angebunden, und ihren Mann endlich habe sie wieder durch Saft von giftigen Früchten getödtet. Die Jury erklärte, daß man diese sehr gefährliche Person sorgfältig verwahrt halten müsse. Hinzichten könne man sie doch nicht, das erlaube die Galanterie, welche man dem schönen Geschlechte schulde, nicht.

Ein höchst grausamer Vater. In Avignon bemerkte unlängst ein Herr, daß eine Taube auf dem Gesimse bei dem Fenster seiner Tochter saß, welche, eben als sie den Flügel etwas aufhob, mit einem rothen Bande etwas daran festgebunden hatte. Er schoß die Taube herunter und fand richtig ein Liebesbriefchen. Was that er nun? Er ließ die Taube braten, ihr das Liebesbriefchen einhüllen und setzte sie so der Tochter vor. — Fiel diese in Ohnmacht? — O nein, sie ließ sich den Braten sehr gut schmecken — aber acht Tage darauf war schon eine andere Taube wieder da.

Die gezeichneten Wegelagerer. Folgende Begebenheit ist buchstäblich war. Es war im verflossenen Dezember während der Gerichtstage in N., als zwei Rastelbinder mit dem Herrn Oberstuhlrichter V. dringend zu sprechen verlangten. Zu ihm geführt, erzählten sie, daß sie Tags vorher auf der ziemlich öden Landstraße bei N. einen gellenden weiblichen Hilferuf vernahmen, und, selbem folgend, sahen sie, wie zwei Zigeuner eine Frauensperson mißhandelten, und eben ihrer Kleider beraubten. Die Rastelbinder nahmen sogleich die Buschklepper fest, um sie nach N. zu führen. Nun wo sind denn die Zigeuner? fragte der Herr Stuhlrichter. Wir ließen sie laufen, war die Antwort. Warum entzogt ihr denn diese Kerle der verdienten Strafe? — O! sorgen sich Euer Gnaden nicht, antworteten die Gefragten, die entgehen nicht, denn wir haben sie gezeichnet. Bei diesen Worten zog einer der Rastelbinder einen schmutzigen Lappen aus seinem Tornister, entfaltete diesen, und heraus fielen ein Paar Ohren, welche die Rastelbinder den Zigeunern, und zwar einem das rechte, dem andern das linke abschnitten, und sie, so originell gezeichnet, entließen, und siehe, Tags darauf wurde richtig einer dieser gezeichneten Zeisige in N. erblickt, und sogleich eingezogen.

Die Ahnung. Folgende schauderhafte Geschichte verbreitet sich in Mannheim von Mund zu Munde. Ein wohlhabender Müller, fünf Stunden von Darmstadt, machte eine Geschäftsreise nach letzterer Stadt, um Gelder einzunehmen. Bei seiner Entfernung vom Hause sagte er zu seiner Frau: „Wenn ich bis Abends neun Uhr nicht da bin, so komme ich erst morgen." Seine Geschäfte verlängerten sich bis zur Nacht und der Müller entschloß sich, unterwegs bei einem Bekannten zu übernachten. Er hatte jedoch hier keine Ruhe und ging, trotz alles Zuredens, seinem Orte zu, nachdem er zu seiner Sicherheit ein geladenes Pistol zu sich gesteckt hatte. Im Walde, den er passiren mußte; begegnete er zwei Gensd'armen, die ihm still zu stehen geboten, in der Meinung, es sei ein Gauner. Nachdem sich der Müller zu erkennen gegeben hatte, bat er die Gensd'armen, ihn zu begleiten, denn er fühle eine zu große Angst in sich. Die Gensd'armen willfahrten seinem Gesuche. In der Nähe der Mühle angelangt, bemerkte der Müller Licht in einer Stube, wo er sein Geld hatte und seine Angst ward immer größer. Er bat die Gensd'armen, am Thore zu warten, bis sein Hund an der Kette befestigt sei. Als er sich jedoch langsam nahete, lag der Hund erschlagen an seiner Hütte. Jetzt mußte ein Unglück schon sich zugetragen haben, und alle drei drangen in das Haus. Aber, o Himmel! die Magd fanden sie zuerst erdrosselt, dann die Frau und das Kind noch röchelnd im Blute. Sie nahten sich jetzt leise dem Gemache, wo das Licht brennt und acht Kerle sitzen am Tisch und theilen das Geld, um damit nach Amerika zu entfliehen. Zwei davon wurden von den Gensd'armen niedergehauen, viere schwer verwundet, zweien gelang es aber, mit leichten Wunden zu entfliehen. Obige acht Individuen waren Taglöhner des Müllers.

Erheiterungs-Salon.

Weltspiegel.

Sie sehen hier, meine verehrten Leser und Leserinen! einen jungen hoffnungsvollen Schuster. Er ist in der fröhlichsten Stimmung; denn die neben seiner Geliebten stehenden geleerten Teller zeugen davon, daß auf ihnen eine Eierspeise war und daß der Schuster die Gaben seiner Liebe zu würdigen weiß. Seht, wie der befriedigte Magen auf's Herz wirkt, wie der Schuster seine Herzallerliebste inniger an sich zieht; sie scheint ihm widerstehen zu wollen; umsonst, seine glühende stumme Beredsamkeit wirft alle Dämme der Vernunft nieder — sie ist sein, unwiderruflich sein — keine Macht der Erde soll sie trennen! Nur die Ewigkeit ist das Zeitmaß ihres Glückes!

Digitized by Google

O Liebe! was hast du aus unserem Schuster gemacht? Sind fünf Jahre eine Ewigkeit? Und nun gar unser Gretchen! Also darum Räuber und Mordbrenner! Habt Ihr darum geheirathet, um damit der Eine prügele und die Andere sich prügeln lasse? Welcher Unterschied zwischen diesem Tableau und dem vor fünf Jahren? Damals das sanfte Geflüster der Liebe, heute das Gekreisch der auf dem Boden herumwälzenden Kinder — damals der sanfte Händedruck für's ganze Leben — Gott behüte das arme Weib, wenn der Händedruck von heute für's ganze Leben dauerte. Drum, Ihr Verliebten! nehmt an diesem Beispiel ein Beispiel und hütet Euch, in die Fußstapfen unseres Schusters zu treten.

Eine klägliche Bitte. Es ist bekannt, daß die amerikanischen Dampfboote übertrieben schnell und sonst sehr unvorsichtig fahren und in Folge davon häufig Unglücksfälle eintreten. Kürzlich nun stieß ein Dampfboot auf dem Mississippi auf einen in dem Flusse liegenden Baum, was große Angst unter den zahlreichen Passagieren verursachte. Eine ältliche sehr wohlbeleibte Dame namentlich stürzte im leichten Nachtgewande sofort aus der Damenkajüte in die der Herren. Sie fürchtete, das Schiff werde sinken und hatte sich deshalb schnell einen sogenannten „Lebensretter," d. h. einen luftdichten Gürtel, der das Untersinken hindert, umgeschnallt, war aber vor Angst so kraftlos geworden, daß sie nicht im Stande war, Luft in diesen Gürtel zu blasen. Sie stürzte deshalb in die Herrenkajüte und rief im ängstlichsten Jammertone: „Blaset mich auf! Blaset mich auf!" Daß sie mit schallendem Gelächter empfangen wurde, versteht sich wohl von selbst.

Naiv! Nach dem Tode eines Kriegsministers fragte ein Soldat seinen Kameraden: „Weißt du schon, daß wir einen neuen Minister bekommen haben?" — „So?" erwiederte der Gefragte, „ich dachte, die Witwe würde das Geschäft fortsetzen."

Sonderbarer Styl. In Wien ist an einem Hause der Vorstadt zu lesen: „Hier ist ein Frauenzimmer (soll heißen ein Zimmer für Frauen) mit oder ohne Meubles zu verpachten."

Eine gute Antwort. Ein eitler Dichter fragte einen sehr jovialen und witzigen Mann: „Was halten Sie von meinen im Druck erschienenen Gedichten?" — „Sie sind ein gutes Mittel gegen den Nachdruck," antwortete dieser.

Brief-Portefeuille.

Herrn L . . w . . sin. Die uns eingesandte Novelle liegt zu Ihrer Disposition. Wir sind jetzt zu sehr mit Novellen überschüttet.

Herrn J. B. in N—w. Ihre werthen Beiträge haben wir richtig erhalten, nebst der Aufforderung, der wir jedoch nicht ganz nachkommen können. Das Schach zieht nicht die ganze Masse der Leser unter seine Liebhaber; hier muß der Redacteur also streng auf das summum entiqum halten und darf es mit keinem verderben. Uebrigens finden in diesem Hefte drei Aufgaben, eine und zwar eine der schwersten in der Schachnovelle und zwei als gewöhnliche Probleme. Aber nun zu Ihrer eingesandten Lösung der Aufgabe Nro. 12. Wir haben sie mit Recht schwer genannt, denn auch Sie, werther Herr! der Sie bis jetzt alle Aufgaben entwickelten, sind Sie gescheitert an dieser. Sie haben nämlich bei ihrer Lösung auf eine ganz falsche Hypothese gebaut. Sie zwingen Schwarz mit dem Bauer vorzurücken und mit der vorgewickelten Königin Matt zu geben; wie aber, wenn Schwarz sich ein Roß macht? Stecke ihm doch nicht fest! Sehen Sie jetzt die wahre Lösung in unserem gegenwärtigen Hefte. Hier ist jeder Zug nothwendig. Schwarz und Weiß haben immer nur einen bestimmten Zug und darum ist dieses Matt einer der schönsten in diesem Genre. Wir hoffen, Sie diese Skizze nächstens auswetzen zu sehen.

Herrn A. J. . . . fo. Der auf der rückwärtigen Seite des Briefes angemerkte Name des Absenders kann uns nicht bestimmen, den Brief anzunehmen. Wir wiederholen noch einmal, daß wir alle an die Redaction gerichteten Briefe nur **frankirt** annehmen.

Eine Scene aus dem Leben eines Schachliebhabers.

Eine Schachnovelle.

Nach dem Ungarischen von Josef Freund.

Mein Großvater war ein leidenschaftlicher Schachliebhaber; und er spielte es gut, denn es gab sogar eine Zeit, wo er in St. Petersburg für den besten Spieler gehalten wurde. Er hatte dazumal nur einen Rivalen und zwar einen Deutschen, von dem er aber im Jahre 1785 durch einen Schlagfluß befreit wurde, den sich dieser durch zu langes Nachdenken beim Schach zugezogen hatte.

Mein Großvater spielte täglich von vier Uhr Nachmittags bis zehn Uhr Abends. Jeden Montag, Mittwoch und Freitag spielte er gewöhnlich mit einem gewissen Sibrian, einem vortrefflichen Spieler. Dienstag und Donnerstag konnte er ganz sicher auf den Besuch des Brigadier Ketelnikoff rechnen, ein eben so passionirter Spieler wie mein Großvater, der aber nur das Unglück hatte, mit seinen Combinationen nie weiter, als auf zwei Züge zu langen. Samstag machte mein Großvater eine Parthie Tarokk mit seiner Frau, und Sonntag spielte er mit mir Schach. Wenn gegen alles Vermuthen einer oder der andere der Spieler am bestimmten Tage fehlte, so wurde er durch den jungen Bedienten Josef ersetzt, der dann, als Leibeigener, stehend spielen mußte, und dem mein Großvater ein Roß voregab. Wenn der Bediente mit diesem Vorerhalt gewann, so gab ihm sein Herr für ein jedes Matt ein Silberstück; verlor er hingegen, so ließ ihm mein Großvater durch den Haushofmeister einige Hiebe geben, wobei er ihm dann immer predigte: „Ueberlege ein andermal deinen Zug, ehe du ihn machst. Stelle deine Bauern im Centrum auf; geb' ordentlich mit deinen Figuren heraus und achte sorgfältig darauf, deinen König oder deine Königin keinem verdeckten Schach [1]) auszusetzen u. s. w."

Die Fortschritte Josef's waren aber trotz der väterlichen Ermahnungen sehr unbedeutend, und da er die Silberstücke viel seltener als die Hiebe bekam, so verlor er nach und nach alle Lust zum Schachspiele, und erfand ein herrliches Mittel, um sowohl den Silberstücken als den Hieben zu entgehen; er berauschte sich nämlich immer um die Zeit und zwar so, daß er kein Roß von einem Läufer unterscheiden konnte. Die Folge davon war, daß er schändlicher Weise vom Schlachtfelde gejagt wurde. In solchen Fällen spielte mein Großvater allein; er analysirte dann Stamma und Philidor, die einzigen Werke, die er kannte.

Mein Großvater gab mir die ersten Schachlektionen, als ich noch ein Kind war. Er war mit meinen Fortschritten zufrieden, und in der That hatte das Spiel auch meine ganze Aufmerksamkeit angeregt. Oft geschah es mir, daß ich, wenn ich von der Lektion meines Großvaters nach Hause kam, ganze Nächte über die Lösung eines Problems nachdachte, oder mich damit abmühte, die in einer Parthie gemachten Fehler auszufindig machen. — Ich war bald im Stande, mit meinem Großvater zu spielen, natürlich mit Vergabe eines Thurmes. Endlich brachte ich es so weit, daß er egal mit mir verlor, und hatte von nun an immer das Uebergewicht über ihn. Mein Großvater blieb aber fest dabei, er spielt stärker, und schrieb auch seine Niederlagen blos den Zufälligkeiten des Spieles zu. Er warf mir oft vor, ich thäte mir durch moralische Einflüsse helfen; daß ich nach einem gemachten Zuge nach einer andern Seite sähe, als nach der, auf die eigentlich mein Angriff gemünzt wäre, und schloß endlich mit der wegwerfenden Bemerkung: daß mir Philidor, wenn er noch am Leben wäre, die Parthie abgewänne, ohne gar auf's Schachbret zu sehen.

Eines Tages verlor mein Großvater sechs Parthien nach einander. Ich hatte während des ganzen Dasitzens kein Wort gesprochen, und immer ganz steif vor mich hin auf's Schachbret geblickt, um daß mich nur mein Großvater keines moralischen Einflusses beschuldigen konnte.

„Aber du beginnst in der That recht gut zu spielen;" sagte er jetzt, indem er das letzte Matt verwundert anschaute. Nachdem er ein paar Augenblicke das Matt sorgfältig und schweigend geprüft hatte, fuhr er fort: „Du spielst, die Wahrheit zu sagen, schon so ziemlich . . . aber doch nicht so, wie jener afrikanischer Teufel!" . . . Mein Großvater bekreuzte sich. — „Gott sei mir gnädig! es sind heute gerade dreißig Jahre seit diesem merkwürdigen Ereignisse!"

Ich verstand das Wort Teufel nicht und fragte erstaunt: „Haben Sie denn schon einmal mit dem Teufel gespielt?"

Mein Großvater lächelte, beantwortete aber meine Frage nicht. Ich sah, daß er mit dem, was er auf dem Herzen hatte, nicht recht heraus wollte. — Endlich brach er sein Stillschweigen.

„Du weißt, mein Lieber! daß ich weder an Gespenster, noch an Höllenerscheinungen glaube, und ich hätte, wenn mir Jemand die Geschichte, die du jetzt hören wirst, erzählte, über die Narrheit derselben blos gelacht; höre aber nun meine Erzählung einer Thatsache, der meine Leute als Zeugen beiwohnten. Ich kann dir blos die Begebenheit erzählen, erklären magst du dir es dann, wie du kannst. — Zwischen dieser Zeit und jetzt liegt ein ziemlicher Zeitraum; ich war damals vierzig Jahre alt; aber auch die klein-

[1]) Es gibt zweierlei Arten, Schach zu bieten; nämlich indem man eine Figur auf ein Feld zieht, wo sie den König angreift und ihm somit Schach gibt, oder indem man einer schon dastehenden von einem andern Steine machtlosen Figur seines Feld macht und so durch das Hinwegziehen dieses andern Steines ein früher verdecktes und jetzt erst aufgedecktes Schach gibt. Man heißt diese zweite Art auch Abzug-Schach.

Digitized by Google

sten Umstände gruben sich meinem Gedächtnisse so tief ein, daß ich sie noch heute zu sehen und zu hören glaube. Höre mich nun!"

Der ernste und geheimnißvolle Ton meines Großvaters spannte meine Neugierde; ich war ganz Ohr.

Er ging jetzt einige Male im Zimmer auf und ab, und war dabei in tiefes Nachdenken versunken, als kostete es ihm große Mühe, seine Erzählung anzufangen. Er setzte sich nachher auf das Sofa, dem Tische gegenüber, auf dem das Schachbret stand, sah noch einmal auf das von mir gegebene letzte Matt, und sprach nach einem kurzen Stillschweigen: „Dieses Matt gleicht ungemein dem satanischen Matt, und wenn du dreißig Jahre älter wärest, so glaubte ich, du habest mir damals den Streich gespielt."

Nachdem sich mein Großvater durch einen Schluck Grog frischen Muth eingeflößt hatte, begann er seine Erzählung.

„Es war am 5. Januar 1789, drei Tage vor drei Könige, *) daß ich von einem mit einigen guten Freunden lustig verbrachten Abende nach Hause kam (etwas davon war mir wahrscheinlich in den Kopf gestiegen) und mich wie gewöhnlich um eilf Uhr niederlegte. Es war ein schreckliches Wetter; der Frost war stark, und doch wirbelte ein heftiger Sturmwind ungeheure Schneeflocken vor sich her und verfinsterte durch sie das Mondlicht. Die Uhr schlug Mitternacht. — Ich war aufgeregt und konnte nicht einschlafen. Plötzlich hörte ich ein Geräusch, als wenn Jemand in einem Wagen vor meiner Hausthür anlangte, die Treppe heraufsteige und an meine Zimmerthür klopfte. — Aber es war gleich wieder still. — Ich stand auf, und sah durch's Fenster; sah aber weder Pferde noch Wagen, und das Hausthor war zu. Ich sagte zu mir selbst: Sollte mich wohl Jemand in einem so schrecklichen Wetter besuchen wollen? Da ich aber weiter nichts hörte, so stellte ich die Täuschung auf Kosten meiner erhitzten Einbildungskraft und des Windes, der noch immer den Schnee in dicken Flocken an die Fenster des Hauses hinanwirbelte. Ich zündete, weil ich nicht schlafen konnte, eine Kerze an, setzte mich zum Schachbret und begann die Endspiele von Stamma durchzublättern. Du kennst dieses Matt in sieben Zügen, daß nach so vielen schönen Zügen der Dame blos durch das Opfer eines Thurmes bewerkstelligt werden kann. Ich hatte die Auflösung vergessen; — es schien mir immer, als wäre die ursprüngliche Stellung der Steine nicht richtig. Nachdem ich mir durch mehr als eine halbe Stunde den Kopf darüber zerbrochen, verlor ich endlich die Geduld, und rief zornig aus: „Der Teufel soll das auflösen! . . ."

„Soll ich dir wirklich helfen?" sprach aus dem andern Zimmer eine unbekannte Stimme. — Ich bin keine Memme (mein Großvater fürchtete sich vor Niemanden als vor seiner Frau), als ich aber mitten in der Nacht hinter der Glasthür eine unbekannte Stimme hörte, da wurde mir doch ein Wenig bange. Ich schrie nach Josef, Philipp, und stürzte zugleich auf die Glasthür zu, um sie mit dem Schlüssel zu sperren, als diese sich öffnete, und der Teufel hereintrat, wie man ihn gewöhnlich abgebildet sieht — ein herkulischer Wuchs — der haarige Körper — der zottige Kopf — zwei starke Auswüchse auf der Stirn — das Gesicht schwarz wie Ebenholz.

„Wer bist du und was willst du von mir?" fragte ich ihn, und fuhr fort aus allen Kräften zu rufen: „Josef! Philipp!"

„Mach' keinen unnützen Lärm," sprach der Unbekannte; „ich bin weder ein Dieb noch ein Räuber; ich bin gleich dir ein leidenschaftlicher Schachliebhaber; gleich dir verbringe auch ich ganze Nächte mit diesem Spiele . . . Beruhige dich, und höre mich an: Ich komme aus weiter Ferne, aus jenen Zonen, wo die Erde brennt, wie die Hölle; du siehst, daß mein Gesicht die Schwärze der Kohlen hat: ich bin Afrikaner. Dein Ruf ist bis dorthin gedrungen; ich will also sehen, ob du in der That so gut spielst, als man von dir sagt. Ich will deinen Josef wecken; er möge Zeuge unseres Kampfes sein . . ." in dem Augenblicke trat Josef ein.

Der Unbekannte setzte sich. „Bist du ein Mensch oder ein Teufel?" fragte ich — „und wie bist du hier hereingekommen?"

„Ich bin blos ein afrikanischer Schachliebhaber. Ich habe die Welt durchflogen, und bin hier durch eine offene Thür eingetreten, um mit dir zu spielen."

Mein Schreck legte sich, da Josef bei mir war. Ich sah in diesem Unbekannten, in diesem afrikanischen Teufel blos einen irrenden Ritter des Schachspieles, begierig mit mir eine Lanze zu brechen, und dieser Gedanke versöhnte mich mit ihm, trotz seines scheußlichen Aussehens und seiner flammenden Nachteulen-Augen.

„Höre," sprach jetzt der Afrikaner. „Ich bin der stärkste Schachspieler der Welt. Spielen wir drei Parthien. Wenn du eine einzige gewinnst, so erkenne ich dich als Sieger an, und du sollst dann von nun an im Schachspiele keinen Rivalen mehr unter den Menschen haben. Wenn du aber die drei Parthien verlierst, so verpflichtest du dich, durch ganze drei Jahre kein Schach zu spielen, und keinem Menschen vor dem Ablaufe von dreißig Jahren etwas von diesem Vorfalle zu erzählen."

Diese Bedingungen schienen mir von Seiten des Dämons großmüthig, und begierig zu sehen, wie man in der Hölle spielt, nahm ich den Antrag an.

„Mit was wirst du mir aber beweisen, daß ich, wenn ich dir eine Parthie abgewinne, im Schache seinen Gleichen haben werde?" fragte ich ihn.

„Ich werde dir einen Talisman geben, der nie in die Hände fiel. Er kömmt aus der Verlassenschaft eines Brammen, der direkt vom Erfinder des Schachspieles abstammt . . ." Er zeigte mir bei diesen Worten etwas, das wie ein Diamant glänzte.

„Ich werde dir zuerst das Matt in sieben Zügen zeigen; darüber braucht man sich doch nicht den Kopf zu zerbrechen." In der That machte er es in einem Momente und sprach jetzt: „Wohlan, an unser Geschäft! Ich muß noch vor Tagesanbruch in Madrid sein!"

Man setzte sich. Die Steine wurden aufgestellt. Man loosete. Der Afrikaner zog Schwarz, mein Großvater Weiß und den Zug. Josef stellte sich hinter seinen Sessel. Im Zimmer herrschte das tiefste Stillschweigen; es wurde blos durch das Zähneknirschen des Unbekannten und durch das Heulen des Windes auf der Straße unterbrochen.

Zwei Kerzen erhellten das Schlachtfeld.

Mein Großvater begann mit dem Königsgambit. Der Afrikaner vertheidigte sich regelrecht nach der Vorschrift Philidors; er spielte schnell und entschlossen. Mein Großvater sah nur allzubald, er habe mit einem Meister zu thun; er verdoppelte seine Aufmerksamkeit, griff kräftig an, entfaltete alle nur mögliche Kriegslist; aber mit dem funfzehnten Zuge nahmen seine Angriffe ein Ende. Der Afrikaner hatte den Gambitbauer erhalten. Mein Großvater verlor doch den Muth nicht und machte einen neuen Angriffsplan; der Afrikaner kam ihm aber zuvor, ließ seinen linken Flügel rasch verrücken und stellte seinem Gegner eine so fein ausgedachte Falle, daß dieser sie nicht bemerkte, hineinfiel und in der That in einigen Zügen ein rasches und gezwungenes Matt erhielt.

Diese erste Parthie brachte meinen Großvater etwas aus der Fassung. Er hatte noch nie so ein unerwartetes und schreckliches Matt bekommen.

„Eine andere Parthie!" sprach der Unbekannte; „und vertheidige dich gut! Jetzt werde ich anziehen."

Der Afrikaner spielte auch ein Gambit; aber es war eines, von denen die Bücher meines Großvaters keine Erwähnung machten und dessen neue und kühne Gestaltungen ihn so außer Fassung brachten, daß er, sich immer mehr und mehr verwickelnd, endlich erdrückt und mit dem fünf und zwanzigsten Zuge matt gesetzt wurde.

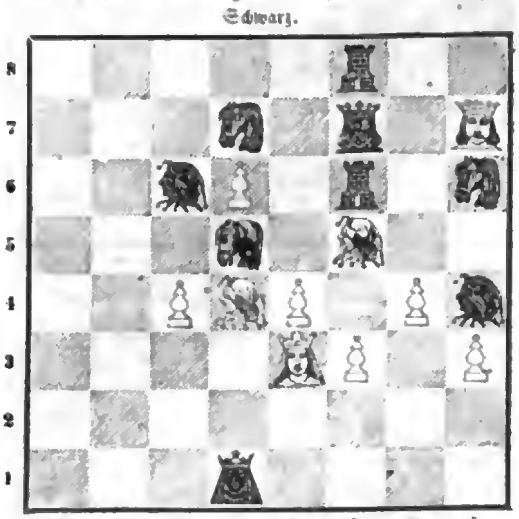
„Die letzte also; sie sei die Meisterparthie!"

Mein Großvater begann jetzt die dritte Parthie und zwar mit vieler Aufmerksamkeit und Bedächtigkeit; er spielte kein Gambit mehr, sondern versuchte es lieber mit einer ganz sachten Parthie. Er bemerkte bald, daß diese Art Spiel dem Teufel nicht gefalle. — Mein Großvater spielte mit einer außerordentlichen Vorsicht, er beeilte sich nicht anzugreifen, sondern suchte lieber seine Bauern im Centrum zusammenzuhalten, was ihm auch sehr gut gelang, indem er nun das Spiel seines höllischen Gegners sehr beengte. Er sah jetzt, wie diese Beengung dem Afrikaner unerträglich wurde, wie dieser bald rechts, bald links einen schwachen Punkt suchte, um die Reihen meines Großvaters zu durchbrechen. Aber dessen Centrum stand fest; er begann sogar auf seinem rechten Flügel mit sicherem, festen Fuße vorzumarschiren; sein König marschirte gleich Karl XII. voraus. Der Afrikaner schob währenddem wie ein Rasender seine Bauern vorwärts; experte einen bald hier, bald da; in der Oeffnung, einen von ihnen, kostr es, was es wolle, zur Dame zu bringen. Aber mein Großvater bangte allem vor, vertheidigte alles gleich gut, und da er den Teufel auf jeden Fall der Möglichkeit des Gewinnens berauben wollte, so entschloß er sich für die zwei letzten Bauern seines schwarzen Antagonisten ein Roß zu opfern. Vierzig Züge waren so von beiden Seiten gemacht worden und noch immer hatte mein Großvater das bessere Spiel oder glaubte es wenigstens zu haben.

Beim einundvierzigsten Zuge verlor er unglücklicher Weise einen Thurm; seine Stellung wurde jetzt kritisch.

Man sehe hier die Stellung der Parthie nach diesem Zuge:

Schwarz.



Weiß.

*) Um den mit den russischen Gebräuchen Unvertrauten das Begreifen des hier Erzählten leichter zu machen, wollen wir ihnen bemerken, daß das russische Volk während der zwei Wochen von Weihnachten zu drei Könige sich eines gewissen Glaubens an Geister und Hexereien nicht erwehren kann. Man kaufte an diese kurze Zeitperiode, besonders an den Dreikönigsabend einen geheimnißvollen, bizarren Stand; und der Gebrauch erlaubt sogar Verkleidungen und Mystifikationen aller Art, besonders unter Fremden; die Masken durchlaufen die Straßen und haben das Recht nach Willkühr selbst in fremde Häuser zu dringen.

Digitized by Google

Die Schwarzen hatten keine einzige Figur weniger; mein Großvater hingegen gar keinen Thurm und ein Roß weniger. Seine ganze Hoffnung beruhte auf seinen Bauern und auf der schwierigen Lage des feindlichen Königes. Nebenbei war auch einer der schwarzen Thürme zu nehmen und des Afrikaners Dame war aus dem Spiel gebracht. Der Zug war an meinem Großvater.

„Aber sagen Sie mir nur, Großvater! wie und durch welchen Zufall kam Ihr König so weit vor?"

„Das, mein Lieber! will ich dir sogleich erklären. Nachdem ich meine Bauern im Centrum fest mit einander verbunden hatte, rochirte ich nach rechts, stellte meinen König auf das zweite Feld des Königsthurmes und nahm, als mein Gegner alle seine Bauern auf mich hetzte, selbe mit meinem Könige der Art weg, daß ich mit meinem Könige nach und nach bis auf das siebente Thurmfeld rückte. Meine Stellung war blos scheinbar schlecht — ich stand sicher, glaubte es wenigstens und hielt mein Spiel für besser. — Der Zug war nun an mir. Was glaubst du wohl, war jetzt zu thun? Ich war anfangs gesinnt den Thurm zu nehmen, bemerkte aber nur allzubald, daß im Falle eines Tausches seine Dame nothwendiger Weise in's Spiel kommen müsse — weil dann der Läufer und das Roß ihn nicht mehr daran hinderten — und daß in einem solchen Falle meine Parthie absolut verloren ginge. Ich entschloß mich daher für einen Zug, der sogar den Teufel außer Fassung brachte."

„Lassen Sie mich diesen merkwürdigen Zug sehen, ich bitte Sie; ich sehe nicht, was da zu machen ist."

„Recht gerne," sprach mein Großvater in feierlichem Tone; ich schob den Bauer des König's-Neffes vor. Sieh' nun, wie ich eigentlich berechnete. Nahm er meinen Läufer mit seinem Ritter, so nahm ich den Ritter mit meinem Bauer, meiner Dame war der Weg zum feindlichen Könige offen und er mußte dann unterliegen, mein Neffbauer drückt ihn todt. — Nahm er meinen Läufer nicht mit seinem Neffe, so sah ich kein Mittel, durch das er den tödtlichen Angriff dieses Bauers abwehren oder sich vor der Dame retten konnte, die des Bauers Platz in dem Falle einnahm, daß er von dem schwarzen Läufer genommen wurde."

Man muß in der That gestehen, daß dieser Zug ein ausgezeichneter war.

„Das Resultat," fuhr mein Großvater fort, „war sehr unerwartet. Der Afrikaner begann nachzudenken, that als zähle er etwas an den Fingern ab und sprach endlich ganz ruhig: „Du wirst unfehlbar in zweiundzwanzig Zügen matt!" Er hob zugleich sein Roß, das auf dem dritten Felde seines Thurmes stand und bedrohte damit meinen Königsläufer auf dem fünften Felde, hielt aber auf einmal inne und schien mit dem Nehmen des Läufers zögern zu wollen. Da sagte ich: „Du schwetzest, mein Lieber! Wer hat je ein Matt auf zweiundzwanzig Züge angekündiget? Das ist ja eine ganze Bar bie! Vor der Hand wirst du die Güte haben meinen Läufer mit deinem Neffe zu nehmen: denn wir haben ein Gesetz, das da sagt: Der berührte Stein muß ziehen, und muß auch genommen werden; ein Gesetz, das auch von Philidor angenommen und bestätigt wurde. Züge zurück zu nehmen ist hier nicht erlaubt. Wir werden übrigens sehen, wie du dem Matt entgehen wirst."

Der Teufel brach bei diesen Worten in ein so schallendes Gelächter aus, daß ich zu fühlen wähnte, wie das ganze Haus erzitterte. Er nahm meinen Läufer mit seinem Ritter und führte mich zu meinem unbeschreiblichen Erstaunen, Zug für Zug, zu einem Matt von zweiundzwanzig Zügen*).

„Du hast diese Parthie gut gespielt. Da hast du ein Andenken," sprach jetzt der Afrikaner, indem er einen eisernen Ring vom Finger zog und mir ihn an den Finger steckte. Die Hände des Afrikaners waren warm, wie glühendes Eisen. Einen Augenblick darauf war er verschwunden. Jesef stand hinter dem Sessel und schnarchte, den Kopf auf die Hände gestützt. Ich blieb ganz starr vor Entsetzen. Mein Blick war unbeweglich auf das Schachbret gerichtet und auf das Matt, das ich so eben erhalten. Ich starrte noch lange darauf hin und das dämmernde Morgenlicht fand mich noch in dieser Stellung."

Mein Großvater hatte damals Wort gehalten und weder durch drei nach einander folgende Jahre Schach gespielt, noch vor Ablauf der dreißig Jahre ein Wort von dieser Begebenheit fallen lassen. Er vergaß den Afrikaner nie und doch hätte er, wenn der eiserne Ring nicht gewesen wäre, das Ganze für einen Traum gehalten.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 31.

Weiß.	Schwarz.
Roß von D 2 — C 4.	Bauer von F 7 — F 6.
Läufer von F 5 — H 4.	Bauer den G 6 — G 5.
König von D 3 — C 2	König von D 5 — C 4.
Läufer von H 4 — E 6 matt.	

*) Wie dieses Matt herauszubringen ist, dies wegen unsere Schachfreunde selbst entrathseln. Für diejenigen, welche es nicht errathen, diene die Bemerkung zum Trosse, daß wir die Lösung im nächsten Hefte bringen. Wir geben übrigens die feste Versicherung, daß hier die allen bekannten Zügen des Weißen das Matt unausweichlich nur von einem Denk- oder Combinationsfehler gar keine Rede ist.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 32.

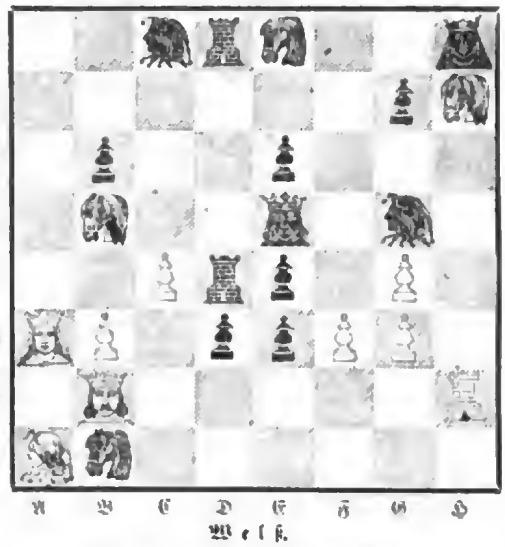
Weiß.	Schwarz.
Dame von H 6 — G 1 †	König von F 1 — E 2.
König von E 1 — D 2.	Bauer „ „ G 6 — G 5.
Thurm von A 4 — A 1.	„ „ G 5 — G 4.
Läufer von A 1 — C 3.	„ „ G 4 — G 3.
Thurm von A 1 — A 5.	„ „ G 6 — F 5.
Thurm von C 2 — C 3.	„ „ F 5 — E 4.
Dame von G 1 — D 1.	„ „ E 4 — G 3 matt.

Schach-Aufgabe Nro. 33.

Von Herrn J. Bär in Neubidschow.

Weiß hat den Zug und gibt Schwarz in fünf Zügen matt. Diese Aufgabe ist schon ihres praktischen Nutzens halber zu empfehlen. Der Aufgeber gibt uns hier eine bisnahe noch vollständige Parthie zum Besten, aus der um einen Thurm und Läufer starken Gegner in so wenig Zügen matt machen. Schwarz scheint allerdings etwas gedrängt zu stehen; aber gibt ihm nur einige Züge Zeit und er will schon dann seine Flügel getrauen; darum also, meine Schachfreunde! frisch daran, packt den Feind, wo er am schwächsten ist, und habt Ihr das Matt getroffen, so wird es Euch sicher nicht gereuen; es ist eben so tief gedacht, als scharfsinnig.

Schwarz.



Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 34.

Schach-Caprice von Herrn J. Bär aus Neubidschow.

Der Herr Aufgeber hat die sonderbare Caprice: Weiß mit Schwarz in sieben Zügen matt setzen, ohne einen Stein des Schwarzen zu nehmen. Weiß zieht natürlich an. Wer geistreiche diese Problem ist, kann nur der ermessen, der es löst. Wir wünschen übrigens allen unseren Schachfreunden, solche Capricen zu haben.

Schwarz.

Weiß.

Digitized by Google

Caricaturen aus der Theaterwelt.

Johanna von Montfaucon.

Eine rührende Tragödie.

Personen:

Adalbert, Ritter von Eſtavajel;

ein guter Kerl, der Niemand beleidigt, ſich alles thun läßt und bei einer Priſe Tabak alle erlittenen Beſchimpfungen vergißt. Den langen Zopf hat ihm ſeine Frau angehängt.

Johanna von Montfaucon,

Adalberts Frau;

ein beades Weib, die hin und wieder Anfälle von Hereismus hat. Der ihr zur Seite ſtehende hoffnungsvolle Sprößling ihrere Ehe denkt ſich etwas — was, wiſſen die Götter.

Intriguant Nro. 1.

Ritter Lafarra.

Er iſt als Pilger verkleidet, um Johanna, in die er verliebt iſt, zu ſehen, zu ſprechen. Welche grimmige Liebe! wie ſich der Schnurbart krampfhaft zuſammenballt, wie ſich der Zopf emporſträubt. Gott! jetzt iſt der Mann noch verkleidet, wenn der einmal anfangen wird, wie wird es da zugehen?!

Intriguant Nro. 2.

Ritter Hugo von Montenach.

Eigentlich kein Intriguant, ſondern blos ein ganz ordinärer ſchlechter Menſch, der, nebenbei geſagt, gerne in's Glas guckt. Der Verlauf der Begebenheiten wird uns mit dieſem Kerl näher vertraut machen.

Ein alter Eremit.

Hat im Stücke gar nichts zu thun, als zu beten, zu weinen und zu plappern.

Intriguant Nro. 3.

Der alte Guntram.

Gott! was iſt der Mann für ein Genie. Er iſt krumm, bucklig und kurzſichtig und iſt doch eine der Haupttriebfedern des Stückes! Er iſt aber auch ein verfluchter Kerl! Sein Wahlſpruch iſt: Nur Böſes!

Der junge Liebhaber

Philipp von Montenach,

Hugo's Sohn.

Er iſt ganz ſittig in Hildegarde, Guntram's Tochter, verliebt, aber ſchreckliches Mißgeſchick! die unſchuldige Liebe wird bedroht; ſie weiß gar nicht, weſſen ſie ſich zuerſt erwehren ſoll. Der alte Guntram ſagt: ſeine Hildegarde ſei nicht für den jungen Gelbſchnabel gewachſen, und Hugo von Montenach ſagt: er gedenke ſeinem Sohne etwas anderes, als ſo ein Gänschen zu geben. Philipp iſt natürlich in einer permanenten Verzweiflung; man ſieht dies an ſeiner Stellung.

Hildegarde,

des alten Guntram's Tochter.

Sie thut gar nichts, legt die Hände in den Schoos und denkt ſich: was Gott gibt, iſt gut; wenn ich nur einen Mann kriege; alles Andere iſt mir egal.

Scherz-Charade von Anton Hawelka.

Im Gaſthauſe zum blauen Strumpf
War einſt der Bauer Steffen
Mit ſeinen beiden Neffen;
Sie ſpielten brav, doch ohne Trumpf.
Verloren war nun all' ſein Geld.
„Oeda!" ſchrie er, „bei aller Welt!

Sehr ſchnell die Erſte — Zweite — Dritte! —"
Sogleich ſprang ohne fern're Bitte
Die Erſte hin zum Schrank und langt
Es Steffen dar, ee freundlich dankt.
In einer Ecke ſaß ein Mann
Mit feinen Kleidern angethan;

Ee wundert ſich ſo viel,
Daß hier beim Kartenſpiel
Steffen in dem Leinwandkitt'l,
Ohne feen'ee Art und Sitte
Durch die Erſte, Zweite, Dritte,
Das Ganze nennt als ſeinen Titel.

Die Auflöſung folgt im nächſten Hefte.

Digitized by Google

Der grüne Teich.

Böhmische Sage von Wilhelm Wolfner.

Was schlägt die Welle am grünen Damm?
Was scheeln die Unke im tiefen Schlamm?
Was senkt die Weide das grüne Haar?
Was tanzt im Mondschein die Nixenschaar?
Das Kind sitzt weinend am grünen Teich,
Das Aug' voll Thränen, die Wangen bleich.
„Da nimm mein Lämmchen, Du grüner Mann!
Gib mir die Mutter, die gute, dann!"
„„Ich mag Dein Lamm nicht, Du Söhnlein gut!
Die Mutter ruht in grüner Flut,
Und willst Du wie mir zur Mutter zieh'n,
So fasse nur an dies Bändchen grün!""
Das Bändchen schimmert im weißen Sand,
Das Knäblein faßt es mit zager Hand;
Da zieht's hinab ihn in's grüne Reich —
Er fand die Mutter im grünen Teich!
Die Wellen läuten den Todtenklang,
Die Unken singen den Todtensang,
Die Weiden winden den Todtenkranz,
Die Nixen tanzen den Todtentanz!

Der überlistete Bürgermeister.

Eine humoristische Erzählung aus den Werbezeiten, von A. von Schaden.

Der Kaufmann Kurtz in Oberdingen, einer am Oberrhein liegenden Stadt, war in seinem Leben stets ein komischer Kauz mit seltsamen Einfällen gewesen, und hatte dieses in seinem noch seltsameren Testamente, was 11 Tage nach seinem Tode eröffnet wurde, verbrieft.

Er war zu Lebzeiten ein echter Reichsbürger den altem Schrott und Korn, der das Rathskollegium, dessen Mitglied er eine Reihe von Jahren hindurch gewesen war, höher, als das Reichskammergericht in Wetzlar schätzte, und hinterließ sein bedeutendes Vermögen einer einzigen Tochter, der 17jährigen Marie.

Diese übertraf an Schönheit, Herzensgüte und Klugheit alle übrigen Mädchen des Städtchens, denn sie war nach dem frühzeitigen Tode ihrer Mutter durch eine würdige und vielgeliebte Tante, welche das Hauswesen des Schwagers übernommen hatte, erzogen worden.

Nach der letzten Anordnung des Vaters, blieb nach seinem Tode Alles beim Alten. Nichte und Tante sollten sich nie trennen, die Handlung wurde von einem alten treuen Buchhalter, der gewisse Prozente erhielt, bis zu Mariens einstiger Verheirathung fortgesetzt, aber für den Fall eines Unglückes 100,000 Gulden in einer englischen Bank niedergelegt.

Der schönen reichen Erbin konnte es daher nicht an Liebhabern und Verehrern fehlen, allein ihr Herz fühlte sich zu Keinem hingezogen, und der Gedanke zu heirathen war sehr weit von ihr entfernt, überdem, da sie sich im Kreise ihrer Gespielin und der lieben Tante viel zu glücklich und unabhängig fühlte, um diese Freiheit einem Manne zu Liebe sobald aufopfern zu sollen.

Beinahe alle Staaten, und namentlich der Preußische, hatten zu dieser Zeit in allen Ecken und Enden des lieben deutschen Vaterlandes Werbeoffiziere, um für die Armee, welche zum Theile aus Fremden bestand, große, schöne Leute unter seine Fahnen zu locken.

Auch in Oberdingen lag seit einer Reihe von Jahren ein solches Werbekommando, und brachte dem Städtchen bedeutende Summen ein.

Vor Kurzem war der bisher hier stationirte Offizier durch den Lieutenant von Holder abgelöst worden, und der Zufall wollte es, daß Tante Hellborn, die Wittwe eines im bairischen Erbfolgekriege gebliebenen preußischen Staabskapitains, in dem angekommenen Werbeoffizier den Sohn einer sehr geliebten Jugendfreundin und Verwandtin wiedererkannte, was denn die Veranlassung gab, daß dieser die Erlaubniß erhielt, dann und wann einen Besuch machen zu dürfen.

Holder war ein sehr gebildeter Mann, der, was damaliger Zeit

Digitized by Google

etwas sehr seltenes war, die Universität besucht hatte, daher mehr Kenntnisse und Bildung besaß, als der größte Theil der Herren Kameraden.

Diese Bildung, sein feines Benehmen und sein angenehmes Äußere verschafften ihm bald Zutritt in den angesehendsten Häusern der Stadt, und hier war es, wo er die Tante Hellborn und die schöne Marie kennen lernte.

Aus dieser Bekanntschaft und durch wiederholte Besuche entstand nach und nach eine freundliche Zuneigung zwischen den beiden jungen Leuten, und endlich, trotz der Grundsätze Mariechens, eine herzliche Liebe.

Zu spät entdeckte die gute Tante dieses Verständniß. Wenn sie auch im Stillen damit einverstanden war, und ihrer Marie keinen andern Gemal wünschte, als den Vetter Heinrich, so stießen ihr doch gar manche Bedenklichkeiten auf, und namentlich war die vertrakte Testamentsklausel, welche ausdrücklich besagte:

„— daß Marien zwar die Wahl eines Gatten unbeschränkt zustehe, allein dieser ein in der Stadt ansässiger Mann von unbescholtenem Rufe sein, und die Wahl vom ganzen Magistratskollegio genehmiget werden müsse. Im Falle aber Marie gegen diesen letzten Willen des Vaters handle, lautete der Nachsatz, so soll das Vermögen milden Stiftungen, die nun alle benannt wurden, zufallen, und die Tochter nur das Pflichtheil erhalten —"

ein gewaltiger Stein des Anstoßes.

Heinrich war aber aus Westphalen, und besaß in der Stadt nicht eine Handbreite Erde, welche er die Seinige nennen konnte, ob er gleich im Vaterlande dereinst ein schönes Rittergut von seinem kinderlosen Oheime zu erwarten hatte.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, liebes Tantchen!" meinte der Lieutenant, da Frau von Hellborn eines Tages, als die jungen Leute im traulichen Gespräche neben einander saßen, mit einer warnenden Stimme dazwischen trat, und der Testamentsklausel erwähnte, „so kann man ihr ja in Allem entsprechen. Ein Häuschen, welches zu verkaufen ist, wird wohl ausfindig zu machen sein, dann bin ich ansässig. Und daß mir die alten Perücken im Rathe ihr votum nicht verweigern werden, dessen glaube ich versichert zu sein. Übrigens habe ich die Zusicherung, binnen einem Jahre Hauptmann im Generalquartiermeisterstaabe zu werden, in der Tasche, wer will also gegen meine Person etwas einwenden?"

„Nun, nun, lieber Vetter!" warnte die gute Tante, „seien Sie ihrer Sache nicht zu gewiß. Ich fürchte, daß man gegen Sie sehr viel einzuwenden haben wird. Sie kennen den Bürgermeister noch nicht, der, wie ich ein Vögelchen habe pfeifen hören, ganz andere Absichten mit Mariechen hat. Darum rathe ich, hübsch behutsam und vorsichtig ganz im Geheimen zu operiren, damit kein unverhoffter Querstrich dazwischen kommt. Übrigens," schloß sie, „besuchen Sie uns nicht mehr so oft, und wenn es geschieht, kommen Sie durch die Hinterthüre. Auch haben Sie in Gesellschaften stets Achtung auf Ihre Blicke und Ihr Benehmen gegen Mariechen."

Diese stimmte dem weisen Rathe der Tante bei, und der Lieutenant versprach, Alles nach ihrem Willen zu thun.

Die Tante hatte ganz Recht.

Der Herr Bürgermeister Kaspar Salomon Cyprian Polikarpus, hatte schon bei Lebzeiten des alten Kurtz dahin spekulirt, daß sein einziger Sprößling Benjamin Thadäus, welcher in Heidelberg, in Jena, in Halle und Gott weiß wo noch, die Gelehrsamkeit scheffelweise zu erringen strebte, bis jetzt aber kein Mäschen davon in dem freireichsstädtischen Grützkopfe hatte, die schöne Marie mit ihrer Handlung und ihren 100000 Gulden heimführen solle. Durch seine Einflüsterungen war es auch geschehen, daß der alte Kurtz die sonderbare Testamentsklausel machte, und er hätte es gerne noch dahin gebracht, daß er zum Vormund bestimmt werden wäre und Marie einen ihr vom Rathe und ihm auserkiesenen Gemal hätte nehmen müssen. Allein, hier scheiterte sein Plänchen. Der Vormund war schon ernannt.

„Schadet nichts," tröstete er sich, „der Rath und der Apotheker müssen tanzen wie ich pfeife, und ohne meine Einwilligung soll sich Marie nicht verheirathen. Ehe werde ich ein französischer Tambour bei dem Lumpengesindel da drüben."

Das war allemal der Refrain, wenn er etwas ganz ernstlich Jemanden versicherte.

Herr Cyprianus Polikarpus war aber auch ein Consul, der die Stadt zu regieren wußte.

Sein stets ernstes, fast finsteres Gesicht gab ihm eine Würde, eine Höhe, vor der die Rathsherrn und die Bürger zitterten. Strenge Gerechtigkeit war sein Motto, was er stets im Munde führte, von dem aber sein Herz kein Wort wußte, wenn sein besonderes Interesse im Spiele war. Dabei führte er ein haarscharfes Regiment, und Alles riß demüthig Mütze und Hut vom Kopfe, wenn sich der Herr Bürgermeister, mit dem wohlgenährten Bauche, in der gewaltigen Alongeperücke, im braunen, mit gelber Seide gestickten Rocke, schwarzseidenen Modesten und Strümpfen, und dem großen spanischen Rohre in der Hand, gefolgt von seinem Liktor, dem alten Rathsdiener Claaser sehen ließ.

Dabei war er ein abgesagter Feind aller Soldaten, am Meisten aber haßte er die Franzosen, welche am andern Ufer des Rheins ihr Wesen trieben. Im Weichbilde der Stadt durfte sich daher kein Franzose sehen lassen. Sein größter Fluch war daher: „ich wollte, daß du ein französischer Tambour werden müßtest." Gerne hätte er auch das preußische Werbekommando aus der Stadt verdrängt, allein hier war seine Macht gescheitert, da ein altes Recht und Übereinkommen dasselbe schützte.

„Ei, daß du ein französischer Trommelschläger würdest!" fuhr Herr Polykarpus eines Morgens wüthend auf, als ihm sein Factotum, der Rathsdiener Claaser unter andern Stadtneuigkeiten meldete, daß er gestern Abends den Werbeoffizier mit der Jungfer — Mademoiselle durfte kein Mensch in seiner Gegenwart sagen — Marie Kurtz ganz vertraulich, Arm in Arm, in den Weinbergen habe gehen sehen.

„Hat er auch recht gesehen?" fragte der Consul.

„Werde doch wohl, Ew. Gestrengen! Kenne ja den Offizier zu genau."

„Das wäre ja ganz abscheulich!" brummte der Consul und befahl, den Vormund der Jungfer Kurtz sogleich anhero zu bescheiden.

Dieser erschien in submissester Devotion, und unwillig fuhr ihn der Bürgermeister an: „Hört, Herr Becher! ich muß Euch mit dem größten Mißfallen bemerkbar machen, daß Ihr euer Amt als Vormund der Maria Kurtz schlecht verwaltet."

„Wie so?" fragte der überraschte Rathsherr.

„Darum," fuhren Se. Gestrengen auf, weil Ihr nicht einmal wißt, daß der Werbeoffizier bei Eurem Mündel aus und eingeht, und sie sogar spazieren führt. Wozu soll das führen?"

„Das ist mir ganz neu!" replizirte unterthänigst der Apotheker. „Leider," fuhr er entschuldigend fort, „habe ich, seitdem mein Provisor zu den Franzosen gegangen ist, so viel in meiner Apotheke zu thun, daß ich unmöglich das Mädchen hüten kann. Aber die Muhme —"

„Ach! die Muhme, diese Ausländerin! diese Preußin, welche sich ihres Adels wegen höher zu stehen dünkt, als die Frau eines freien Reichsbürgers, und die ihrem Landsmanne eher das Mädchen zuwenden möchte, als Einen von unsern jungen Leuten. Der Sache muß bei Zeiten gesteuert werden," schloß er, „da ich für die Marie Kurtz eine bessere und anständigere Partie habe."

„Ich werde sogleich hingehen," versicherte der devote Apotheker, „und ein Wort hineinsprechen, obgleich das Testament —"

„Pipel, Papel!" unterbrach ihn der Consul. „Solch ein Lieutenant ist ein verwegener Bursche, und kümmert sich wenig um ein Testament. Er trotzt uns das Mädchen allenfalls mit Gewalt ab, und wir haben das Nachsehen. Die Sache muß feiner eingefädelt werden."

Und nun wurde ein Plänchen verabredet, was die Liebenden trennen, Marien von der guten Tante entfernen, und ganz in die Hände des Bürgermeisters bringen sollte.

„Und wenn das nicht gelingt," schloß, sich freudig die Hände

Digitized by Google

reibend, Herr Polykarpus, „so will ich sogleich französischer Trommelschläger da drüben werden, und auf meine alten Tage noch die Spitzbubensprache lernen.“

So waren einige Tage verflossen; da meldete Claaser, welcher nichts Anderes zu thun hatte, als alle Neuigkeiten, welche in der Stadt vorfielen, höhern Orts zu berichten, daß der Bäcker Nikel sein Haus an den Werbeoffizier verkaufen wolle.

„Ei, da soll —“ rief der erzürnte Omnipotenz, und ein gewaltiger Fluch entfuhr dem halb zahnlosen Munde, indem nur noch einige schwarze Palissaden standen; „also domiciliren will sich der Mensch? Nun und nimmermehr, und eher will ich französischer Trommelschläger werden, als dieses zugeben. Rufe er sogleich den Nikel!“ befahl er, unruhig im Zimmer auf und abgehend, und dann und wann mit dem Fuße aufstampfend.

„Warum will er sein Haus verkaufen?“ fuhr er bitterböse den eintretenden Bäcker an.

„Ach ich muß wohl, Ew. Gestrengen,“ entgegnete dieser erschrocken, „und da mir gerade ein guter Preis geboten wird —“

„So!“ unterbrach ihn der Gestrenge, „und das gelöste Geld vertun, dann aber der Stadt zur Last fallen. Nichts da, ich verbiete es ihm.“

„Aber Ew. Gestrengen!“ erwiederte demüthig der Bäcker, „ich muß das Haus doch über Kurz oder Lang verkaufen, denn ich werde ja von allen Seiten gedrängt und gequält, wie Ew. Gestrengen selbst wissen. So viel aber bekomme ich im Leben nicht mehr für die alte Baracke wieder, wie mir jetzt geboten wird.“

„Dummes Zeug!“ brummte der Consul, „hätte er bei Zeiten seine Sachen zu Rath gehalten, so wäre er jetzt nicht in der Verlegenheit sein Haus verkaufen zu müssen. Aber weiß er dann auch, ob der Blaurock bezahlen kann? he!“

„O ja, Ew. Gestrengen!“ erwiederte Nikel: „Er zahlt binnen acht Wochen 1500 Gulden. Die andern 500 Gulden bekomme ich nach der Uebernahme des Hauses. Hier gibt mir kein Mensch 1000 Gulden für das Haus.“

Lange sann Polykarpus her und hin, weder der arme preußische Schlucker das Geld nehmen sollte. Dem Buchhalter und dem Vormunde war bei der strengsten Strafe befohlen, auf Mariens Ordre keinen Kreuzer verabfolgen zu lassen. Endlich hatte er es ergrübelt.

„Gut denn,“ wandte er sich an den Bäcker; „aber bevor ihr den Contrakt abschließt, so trage er darauf an, daß der Käufer sogleich die ganze Summe beim Rathe deponire. Kann er das nicht, so werde ich ihm einen bessern Käufer zuweisen. Jedoch befehle ich ihm bei meinem höchsten Zorne, daß er keinem Menschen das Geringste von dieser Unterredung sagt. Thut er dieses nicht, so werde ich den Verkauf hintertreiben.“

Holder hatte, wie der geneigte Leser gesehen hat, sogleich Anstalten zum Kaufe eines Hauses gemacht, um einen Theil des Testamentes zu erfüllen, auch an seinen Oheim geschrieben, ihm die 2000 Gulden einstweilen vorzuschießen. Der Antrag des Bäckers kam ihm daher gerade zur ungelegendsten Zeit und ganz unerwartet. Er besaß zwar eine bedeutende Werbekasse, allein dieses war ein unverletzbares Heiligthum, und bis er das Geld vom Oheim bekam, könnte eine geraume Zeit verfließen. Dies machte ihn ganz mißmuthig, überdem da der Bäcker es sich hatte merken lassen, daß er schon einen andern Käufer im Vorschlag habe.

Tante Hellborn war eine zu kluge Dame, um nicht aus seiner Mißlaune und seinem plötzlichen Schweigen über den projektirten Handel, den wahren Grund sogleich zu errathen. Sie drang so lange in ihn, bis er ihr erzählte, der Bäcker wolle nicht eher von dem Kaufe etwas wissen, bis die ganze Kaufsumme beim Rathe deponirt sei, daß er hierüber mit seinem Freunde dem Advokaten Renner gesprochen, dieser aber achselzuckend versichert habe, wie er für den Augenblick nicht 200, geschweige denn 2000 Gulden auftreiben könne.

„Nun, wenn es weiter nichts ist!“ sprach jetzt Tantchen, wie verbin der Lieutenant, holte eine Cassette aus dem Schlafzimmer und zählte 2000 Gulden hin.

„Da nehmen Sie, lieber Heinrich!“ bat sie, „und wenn der Oheim das Geld sendet, so geben Sie mir es wieder.“

Holder trug doch Bedenken. Es war vielleicht der Sparpfennig des guten Tantchens. Doch ihr und Mariens Zureden beschwichtigte seine Bedenklichkeit. Er nahm das Geld, trug es zu Freund Renner, dieser deponirte es nach des Verkäufers Verlangen, und drang nun auf die Vollziehung des Kaufes.

Aber Hindernisse über Hindernisse stellten sich diesem entgegen. Der Bürgermeister rieb sich vergnügt die Hände, und flüsterte: „Den haben wir in der Falle.“

Zum Überflusse vertraute eines Tages Tante Hellborn dem Vetter, daß der Vormund Apotheker da gewesen sei, sich höchst mißfällig über den Umgang Mariens mit ihm geäußert, sogar davon gesprochen habe, wenn dieser Umgang nicht unterbleibe, seine Mündel unter besondere Obhut in sein Haus zu nehmen, und schließlich von einer projektirten andern Heirath etwas habe fallen lassen.

„Die Sachen stehen also schlimm, lieber Heinrich!“ meinte sie, „und wenn ich nicht irre, so trägt der Bürgermeister an Allem Schuld, indem er die Absicht hat, seinen Sohn, der nächstens von der Universität zurückkommt, mit Mariechen zu verheirathen. Drum rathe ich, spannen Sie jetzt alle Sengel auf, um der Intrigue zuvorzukommen.“

Holder eilte sogleich zum Apotheker, erklärte ihm ohne Umschweife, daß er Marien heirathen wolle, versicherte, daß er die seltsame Testamentsklausel kenne, und um dieser zu entsprechen, das Haus des Bäckers Nikel im Handel habe, hierdurch Bürger und Ansässiger in Oberdingen werde, und bat schließlich um seine Einwilligung und weitere Verwendung, da man hoffentlich gegen seine Person nichts einzuwenden haben werde.

Das Männchen wand sich wie ein Aal, versicherte, daß er für seine Person, im Falle der Herr Lieutenant nachweisen könnten, daß sie im Stande seien, dero künftige Frau Liebste anständig zu unterhalten, nichts gegen die hochverehrte Person habe, jedoch seine Einwilligung nicht allein zureichend sei, indem das ganze Rathskollegium einstimmig consentiren müsse.

„Schließlich aber erlaube ich mir noch die gehorsame Bemerkung,“ fügte er hinzu, „wie der Besitz eines Grundstückes hierorts nicht allein zu einer Verbindung mit meinem Mündel hinreichend, sondern damit zugleich gemeint ist, daß der künftige Gatte Mariens auch hier im Orte wohnen muß, und da der Herr Lieutenant als Soldat, der jede Minute abberufen werden könne —“

„O dafür kann ich jede Minute meinen Abschied nehmen!“ unterbrach ihn Holder. „Nun aber fordre ich Sie auf, mir mit Ihrem Ehrenworte die Versicherung zu geben, daß Sie ihre Einwilligung mir nicht versagen wollen.“

„Ganz und gar nicht, mein bester Herr Lieutenant!“ erwiederte der in die Enge getriebene Apotheker, und war froh und vergnügt, als Jener ihn verließ, um zu den andern Rathsherren zu gehen, wo er aber mit der größten Artigkeit eben so abgefertigt wurde.

Auch beim Bürgermeister ging es ihm um kein Haar besser. „Nur,“ fügte dieser noch hinzu, „finden sich im Testamente noch einige Paragraphen, die erst im Collegio in Berathung gezogen werden müssen.“

„Und die wären?“ fragte Holder verwundert.

„Kann damit für den Augenblick nicht dienen,“ erwiederte der Consul, „sollen aber davon des Baldigen unterrichtet werden.“ Damit hatte der Lieutenant seinen Bescheid.

Diese Berathung geschah schon am dritten Tage, allein nicht zu Holders Vortheil.

„Nur wenn dieser — dieser Blaurock,“ schloß der Bürgermeister seinen langen Vortrag, „der die schöne Erbschaft des Mädchens unserer guten Stadt entfremden will, eine schriftliche Einwilligung mit meiner Namensunterschrift versehen vorzeigen kann, dann ihr Herren mögt ihr machen was ihr wollt. Aber merkt wohl auf, dieses ist eben so unmöglich, als daß ich französischer Trommelschläger werde!“ fügte er

Digitized by Google

lächelnd hinzu, und band dem Vormunde die größte Aufmerksamkeit für das Mädchen ein.

„Nun, lange fellt Ihr diese Beschwerde nicht haben," tröstete er den einen schweren Seufzer ausstoßenden Apotheker, mit einer geheimnißvollen Miene, „es kann sich im Kurzen gar Manches ändern."

Zu Holders größter Überraschung traten eines Morgens der Hauptmann von Schleerbach und der Regiments-quartiermeister seines 30 Meilen entfernten Regimentes in sein Zimmer.

Mit finsterer Miene boten ihm Beide, kalt und abgemessen, einen guten Morgen.

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?" fragte der Lieutenant.

„Wir kommen, Eins in's Andere, in einem höchst unangenehmen Auftrage," erwiederte der Capitain. „Das Regimentskommando sendet uns, Eins in's Andere, um Ihre Kasse zu untersuchen, hoffentlich wird sie sich Eins in's Andere im genügenden Zustande finden lassen."

„Allerdings;" versicherte Holder. „Belieben Sie mir in mein Schlafzimmer zu folgen, wo die Kasse steht. Hier sind die Schlüssel. Die Bücher liegen bei dem Gelde."

Der Hauptmann öffnete, der Regiments-quartiermeister rechnete, summirte, sah die Beläge nach, zog das Facit, durchschoß die Gelder, und fand, daß Alles bis auf den Pfennig stimme.

„In der größten Ordnung, Herr Hauptmann!" wandte er sich an diesen. „Wir sind in den April geschickt worden."

„Freuet mich, freuet mich, Eins in's Andere, herzlich!" rief der alte Herr, Holder an seine Brust ziehend. „Ich konnte es auch nicht glauben, daß —"

„Was konnten Sie nicht glauben?" unterbrach ihn der Lieutenant.

„Nun, daß Sie die Kasse, Eins in's Andere, angegriffen hätten, um hier ein Haus zu kaufen und ein Mädchen Eins in's Andere zu heirathen."

„Daß ich ein Haus kaufen, und ein sehr geliebtes Mädchen von hier zu meiner Gattin machen will, ist wahr," sprach lächelnd Holder; „daß ich aber die Kasse zu diesem Behufe angegriffen habe, ist, wie Sie gesehen haben, eine Verleumdung, und ich muß bitten, mir den Schurken zu nennen, welcher —"

„Ja, Freund, hätte er Eins in's Andere seinen Namen unterschrieben," fiel ihm der Hauptmann in die Rede, „so würde ich ihm Eins in's Andere sagen, und ihn züchteln. Allein das Schandgeschreibsel ist ohne Namensunterschrift. Ich sagte es dem Generalen, Eins in's Andere gleich, daß es eine nichtswürdige Verleumdung und Eins in's Andere sein könne, allein Sie kennen ja den alten hitzigen Mann!"

„So muß ich Sie wenigstens bitten, mir das Schreiben zur Ansicht zu überlassen, vielleicht daß ich den Briefsteller durch seine Handschrift kennen lerne."

„Herzlich gerne," willigte der Hauptmann ein; doch sie war augenscheinlich verstellt.

„Freund Renner wird vielleicht Aufschluß geben können," meinte Holder, und bat die Herren, ihm zu folgen.

Der Advokat las die abscheuliche Anschuldigung, schüttelte mit dem Kopfe, holte mehrere Papiere herbei, verglich und verglich, konnte aber nichts Gewisses herausbekommen.

„Meiner Ansicht nach," meinte er, „ist dieses die verstellte Handschrift des Bürgermeisters, und aus dem, was er vor einiger Zeit in der Rathssitzung äußerte, möchte ich den Schluß ziehen, daß er der Verfasser ist. Allein beweisen kann man nichts, da selbst das Siegel, welches ein mir ganz unbekanntes Wappen trägt, nicht das seinige ist. Jedoch kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht —"

Aber Holder konnte sich gar nicht zufrieden geben, und schwor dem Verfasser Rache. Lieber wäre er sogleich zu dem verleumderischen Bürgermeister hingeeilt, wenn ihn nicht der Advokat und der Hauptmann abgehalten hätten.

Bei einem Glase Wein erzählte er nun diesem Alles, was hier vorgefallen war, machte ihn mit dem seltsamen Testamente bekannt, und eröffnete ihm schließlich, wie von Seite des Bürgermeisters ihm viele Hindernisse in den Weg gelegt würden.

„Ei, da schlagen Eins in's Andere Bomben und Granaten hinein!" rief der Capitain. „Noch heute gehe ich zu dem — — dem Rabulisten, und werde ihm Eins in's Andere die Leviten so lesen, daß er und seine Collegen, die Federhelden, keine Einwendungen mehr gegen einen preußischen Offizier machen sollen."

Holder lächelte, dankte für seine Theilnahme, meinte aber, daß er nichts ausrichten werde.

Der Bürgermeister wand sich wie eine Schlange gegen den alten deutschen Degenknopf, ergoß sich in Lebeserhebungen über den Lieutenant von Holder, ward ganz erbittert gegen den Verfasser jenes verleumderischen Schreibens, versicherte, die Sache genau untersuchen zu wollen, meinte aber achselzuckend, daß er in der Heirathsangelegenheit des Herrn Lieutenants nur das thun könne, was er diesem selbst versprochen habe.

„Ei so schlage Eins in's Andere Pulver und Blei hinein!" platzte der Hauptmann bitterböse heraus. „Wenn ihr Pfahlbürger ihm das Mädchen nicht gutwillig geben wollt, so entführt er sie euch."

„O dafür ist uns nicht bange!" versicherte satyrisch lächelnd der Bürgermeister; „läßt sie sich entführen, so bekommt sie nur den Pflichttheil, und das Vermögen fällt der Stadt zu milden Stiftungen anheim. So lautet der §. 6 des Testamentes."

Ärgerlich stampfte der Hauptmann mit dem Fuße auf die Erde, wünschte den Bürgermeister sammt den §. 6 Eins in's Andere zu allen Teufeln, und hätte am liebsten sein spanisches Rohr an ihm versucht. Ohne Abschied, „Eins in's Andere, reichsbürgerlicher Schurke!" brummend, ging er davon.

„Aber Ihr sollt und müßt sie haben, das Herzenskind," meinte er am Nachmittage, nachdem ihn Heinrich der geliebten Marie vorgestellt hatte. Schon das hübsche Mädel allein ist, Eins in's Andere, eines Straußes auf Leben und Tod werth. Nur zu, braucht, Eins in's Andere, alle Kriegslisten um die Pfahlbürger zu Spott und Schande zu machen, und das braune Orangoutanggesicht, den Bürgermeister, dem ich gerne Eins in's Andere zwanzig aufgezählt hätte, zu züchtigen. Den General will ich unterdessen beim l'Hombre Eins in's Andere bearbeiten. In vierzehn Tagen habt Ihr den Consens, so wahr ich Erasmus von Schleerbach heiße."

● „Der Bürgermeister ist der Schurke, welcher den Brief geschrieben hat!" rief Renner, einige Tage darauf in des Lieutenants Zimmer tretend. „Ich war gestern ein ungesehener Zuhörer, als er in der Laube auf seinen Weinbergen sich mit dem saubern Vormunde, dem Apotheker, von der Sache unterhielt, und seinen Ärger zu erkennen gab, daß sein Plan nicht gelungen sei. Dabei wurden nun neue Pläne entworfen. Für's Erste aber will er seinen Herrn Sohn ganz heimlich zurückholen. Dieser soll Marien mit Gewalt entführen."

„Voilà tout. Jetzt ist es Zeit daß wir das Werk mit Ernst angreifen."

Lange sannen beide Freunde nach. Endlich hatten sie es heraus. Eine recht eklatante Rache an dem hinterlistigen Verleumder ward verabredet, und zugleich hiemit die Erreichung des Zweckes verbunden.

Seiner Gewohnheit gemäß ging der gestrenge Herr, wenn er sich von seinen schweren Regierungsgeschäften ermüdet fühlte, gegen Abend zu einem Weinhause außerhalb der Stadt, was romantisch am Abhange eines Hügels lag, und von wo aus man den schönen Strom und das jenseitige, mit Weinbergen bekränzte Ufer übersehen konnte.

In der Laube vor dem Hause war dann gewöhnlich sein Plätzchen, wo er bei einer sieben Collation, welche die Wirthin, eine gute Köchin, ihm zubereiten mußte, und einer Flasche Wein, seine Regierungssorgen vergaß und in der Regel mit einem kleinen Haarbeutelchen nach Hause durch die Hinterpforte ging.

Daß dieses Alles ohne alle Gesellschaft geschah, damit die Ehr-

Digitized by Google

furcht, welche man für ihn hatte, nicht geschmälert werde, versteht sich von selbst.

Renner und Holder gingen an einem der folgenden Tage früher wie der Bürgermeister auch dorthin, bestellten bei der Wirthin ein Abendessen, aus den Lieblingsspeisen des leckeren Consuls bestehend, mit dem Bemerken, daß dieser heute ihr Gast sei, daher für ihn nichts zubereitet werden dürfe, und nahmen sogleich sechs Flaschen vom Besten in Beschlag. Eine davon ward besonders bezeichnet, und für den Gast reservirt. Mit Schmerzen erwartete man dessen Ankunft. Endlich kam er.

Beide bewillkommten den Eintretenden, der Lieutenant kalt und zurückgezogen, der Advokat deste freundlicher. Höchst unlieb war dem Bürgermeister diese Gesellschaft, und er wäre am Liebsten wieder fortgegangen, doch Renner verwickelte ihn in ein so interessantes Gespräch, daß er blieb.

Nach einer halben Stunde kam das Abendessen. Herrlich dufteten dem Consul die leckern Lachsforellen in die Nase. Er forderte noch eine Portion, die Wirthin versicherte aber, daß für ihn nicht gedeckt sei.

Der absonderliche Freund jener Fischart konnte dem Reize der schönen Forellen nicht widerstehen, und nahm Platz.

„Wer mit uns ißt, muß aber auch mit uns trinken!“ rief Renner, und schenkte dem Gaste ein.

Dieser konnte die freundliche Einladung nicht abschlagen, beide Freunde ließen es nicht fehlen, ihm tapfer zuzutrinken, und als er bald des süßen Weines voll war, da kam die reservirte Flasche an die Reihe. Sie that zum Erstaunen schnell ihre Wirkung, der Bürgermeister war im vierten Grade der Trunkenheit.

Da brachte Peter, der Kellner, einen beschriebenen Bogen, überreichte denselben dem scheu mit starren Augen da sitzenden Consul, und meldete, daß der Stadtschreiber um schnelle Unterschrift bitten lasse. Dienstfertig brachte er Feder und Dinte.

Herr Polykarpus sah auf die Schrift, allein die Buchstaben verliefen durch einander. Um sich aber keine Blöße zu geben, that er, als durchsehe er das Papier, und schrieb dann seinen Namen darunter.

Peter entfernte sich damit, gab es aber nachher dem Advokaten, der es lächelnd einsteckte.

Ein Theil des Zweckes war erreicht, die Rache aber noch nicht befriediget. Es wurden noch einige Flaschen geleert. Ein dunkler Abend war darüber eingebrochen.

„Wir müssen schon den alten Herrn nach Hause begleiten,“ meinte der Advokat, und die Freunde nahmen den Taumelnden und führten ihn hinaus.

Aber jetzt that die freie Luft ihre Wirkung auf den Angetrunkenen. Er konnte die Augen nicht mehr aufschlagen, und seine Beine versagten ihm den Dienst.

Auf ein gegebenes Zeichen kamen drei starke Männer herbei, packten den von sich und der Welt nichts mehr wissenden Bürgermeister auf, legten ihn in einen Kahn, und fort ging es über den deutschen Rhein. Die Freunde aber kehrten lachend und fröhlich über ihr gelungenes Werk nach Hause.

Kaum war vorhin der Bürgermeister im Weinhause angelangt, als Peter, welcher theilweise mit in die Verschwörung gezogen war, nach der Stadt eilte, und der alten Haushälterin Sr. Gestrengen Befehl hinterbrachte, die Pantoffeln, den Schlafrock und die Nachtmütze zusammenzupacken, und diese Sachen dem Peter zu übergeben, da er die bewußte Reise, indem sich eine schöne Gelegenheit eben anbiete, sogleich antreten werde. Seine Abwesenheit könne vierzehn Tage dauern, was sie morgen dem Herrn Syndikus und den Rathsherrn mittheilen solle.

Die alte Sabine kannte den Kellner Peter aus dem Weinhause, wo ihr Herr seine Abende zubrachte, sehr genau, wußte auch von der Reise, welche der gestrenge Herr machen wollte, dachte daher an nichts Böses, packte die geforderten Sachen zusammen, ließ dem Herrn eine glückliche Reise wünschen und beorderte den alten Claaser, die Abreise des Oberhauptes der Stadt gehörigen Ortes zu verkündigen.

Die Rathsherrn erstaunten ob dieser Nachricht. Doch der eingeweihte Apotheker machte ein diplomatisches Gesicht, und versicherte, daß Alles in der Ordnung sei, und der Consul baldigst wiederkehren werde.

Schon am dritten Tage trat der Advokat Renner in die Rathsversammlung, und verlangte die sofortige Ausfertigung des Hausverkaufes, warf das Geld für den Bürgerbrief des Lieutenants auf den Tisch, und Niemand, da das leitende Oberhaupt fehlte, konnte Etwas dagegen haben.

Holder ging inzwischen von einem Rathsherrn zum Andern, empfahl sich ihrer Gewogenheit als neuer Mitbürger, schmeichelte den Frauen, lobte und pries die lieben Kindlein, schmeichelte den Stolzen, ließ den Aermeren ein hübsches Darlehen im Hintergrunde blicken, kurz behandelte Alle auf die feinste Weise.

Aller Herzen waren ihm zugethan, und als gar Tantchen einen großen Kasse gab, wozu die Frauen der Rathsmitglieder feierlich eingeladen waren, und hierbei der artige Lieutenant Jeder etwas Schönes sagte, Allen aber einen Blick in die Zukunft thun ließ, wo, wenn erst Mariechen seine Frau sein werde, Milch und Honig, Kaffee, Crêmes und süßer Wein in Strömen fließen solle, da hatte er die Herzen der Damen ganz gewonnen, und Jede gelobte im Stillen, ihren Mann den Wünschen des artigen Offiziers geneigt zu machen.

Als Holder nach einigen Tagen den Herrn vom Rathe ein köstliches Abendessen gab, und am Ende mit seiner Bitte herausrückte, da blieb kein Herz seinen Wünschen verschlossen, und Alle versprachen ihm mit Hand und Mund ihre Beistimmung.

Dieses war der Punkt, auf dem sie Holder haben wollte. Er ließ Feder und Dinte bringen, zog das Papier, was damals der Bürgermeister im holden Taumel unterzeichnete, hervor, und bat, auch ihre Namen beizufügen.

Bedächtig sahen sich die alten Herren an. Ihr, dem gefürchteten Oberhaupte der Stadt, gegebenes Versprechen fiel ihnen Zentnerschwer auf das Herz.

„O haben sie keine Sorge, meine Herren!“ tröstete Holder, ihre Verlegenheit merkend und lächelnd auf die Unterschrift zeigend. „Ihr Oberhaupt, mein sehr verehrter Freund, hat noch vor seiner Abreise meinen Wünschen und Bitten ein gütiges Gehör geschenkt, hier ist seine Unterschrift.“

Alle sahen genau hin, und erkannten die Züge des gefürchteten Omnipotenz von Oberdingen. Nun war kein Bedenken mehr. Der schäumende Seillerie machte die Herzen und Hände schreibelustig. Alle unterzeichneten flugs und fröhlich, nur der Apotheker Vernennd ließ gar manche Bedenklichkeit spüren. Doch Renner zog ihn bei Seite, raunte ihm etwas von dem Provisor, den er vor einem halben Jahre mit einem schönen Viatikum plötzlich entließ, in's Ohr, meinte daß Jener gar nicht weit von hier zu finden sei, über den unvermutheten Tod der Witwe Werner aber noch gar manche Bedenklichkeit obwalte, und der strenge Opponent ward plötzlich windelweich.

Der ersehnte Trauschein kam an, und dem Glücke der Liebenden stand nichts mehr im Wege.

Während dieser Wonnezeit in Oberdingen, hatte das arme Oberhaupt der Stadt spottschlechte Tage.

Als Polykarpus aus schwerem tiefen Schlafe, durch fürchterliche Träume und Übelkeiten unterbrochen, erwachte, fand er sich in einer dunklen Wachtstube, auf einer Pritsche liegend, von französischen Soldaten umgeben; und als er jetzt seine Augen aufschlug, und einen Blick auf seine Kleidung warf, da gemahnte es ihm, als sei er noch immer von einem schweren Traume umfangen. Er befühlte und betastete sich, allein es war kein Traum, sondern die grause Wirklichkeit, denn auch seine Augen, die er wohl zehnmal gewischt hatte, sagten ihm, was der Verstand nicht glauben wollte. Es war seine Kleidung nicht. Er steckte vom Kopfe bis zum Fuße, in der etwas knappen Löwen-

Digitized by Google

baut eines französischen Trommelschlägers. Und statt der ehrwürdigen Perücke war das kahle konsularische Haupt mit einer groben Feldmütze, statt der schwarzmanschesternen bequemen Medesien umhüllten die dürren Beine enganliegende weißleinene Hosen, und die seidnen Strümpfe hatten schwarzen Drillichstiefeletten Platz gemacht.

Ein böser Dämon mußte sein Spiel mit ihm treiben. Noch sann er hin und her über die Möglichkeit, wie er unter seine Antipoden gekommen sein könne, als ein Soldat an sein Lager trat, und ihn barsch anredete, „**he, Tambour! a'tu bien dormie?**“ Aber der arme Tambour verstand kein Wort. Er fing nun auch an zu fragen, allein kein Mensch verstand ihn.

„So mag es beim babilonischen Thurmbau zugegangen sein,“ seufzte er. „Ach wäre ich doch lieber dort, als unter diesen Höllenbränden.“

Endlich kam ein riesig großer Kerle, gab ihm durch Pantomimen zu verstehen, sich zu erheben, und da er nicht sogleich gehorchte, riß er ihn gewaltsam von seinem Lager. Alle Knochen im Leibe schienen dem armen Bürgermeister zerbrochen zu sein.

Man bot ihm ein Stück Brod und ein Glas Brandwein an; dem guten Consul aber war so übel zu Muthe, daß er dankend das Dargebotene verweigerte und nur um Wasser bat; allein kein Mensch verstand ihn.

Jetzt kam eine harte Prüfung seiner Geduld.

Der Riese hing ihm eine Trommel um, gab ihm ein Paar Trommelstöcke in die Hand, und befahl, ihm zu folgen. Der aufgehobene Korporalstock ließ keine Wahl.

Als er in's Freie kam, wunderte er sich, lauter unbekannte Gegenstände zu sehen. Die wenigen Menschen, denen er begegnete, redeten in einer fremden Mundart, sahen ihn an, und lachten höhnisch, und wenn er Einen oder den Andern anredete, so brannte sogleich ein derbes Veto von dem Stocke des Peinigers auf seinem Rücken.

Jetzt waren sie auf einem freien Platze angekommen. Hier nahm ihm der Riese die Trommel ab, und nun wurde er in die Elemente der Kriegeskunst, durch Wendungen, Marschiren und dergleichen Teufelskünste, eingeweiht. Kein Widerspruch half. Wenn er nicht aufpaßte, so tanzte der Stock des Lehrmeisters auf seinem Rücken ein Solo.

Endlich schien dieser Mitleid zu fühlen. Er erlaubte dem abgemarterten Rekruten unter einem Baume Platz zu nehmen, und reichte ihm einen Schluck Wein aus seiner Feldflasche.

Vergebens versuchte es dieser, sich dem Manne verständlich zu machen.

„Nix verstehn!“ war die einzige Antwort, welche er erhielt.

Lange aber dauerte die Ruhe nicht.

„**Allons, en garde, commençons**,“ ertönte der Ruf seines Peinigers, und nun mußte er die Trommel nehmen und mit den Stöcken taktmäßig nach der Anleitung des Lehrmeisters darauf schlagen, wobei es nicht ohne einige taktische Bemerkungen für seinen Rücken abging. Vier Stunden war der arme Consul so abgequält worden, und sein Lehrmeister begleitete ihn wieder zum Wachthause zurück, wo ihn eine magere Suppe mit Brod, und ein Glas saurer Wein gereicht wurde, was der an die besten Leckerbissen gewohnte Mann heißhungrig verschlang, und von der gewaltigen Anstrengung ermüdet, wieder in einen tiefen Schlaf verfiel.

Leider währte die Ruhe nicht lange, denn sein Lehrmeister schüttelte ihn bald wieder auf, führte ihn zum Exerzierplatze, und die Plage ging von Neuem los. Erst spät am Abende wurde er entlassen, und in ein Haus geführt, was einer Caserne glich, denn hier erwarteten ihn eine Menge Soldaten mit dem aus Suppe und Brod bestehenden Abendessen.

Eine Kanne mit Wasser stand zum beliebigen Gebrauche da, welcher jetzt der durstige Bürgermeister eben so fleißig zusprach, wie gestern dem verderblichen Weine.

Eine Bettstelle mit einer Matratze und einer Decke wurde ihm zum Lager angewiesen, und er hatte nie so schön in seinen Eiderdaunen geschlafen, wie auf diesem ärmlichen Lager.

An ein Entkommen war gar nicht zu denken, denn als er des Morgens sich hinunterschlich, wies ihn ein schnurbärtiger Brummbär mit gezogenem Säbel barsch zurück.

So ging es ein und alle Tage. Sein Exerziermeister war zugleich sein Sprachmeister geworden, denn er bekam nichts, wenn er es nicht französisch forderte, und Beide konnten sich bald so ziemlich verständigen. Allein wenn er diesem begreiflich machen wollte, daß er der Bürgermeister Cyprianus Polykarpus aus Oberdingen jenseits des Rheins sei, da fing der Lehrmeister allemal laut an zu lachen, und die Gegenantwort war, „**du sein bête allemande, Tambour français, nix Bourgemaitre.**“

So verzogen zehn Tage. Magere Kost, oft Hungerkrate, alle Ungemächlichkeiten des Soldatenstandes, unausgesetztes marschiren und trommeln, hatten ihn des honetten Schmerbäuchleins beraubt, und in die Mysterien der Kriegeskunst und des Trommelschlagens eingeweiht. Schlank wie eine Tanne marschirte er graziöse daher, und rasselte für einen Dilettanten hübsch genug auf dem Trommelfelle.

Werfen wir jetzt einen Blick auf das glückliche Paar in Oberdingen.

Am nächsten Sonntage vollzog der Pastor die Trauung. Das ganze Rathskollegium vergaß bei dem köstlichen Hochzeitsschmause den gefürchteten Bürgermeister, wünschte im Stillen, daß er nie wiederkehren möge, und that sich denn.

An demselben Tage mußte der Bürgermeister seine Künste vor einem Offiziere machen, der ihm seine Zufriedenheit zu erkennen gab, nachdem er wenigstens vier Stunden unausgesetzt hatte trommeln müssen. Auch sein Lehr- und Zuchtmeister zeigte sich heute freundlicher denn je, nahm ihn am Abende mit in ein Gasthaus, und ließ Wein und Braten auftragen.

Heißhungrig fiel der Abgemagerte über das so lange entbehrte Lieblingsgericht her, und sprach der Flasche so tapfer zu, daß er bald in einen tiefen Schlaf verfiel.

Es war am frühen Morgen des andern Tages, als Heufler, der Wirth von der dem geneigten Leser wohlbekannten Weinschenke am Rheine, aus seiner Hausthüre trat, und zu seinem Erstaunen Se. Gestrengen den Herrn Bürgermeister auf der Bank vor derselben, lang ausgestreckt und schnarchend fand.

Lange sann er hin und her, wie der gestrenge Herr so zeitig hierher gekommen sei, allein kein Freund des langen Nachgrübelns kehrte er zurück, und befahl seiner Martha: „Mache doch geschwind ein Lager für den Herrn Bürgermeister, der draußen auf der Bank liegt, zurecht!“ und trug hierauf den Schlafenden mit Hilfe Peters hinein.

Der Consul schlief bis Mittag, und wunderte sich gewaltig, als er vor seinem Lager den bekannten Wirth nebst seiner Familie an einem Tische essend, und sich selbst in den gewöhnlichen Kleidern fand.

„Ein schwerer böser Traum muß dich geäfft haben,“ meinte er endlich. „Du hast gestern Abend des Guten zu viel gethan, daher die tollen Dinge, die dir im Schlafe vorkamen. Die guten Leute haben dich über Nacht hier behalten. Was wird Sabine dazu meinen. Aber sagt mir doch, Heufler!“ fragte er, die Augen reibend, „wie war es denn gestern Abend, ich hatte wohl ein tüchtiges Haarbeutelchen, da ihr mich die Nacht hier behalten habt.“

„Gestern?“ fragte verwundert der Wirth. „Ei bewahre,“ setzte er hinzu, „Ew. Gestrengen lagen heute Morgen, als ich die Thüre öffnete, auf der Bank und schliefen. Da ich nun fürchtete, Sie möchten herunterfallen, so habe ich Sie lieber hierher gebettet.“

„Da habe ich mir gewiß ein Räuschchen von Gestern —“ meinte der Bürgermeister. „Ei, bewahre,“ unterbrach ihn den Wirth. „Es sind ja schon an 14 Tage her, daß Ew. Gestrengen nicht hier gewesen sind. In der Stadt hörte ich, daß sie verreist wären.“

„Ja, ja, bin verreist gewesen,“ brummte kleinlaut der Consul, und tausend Gedanken durchkreuzten sein Gehirn.

„Aber Heufler!“ fing er nach einer langen Pause an, „als ich

Digitized by Google

den letzten Abend bei euch war, ich kann mich nur dessen noch dunkel entsinnen; wer war denn noch bei mir?"

„Nun, der Werbeoffizier und der Advokat Renner," erwiederte der Gefragte. „Ew. Gestrengen hatten so einen kleinen Habemus und die beiden Herren führten Sie nach Hause."

Dem Bürgermeister schien ein Licht aufzugehen. Allein auf's Reine konnte er nicht kommen. Doch mit keiner Sylbe verrieth er sich und das Abenteuer, was ihm widerfahren war.

Er ließ ein Mittagbrod zubereiten, stärkte sich mit einer Flasche Wein, ging gegen Abend in die Stadt zurück, und kam unbemerkt in sein Haus, wo ihn die alte Haushälterin empfing und ihm zur glücklichen Rückkehr gratulirte.

Ohne ein Wort zu erwiedern ging er in sein Zimmer, entkleidete sich und schlief **post tot discrimina rerum**, in seinem schönen Bette, wie ein Gott.

Sabine brachte den Morgenkaffee, und rapportirte ihrer Gewohnheit gemäß, alle während seiner Abwesenheit vorgefallenen Stadtneuigkeiten. Aber wüthend sprang der angeführte Bürgermeister auf, als sie auf die vorgestrige Vermälung kam.

„Das ist nicht wahr, alte Klatsche!" rief er; „wie hätte dieses ohne meine, ohne des Rathes Einwilligung geschehen können."

„O, die Rathsherren, der Herr Vormund an der Spitze, haben sich an der Hochzeit recht lustig gemacht," erwiederte Sabine. „Es ist dabei hergegangen, wie auf der Hochzeit zu Kanaan."

„Ei, da soll doch gleich ein Frau —" aber er verschluckte den Nachsatz, denn er gedachte mit Schrecken der verlebten Tage.

„Aber zum Teufel!" fuhr er fort, in der Stube wie wüthend auf und ab trabend, „wie konnte das ohne meine Einwilligung geschehen? In's Hundeloch lasse ich den schlechten Vormund sperren."

Doch plötzlich stand er still, und fragte: „Woher wußte sie denn, daß ich verreist war?"

„Ei du mein Jesulein!" erwiederte Sabine; „Sie ließen ja Ihr Nachtzeug und den Schlafreck holen, und mir befehlen, dem Syndikus zu melden, daß ein nothwendiges Geschäft Sie zu dieser plötzlichen Abreise zwinge."

„Aber sie faselt wohl, Alte!" brummte der Bürgermeister; „hier habe ich ja meinen alten Schlafreck an, und meine Nachthaube auf dem Kopfe."

„Nun heute Morgen gab mir ein Fremder alle Sachen wieder ab, und meldete daß Sie gegen Abend zurückkehren würden, darum wartete ich ja auf Sie."

„Und hat derselbe Fremde auch die Sachen geholt?" examinirte der Consul weiter.

„Ei bewahre, dem würde ich sie ja nicht gegeben haben," meinte die Haushälterin. „Nein, Peter, der Kellner aus Heuflers Weinhause, hat sie geholt."

„Warte, den soll doch ein Franzö — Teufel das Licht halten!" schrie Polykarpus, außer sich vor Zorn, und befahl: „Rufe sie sogleich den Rathsdiener Claaser."

Da klopfte Jemand an die Thüre, und auf das barsche Herein, zeigte sich der Lieutenant von Helder.

„Ich komme," fing er ironisch lächelnd an, ohne den Erbitterten zu Worte kommen zu lassen, „ich komme, um Ihnen zu ihrer glücklichen Rückkehr von einer weiten Reise, wo Sie gewiß recht viele Erfahrungen gesammelt haben, meinen herzlichen Antheil zu melden, zugleich aber Adieu zu sagen, da ich Morgen mit meiner Frau von hier abreise."

„Die Heirath erkläre ich für null und nichtig!" sprudelte der Bürgermeister. „Ich habe meine Einwilligung nicht gegeben, und ohne diese, sagt das Testament, bleibt das Vermögen der Marie Kurtz, bis auf das Pflichttheil, der Stadt zu milden Stiftungen."

„Alle Punkte des Testamentes," erwiederte ruhig der Lieutenant, „sind in aller Form Rechtens beobachtet. Ihre Unterschrift ist an der Spitze der übrigen zu sehen. Sie haben dieselbe in Gegenwart eines Zeugen, des Advokaten Renner, gegeben."

„Ich bestreite, ich beschwöre es, daß ich sie nicht gegeben habe!" schrie Polykarpus.

„Wird Ihnen nichts helfen, mein Freund!" lächelte Helder. „Bei einem Prozesse würden Sie nur den Kürzeren ziehen. Lassen Sie sich rathen, und machen Sie zum bösen Spiele, was Sie selbst gemischt haben, eine gute Miene, sonst dürfte ich wohl öffentlich bekannt machen, was Sie in ihrer Abwesenheit gelernt haben." Damit zeigte er ihm ein kleines Briefchen, was er gestern erhalten hatte.

Bald glühend roth, bald leichenblaß ward des Bürgermeisters Gesicht, als er gelesen hatte. Er stampfte mit den Füßen, knirschte mit den Zähnen, wollte dem Lieutenant das Billet entreißen, was dieser aber geschwind wieder in Sicherheit brachte, kurz gebehrdete sich wie ein Verzweifelnder.

„Beruhigen Sie sich," ermahnte Helder, „geschehene Dinge sind nicht mehr zu ändern. Bedenken Sie aber auch," fuhr er fort, „daß alle Kinder auf der Straße nach ihren gestrengen Herrn Bürgermeister mit Fingern zeigen, und dabei rufen würden: da geht der französische Trommelschläger! wenn ich diesen Brief allgemein bekannt mache."

„Herr, das läßt Sie der Teufel sprechen!" fuhr der Bürgermeister auf. „Sie also waren —!"

„Ihnen zu dienen, mein Herr!" unterbrach ihn der Lieutenant trocken. „Sie wollten mich durch Ihre niederträchtige Anzeige an mein Regiment unglücklich und ehrlos machen, ich habe mich ein Wenig revangirt; nehmen Sie die empfangenen Prügel, als von meiner Hand Ihnen applicirt, gütigst an. Übrigens hatte man es, da man Ihre Spitzbüberei gegen mich erfuhr, noch viel ärger mit Ihnen im Sinne; verdanken Sie es meiner Großmuth, daß Sie auf diese Art davon gekommen sind. Jetzt wählen Sie, ob wir in Frieden scheiden, oder ob Sie das öffentliche Gespötte werden wollen."

Mit sich selbst kämpfend, schritt der überlistete so schmählig mitgenommene Bürgermeister im Zimmer auf und ab. Verrieth sein Widersacher ein Wort von seinem bestandenen Abenteuer, so war er im höchsten Grade compromittirt.

Am Besten, die ganze Sache wird mit dem Mantel der christlichen Liebe überdeckt, war endlich sein Entschluß.

„Alles vergessen und vergeben," sprach er, dem Lieutenant die Hand reichend. „Allein Ihr Ehrenwort, daß kein Mensch etwas von meinem Reiseabenteuer erfährt."

„Sie haben dieses," versicherte Heldee, „doch unter der Bedingung, daß Sie nach meiner Abreise gegen keinen Menschen Ihre Rache auslassen, denn noch bleibt Jemand hier, der um das Gehejnniß weiß, und der dann die fatale Geschichte doch unter die Leute bringen würde."

Der gedrängsigte Bürgermeister versprach Alles, aber in seinem Herzen kochte Gift und Galle.

Die voller Angst ihr gestrenges Oberhaupt erwartenden Rathsherrn waren hoch erfreut, als sie den Consul, sanft wie ein Lämmchen, eintreten sahen.

Freundlich scheinend nahm er die Gratulationen über die glückliche Beendigung seiner Reise an, und erwähnte mit keinem Worte der Heirathsgeschichte.

Holder verließ am andern Tage mit der geliebten Marie und der Tante Hellbern das Städtchen, nachdem er seinem Freunde Renner die Verwaltung der beiden Häuser übergeben hatte.

Kaum aber war der Feind aus dem Thore, so sprudelte seine Galle über. Der Kellner Peter sollte das erste Opfer seiner Wuth werden, dieser aber war mit dem Lieutenant abgereist. Jetzt wandte sich sein Haß auf den Bäcker. Aber ein freundliches Wörtchen, welches Rennee mit ihm sprach, machte ihn plötzlich milde und nachgiebig.

Da aber dieser Plagegeist sich gar zu oft sehen ließ, auch die sonst so submissen Rathsherrn jetzt zu seiner Verwunderung manchmal einen ganz andern Ton annahmen, ferner aber von seinem Reiseabenteuer doch etwas verlautbar wurde, so ward er endlich der Sache überdrüssig. Die schönen Tage der Herrlichkeit waren verüber. Er legte die konsularische Würde zur Freude der ganzen Stadt nieder und

Digitized by Google

zog sich in sein Landhaus außerhalb der Stadt, in den Weinbergen gelegen, zurück. Aber mit Erbitterung dachte er des Lieutenants und der schrecklichsten vierzehn Tage seines Lebens, wo er bei magerer Kost und übler Behandlung in die Mysterien der Kriegskunst eingeweiht wurde.

Zum Schlusse noch einige Worte zur weiteren Aufklärung.

Am jenseitigen Ufer des Rheines, etwa drei Meilen tief im Lande, wo man schon weniger Deutsch, und dieses so schlecht sprach, daß es beinahe unverständlich war, lag in einem kleinen Orte ein Commando französischer Infanterie.

Dieses wurde durch einen Lieutenant, welcher ein Verwandter des Advokaten war, befehliget.

Chaudeau war ein lustiger Bursche, machte manchmal Ausflüge an den schönen Rhein, fand sich dort mit seinem Cousin sehr oft zusammen, und hörte von diesem im Laufe des Gespräches, welchen Haß der Bürgermeister Polykarpus gegen Alles, was französisch sei, hege, auch welches Sprichwort er bei jeder Gelegenheit anbringe.

„**Parbleu!**“ rief der Lieutenant, „verschafft mir denselben nur auf acht Tage, und ich wette um Alles, er soll exerzieren und trommeln lernen. Auch will ich ihm die Elemente der französischen Sprache beibringen, und der kleine Tyrann soll gebessert zurückkehren.“

Die Unterhaltung war schon längst in Vergessenheit gekommen, als sich Renner bei jenem Gespräche mit Holder, seines Vetters Chaudeau erinnerte. Dieser wurde zu einer Zusammenkunft eingeladen und erschien.

„Cousin! könnt Ihr einen Tambour brauchen?“ fragte der Advokat, nachdem er ihm seinen Freund Holder vorgestellt hatte.

„Den wird der Kamerad wohl allein brauchen können, wenn er etwas taugt,“ lachte Chaudeau; „unsere Franzosen haben mehr Gelenkigkeit in den Armen als die Deutschen.“

„Nun Ihr sollt ihm die Gelenkigkeit beibringen,“ meinte Renner, und erzählte Alles, was der geneigte Leser bereits weiß.

„Ah, **parbleu!**“ rief vergnügt der Franzose, „das ändert die Sache. Schafft ihn mir, Kamerad, und an Eurem Hochzeitstage soll er Euch zu Ehren vier Stunden lang tüchtig trommeln. Aber beeilt Euch, denn in drei Wochen werde ich abgelöst, so lange nur kann ich ihn unterrichten lassen. Auch sollt Ihr ein Zeugniß von mir über seine Aufführung und gute Qualifikation erhalten, was Ihr gelegentlich brauchen könnt.“

Dieses war es, was den Bürgermeister so nachgiebig machte.

Die Jagd auf Buschmänner.

(Beschluß.)

Kees und Trakeli sahen jetzt die wilden Buschmänner, die einzigen Ueberreste einer ehemaligen zahlreichen Horde, Einen nach dem Andern herankommen. Alle waren in der äußersten Unruhe, denn sie wußten, daß der Pfiff ihres Herrn sie nur in der dringendsten Noth rufe. Sie kamen ganz traurig und besorgt, Männer und Frauen ihr Pfeifchen rauchend, aber nicht mit Tabak, sondern mit Hanfblättern gestopft. Die Frauen trugen ihre kleinen Kinder in einer Art Sack, aus ihrem Mantel gebildet und am Halse zugeknüpft. Das lachende Gesicht dieser schwarzen Säuglinge, deren Affenkopf sich blos an der Oeffnung dieser Art Sackes zeigte, contrastirte sonderbar mit dem traurigen und niedergeschlagenen Gesichte ihrer Mütter. Als alle Wilden an Ort und Stelle waren, bildeten sie, sich niedersetzend, einen großen Zirkel, und erwarteten so stillschweigend, daß ihr Anführer das Wort nehmen werde.

Dieser arme Kees, den wir in einer harten Sklaverei sahen, war deßwegen doch nichts mehr und nichts weniger der Sohn eines Königes, und wenn wir das nicht früher erwähnten, so liegt es daran, daß das durchaus nichts Merkwürdiges war, indem man bei afrikanischen und amerikanischen Ko-

Digitized by Google

leniſten oft Königsſöhne findet, welche die Pferde ſtriegeln, Kutſcher ſind, kochen oder das Land ihrer Herren pflügen, die ſie gekauft haben. Bei ſeiner Rückkehr in die Schneeberge übernahm Kiees die Thronfolge ſeines Vaters, der während der langen Abweſenheit ſeines königlichen Sohnes vor Elend geſtorben war. Unſere Leſer könnten freilich auch darüber erſtaunen, daß ein König auf dem Throne vor Elend ſterben könne; denn wie kann ſich ein Londoner, Pariſer und Wiener davon einen Begriff machen? Wir wollen daher unſere Leſer über den Stand einer hottentottiſchen Majeſtät ein Wenig aufklären. Ein hottentottiſcher König hat kein Königreich, denn er wechſelt ſein Territorium mit allen ſeinen Unterthanen ſo oft, als der Regen die Gegend überſchwemmt oder die Dürre das Land vertrocknet hat; daher kommt es, daß er ſeine Staaten drei- oder viermal des Jahres wechſeln kann, ohne daß er eine Eroberung zu machen braucht. Ein hottentottiſcher König hat das Recht, im Kriege den Oberbefehl zu führen, vorausgeſetzt, daß er in der erſten Reihe mitficht. Er hat das Recht zu richten, d. h. wenn man ſich ſeiner Entſcheidung unterwerfen will; und wenn eine der beiden Partheien mit dem Urtheile nicht zufrieden iſt, ſo jagt ſie den König zum Teufel, und wählt ſich unter den Älteſten der Horde neue Schiedsrichter. Endlich hat er das Recht, Rathſchläge zu geben, ſelbſt wenn man ſie nicht von ihm verlangt, und kann ſogar die Koſten eines öffentlichen Feſtmales tragen, wenn er, wie natürlich, reich genug dazu iſt. Uebrigens hat man großen Reſpekt vor ihm; das heißt: wenn er der einem ſeiner Unterthanen vorübergeht, grüßt man ihn mit den Worten: Tabe tku tkei! „Guten Tag, Kapitän!“ Von Einkünften, Civilliſten und Steuern iſt hier keine Rede; alle königlichen Einkünfte beſchränken ſich auf eine Hütte, gleich jener ſeines geringſten Unterthanen, einigen Kühen und Hammeln, die ſeine Majeſtät mit hocheigenen Händen ernährt und verſorgt, wie ſie kann. Demzufolge braucht man auch, um die hohe Protektion eines ſolchen afrikaniſchen Potentaten zu erlangen, Nichts mehr, als das Präſent einer Kuhhaut oder eines halben Pfundes Tabak. Ein hottentottiſches Königreich hat, wenn man es ſo nennen will, auch eine Hauptſtadt, aber eine tragbare, wandelnde Hauptſtadt, die man ohne die geringſte Schwierigkeit in vier und zwanzig Stunden vom Platze ſchaffen kann. Das nennt ſich weder Stadt, noch Dorf, noch Flecken, ſondern ganz einfach ein Kraal, deſſen Beſchaffenheit wir hier näher beleuchten wollen.

Wenn eine hottentottiſche Horde den Ort ihrer gegenwärtigen Niederlaſſung beſtimmt hat, zieht der Häuptling einen großen Kreis, über deſſen Umkreis Niemand ſeine Hütte hinausſtellen darf, und ſelbe ſo bauen muß, daß die Thür der Hütte in den Mittelpunkt des Kreiſes hineinſchaut. Dieſe Anordnung macht, daß, da alle Hütten entweder einander berühren, oder durch ſtarke Paliſſaden mit einander verbunden ſind, der Mittelpunkt des Kraals einen weiten Hof bildet, in dem das Rindvieh bei Nacht eingeſchloſſen wird. Meiſtentheils haben die Hütten die Geſtalt eines Bienenkorbes. Jede hat ungefähr achtzehn oder vierundzwanzig Fuß im Durchmeſſer; aber das Dach liegt ſo niedrig darauf, daß ein Menſch ſelten darin aufrecht ſtehen kann. Die höchſtens drei Fuß hohe Thür iſt die einzige Oeffnung, durch welche das Licht ein- und der Rauch ausgeht. Dieſe ſonderbare Bauart iſt für einen Hottentotten gar keine Unbequemlichkeit; er weiß ſich ſchon zu bücken und auf vier Füßen zu kriechen; an den Rauch wird er von früheſter Kindheit gewöhnt. Im Hintergrunde ſeiner Hütte liegend, und wie eine Schildkröte unter ihrer Schaale in ſeiner Hammelhaut ſteckend, ſteckt er die Naſe blos heraus, wenn er ſein Feuer ein Bischen anfrischen, ſeine Pfeife anzünden oder das Fleiſch herumwenden will, das er auf die Kohlen legt, um es röſten zu laſſen. Die Materialien, die er zum Baue ſeiner Hütte braucht, weiß ſich der Hottentotte ſehr leicht zu verſchaffen. Er braucht nichts, als junge Baumzweige und eine Art biegſamer Schlingpflanzen, die er auf eine ſehr geſchickte Weiſe mit einander verflicht, und dann mit Erde anwirft. Wenn er die Wohnung wechſeln will, reißt er ſein Haus nieder, beladet ſeine Ochſen mit ſeinen Zweigen, Schlingpflanzen und Häuten, und baut ſie — alles in einer Zeit von vierundzwanzig Stunden — anderswo friſch auf.

Aber wir bemerken jetzt erſt, daß dieſe ganze Beſchreibung unnütz war, da doch die armen Buſchmänner, die wir, gleich wilden Thieren von einem Orte zum andern gehetzt, im Walde ließen, weder Kraal noch Hütte haben konnten; ſie führten kaum einige magere Kühe mit ſich, welche ſie ſpärlich mit der Milch verſorgten, die ihre Weiber und Kinder ernährte. Sie trinken übrigens die Milch nie ſüß; ſobald die Milch gemelkt iſt, miſchen ſie ſie mit gerennener Milch und bewahren ſie dann in einem ledernen Sacke von Ochſenhaut, deren haarige Seite ſie nach innen wenden, weil ſie dieſe als die dazu tauglichſte betrachten. Doch nun zu unſeren im Walde ſitzenden Buſchmännern.

Nach einem kurzen Stillſchweigen erhob ſich Kiees und ſprach: „Meine Brüder! Ihr wißt Alle, daß ich Trakeſi liebe und daß das junge Mädchen mich liebt; es iſt alſo vernünftig, daß ich ſie heirathe. Ihr Vater und ihre Mutter haben mir geſtern erlaubt, ſie in meine Hütte zu führen; ſie iſt zu mir gekommen, wir haben die Nacht darin mit einander zugebracht und ſie willigt ein, meine Frau zu werden; ich habe euch alſo berufen, Zeugen meiner Heirath zu ſein.“

Jetzt erhob ſich ein alter Verwandter des jungen Mädchens, nahm ſie bei der Hand, und führte ſie einige Schritte weit. Alle Frauen folgten ihr und reihten ſich um ſie. Dann rieb er die beiden jungen Leute mit wohlriechendem Ochſenfette ein, beſtrich ſie mit rother Kreide, ſchob Trakeſi in den Kreis, wo Kiees ſtand, und der Greis nahm nun das Wort und ſprach:

„Möget ihr glücklich mit einander leben! Möget ihr vor dem Ende eines Jahres einen Sohn haben! Möge er ein guter Jäger und ein guter Krieger werden!“

Die Heirath war nun ohne alle andere Ceremonie geſchloſſen; aber Kiees ließ, nach dem Gebrauche, einen Ochſen herbeibringen, den man tödtete, um ihn aufzueſſen, und jeder Gaſt hatte die Freiheit, ſich eines Theiles des Fettes zu bemächtigen, um ſich damit einzureiben. Die gute Mahlzeit, vereint mit dem frohen Gefühl, einen jungen von ihnen geliebten Häuptling verheirathet zu haben, brachte ſie in eine fröhliche Stimmung, und es dauerte nicht lange, ſo improviſirten ſie ein Feſt, das einen guten Theil der Nacht hindurch dauerte. Da wir nicht glauben, daß Einer unſerer Leſer je einem hottentottiſchen Feſte beigewohnt habe, wollen wir es verſuchen, ihm eine kurze Beſchreibung davon zu geben.

Ehe wir zum Tanze kommen, müſſen wir erſt von der Muſik reden. Das Orcheſter bilden vier Muſikanten: der Eine ſpielt die T'goerka, der Andere die T'guthe, ein Dritter die T'koi-t'koi und der Vierte ſingt. Die T'goerra beſteht in einer Art Bogen von ungefähr ein Fuß Länge durch eine ziemlich ſtarke Sehne angeſpannt, und an einem Ende derſelben befindet ſich ein Federkiel von anderthalb Zoll lang. Der Muſikus bringt ſeinen Mund an dieſen Federkiel, und macht ſo, indem er den Athem gewaltig anzieht, den Kiel erzittern, was einen ziemlich kreiſchenden Ton von ſich gibt.

Die T'guthe iſt eine Art Violine, beſtehend in einem einzigen Stück Holz, auf welches drei oder vier Saiten geſpannt ſind. Der Künſtler ſpielt darauf mit einem Violinbogen und entlockt dem Inſtrumente, ſo gut er kann, einen Ton, ſei es nun, welcher er wolle.

Die T'koi-t'koi iſt blos eine Trommel, aus einer Haut beſtehend, die man über ein hohles Stück Holz geſpannt. Man ſchlägt entweder mit den Fingern oder mit einem Stöckchen darauf.

Man kann nun wohl begreifen, daß man zwar mit ſolchen Inſtrumenten — und die Hottentotten kennen keine anderen — Lärm genug, aber keine Harmonie hervorbringen kann. Sie bedienen ſich aber auch der Muſik blos zur Begleitung, und nur ihr Geſang kennt eine Melodie. Wir laſſen hier eine ihrer Arien folgen.

Eine alte Frau ſang die erſten zwei Takte piano, und die jungen Männer und Mädchen antworteten mit dem letzten Takte im Staccato und Chor geſungen.

Sobald die Muſik anfing, nahmen die Tanzluſtigen ihren Platz ein. Sie zeigten weder Kunſt noch Gewandtheit, denn ihr ganzer unordentlich durch einander gehender Tanz beſtand blos in einer langſamen Bewegung der Füße, während jeder Tänzer von Zeit zu Zeit

Digitized by Google

einen kleinen Stock schwang, den er in der Hand hielt.

Andere faßten sich bei demselben Musikstücke bei der Hand, und tanzten langsam erst rund um eine Person herum, dann um mehrere in einen Kreis gestellte; diese Letzteren bewegten sich schneller und lebhafter. Das Merkwürdigste war an den kleinen Kindern zu sehen, die drei oder vier Fuß hoch in dem zum Sacke gemachten Mantel ihrer Mütter hingen und deren kleine Affengesichter durch die lebhaften Bewegungen ihrer Mütter, die wie junge Mädchen herumsprangen, gleich Aepfeln in einem Korbe hin und her geschüttelt wurden. Weit entfernt, sich hierüber aufzuhalten und sich vor dem Fallen zu fürchten, fanden die kleinen Wilde vielmehr Vergnügen daran und begannen jedes Mal, wenn ihre Mütter vom Tanzen ausruhten, aus allen Leibeskräften zu schreien und zu weinen.

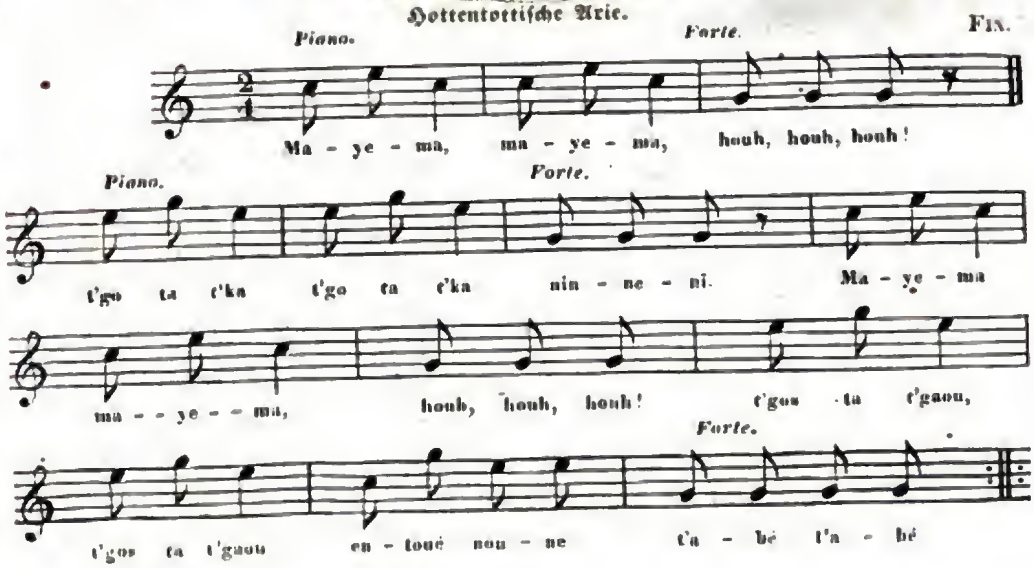
Die Nacht war schon bald zu Ende und die Buschmänner waren noch immer fröhlich; blos Kees allein, der Held des Tages, überließ sich nicht dem allgemeinen Vergnügen. Man sah ihn nachdenkend auf und ab gehen, und schärfere Augen als die seiner Landsleute hätten auf seinem Gesichte die Unruhe lesen können, die sein Inneres verzehrte. Er kroch von Zeit zu Zeit in die Büsche, die den aus dem Walde führenden Pfad bekränzten, und suchte ungeduldig im Dunkel der Nacht einen Gegenstand, den nur er allein finden konnte. Endlich beim Anbruch des Tages hörte er etwas in den Sträuchen knittern, und es stand der junge Buschmann vor ihm, der in einem Laufe zehn Meilen gemacht hatte; eine Aufgabe, die selbst für ein Reitpferd zu viel wäre, und die doch für einen jungen Hottentotten nicht einmal anstrengend ist.

„Weblan, Klaas!“ sprach der Häuptling; „was bringst du für Neuigkeiten?“

„Ich habe deine Befehle vollzogen und der Mond war noch nicht auf der Hälfte

Hottentottisches Fest.

Hottentottische Arie.



Digitized by Google

seiner Höhe, als ich schon um die Pflanzung Dirk-Markus' herumstrich. Ich sah bald den Zauberer Paleo hineinschleichen, schlüpfte ihm nach und war so glücklich genug, zu einem Fenster zu gelangen, von wo ich alles hören konnte, ohne gesehen zu werden."

„Was hast du gehört?"

„Paleo verkaufte seine Brüder an die Pflanzer."

„Ich war seines Verrathes sicher; und dann?"

„Sie kennen unsere Schlupfwinkel und werden uns wahrscheinlich noch diesen Morgen angreifen."

„Genug; komm mit mir."

Kiees ließ jetzt den gellenden Pfiff erschallen, an den seine Horde gewöhnt war. Spiel und Tanz hörten gleich auf; Alles stand in Unordnung auf, und reihte sich erschrecken und verwirrt um den Häuptling.

„Meine Brüder," sprach dieser; „ihr seid alle, gleich mir, entlaufene Sklaven, Marons, wie unsere Tyrannen sagen. Erinnert euch, was ihr in der Nähe der Capstadt gesehen: sieben Galgen und zehn Räder; sie erwarten uns, wenn wir gefangen werden; und wir können es in einigen Stunden sein, denn die Weißen kennen unsere Schlupfwinkel, und sind schon in diesem Augenblicke in unserer Verfolgung begriffen. Ihr habt blos zwei Wege zur Auswahl, den zu kämpfen und zu siegen, und dann habt ihr euere Freiheit, euere Hütten und Heerden; oder ihr könnt fliehen und dann werdet ihr wie die Antilopen gejagt, niedergemetzelt oder gehängt, oder gerädert oder gepfählt; wählet!"

Es wäre unmöglich, das Entsetzen zu beschreiben, das diese ebenso schrecklichen als unerwarteten Worte in der Horde verbreiteten. Besonders die Frauen jammerten und dachten in ihrem tödtlichen Schrecken blos daran, auf welche Seite sie fliehen sollten; die Männer faßten ihre Degen und Wurfspieße, und umringten ihren jungen Häuptling.

„Was sollen wir thun?" fragten sie ihn.

„Wir gehorchen und kämpfen."

„Wir werden kämpfen: führ' uns an!"

„Die Weißen entdecken gewöhnlich unsere Schlupfwinkel nach dem Rauche unserer Feuer," sprach jetzt Kiees; „wir wollen also diesen Umstand benützen, um sie in eine Falle zu locken. Wir wollen diesen Hohlweg hier verlassen und sie hierher locken, indem wir auf die da bereits angezündeten Feuer Massen von grünem Holze werfen wollen, daß hohe Rauchwolken emporwirbeln, wo sie dann solche aus weiter Entfernung bemerken werden und sich ganz gewiß hierher begeben. Um aber hierher zu gelangen, sind die Weißen gezwungen, durch die steilen Engpässe von t'Korka zu gehen, und da wollen wir sie erwarten. Denkt nur daran, ja nicht die unglückliche Taktik nachzuahmen, die unseren Brüdern schon so oft unheilbringend war; sie kämpften in dichten Massen, und machten so die Wirkung der Feuerwaffe sicherer und gefährlicher. Die Pflanzer, die uns anzugreifen wagen, sind blos fünfzehn an der Zahl — ich weiß es ganz sicher — wir sind mehr als hundert Krieger, das ist mehr als sechs gegen einen. Theilt euch also in fünfzehn Abtheilungen von sieben Mann, die dann je eine für sich vereinzelt fechten muß, und zwar so, daß eine Abtheilung von der andern nicht so weit sei, daß sie sich nicht gegenseitig unterstützen können. Jede Abtheilung hängt sich an einen Weißen, ohne ihn aus den Augen zu verlieren, ohne sich mit den andern zu beschäftigen; greift sie von allen Seiten zugleich an und zwar im Laufe, um keinem der Pflanzer Zeit zu lassen, seinen schweren Karabiner anzuschlagen. Wenn ihr's so macht und meinem Beispiele folgt, liegen heute Abend fünfzehn euerer schrecklichen Tyrannen leblos in den schwarzen Schatten der Schneeberge, und die Hyänen werden sich ihre blutigen Glieder streitig machen."

Der tiefgedachte Plan Kiees' ging in den Geist und das Herz seiner tapferen Krieger über; sie versprachen ihm in einem allgemeinen lauten Zurufe Pünktlichkeit und Gehorsam. Nachdem sie Reiser genug in's Feuer geworfen hatten, um es noch lange nach ihrem Abmarsche zu erhalten, folgten sie stillschweigend, Mann für Mann, ihrem Führer, der sie den Felsen von t'Korka zuführte. Kiees schritt der Erste voran an der Spitze von fünfzig Kriegern; dann kamen die Frauen, Kinder, und die Ochsen, die das leichte Gepäck trugen; die fünfzig andern Krieger bildeten unter der Anführung Klaas' den Nachtrab der kleinen Armee.

III.

Die Morgensonne begann kaum mit ihren frühzeitigen Strahlen die Berge des Kaffernlandes zu bekränzen, als eine fröhliche Truppe von Pflanzern auf kräftigen, gewandten Pferden die Pflanzung von Agter-bruntjer-hoogt verließ. Männer und Damen waren elegant aber einfach gekleidet; was man jedoch bei den Damen bewundern mußte, das war der kleine, glänzende Karabiner, den jede am Sattelknopfe trug. In diesen rohen, von wilden Thieren und noch wilderen Menschen bewohnten Ländern, wo die Kolonisten sehr entfernt von einander lebten, sich also immer ganz allein sowohl vor Löwen, als vor ihren eigenen Sklaven schützen mußten, in solchen Ländern war es dringend nothwendig, daß der schwächste Familienarm, und somit auch jener der Frauen, in der Noth Beistand leisten konnte. Unsere Leser werden also nun begreifen, warum die afrikanischen Pflanzerinen so gut reiten konnten, und weder es kam, daß sie im Stande waren, einen Buschmann auf hundert und fünfzig Schritte niederzuschießen.

Es versteht sich von selbst, daß alle Reiter gleich bewaffnet waren. Die Karabiner, oder vielmehr die großen Büchsen, deren sich die Pflanzer bei der Elephanten-, Löwen- oder Sklavenjagd bedienen, sind von viel stärkerem Kaliber als unsere Kriegsgewehre, und schießen eine Kugel von etwa dritthalb Unzen schwer, aus zwei Drittheilen Blei und einem Drittheile Zinn gegossen; diese Mischung macht die Kugel härter, und läßt es nicht zu, daß sich die Kugel auf den Knochen dieser Thiere platt drücke. Wenn ein Jäger, nachdem er einen Elephanten oder einen Sklaven mit der ganzen Schnelligkeit seines Renners einige Zeit verfolgt hat, endlich die gehörige Distanz erreicht zu haben glaubt, hält er sein Pferd schnell an, springt ab, nimmt den Zügel um den Arm, kniet mit einem Fuße nieder, und stützt sein Geschoß auf einen gabelförmigen Stock, der am Gewehre befestigt ist, zielt, schießt und springt wieder schnell in den Sattel, um entweder, wenn er sein Opfer nicht getroffen hat, zu entfliehen oder um seine Verfolgung fortzusetzen, wenn er es blos verwundet. Menschen und Pferde sind auf diese Manoeuvres so gut eingeübt, daß Alles mit wahrhaft erstaunlicher Schnelligkeit gemacht wird.

Unsere Reiter trabten fröhlich vorwärts, als wären sie zu einem Spazierritte ausgeritten. Der hottentottische Zauberer Paleo ritt ihnen auf einem zum Reiten abgerichteten Ochsen voran, und zeigte ihnen den Weg in die Engpässe von t'Korka. Die Konversation schien besonders zwischen Dirk-Markus und Priestlo sehr lebhaft, und sie mußte wohl interessant sein, denn trotz der Schwierigkeit des Weges hatten sich die jungen Pflanzer um die beiden alten Jäger gereiht, um ihr Gespräch mit anzuhören.

„Meiner Treu';" sprach Priestlo; „ich sage Ihnen, ich betrachte unsere Expedition für viel weniger gefährlich, als eine Löwen- oder Elephantenjagd."

„Und um das, was Sie behaupten, zu beweisen," schrie Dirk-Markus, „will ich Ihnen etwas erzählen, was mir in meiner Jugend zugestoßen: Ich strengte mich eines Tages an, auf der Höhe eines neben einem Walde liegenden mit Büschen bedeckten Hügels einen Elephanten in die Schußweite zu bringen, den ich eben auf der Fährte hatte. Plötzlich höre ich neben mir ein Geräusch, was von der Seite zu kommen scheint, wo ich den Elephanten vermuthete. Obwohl ich nun damals einer der besten Jäger im Lande war, so empfand ich doch ein Entsetzen, daß ich ordentlich spürte, wie sich meine Haare auf dem Kopfe sträubten; es schien mir, als hätte man mir mehrere Kübel kalten Wassers über den Nacken gegossen und konnte dabei keinen Schritt vorwärts thun. Bald sah ich jedoch das ungeheure Unthier so nahe an mir, daß es mich schon beinahe mit seinem Rüssel erreichte. Glücklicherweise gelang es mir in diesem Augenblicke die Flucht zu ergreifen, und ich fand mich zu meinem Erstaunen in diesem Momente so gewandt, daß ich glaubte, meine Füße berührten gar den

Digitized by Google

Boden nicht. Das Thier ließ zwar von meiner Verfolgung nicht ab, und war immer sehr nahe auf dem Leibe; ich erreichte aber endlich den Wald und schlüpfte zwischen die Bäume, wohin mir der Elephant nicht folgen konnte. Im ersten Schrecken dachte ich nicht daran, ihm meinen Schuß nachzusenden, und als ich mich in Sicherheit fand, war ich zu erschöpft und zu froh, so heilen Knochen davon gekommen zu sein, als daß ich daran gedachte, irgend eine gefährliche Unternehmung in's Werk zu setzen." [1])

Die ganze Gesellschaft lachte über die naive Art, mit der Markus die empfundene Furcht schilderte.

„Donnerwetter, Geratter!" sprach jetzt Jakob Kok; „ich kann Euch eine zweite Ausgabe Eures Schreckens erzählen, und das mir Zugestoßene wird unsere jungen Leute überzeugen, daß der Löwe, man möge darüber reden, was man wolle, oft keinen Muth habe, und nicht gern Menschen angreife, die er für fähig hält, sich zu vertheidigen. Als ich eines Tages mit meinem geladenen Gewehre in der Hand auf meinen Besitzungen herumspazierte, bemerkte ich plötzlich nicht weit von mir einen Löwen. Da ich ein guter Schütze bin, und in der Lage, wie wir zu einander standen, meines Zieles sicher zu sein glaubte, so gab ich Feuer. Ich hatte aber unglücklicherweise vergessen, daß mein Gewehr schon lange Zeit geladen, und so das Pulver feucht geworden war; die Büchse brannte nach, und die Kugel schlug auf der Seite des Unthiers in den Boden. Entsetzt begann ich schnell zu fliehen; da ich jedoch bald den Athem verlor, und meinen Dränger nahe hinter mir verspürte, sprang ich auf eine kleine Steinerhöhung und machte Kehrtum, indem ich meinem fürchterlichen Gegner den Kolben entgegenschwang, und dabei fest entschlossen war, mein Leben auf's Aeußerste zu vertheidigen. Ich weiß nicht, ob meine entschlossene Stellung den Löwen einschüchterte; genug, das Thier hielt plötzlich an, und kauerte sich, scheinbar sehr ruhig, einige Schritte von dem Steinhaufen, nieder. Ich wagte aber nicht mich zu rühren, umsomehr, als ich im Laufen mein Pulverhorn verloren hatte. Endlich nach einer langen halben Stunde einer grausen Erwartung erhob sich der Löwe, ging langsam und wie verstohlen davon, und raunte, als er schon weiter weg war, in großen Sätzen davon." [2])

„Nun rede mir noch Einer von der Buschmänner-Jagd," sagte Prieslle; „ich habe sie schon einige Male mitgemacht, und habe nie die mindeste Ritzung davon getragen."

„Erzählt uns doch was davon, Baas Prieslle!" schrieen die jungen Leute, die einer solchen Festlichkeit noch nie beigewohnt hatten.

„Nichts leichter als das, meine Kinder! und das kann euch gut dazu dienen, in zwei oder drei Stunden bei einem ähnlich vorkommenden Falle Bescheid zu wissen; denn ich sehe schon den Rauch des Buschmänner-Lagers, der sich in schwarzen Säulen über die höchsten Bäume der Schneeberge erhebt. Sechs Pflanzer und ich, wir hatten einmal Mangel an Sklaven, um unsere Felder zu bearbeiten und unsere Heerden zu hüten; wir vereinigten uns also, und schlugen unsern Weg nach einer Seite ein, wo wir wußten, daß sich ungefähr ein Hundert Buschmänner da gelagert hatten. Der Rauch ihrer Feuer zeigte uns den Platz ihres Kraals, den wir, so gut wir konnten, umringten. Jetzt gab ich das Zeichen zum Angriff, indem ich eine schwangere Frau, die in einem nahen Brunnen Wasser schöpfte, niederschoß. Diese unerwartete Donnerentladung brachte unter die Horde Wilden eine so große Verwirrung, daß blos die kühnsten und stärksten derselben es wagten, zu flüchten; wir ließen dies auch recht gerne geschehen. Froh die Hinderlichsten so leichten Kaufes los geworden zu sein, bemächtigten wir uns der andern, die sich, vor Erstaunen und Furcht zitternd, ohne alle Vertheidigung unsern Händen übergaben; wir behielten aber blos jene, die zu Etwas tauglich waren. Die kleinen Kinder, schwangern Frauen und Greise . . ."

„Denen gaben Sie die Freiheit;" unterbrach ihn Jenny, die Flip verlassen hatte, um sich ihrem Vater zu nähern.

„Nicht halb so dumm! Wir schlugen sie todt! Und so haben wir es immer gemacht. Ich könnte euch zwanzig Jagden erzählen, wo wir es immer so gemacht haben."

Während die Pflanzer so plauderten, waren sie unter der Anführung des Zauberers Palee in ein schmales Thal eingeritten. Dieser höchstens zwanzig Schritte breite Engpaß war auf beiden Seiten von den hohen Felsen des Gebirges l'Kerka eingeengt. Es wurde bald so schwer, auf dem felsigen Pfade vorwärts zu kommen, daß die Kolonisten schon den Zauberer verdächtigten, er habe sie absichtlich in die Irre geführt, und in Folge dessen drohten sie ihm mit einer Pistolenade. Sie befahlen dem erschreckten Zauberer, auf die Felsenspitzen hinaufzusteigen, und ihnen einen besseren Weg zu suchen, was er auch alsogleich that. Er war aber kaum zwischen den riesigen Granitblöcken, die die Höhe der Felsen bekränzten, verschwunden, als er einen durchdringenden Schrei ausstieß und sein blutender Leichnam, von einem Felsen zum andern hüpfend, bis unter die Füße der Pferde rollte. Ein schrillender Pfiff ließ das Echo ringsum ertönen; die erstaunten und in Unordnung gebrachten Pflanzer drängten sich Einer an den Andern und nahmen die blassen, auf den Tod erschreckenen Damen in ihre Mitte.

„Ich will gehängt werden," sprach Dirk-Markus, „wenn ich je eine Schlange so pfeifen hörte. Kinder, schließt euere Reihen und macht euere Gewehre zurecht; das bedeutet nichts Gutes. Aha! da habt ihr ein anderes Gepfeife; das kenne ich von lange her."

In der That pfiffen hundert Pfeile vor ihren Ohren vorüber, indem sie sich in der Luft kreuzten, weil sie von beiden Seiten des Engpasses kamen. Da die Pfeile aus weiter Entfernung kamen, und die Pflanzer mit dicken Kleidern versehen waren, so wurde keiner von ihnen verwundet. Sie erwiederten diesen Gruß durch einige Flintenschüsse, die aber in's Blaue trafen; denn kaum, daß sie einen schwarzen Krauskopf auf einen Augenblick auf der Spitze eines Felsens auftauchen sahen, so war er eben so schnell verschwunden.

Die Pflanzer hielten einen kurzen Kriegsrath, und es wurde auf den Rath des gewandten Prieslle beschlossen, zurückzukehren, und die Ebene wieder zu gewinnen, von der man kaum vier- oder fünfhundert Schritte entfernt war. Man begann aber kaum dieses Manoeuvre auszuführen, als man riesige Felsenblöcke von den zackigen Bergspitzen herunterrollen sah, die alles ihnen im Wege Liegende zertrümmerten oder mit sich rissen, und mit einem furchtbaren Gekrache mitten unter die entsetzte Gesellschaft hineindonnerten. Prieslle fiel unter einem Blocke, der ihm den Schädel zerschmetterte; ein Pflanzer wurde vom Pferde geschmettert und erhielt einen vergifteten Pfeil in den Hals, worin dieser auch stecken blieb; den Pferden Jenny's, Flip's und Jakob Kok's wurden die Beine gebrochen, und die ganze Truppe gerieth in die furchtbarste Verwirrung. Jeder suchte sich, so gut er konnte, zu retten, und blos Dirk-Markus und noch zwei Jäger dachten daran, die Frauen zu beschützen und mit ihnen die Ebene zu gewinnen.

Hier, glaubten sie, würden ihnen ihre Pferde und Flinten die gewöhnliche Uebermacht verschaffen, und hielten, nachdem sie die Frauen im größten Carriere nach Agter-bruntjer-hoogt zurückschickten, in ihrem Fliehen an, und erwarteten stehen Fußes die Wilden, die aus dem Walde hervorquollen. Sie waren in der Erwartung, sich von einer gedrängten Masse angreifen zu sehen, von der sie auf jeden Schuß vier oder fünfe nehmen würden; wer beschreibt aber ihr Erstaunen, als sie sich plötzlich auf allen Seiten von einzelnen Menschen umwirbelt sahen, die immerwährend in Bewegung waren, und ihnen weder Zeit noch Gelegenheit gaben, sich ihrer schwerfälligen Flinten zu bedienen! Wenn ein Pflanzer einen Wilden verfolgen wollte, so sah er sich in demselben Augenblicke selbst von fünfen oder sechsen verfolgt, und wenn er sich nun zur Verfolgung dieser umwandte, wandte sich auch jener, anstatt zu fliehen, um, und verfolgte ihn nun seinerseits, indem er ihm vergiftete Pfeile zuwarf. Es war ihm, trotz der außerordentlichen Schnelligkeit seines Pferdes, unmöglich, weder einen seiner Feinde zu erreichen, noch sich von den andern zu entfernen; denn die Buschmänner laufen so schnell, daß sie oft Gazellen einholen, und sie mit ihren Wurfspießen erreichen, nachdem sie sie durch einen Lauf von mehreren

[1]) Dieses Jagdabenteuer ist der wahren Erzählung eines afrikanischen Pflanzers entnommen.

[2]) Auch thatsächlich von einem Pflanzer erzählt.

Digitized by Google

Stunden ermüdet haben. Schon waren einige unglückliche Reiter unter den Pfeilen der Wilden gefallen, ohne daß sie einen einzigen Flintenschuß abgefeuert hatten, als die fünf oder sechs Uebrebleibenden den verzweifelten Entschluß faßten, mit verhängtem Zügel zu fliehen.

Die Hottentottinen, die, während ihre Männer die Pfeile abschießen, die Felsenstücke herunterkerollt hatten, brachen jetzt aus dem Walde hervor, und stießen ein Siegesgeschrei aus. Trakosi umarmte Kiees, der immerwährend unerschrocken gekämpft hatte. Der junge Häuptling, der den Frauen, nachdem er den Kriegern Befehl zur Verfolgung der Pflanzer gegeben hatte, die Erlaubniß zur Plünderung der Todten gab, nahm Trakosi an der Hand, und schritt mit ihr gelassen dem Engpasse zu, in dem der Kampf begonnen hatte.

„Weib!“ sagte er ihr; „meine Rache hat begonnen; aber sie kann nicht dabei stehen bleiben, daß sie Todte macht, sie muß Lebende treffen! Hast du in den Bergen einen Weißen und seine junge Verlobte gesehen, deren Pferde die Beine brachen?“

„Ich habe sie gesehen.“

„Hast du sie erkannt?“

„Nein, Kiees.“

„Wohlan, der junge Pflanzer ist Flip, der Sohn von Dirk-Markus, deinem letzten Herrn; seine Verlobte ist Jenny Priestlo, deren Vater meine Schwester in der schmählichsten Sklaverei sterben ließ. Siehst du, diese beiden jungen Leute sind meiner Rache verfallen.“

„Mein Freund!“ sprach Trakosi mit einem unruhevollen Mitleid, „du wirst doch die beiden waffenlosen Leute nicht morden wollen?“

„Nein, sie sollen nicht sterben, diese Rache wäre zu gering; sie sollen als unsere Sklaven leben und diese Weißen sollen wenigstens ein Mal aus Erfahrung die Leiden kennen, die sie uns so oft anthuen.“

Die gute, sanfte Trakosi antwortete nicht; aber sie kannte den Charakter ihres Kiees nur zu wohl, um dessen sicher zu sein, daß sie den ihm nach dem ersten Siegesrausche leicht die Freiheit der beiden jungen Leute werde erbitten können, die sie schon während ihrer langen Sklaverei liebgewonnen hatte. Sie drangen in den Engpaß, ohne mehr ein Wort zu verlieren.

Der junge Pflanzer merkte nur zu wohl das Gefährliche seiner Lage und er schlüpfte also mit seiner Verlobten durch dichte Gesträuche durch, in der Hoffnung, ohne von den Wilden bemerkt zu werden, ein dichtes Gehölz zu erreichen, wo er doch theilweise vor seinen Feinden sicher gewesen wäre. Sie waren schon dem Zufluchtsorte, auf den sie ihre ganze Hoffnung setzten, nahe, als sie plötzlich vor sich ein etwa zweihundert Schritte breites Thal bemerkten, durch das sie durchaus mußten. Sie hielten einen Augenblick, um aufmerksam zu horchen. Sie hörten blos einige einzelne Flintenschüsse, die in weiter Entfernung in der Ebene abgefeuert wurden und da sie weiter nichts gewahrten, so wagten sie sich in das Thal hinein. Sie hatten kaum einige Schritte gemacht, als Flip plötzlich hielt, Jenny ganz leise befahl, sich in dem hohen Grase zu verbergen und so, wie er selbst es thun würde, in der vollkommensten Unbeweglichkeit zu bleiben. Aber es war schon zu spät; die drei Wilden, die von den Höhen herabkamen, schritten gerade auf sie zu.

„Sei ruhig,“ sprach Kiees zu Trakosi; „ich kenne Flip von lange her; er ist tapfer aber kein Thor, und wird sich, wenn er sich auf allen Seiten umringt sieht, ergeben, wäre es auch nur, um das Leben jener zu retten, die er liebt. Klaas!“ wandte er sich zu dem Wilden, der ihn begleitete, „sind unsere Leute an ihren Posten?“

„Sie sind's.“

„Es ist Zeit, daß sie erscheinen; gib ihnen das Zeichen.“

Klaas pfiff, und der unglücklicht Flip sah in demselben Augenblick zwanzig Wilde aus den Büschen emporsteigen, die ihn umgaben.

„Unser weiteres Verbergen ist unnütz, Jenny; wir sind verloren, wenn diese Elenden nicht mit deiner Jugend und Schönheit Mitleid haben oder ich sie nicht durch Versprechungen gewinnen kann.“

Er richtete sich jetzt in die Höhe und rief, indem er mit der Hand winkte:

„Ha gutti, huka kee keep, male tiri t' nunqua“. (Halte, tapferer Hottentott! und leihe mir dein Ohr).

Die drei Wilden hielten nicht, sie kamen aber langsamer heran und machten mit der Hand ein Friedenszeichen, das Jenny nicht verstand. Als sie auf fünfzig Schritte von ihnen waren, nahm Kiees das Wort.

„Flip!“ sprach er, „dein Leben und jenes deiner Verlobten gehören mir; denn du weißt nur zu wohl, daß ein Pflanzer in dieser Lage einen Buschmann nie begnadigen würde; ist das Wiedervergeltungsgesetz nicht geeecht?“

„Mein Leben und jenes meiner Verlobten gehören Gott, ich will aber seine Vorsehung nicht versuchen und schlage dir daher einen Vergleich vor. Ich habe eine Heerde von fünfzig Ochsen und hundert Ziegen, ich gebe sie dir, wenn du dieses junge Mädchen retten willst, das deinen Brüdern nie ein Leides zugefügt.“

„Meine Krieger treiben in diesem Augenblick deine Heerde fort, die mir durch das Recht des Stärkeren zugefallen ist. Gib mir etwas Anderes.“

„Ich gebe dir zwanzig Pfund Tabak, eine Flinte, Pulver und Kugeln.“

„Ich rauche blos Hanfblätter, habe diesen Bogen und auf meiner Schulter einen Köcher voll vergiftetee Pfeile. Gib mir etwas Anderes.“

„Ich gebe dir meine Pflanzung und die grünen Wiesen, die sie umgeben.“

„Ich finde in den Wäldern Holz genug, mir eine Hütte zu bauen; die Wiesen gehören ohnehin den Hottentotten, denen ihr sie entrissen habt. Gib mir also etwas Anderes.“

„Ich weede dir kupferne Kessel und Ringe geben.“

„Meine Kriegee werden das Alles zu Bruntjer-hoegt finden und ich bekomme das beste Beutetheil.“

„Was soll ich dir also geben?“

„Was du mir geben sollst? deine Freiheit, deine Verzweiflung, deine Thränen, dein Elend, deine Sklaverei und jene deiner Verlobten. Du sollst mein Sklave sein, sollst meine Hütte bauen, meinen Hanf pflanzen, sollst auf deinen Schultern das Wild tragen, das ich auf der Jagd erlege und sollst wie ein Hund, blos die Knochen davon abnagen. Deine Jenny soll das Feuer in meiner Hütte anzünden, soll die Ringe Trakosi's putzen, ihre Kühe melken und wenn ich sie schön finde, soll sie . . .“

Kiees wurde von Jenny durch einen Schrei der Entrüstung und die Entladung ihres Karabiners unterbrochen. Der Hottentottenhäuptling hatte aber die Bewegung bemerkt, mit der Jenny ihn auf's Korn nahm und hatte sich durch eine eben so schnelle Bewegung gebückt, um der mörderischen Kugel auszuweichen, vergaß aber, daß Trakosi hinter ihm stand und begriff erst seine Unglück, als er den schmerzlichen Seufzer vernahm, den diese ausstieß, als sie mit blutender Brust auf den Rasen hinstürzte. Den Zustand von Verzweiflung und Wuth, in den er nun kam, zu beschreiben, wäre unmöglich. Schnell wie der Blitz zischte ein Pfeil von seinem Bogen, traf die unglückliche Jenny in's rechte Auge und bohrte sich mehrere Zolle tief in das Gehirn. Das arme Mädchen fiel todt hin, ohne Zeit gehabt zu haben, ihrem Verlobten die Hand zu drücken, oder einen Seufzer auszustoßen. Klaas hatte sich, einen Wurfspieß schwingend, auf den Pflanzer gestürzt, eine Kugel in die volle Brust aber hielt ihn mitten in seinem Laufe auf. Der in rasende Wuth gebrachte Kiees, der seinem Feinde keine Zeit zum Wiederladen lassen wollte, sprang wie ein Löwe mit einem Satz auf Flip zu, indem er ihm die scharfe Spitze des Wurfspießes entgegenstreckte. Der gewandte Pflanzer parirte aber den Stoß mit der Hand, und nun rangen die beiden Kämpfer Mann an Mann mit einander. Der Kampf war kurz aber schrecklich. Flip hatte durch seinen athletischen Wuchs und durch seine herkulische Kraft ein großes Übergewicht; aber dieser war gewandter, gelenkiger und mehr an solche Ringerkämpfe gewöhnt; dann machten es die Kleider des Pflanzers dem Hottentotten leicht, ihn dabei zu packen, während die kräftigen Hände Flip's an der fetten glatten Haut des Wilden abglitten. Kiees

Digitized by Google

wandte gegen seinen gefährlichen Gegner nicht blos die Hände, Füße und Knie, sondern auch die Nägel und Zähne, und doch waren alle seine Anstrengungen unnütz. Beide fielen und rollten sich auf dem Kampfplatze herum, wo der Eine bald oben, bald unten lag und noch immer schien ihr furchtbarer Kampf weder Einem noch dem Andern einen wesentlichen Vortheil zu geben. Die Buschmänner hatten sich unter einem furchtbaren Geheule genähert; konnten aber ihre Pfeile nicht gebrauchen, weil sie fürchten mußten, ihren Häuptling zu verwunden. Endlich brachte der riesige Flip den Wilden unter sein Knie, das er ihm auf die Brust setzte, während er ihm mit beiden Händen den Hals zupreßte und ihn so würgte. Schon verlor der Wilde den Othem, die Augen schwollen in den Augenhöhlen an und die Lippen wurden violett; da ließ Flip den Kopf sinken und stieß einen tiefen Seufzer aus, die eisernen Finger, in denen er die Gurgel seines Feindes hielt, ließen nach und öffneten sich, sein Knie glitt von der Brust Kiees' ab, der Körper schwankte einen Moment und fiel dann kraftlos an der Seite des Wilden nieder, der mit einem Satz aufsprang und schrie: „T'nautkam!" (Er ist todt.) In der That hatte Kiees während des Kampfes einen Pfeil neben sich liegen gesehen, hatte sich dessen schnell bemächtiget und ihn in das Herz des Pflanzers gedrückt.

Nach diesem Siege kehrten sich die Buschmänner zu dem Körper Trakosl's und versuchten, obwohl umsonst, sie in's Leben zu rufen. Ach! das arme, auf den mit ihrem Blute befeuchteten Büschen liegende Mädchen, konnte die Zärtlichkeiten ihres Geliebten nicht mehr fühlen, sie konnte sein Geschrei der Verzweiflung und der Rache nicht mehr hören! Nachdem der Häuptling das kalte leblose Gesicht seiner Gattin mit Thränen benetzt und auf ihre Stirn den letzten Kuß gedrückt hatte, wandte er sich zu seinen Kriegern, die seinen Schmerz theilten. Er trocknete seine Augen, die einen wilden Ausdruck annahmen und sprach zu ihnen:

„Freunde! wozu weinen wir, wie schwache Weiber? Wir brauchen etwas Anderes, als Thränen, um das unschuldige Blut Trakosl's abzuwaschen! Zwei von euch werden die Körper unserer todten Brüder und der Frau hüten, die ich so sehr geliebt, und sie vor der Gefräßigkeit der Hyänen schützen, bis wir wiederkommen, um ihnen ein Begräbniß zu schenken. Wir wollen indessen nach Agter-bruntjer-hoogt und noch diesen Abend soll das Feuer die letzten Ueberreste von der Wohnung unserer Tyrannen verzehrt haben."

Es war kaum eine Viertelstunde nach Kiees' Abmarsche, als die beiden Wilden, die neben den blutenden Körpern saßen, ein dumpfes Geräusch hörten, als wie von den Rädern eines auf dem Waldwege einherfahrenden schweren Karrens. Sie standen erschreckt auf und verbargen sich, da sie nur zu wohl wußten, daß blos Europäer in solchen Wägen führen, in den Gesträuchen, von wo sie die folgende Szene sehr gut ausnahmen. Zwei europäische Reiter, die aber nach Aussehen und Kleidung von den Pflanzern ganz verschieden waren, ritten langsam in das Thal herein, begleitet von fünf oder sechs Hottentotten, die zu Fuß und gleich ihnen mit Flinten bewaffnet waren. Die Europäer plauderten friedlich mit einander und dachten wahrscheinlich nicht daran, daß sie auf einem Platze waren, der zwei Stunden vorher der Schauplatz einer Metzelei gewesen war. Sie waren jung und trugen das Costüm der reichen Capstadtbürger.

„Dokter Sparmann!" sprach Immelmann; „wir haben, wie Sie sehen, sehr gut daran gethan, unseren Leuten den Befehl zu geben, den Karren am Eingange dieses Thales stehen zu lassen und dort zu kampiren; wir hätten ihn auf diesem steinigen Wege nimmer weiter gebracht."

„Sie haben Recht," erwiederte der berühmte Dokter; „ich bin um somehr Ihrer Meinung, als ich hier vor uns Sachen sehe, die mir nicht viel Lust machen, weiter in diesen gefährlichen Engpaß einzudringen."

Der Dokter war bei diesen Worten vom Pferde gestiegen und hob fünf oder sechs vergiftete Pfeile auf. Immelmann stieg auch vom Pferde, und nun drangen sie Beide, den Zügel ihrer Pferde in der Hand und die Flinte auf der Schulter, in den Engpaß vor. Sie blieben bald voller Entsetzen vor dem Anblicke mehrerer verstümmelter Leichname stehen und riefen sogleich ihre Hottentotten zu sich, um sie im Falle der Noth gleich bei der Hand zu haben. Sie erkannten bald, daß sie sich auf einem Schlachtfelde befänden und die Menschenfreundlichkeit des Dokters flößte ihm die Idee ein, die auf dem Grase umherliegenden Leichname zu untersuchen und sich zu versichern, daß in keinem mehr Leben sei. Seine fromme Nachsuchung war beinahe schon zu Ende und seine Hottentotten gruben schon in aller Eile ein Grab, hinlänglich groß, um acht Leichname zu fassen, als er durch Zufall einige Schritte von sich zwei Mäntel ausgestreckt liegen sah; er untersuchte sie genauer und fand vier Leichname: Flip, Klaas, Jenny und Trakosl.

Nachdem der gute Dokter eine Thräne über das Loos der Unglücklichen vergossen hatte, machte er sich daran, die Wunden der Armen zu untersuchen. Drei waren tödtlich getroffen und mußten augenblicklich den Geist aufgegeben haben. Als er aber an Trakosl kam, glaubte er an dem Pulse des jungen Mädchens ein leichtes Pochen zu verspüren. Er untersuchte die Wunde, die sie über dem rechten Busen, unter dem Schlüsselbeine hatte, und sah mit Erstaunen vermittelst der Sonde, daß die Kugel nicht in die Brusthöhle gedrungen war, sondern fünf oder sechs Linien tief in einem Muskel stack. Obwohl nun der Dokter kein anderes chirurgisches Instrument bei sich hatte, als sein Federmesser, so unternahm er doch sogleich die Operation und zog die Kugel mit einer so großen Geschicklichkeit heraus, daß das Blut zwei Minuten nachher wieder in Cirkulation kam und Trakosl die Augen aufschlug.

Immelmann stöberte während dieser Zeit durch die Büsche, um sich zu versichern, daß sich kein Kriegsopfer mehr da befände, da gewahrte er unter einem dichten Strauche den auf dem Gesichte liegenden Körper eines Hottentotten. Er war noch, wie der Reisende sehr gut bemerken konnte, warm, war aber todt, denn er hatte die Augen geschlossen, bewegte sich nicht und schien ganz des Athems beraubt. Das Sonderbarste an der Sache aber war: man sah keine Verwundung an ihm. Immelmann kam auf die Idee, der arme Wilde müsse blos ohnmächtig sein und er könnte mit Hilfe eines Aderlasses sehr leicht wieder in's Leben zurück gerufen werden. Er setzte sich also in Folge dessen neben dem Leichname auf die Erde, zog eine schöne zwei Zoll lange Lancette aus der Tasche, nahm den Arm des Wilden und brachte ihm das Instrument näher, als der Cadaver plötzlich erbebte, mit einem Sprunge auf den Beinen war und nun mit einer solchen Schnelligkeit entlief, daß ein englischer Renner weit hinter ihm zurückgeblieben wäre. Dieser schnellfüßige Todte war Niemand Anderer, als Einer von den zur Bewachung Trakosl's zurückgelassenen Kriegern. Er hatte, um der ihm drohenden vermeintlichen Gefahr auszuweichen, kein besseres Mittel gewußt, als sich todt zu stellen. Sein Kamerad hatte, als ihn die Hottentotten des Dokter Sparmann auffanden, dasselbe Mittel angewandt, war aber nicht so wohlfeilen Kaufes davon gekommen. Wenn sie ihn auch nicht für todt hielten, so hielten sie ihn doch für sterbend und begannen an seiner Person diejenigen Ceremonien vorzunehmen, die bei ihnen in einem solchen Falle gebräuchlich sind; das heißt: sie prügeln ihn tüchtig durch und zwar auf folgende Art: Wenn ein Hottentott in Agonie liegt oder selbst schon den Geist aufgegeben hat, so schütteln ihn seine Landsleute, stoßen ihn, schlagen ihn mit Fäusten, schreien ihm in die Ohren, machen ihm darüber Vorwürfe, daß er sterben will und fangen endlich an, ihn zu prügeln, damit er diese Welt nicht verlasse. Der so durchgebläute arme Teufel gab sich lieber auf jede Gefahr hin zu erkennen, als daß er sich hätte durch die eifrigen Hottentotten zu Tode prügeln lassen. Während nun die Letzteren den Auferstandenen über seine Furcht beruhigten, lief der andere, so schnell er konnte, nach der Richtung von Agter-bruntjer-hoogt, holte Kiees auf dem Wege dahin ein und berichtete ihm, was sich in den Engpässen der t'Kerka zugetragen. Der Häuptling ließ sogleich mit allen seinen Kriegern von der Verfolgung der wenigen übrig gebliebenen Pflanzer ab und eilte an der Spitze seiner siegestrunkenen Armee in die Engpässe zurück, mit dem festen Entschlusse,

Digitized by Google

die neuangekommenen Feinde, die er für Kolonisten hielt, gleich tapfer zu schlagen."

Doktor Sparmann hatte Trakosi indessen auf eine aus Baumzweigen improvisirte Sänfte legen und sie dann nach seinem Lager tragen lassen. Hier ließ er sie auf sein eigenes Reisebett legen und gab ihr alle jene Hilfeleistungen, die ihre Lage erforderte. Das junge Mädchen kam bald zu Kräften und sie schien, bis auf eine kleine Schwäche, ganz hergestellt, als ihr der gute Doktor mittheilte, daß sie nicht in Pflanzerhände gefallen sei und daß er sie bald ihrem Gatten wiedergeben würde, um damit er frei mit ihr lebe. Erst jetzt und nachdem das arme Kind einige Thränen der Dankbarkeit auf die Hand ihres Wohlthäters vergossen hatte, entschloß sie sich, etwas Ruhe zu genießen.

Immelmann war in dem Engpasse geblieben, um die Todten bestatten zu lassen und die fromme Handlung war bereits bald beendigt, als er hinter einem Felsen das klagende Geschrei eines Kindes hörte. Seine Hottentotten liefen hin und kehrten bald mit dem Leichname einer jungen Hottentottin zurück, die durch eine Kugel getödtet worden war und in einem an ihren Schultern hängenden Sacke ein Kind von zehn oder eilf Monaten hatte. Das arme Geschöpf war nicht verwundet, aber der Schrecken erpreßte ihm ein klägliches Wimmern. Ein inniges Mitleid erfaßte das gute Herz Immelmanns. Er nahm das Kind, hüllte es, so gut es ging, in den Mantel seiner Mutter und legte es sanft auf den Sattel seines Pferdes. Die Hottentotten gruben jetzt ein neues Grab für die unglückliche Frau und als sie sie hineingelegt hatten, trat Einer von ihnen dem Reisenden näher.

„Baas," sprach er; „es ist alles bereit; wollen Sie mir das Kind geben?"

„Wozu?" fragte Immelmann.

„Sie wissen es ja, Baas; um es, wie unser Gebrauch ist, mit seiner Mutter einzugraben."

„Aber das ist ja ein schrecklicher Gebrauch!"

„Glaubt Ihr, Baas?" antwortete der Hottentott ganz ruhig; „wohlan, wenn's Euch besser dünkt, so will ich das Kind an diesen Baumstamm binden und da werden's die Hyänen die nächste Nacht fressen." [1])

Der entsetzte Immelmann nahm das Kind in seine Arme, gab dem Pferde die Sporen und jagte in das Lager. Er konnte seinen Hottentotten nicht begreiflich machen, daß sie ein schreckliches Verbrechen begingen, wenn sie ein Kind deßwegen umbrächten, weil es keine Verwandten habe, die dafür Sorge trügen.

„Wenn Ihr so denkt, Baas! so werdet Ihr es eben so schlecht finden, daß wir unsere Greise in die Wüste stoßen, um sie da verhungern zu lassen, wenn sie sich, Alters oder Gebrechen halber, ihren Lebensunterhalt nicht mehr verschaffen können."

Noch am Abende desselben Tages erschien Kiees mit seinem ganzen Stamme vor dem Lager des Doktors Sparmann und zwar schon von einem durch Trakosi an ihn gesandten Hottentotten von ihrer Rettung benachrichtigt. Er kam, um sich dem menschenfreundlichen Doktor zu Füßen zu werfen und ihm für die seiner Frau gewidmete Sorgfalt zu danken.

„O, sprecht, Baas! wie kann ich je die Schuld meiner Dankbarkeit abtragen?"

„Mit dem, was jeder Ehrenmann bei solchen Umständen thun würde. Vertheidiget Euere Freiheit immer, wie Ihr es heute gethan, denn die Freiheit ist ein heiliges, unantastbares Recht, das Euch die Natur gab und Euch demnach nicht entrissen werden darf. Seid gut und nachsichtig gegen Euere Brüder, wie auch immer ihre Farbe und Sprache seien und verlaßt besonders Kinder und Greise nicht in ihrer Noth."

Kiees beantwortete diese Ermahnung damit, daß er aus den Händen Immelmanns ein in einen Mantel gehülltes Kind nahm und es Trakosi hintrug, die ihm freudig lächelnd die Arme entgegen streckte.

„Baas!" sprach der Hottentottenhäuptling; „dieses Kind soll das meine sein, und alle Europäer, die dir gleichen, sind von nun an meine Brüder."

Jd.

Der Hirsch-Reiter.

Charakterbild, aus dem Dänischen übersetzt von A. J. Pl—ke.

Dänemark's Inseln haben ein so liebliches, freundliches, friedlichstilles Aussehen, daß man, wenn man in Gedanken bis zu ihrem Ursprunge zurückgeht, nie an eine gewaltsame Naturbegebenheit erinnert wird; sie scheinen nicht durch ein Erdbeben aufgeworfen, auch nicht durch eine gewaltige Wasserfluth durchfurcht, sondern eher langsam aus dem sinkenden Meere aufgetaucht zu sein. Die Flächen sind eben und groß, die Hügel klein und unbedeutend, und sanft abgerundet. Keine jähen Abhänge, keine tiefen Höhlen zeugen von einem Geburtskampfe der Erde. Die Wälder hängen nicht wild auf himmelhohen Felsenrücken, sondern lagern sich, wie eine lebendige Hecke, um die fruchtbaren Maeken. Die Bäche stürzen sich nicht herab in schäumende Abgründe, durch tiefe und dunkle Klüfte, sondern gleiten still und klar dahin zwischen Schilf und Gesträuch. Wenn man von dem herrlichen Fünen nach Jütland übersegelt, so glaubt man Anfangs blos einen Fluß passirt zu haben, und kann sich nicht recht überzeugen, daß man nun auf dem festen Lande ist; so ähnlich und nahe verwandt mit den Inseln ist hier die Gestalt der Halbinsel. Allein je weiter man nun in's Innere kommt, desto mehr verändert sich die Gegend; die Thäler werden tiefer, die Hügel steiler, die Wälder sehen älter und mehr abgelebt aus, mancher schilfbewachsene Sumpf, mancher mit Heidekraut und kurzem Ginster bewachsener Erdplatz, große Steine auf den hochrückigen Feldern, — alles dies zeugt von geringerer Cultur und minderer Bevölkerung. Schmale Wege mit tiefen Wagengleisen und hohen Wällen in der Mitte deuten auf ein minderes Befahrensein und geringeren Verkehr der Einwohner hin. Die Wohnungen derselben werden gegen den Westen zu immer schlechter und schlechter, niedriger und niedriger, gleich als dückten sie sich vor dem gewaltsamen Anlaufe des Westwinds. Ebenso werden die Heiden häufiger und größer, Kirchen und Dörfer weniger, und stehen weiter von einander. Bei den Gehöften sieht man statt Getreideschobern, schwarze Torfstöße, anstatt Fruchtgärten, nur Kohlgärten. Große, mit Heide bewachsene Moore, nachlässig und schleuderig behandelt, sagen uns, daß es hier deren genug gibt. Kein Feldzaun, keine Umpflöckung macht mehr einen Unterschied zwischen dem Eigenthume unter Mann und Mann; man könnte glauben, alles sei hier noch in Gemeinschaft. Naht man sich einmal endlich dem Rücken von Jütland, so breiten sich vor dem Auge die ungeheueren, flachen, im Anfange mit Grabhügeln bestreute Heiden aus, deren Anzahl jedoch stets mehr abnimmt, so daß man mit Wahr-

[1]) Dieser Gebrauch, so wie jener, die Greise umzubringen, ist eine bei den Wilden tiefgewurzelte Idee, die ihren natürlichen Grund hat. Ihr Ehrgeiz kennt blos den einen Culminationspunkt: Mann in der strengsten Beziehung des Wortes zu sein. Das unmündige Kind findet blos in seinen Eltern diejenigen, welche sich mit dieser seiner Heranbildung zum Manne abgeben; der dem Kinde fremde Hottentott hat von Hülflosigkeit keinen Begriff; er fühlt kein Mitleid und sieht blos den einzigen Ausweg: es zu tödten. Derselbe Fall tritt bei dem Greise ein.

Digitized by Google

scheinlichkeit vermuthen kann, daß diese Strecke nie zuvor bebaut gewesen sei. Von diesem hohen Landrücken stellt man sich nicht ohne Grund vor, daß er das erste der Halbinsel war, was zum Vorschein kam, indem er sich aus dem Meere emporhob, und auf beide Seiten hinwälzte, wo nun die niederrollenden Wogen Bäche ausspülten, und Thäler aushöhlten. Auf der Ostseite dieser Heide befindet sich doch hie und da etwas kurzes, krauses Eichengestripp, das dem Verirrten anstatt eines Compasses dienen kann, denn die Keonen der Gesträuche sind alle gegen Osten gebogen. Übrigens erblickt man auf den großen Ginsterbewachsenen Hügeln nur wenigs Grün; ein einzelner Grasplatz, oder eine junge Zitterpappel, die man mit Verwunderung fragen möchte: „wie bist du denn hergekommen?"

Fließt wo ein Bach, oder ein Gewässer duech die Heide, so verkündet keine Wiese, kein Busch oder Strauchwerk deren Dasein, tief unten zwischen ausgehöhlten Hügeln schlängeln sie sich einsam und mit einem Laufe, als ob sie sich aus der Wüste heraus beilten.

Über einen solchen Bach ritt an einem schönen Herbsttage ein junger wohlgekleideter Mann auf „ein kleines Kornfeld zu, daß der ferne Eigenthümer dadurch angebaut hatte, indem er die abgeschundene Kruste der Heide zu Asche verbrannt hatte. Er selbst mit seiner Familie waren gerade im Begriffe es abzumähen, als der Reiter sich näherte, und sie um den Weg nach dem Edelhofe Ansbjerg fragte. Nachdem der Bauer zuerst die Frage mit einer andern entgegnet hatte, nämlich, woher der Reisende komme, und dieser ihm erzählte, was er bereits wußte, daß er irre geritten sei, rief jener einen Knaben herbei, der die Gaeben zusammen setzte, und befahl ihm, den Fremden auf den rechten Weg zu weisen. Aber bevor noch der Knabe begonnen hatte, diesen Befehl auszuführen, zeigte sich ein Anblick, der für eine Zeit lang die ganze Aufmerksamkeit, sowohl des Reiters, als des Erntevolkes auf sich zog. Oben von dem nächsten Ginsterhügel herab, fuhr gleich neben ihnen mit Sturmeseile ein Hirsch, mit einem Manne auf dem Rücken, hernieder. Dieser — ein hoher schöner Mann, braun gekleidet vom Kopfe bis auf die Zehen — saß eingeklemmt zwischen den Zacken des Kronhirschen, die gegen den Rücken hin zurückgeworfen waren, wie diese Thiere es zu thun pflegen, wenn sie recht ausholen. Der seltsame Reiter hatte wahrscheinlich seinen Hut bei diesem Ritte verloeren, denn seine langen schwarzen Haare flogen von seinem Nacken herab, wie die Mähne eines galoppirenden Pferdes. Seine Hand war in beständiger Bewegung, ein Messer in den Hals des Hirschen zu bohren, aber die gewaltigen Sätze desselben hinderten ihn, jenen zu treffen. Da der Hirschreiter nahe an die verdutzten Zuschauer herankam — was nicht lange währte — wurde er von dem Bauer erkannt, denn dieser rief: „Hei, Mads, wo willst du denn hin?"

„Das mag der Hirsch und der Satan wissen!" antwortete Mads; aber ehe noch die Antwort vollends herauskam, war er schon so weit vorüber, daß das letzte Wort kaum noch das Ohr der Fragenden erreichte.

Binnen wenigen Minuten verschwanden beide, Hirsch und Mann aus den Blicken der Nachstarrenden.

„Wer war das?" fragte der Fremde, ohne seine Augen von der Seite wegzuwenden, wo der Centaur verschwunden war.

„Weiß Gott," antwortete der Bauer; „das ist euch ein Kauz, ein Mann, den man Mads Hanten heißt, oder den schwarzen Mads; er hat viele Kinder — glaub' ich — und so hilft er sich denn wie er kann; er kommt zuweilen auf diese Seite herüber und holt sich einen Hirschen; aber heute will es der Zufall, daß der Hirsch ihn geholt hat — wofern es anders ein ordentlicher Hiesch war!" fügte er bedenklich hinzu. — „Gott behüte uns vor allem Übel, schlimm ist es! aber der Mads ist allerdings ein verwegener Kumpan, — obgleich ich nichts Anderes, als Ehre, Tugend und Gutes über ihn weiß. Er schießt hin und wieder ein Stück Wild dazwischen, was sollen wir darüber sagen? es gibt dessen genug — all zu viel, wenn man es sagen soll; da könnt Ihr selbst seh'n, wie es den Ähren meines Roggens mitgespielt hat! Aber, — meiner Treu! da haben wir ja den Jäger Niels; ja du magst dem schwarzen Mads auflauern, heute ist er besser beritten, als du." —

Wie er dieses sagte, sahen sie einen Jäger in langgestrecktem Trabe gegen sich von der selben Seite herzu jagen, wo man früher den Hirschenreiter gesehen hatte.

„Saht ihr nicht den schwarzen Mads!" rief er, noch bevor er an sie heran kam.

„Wir sahen freilich Einen auf einem Hirschen, aber wir konnten nicht sehen, ob er schwarz oder weiß, noch erkennen, wer es war, denn er kam vorbei, so daß man ihm kaum mit den Augen folgen konnte," antwortete der Bauer.

„Der Teufel hole ihn," sagte der Jäger, indem er sein Pferd anhielt, um es ein wenig verschnaufen zu lassen; „ich sah ihn oben im Havardal, wohin er ging, einem Hirschen aufzulauern. Ich hielt mich hinter einer Anhöhe zurück, um ihn nicht zu stören, und zu verscheuchen. Er schoß, der Hirsch stürzte. Mads lief hinzu, sprang auf seinen Rücken, um ihn den Fang zu geben; aber da der Hirsch das Messer fühlte, erhob er sich, klemmte den Mads zwischen sein Geweih, und hallo! Seine Büchse bekam ich wohl, aber ich wollte lieber ihn selber haben." Mit diesen Worten setzte er sein Pferd in Trab, und eilte dem Wildschützen nach, mit der einen Büchse vorn vor sich am Sattelknopfe, die andere an einem Riemen über den Rücken.

Der Reisende hatte ungefähr denselben Weg zu machen, und machte sich mit seinem Wegweiser vom Flecke, so schnell als dieser nur einher zu traben vermochte, nachdem er seiner Holzschuhe sich entledigt hatte. Als sie eine gute Viertelmeile zuerückgelegt, und auf den Rücken eines Hügels angekommen waren, der sich schräg gegen ein Gewässer hinabsenkte, bekamen sie beide Reiter zu Gesicht. Der Erstere hatte sich dem Ende seines Rittes genaht; der Hirsch war todt in das Wasser hinab gestürzt, an einer Stelle, wo das Wasser sehr niedrig war. Sein Erleger stand noch schräg über ihm, und strebte sich von dessen Zacken los zu machen, die sich in seine Kleider gebohrt hatten. Gerade als er damit fertig war, und an's Ufer sprang, kam der Jäger — der ihn zuerst im Reiten verfehlt hatte — vor dem Reisenden vorüber gesprengt, den Zügel in der einen, die Büchse in der andern Hand. Ein Paar Klafter vor dem unglücklichen Hirschenreiter hielt er sein Pferd an, und mit den tröstlichen Worten: „Nun sollst du sterben, du Hund!" legte er sein Gewehr an die Wange.

„Halt, halt!" rief der Delinquent, „laß dir Zeit, Niels, es pressirt wohl nicht, wir können uns ja mit einem Wörtchen darüber besprechen."

„Kein Geplausch mehr!" antwortete der erbitterte Jäger, „du sollst auf deinem Werke liegen bleiben."

„Nein doch! verziehe nur noch einen kleinen Augenblick," rief jener wiederum, „laß mich zuerst mein Vaterunser beten!"

„Was, du willst beten?" sagte Niels, indem er seine Büchse von der Wange herab sinken ließ; „in's Himmelreich kommst du gleichwohl nicht."

„So ist das deine Schuld, Niels!" antwortete der Andere, „wenn du mich in meinen Sünden um's Leben bringen willst."

„Das hast du verdient, du Hirschendieb!" rief Niels, und hielt wieder den Kolben an die Wange."

„Hei, hei," rief Mads wieder, „warte doch ein klein Wenig noch! wenn du mich schießest, so — ah! nimm doch die Büchse vom Auge weg, ich kann es nie leiden, wenn man mit einem geladenen Gewehre auf mich mißt;" — Niels erhob wieder das Haupt — „schießest du mich, so kommst du auf Pfahl und Rad."

„Den Teufel auch!" gab der Jäger mit einem erzwungenen Gelächter zur Antwort, und zielte auf's Neue.

„Niels, Niels!" schrie jener wieder, „hier ist ein Zeuge; aber höre doch, ich will dir einen andern Rath geben, nun hast du mich ja genug gewiß: ich kann dir nicht entgehn; kannst du mich nicht auf den Heerenhof führen? laß die Herrschaft mit mir machen was sie will. So behalten wir alle beide unser Leben, und du verdienst dir dabei noch ein gutes Trinkgeld."

Unterdessen kam unser Reisende dazu, und rief dem Schützen zu: „Um Gottes Willen, lieber Freund! richtet doch kein Unglück an, sondern hört, was der Mann sagt."

Digitized by Google

„Der Mann ist ein grober Missethäter," sagte der Jäger, spannte aber doch den Hahn nieder, und legte die Büchse über den Sattelknopf, „aber da der Fremde Mosjö für ihn bittet, will ich ihm das Leben schenken. Du bist wohl sonst verrückt, Mads," sagte er zu diesem; „denn nun kommst du auf den Festungsbau auf lebenslänglich; hättest du mich lassen dich todtschießen, so wäre nun Alles vorbei; — komm da, du Lumpenkerl! und halte dich mir zur Seite! Komm nun, und nimm deine Schenkel frischaus mit dir."

Dabei setzten sie sich in Gang, und der Reisende, der ebenfalls nach Ansbjerg wollte, leistete ihnen Gesellschaft.

Eine Strecke ging es derwärts, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre, wenn man das ausnimmt, daß der Jäger hin und wieder mit einem „Ho", einem Scheltwort und einem Eidschwur das Stillschweigen brach.

Endlich knüpfte der Strauchschütz ein neues und minder leidenschaftliches Gespräch an. „Dünkt es dir nicht, daß es Sünde ist," sagte er, „daß ich hier gehen und in dem langen Heidekraute waten soll?"

„Daran bist du gewohnt, du Hund!" erwiederte Niels.

„Du könntest wohl," fuhr der Andere fort, indem er einen politischen Blick auf ihn warf, aber doch in einem Tone, welcher bewies, daß er wohl nicht erwarte, seine Bitte erfüllt zu sehen: „du könntest wohl mich hinter dir aufsitzen lassen."

„Hoho!" antwortete der Jäger mit gellendem Gelächter; „du bist heut schon genug geritten, nun kannst du wohl gut deine langen Beine rühren."

„Na na! ein gutes Wort wieder, Jäger Niels!" murmelte jener, „du bist heute so verdammt kontrair gestimmt."

Der Jäger Niels gab darauf keine Antwort, aber pfiff sich die Weise eines Liedchens, während er aus seiner Jagdtasche Tabaksbeutel und Pfeife hervorzog. Da diese nun gestopft war, schickte er sich an, Feuer zu schlagen, aber der Schwamm wollte nicht fangen.

„Ich werde dir helfen," sagte Mads, und ohne eine Antwort zu erhalten, oder abzuwarten, schlug er mit seinem eigenen Feuerzeuge Feuer an, blies auf den Schwamm und reichte ihn dem Jäger; aber während dieser darnach langte, ergriff jener in einem Nu den Kolben der geladenen Büchse, die über dem Sattelknopfe lag, riß sie mit einem gewaltigen Ruck aus der Struppe heraus, und sprang drei Schritt rückwärts in die Heide hinein. — Alles dieses geschah mit einer Schnelligkeit, die man dem breitschulterigen, robusten und bereits ein wenig alternden Strauchschützen kaum zugetraut hätte. „Nun fällt das Neujahr mir zu Gute aus," sagte dieser. „Dünkt es dir nicht, daß ich dich jetzt über den Haufen zusammen pelzen könnte, wie einen Herrnpilz, mein liebes Nielschen? Aber du warst früher artig, das ist dein Glück!"

Der arme Förster starrte bleich und bebend vor Zorn auf seinen Gegner hin, ohne im Stande zu sein, ein einziges Wort hervor zu bringen.

„Vor einem kleinen Weilchen," fuhr Mads fort, „warst du so patzig, da konnte kein Mensch zu Worte kommen, allein hätte ich nicht damals gehört, wie du dein Mundwerk laufen ließest, so sollte ich beinahe denken, du habest es zu Hause auf Ansbjerg vergessen. — Zünde deine Pfeife an, sonst brennt der Schwamm aus! Du schaust so eigenthümlich auf mein Feuerzeug da?" — dabei zeigte er auf seine Büchse, „du meinst wohl, das sei doch eine ordentliche Beute, die du da gemacht hast? Diese hier ist doch noch besser," — hier klopfte er auf den Büchsenkolben, — „aber du sollst sie zurück bekommen, wenn du meine eigene da hergibst."

Niels zog sie sogleich über seinen Kopf, reicht sie mit der einen Hand dem Strauchschützen hin, und streckte die andere aus, sein eigenes Gewehr dafür in Empfang zu nehmen.

„Wart' ein Bischen," sagte Mads, „du sollst mir zuerst zuschwören, — pa! das kann denn doch nun einerlei sein, denn du hältst wohl gleichviel darauf; aber solltest du später einmal einen Paff! auf der Heide hören, so sei nicht gar so hitzig, und erinnere dich auf heute, und auf Mickel Rävehale!" Er wandte sich hiemit an den Reisenden: „Stubt sein Pferd vor dem Schusse?"

„Schießt nur zu!" antwortete der. Mads hielt die Büchse des Försters, wie ein Pistol mit der einen Hand in die Luft, und schoß sie aus. „Das gibt ja keinen andern Knall," sagte er, „als ob man einen alten Topf gegen eine Thüre schlägt." Darauf zog er den Stein aus dem Hahne, und reichte seinem Gegner das Gewehr mit den Worten: „Da hast du deinen Platzer! vor der Hand soll sie keinen Schaden thun! Lebe wohl, und schönen Dank für heute!"

So sprechend, hängte er seine eigene Büchse über die Schultern, und ging zurück nach jener Seite hin, wo der Hirsch lag.

Der Förster, dessen Junge bisher mit einer magischen Kraft gebunden gewesen zu sein schien, machte nunmehr seinen lange verbissenen Ärger mit einem Strome von Flüchen und Verwünschungen Luft, deren Anfang so lautete: „Nun so soll dich doch der Schwarze in Stücke —" u. s. w.

Der Fremde, dessen mitleidige Theilnahme sich von dem entschlüpften Freijäger zu dem beinahe verzweifelnden Edelhofs-Förster zugewandt hatte, suchte ihn zu trösten, so gut er's vermochte: „Sie haben ja im Grunde nichts verloren," sagte er endlich, „außer der elenden Freude, einen Mann mit seiner ganzen Familie unglücklich zu machen." —

„Nichts verloren?" schrie der Förster: „Das versteh'n Sie nicht! Nichts verloren? Der Hund hat, so gewiß als ich ein Sünder bin, mir mein gutes Gewehr verdorben!"

„Wie so denn?" sagte der Reisende, „Ihr Gewehr verdorben? Laden Sie es, und setzen sie einen andern Stein auf!"

„Pah!" antwortete Niels, mit einer ärgerlichen Lache; „das schießt weder Hirsch noch Hasen mehr; er hat's ihm angethan, und es verzaubert, wie ich Euch sage; und dafür wird kein Rath etwas helfen — prr! da liegt einer, und laßt sich im Sonnenscheine da im Wagengleise; der soll heute keine junge Lerchen speisen." Mit diesen Worten hielt er das Pferd an, setzte hurtig einen Stein in den Hahn, lud das Gewehr, und saß ab.

Der Fremde, der in der Jagdwissenschaft ganz uneingeweiht war, und also weder deren Kunstausdrücke noch Magie kannte, hielt gleichfalls still, um zu sehen, was der Grünrock nun vornehmen würde. Dieser zog das Pferd auf die Seite, ging einige Schritte vorwärts, und stirrte mit dem Büchsenrohre nach Etwas, das im Wege lag. Nun erst entdeckte der Fremde, daß es eine Natter war.

„Willst du hinein!" sagte der Förster, indem er fortwährend mit der Büchse nach der Schlange stach; endlich hatte er ihren Kopf in das Rohr gebracht; nun hielt er es in die Höhe und schüttelte es, bis die Natter ganz darin war. Darauf schoß er die Büchse in die Luft ab, mit ihrer sonderbaren Ladung, wovon nicht der geringste Stumpf mehr zum Vorschein kam, und sagte: „Will das nicht helfen, so gibt es Niemanden, der sie kurieren kann, außer Mads oder Mickel Rävehale."

Der Reisende lächelte ein Wenig ungläubig, sowohl über die Hexerei, als über die schnurrige Weise, sie zu beheben; aber da er bereits mit dem einen Schwarzkünstler Bekanntschaft gemacht hatte, so wünschte er auch, ein Weniges über den andern zu erfahren, der einen so ungewöhnlichen und bedeutungsvollen Namen führte. [1])

Auf seine Nachfrage erzählte der Förster, während er wieder sein Gewehr lud, folgendes: „Mickel Rävehale — wie man ihn heißt, weil er alle Füchse an sich locken kann, die es im Lande gibt — dieser Mickel ist zehnmal schlimmer als der schwarze Mads; er kann sich fest machen, der Hundskerl! da beißt weder Blei noch Silberknöpfe an ihm an. Einmal trafen ich und der gnädige Herr ihn dort unten in jenem Thale, gerade über einen Hirschen an, den er so eben geschossen hatte, und dem er gerade die Haut abzuziehen im Begriffe war. Wir ritten sogleich an ihn hin," und er merkte uns nicht eher, als bis wir ihn auf zwanzig Schritte nahe waren. Aber glauben Sie, daß dem Mickel Angst wurde? Er sah sich blos nach uns um, und machte sich darauf wieder an seinem Hirsch an die Arbeit. „So

[1]) Rävehale, auf deutsch Fuchsschwanz.

Digitized by Google

soll dir doch ein kleines Unglück wiederfahren!“ sagte der gnädige Herr. „Niels! schieße ihn auf den Pelz, ich mache mich für Alles verantwortlich!“ Ich begrüßte ihn mit einer Ladung Rehpfeffen, gerade mitten auf seinen breiten Rücken; aber Pah! er achtete das nicht mehr, als ob ich nach ihm mit einem Hellunderrohr geschossen hätte. Der Kerl drehte blos sein Gesicht einen Augenblick nach uns um, und verharrte bei seinem Abhäuten. Da schoß mein Herr selbst, — die nämliche Wirkung: — er schnitt just die Haut vom Kopfe; und erst, als er sie zusammengewickelt hatte, langte er nach seinem kleinen gezogenen Stutzen, der auf der Erde lag, wandte sich gegen uns um und sagte: „Nun kommt die Reihe bald an mich, wo ihr nicht seht, daß ihr fortkommt, eh ich ein Loch in einen von euch kriegen kann.“ — So ein Kerl ist Mickel Rübezahl!“

Nach dieser Erzählung, die eben so unglaublich, aber mehr der Wahrheit gemäß ist, als manche andere, die wir aus dem Auslande verschreiben, setzten sie die Reise nach Ausbjerg fort.

Der Porzellanthurm in Nanking.

Dieser in seiner Art einzige Thurm wurde auf Befehl eines chinesischen Kaisers im Jahre 1413 unserer Zeitrechnung gebaut. Der mit dem Bau beauftragte Baumeister baute ihn nach der vorgeschriebenen Zeichnung neun Stock hoch und belegte ihn mit in fünf Farben emaillirten Ziegeln, nämlich: weiß, d. h. von Porzellan, roth, blau, grün und braun. Man nannte ihn den ersten Thurm im Reiche. Der Bau des ganzen Thurms kostete 2,485,484 Unzen Silber oder ungefähr sieben Millionen Gulden Conv. Münze. Seine Höhe beträgt ungefähr 329 Fuß. Der auf der Spitze des Thurms sitzende Knauf in Gestalt einer Birne hat 36 Fuß im Umfange und 18 in der Höhe. Man brauchte dazu 2400 Pfund rothes Kupfer und bedeckte es, damit es lange seinen Glanz erhalte, mit ächten Goldblättern im Gewichte von 48 Pfund. An der Basis der Birne hängen acht eiserne Ketten, an denen wieder 72 Glöckchen befestigt sind. Zur Kuppel nahm man 8470 Pfund rothes Kupfer.

An den acht Vorsprüngen der neun Stockwerke hängen wieder 80 Glocken, die zu den obern 72 gefügt, eine Totalsumme von 152 Glöckchen machen.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Charakterschilderungen.

Graf Leopold Berchtold, der Philantrop.

In dem an hervorragenden Persönlichkeiten so reichen achtzehnten Jahrhunderte traten auch in unserem Vaterlande Charaktere auf, die es wohl verdienten, ihrer Größe oder ihrer Seltsamkeit willen, der Vergessenheit entzogen zu werden. Wir heben hier besonders hervor einen großen Menschenfreund, den Grafen Berchtold, dessen Verewigung in seinen Thaten liegt. —

Leopold, Graf von Berchtold erblickte im Sommer des Jahres 1759 zu Plaz in Böhmen das Licht der Welt. — Nach vollendeten Studien begab er sich mit einem disponiblen Vermögen von ungefähr 50,000 Gulden in der Absicht auf Reisen, um das menschliche Elend und die Anstalten zur Abhilfe desselben auch außer seinem Vaterlande kennen zu lernen. Nachdem er Europa mit Nutzen bereist, schiffte er sich nach Algier ein, um von hier aus eine Reise nach Palästina zu unternehmen. Das Erste, was sein menschenfreundliches Herz berührte, war das Schicksal der christlichen Sklaven, das Zweite, die unglücklichen Opfer der Pest. — Bald verschaffte er sich von dem apostolischen Vikar von Algier und Tunis eine Liste der in den kais. Erblanden geborenen Sklaven und Sklavinen. Mit außerordentlicher Energie suchte er die Erlösung derselben zu bewerkstelligen; doch fanden seine Vorstellungen kein Gehör. Von den Mädchen und Frauen, wie der Graf aus dritter Hand durch einen Juden erfuhr, waren einige Renegatinen geworden, oder an Renegaten vermählt. Nur zwei wollten ihren Glauben nicht abschwören. Berchtold aber überzeugte sich bald, daß seine Bemühung vergeblich sei, und alle Opfer, welche von Wohlthätern für die Befreiung ihrer christlichen Mitbrüder gebracht wurden, die barbarische Habsucht jener Menschenräuber nur steigern müßten. Mit schwerem Herzen verließ er Algier, nachdem er daselbst arabisch gelernt, landete nach einem fürchterlichen Sturm in Egypten, gerade als der Nil im Wachsen war, durchstreifte Arabien, besuchte die merkwürdigsten Orte und Gegenden des heiligen Landes, und langte nach einer höchst beschwerlichen und gefahrvollen Reise zuerst in Aleppo, dann in Smyrna an, in welchen Städten gerade die Pest wüthete. Die heiligen Schauer, die ihn in der Grabeskapelle zu Jerusalem ergriffen, bekräftigten ihn nun vollständig in dem Entschlusse, sein ganzes Leben der leidenden Menschheit zu opfern. Im Besitze aller Daten und Erfahrungen über das Präservative der Oeleinreibung, verrichtete er in dem Hospitale St. Antonio zu Smyrna Krankenwärter-Dienste, um die Zweifler auf seine eigene Gefahr von der Wirksamkeit seiner Heilweise zu überzeugen. Nach Wien zurückgekommen, ließ er über diesen Gegenstand eine Abhandlung drucken, wovon 3000 Exemplare in deutscher, 3000 in italienischer und 6000 in türkischer Sprache zur unentgeltlichen Vertheilung verschickt wurden. — Später gab er auch eine auf theuer erkaufte Erfahrungen gegründete „Anleitung, vielerlei Lebensgefahren, welchen die Menschen zu Wasser und zu Lande ausgesetzt sind, auszuweichen." — Eine Reiseverschrift hatte er bereits in früheren Jahren unter dem Titel: „Essay to direct and extend the inquiries of patrintic travelers," in London herausgegeben. — In ununterbrochener Thätigkeit aber erhielten ihn fortan die Armuth, Siechthum und Lebensgefahr seiner Mitmenschen, und die Mittel ihrer Abhilfe. Wo seine eigene Einsicht und Belehrung nicht hinreichen konnte, warf er Preisfragen auf, besorgte Uebersetzungen, ließ die Resultate philantropischer Aerzte in Tabellen zusammenstellen, und scheute keine Auslage, welche den Druck und die Verbreitung solcher Schriften nothwendig machte, die auf die Erhaltung des menschlichen Lebens, und auf die Beförderung des Wohlstandes der arbeitenden Menschenklasse abzielten. Am lehrreichsten für ihn war unstreitig sein Aufenthalt in London, und die Achtung, die sich der junge Mann daselbst als ein Philanthrop im wahren Sinne des Wortes zu erwerben wußte, trieb ihn desto mächtiger zu schönen Handlungen. — Als er im Jahre 1789 zum ersten Male in die Versammlung der **Royal humane society** trat, erhoben sich alle Mitglieder, worunter Prinzen und Pairs von England waren, von ihren Sitzen, um ihm ihre Achtung zu bezeigen. — Eine gleich ehrenvolle Auszeichnung erfuhr er auch zu Lissabon, wo er auf Veranlassung eines Stiergefechtes, in portugiesischer Sprache einen Versuch schrieb, die Gränzen der Wohlthätigkeit gegen Menschen und Thiere zu erweitern. Auf seine Kosten gedruckt und unentgeltlich vertheilt, erntete diese Abhandlung den gerechtesten Beifall, und die Lissabener Gelehrten-Gesellschaft ließ dem Grafen eine silberne Ehrenmedaille einhändigen. — Aber beinahe gefährlich für Freiheit und Leben war sein letzter Aufenthalt in Paris, wiewohl der Nationalconvent eine von ihm eingereichte Abhandlung — „über die Rettung der Scheintodten" — rücksichtsvoll angenommen hatte. — Beim Tode Ludwig's XVI. gegenwärtig, mochte er wohl ein gefährliches Wort haben fallen lassen; denn noch am Abende desselben Tages, mit dessen Anbruche er aus der gährenden Stadt entflohen war, suchte man den Grafen in seiner leeren Wohnung auf. — Seine Thaten aber überwogen auch bei weitem seine Schriften. Gleich nach dem Antritte der Herrschaft Buchlowic im Jahre 1800 ließ er eine im Jahre 1797 abgebrannte Oelpresse zu einem Spitale für 12 Betten, und ein daneben stehendes Häuschen zur Wohnung des Arztes einrichten, zugleich aber vom Grunde aus, ein zur Wiederbelebung der Scheintodten geeignetes Todtenhaus aufbauen. Auch wurde den entfernteren Unterthanen auf dem ersten Amtstage verkündigt, daß jeder Kranke, der um den Arzt schicken wolle, unentgeltlich behandelt und mit Arzneien versehen werden sollte. — Bald überzeugte sich Graf Leopold, daß sein Spital zu klein, und ein Arzt zu wenig sei. Er faßte nun den wahrhaft seltenen Entschluß, sein schönes Schloß Buchlowic in ein Kranken- und Siechenhaus umzuschaffen, zugleich aber dieselbe Veränderung wie in Buchlowic — in dem Jerawicer Schlößchen zu treffen. Die Oberaufsicht und die Leitung des Ganzen behielt sich der Graf selber vor. An den Gränzen der Herrschaft Buchlau wurden Tafeln ausgestellt, auf welchen mit großen Buchstaben böhmisch und deutsch zu lesen war, daß jeder erkrankte Mensch in dem Buchlowicer Spitale, freundlich und unentgeltlich aufgenommen werde. — Gleichgiltigkeit gegen Menschenwohl und Menschenwehe hielt der Graf Berchtold für ein größeres Uebel, als Armuth, Pest und Scheintodt. — Laut ämtlicher Verordnung wurde nun jedem, der einen Menschen aus augenscheinlicher Todesgefahr rettete, ohne sein Leben auszusetzen, eine Prämie von 50 fl. Silbergeld, und wenn er sein Leben daran gewagt, noch außerdem auf zwei Jahre die Entrichtung der Contribution aus den obrigkeitlichen Renten zugesichert. Wer aber so glücklich wäre, mit eigener Lebensgefahr seinen Vater, oder seine Mutter, oder ein schwangeres Weib, oder seinen Feind, von dem er bekannter Massen an Leib oder Vermögen beschädigt werden, von unvermeidlichem Tode zu retten, dem wurde eine bedeutend größere Prämie zugewiesen, ja, unter Umständen, eine lebenslängliche Unterstützung. Daß dies von Erfolg gewesen, bedarf keiner Beweise. — Mehr noch wirkte des Grafen voreuchtendes Beispiel. Mit jedem Frühjahre öffnete er den ärmeren Unterthanen seine Getreidehöfen und Erdäpfelkeller gegen die niedrigsten Preise, und ließ die Bezahlung bis nach vollendeter Obst- und Weinlesung ausstehen. Als im Frühjahre 1806 nach dem Abzuge der französischen Truppen auch seine Speicher geleert waren, ließ er, um der drückendsten Noth seiner Unterthanen abzuhelfen, 10,000 fl. baares Geld als unverzinsliches Darlehen vertheilen. In wiederholtenmalen forderte er seine Unterthanen auf, ihm jeden Freitag und Samstag ihe Anliegen zu klagen, und wem er nicht sogleich helfen konnte, den entließ er wenigstens mit dem Troste einer bestimmten Zusage. Nicht selten gab er den Armen, wenn es augenblicklich am Gelde gebrach, seinen Rock hin. Im Buchlowicer Schlosse ließ er zur Winterszeit ein eigenes Zimmer heizen und beleuchten, damit die Armen in den langen Abenden sich wärmen und dabei ihren Hanf spinnen könnten. — Er war auch jener mährische Edelmann, welcher das Ersparniß von mehreren Tausenden für einen talentvollen Mann zum Geschenke aussetzte, dessen Geist etwa durch Nahrungssorgen in seiner Thätigkeit unterbrochen und gehemmt sein dürfte. Jene That aber, von welcher der Graf sagte, daß ihn das Bewußtsein derselben selbst im Todeskampfe stärken werde, ist diese: Als in dem Waffenstillstand von 1796 die mähreische Legion mehrere Unruhestifter in ihren Reihen zählte, wurden diese als Rädelsführer einer versuchten Empörung zum Tode verurtheilt. Der Graf Berchtold kam eben von Karlsbad zurück, als ihm zwei Freunde, noch vor dem Thore von Brünn, die schaudervolle Kunde brachten. Es war keine Zeit zu verlieren. Ohne auszusteigen wandte der Graf um, und eilte so, daß mehrere Postpferde fielen, nach Wien. Es war beinahe Mitternacht, als er von dem diensthuenden Kammerheeren erfuhr, daß der Kaiser schon seit zwei Stunden zu Bette sei. Doch zwei Frauen, deren jede eine Krone trug, und sein Name, der auch vor dem Throne galt, geleiteten ihn zu dem Bette des Monarchen. Er empfing das Siegel der Gnade aus der Hand des Kaisers, sprang in den Wagen, und kam gerade in dem Augenblick an, als das erste unglückliche Haupt vom Rumpfe fallen sollte. Er rief das Wort Gnade aus, und sechzig Menschenleben waren erhalten! — Einer jener Begnadigten hatte in dem nahen Polesowie weinende Kinder und eine verzweifelnde Gattin. Berchtold eilte schnell nach Buchlowic, und fertigte noch um 10 Uhr Nachts einen Boten, um das unglückliche Weib mit der Botschaft seines Schutzes zu trösten. In Verbindung mit dem patriotischen Grafen Franz von Desm und dem ungarischen Magnaten Freiherrn von Geremb, brachte er eine große Summe Geldes ein, und half bei eingetretener Hungersnoth, die Bewohner des Riesengebirges, eine Volkszahl von 130,000 Seelen, vom Hungertode retten. Er hatte den Grundsatz, daß man sich im Guten von Niemand dürfe besiegen lassen. Nur ein allzufrüher Tod konnte ihn hindern, seinen väterlichen Bemühungen für das Wohl seiner Unterthanen durch einen wohlthätigen Einfluß auf die Schulen die Krone aufzusetzen. Doch that er auch hier Bemerkenswerthes. Er ließ die fünf Schulengebäude seiner Herrschaft in besten Stand setzen, und bei 150 Waisenkinder alle zwei Jahre bekleiden. Nebstdem belebrte er die fleißigen Lehrer und Kinder, und erhöhte nach Möglichkeit die Einkünfte der Ersteren. Keines seiner Pläne für die Zukunft beschäftigte ihn jedoch so sehr, als der, für irgend eine der Hauptstädte der Monarchie eine philantropisch-praktische Lehrkanzel zu stiften. — Aber der

Digitized by Google

Tod trat zwischen diese und ähnliche Entwürfe. Seine Selbstaufopferung im Spitale zu Buchlowic brachte ihm eine Ansteckung zu, und er starb am 26. Juni 1808. — Er war der Veranlasser, daß die Hetzen zu Prag abgestellt wurden, machte den Vorschlag zur Einrichtung von Militär-Schwimmschulen, und ließ auf eigene Kosten auch das Rettungshaus für Scheintodte in Prag erbauen und einrichten. —

K. H—h.

Orientalische Blüthen.

Proben orientalischer Gerichtspflege.

Aus dem Persischen, übersetzt von A. J. Pl—c.

I.

Jemand kam einst zum Könige von Persien, und klagte: Gestern drang zur Abendszeit ein Mann aus dem Gefolge des Padischah mit Gewalt in mein Haus ein, um meiner Tochter ihre Ehre zu rauben. Der König gab ihm folgenden Bescheid: Wenn jener Mann wieder in dein Haus kommen wird, so gib mir auf der Stelle Nachricht davon. Den zweiten Abend fand sich der Mann richtig wieder in jenem Hause ein. Sein Besitzer benachrichtigte sogleich den König darüber; dieser nahm ein Schwert zur Hand, und begab sich mit dem Kläger in dessen Haus. Dort angekommen, löschte er früher seine Laterne aus, und nachdem er jenen Mann getödtet, zündete er sie wieder an, und leuchtete ihm unter das Angesicht. Darauf dankte er Gott, und sagte zu dem Hausherrn:

„So viel Essbares du nur in deinem Hause gerade besitzest, bring es mir." Der Besitzer des Hauses trug Essen auf, das der König mit vieler Gier verzehrte. Da fragte der Hausherr: „O hoher Gebieter! aus welchem Grunde hast du denn früher die Laterne ausgelöscht, und nachdem du diesen Mann getödtet, und sein Angesicht beleuchtet, Gott gedankt, und ohne Verzug Speise zu dir genommen?" Der König gab ihm zur Antwort: „Ich hatte geglaubt, daß, da außer meinem Sohne nicht leicht Jemand so viel Tollkühnheit besitzt, Er vielleicht der Angeklagte sein könnte; daher löschte ich früher die Laterne aus; denn würfen ich das Antlitz meines Sohnes erblickt hätte, so würde ich es nicht über meine väterliche Zärtlichkeit vermocht haben, ihn zu tödten. Als ich aber die Strafe vollzogen, nahm ich die Laterne wieder hervor, schaute nach seinem Angesicht, und dankte Gott, daß es nicht mein Sohn gewesen ist. Ferner hatte ich zu der Zeit, als du Gerechtigkeit von mir begehrtest, bei mir selbst geschworen, bevor ich jenen Verführer nicht würde getödtet haben, keinen Bissen anzurühren; habe auch seit jener Zeit keine Nahrung mehr zu mir genommen; drum hatte ich jetzt einen heftigen Hunger, und aß ohne Verzug."

II.

Ein Jüngling übergab einmal einem alten Manne hundert Goldstücke, ihm sie aufzubewahren, und begab sich auf eine Reise. Als er nach einer Frist zurück gekehrt, sein Geld von dem alten Manne forderte, läugnete dieser es ihm ab, und sagte ihm in's Gesicht: „Du hast mir kein Gold übergeben." Der Jüngling wandte sich an den Kadi, und brachte ihm sein Anliegen vor; dieser ließ den alten Mann vor sich rufen, und fragte ihn: „Hat dieser Jüngling dir Geld übergeben?" Er verneinte es. Der Kadi sprach zu dem Jünglinge: „Und du hast auch einen Zeugen?" Als dieser mit Nein antwortete, sagte der Kadi zu dem Alten: „So lege du einen Reinigungseid ab." Weinend sprach da der Jüngling: „Er hat ja für den Eidschwur nicht die geringste Achtung, denn mehrmals hat er schon falsche Eide abgelegt." Der Kadi fragte den Jüngling: „Wo hat er damals gerade gesessen, als du ihm das Geld zum Aufheben gabest?" Er antwortete: „Unter einem Baume." Da erwiederte der Kadi: „Wie magst du denn sagen, du habest keinen Zeugen? der Baum wird dir Zeugniß geben; begib dich zu jenem Baume hin, und sage ihm: „Der Kadi beschreibt dich vor sein Antlitz." Der Alte lachte zu dieser Erklärung, der Jüngling aber sprach: „O Kadi! ich fürchte, der Baum werde wohl auf deinen Befehl nicht herbeikommen." Da sagte der Kadi: „Nimm du nur hier meinen Siegelring, und sprich zu dem Baume: Dies ist der Siegelring des Kadi! da wird er nicht anstehen, sogleich zu erscheinen." Der Jüngling nahm des Kadi Siegelring und ging. Nach einiger Zeit fragte der Kadi den Alten: „Mag wohl der junge Mann schon bei dem Baume angelangt sein?" Er erwiederte mit Nein. Als der Jüngling zu dem Baume kam, zeigte er diesem den Siegelring des Kadi mit den Worten: Der Kadi fordert dich vor sich. Natürlich hörte er von dem Baume keinerlei Antwort. Er kehrte kummervoll zurück, und sprach: Deinen Siegelring, o Kadi! zeigte ich dem Baume vor, aber er hat mir keine Antwort gegeben. Der Kadi sagte zu ihm: „Ei der Baum ist ja unter dessen wirklich hergekommen, und hat sich nach abgelegtem Zeugnisse wieder fort begeben." Da sprach der Alte: „O Kadi! was ist das für eine Rede? Es ist ja mit nichten ein Baum hieher gekommen." Er gab ihm zur Antwort: „Recht hast du gesprochen, daß er nicht gekommen, allein damals, als ich an dich die Frage stellte, ob wohl der Jüngling bei dem Baume eingetroffen sein möchte, gabst du zur Antwort, er werde noch nicht dort angelangt sein. Wofern du also unter jenem Baume die in Frage stehende Summe nicht in Empfang genommen hast, warum sagtest du denn nicht: Welchen Baum meint ihr denn? mir ist keiner bekannt. Aus deiner Aussage sehe ich klar, daß der Jüngling die Wahrheit gesprochen. „Der alte Mann war somit überführt, und mußte dem Jünglinge das Geld herausgeben.

III.

Ein Mann erschien einst vor dem Padischah mit der Klage: „Es kommt Jemand immer in mein Haus, um mit meiner Frau ein unerlaubtes Verständniß zu unterhalten; allein nie konnte ich ihn noch zu Gesichte bekommen, und mir die Ueberzeugung verschaffen, wer er sei. Ich brenne vor Begierde, ihn festzunehmen, und wende mich voll Vertrauen an deine Hoheit, du wollest mir zu meinem Recht verhelfen."

Der Padischah reichte ihm eine Phiole von Glas, angefüllt mit einer aromatischen Flüssigkeit, und gab ihm folgenden Auftrag: „Uebergib dies als Geschenk deiner Frau, und überlaß es ihr, es wieder an Jemand zu verschenken." Der Mann that nach den Worten des Padischah, welcher unterdessen einige Späher ausgeschickt hatte mit der Weisung, sie sollten das Haus jenes Mannes umstellt halten, und jedwede Person, an deren Kleider man jenen Wohlgeruch auffände, fest nehmen, und vor ihn bringen. Kurz und gut: jener Bubler hatte wieder Gelegenheit gefunden, jene Frau zu besuchen, die nun das zum Geschenk erhaltene wohlriechende Wasser auf seine Kleider goß, indem sie ihm sagte: „Mein Mann hat mir's freigestellt, dieses wohlriechende Wasser Jemanden zu verehren. Wem sollte ich's nun zu Nutzen kommen lassen außer dir, meinem Herzenslieblinge? wir könnte ich es besser verwenden?" Wie nun der Bubler aus dem Hause sich fortschleichen wollte, so verrieth ihn der Duft jenes wohlriechenden Wassers den Spähern, die ihn dem Weg vertraten, ihn fest nahmen, und vor den Padischah brachten, der jetzt den betrogenen Ehemann kommen ließ, und ihm den Schuldigen auslieferte mit den Worten: „Hier hast Du den Buhlen deiner Frau, nimm ihn und tödte ihn, oder laß ihn frei.

Ein Bild aus dem Leben.

Der Weihnachtsabend.

Bleich und abgehärmt, in tiefen melancholischen Gedanken verloren, saß Emil, der Historienmaler, in seinem Sorgenstuhle. Kamilla, ein Kind von etwa acht Jahren, war seine einzige Lebensgefährtin, und besorgte mit Hilfe einer armen Nachbarin seine kleine Wirthschaft. Nach einer Pause langen Schweigens bat Kamilla folgendes Gespräch an:

„Liebes Väterchen! weißt du auch, daß heute der heilige Weihnachtsabend gefeiert wird? Drüben, bei dem reichen Kaufmanne, ach, da wird es heute sehr lustig hergehen. Ich habe hinüber in ihre Küster geguckt und ach! was habe ich nicht alles gesehen! Fische und verschiedene Speisen werden vorbereitet, und im Nebenzimmer, da stehen große schöne Christbäume, voll goldener Aepfel, Nüsse und vielen anderen Sachen. Große Doggen, Wiegenkinder, Reiter zu Pferde und viele andere Figuren stehen in Bereitschaft." — „Und wir," fiel Emil ein, „wir, armes Kind! wir haben gar nichts, kaum einen Bissen Brod! — Du wirst dich hungrig niederlegen müssen! — O wie gerne gäbe ich dir alles, was du drüben gesehen, aber das harte Schicksal hemmt meinen guten Willen!"

„Ja wohl hast du ein böses Schicksal, liebes Väterchen!" bestätigte Kamilla, „vor einem Jahre raubte dir der Tod meine gute Mutter, — ach, ich darf nicht daran denken! — dann warf dich das bittere Geschick auf das Krankenlager, du krankest nicht malen, und selbst jetzt, wo dich der liebe Gott wieder gesund werden ließ, kommt keine Besserung mehr." — „Beruhige dich, Kamilla! Gott wird wieder helfen! habe Geduld armes Kind, für heute kann ich dir leider gar nichts geben."—„Ich will ja heute auch nichts haben, ich will mich gedulden, hungern und auf morgen hoffen."— Emil seufzte und rief: „Ach Gott, wie das schmerzt, es ist kaum zu ertragen!" —

Während sich Emil und Kamilla in das düstere Lager begaben, glänzten drüben die Fenster im Brillantfeuer. Die Gläser klirrten und bis zur Zeit der Mettenglocke hörte man nichts als lautes Lachen, Schäckern und Gesang.

Kamilla schlief sanft und ruhig ein. Emil hatte eine unruhbare Nacht, seine erhitzte Phantasie gebar die wildesten Träume. Gend'armes traten ein, man riß ihn von seiner Ruhestätte, gefesselt sollte er fortgeschafft, und obzwar unschuldig des Hochverrath's angeklagt, vielleicht zum Schafott geführt werden. Sein gutes Kind wollte man entreißen, und sein Vaterauge sollte es nicht mehr sehen. — Ohne Abschied, ohne Kuß und Segen sollte Kamilla von ihm entfernt werden! —

Mit diesen qualvollen Träumen kämpfte er bis gegen eine spätere Morgenstunde, erst dann wurde es ihm vergönnt einen kühlen Schlaf zu genießen. Kamilla erwachte, sah ihren todtenbleichen Vater an, und ganz leise, um ihn nicht zu erwecken, verließ sie ihr Bett.

Nachdem sie am Fenster ihre zarten Händchen gefaltet und ihr Morgengebet verrichtet hatte, ging sie in die Küche, um dem schwachen Vater wenigstens eine Wassersuppe bereiten zu können.

Ein heiterer Morgen folgte der finstern grauenvollen Nacht. Emil und Kamilla genossen das frugale Frühstück. „Gottlob, daß diese Nacht ver-

Digitized by Google

über ist," sagte Emil, „ich hatte furchtbare Träume! Dich, dich mein Alles wollte man mir entreißen; (drückt sie an sein Herz) nun keinen Preis der Welt!"

„Sieh' nur, Väterchen!" fuhr Kamilla fort, „wie die schöne Morgensonne glänzt, so einen heitern heiligen Tag habe ich noch nicht gesehen." — „Du hast recht, seit langer Zeit kann ich mich eines ähnlichen nicht erinnern." — „Und sieh' nur, Väterchen! scheint es dir nicht, als ob der guten Mutter Bild noch einmal so mild auf uns herab lächelte, ihr trüber Blick ist verschwunden, es ist, als ob sie sich über etwas freute."

Wehmüthig blickte Emil hin, und rief mit gepreßter Stimme: „O meine gute, meine theuere Célestine!"

In diesem Augenblicke wurde geklopft, ein Diener trat ein, und übergab Emil einen Brief und eine Geldrolle.

„An mich?" frug Emil. „Ist keine Antwort nöthig?"

„Nein," sagte der Diener und entfernte sich.

Kaum seinen Augen trauend, mit zitternder Hand öffnete Emil das Schreiben und las:

„Mein theurer Freund!"

„Leider habe ich Dein bitteres Geschick zu spät erfahren, da ich vor „wenigen Stunden erst hier angekommen bin. Ich ersuche Dich, male mir „Deinen gestrigen Weihnachtsabend zum Andenken, und nimm dafür beifol„gendes Honorar, welches Dir herzlich bietet Dein aufrichtiger Agr."

Hundert blanke Dukaten entrollt die Rolle.

„Ja, ich will malen, will arbeiten mit wahrer Herzenslust! Kamilla, Herzenskind, uns ist geholfen!"

„Ach, Väterchen!" rief Kamilla, „der dir das geschickt hat, muß ein guter Mensch sein, aber gewiß hat ihm den guten Gedanken das liebe Christkindel eingegeben, meinst du nicht auch?"

„Ja wohl; Gott ich danke Dir!" Dankend blickte er zum Himmel, Kamilla faltete ihre zarten Händchen und sprach: „Ich will für unsern Wohlthäter beten!"

J. Musäus.

Zur Länder- und Völkerkunde.

Johann Munks Reise nach Grönland im Jahre 1819.

Aus dem Dänischen übersetzt von A. J. P—le.

Grönland hatte in den ältesten Zeiten unter Norwegens Regierung geblüht, und Handel mit diesem Reiche getrieben. Im Verlaufe der Zeit war der Handel darnieder gelegen, und da die nordischen Reiche mit einander in Kriege sich verwickelten, und auch mit Krieg gegen fremde Mächte beschäftigt waren, blieb jenes Land für eine Zeit lang fast vergessen. Später, als die Unruhen beschwichtigt worden waren, hatte man wieder begonnen, daran zu denken. Man machte eine Zeit um die andere Versuche, es auf's Neue zu entdecken, um den vorigen Handel wieder in's Leben zu rufen; allein diese Versuche waren theils zu schwach gewesen, theils unglücklich ausgefallen. Christian der Vierte, der selbst sehr wachsam und thätig war, und sich gedrängt fühlte, für den Zuwachs des Handels zu sorgen, konnte die Nachricht, daß es einen solchen Handelsweg dorthin gebe, nicht anders aufnehmen, als mit dem Wunsche, daß derselbe bekannt sein möchte. Er ließ dahre von Zeit zu Zeit Versuche machen, das Land zu umschiffen; aber vorzüglich im Jahre 1619, wo er zwei Schiffe ausrüsten ließ, bestellte er den Kapitän Johann Munk, sie zu führen, und gab ihm den Befehl, nicht nur Grönland selbst in Augenschein zu nehmen und das Fahrwasser auf der nordwestlichen Seite zu untersuchen, sondern vorzüglich Nachforschungen anzustellen, ob man nicht einen Weg nördlich um Amerika nach Asien auffinden könnte.

Munk segelte im Monate Mai aus. Er steuerte am Vorgebirge Farwell vorbei in die Hudsensbay. Er arbeitete sich durch Treibeis hindurch von einer Küste zu der andern. Wohin er gelangte, pflanzte er seines Königs Namen und Wappen auf, und gab den Plätzen Namen.

Auf diesem Wege waren sie bereits oft in Gefahr zwischen dem Eise gewesen, und hatten viel von Kälte und Stürmen gelitten. Allein gegen den September hin wurde dies noch ärger. Frost, Nebel und heftiges Schneegestöber nahmen mehr und mehr überhand. Sie konnten die See nicht länger halten, sondern mußten das Land suchen, und liefen in eine Bay unterhalb Grönland ein, wo die Natur so gut wie ausgestorben schien. Da sahen sie nur Eis, Wald und wilde Thiere; keinen Menschen, und keine Spur von Menschen. Aber in Ermanglung eines bessern Ortes mußten sie hier ihr Winterlager wählen, und einer milderen Jahreszeit entgegen harren, um entweder weiter vorzudringen, oder zurück zu kehren.

Da Ersteres beschlossen war, zogen sie ihr Schiff so weit aufs Land, als es möglich war. Sie setzten ein Bollwerk von außen um dasselbe herum, um das Eis zu verhindern, an das Schiff zu stoßen und es zu beschädigen, dann bauten sie sich zwei kleine Hütten am Lande, und da alles auf diese Weise in Stand gesetzt war, begaben sie sich in Ruhe ihrem Geschick in dieser wilden und unbebauten Gegend.

Die ersten Wintermonate gingen vorüber, ohne daß sie stärkere Beschwerden zu ertragen gehabt hätten, als sie sich vorgestellt hatten. Die Schiffsmannschaft ging auf die Jagd, sie schossen Bären, Hasen, Füchse und anderes Wild, sie bereiteten sich Nahrung daraus, und diese erfrischte sie. Aber nach dem neuen Jahre wuchs ihre Noth Tag für Tag, Kälte und Unwetter nahmen zu, ihr Wein, Bier und Brantwein gefror in den Fässern, Sie mußten das Gefrorene in Stücke zerhauen, und es am Feuer aufthauen, bevor sie etwas davon genießen konnten, und nachdem es aufgethaut war, waren die Kräfte, die stärken und durchwärmen sollten, dahin. Mangel an Erfrischung verursachte Krankheiten, und die Krankheiten wurden tödtlich. Sie hatten zwar verschiedene Arzneimittel mit sich genommen; aber ihr Feldscheerer und ihr Geistlicher waren unter den ersten, die hinstarben; und nach diesen war Niemand mehr da, der sich darauf verstanden hätte, die rechten Mittel zu wählen, oder sie zur gehörigen Zeit zu gebrauchen.

Das einzige, was man also noch zu hoffen hatte, war das Frühjahr und mildere Luft. Es kam, ohne jedoch die Wirkungen mitzubringen, die man erwartet hatte. Die Krankheit wurde noch allgemeiner und gefährlicher, sie griff alle ohne Unterschied an; sie starben bin einer nach dem andern, so daß im Monat Juni von der ganzen Mannschaft auf beiden Schiffen Niemand mehr übrig blieb, als Munk und zwei Matrosen. Es währte nicht lange, als auch diese angegriffen wurden, und sich legen mußten, Munk auf dem einen Schiffe, und die anderen zwei in einer der Hütten am Lande.

Da lagen sie nun darnieder, ohne einander beistehen, und ohne Hilfe von irgend Jemand erhalten zu können.

Munk, der stets einen ungeschwächten Muth bewiesen hatte, begann nun zuerst an Leben und Rettung zu verzweifeln; doch verließ ihn seine Geistesgegenwart nicht. Sobald er sich angegriffen fühlte, machte er sein Tagebuch fertig, legte es vor sich, und schrieb einen Zettel, worin er den Ersten, der auf dieser Stätte landen würde, bat, er möchte seinen Leichnam begraben, und sein Tagebuch an den König von Dänemark schicken; und da alles dies in Ordnung war, legte er sich selbst in einen Winkel des Schiffes, und erwartete seinen Tod.

Dieser wäre ihm ohne Zweifel auch gewiß geworden, hätte nicht eine andere Plage, noch härter als die Krankheit selbst, ihn aus dem Lager getrieben. Die Letzten, die hingestorben waren, lagen noch auf dem Schiffe ungegraben herum, denn Munk hatte in den letzten Tagen nicht Stärke genug gehabt, sie fortzuschleppen. Diese Leichen verbreiteten einen so unerträglichen Gestank, daß Munk, so krank er war, alle Kräfte sammeln mußte, die ihm noch übrig waren, um auf das Verdeck herauf zu kriechen, frob, hier zu sterben, weil er nun in seiner Todesstunde eine freiere Luft athmen konnte.

Inzwischen waren die zwei Männer in der Hütte wieder auf die Beine gekommen. Da diese gewahrten, daß Munk noch am Leben sei, so krochen sie bis zum Schiffe, und halfen ihm aufs Land. Er war froh, sie zu sehen, und diese, ihm helfen zu können; sie munterten einander auf, Gott zu danken, und den Muth nicht fallen zu lassen. Dabei schleppten sie sich in den Schnee hinaus, gruben Kräuter und Wurzeln, um Saft zur Erquickung zu gewinnen, und dieses Mittel verhalf ihnen wieder zur Genesung, so daß sie binnen kurzer Zeit wieder jagen und fischen konnten, wie zuvor.

Nun war zwar die Jahreszeit jedenfalls bequem zur Rückreise; allein wie sollten sie dieselbe wagen, nur drei Mann in einem Schiffe, hinaus in die wilde See, von Grönland bis Dänemark? Die Gefahr war abschreckend; es gehörten starke Seelen dazu, nur daran zu denken. Jedoch Munk und seine zwei Mitgenossen durften sich in dieselbe wagen, und hoffen, sie zu überwinden. Sie arbeiteten lange, um wenigstens das Schiff aus dem Grunde zu bringen, sie flickten an demselben, so gut sie nur konnten, riefen Gott um Glück und Segen an, und begaben sich hierauf im Monat Juli auf die Reise. Das Schiff tummelte sich auf der See mehr als zwei Monate herum. Bald stand es fest im Eise, bald trieb es der Sturm umher; Munk mit seinen zwei Genossen mußte so gut als unaufhörlich wachen, und an dem Steuer, dem Seilwerk und dem Pumpen angestrengt arbeiten. Endlich aber sahen sie die Früchte ihres unerschütterlichen Muthes. Sie landeten unterhalb Norwegen, und kamen zuletzt in den Hafen von Kopenhagen. Munk hatte auf dieser Reise so viel ausgestanden, daß er zu entschuldigen gewesen wäre, wenn er später See und Reisen geflüchtet hätte. Aber gerade das Gegentheil finden wir bei ihm: er ging nämlich späterhin nicht nur wieder zur See, als ein tapferer Mann in den Krieg, sondern als dieser zu Ende war, munterte er einige Männer vom Adel und vermögende Bürger in Kopenhagen auf, eine Gesellschaft zu errichten, und zwei Schiffe auszurüsten, die unter seiner Anführung aufs Neue nach Grönland gehen sollten, da er nun glaubte, er werde jetzt glücklicher sein. Die Schiffe wurden zu Stande gebracht, Munk war fertig, wieder an Bord zu gehen. Allein er wurde auf demselben krank und starb, und damit zerfiel jene Gesellschaft.

Kleine Erzählungen.

Glückswechsel.

I.

Am 27. Juli 1830 um acht Uhr Abends, also wenige Augenblicke vor dem Ausbruche der Julirevolution, fuhr über die Boulevards ein schwerbeladener Omnibus. Unter der sehr gemischten Gesellschaft, welche diese reisende Arche füllte, machten sich zwei darüber sitzende Personen durch das Einnehmende, Distinguirte in ihrem Betragen bemerkbar. Adolf Sarville,

Digitized by Google

ein Student der Medicin, richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf sein vis-a-vis, welches sich in der interessantesten Gestalt einer eleganten jungen Dame darstellte.

Ach! wie unruhig bist du heute, Reza! schmollte die junge Dame; es ist kaum auszuhalten. Nunez muß ihr den Kaffee heute stärker als gewöhnlich gegeben haben.

Diese Worte erregten die Aufmerksamkeit des Studenten in noch höherem Grade. Seine Augen suchten ganz unwillkührlich den Gegenstand, zu welchen die Worte gerichtet waren, und er bemerkte, daß die Unbekannte ein nicht zu erkennendes kleines Wesen, sorgfältig in einen Shawl gewickelt, auf dem Schooße hielt. Dieses tief vermummte Etwas war für jeden forschenden Blick unsichtbar, aber der Name, mit welchem dasselbe angeredet wurde, führte ihn zu der Vermuthung, daß es ein kleines Mädchen sei, welches ihm nicht geringe Besorgniß einflößte, denn die arme Dame war zwischen zwei umfangreichen, mit vollgepackten Körben beladenen Weibern dergestalt eingezwängt, daß der geringste Stoß des Wagens das Leben des kleinen Wesens in Gefahr bringen konnte.

Die unangenehme Lage der jungen Dame, vielleicht mehr noch ihr sanftes, wohlklingendes Organ, interessirte den Studenten auf das Lebhafteste. Er suchte daher vor Allem die Züge der ohne Zweifel sehr schönen Unbekannten auszukundschaften; allein der dichte Schleier, welcher ihr Gesicht verhüllte, und die bereits eingetretene Abenddämmerung machten dies unmöglich, und er mußte seine Beobachtungen auf eine feine, weiße Hand beschränken, welche unablässig die Falten des Shawls über der Kleinen zusammenzog. Er suchte daher eine Unterredung mit der Dame anzuknüpfen, und fand einen sehr schicklichen Eingang durch die Äußerung seiner Besorgniß hinsichtlich des kleinen Wesens, welches trotz der Julihitze mit dem Shawl völlig umwunden war.

Diese Bemerkung, welche den psychologischen Scharfblick des jungen Äskulap bekundete, brachte ihn in unmittelbare Berührung mit den innersten Gefühlen seiner Nachbarin, welche ihm durch einen dankbaren Blick antwortete.

Aber so angenehm dieser Zauberblick für den Studenten auch war, er genügte ihm keineswegs, vorzüglich, nachdem er etwas von dem reizenden Gesichte seiner Nachbarin gesehen hatte. Er suchte daher die eben angeknüpfte Unterredung weiter fortzuspinnen, und fragte mit große Theilnahme:

Wie alt ist das kleine Wesen?

Kaum sechs Monate, antwortete die schöne Unbekannte mit einer so sanften, melodischen Stimme, daß Adolf Surville sich ganz elektrisirt fühlte.

Sechs Monate! und Sie lassen ihr schon Kaffee geben! Kaffee ist eine durchaus schädliche Speise, welche leider nur zu sehr verbreitet ist.

Dieses über das Lieblingsgetränk der Damen ausgesprochene Verdammungsurtheil erfüllte die interessante Nachbarin des Studenten mit Schrecken und Unruhe.

Aber, mein Gott! rief sie beängstigt: was soll man ihr denn geben? denn Fleisch möchte ich ihr auch nicht reichen.

Um des Himmels willen! rief der Mediciner lebhaft: Fleisch einem Kinde von 6 Monaten!

Hier wurde die Unterredung durch ein auf dem Boulevard Saint-Denis hin und her wogendes dumpfes Getöse unterbrochen. Die bewaffnete Macht rückte eben an, um die zahlreichen Volkshaufen, welche sich zusammengerottet hatten, auseinander zu treiben. Die Passagiere verließen eilends den Omnibus, der nicht weiter konnte, und zerstreuten sich nach verschiedenen Richtungen, Einige durch die Neugier in das Gewühl getrieben, Andere in entgegengesetzter Richtung davon eilend, um sich den Folgen, welche dieser Conflikt haben konnte, zu entziehen.

Adolf Sueville reichte der jungen Dame die Hand, um ihr aus dem Omnibus zu helfen, und erbot sich, ihre theure Last unter seine Obhut zu nehmen; allein sie lehnte dies dankend ab, nahm das Sechsmonatkind unter den linken Arm, stützte sich mit dem anderen auf die ihr dargebotene Hand, und sprang behende aus dem Wagen.

Der Tumult nahm immer mehr überhand; die Kaufläden schlossen sich schnell vor der Menge, welche nach verschiedenen Richtungen hin wogte, und Jedermann, der ihr in den Weg kam, mit sich fortriß. Die Dame nahm daher das Anerbieten des Studenten, sie bis zu ihrer Wohnung zu begleiten, mit Freuden an. Sie überließ ihm sogar den Gegenstand ihrer zärtlichen Sorgfalt, welchen sie unter der Obhut eines starken Mannes mehr geborgen glaubte, als unter ihrem eigenen Schutze. Wer vermöchte aber sein Erstaunen zu schildern, als er statt eines Kindes den Kopf eines gaeftigen kleinen Hundes aus den weichen Falten eines Shawls hervorschauen sah! Er fing schon an, seine Galanterie herzlich zu bedauern; aber die junge Dame schien den Dienst, den er ihr erwies, so hoch aufzunehmen und sie drückte ihm ihre Dankbarkeit auf eine so holdselige, naive Weise aus, daß er seine Täuschung bald vergaß und daran dachte, seine schöne Schutzbefohlene und ihren häßlichen Hund in Sicherheit zu bringen.

Unterdessen wuchs der Tumult mit jedem Augenblicke. Die Wohnung der Dame wurde nur mit Mühe, selbst mit einiger Gefahr erreicht.

Es ist wohl billig, sagte die Dame, ehe sie von ihrem Begleiter Abschied nahm, daß Sie erfahren, wem Sie so eben einen wichtigen Dienst erwiesen.

Sie überreichte ihm mit einer höflichen Verbeugung eine Karte, zog die Thürglocke und trat ein.

Sueville schaute ihr sehr sehnsüchtig nach, und er würde gewiß noch länger auf derselben Stelle geblieben sein, wenn ihn nicht der in den nächsten Gassen tobende Lärm aus seinen Träumereien geweckt hätte. Er mußte vor Allem an seine eigene Sicherheit denken; zuvor aber trat er unter eine Straßenlaterne, um den Namen der schönen Unbekannten zu lesen. Er las: Miß Fanni Anderson.

Eine Engländerin! rief er für sich. Ich dachte es wohl. Miß Fanni ist schön, interessant . . . noch nie hat mich ein Frauenzimmer in dem Grade interessirt . . . Aber wie kann sie sich auch so lächerlich machen durch ihre übertriebene Zärtlichkeit gegen einen so garstigen Hund?

Ungeachtet dieser Bemerkung, welche sich ihm unwillkührlich aufdrängte, sann Surville nach, unter welchem anständigen Vorwande er sich bei der schönen Engländerin einführen könnte. Einige Flintenschüsse, welche in geringer Entfernung gethan wurden, erfüllten ihn mit einer wahrhaft egoistischen Freude. In anderen Verhältnissen würden diese Vorboten des Bürgerkampfes eine entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben; aber jetzt fand er eben darin ein Mittel, um mit der schönen Miß, welche sich ihm keineswegs abgeneigt gezeigt hatte, eine nähere Bekanntschaft anzuknüpfen. Es war ja ganz natürlich, daß er einer Fremden, der er schon einen kleinen Dienst erwiesen, Schutz und Beistand anbot. Daß er eine günstige Aufnahme finden würde, war nicht zu bezweifeln, zumal wenn die Ereignisse bedenklicher werden sollten.

Je länger er nachsann, desto mehr wurde er in dieser Meinung bestärkt. Wer konnte wissen, was ihm, dem armen Studenten, der keine andere Aussicht hatte, als ein Doktordiplom, die Zukunft vorbehalten hatte. Er betrachtete daher das Getümmel mit einer Theilnahme, welche ihm wohl völlig fremd geblieben sein würde, wenn sich kein persönliches Interesse darein gemischt hätte. Bald wich er scheu zurück, sobald er in die Nähe eines Schaemützels kam, bald ging er keck vorwärts, ohne an die Gefahr zu denken, der er sich ganz zwecklos aussetzte.

Diese Neugier sollte ihm jedoch theuer zu stehen kommen. In dem Augenblicke, als er um eine Straßenecke bog, traf ihn eine Kugel in die Schulter, und er sank bewußtlos zu Boden. Einige Vorübergehende eilten ihm zu Hilfe; man durchsuchte ihn, um, wenn möglich, seinen Namen und seine Wohnung zu entdecken, allein er trug kein Papier bei sich, welches eine derartige Andeutung hätte geben können; nur eine parfumirte Visitenkarte fand sich in seiner Westentasche mit der Adresse: „Miß Fanni Anderson, 8, Rue d'Angoulême." Der Verwundete wurde also zu Miß Fanni gebracht.

Diese erschrak heftig bei dem Anblicke eines von Blut triefenden Mannes. Das Gefühl des Mitleids bekam indessen bald die Oberhand über den Schrecken; sie trat näher, und erkannte den Verwundeten.

Armee junger Mann! sagte sie; wenn er mich nicht begleitet hätte, so wäre ihm dieser Unfall gewiß nicht widerfahren.

Sie ließ dann den noch immer Bewußtlosen auf ihr Bett legen, und gab Befehl, sogleich den nächsten Wundarzt zu holen.

Der Doktor erklärte die Wunde für gefährlich, und verschob das Herausziehen der Kugel auf den folgenden Tag, weil die außerordentliche Schwäche des Patienten dies vor der Hand unmöglich machte. Er legte einen Verband an, und empfahl die strengste Vermeidung jeder Bewegung. Miß Fanni sah sich also genöthigt, dem Verwundeten ihr Zimmer zu überlassen und ein anderes Gemach ihrer Wohnung in der Eile für sich einrichten zu lassen.

II.

Adolf Surville bewohnte seit mehreren Jahren ein bescheidenes Zimmer im vierten Stocke eines Hauses der Rue de Labarpe. Wie groß war also sein Erstaunen, als er die Augen öffnete und sich von einer Eleganz umgeben sah, welche gegen die schmucklose Einrichtung und Unordnung, die den Studentenwohnungen eigen zu sein pflegt, bedeutend absticht! Eine neben ihm brennende Alabasterlampe beleuchtete mit mattem Scheine das mit eben so viel Geschmack, als Luxus ausgestattete Zimmer. Das Halbdunkel stellte ihm die seidenen Draperien, die großen Spiegel, die zierlichen Meubels und reichen Bronzeverzierungen in einem fast zauberhaften Lichte dar. Ein unbekanntes Frauenzimmer saß vor dem Bette und beantwortete seine Fragen in einer Sprache, die er nicht verstand, aber deren Sinn er errieth, weil die Mäeteein ihm durch Zeichen zu verstehen gab, sich nicht zu bewegen.

Diese Erinnerung war ziemlich überflüssig. Der arme Surville war ohnedies nicht im Stande, eine Bewegung zu machen; nur seine Blicke schweiften von einem Gegenstande zum anderen; aber bald sanken ihm vor Mattigkeit die Augen wieder zu, und er erwachte erst gegen Mittag.

Wer vermöchte seine Überraschung zu schildern, als er Miß Fanni an seiner Seite erblickte! Seine Freude war so lebhaft, daß er, seine Wunde vergessend, eine Bewegung machen wollte, um sich zu ihr zu wenden. Der Schmerz, den er dabei empfand, entlockte ihm einen Schrei. Miß Anderson erblaßte. Dieses Zeichen der Theilnahme entging dem Patienten nicht; er drückte ihr seinen Dank dafür aus, und erfuhr endlich, auf welche Weise er hierher gekommen war.

Die Operation ging glücklich von Statten, aber die Genesung dau-

Digitized by Google

erte lange, trotz der sorgsamen Pflege, welche dem Verwundeten zu Theil wurde.

Surville hatte in dieser Zeit vielfältige Gelegenheit, die Eigenschaften des Geistes und Herzens seiner schönen Pflegerin schätzen zu lernen, und daß dadurch die Liebe, welche er für sie fühlte, neue Nahrung bekam, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Eben so wenig konnte Miß Fanni gleichgiltig bleiben gegen die dankbare Zuneigung, welche er gar nicht zu verhehlen suchte. Es kam also bald zu gegenseitigen Herzensergüssen, und diesen folgten die Heirathsprojekte auf dem Fuße.

Surville war außer sich vor Freude; er hatte alle Ursache, sich für den glücklichsten Sterblichen zu halten. Nur ein Umstand erfüllte ihn mit einiger Unruhe. Fanni liebte ihn mit der innigsten, aufrichtigsten Zärtlichkeit; aber ihre Zuneigung schien nicht ausschließlich ihrem Verlobten zugewendet; der häßliche, zottige Hund schien mindestens die Hälfte ihres Herzens in Besitz genommen zu haben, denn je größere Beweise von Zärtlichkeit sie von ihrem lieben Patienten erhielt, desto mehr schien sich ihre Sorgfalt um das garstige Thier zu vergrößern. Solche Lächerlichkeit, solche Geschmacklosigkeit mit dem edelsten, reinsten Gemüth, mit dem gebildetsten Geiste verbunden — welch' ein Widerspruch! welche beispiellose Sonderbarkeit bei einem neunzehnjährigen Mädchen! Er beschloß also, diese Caprice, welche einen solchen Widerstreit der Gefühle in ihm erregte, mit allem Eifer zu bekämpfen. Die Gelegenheit dazu bot sich bald dar.

Das Schoosbündchen, welches unter anderen Untugenden auch jene der Gefräßigkeit besaß, litt einst an einer Indigestion, welche einen bedenklichen Charakter anzunehmen drohete. Miß Fanni war in Verzweiflung; sie schickte sogleich zu einem berühmten Hundedoktor, dessen Geschicklichkeit in der Heilung der Indigestionen ihm vorzüglich in dem fashionablen Faubourg Saint-Germain, in der geldaristokratischen Chaussee-d'Antin und anderen Schoosbunden-Bezirken einen bedeutenden Ruf und ein bedeutendes Vermögen erworben hatte. Miß Fanni empfahl die größte Eile. „Lieber die Pferde zu Tode gejagt, als eine Viertelstunde Verzug!"

Es war Zeit, denn Fanni war der Verzweiflung nahe.

Zwanzig Louisd'or, mein Herr! wenn Sie mir meinen Hund curiren, aber keinen Sou, wenn er stirbt.

Der Hundedoktor machte eine tiefe Verbeugung, eine zweite Verbeugung war an den anwesenden Surville und eine dritte an den interessanten Patienten gerichtet. Der letztere wurde jedoch mit großer Aufmerksamkeit untersucht. Miß Fannis Blicke verriethen die peinlichste Unruhe.

Beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein! sagte der Thier-Aeskulap endlich; ich werde dieses interessante Thierchen retten; morgen wird die Indigestion gehoben sein.

Er verordnete sodann die nöthigen Arzneien, empfahl die strengste Diät, und erhielt zum Abschied die Hälfte der versprochenen Summe, mit der Bitte, bald wieder zu kommen. Er machte wiederum drei tiefe Verbeugungen, und entfernte sich.

Ich muß gestehen, liebe Fanni! sagte Surville, daß Sie den Besuch dieses Menschen sehr theuer bezahlen. Er wird sich gewiß Ihre — Schwachheit, verzeihen Sie mir den Ausdruck, zu Nutze machen. Da dieser Gegenstand einmal auf's Tapet gekommen ist, so erlauben Sie mir eine Bemerkung. Etwas weniger Zärtlichkeit von Ihrer Seite gegen ihren Schoosbund würde mir auch vielleicht einige Zuneigung gegen denselben eingeflößt haben, weil er Ihnen gehört; aber ich muß Ihnen aufrichtig gestehen, daß es immer einen etwas peinlichen Eindruck auf mich macht, wenn ich Sie so eifrig mit diesem Thiere beschäftigt sehe, und daß ich mich so eben bei der Aeußerung dieses Menschen eines Aergers nicht erwehren konnte.

Ein kalter Schauer überlief die schöne Engländerin; es schien sie unwillkührlich von ihrem Geliebten fortzutreiben, dann drückte sie ihren Schoosbund, den sie nicht aus den Armen gelassen hatte, zärtlich an sich, und warf auf Surville einen zugleich furchtsamen und zärtlichen Blick.

Sie sind ungerecht gegen mich, lieber Adolf! sagte sie mit bewegter Stimme; lassen Sie mir meine Schwachheit, wie Sie es nennen. Ich sage Ihnen nur, daß mir dieses Thierchen jetzt theurer ist, als je, und daß mein Glück nicht vollkommen sein würde, wenn ich Adolf ohne Arza, oder Arza ohne Adolf besitzen müßte.

Diese Antwort war weit entfernt, Surville zu befriedigen. Er wollte indessen die Sache nicht weiter treiben, weil er Fanni zu betrüben fürchtete. Er entfernte sich ziemlich verstimmt, und kehrte in sein einsames Stübchen zurück, welches er seit einem Monate wieder bewohnte. In einigen Tagen sollte er sein Doktordiplom erhalten; denn das ziemlich bedeutende Vermögen der Miß Anderson hatte ihn nicht bewegen können, die bereits betretene ehrenvolle Laufbahn, zu welcher ihn überdies eine entschiedene Neigung geführt hatte, zu verlassen.

III.

Nun, Adolf! wann hältst du Hochzeit? fragte Survilles Freund Felix, in das einsame Studentenstübchen tretend, welches der Bewohner sammt Büchern und Apparaten und Todtenköpfen bald verlassen sollte.

Ich wollte, es wäre schon morgen! erwiederte Surville sehnsüchtig. Sie ist so liebenswürdig, meine Fanni!

Das ist wahr, du bist ein Glücksvogel. Ein schönes, liebenswürdiges, und zumal reiches Mädchen . . . so etwas wird mir wohl schwerlich zu Theil werden. Ich fahre manchmal im Omnibus; aber ich habe gut suchen, und mich rechts und links umschauen, ich sehe nur immer Alte, oder kleine Mädchen im Flügelkleide, die man nicht heirathen kann. Und du hast noch den bedeutenden Vortheil, daß du den Charakter deiner künftigen Frau recht genau studiren konntest; während deines zweimonatlichen Aufenthaltes bei ihr, konntest du sie viel besser kennen lernen, als bei hundert erwarteten Besuchen.

Ja, du hast recht, lieber Felix! ich kenne keinen Fehler an ihr, als ihre unerklärliche Vorliebe für ihren garstigen Schoosbund. Ich fürchte, daß dies in der Folge zu häuslichen Zwistigkeiten führen werde.

Du mußt das Thier bei Seite schaffen.

Unmöglich, mein Freund! das würde vielleicht einen Bruch zur Folge haben.

Wie! so weit geht diese Schwachheit?

Leider, ja!

Nun so gib dem garstigen Hunde eine geschickt zubereitete Pille. Miß Fanni wird jammern und wehklagen, vielleicht sogar Krämpfe bekommen, wenn du willst. Aber sie hat ja den Doktor im Hause, du curirst sie, und nach acht Tagen wird sie ihr Schoosbündchen vergessen haben.

Ich habe schon daran gedacht, aber meine gute, sanfte Fanni zu betrüben, dazu fehlt mir der Muth.

Dann ist dir nicht zu helfen. Adieu, auf Wiedersehen.

Surville hatte über seiner Herzensangelegenheit die Studien keineswegs vernachlässigt. Sobald sein Gesundheitszustand es ihm gestattete, traf er die Vorkehrungen zu seiner Promotion. Diese erfolgte im November, und seine Vermälung war auf den nächstfolgenden Tag festgesetzt.

Bei aller Freude, welche am Vorabende der Feier Fannis ganzes Wesen verklärte, ließ sie doch einige Unruhe und Besorgniß laut werden über die Nothwendigkeit, während der Ceremonie ihren Schoosbund zu verlassen. Dies war denn doch für Adolf's bisher unerschöpfliche Geduld etwas zu arg. Das Glück der Flitterwochen mit einem ihm widerwärtigen Thiere theilen zu müssen — welcher dreiundzwanzigjährige neukreirte Doktor hätte diesen Gedanken wohl ertragen können! Der Hochzeitstag schien ihm überdies ganz besonders geeignet, einen geringen, vorübergehenden Kummer schnell zu verschmerzen und zu vergessen. Er beschloß also, dem Schoosbündchen ein schmackhaft bereitetes Frühstück mitzugeben.

Am folgenden Morgen erschien er, um seine schöne Braut zur Trauung abzuholen. Während Fanni, von ihrer Zofe und einigen Freundinnen umgeben, mit ihrer Toilette eifrig beschäftigt war, reichte er dem Schoosbündchen die in Bereitschaft gehaltene Pille. Das gefräßige Thier verschlang den leckeren Bissen gierig. Das junge Paar fuhr dann zur Mairie, und von dort zur Kirche. Beide Ceremonien waren in einer Stunde vorüber, und die Neuvermälten kehrten zurück.

Surville war nicht ohne einige Besorgniß hinsichtlich des ersten Eintrittes seiner jungen Gattin. Kaum war Fanni aus dem Wagen gestiegen, so eilte sie in ihr Zimmer, in welchem ihr Schoosbund auf ihren Befehl eingesperrt geblieben war. Aber wer schildert ihr Entsetzen, als sie ihren Liebling in krampfhaften Zuckungen, welche über sein nahe bevorstehendes Ende keinen Zweifel ließen, am Boden sah! Surville, der diese Scene vorausgesehen hatte, eilte auf ihren Angstruf herbei. Er suchte sie durch alle möglichen Vorstellungen zu trösten, aber umsonst. Fannis Verzweiflung, welche in dem Maße stieg, als sie zu der Ueberzeugung gelangte, daß der Hund nicht zu retten sei, erreichte den höchsten Grad, als die letzten Zuckungen vorüber waren, und das Thier endlich leblos vor ihr lag. Eine entsetzliche Blässe bedeckte ihr Gesicht, sie starrte schweigend und gleichsam vernichtet vor sich hin. Auf die zärtlichen Trostesworte ihres Gemals erwiederte sie nur die Worte: Es ist Alles aus! Keine Hoffnung mehr!

Ohne den Sinn dieser Worte zu begreifen, ahnete Adolf doch ein Geheimniß, welches er nicht zu ergründen wagte.

Fanni warf noch einen letzten Blick auf Arza, wankte dann zu ihrem Sekretär, und nahm eine Schrift heraus, welche sie ihrem Gatten reichte.

Ich hoffte dich reich und glücklich zu machen, sagte sie mit klangloser Stimme; das Schicksal hat es anders beschlossen: — wir sind ruinirt!

Adolf schlug mit zitternder Hand das Papier auseinander, und las:

„Da ich meiner Pathin Miß Fanni Anderson einen Beweis meiner besonderen Zuneigung zu geben wünsche, so vermache ich ihr eine Jahresrente von tausend Pfund Sterlinge, wogegen sie die Verpflichtung hat, meine kleine Hündin Arza zu pflegen. Diese Rente wird in halbjährlichen Raten gegen Verweisung ihres Pfleglings ausgezählt; sie wird der Miß Fanni Anderson und deren Nachkommen aber nur dann definitiv zufallen, wenn der obgenannte Hund nach drei Jahren, vom heutigen Tage an gerechnet, noch am Leben ist.

Tausend Pfund Sterlinge sollen ihr übrigens, unbeschadet dieser Jahresrente, sogleich im Voraus bezahlt werden.

Es ist der Miß Fanni Anderson, bei Strafe der Widerrufung dieses gegenwärtigen Vermächtnisses, in ihrem eigenen Interesse ausdrücklich untersagt, einer andern Person, als ihrem künftigen Gatten, die Quelle und die Motive ihres Vermögens mitzutheilen.

London, am 10. April 1830. Thomas Wilson."

Eine düstere Wolke umhüllte Adolfs Augen, und ein kalter Schweiß

Digitized by Google

bedeckte seine Stirne, als er das Document gelesen. Er hatte seiner geliebten Fanni eine Rente von Tausend Pfund Sterling geraubt, und ihr als Ersatz nichts zu bieten, als sein Doctor-Diplom ohne Patienten! Er eilte zu dem Hunde hin, aber er überzeugte sich auf den ersten Blick, daß es längst zu spät sei, Gegenmittel anzuwenden.

Er suchte seine junge Gattin indessen so weit zu beruhigen, daß sie sich wenigstens in den Salen begeben konnte, in welchem die versammelten Gäste über ihre Abwesenheit erstaunt zu sein schienen. Adolf aber benützte einen günstigen Augenblick, um Arza bei Seite zu schaffen, denn er fürchtete, Fanni möchte auf den Gedanken kommen, die Ursache dieses unglücklichen Ereignisses ergründen zu wollen. Er hielt es sogar für angemessen, die Ursache immer vor ihr geheim zu halten.

Einige Tage darauf verkauften die jungen Gatten ihre prächtigen Meubels, und zogen sich in eine kleine Provinzstadt zurück. Sie leben dort glücklich, obgleich Fanni an ihren früheren Reichthum, der wie ein Traum verschwunden war, mit Wehmuth zurückdenkt.

Adolf kann seit jener Katastrophe kein vierfüßiges Symbol der Treue ohne Schaudern sehen; und wenn er manchmal in Wind und Wetter zu einem mehrere Stunden entfernten Patienten wandert, um einen Fünffrankenthaler zu verdienen, so ruft er unwillkührlich aus:

Tausend Pfund Sterling! . . . O, Arza! was habe ich gethan?

Allerlei Curiosa.

Napoleons Blick. Eines der merkwürdigsten Beispiele von der magnetischen Gewalt des Blickes Napoleons erzählt Graf Montholon in seiner wichtigen „Geschichte der Gefangenschaft auf St. Helena", die so eben zu erscheinen angefangen. Es war an der englischen Küste auf dem Bellerophon, als Admiral Lord Keith, welcher definitiv den Beschluß des englischen Ministeriums angekündigt hatte, daß er nach St. Helena gebracht werden sollte, nach einer langen Unterredung endlich zu dem Kaiser trat und seinem Auftrag gemäß sagte: „England verlangt Ihren Degen." Der Kaiser legte, erzählt Montholon, mit einer krampfhaften Bewegung die Hand an den Degen, den ihm ein Engländer abzufordern wagte, und — nur der schreckliche Blick seines Auges war seine Antwort; nie war derselbe gewaltiger und durchbebrender gewesen. Der alte Admiral wurde davon gleichsam gelähmt, seine hohe Gestalt brach zusammen und sein altergraues Haupt sank auf die Brust herab, wie das eines Verbrechers, dem der Richter sein Urtheil verkündiget. Der Kaiser behielt seinen Degen. Der Admiral verbeugte sich tief und entfernte sich, ohne daß ein Wort den feierlichen Eindruck störte, den dieser Vorfall auf alle Anwesende, Franzosen wie Engländer, gemacht hatte.

Englisches Phlegma. In den ersten Tagen d. M. fuhr ein Engländer auf der Eisenbahn von Rouen. Sobald er den Wagen verlassen, verfügte er sich in das Reclamations-Büreau des Bahnhofes.

„Haben Sie etwas verloren, mein Herr?" fragte ihn der zuvorkommende Beamte.

„Yes:" erwiederte der Splenländer — „aber ich hoffe, der Träger wird es schon hierherbringen."

„Darf man wissen, was es denn eigentlich ist, das Sie vermissen?" fragte der Beamte eben so höflich als neugierig.

„Warum nicht?" versetzte Jener mit einem nicht genug zu bewundernden Phlegma — „Es ist nichts als mein Sohn, der im Fahren sich zu weit aus dem Wagen gebogen hat und herausgestürzt ist."

„Mein Gott!" rief der Beamte erschrecken — „so muß der junge Mann ja verloren sein?".

„Ach nein!" erwiederte das personifizirte Phlegma ruhig — „der little rogue (kleiner Wildfang) ist auf den Sand gefallen."

„Ich will sogleich nachsehen lassen," bemerkte jener voll menschenfreundlichen Mitgefühls.

„Ist überflüssig, ist überflüssig!" — sagte der Phlegmatische, den theilnehmenden Beamten abwehrend — „der Träger wird ihn schon hierher bringen. Haben Sie sodann die Güte, ihn mir in mein Hotel zu schicken, hier ist meine Adresse. Leben Sie wohl!"

So sprechend, überreichte er dem erstaunten Beamten eine Karte und schlenderte dann ganz englisch in das Hotel des Princes.

Der Zündhölzchen-Fabrikant Ilgner in Wien verunglückte durch eine Explosion, so, daß ihm beide Hände abgerissen und die Augen aus dem Kopfe getrieben wurden. Er verschied nach wenigen Stunden.

Curiosum. Zu den Merkwürdigkeiten in Paris gehört jetzt ein Mensch, der mit seinem Munde Kanonenschläge nachahmt. Man kann diese mächtigen Donnerschläge jetzt täglich wahrnehmen, wenn man durch das Palais royal geht. Sie kommen aus der Umgebung des Café de Foy, und der Urheber derselben ist ein Kellner mit zwei großen Caffeemaschinen, um den Gästen Mokka und Sahne zu verabreichen. Von allen Seiten weist man ihn zurecht und er antwortet mit einem Kanonenschlage, was so viel heißt, als: „ich hab's gehört; bon!" und dieses: „bon" knallt vollständig wie ein Sechsunddreißig-Pfünder, was sich besonders wunderbar ausnimmt, wenn vier oder fünf solcher Schläge kurz auf einander folgen. Der junge Mensch feuert so jeden Abend einige hundert Kanonenschläge aus seiner Lunge, ohne daß ihn dies im Mindesten angreift. Uebrigens läßt man ihn nur in freier Luft diese Geschützsprache führen, die innerhalb des Caffehauses selbst Alles betäuben würde. Der Bursche heißt Callot und ist ein Neffe des berühmten Conventsredners Callot d'Herbois.

Im Erdélyi Hiradó wird ein schauderhafter Fall willkührlicher Justiz erzählt, der sich im Weißenburger Comitate in Siebenbürgen ereignet hat: Z. E. ließ Weine ablagern, und ertappte einen hierbei beschäftigten Bauer beim Weintrinken. Um diesen zu bestrafen, ließ er einen Zuber Wein in den Hof stellen, und zwang den Bauer zu trinken. Als dieser nicht mehr weiter konnte, und sagte, der Bauch werde ihm zerspringen, wenn er noch trinken müsse, ließ ihn der Hr. Z. E. Fäßreife um den Bauch schlagen, und ihn durch einen andern wie einem Knüttel versehenen Bauer zum Weitertrinken zwingen, bis der Arme zur Erde sank. Vor einer so sinnreichen Folternethode muß das Mittelalter beschämt in den Hintergrund treten.

(Werth einer Frau.) In englischen Blättern liest man: Die herabwürdigende Stellung des schönen Geschlechts in China ist bekannt. Nichts setzt die Chinesen, die unsere Kaufleute in Hong-Kong besuchen, so sehr in Erstaunen, als die Achtung, welche sie ihren Frauen zollen. Die Diener der vornehmen Chinesen drucken allgemein große Verwunderung darüber aus, daß es unseren Frauen gestattet ist, bei Tische zu erscheinen. Sie meinen, die Männer vergäßen auf die Weise ganz ihre Würde. Ein junger englischer Kaufmann nahm unlängst seine Frau mit nach Hong-Kong, wo das Paar von einem reichen Mandarin besucht wurde. Letzterer betrachtete die englische Mistreß sehr aufmerksam und schien mit besonderem Wohlgefallen ihre Bewegungen zu verfolgen. Als sie das Zimmer verlassen hatte, sagte er zu dem Manne in gebrochenem Englisch: „Was Ihr gegeben für Eure Frau?" — „O!" — erwiederte der Mann, über den sonderbaren Irrthum seines Besuchers sich ergötzend, — „2000 Dollars." Dies würde, dachte unser Kaufmann, dem Chinesen ein hoher Preis dünken, aber er irrte sich. „Nun," — sagte der Mandarin, sein Taschenbuch mit großer Geschäftsmiene hervorziehend, — „wenn Ihr mir sie überlaßt, so gebe ich Euch 5000 Dollars." Die Miene des Chinesen verrieth vollen Ernst, und es blieb ihm deshalb nichts Anderes übrig, als das Anerbieten abzulehnen, so höflich er konnte. Der Mandarin jedoch wurde dringend und ging bis auf 7000 Dollars. Der Kaufmann, welcher keine Idee von dem Werthe des Artikels hatte, den er mitgebracht, sah sich zuletzt zu der Erklärung gezwungen, daß die Engländer nie ihre Weiber verkauften, nachdem sie in deren Besitz gekommen wären, was der Chinese kaum glauben wollte. Der englische Kaufmann lachte später mit seiner jungen Frau nicht wenig über diesen Vorfall.

Würtembergischer Kanzleistyl. Wir, Bürgermeister und Gemeinderath von B. bescheinigen dem Ortsbürger, Ackersmann und Musikanten Michel P., daß selbiger uns zu Protokoll erklärt hat, daß er eine Wölfin am Saum der Waldung, deren Tatzen er zufällig angetroffen, getödtet hat; wir haben uns auf besagten Tatzen, von unserm Adjunct begleitet, nach dem Ort begeben, der auch sogleich erkannt hat, daß die erschossene Wölfin keine Wölfin, sondern ein Wolf war, wie auch, daß das Thier nicht mit einer Flinte erschossen, vielmehr mit einem großen Fiedelbogen erschlagen werden (muß ein handfestes Ding gewesen sein). Da es sich erwiesen, daß besagter Wolf keine Wölfin gewesen, so war eine Tödtung ihrer Brut nicht vonnöthen, und haben wir deswegen dem Michel P. auch nur die Prämie für einen Wolf bewilligt, immer mit unserm Adjunct; dem wir übrigens die Ohren abgeschnitten, um sie gegenwärtiger Bescheinigung als Beglaubigung beizulegen und unterzeichnen gehorsamst mit unserm Adjunct. Der Bürgermeister und Gemeinderath. (Folgen die Unterschriften.)

Die sonderbare Bezahlung. Eine Gesellschaft junger Leute, welche in einem Gasthause bei Leipzig tapfer gezecht und dabei auch manches Beefsteak consumirt, aber wie es zur Bezahlung kam, kein Geld hatten, kamen auf folgenden Einfall. Als nämlich der Kellner eintrat, geriethen sie scheinbar in einen edlen Wettstreit, wer die Zeche bezahlen sollte, jeder wollte für den Andern bezahlen und doch wollte es gegenseitig Niemand annehmen. Endlich kam man dahin überein, man wolle dem Kellner die Augen verbinden und Blindekuh spielen; derjenige, den der Kellner fange, müsse das Ganze berichtigen. Alle waren einig, und auch der gutmüthige Kellner, der das Pulver nicht erfunden haben würde, schien an dem Spiele Gefallen zu finden und ließ sich geduldig die Augen verbinden. — Während dessen aber hatte einer der Gäste die Stubenthür geöffnet, und indem der Kellner in der Stube umhertappt, um seinen Mann zu erwischen, macht sich die Gesellschaft leise und eiligst zur Thür hinaus. Man wird sich das Schafsgesicht denken können, was unser Kellner machte, als er sich die Binde von den Augen nahm, die Stube leer und die Vögel ausgeflogen fand! Wie froh war er aber, als er nach einiger Zeit den Betrag der Zeche zugeschickt erhielt! Doch soll es sein fester Vorsatz sein, nie wieder Blindekuh zu spielen.

Für Jagdliebhaber.

Warnung. Dieser Tage verunglückte ein Jägerbursche. Er hatte auf der Jagd eine Wildsau angeschossen. Wüthend sprang das Thier auf ihn

Digitized by Google

ies, und sich wacker haltend, ließ es der Jäger gegen den rasch gezogenen Hirschfänger ankommen. Aber das Eisen brach entzwei, die Sau schlug dem jungen Manne den Arm ab, und hätte ihn gewiß getödtet, wär es nicht durch die wohlgezielten Schüsse der Herbeieilenden erlegt worden.

Aus dem Leben.

Der bekannte Karmelitermönch und Wiedererbauer des Klosters auf dem Berge Karmel: Giovanni Battista (Cassini) weilt seit dem 23. März in unserer Hauptstadt. Der ehrwürdige Greis erregt überall, wohin er kömmt, die lebendigste Theilnahme, auf die er durch die Aufopferung, mit welcher er seinen heiligen Lebenszweck verfolgt, die gerechtesten Ansprüche hat. Gewiß wird ein kurzer Abriß des Lebens dieses Greises viel Interesse haben. Vor beinahe siebenzig Jahren in Frascati im Kirchenstaate geboren, wurde er im Jahre 1819 von Rom aus nach dem heiligen Lande gesandt, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie man den Wiederaufbau des Klosters auf dem Berge Karmel bewerkstelligen könnte. Dieses Kloster, an derselben Stätte erbaut, wo der Prophet Elias in einer Höhle lebte, und wo später christliche Einsiedler ihren Aufenthalt nahmen, entstand 1156 durch eine Stiftung frommer Pilger, und ward mit jenen Eremiten bevölkert. Sie traten in einen Orden zusammen, welcher nach dem Berge den Namen Karmeliterorden annahm. Das Kloster nahm Reisende aller Nationen und Bekenntnisse gastlich auf, wurde aber mehrmal, zuletzt nach dem Abzuge Bonaparte's, dessen verwundete Krieger hier Pflege gefunden, durch die Türken zerstört. Von dem Kloster blieb nichts übrig, als die Mauertrümmer, die Mönche waren zerstreut oder ermordet worden, und als Giovanni Battista das heilige Land betrat, lebte nur noch einer derselben, der sich nach Kaifa zurückgezogen hatte. Die Verhältnisse aber waren damals, unter einer den Christen feindlichen Regierung, dem Wiederaufbau des Klosters zu ungünstig und Fra Giovanni Battista kehrte im Jahre 1821 wieder nach Rom zurück. Seinen Vorsatz gab der wackere Mann indeß nicht auf. Fünf Jahre später — 1826 — reiste er nach Konstantinopel und erwirkte durch Vermittlung eines Gesandten vom Sultan Mahmud einen Firman, welcher ihn zu dem Wiederaufbau des Klosters ermächtigte. Der letzte Mönch vom Berge Karmel war mittlerweile auch gestorben, und Fra Giovanni erstieg nun allein den Gipfel und entwarf dort auf den Ruinen die Pläne eines neuen, prächtigeren Klosters, das nach seinem Ueberschlage 140000 fl. C. M. kosten sollte. Nachdem er Plan und Ueberschlag zu einem so großartigen Baue entworfen, klopfte er an dem ersten besten Hause an und erbat sich ein Stück Brod zum Nachtmal. Gleich den andern Tag begann er die 140000 Silbergulden zu seinem heiligen Werke zu suchen. Um der Klostergemeinschaft, die noch gar nicht bestand, einiges Einkommen zu sichern, pachtete er zwei verfallene Mühlen und baute eine Wasserleitung zu denselben, wozu ihm ein gutherziger Türke die nöthige Summe darlieh. Nach dem er dies in Ordnung gebracht, machte er sich auf die Reise, durchwanderte Kleinasien, die Straßen von Konstantinopel, die Inseln des griechischen Archipels und bat um Almosen für das Gebäude des Herrn. Nach sechs Monaten hatte er eine Summe von 8000 fl. gesammelt, hinreichend für den allerersten Anfang, und legte den Grundstein zu dem Klostergebäude. Als diese Summe erschöpft war, griff er abermals zum Reisestab, durchwanderte Griechenland und Italien, und kehrte abermals mit einer Summe Geldes zurück, um weiter zu bauen. Bald war das Kloster so weit erbaut, daß es mit alter Gastlichkeit Reisenden die Thür öffnen konnte. Jeder Pilger, der dieses Weges geht, braucht blos an das Kloster zu pochen und zu sagen: Brüder, ich bin krank und hungrig! — und er wird aufgenommen und uneatgeltlich beherbergt und genährt drei Tage lang. Der Kranke erhält hier alle Pflege, die sein Zustand erfordert, der Arme Lebensmittel, um seine Reise fortsetzen zu können. So ist der Wiederaufbau des Klosters auf dem Berge Karmel ein Werk nicht allein der Frömmigkeit, sondern auch der edelsten Menschenliebe.

Fünfzehn Reisen hat der ehrwürdige Greis seither unternommen und immer ist er mit neuen Spenden in sein Kloster heimgekehrt. Jerusalem, Damask, den Libanen, Smirna, Alexandrien, Kahira, Tunis, Algier hat er durchwandert, selbst nach Marokko drang er vor; in Gibraltar, Spanien, Italien, Malta, Korsika, Sardinien, Athen, Konstantinopel, Frankreich, einem Theile Englands — in allen diesen Ländern, Inseln und Städten sammelte er, von Stadt zu Stadt, von Haus zu Haus, zum Könige und Fürsten wie zum Bürger und Bauer wallend, Beisteuern zu seinem frommen Werke. Er brachte die namhaftesten Summen zusammen, aber der Andrang von Reisenden und Pilgrimen in sein Kloster wurde immer größer, es mußte für stattlichere Räume zu deren Unterkunft gesorgt, es mußten die Klostergebäude mit einer Mauer umfriedigt werden zum Schutze gegen Räuber und wilde Thiere, es mußte für neue Hilfsquellen zur Unterhaltung des Klosters, zur Pflege der zahlreichen Reisenden gesorgt werden — und der fromme, für seinen Zweck glühend eifrige Mönch ergriff immer wieder und unermüdlich den Reisestab. Das letzte Mal hat er den Berg Karmel im J. 1844 verlassen, und ging über Rom nach Deutschland, Holland und Belgien. Wie früher bei Sr. Heiligkeit dem Papste, bei Louis Philipp, bei König Otto von Griechenland, so fand er jetzt an den Höfen von Wien, Berlin, Dresden, München, bei der Königin von Belgien, dem Könige der Niederlande die günstigste Aufnahme, die wärmste Unterstützung. Gegenwärtig können wir den vielgereisten ehrw. Greis mit dem schönen ausdrucksvollen Antlitz, dem langen Silberbarte, dem glaubensstarken Muthe, in den Gassen Prags begegnen. Aus Böhmen gedenkt Fra Giovanni nach Italien zu reisen, die Lombardei, Piemont und andere Provinzen der Apenninen-Halbinsel zu durchwandern, und nachdem er sich den letzten Segen des Pabstes und seines Ordensgenerals erbeten, nach seinem Kloster zurückkehren und dort vielleicht endlich auszuruhen von den endlosen, oft drangsalvollen Reisen, unter denen die letzten 27 Jahre seines Lebens dahinflossen. (Bohemia.)

Mathematisches.

Die Zinsen von einem Pfennige. Ein Pfennig, seit Christi Geburt zu 5 p. Ct. auf Zinses-Zinsen angelegt, bringt ein Capital von:

2,150997,200269,187595,617371,185946,551621 Gulden 12 Kr.

Diese Ziffern sind außer mit Logarithmen auch noch durch andere Hilfsmittel richtig bestimmt worden. In Geldmassen dargestellt, beträgt diese Summe: 61,594740 massive Kugeln von feinem Golde, deren jede so groß als unser Weltkörper mit einem Umfange von 5400 Meilen ist. Sollte diese Summe in Schuldscheinen zu 100 Millionen Gulden von allen Menschen auf unserer Erde (1000 Millionen) gemeinschaftlich gezählt werden, so daß jeder Mensch täglich 15 Stunden zählen müßte, so wäre diese Summe in einem Zeitraume von 654,000 Jahren noch nicht ganz gezählt.

Statistisches.

Londons Größe. Ein franz. Journal gibt die Größe der englischen Hauptstadt folgender Art an:

Die Stadt London zählt gegenwärtig mehr als 10,000 bewohnte Häuser, mit der Hälfte derselben sind Kaufläden verbunden. Die Bier-Consumtion beträgt jährlich über zwei Millionen Fässer. An Schafen werden daselbst jährlich gegen 1½ Millionen und an Rindvieh an circa 200000 Stück verkauft. Eier eigenen Erzeugnisses belaufen sich auf mehre Millionen, die eingeführten aber auf 70,000,000 Stück. 12,000 Kühe, die daselbst sind, reichen nicht einmal hin, die erforderliche Menge Milch zu geben. Die Wasser-Compagnien versenden jährlich 237,000,000 Orbeft (63 Gallonen) in die einzelnen Wohnungen. Die Gasgesellschaften erzeugen täglich 10 Millionen Kubikfuß Gas, mit welchem 100,000 Flammen gespeist werden. Die Pflasterung kostet jährlich nicht weniger als 200,000 Pf. St. oder 2,000,000 fl. C. M. Die Abzugscanäle 400,000 Pf. St. oder 4,000,000 fl. C. M. An Hotels, Gast- und Kaffeehäusern zählt diese Stadt nicht weniger als 6000; Theater hat sie 20, die vielen Concertsäle nicht mitbegriffen. Zeitungsexemplare erscheinen daselbst jährlich die Bagatelle von 300 Mill.; seine Dampfboote verführen und bringen täglich über 10,000 Passagiere, und durch das Postamt werden jährlich nicht weniger als 70 Millionen Briefe befördert. — Allah ist groß, aber London auch.

Erheiterungs-Salon.

Spaßiges.

Echt deutsche Concert-Anzeige.

Nach der in neuester Zeit zum Theil gewünschten, theils bereits vorgenommenen Purificirung der deutschen Sprache von allen eingeschlichenen Fremdwörtern, müßte eine echt deutsche Concert-Anzeige ungefähr folgender Art abgefaßt werden.

Erste Abtheilung.

Große Gesang- und Klangmacherwerkerei (Vocal- und Instrumental-Concert).

Nr. 1. Zusammenklangwerk (Simphonie) von dem rühmlichst bekannten Tonsatzwerker (Componist) N. N.

Nr. 2. Lustgesang (Arie) für Höchstgesang (Sopran) mit Vollgesang (Chor) und verbindlicher (obligater) Begleitung eines Hellholzes (Clarinette), gesungen von Fr. N. N.

Nr. 3. Tonsteritwerk (Concert) für die Hochgeige (Violine) vom Tonsteritwerkmeister (Concertmeister) N. N.

Nr. 4. Zweigesang (Duett) aus dem beliebten Singschauspiele (Oper), ausgeführt von Frl. N. und Fr. N., berühmte Singspielerinen (Operistinen) des großen Singschauspielhauses (Operahauses) zu Paris.

Nr. 5. Dreisang (Terzett) für Höchstgesang (Sopran), Dünnsang (Tenor) und Grundsang (Baß) aus dem Singschauspiele Norma vom Tonsatzmeister Bellini.

Zweite Abtheilung.

Nr. 1. Großer Lustgesang vom Oberteameister (Kapellmeister) C. M. von Weber.

Nr. 2. Klangmachsatz (Harmoniesatz) für Hellholz, Tiefholz (Fagott), Tiefgeige (Violoncello) und Grundgeige (Basso).

Digitized by Google

Nr. 3. Tonfluchtweek (Fuge) von Sarti, achtstimmig.
Nr. 4. Endſang (Finale) und Vellſang vom Tonwerkerdnee (!) N. N.

Die nächſte Tonſtreiwerk-Verſammlung (Concert-Verſammlung) findet in ache Tagen ſtatt. In derſelben wird ſich die berühmte Höchſtſangwerkerin (Sopranſängerin) Fr. N. N. aus P. hören laſſen.

Gute Anwendung eines Sprichwortes. Als neulich vor dem Palais zu Hannover ſich eilfige junge Damen verſammelt hatten, um den kleinen Prinzen zu ſehen, der ſo eben ausfuhr, wies eine junge Schildwache zum öfteren mehee junge Damen zurück, welche ſich verdrängten und dieſe Weiſung zu verachten ſchienen. Plötzlich nahm der Soldat, als er ſie abermals auf der voehotenen Stelle fand, die Reizendſte beim Kopfe und küßte ſie nach Herzensluſt. Ihr Hilfsgeſchrei zog den Offizier herbei. — „Menſch, biſt du toll?“ rief er dem Soldaten zu. „Nichts weniger!“ eewiederte dieſer; „abee wer nicht hören will, muß fühlen!“

Ein guter Rechtsſpruch. In einer amerikaniſchen Stadt tödtete ein Schmied einen Indianer. Die Angehörigen des Letzteren verlangten die Auslieferung des Schmieds. Der Magiſtrat der Stadt berieth ſich und gab endlich folgende Erklärung ab: „Der Schmied kann nicht ausgeliefert werden, denn wir haben nue den Einen; aber wir beſitzen zwei Schneidee, von dieſen ſtehe euch Einee zu Gebot.“

Jut jebrüllt, Eckenſteher! Bei einem in Berlin entſtandenen Feuee, das aber ſchnell geleſcht wurde, ſagte ein Eckenſteher zu einem Horniſten, der, nachdem das Feuer ſchon gedämpft war, noch immer Lärm blies: „Jnee Tuter! hör'n Se man uf, Se könnten ſonſt det Feuer wieder anblaſen!“

Ein Peſther Müller erfuhr bei ſeinem Nachhauſekommen, daß ſeine Frau mit einem Hausfreunde durchgegangen ſei. Die entſetzliche Beſchaft hat kaum ſein Ohr berührt, als er ſchnell auf's Rathhaus läuft und hier ſtante pede — zehn Säcke Mehl für die Armen deponirt. O Müllermeiſter! —

Antwort eines Jägers. „Was iſt der Unterſchied zwiſchen Schrot und Patentſchrot?“ wurde ein Jäger in einee Geſellſchaft gefragt. Geavitätiſch erwiederte dieſer: „Jener ſchieße todt und dieſee todter.“

Caricaturen.

„Kaufen ſie doch den luſtigen Zeiſig; Sie werden bald Bekanntſchaft mit einander machen; ee iſt aus gutem Haus!“

Ein Nationalgardiſt, der ſein Schäfchen in's Trockene gebracht hat.

Szene im Schuldthurme.

A. Sie auch hier, mein Theuerer?

B. Ja wohl, die Leute waren ſo dumm, mich eines lumpigen Bankrotts wegen hier einzuſperren!

Digitized by Google

Laterna magica-Bilder.

Amerika. New-Yorker Blätter berichten, ein Herr M'Carty habe ein neues Geschütz erfunden, welches zwei Stunden lang 30 Kugeln in einer Minute schießen soll, und zwar blos durch mechanische Kraft, ohne Schießpulver oder sonst eine chemische Substanz. Der Trieb der Kugeln soll ungeheuer sein.

Ostindien. Wie die Franzosen in Algier, so kommen auch hier die Engländer mit ihren Eroberungen nicht recht vorwärts. Sie haben jetzt erst eine Schlacht verloren, die sie mehr als 10,000 Mann ihrer besten Truppen kostete. Man arbeitet natürlich an der Gutmachung dieser Schlappe.

Turkei. Briefe aus Jenischehir melden ein seltenes und höchstmerkwürdiges Phänomen. Es fällt seit mehreren Tagen von Zeit zu Zeit daselbst Manna vom Himmel, das den Einwohnern zur Nahrung dient, in Stücken von der Größe einer Haselnuß und in bedeutender Menge. Es wird im Lande zu 12 Piastres der Kilo verkauft, was obngefähr vor einigen Monaten der Preis des Getreides war. Die Einwohner zerreiben es zu Mehl und backen daraus Brod, welches unserem gewöhnlichen nichts nachgibt.

Rußland. Authentischen Nachrichten zufolge wird der durch seine Intervention bei Mehemed Ali berühmt gewordene M. Montefiore eine Reise nach Petersburg unternehmen, um allda bei dem Kaiser von Rußland für die russisch-polnischen Juden zu sprechen. Seine erhaltenen englischen Empfehlungsbriefe sollen von nicht unbedeutenden Notabilitäten sein.

England. In der letzten Woche des Januars sind sehr betrübende Nachrichten von zahlreichen Schiffbrüchen eingegangen, die größtentheils mit ansehnlichen Verlusten von Menschenleben verknüpft waren. Nach Berichten aus Pernambuco war ein nach Port Philipp bestimmtes Auswandererschiff, angeblich der „Cacarque" von Liverpool, am Eingange der Bay-Straßen gescheitert, und die darauf befindlichen 414 Personen ertrunken sämmtlich. Am 15. und 19. Dezember verunglückten zwei amerikanische Paketboote, die werthvolle Ladungen hatten, in Schneestürmen, und die gesammte Mannschaft ertrank; das eine Wrak wurde an die amerikanische Küste getrieben. Das Schiff „Stadt Shiras" verunglückte in den Gewässern von Mindora, und 40 Personen kamen dabei um; die Mannschaft eines französischen Indienfahrers, welches scheiterte, konnte sich nur theilweise retten.

Frankreich. Nach einem Artikel des Courriers francais hat sich General Lamoriciere der Regierung gegenüber anheischig gemacht, mit 4000 Mann Elite-Kavallerie in sechs Monaten Abd-el-Kader todt oder lebendig zu liefern. Die Regierung hat diesen Vorschlag des braven Generals nicht angenommen, indem sie im Einverständnisse mit dem Marschalle Bugeaud lieber den Krieg durch Infanterie in die Länge zieht, und Frankreichs beste Truppen aufopfert.

Rheinprovinz. Die Kölnische Zeitung enthält Folgendes: Die Hochachtung und Verehrung, welche in ganz Europa dem greisen Helden des Hauses Habsburg, Erzherzog Karl, gezollt wird, war gewiß doppelt lebhaft, als vor einigen Wochen das Leben dieses Fürsten in Gefahr schwebte. Besonders im Jülicher Lande, wo auf dem Schlachtfelde bei Aldenhoven der Erzherzog die ersten Blätter zu dem unvergänglichen Lorbeerkranze sammelte, den die Geschichte Deutschlands ihm als einem seiner Retter geflochten, folgte man den Zeitungsberichten über das Befinden des edlen Kranken mit der gespanntesten Erwartung. Uebergroß war daher die Freude bei der Nachricht von seiner Wiedergenesung, und sie gab einem dortigen Bürger, der in früheren Jahren mit dem Feldherrn persönlich bekannt geworden war, Veranlassung, ihm diese Freude im eigenen und im Namen seiner Mitbürger in einem Schreiben an Tag zu legen. Fast mit umgehender Post ist darauf eine Antwort erfolgt, in welcher sich der liebenswürdige Charakter des großen Mannes so schön ausspricht, daß sie in größeren Kreisen bekannt zu werden verdient. Sie lautet, wie folgt:

„Lieber Herr! — Ein altes Sprichwort sagt: Was vom Herzen kommt, geht wieder zum Herzen. So habe ich Ihr gemüthliches Schreiben erhalten, und so hoffe und wünsche ich, daß das gegenwärtige mit dem nämlichen Geleitsbrief zu Ihnen gelange. Sie haben Erinnerungen in meiner Seele geweckt, die nach einem halben Jahrhundert in meinem Gedächtnisse schlummern konnten, die aber der Strom der Zeit und die Macht der Ereignisse nicht vertilgt haben. Ihre und der ehrenfesten Bewohner der Rheinprovinz freundliche Theilnahme an meine glücklich überstandene Krankheit führt mich in jene schöne Zeit zurück, in der ich meine ersten Waffen zum Schutze Deutschlands trug und Zeuge Ihrer festen Anhänglichkeit an unser gemeinschaftliches Vaterland war. Wechselfälle des Schicksals haben Sie einem andern Regierenhause untergeordnet! Diesem werden sie mit gleichem Pflichtgefühl ergeben sein, und es wird den Biedersinn Ihrer Mitbürger mit gleicher Anerkennung würdigen. Ein neues Verhältniß schließt jedoch das Andenken an vergangene Verbindlichkeiten nicht aus; man kann neue Freunden gewinnen, ohne die ältern zu vergessen. Daß Sie darüber gleiche Gesinnungen mit mir in Ihrer Brust bewahren, verbiegt mir Ihr werthvolles Schreiben. Empfangen Sie dafür meinen lebhaften Dank, und theilen Sie ihn Ihren Mitbürgern mit jener Wärme mit, mit der ich die Ueberzeugung meiner Gefühle fest in Ihren Herzen zu begründen wünsche.

Wien den 10. Februar 1846.

Erzherzog Karl,
Feldmarschall.

Preußen. Am 12. Februar Nachmittags um 3 Uhr fiel eine Schneelavine in den sogenannten Riesengrund unweit der Schneekoppe, zur Herrschaft Marschendorf gehörig, verschüttete ein neues Haus in Abwesenheit des Besitzers, dessen schwangere Frau mit 2 Kindern, 3 Kühen und 5 Ziegen um's Leben kamen, da das Haus mehrere hundert Schritt fortgerissen wurde. Auch bei Petzes fielen einige Schneelavinen und richteten bedeutenden Schaden am Holze an. Die ältesten Gebirgsbewohner können sich eines solchen Vorfalls nicht erinnern, und nur an den Teichlöhnen kamen dergleichen Fälle vor. Es sind, um anderweitige Unglücksfälle zu verhüten, mehrere Häuser ausgeräumt worden.

Posen. Diese Provinz ist jetzt ganz mit Soldaten überschwemmt. Die Elemente gähren und es braucht die ganze Vorsicht der Regierung, um jede Ruhestörung zu hintertreiben. Es sind übrigens bis jetzt blos Verhaftungen vorgefallen. Im benachbarten russisch-Polen herrscht vollkommene Ruhe.

Italien. Weiland Se. k. Hoheit der Herzog von Modena hinterließ zwei Testamente: das erste, vom Jahre 1831, das zweite vom Jahr 1845. Das zweite ändert mehrere Bestimmungen des ersten ab. Zum Testamentsexekutor ist Se. k. Hoheit der Erzherzog Ferdinand, Bruder des verstorbenen Herzogs, und zum Stellvertreter des letzteren, dessen zweiter Bruder Se. k. Hoheit der Erzherzog Maximilian aufgestellt. Der zweite Sohn (Erzherzog Ferdinand, Artilleriebrigadier in Ollmütz) erhält die Herrschaften Sarzana und Pernau, nebstdem 12000 fl. jährlich, welche auf 30000 fl. erhöht werden, sobald derselbe sich vermählt haben wird. Für jede Tochter ist eine Million Franken als Heirathsgut bestimmt und 300000 Fr. zur Ausstattung. Wenn sie ledig bleiben, erhält jede 50000 Fr. als jährliche Apanage.

Galizien. Die hier vorgefallenen Auftritte haben von Neuem bewiesen, wie treu die Masse des Volkes an ihrem geliebten Herrscherhause hängt. Die Bauern, der eigentliche Kern der Nation, waren die Ersten, die mit Enthusiasmus die Parthei der Regierung nahmen, und so Alles im Keime dämpften. Auch hier kehrt jetzt Alles in's alte Geleise der Ordnung zurück.

Ungarn. Das Land litt und leidet noch sehr viel durch Ueberschwemmungen der Donau, Theiß, Maab und anderer bedeutender Ströme. Der Schaden ist bis jetzt noch unschätzbar.

Böhmen. (Prag). Der Magistrat der k. Hauptstadt Prag hat dem k. k. Herrn Feldmarschall-Lieutenante Johann Freiherrn von Paumgarten, Stadt- und Festungskommandanten in Prag, das Ehrenbürgerrecht dieser k. Hauptstadt verliehen, und ihm das ausgefertigte Diplom durch eine Deputation des Magistrats und der städtischen Repräsentanten überreichen lassen.

Musikalisches.

Donizetti ist trotz dem, was man über die Hoffnung zu seiner Genesung in Italien gesagt, leider in einem solchen Zustande der Geistesschwäche, daß, als man ihn in den Wagen brachte, um ihn nach Nizza zu transportiren, er fest glaubte, er reise nach Wien, um dort eine neue Opee zu dirigiren. Er hat durchaus keinen Begriff von seinem Zustande, hat weder Willen noch Gedanken, und sein Arzt erhält ihn in diesem Zustande, weil er auf diese Art sich williger der vorgeschriebenen Behandlung unterzieht. Er wird kurze Zeit in Nizza verweilen und dann nach Pisa gebracht werden. Noch hegen die Aerzte einige, wenn auch nur schwache Hoffnung, rechnen aber am meisten auf eine mehrjährige körperliche und geistige Ruhe. Wenn man wissen will, woher jene Gehirnerweichung entstanden ist, braucht man nur an sein bewegtes Leben und an seine außerordentliche geistige Thätigkeit zu denken. In dem Augenblicke, wo ihn die Krankheit überraschte, arbeitete er an vier großen Opern zugleich, und zwar für Wien, Madrid, London und das italienische Theater zu Paris.

Eisenbahnen und Dampfschiff-Fahrt.

Der Courrier de Lyon schreibt von einem großen Unglücke auf der Lyon-St. Etienner-Eisenbahn. Die Lokomotive des am 2. März um Mittag von St. Etienne abgegangenen Zuges verfagte zu Lieenaison den Dienst. Sofort wurden von Lyon und von Givors Hilfslokomotive herbeigerufen. Zuerst traf die von Givors ein, und setzte mit dem Zuge die Fahrt nach Lyon fort, als auch von dort her eine Hilfslokomotive heranbrauste. Die beiden Conducteurs der Maschine des Zuges konnten diese nicht mehr einhalten und sprangen herab, wobei sie mit mehr oder minder schweren Verwundungen davonkamen. Im Augenblick darauf rannten die Hilfslokomotive von Lyon und der Zug unter entsetzlichem Getöse auf einander, wobei acht Personen getödtet, und 44 schwer verwundet wurden. Auf dem verunglückten Zuge befanden sich gegen 200 Passagiere.

Eine mehr als gewöhnliche Geistesgegenwart. Dieser Tage ereignete sich auf der Prag-Ollmützer Bahn ein merkwürdiger Fall. Als der von Peng nach Ollmütz bestimmte Train an das Bahnwächterhaus-

Digitized by Google

chen bei Böhmischbred kömmt — es war in der Dämmerung — teilt der mit der Laterne signalisirende Bahnwächter heraus, und salutirt den heranbrausenden Zug. Da fällt ihm die Kappe auf die Schienen. Er bückt sich, um sie aufzuheben, da ergreift ihn die indessen herangekommene Lokomotive, und bringt ihn unter ihre Räder. Einige Sekunden darauf glaubt der Maschinist etwas vor der Lokomotive zu sehen; er pfeift zum Halten; bekanntlich brauche dies aber immer einige Minuten und der Zug hält daher erst beim nächsten Häuschen, also ungefähr ein Sechstel einer Meile. Man denke sich das Erstaunen des Lokomotive-Personales, als sie unter derselben den Bahnwächter der vorigen Station hervorkriechen sahen. Er hatte sich nämlich bei seinem Falle an den zwei Vorderböcken der Lokomotive festgeklammert, und sich so auf diese unglaubliche Weise vom unausweichlichen Tode errettet. Ein Fehlgriff seiner Hand, ein Loslassen der rettenden Haken während des Auslaufens der Räder und er war verloren — der Aschkasten hätte ihn zermalmt. — Der Bahnwächter versieht wieder, wie vorher, seinen Dienst. B.

Dramatische Novitäten-Schau.

Die Juristen.

Schauspiel in 5 Akten von J. Th. Wangenheim.

Wieder ein deutsches Schauspiel auf englischem Grund und Boden. Ein Advokat, ein gewisser John Gentle kömmt von London nach einer drei Stunden davon entfernten kleinen Stadt, nur hier die bei seinem Bruder William Gentle wohnende Anna, ein junges Mädchen, zu freien. Um sich aber die Sache schwerer zu machen, um das Mädchen, das er heirathen will, genau zu prüfen, hängt er sich einen Buckel an, stellt sich krank ꝛc.; alles, um zu sehen, ob ihn Anna seiner selbst willen doch nehmen würde. Er kömmt im Gasthofe an, empfängt hier den Besuch des Advokaten Clarcy und erfährt von diesem, daß sein Bruder William nicht mehr am Leben sei. Nachdem sich John vor seinem ersten Schrecken erholt, erfährt er von dem ihn ebenfalls besuchenden Arzte Hallen den näheren Verlauf der Begebenheit. Sie William lebte nämlich mit seiner Frau im innigsten Einverständnisse bis zu der Zeit, als ihnen ihr erstes Kind starb. Marry, seine Frau, ergab sich geduldig und gläubig in ihr Schicksal, sie jammerte nicht so, wie ihr Mann, der in dem Tode dieses Kindes ein von Gott verhängtes Strafgericht und in der Resignation seiner Frau ein Erkalten ihrer Liebe zu ihm sah. Er ging so einige Zeit trübsinnig herum, da hörte man eines Tages einen Schuß im Garten — und von da an wurde William Gentle nicht mehr gesehen. Ob es ein Selbstmord, ob es ein Mord gewesen, man wußte nichts Sicheres hierüber und das Gericht ließ einstweilen die Sache auf sich beruhen. John klingt die Sache um so verdächtiger, als er auch hört, daß Clarcy, der Advokat, früher mit Marry ein Verhältniß gehabt. Kurz, er sagt dem ihn ebenfalls Besuchenden Oberrichter Tomblesen, es müsse hier ein Mord im Spiele sein und er hätte Lust mit ihm zu wetten, daß er binnen drei Tagen den überwiesenen Mörder Sir John's der Gerechtigkeit überliefern werde. Tomblesen, der als Gerichtsmann weiß, wie schwer so etwas ist, wettet um 200 Pfund dagegen und nun beginnt die Intrigue.

Es versteht sich von selbst, daß John's Verdacht lediglich auf dem Advokaten Clarcy ruht. Um dessen Vertrauen zu gewinnen und ihn zu erforschen, holt er weit aus mit seinem Plane. Er tritt nämlich in der Windesschenke als ein drittes Glied der Gentlefamilie, als Sir Harry Gentle, auf, zeigt sich hier dem erstaunten Clarcy als Bruder Liederlich, als Trinker, Spieler ꝛc. und gewinnt dadurch Clarcy, der in ihm ein gutes Werkzeug seiner Pläne sieht. Clarcy hetzt den vermeintlichen jüngern armen Bruder John Gentle's auf und spekulirt schon darauf, daß Harry ihm dann dienen könne, den John aus dem Wege zu räumen; denn John verlangt von Clarcy die Rechenschaft über Williams Vermögen und das hat Clarcy längst durchgebracht. Von da an geht die Handlung drunter und drüber. John erobert als buckliger John das Herz Annens und bekömmt als liederlicher Harry von Anna einen Korb. Der bucklige John veranstaltet jetzt im Lieblingspavillon seines verstorbenen Bruders eine Abendunterhaltung und läßt dabei den Geist seines Bruders erscheinen, um Clarcy zum Geständnisse zu bringen; umsonst, dieser bleibt sich ganz gleich und John ist also noch um keinen Schritt weiter; er hat den Mörder William's nicht; er greift also zum letzten Mittel.

John figurirt in seiner Verkleidung als Harry Gentle eine heftige Leidenschaft für Anna und einen ebenso heftigen Haß gegen seinen Bruder John. Clarcy kömmt ihm auf halbem Wege entgegen und Harry stürzt sie, von Clarcy ermuntert, in das Zimmer John's und erdolcht diesen. Clarcy ahnt von dem ihm gespielten Betruge um so weniger, als er sogar hört, wie Harry den Leichnam John's in die Themse zum Fenster hinaus wirft, was freilich nur ein schon im Voraus in's Zimmer gelegter großer Mühlstein ist. Nun ist Clarcy aber nicht am Ziele. Auch Marry, die Frau William Gentle's dessen Vermögen er unterschlagen, soll aus dem Wege geräumt werden und zwar wieder durch Harry. Dieser soll nämlich einen von Clarcy verfertigten mit Marry's Handschrift geschriebenen Brief dem Gerichte übergeben; ein Brief, der Marry unfehlbar zur Mörderin ihres Mannes stempeln muß. Aber endlich reißt der so fein gesponnene Faden Clarcy's. Der vermeintliche Harry, dem er Alles, sogar die genauen Umstände seines Mordes an William vertraut, verwandelt sich jetzt plötzlich in den vermeintlich ermordeten John und richtet sich vor Clarcy als das grause Gespenst der Rache auf. Clarcy gesteht alle seine Verbrechen, John hat seine 200 Pfund gewonnen, wird gradgewachsen zu nicht geringer Freude der Miß Anna, seiner Braut, und alles zeigt uns Fröhlichkeit, dies der arme ermordete oder eigentlich auch nicht ermordete, sondern nur von Clarcy verwundete und vom Doktor Hallen geheilte William Gentle freut sich hinter der Szene, wohin auch seine Frau, Mistreß Marry, vom Doktor geführt wird, um sich hier über die lange Zeit ihrer Trennung mit ihm auszuplaudern.

Wenn Jemand die Frage stellte: wer ist bei der Aufführung eines solchen Stückes am meisten zu bedauern: der Dichter? das Publikum oder der Kritiker? so käme man mit der Beantwortung dieser Frage wahrlich in keine geringe Verlegenheit. Der Dichter nicht, denn er sieht die Mängel seines Kindes nicht; das Publikum vielleicht, aber nein, doch nicht, denn ich glaube sogar von einigen Gliedern dieses vielköpfigen Ungeheuers Beifallsäußerungen gehört zu haben; also dann nur der Kritiker; denn er muß das Stück nicht nur sehen, er muß sich sogar noch den Kopf darüber zerbrechen, muß ein Urtheil darüber abgeben!

Schon der Vorwurf des Drama's ist ein Vorwurf für das Drama. Wir erhalten eine in romantische Fetzen eingewickelte Criminalgeschichte, Menschen werden gemordet, aber nicht getödtet; denn am Ende des Stückes lebt Alles gesund und feist; der Eine ist ein Bösewicht, lumpiger 4000 Pfd. halber und der Andere hängt sich einen Buckel an, um sein Mädchen zu prüfen. Unter den zahllosen Unwahrscheinlichkeiten des Stückes ist wohl jene die größte, daß das junge Mädchen, die Anna, sich so ohne Weiteres, weil es der Dichter haben will, auf die ersten Paar Worte in den buckeligen, kranken John verliebt. Wie kömmt es ferner, daß der eigentlich in Rede stehende todte und doch nicht todte William gar nicht zum Vorschein kömmt? Und was bewegt denn Clarcy zu allen diesen Schandthaten; er kann ja doch in allen Fällen, selbst wenn Marry todt ist, das unterschlagene Vermögen nicht behalten; es fiele ja dann doch dem Gerichte zu! Und endlich, was von allen diesem soll unser Interesse erregen?

Dieses Drama liefert uns einen neuen Beweis von der immer mehr überhandnehmenden Verflachung der deutschen Bühnenliteratur. Der französische Eisthauch des Pikanten steckt unsere Bühnendichter an; das Wahre, Schöne der Kunst geht immer mehr und mehr verloren; wir sind bereits so weit, daß Stücke auf die Bühne gebracht werden, deren ganzer Inhalt schon gegen die aesthetischen Gesetze verstößt. Die Bühne soll uns das Ideal des wahrhaft Schönen, des Reinsten und Edelsten verkörpern. Sie soll uns, wenn uns das materielle Leben den ganzen Tag hindurch ungefreundet, am Abende in eine ideale Welt einführen, uns durch ihre der Phantasie entsprossenen Gestalten beleben, veredlen; soll aber nie in den gemeinen Schlamm des menschlichen Lebens hinab steigen, um uns durch drei Stunden unsere Neugierde zu spannen und nichts weiter im Auge zu haben, als dieses. Die Kritik hätte eigentlich nicht nothwendig gegen solche Stücke zu eifern; sie bestrafen sich selbst durch ihr Mißfallen; aber ein Umstand macht es der Kritik zur Pflicht. Durch die Masse von solchen Stücken, die jährlich über die Bühne gehen, um nie mehr zurückzukehren, verflacht sich der Geschmack des Publikums. Dieses gewöhnt immer mehr das sogenannte Schaudererregende, die Anhäufung von Morden, schrecklichen Begebenheiten, gräßlichen Situationen ꝛc. Kömmt dann ein Drama, das sich in den freilich beschränkteren Gränzen der Wirklichkeit und des Naturgemäßen bewegt und dabei einen hehren, edlen Geist entwickelt, so kann dieses natürlich nicht gefallen; man ist zu viel Feinschmecker geworden, um an dem reinen Erzeugnisse der Natur Geschmack finden zu können. — Übrigens haben „die Juristen“ in Prag durchaus nicht angesprochen. J. Frühling.

Don Juan und Faust.

Tragödie in vier Akten, von D. C. Grabbe.

Wir gehen jetzt an die Besprechung eines Dramas, das die verschiedenartigsten Urtheile erlebte. Während Einige den Dichter bis in die Wolken erheben, lassen ihm Andere wieder ein sehr geringes Verdienst zu Theil werden; sicher ist es aber, daß die Wenigsten unter allen diesen sich Mühe

Digitized by Google

genug gaben, eine so hervorragende Erscheinung, wie Grabbe war, zu studiren, diese auf ihn einzugehen. Wer Grabbe's Werke beurtheilen, wer sie kritisiren will, der muß erst einen Blick in das zerrissene Leben dieses unglücklichen Musensohnes werfen. Die Töne, die aus seinen Werken an unser Ohr schlagen, sind dämonisch; die Personen seiner Dramen sind keine Menschen; sie sind entweder Geister des Himmels oder der Hölle; sie sind nicht mit Dinte, sie sind mit Blut geschrieben; man sieht es ihnen an, daß sie aus der Anschauung eines genialen Menschen entsprangen, der aber mit sich selbst nicht im Reinen war, der selbst mit der Menschheit, mit der Schöpfung, mit sich, mit Allem im steten Kampfe lag. Wir wollen es jetzt versuchen, unsern Lesern einen kurzen Abriß seiner Lebens- und Leidensgeschichte zu geben.

Dietrich Christian Grabbe wurde am 11. Dezember 1801 in Detmold geboren, wo sein Vater Zuchthaus- und Leihbankverwalter war. Die finsteren Mauern seines Geburtshauses, die Erziehung seiner frühesten Jugend, das verschlossene Wesen des Knaben trugen das Ihrige bei, um sein inneres Gemüth gänzlich in den Stand zu werfen. Die eigene Mutter, selbst dem Trunke leidenschaftlich ergeben, stellte immer des Nachts eine Schale mit Branntwein an sein Bett, um ihn auf alle erdenkliche Weise zum Trunke zu verleiten. Eine solche Erziehung mußte ihre Früchte tragen. Seine Verschlossenheit artete in Tücke aus, die angeborene Häßlichkeit des Körpers machte ihn mißtrauisch, scheu und endlich zu einem Lügner, der nie mit dem herausrückte, was er eigentlich sagen wollte und zwar aus Furcht, sich mit seiner eigenen Meinung lächerlich zu machen. Indessen war Grabbe auf der Schule fleißig; er studirte Jus und überließ sich nebenbei seinem Durst nach Wissen und Genuß. Jetzt schrieb er in seinem neunzehnten Jahre den „Herzog von Gothland" und beurkundete in diesem Drama sattsam seine ganz sinnlich zerrüttete Kraft. Das gedruckte Drama soll übrigens nach der Versicherung Jener, die es im Original gesehen, nur ein schwacher Abriß jenes entsetzlich titanenhaften Werkes sein, das alle seine Freunde zu großen Erwartungen berechtigte, wenn anders diese genialische Kraft die ethische Läuterung überstanden hätte. Nun begann aber sein Ringen mit dem materiellen Leben. Durch seine körperliche Häßlichkeit und durch sein widerwärtiges Betragen überall zurückgestoßen, auch von Tieck in Dresden, der sein Gedicht bewunderte und ihn einige Zeit bei sich hatte, verstoßen, vergrub er sich in sich selbst und faßte plötzlich den Entschluß, Schauspieler zu werden. Wie sehr schon seine Figur diesem Stande widerstrebte, kann man leicht ermessen. Nachdem er endlich diese Idee aufgegeben, widmete er sich wieder den juristischen Studien, praktizirte und wurde als Regimentsauditeur angestellt. Zugleich ergriff ihn eine glühende Leidenschaft für ein Mädchen, das er endlich nach langem Kampfe mit Hindernissen allerlei Art heirathete. Aber auch hier trat ihm ein feindliches Geschick in den Weg. Zuerst befiel ihn eine Krankheit, die natürliche Folge seiner Lebensweise; dann immerwährender Zwiespalt mit den Menschen seiner Umgebung, die ihm nicht zusagten, mit seinen Vorgesetzten, mit seiner Frau, mit sich selbst. Er hatte aber doch indessen gearbeitet und gab zwei Bände „dramatische Dichtungen" heraus; darauf kam „Don Juan und Faust," „Barbarossa" u. „Heinrich VI."; das dramatische Epos „Napoleon, oder die hundert Tage" war im Beginn. Das Fragment einer Tragödie „Kosciuszko" ging verloren; ebenso ein Roman „Maunder," den er selbst verwarf. Alles das besänftigte den in seinem Innern gährenden Zwiespalt nicht. Er fühlte sich plötzlich zum Feldbegen geboren und kam um eine Hauptmannsstelle ein. Er wurde natürlich zurückgewiesen und erhielt dabei den Bescheid, seine jetzigen Amtsgeschäfte besser zu versehen. Nun trotzte er und verlangte seinen Abschied; wie ein Donnerschlag traf ihn der ihm am andern Tage wirklich zugestellte Abschied. Seine Existenz war wieder bloßgestellt; natürlich folgten darauf neue Verwürfnisse mit seiner Frau; er verließ sie und fand bei Immermann eine freundliche Aufnahme. Hier in Düsseldorf ließ er seiner entarteten Lebensweise freie Zügel; er wälzte sich in den niedrigsten Kneipen herum, sank in manchen Stunden bis zum Vieh herab und vollendete dabei in lichten Augenblicken den „Hannibal", schrieb Kritiken und den Anfang der „Hermannsschlacht." Aber bald unterlag sein Körper. Er kam endlich so weit, daß nur noch der Rhum seine fröstelnden Glieder erwärmen konnte: in vollen Kleidern lag er bis gegen Mittag im Bette und fast doch, Speisen vertrug er gar nicht mehr. So flüchtete er im Mai 1836 in seine Vaterstadt, sehnte sich hier mit seiner Frau aus, vollendete die „Hermannsschlacht" und starb da am 12. September 1836 in einem Alter von 35 Jahren an der Magenschwindsucht. Auch bei seinem Leichenbegängnisse staunten ihn die Menschen, mit denen er sich nie vertragen, nicht zur Seite; einsam und allein benetzte sein Sarg in die Tiefe hinab; blos die Thräne seiner Gattin fiel brennend auf die Trümmer eines großen Herzens, das unter der Wucht eines feindseligen Geschickes erlag.

Nach dieser Schilderung seines Ichs übergehen wir zur Handlungserzählung des „Don Juan und Faust."

Don Juan, ein französischer Grande, kömmt nach Rom, sieht hier Donna Anna, die Tochter des Gouverneurs Don Gusman und verliebt sich in sie. Seine Liebe ist aber ganz verschieden von dem Gefühle, das wir unter dem Worte Liebe verstehen. Überstrudelnd von Kraft und Lebenslust heißt er das Leben nur einen fortwährend wechselnden Genuß; ein eigentliches Ziel seines Daseins kennt er nicht; der Endzweck seines Lebens dünkt ihm: gelebt d. h. genossen zu haben. In Folge dieser Grundsätze geht es ziemlich rasch zu Werke. Er hört, schon am andern Morgen soll die Hochzeit Donna Anna's mit Don Oktavio stattfinden; auch das schreckt ihn nicht. Er schleicht um ihr Haus herum und kömmt endlich auf die Idee, mit Leporello, seinem Bedienten, Streit anzufangen, um damit Donna Anna durch das Klirren der Degen an's Fenster gelockt würde. Gesagt, gethan. Donna Anna tritt in der That erschreckt zum Fenster und tritt desto mehr entsetzt zurück, als ihr Don Juan zum Fenster hinauf in lauten Worten seine Liebe kund gibt. Indessen haben aber Don Gusman und Don Oktavio den der Donna Anna angethanen Schimpf gehört; sie stürmen mit blanken Degen zum Hause heraus und fordern von Don Juan Rechenschaft ob seines Thuns. Da verschanzt sich Don Juan hinter der Ausflucht: er habe den Beleidiger, den Verführer Donna Anna's, in die Flucht geschlagen und diese sei Niemand Anderer, als der aus Deutschland jetzt in Rom angekommene Doktor Faust, der Donna Anna mit seinen magischen Künsten verführen wolle und den er, Don Juan, mit Hilfe seines allem Zauber trotzenden Schwertes so eben vom Platze gejagt. Der Gouverneur glaubt seinen Worten und ladet ihn sogar auf den andern Tag zur Hochzeit. Damit ist aber Don Juan nicht gedient; er muß Donna Anna noch vor ihrer Hochzeit sehen, muß sie sprechen. Er läßt also durch Leporello beim Kammermädchen der Geliebten erfahren, wann und wo ihre Gebieterin zu treffen wäre. Leporello bringt es auf eine pfiffige Weise heraus und Don Juan trifft sie in der That am andern Morgen in ihrem Garten. Seine hinreißende, glühende Beredsamkeit erschüttert ihre Liebe zu dem Jugendgespielen Oktavio in den Grundfesten; sie kann seiner gleich einem Feuerstrome hereinbrechenden Liebeserklärung nicht widerstehen — sie gesteht ihm ihre Liebe, aber auch zugleich, daß sie ihn nur lieben, nie aber ihm angehören könne, denn ihre Ehre gälte ihr mehr als das Leben, mehr als ihre Liebe. Don Juan will eben mit dem letzten Aufgebot seiner Beredsamkeit diesen einzigen Wall erstürmen, da naht Oktavio; er kömmt, die Braut zum Altar zu holen. Don Oktavio ahnt nichts von dem, was in Anna's Brust vorgeht. Schwelgend in dem Übermaß von Glück, das ihm aus dem Auge seiner Geliebten entgegen strahlt, vergißt er die ganze Welt um sich her. Nachdem er mit Donna Anna aus dem Garten gegangen, beschließt Don Juan, der hinter den Büschen ihr Gespräch belauschte, den Don Oktavio am Hochzeitsabende zu ermorden und dann im Gewimmel mit der schönen Braut zu entfliehen.

Der Hochzeitsabend rückt heran; Don Juan und Leporello stellen sich als geladene Gäste ein und hart am Schlusse des Festes gibt Don Juan dem Leporello einen Wink. Dieser tritt verabredeter Maßen dem Oktavio zwei Mal auf den Fuß. Don Oktavio beschleicht den ungezogenen Knecht hinauszuwerfen; da kömmt Don Juan aus dem andern Zimmer, wo er Leporello's Geschrei um Hilfe hört, herbei und forderet den, der seinen Diener angegriffen, vor seinen Degen. Don Juan und Don Oktavio werden in einem Moment handgemein und im zweiten liegt schon Oktavio von Don Juan's Degen durchbohrt. Don Juan will nun rasch nach Donna Anna greifen, da tritt ein gewaltiger Nebenbuhler störend zwischen ihn und sie und zwar derselbe Faust, den er in jener Nacht für den Lärmmacher, für den Verführer Donna Anna's ausgab. Um aber den Leser mit dieser neuen Erscheinung unter den handelnden Personen bekannt zu machen, müssen wir vorerst einen Schritt rückwärts thun.

Dieser Faust, der wie ein zerschmetternder Blitz zwischen die verbrecherischen Absichten Don Juan's fährt, ist ein Doktor aus Deutschland, den sein unersättlicher Durst nach Wissen nach Rom führt. Aber auch hier, in der großen Weltstadt findet er für seine glühende Wißbegierde keine Befriedigung. Alle Pforten der Wissenschaft haben sich ihm erschlossen und doch sieht er neugierig an der Pforte des Jenseits; die Wissenschaft kann ihm über das, was er wissen will, keinen Aufschluß geben. Er will die bewegende Kraft der Welten kennen lernen, will nicht erfahren, wie, sondern warum sie geschaffen wurden. Um dies zu bewerkstelligen, sieht er kein anderes Mittel, als die Zuflucht zur Magie. Er ruft Satan und dieser erscheint in der Gestalt eines Ritters und bietet ihm unter Bedingungen seine Dienste an. Faust schließt den Pakt mit folgenden Worten:

— — — Du bist mein in diesem Leben,
Ich dein im Tode! —
Dafür aber fordr' ich
Die ganze Kraft, die dir als Ebenbürtigen,
Fordr' ich, daß du mit deinen mächt'gen Flügeln
Mich vorn des Wissens Gränzen zu dem Reich
Des Glaubens, von dem Anfang zu dem Ende,
Hinüber suchst zu tragen — daß du Welt und Menschen,
Ihr Dasein, ihren Zweck mir hilfst enträthseln, —
Daß du (der Ihrige nur halber, denn
Die Praxis geb' ich auf, seit ich mich dir
Ergeben) mir, und wär's beim Schein der Flammen
Den Weg zu zeigen suchst, auf dem ich Ruh'
Und Glück hätt' finden können!

Der Ritter führt ihn jetzt in die Höhen und Tiefen der Welten, zeigt ihm ihre Unermeßlichkeiten; Faust sieht aber nur allzubald, daß ihm auch der Teufel keine Befriedigung geben könne. Dieser erklärt ihm nämlich, daß er ihm das, was er eigentlich wissen wolle, gar nicht sagen könne, denn die Sprache habe dafür keine Worte. Um aber Faust von seinem eigentlichen Vorsatze abzulenken, zeigt er ihm in einem Zauberspiegel Donna Anna's Bild. Als Faust das im vollen Glanze der Himmelsschönheit

Digitized by Google

strahlende Bild erblickt, da durchglüht ihn eine flammende Liebe; er vergißt an Alles und will nur hin, hin zu der Donna seines Herzens. Der Ritter muß ihn durch Zauberkraft verjüngen; Faust erscheint als Graf Mezzocampi auf dem Feste, läßt Don Oktavio durch Don Juan ermorden, und reißt jetzt Donna Anna durch Zaubermacht mit sich nach dem durch den Ritter auf der Höhe des Montblanc erbauten Zauberschlosse.

Als die Hochzeitsgäste Don Oktavio getödtet und Donna Anna geraubt sehen, wollen sie über Don Juan herfallen; dieser begibt sich aber in den Schutz des indessen herangekommenen Gouverneurs Don Gusman, indem er ihm auseinandersetzt, wie er Don Oktavio im ehrlichen Zweikampf getödtet. Don Gusman gibt ihm Recht, fordert ihn aber als Edelmann vor seinen Degen und Don Juan nimmt den Kampf mit Freuden an, denn im Falle des nur zu wahrscheinlichen Sieges verliert Donna Anna ihre letzte Stütze und ist ihm dann um so eher erreichbar.

Der Gouverneur fällt unter Don Juan's Degen und dieser eilt jetzt mit Leporello nach dem Montblanc, denn der Ritter hat ihm den jetzigen Aufenthaltsort Faust's mit Donna Anna verrathen. Während er dahin wandert, stürmt Faust mit titanischer Kraft an den Himmel hinauf, den er mit der Donna Anna Herzen erobern will. Aber seine Liebeswerbung ist sehr verschieden von jener Don Juan's. Seine Worte sind Donner, die Berge aus ihren Gründen reißen; er ermordet durch Zauberkraft seine Gattin daheim, um nun Donna Anna zu zeigen, was er in seiner Liebe alles zu thun im Stande sei — umsonst; er erfährt dies von ihr, daß sie Don Juan liebe, obwohl er der Mörder ihres Bräutigams, ihres Vaters ist. Ergrimmt stürzt er fort und findet draußen den Don Juan, welchen er vermittelst Geisterhilfe durch die Luft nach dem Kirchhofe zu Rom schleppen läßt.

Faust bestürmt nun Donna Anna neuerdings mit seiner Liebe; in einem Anfalle von Raserei ermordet er sie und sinkt in demselben Augenblick betäubend zu ihren Füßen — vergebens! Sie ist todt und nun umzieht schwarze Verzweiflung seine zerrissene Seele; er verspricht dem Teufel: in einer Stunde sein zu sein und will diese kurze Zeit nur dazu benützen, dem Don Juan durch die Nachricht von seiner Geliebten Tode das Herz zu zerreißen. Dann, sagt er:

— — Ist all' mein Erdgeschäft zu Ende.

Don Juan hat indessen am Kirchhofe sogar mit Geistern angebunden. Als nämlich Leporello an der steinernen Statue des Gouverneurs eine Bewegung zu bemerken glaubt, tritt Don Juan in tollem Uebermuth an das Monument heran und ladet den Gouverneur auf den andern Tag zum Nachtmahl. Die Statue nickt ganz deutlich mit dem Kopfe und antwortet mit einem lauten Ja. Der tolldreiste Don Juan kehrt sich auch an die Schrecken des Jenseits nicht und Faust findet ihn beim Mahle, wo er ihm die unglückschwangere Kunde von Donna Anna's Tode in die Ohren donnert. Aber Don Juan geht ihr Verlust nicht so nahe; was er an ihr verlor, findet er im nächsten schönen Mädchen wieder. Da stürzt Faust in Verzweiflung zusammen; er ist lebensatt, sieht, daß er in Allem zu Grunde geht und übergibt sich dem lauernden Satan als Opfer.

Indessen erhält Don Juan einen unerwarteten Besuch. Der Geist des Gouverneurs tritt in der Gestalt seiner Statue herein. So felsenfest Don Juan ist, dieser grausenhafte Anblick erschüttert ihn bis in's Mark. Sein Degen zersplittert an dem Stein; als er der Bildsäule die Hand reicht, durchzieht Todeskälte sein Gebein. Und doch als der Gouverneur ihm meldet: er sei von Donna Anna und Don Oktavio gesandt, ihn zur Reue zu ermahnen, unter dieser Bedingung, wenn er nämlich bereuet, soll er gerettet werden; da bleibt Don Juan sich getreu, auch um diesen Preis wird er seinen Grundsätzen nicht ungetreu; er gibt zur Antwort:

— — — Was
Ich bin, das bleib' ich! Bin ich Don Juan,
So bin ich nichts, werde ich ein Anderer!
Weit eher Don Juan im Abgrundsschwefel
Als Heiliger im Paradieseslichte!
Mit Donnerstimme hast du mich gefragt,
Mit Donnerstimme geb' ich dir die Antwort:
Nein!

Da schüttet der Satansritter einen Feuerregen über das Haus und Don Juan versinkt mit den Worten:

Noch jetzt ruf' ich, als letztes Wort auf Erden:
König und Ruhm, und Vaterland und Liebe!

Diese in den engen Rahmen einer vieraktigen Tragödie eingepaßte Handlung entwickelt uns eine der großartigsten Ideen in der ganzen deutschen Bühnenliteratur. Der Dichter stellte sich die riesenhafte Aufgabe, zwei Charaktere, wie Don Juan und Faust, zu einer Idee zu benützen; Beide arbeiten, ohne daß Einer vom Andern viel mehr als den Namen kennt, an der Veranschaulichung einer und derselben Idee: der Nichtigkeit des Irdischen und des endlichen Sieges des Guten bei Bestrafung der Sünde durch sich selbst. Sowohl Don Juan als Faust fordern das Extreme vom Leben: Jener will sein Leben zu einem in steter Bewegung erhaltenen Genusse machen; er kennt blos das Diesseits und spricht diese Meinung sattsam in den Worten seiner Devise aus:

König und Ruhm, und Vaterland und Liebe!

Der Faust aber ist sein bis in's Extreme gezogenes Gegenstück. Die Freuden dieser Welt kennt er nicht; seine Jugend hat er am Studiertisch verbracht, die düster brennende Lampe, die ihm bei der Befriedigung seiner Wißbegierde leuchtete, war die einzige Gefährtin seiner durchwachten Nächte. Während Don Juan zu Leporello sagt:

Weg mit dem Ziel —
Nenn' es mir nicht, ob ich auch darnach ringe —
Verwünscht ist der Gedanke: jedes Ziel
Ist Tod — Wohl dem, der ewig strebt, ja Heil,
Heil ihm, der ewig hungern könnte!

sagt Faust in seinem großen Monologe:

— — — — — Ziel, ein Endziel muß
Ich haben! —

und zeigt uns mit diesen Worten das große Ziel seines Strebens. Er will nicht leben, weil er sich auf diese Welt versetzt sieht; er will zuerst wissen, warum er geboren, warum diese Welt geschaffen wurde und da ihm die Wissenschaft hierüber keinen Aufschluß gibt, so schlägt er mit seinem diesseitigen Leben auch noch sein jenseitiges in die Schanze und klopft kühn an die Pforten der Hölle. Nun läßt der Dichter den Faust der Hölle verfallen, weil er durch sein Forschen aus dem dem Menschen zugetheilten Kreise herausgetreten, weil er nach seinem Pakt mit dem Ritter alles Menschliche von sich abgestreift und durch die in seiner Hand befindliche Kraft der Hölle zum blind rasenden, vernichtenden Thiere wird, das sogar die Gegenstände seiner Liebe zertrümmert. Aber auch Don Juan fällt der Hölle anheim; denn er hat sich derselben Verbrechen wie Faust schuldig gemacht und sieht mit ihm so ziemlich in einer Kathegorie, wenn auch auf eine ganz andere Weise. Don Juan spricht sich im Stücke sehr wenig über seine Meinung vom Jenseits aus; so viel ist aber gewiß, daß er seiner beiden Moede halber nicht die mindesten Gewissensbisse fühlt. Warum sollte er auch? Er hat sowohl Don Oktavio als den Gouverneur im rechtmäßigen Kampfe erlegt; nach den noch bis heut zu Tage bestehenden Gesetzen der sogenannten Ehre ist er ja durchaus kein Mörder. Hatten nicht Beide die Chance, ebensogut den Don Juan zu tödten? Aber auch er fällt als der Mensch, der alles Menschliche von sich abgestreift, der ohne Herz, Gemüth und Glauben zu Grunde gehen muß.

Man sieht die Riesenhaftigkeit dieser Idee am leichtesten daran, daß selbst der in gedrungener Darstellung noch unerreichte Grabbe an dieser scheiterte. Wer seine „hundert Tage" gelesen und gesehen hat, mit welcher Genialität uns da eine ganze Weltbegebenheit mit philosophischem Scharfblick in den engen Gränzen eines dramatischen Epos vorgeführt wird, wer Grabbe's Darstellungskraft in diesem Meisterwerke bewunderte, der kann leicht ermessen, daß ihn hier der Stoff überwältigte, wenn Don Juan am Ende plötzlich ein Raub des Satans wird und man nicht sieht, warum. Daß er seiner Gesinnung nach ein Scheusal ist, das merken wir wohl aus seinen Reden; die dramatische Person kann aber nur Thaten halber bestraft werden und wie wir schon oben bemerkten, that ja Don Juan gar nichts, was ihn positiv der Hölle anheim fallen macht.

Stört aber auch dieses Versehen des Dichters unser ungetrübtes Wohlgefallen an seinem Kunstwerke, so muß man dennoch gestehen, daß dieses Drama eine Masse von Schönheiten entwickelt, die es sicherlich zu einer der schönsten Zierden der deutschen Literatur erheben. Dieser rasche Fortschritt der Handlung, der geniale Dialog, die Fülle von geistreichen Gedanken, die rasch in einander brausen; die kräftige Zeichnung der Charaktere, die wie in Marmor gehauene Personen dastehen, erheben Grabbe in manchen Rücksichten zu Shakespear, der freilich alles dieses in einer schöneren, mehr den ästhetischen Gesetzen sich anschmiegenden Form zu geben wußte. Der ihm gemachte Vorwurf, daß seinen Werken die ästhetische Glätte mangle, ist gewiß nur allzugerecht; wenn man aber bedenkt, wie seine Erziehung auf ihn einwirkte, wenn man erwägt, was Grabbe vielleicht geworden wäre, wenn er von seiner Mutter nicht zu anderthalb Jahren zum Trunke verleitet worden wäre, dann muß man die übernatürliche Kraft, die in diesem Geiste schlummerte, anstaunen und kann sich es leicht erklären, daß ein Mann mit buchstäblich zerrissenem Gemüthe die vulkanartigen Ausbrüche seiner Phantasie nicht in glatte Worte kleiden mochte. Er kannte sich, wie Schiller in seiner Anfangsperiode, nie von seiner Subjektivität los machen; in Don Juan und Faust spricht er den immerwährenden Conflikt in seiner eigenen Brust aus. Und wie schön thut er dies in der Stelle, wo Faust zum Satan sagt: „Ich fordere

Daß du (ihr Theorie nur halber, denn
Die Praxis geb' ich auf, seit ich mich die
Ergeben) mir, und wär's beim Schein der Flammen
Den Weg zu zeigen suchst, auf dem ich Ruh'
Und Glück hätt' finden können!"

Wie ergreift uns dies einzige Wörtchen „können" mit einer unnennbaren Wehmuth; Faust muß unsere ganze Theilnahme gewinnen, denn er ist in seinem Streben nicht eigentlich sündhaft; es ist blos der Fluch der Menschheit, die über ihren Horizont nicht hinaus irren darf, die am Staube kleben bleiben muß, weil sie zum Staube gehört. Was aber der Dichter Don Juan thun läßt, kann ihn uns durchaus nicht nahe bringen. Grabbe brauchte ihn auch gewiß nur als Gegensatz für Faust, und hat ihn zu diesem

Digitized by Google

Zwecke meisterhaft gezeichnet. Don Juan gebraucht seine Tapferkeit, seinen Verstand, kurz alle seine Fakultäten zur Erreichung dessen, was für Faust gar keinen Werth hat, zum Genusse. Die ganze Schönheit dieser Entgegenstellung der Charaktere entladet sich zuletzt in der Scene, wo der über den für ihn unersetzlichen Verlust der Donna Anna tief erschütterte Faust den Don Juan mit der Nachricht von Donna Anna's Tode niederzuschmettern glaubt. Als nun Faust zu ihm sagt:

„Todt ist sie, todt! Hör's und verzweifle du
Mit mir!"

Da antwortet der gefühllose Don Juan gleichgiltig:

Verzweifeln! Da wo Weh und Jammer,
Des Unglücks und des Herzbluts hohe Wogen
Auf uns einstürmen, — gilt's die Flagge auf
Zu zieh'n, die an des Lebens Masten flattert,
Gilt es für die Ehr', für ihren Ruhm
Zu streiten bis zum Abgrund des Verderbens!
— Ja, mich erschütteret Donna Anna's Tod!
Die tiefste Brust bewegt er! — Doch ich spann'
Die Segel wieder, fahe' mit neuem Winde!
— Gibt's nicht der schönen Mädchen tausend andre?
Wie sollt' ich mich um Eine grämen?

In diesen Worten gibt sich die ganze innere Verderbtheit Don Juan's kund. Ihm ist Liebe nicht das tiefwurzelnde Gefühl, daß zwei Herzen mit rascher aber auch dauernder Gluth an einander kettet; er kennt blos den kitzelnden Reiz der Genußsucht und zur Befriedigung dessen muß er einen Gegenstand haben, dem er seine sogenannte Liebe verheuchelt. Ueberhaupt scheint Grabbe den Charakter des Don Juan mit vieler Vorliebe behandelt zu haben; er ziert ihn mit allen möglichen Flittern; läßt ihn tapfer, listig und sogar einen glühenden Patrioten sein. Daß er tapfer und listig ist, zeigt uns der Dichter; unangenehm berührt es uns aber, wenn wir hören müssen, wie Don Juan mit patriotischen Phrasen um sich wirft und wieder in dem ganzen Stücke gar nichts gethan sehen, was ihm den Anspruch auf diesen Titel erlaubte.

Daß Mängel der Art ein im Ganzen unbestreitbares Meisterwerk nicht beeinträchtigen können, versteht sich von sich selbst, und es leidet selbst unter dem Vorwurfe nicht, daß es für die Aufführung unverwendbar sei. Allerdings ist es so und zwar aus einem einfachen Grunde. Das auf der Bühne aufzuführende Drama muß nicht nur eine fortschreitende Handlung entwickeln, sondern diese Handlung muß auch so beschaffen sein, daß aus ihr allein die Anschauung der versinnlichten Idee entspringt. Grabbe mochte wohl wissen, daß seine Dramen nicht aufgeführt werden könnten; kümmerte sich aber bei dem eigentlichen Wege, den er einschlug, nicht viel darum. Wir finden hier in Don Juan und Faust, besonders in den zwei letzten Akten ein Schwanken der Handlung; nämlich jetzt, im Anfange des dritten Aktes, wo der Zuschauer durch den Tod des Gouverneurs in einige Spannung versetzt wird, thut Don Juan gar nichts mehr, und Faust gibt in seiner Liebe unter. Zu Ende des letzten Aktes aber, wo die beiden in einander laufenden Linien Don Juan und Faust zusammenschlagen, da ermattet das Interesse des Zuschauers gänzlich, denn er sieht in den Thaten der beiden Helden keine positive Nothwendigkeit ihres Unterganges und darum erzwingt ihr Schicksal seine Theilnahme nicht.

Wer wird aber „Don Juan und Faust" deßwegen verwerfen? Ist Göthe's „Faust," weil er nicht aufgeführt werden kann, in unseren Augen geringer? Gewiß nicht. Ein Werk, das wie „Don Juan und Faust" den Leser in eine hohe, ideale Welt führt, ihm die innersten Geheimnisse der Menschenbrust aufdeckt, ihn durch in Massen aufsprühende Witz- und Geistfunken unterhält, kann mit allem Rechte groß genannt werden, und es wäre nur zu wünschen, daß unsere schreibselige Zeit eine, wenn auch nur homöopathische Dosis von Grabbe's Talent einnähme; wir wären dann wenigstens vor allen neuen Stücken a la „Ingwisten" behütet. — „Don Juan und Faust" ging nebenbei gesagt hier spurlos vorüber.

J. Rüthling.

Bretislaw und Jutta.

Drama in fünf Akten von Carl Egon Ebert.

Obwohl dieses Drama nicht neu ist und somit eigentlich gar nicht vor unser Forum gehört, so ist doch andererseits der Umstand zu berücksichtigen, daß „Bretislaw und Jutta" durch einen so langen Zeitraum von der Bühne verschwunden war, und daß der vaterländische Dichter eine zu hervortretende Erscheinung ist, als daß wir ihn mit Stillschweigen übergehen könnten.

Die Handlung wird dem meisten unserer Leser bekannt sein. Sie dreht sich um den Haß des Wetschowre Wratislaw gegen den Premisliden Udalrich und seinen Sohn Bretislaw. Der von altem Familienhasse entflammte Wratislaw sinnt an des Kaiser Konrad's Hofe auf Vernichtung seiner Feinde. Er weiß den Kaiser für sich zu gewinnen, hetzt ihn gegen den böhmischen Herzog, und besonders gegen Bretislaw. Er weiß sich so bei dem Kaiser einzuschmeicheln, daß er ihm die Hand der schönen Jutta verspricht. Diese hat sich aber in den kühnen Bretislaw verliebt. Bretislaw wird mit seinem Gesuche um ihre Hand abgewiesen. Da raubt er sie aus einem Kloster, und entführt sie nach Böhmen, wo sie seine Gemalin wird. Der über diese Frechheit ergrimmte Kaiser Konrad überzieht nun Böhmen mit Krieg. Da will Jutta, die eigentliche Ursache des Krieges, die beiden Partheien vergleichen. Sie kömmt zu ihrem Vater in's kaiserliche Lager, um hier den Streit zu schlichten. Während sie da ist, benützt Breslaw diesen Umstand zu seinen Plänen. Er will den Tod Bretislaw's, um dann von Kaiser Konrad mit Böhmen belehnt zu werden. Wie kann er seinen Zweck besser erreichen, als wenn er an Bretislaw die Nachricht kommen läßt: seine geliebte Jutta sei im kaiserlichen Lager gefangen? Bretislaw wird ganz sicher mit seinem kleinen Häuflein Böhmen in das starke kaiserliche Lager stürmen; daß er zu Grunde gehe, dafür will Breslaw schon sorgen. Indessen wird aber dieses Schreiben aufgefangen, und als Bretislaw in's Lager eindringt, ist der Verrath Breslaw's schon entdeckt und gestraft; Bretislaw und der Kaiser versöhnen sich und Ersterer bleibt im Besitze seines Lehens und seiner geliebten Jutta.

Der als lyrischer und epischer Dichter gefeierte C. E. Ebert lieferte hier eine Dichtung, welche zu tadeln die Kritik nicht unterlassen kann. So warm die begeisterte Vaterlandsliebe sich darin ausspricht; es weht kein ächter dramatischer Geist darin. Nebstdem, daß wir die Hauptsache, eine klar entwickelte Idee vermissen, ist auch noch Bretislaw, der Held, durchaus kein tauglicher Träger eines Stückes; wenigstens so nicht, wie wir ihn vom Dichter hingestellt sehen. Wenn er ein großer Kriegsheld, ein kräftiger Mann, ein kühner Kämpe ist, so stempelt ihn alles dieses doch nicht zum Helden eines Dramas. Ein solcher muß thatkräftig selbst in die Speichen der Handlung greifen; er mag dann in seinem Streben unterliegen oder siegen, er ist immer für seine Sache in's Feld gezogen, und hat sie vor unseren Augen verfochten. Bretislaw thut nichts von allem Diesem. Er ist der Träger des Stückes, und sein ganzes Streben geht blos darnach, Jutta zu erringen, Jutta zu behalten. Kann dies ein Stoff zu einem historischen Drama sein? Man kann diese Frage gewiß nicht bejahend beantworten. — Wenn man überdem bedenkt, daß Breslaw im ganzen Stücke der einzige ist, der eine wahrhaft große That im Sinne führt, so kann man leicht einsehen, daß alle Charaktere jene straffe Haltung entbehren müssen, die wir im „Götz von Berlichingen" so unnachahmlich gezeichnet finden.

Nicht zu verkennen und genug zu loben ist aber die Gluth, mit der der Dichter die Liebe für sein Vaterland an den Tag legt. In jeder darauf bezüglichen Rede sprüht das Feuer einer ungezähmten Kraft, und wir spiegeln uns freudig im Uebilde unserer Ahnen. Es läßt sich leicht denken, daß es dem Stücke unter solchen Umständen an einem glänzenden Erfolge nicht fehlen konnte.

J. Rüthling.

Schach-Aufgabe Nro. 35.

Eingesandt von Herrn J. Bäe in Neubidschow.

Diese Aufgabe ist eine der schönsten und schwersten unter allen, die wir noch lieferten. Weiß soll hier in fünf Zügen matt setzen, hat zwar den Zug aber wahrlich auch nicht die mindeste Aussicht auf einen zweckdienlichen Zug. Was aber, nebst als die Schwierigkeit, diese Aufgabe krönt, das ist die gesunde, kräftige Combination, die aus jedem Zuge spricht und deren Erörterung jedem Schachspieler den wesentlichsten praktischen Nutzen gewähren muß.

Schwarz.

Weiß.

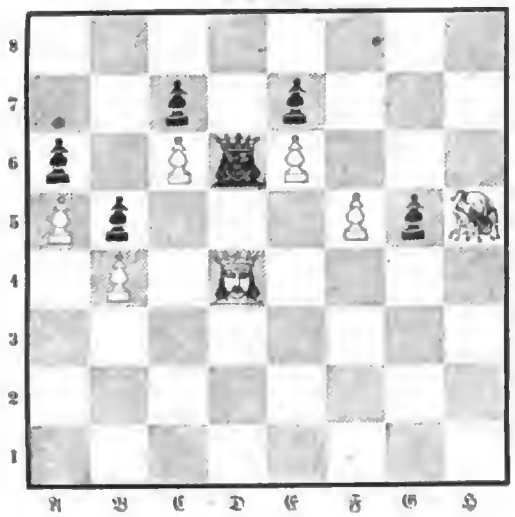
Digitized by Google

Schach-Aufgabe Nro. 36.

Eingesandt von Herrn Nikolo Grimm.

Weiß zieht an und gibt in vier Zügen matt. Das Problem prämirt sich durch seine Einfachheit aus und ist durchaus nicht so schwer als schön.

Schwarz.



Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 37.

Eingesandt von Herrn Carl Mayer in Hainburg.

Unser geistreicher Mitarbeiter liefert hier wieder eine Aufgabe in dem Genre: wer verliert, gewinnt. Weiß hat nämlich den Zug und zwingt Schwarz, Weiß in fünf Zügen matt zu setzen. Die Lösung ist nicht so schwer, als überraschend.

Schwarz.

Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 33.

Weiß.	Schwarz.
Dame von K 3 — E 7.	Hat keinen andern Zug als Roß von E 8 — K 6.
" " E 7 — E 7 †	Thurm von D 8 — D 6.
König von D 2 — D 1.	Roß von K 6 — E 4.
Bauer von K 3 — E 4.	Dame von H 8 — E 7.
Läufer von K 1 — D 4 matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 34.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von D 7 — E 6 †	Thurm von E 5 — D 5; zieht Schwarz den Bauer vor, so ist er früher matt.
Thurm " H 1 — E 1 †	Läufer von G 1 — D 4.
Roß " D 3 — D 2 †	Bauer " E 3 — D 2.*
Bauer " D 2 — D 3 †	König " E 4 — E 5.
Läufer " D 6 — D 7 †	Thurm " D 5 — D 6.
König " E 2 — D 1 †	Läufer kann gehen auf welches Feld er auch wolle.
Thurm gibt auf E 4 matt.	

* Nimmt Schwarz das Roß nicht, so wird es im Verlaufe der Züge gezwungen, es zu nehmen, und das Matt bleibt dasselbe.

Auflösung der in der Schachnovelle „Aus dem Leben eines Schachliebhabers" enthaltenen Endparthie auf zweiundzwanzig Züge.

Die Parthie beginnt, nachdem Weiß seinen Bauer E 4 — D 5 gezogen.

Schwarz.	Weiß.
Roß von H 6 — F 5	Bauer von E 4 — F 5 Schwarz sieht jetzt schleunigst unrettbar auf Matt.
Thurm " F 8 — H 8 †	König von H 7 — H 6.
" " F 6 — H 6 † Schwarz hat mit diesem Thurmzuge seinen Läufer aktiv gemacht und so das Matt verhindert.	
Läufer von E 6 — D 5 um das drohende Schach zu hindern	Bauer " H 5 — H 6.
Dame von D 1 — D 5 † Weiß muß nehmen, sonst ist er auf F 6 matt.	" " E 4 — D 5.
Läufer von H 4 — F 6 † Schwarz muß wieder nehmen.	Dame " E 2 — D 4.
Roß von D 7 — F 6	" " D 4 — F 6 †
" " F 6 — D 7.	Bauer " D 6 — D 7.
" " D 7 — F 6 †	König " H 6 — H 7.
König " F 7 — F 8.	" " H 7 — H 8.
" " F 6 — F 7.	Bauer " D 6 — D 8.
Roß " F 6 — D 7.	" " D 8 — D 7.
" " D 7 — F 6 †	König " H 8 — G 7.
König " F 7 — F 8.	" " H 7 — H 8.
" " F 8 — F 7.	Bauer " F 3 — F 4.
" " F 7 — F 8.	" " H 3 — H 4.
" " F 8 — F 7.	" " H 4 — H 5.
" " F 7 — F 8.	" " H 6 — H 7.
Roß " F 6 — H 5.	" " H 5 — D 6.
" " H 3 — F 4.	" " F 5 — F 6.
" " F 4 — G 6 matt.	" " F 6 — F 7.

Brief-Portefeuille.

Hrn. M . . . el. Ihre Novelle ist aus mehreren Rücksichten für uns unbrauchbar.

Hrn. Sa . . . nd. Ihre Schachaufgabe haben wir erhalten, finden aber ein bedeutendes Versehen darin. Es ist nämlich das Matt in drei Zügen gar nicht zu bewerkstelligen. Denn wenn das schwarze Roß von E 3 auf D 1 Schach gibt, so geht der weiße König von K 2 auf E 4 und zieht jetzt das Roß mit dem dritten Zuge von E 3 auf G 2, um Matt zu geben, entweicht der Schwarze auf das unbesetzte Feld K 1. Wir erwarten mit Vergnügen eine sorgfältiger geprüfte Aufgabe.

Hrn. A. K—ni. Wir erfinden um eine Adresse, um Ihnen die Antwort auf Ihr letztes Schreiben zukommen zu können.

Hrn. J. D—fa. Ihr Versuch stand bereits in anderen Blättern; es thut uns also leid, ihn nicht aufnehmen zu können.

Hrn. E. D . . . fa. Wir werden das uns Gesandte aufnehmen und bitten um weitere Beiträge.

Hrn. Carl M . . . r in S . . . g. Ueber den uns zugekommenen Einwurf, daß Ihre Aufgabe durch eine Aenderung verdorben worden sei, können wir uns auf eine erfreuliche Weise trösterklären. Sie bemerken nämlich: auf H 3 müsse ein weißer Bauer stehen, sonst hätte der weiße König einen Zug auf H 3. Es ist aber dem nicht so, denn der weiße Läufer von K 1 stellt sich schon früher auf H 3 — wie es auch unsere Auflösung sagt — und der schwarze gibt daher matte in 7 Zügen ein gezwungenes Matt. Diese Aufgabe fand übrigens ungetheilten Beifall und wir ersuchen nur recht bald um eine ähnliche.

Hrn. Je. Gr . . . n. Bei der uns mitgetheilten Aufgabe in sechs Zügen ergibt sich der Umstand, daß man schon in 4 Zügen matt geben kann und zwar wie folgt:

Weiße Dame von K 2 — K 4 †	Schwarzer König von E 6 — E 5.*
" Bauer " B 3 — B 4 †	dette " E 5 — E 4.
" dto. " B 4 — B 5 †	dette " E 4 — E 3.
" Dame " K 4 — B 4 matt.	

Wir konnten also diese Aufgabe nicht mittheilen und erhalten uns eine andere zum Ersatz. Sie haben jedenfalls eine viel schwerere Arbeit, als Ihr Herr Bruder, denn die vielen Steine machen Einem gar oft ein L für ein U.

Hrn. J. B. in N . . . Ihre Aufgabe Nro. 33 im vorigen Hefte mußte von Seiten zweier Abonnenten, der Herren Fr. und N. Grimm eine scharfe Kritik aufhalten. Sie fanden nämlich sehr scharfsinnig, daß das Matt auf mehrere Arten zu bewerkstelligen sei und dieser Umstand raubte der Aufgabe einen bedeutenden Theil ihrer Schönheit. Sie haben dieses Versehen durch Ihre diesmalige Aufgabe glänzend gut gemacht und unsere Schachfreunde haben somit eine erfreuliche Genugthuung

Auflösung der Scherzcharade im vorigen Hefte:

Wirthschafterath.

Digitized by Google

Zur schönen Wienerin.

Lebensbild von Julius Krebs.

Sieh' doch, mein Freund, wie glücklich ich bin! welche neue reizende Façon, welche einfache und doch sinnvolle Garnitur! rief die eintretende schöne Josephine ihrem Gatten entgegen, indem sie vor den Spiegel eilte, und den eben gekauften Damenhut wohlgefällig betrachtete. — Und gar nicht theuer ist der liebe Hut. Blos vierzig Gulden Münze!

Das ist zu solchem Preise der dritte seit drei Wochen! flüsterte der Ehemann seufzend einem Freunde zu, den er zum Mittagsmahle geladen.

In der That, die gnädige Frau besitzt den feinsten Geschmack in ganz Wien, bemerkte Herr von Garda, ein Mailänder von Geburt und eine Art Cavaliere servente, der ihr gefolgt war. — Als wir jetzt über den Graben gingen, flogen alle männlichen Blicke bewundernd, alle weiblichen neidisch nach dem neuesten Schmucke dieses schönsten Hauptes.

Die Dame warf dem Cavaliere einen verbindlichen Blick zu, stellte ihn dem Freunde ihres Gatten vor und wandte sich nun erwartungsvoll zu diesem selbst. — Nun, Franz, kein Wort der Theilnahme an meiner kleinen Tagesseligkeit, keines des Beifalls, der Freude über meinen Geschmack? fragte sie, und fügte sogleich unmuthig hinzu: Ein Ehemann und besonders ein Kaufmann, wie du, ist doch eine tägliche klägliche Rechenmaschine. Ich wette, du denkst bei dem Hute nur an die elenden vierzig Gulden, die er kostet.

Nicht doch, bezütigte Herr Solmsberg; — allein ich bin ein Wenig verstimmt. Du weißt, daß ich heute meinen alten redlichen Freund hier, Herrn Doktor Braun, zu uns geladen, und wir warten schon seit einer Stunde, wahrscheinlich des allerliebsten Hutes wegen, auf —

Auf die Suppe! fiel Josephine mit höhnendem Zorne ein, und fuhr dann gemessen fort: Ich hätte wirklich mehr zarte Rücksicht von Ihnen, mein Herr, erwartet, als daß ich einen solchen Vorwurf zu hören befürchtete. Was indeß Herrn von Braun betrifft, so rechne ich auf seine Galanterie und daher auf die Mißbilligung einer solchen reprochirenden Unart.

Anmuthsvoll sich gegen Braun verneigend, tänzelte sie in ihr anstoßendes Boudoir, und Herr von Garda schlüpfte hinterdrein.

Die lieben Heiligen wissen, wie das enden soll! jammerte halblaut Solmsberg, Brauns Hand ergreifend. — Freund, Bruder, rathe mir, was soll ich machen? Noch stehe ich auf festen Füßen; allein ich fühle, wie der Boden unter mir zu wanken beginnt, und wahrlich, er müßte von gediegenen Silberrubin sein, wenn er bei der unsinnigen Verschwendung dieses Weibes noch lange einen sichern Tritt gestattete. Gestern raffte ich mühsam die fünfhundert Gulden vierteljährlicher Ladenmiethe zusammen, da wurden mir von der Modistin, dem Schnittwaarenhändler, Juwelier, Friseur, Schneider, Portrait- und Zimmermaler binnen zwei Stunden Rechnungen von achthundert Gulden vorgelegt, welche meine holde Gattin in dem vergangenen Vierteljahre für ihre Bedürfnisse hatte aufkaufen lassen. So kann, so darf es nicht fortgehen, wenn ich nicht in Jahresfrist ruinirt sein soll.

So sei ein Mann, und gebiete kräftig auf jede Weise dem Unwesen Einhalt! sagte achselzuckend der Freund.

Ich bin ein Mann, Rudolf; ich habe es weder an Bitten, noch an ernsten Vorstellungen fehlen lassen, und die Folge war und ist noch ein durch jede kleine weibliche Bosheit verbittertes Leben. Soll ich es nun auf's Äußerste kommen lassen?

Allerdings, wenn du nicht selbst zuletzt das Opfer deiner traurigen Geldheirath werden willst! entschied Braun.

Ich hoffte bisher immer noch, Josephine werde ihre heillose Prunksucht wenigstens auf einen bestimmten Aufwand beschränken, der sich in unsern Verhältnissen bestreiten ließe, wenn auch für unsere Tochter Nichts erspart würde. Aber seit den sieben Jahren unserer Ehe steigerten sich ihre persönlichen Bedürfnisse so außerordentlich, daß von ihrem eingebrachten Kapitale kaum ein Sechstheil noch vorhanden ist. Gleichwohl wird sie, wenn ich ihr die Scheidung vorschlage, ihr Vermögen unverkürzt zurück verlangen.

Es wird sich zu der Restitution Rath schaffen lassen, und du bist ein an Ehre und Existenz geretteter Mann; denn der Elende, der sich so rücksichtslos zu ihr begiebt, wie eben jetzt, gereicht deinem Eheverhältnisse wahrhaftig nicht zur Ehre.

Du hast Recht, die Unverschämtheit ist augenfällig, erklärte der ermuthigte Solmsberg. — Josephine nennt Herrn von Garda ihren Cavalier, wie ihn in Italien jede Dame von Rang und Reichthum ihrer Ehre unbeschadet um sich sehen könne, und sucht einen Ruhm darin, sich als die Erste über das Vorurtheil zu erheben und diese italienische Sitte in Wien eingeführt zu haben.

Braun drückte stumm seine Mißbilligung aus, und Solmsberg, der nur seine kaufmännische Existenz im Auge hatte, fuhr fort: Wenn du mich durch die Anleihe eines Capitals von zwanzigtausend Gulden zur Herausgabe des Vermögens meiner Frau in den Stand setzen

Digitized by Google

kannst, so bin ich zu einem entscheidenden und scheidenden Schritte entschlossen.

Ich hoffe es zu können, antwortete Braun.

Der eintretende Diener bat, sich zu Tische zu verfügen, und das im Flüstertone geführte Gespräch hatte ein Ende.

Die reiche Mahlzeit ging ziemlich schweigsam vorüber. Weder Selmsberg noch seine Gattin verstanden es, den Gästen die raffinirtesten materiellen Genüsse auch geistig zu würzen; überdies lähmte die Spannung des Ehepaars jede anmuthige Regsamkeit, und nur Garda war unerschöpflich in abgerissenen faden Huldigungen gegen Josephinen. Bald nachdem der Kaffee das langweilige Diner beschlossen hatte, entfernte sich Doktor Braun, und auch Garda bat die Hausherrin um Urlaub für eine dringende Reise nach Baden, welcher ihm gestattet wurde.

Eine bange Stille herrschte, als Selmsberg und Josephine allein waren. Er stützte gedankenvoll den Kopf in die Hand; sie dagegen warf sich in's Sofa, und nahm die Modenzeitung zur Hand. Sichtbar kochte indeß ein Verdruß in ihr auf; sie schleuderte das Journal in eine Ecke, und trat vor den Ehegatten mit ziemlich entschlossener Stirn.

Dein gepriesener Doktor behagt mir schlecht, Selmsberg! begann sie. — Ich freue mich gern des Lebens, besonders bei Tische; aber zur Freude gehört die Jugend, wenigstens ein jugendlicher Geist, den man vergebens in den gelben, schlaffen und düstern Zügen Brauns suchen mag. Die ganze Erscheinung der hohen hagern Gestalt mit dem plattgedrückten Kopfe zwischen den schmalen Schultern, seine irren Blicke aus den schwarzen Augen und die erdrückende Schweigsamkeit, machen mir Mißbehagen, wo nicht Unheimlichkeit. Zu dem ist er gar zu wenig ein Mann von Façon, wie ich ihn selbst im reifern Alter gern sehen mag. Ich vermisse ungern geschmeidiges Haar, wo die Natur nur eine Art Borsten verliehen hat, wie diesem Doktor der Rechte, ungern ein feines Gewand und diejenige Sorgsamkeit für eine wohlgefällige äußere Erscheinung, wie man sie einem Hause, gleich dem unsrigen, und dem Anstande überhaupt schuldig ist.

Selmsberg hatte ihr das Gesicht mit kalter Aufmerksamkeit zugewandt, ohne eine Miene zu verziehen. Längst war ihm die Abhängigkeit von der eitlen hochfahrenden Frau unerträglich erschienen; längst hatte er insgeheim den Irrthum bejammert, mit einem mäßigen Heirathsgute zu selbstständiger Existenz auch sogleich ein wahrhaft bürgerliches Glück errungen zu haben, und die Möglichkeit, nach Braun's eröffneten Aussichten diesen Irrthum zu verbessern, ließ ihn den Angriff Josephinens auf den Freund willkommen heißen. — Ich kann dich nicht zwingen, Geschmack an meinen Freuden zu finden, sagte er; — allein du mußt mir dies eben so wenig bei den deinigen zumuthen. Signor Garda zum Beispiel hat hier seit einiger Zeit eine Rolle, welche ich schon um meiner Ehre willen nicht länger dulden kann. Außerdem ist es klar, daß deine Verschwendung, welche unsern Ruin nicht allzu fern lassen wird, seit seiner Bekanntschaft erst alles Maß überschritten hat.

Alles Maß? wiederholte Josephine, wie aus den Wolken fallend, denn eine entscheidende Sprache hatte sie von dem Gatten noch nicht gehört. — Worin besteht denn überhaupt das Maß für meine geringen Lebensbedürfnisse? Sie erinnern sich doch, mein Herr! daß ich Ihnen ein recht artiges Capital —

Zwanzigtausend Gulden mitgebracht habe, fiel Selmsberg ein. — Ganz recht; da Sie aber den jährlichen Betrag der Interessen dreifach verbrauchen —

Sie vergessen, daß wir ein Kind haben! unterbrach ihn Josephine mit erhöhter Bitterkeit.

„Dies sechsjährige Kind dient Ihnen nur als Luxusgegenstand, um das kostbarste Spielwerk vor ihm aufzuhäufen, unnöthige Dienstleute und die theuersten Lehrer, deren es noch gar nicht bedarf, in's Haus zu ziehen. Kurz, Ihre ganze häusliche und persönliche Einrichtung ist die einer Dame, welche so viel, als Ihr ganzes Vermögen beträgt, an jährlichen Renten zu verzehren hat.

Der Unmuth der Verschwenderin hatte den höchsten Grad erstiegen. Sie rang nach einem Entschlusse, um aus dieser nie geahneten Beschämung großartig hervorzugehen, und bald war er gefaßt. — Ist's Ihnen recht, mein Herr! so richten wir uns künftig in getrennter Lebensweise ein. Sie zahlen mein Vermögen heraus —

Mit Vergnügen werd' ich dazu Rath schaffen, wie schwer Sie mir dies auch gemacht haben, versicherte Selmsberg aufstehend.

Diese trockene Erklärung hatte die Zornige nicht erwartet, weil sie es für unmöglich hielt. Sie biß sich in die Lippen, und sagte nur noch: Treffen Sie also Anstalten zu unserer Scheidung. Ich willige in Alles, sobald ich meine Ausstaffirung und mein baares Vermögen zurückerhalte. — Damit verließ sie ihn, und der Bruch der beiden Eheleute war entschieden. Selmsberg eilte zu seinem Freunde.

Doktor Braun, ein Galizier von deutscher Abkunft, saß indeß sinnend in seinem Kabinet. Er hatte erst seit Kurzem seine Advokatenpraxis in Wien begonnen, und hier seinen alten Freund Selmsberg wiedergefunden, der ihm einst in Lemberg, ungeachtet der eigenen Mittellosigkeit in seinen damaligen untergeordneten Verhältnissen, einen vertrauensvollen wesentlichen Dienst mit einem bedeutenden Gelddarschusse erwies, wodurch ihm der Beginn seiner juristischen Laufbahn möglich wurde. Beider Charaktere waren sehr verschieden. Braun besaß vielen Geist, eine ideale Lebensauffassung, wie die Trockenheit des juristischen Studiums und der Praxis zu entwickeln pflegen. Selmsberg dagegen war Kaufmann durch und durch, eine vollkommen praktische Natur, welche sich mit ihren Ideen nie über die materielle Lebensseite hinausverirrte. Aber er hatte ein reiches Gemüth, und darin begegneten sich sympathetisch die beiden Männer, während Josephinens Herzlosigkeit den wackern Ehegatten abstieß. Bei der Heirath mit ihr hatte er die kaufmännische Berechnung über das verlangende Herz gestellt, und büßte mit dessen trostleser Oede dafür, daß er sich die Möglichkeit des nun hereingebrochenen Zerwürfnisses hinwegleugnete.

Braun übersah mit tiefbewegter Seele die Lage des braven Mannes, dessen Heirath er schon in Lemberg bedauerte, indem er von Josephinens Einflusse auf sein eigenes Schicksal den Schluß auf Selmsbergs Loos machte. Bei einem Besuche in Lemberg hatte sie von, mehr aus Leichtsinn als boshafter Arglist, ein beglückendes Verhältniß zerstört, in welchem sein Neffe Leopold Hornig, ein angehender Arzt, mit einem geliebten schönen und begüterten Mädchen stand. Die Folgen davon waren bedeutender, als Braun geahnet hätte, und trafen ihn so unmittelbar und schmerzlich, als wäre Leopold sein eigener Sohn gewesen. Als solchen liebte er um so stärker den hoffnungsvollen jungen Mann, da er der letzte ihm bekannte Sprößling seiner Familie war. Noch einer traurigen Erfahrung blieb er selbst unvermählt, wande all sein Streben und sein reiches Herz dem Sohne der frühverstorbenen Schwester zu, den er unter herben Entbehrungen erzogen hatte, und sah den Mittel- und Brennpunkt des eigenen Glückes in dem von den schönsten Aussichten umgebenen Verhältnisse seines Leopolds mit Marianna. Da kroch mit Josephinens Dazwischentreten die giftige Schlange unter diese Liebesrosen. Die eitle und stolze Seele hatte sich von dem jungen Manne beleidigt geglaubt, was sie bestimmte, zu einem Truggewebe, welches durch die Gelegenheit angeknüpft und mit geschickter Benützung späterer Umstände erfolgreich ausgesponnen wurde, den Faden zu leihen.

Der verkannte Leopold lernte erst nach Josephinens Abreise die zweifellose Urheberin seines Unglücks kennen. Es war nun zu spät zu ihrer Entlarvung, seine einfachen Unschuldsbetheurungen aber fanden bei dem scheinbar unwiderleglichen Sachverhältnisse seiner Schuld nur verschlossene Ohren. Hat erst die Verleumdung nur mit einem Tropfen die Seele wirksam vergiftet, dann werden auch die sonnenhellsten besten Thaten des Angeklagten vor dem umflorten Auge des Mißtrauens zu fratzenhaften unheimlichen Nebelgestalten, welche einen Abgrund zu verbergen scheinen. — Leopold war eine jener excentrischen Naturen, welche eines gewaltigen moralischen Umsturzes fähig sind, sobald ihr innerstes Heiligthum so tief verletzt wird, wie es bei ihm geschah. Aus dem fleißigen und sittenstrengen jungen Manne, der den Zielpunkt

Digitized by Google

seines Strebens plötzlich verschwunden und seinen Werth schmählich befleckt sah, ward erst ein träumerischer Tagedieb, dann ein Wüstling und Trunkenbold, der am Tage in Kaffeehäusern, des Abends in niedrigen Kneipen zu finden war, und Mitleid und Langmuth des Oheims erschöpfte. Als dieser endlich seine Hand von ihm abzog, versank er noch tiefer in den Schlamm der Gemeinheit, ging, mit Hinterlassung einer Menge Schulden, als Spieler und Abenteurer mit einem Griechen nach Wien, und von da nach Triest und Athen, wie der tiefbetrübte Oheim später durch eine dunkle Nachricht erfuhr. Leopold selbst ließ nie wieder Etwas von sich hören.

So hatte der Unglückliche die Verleumdung Josephinens gerechtfertigt, welche ihn vor der Braut eines ehr- und sittenlosen Wandels anklagte; so war die nichtswürdige Erdichtung seiner Schuld zur Ursache ihrer Verwirklichung geworden. — Gewiß nicht selten ist ein ähnlicher Maßstab an ähnliche Versunkenheit zu legen. Es liegt für gutartige aber schwache Naturen oft ein dämonischer Reiz darin, die nach einem unglücklichen Scheine verdammende öffentliche Meinung hinterher durch die verderblichste Wirklichkeit zu begründen.

In Wien sah jetzt Braun dasselbe Weib wieder, durch dessen verächtliches Getreibe zwei glückliche Herzen getrennt wurden, und ein edler männlicher Charakter, weil sein innerstes Heiligthum verrathen war, verzweiflungsvoll dem Laster in die Arme sank. Er sah Josephinen nun als die Gattin eines geistig beschränkten, aber wackern Mannes, dem er so großen Dank schuldig war, diesen in ein vielleicht ähnliches Verderben wie seinen Neffen ziehen, wenn hier die moralische Kraft nicht größer war. Die Rettung Solmsbergs und zugleich die Bestrafung seiner Frau schienen ihm hier den der Vorsehung zur Pflicht überwiesen, und beide Zwecke wurden durch die Scheidung der Ehegatten erreicht. Wenn er den Freund in den Stand setzte, gegen mäßige Zinsen das in seiner Handlung angelegte Vermögen seiner Frau zurückzuzahlen, so gab er ihm zugleich häusliche Ruhe, neuen Muth und damit die Wiegschaft einer sichern Existenz zurück. Die leichtsinnige üppige Josephine dagegen war schon dem elterlichen Hause her nicht gewöhnt an kluge Berechnung und Verwaltung. Ihr dem Gatten zugebrachtes Vermögen war nur der Überrest eines großen und im Luxus untergegangenen Reichthums ihres Vaters, der eben starb, als sie Solmsbergs Bekanntschaft machte, und offenbar wurden nur durch die Heirath mit diesem die letzten zwanzigtausend Gulden der dem Strudel der Verschwendung gerettet, dem durch den Leichtsinn der Mutter und Tochter schon so Viel verfallen war. Josephine hatte das Geld nie schätzen lernen; ihr Kapital schien ihr ein unerschöpflicher Mammon, und es war vorauszusehen, wie bald er unter ihren Händen schwinden, und sie dann der Dürftigkeit, die sie bis jetzt noch nie kennen gelernt, zu herber Lehre verfallen sein werde.

Das war dann die Rache Braun's, welche die Leichtsinnige an sich selbst vollzog. — Es gelang ihm binnen einigen Tagen, das nöthige Kapital für Solmsberg herbeizuschaffen; die Ehescheidung wurde eifrig betrieben, und Josephine sah sich bald mit ihrem Kinde als Herrin in eigener prunkvoller Wohnung, befreit von allen beschränkenden Rücksichten für ihre Launen und Genüsse, ganz dem neuen süßen Gefühle unbedingter Selbständigkeit hingegeben.

Es war an einem schönen Junimorgen, als die Geschiedene mit ihrer kleinen sechsjährigen Tochter Klara durch das Volksgewühl der Hauptstadt Wien nach dem Platze zum Steck im Eisen wandelte, wo das Putzgewölb „zur schönen Wienerin" gar viele Damen herbeilockte, um an der dort ausgestellten eleganten Modepuppe sich Rath für den nächsten Sonntagsputz zu holen. Auch Josephine blieb vor der lehrreichen Wachsfigur stehen, und prüfte mit Kennerblicken die Einzelheiten des Anzugs, der für die nächste Zeit dem öffentlichen weiblichen Geschmacke als Richtschnur dienen sollte. Viele verlangende männliche Blicke hafteten an ihrer reifern schwellenden Schönheit, mit dem reichen schwarzen Haare unter dem feinen Strohhute, mit den dunkeln glühenden Augen, dem schönen frischen Gesicht und der süßen Wellenlinie der üppigen Gestalt, welche an Geschmack und Reichthum der Kleidung jenen feinen Takt offenbarte, der den Wienerinen eigen ist, während so beünette Reize, wie Josephinens, schon Italien entlehnt zu sein scheinen. Unter den Vorübergehenden theilten weibliche Augen ihre Aufmerksamkeit zwischen dem lieblichen, ideal gekleideten Kinde und der anziehenden Erscheinung der Mutter, welche gar wohl die verschiedenen Huldigungen der Vorübergehenden für sich und Klara wahrnahm, wie vertieft sie auch in das Studium der neuesten Modefigur schien.

Sie benutzte Klärchens Freude an der Puppe im Weitergehen zu einem Anlasse, ihr die Wichtigkeit eines reizenden Anzuges einzuprägen, und das Kind schien höchst erbaut von den mütterlichen Lehren. — Merk es dir also, mein kleiner Engel! war der Schluß derselben, — daß die Leute dich so beurtheilen, wie du dich ihnen äußerlich zeigst, und daß kein Opfer zu groß ist, um den Vortheil einer angenehmen Erscheinung zu retten. Nicht wie du handelst, sondern wie es erzählt wird, bestimmt deinen Werth, und am tugendhaftesten ist, wer am glücklichsten einen ihm günstigen Schein festzuhalten versteht.

Josephine machte mit solcher Fassung der Lehre wohl eigentlich mehr sich selbst ihr Lebensprincip klar, als sie sich den der Tochter verstanden hoffte. Wenn aber auch das ungewöhnlich scharfe Begriffsvermögen des Kindes zum tiefern Verständnisse dieser trefflichen Lehre nicht ausreichte, so hatte es doch das Wesentliche derselben als festbleibende Gedächtnißsache aufgefaßt. Als die Mutter von ihrem verrichteten Gange nach Hause kehren wollte, verlangte Klärchen mit dem Ungestüm eines verzogenen Kindes wieder zu der schönen Puppe geführet zu werden, und konnte sich an der Figur nicht satt sehen, als sie zum zweiten Male vor ihr stand.

Während sie die Mutter um nähere Erklärungen der vorhin empfangenen Lehre quälte, trat plötzlich ehrfurchtsvoll grüßend Garda vor diese, und benutzte den Ort der Begegnung sogleich zu einem Complimente. — Hier also find' ich Sie, vor dem stummen Geschmacksorakel der Wienerinen! sprach er. — Sie indeß huldigen ihm wohl sicher nicht, da Sie ja selbst, wenigstens in meinen Augen, die eigentliche Geschmacksgöttin der Kaiserstadt sind. Die Modistin hier sollte sich stets bei Ihnen Raths erholen wegen der neuesten Dekoration ihrer Puppe, und auf ihr Gewölbschild schreiben lassen: „Zur schönen Josephine!"

Die doppelt Geschmeichelte nahm die fade Huldigung mit einer Miene auf, als wäre es ein schuldiger Tribut, und versetzte in ganz ernstlich strafendem Tone: Sie haben Ihren letzten Urlaub zur Reise nach Baden eigenmächtig ein Wenig sehr weit ausgedehnt, mein Herr, und darüber hier wichtige Dinge versäumt.

Wär' es möglich! rief der Fant. — Ich wäre untröstlich, wenn Etwas geschah, wobei Sie vielleicht meiner Dienste, oder wenigstens meines Raths bedurft hätten. Ich war nicht nur in Baden, sondern sogar in Triest und Venedig, durch Umstände veranlaßt, welche Sie gewiß als dringend erkennen werden. Doch jetzt vor allen Dingen beschwör' ich Sie —

Gleich nach Ihrem Abschiede hatte ich mit meinem ökonomischen Gemal einen Streit, dessen Folge war, daß wir jetzt von einander getrennt leben! erklärte Josephine. — Er mußte mir mein Eigenthum an Mobiliar, Utensilien und baarem Vermögen herausgeben, und ich sehe Ihrem Rathe entgegen, wie sich das Letztere am vortheilhaftesten wird placiren lassen.

Ein heimtückischer Freudestrahl schoß über Garda's Gesicht, und er rief: Gesegnet sei diese Stelle, auf der ich von Ihnen, meine angebetete Gnädige, die himmlische Nachricht empfing! Doch lassen Sie uns aus dem Gewühl zu nähern Erörterungen eilen.

Damit richtete er Josephinen den Arm, und sie wandelten den lebenbewegten Graben hinab nach ihrer Wohnung am hohen Markt. Hier hörte Garda mit unendlichem Vergnügen die nähern Umstände der Scheidung, welche so unverhofft jede Beschränkung zwischen ihm und der eiteln leichtgläubigen Frau niederriß, die er nun als sein rettungsloses Opfer betrachtete.

Ich habe es immer bedauert, daß Sie, eine so vollkommene Frau

Digitized by Google

den Körper und Geist, einer so gewöhnlichen Krämerseele als Gattin angehörten, sagte er. — Es hatte Selmsberg bei der Heirath nur Ihr Geld im Auge, und würde nie einen andern Maßstab, als den Betrag ihres Vermögens, an Ihren Werth zu legen gelernt haben. Wäre Ihre Ehe nicht unauflöslich vor dem Tode, vielleicht würden Sie mein Flehen um Ihre Hand erhören, und den seligsten Sterblichen aus mir machen. So aber gestatten Sie wenigstens bei der wiedererlangten persönlichen Freiheit, mit der Sie Ihr Vermögen nun in heiterem Glanze und ungestörter Lust genießen können, daß ich Ihnen bis zum letzten Athemzug meine treuen Dienste weihe.

Mit vieler Grazie machte Garda bei diesen Worten Gebrauch von dem abgenutzten Theatercoup eines Fußfalles. Seine Göttin reichte ihm gnädig lächelnd die Hand zum Kusse, und winkte ihn dann zu sich auf's Sopha. Sie war nicht unempfindlich gegen den schönen, gewandten und doch so demüthigen Mann, den echten modernen Ritter, wie sie ihn, nach ihren Begriffen von Männertugend, für sich, als die Repräsentantin von Schönheit und Geschmack, in Anspruch nahm, da das Hälsebrechen für die Herzensdame nicht mehr Sitte ist. Garda's kräftige Gestalt, sein dunkles, mehr keckes als kühnes Auge und die ganze entschlossene Haltung paßten übrigens schlecht zu der katzenhaften Rolle, welche er sich hier aufnöthigte, und nur eine so verschrobene geistige Sehkraft, wie Josephinens, konnte den scheuen Blick und krummen Rücken für natürliche Zeichen der Ehrfurcht vor ihrer Person halten und in solcher Maske einen Mann noch liebenswerth finden. Mit vorsichtiger Gewandtheit benutzte Garda ihre nachgiebige Stimmung, zum Tempel ihrer gewährender Gunst rasch eine Stufe nach der andern zu ersteigen, und bald hatte er die letzte süßeste Frucht seines Ritterthums errungen.

Die folgenden ruhigern Stunden wurden mit der Berathung ausgefüllt, wie Josephinens Vermögen zu dem größtmöglichen Zinsenertrage gefahrlos angewandt werden könne. Garde verbreitete sich nun auf dem Wuchergebiete mit vieler scharfsinniger Geschäftskenntniß. Er setzte der Herrin auseinander, welche Vortheile eine so bedeutende Residenz, wie Wien, in kluger Benutzung des Wechselverkehrs gewähre, wie dem größten Reichthume hier der größte augenblickliche Geldmangel die Hand reiche, und eine Menge Umstände und Zustände, die nicht leicht anderswo so vorhanden wären, wie in diesem deutschen Paris, von dem Eingeweiheten nur fortgesetzte Aufmerksamkeit und die jeder Neugestaltung entsprechende Combination verlangten, um für den Speculanten zu einer unerschöpflichen reichen Geldquelle zu werden. Er verhehlte nicht, daß bei einem kühnen Geschäftsverfahren auch einzelne Verluste nicht ausbleiben könnten; sie würden aber gegen die reichen Früchte, welche seine auf locale Verhältniß- und Personalkenntniß begründete Maxime sicher verspreche, nicht in Betracht kommen.

Josephine begriff, daß die herkömmlichen und gesetzlich sichern Zinsen ihres Kapitals nur für ein beschränktes mäßiges Leben ausreichen, die Angriffe auf das Kapital aber nicht nur die Zinsen schwächer, sondern dieses selbst vernichten würden, wenn es nicht zum Mittel ungewöhnlicher Speculationen benutzt werden könnte. Sie fühlte nicht das Verächtliche des Wuchers, kannte auch nicht das Strafwürdige desselben, sondern wünschte sich Glück zu dem erfahrenen wohlmeinenden Rathgeber und Geschäftsführer, der ihr noch am selben Abende den wohlfeilen Ankauf eines Wechsels vorschlug.

Es ist mir lieb, Ihnen so schnell eine Probe meiner Geschäftskenntniß geben zu können, sagte er. — Sie bezahlen diesen Wechsel auf zwei hundert Gulden mit der Hälfte, theils weil er aus augenblicklicher Geldnoth verschleudert wird, theils weil man den Aussteller, der kurz vor der Verfallzeit von Wien abwesend ist, bei der Unbekanntschaft mit seinen Verhältnissen nicht für sicher hält. Er ist aber der Sohn eines sehr wackern Kaufmannes in Triest, der den Wechsel jedenfalls sogleich einlösen wird; ich bürge Ihnen dafür.

Josephine ging auf den Vorschlag ein, und wirklich zahlte Garda ihr mit dem nächsten Posttage von Triest die Valuta richtig aus. So geschah es auch bald darauf bei einigen andern Wechsel- und Darlehnsgeschäften, welche einen Gewinn von fünfzig bis hundert Procent abwarfen. Die vergnügungs- und daher geldsüchtige Thörin wurde dadurch so sicher gemacht, daß sie einen kleinen Verlust nicht achtete, der von dem feinen Betrüger nun eingeschoben wurde, um sie an die Möglichkeit verfehlter Speculationen zu gewöhnen, und ihrer planmäßigen Beraubung das Gepräge eines natürlichen Wechselverlaufs der Dinge zu geben. Sie wagte schon fünfhundert Gulden, gleich darauf tausend bei dem unsichern Spiele, und gewann an beiden Posten achthundert, wobei der nach einigen Wochen wieder folgende Verlust von fünfzig Gulden leicht zu verschmerzen war. Bei allen diesen Operationen erschien Garda immer in dem uneigennützigsten Charakter, nie in Geldnoth. Er war und blieb der galanteste Cavalier und zuverlässigste Geschäftsträger, den eine Dame in Josephinens Verhältnissen nur wünschen konnte.

Indeß bereitete er ihr vorsichtig jetzt härtere Schicksalsschläge vor, während die erwucherten Summen in dem genußreichen Wien so leicht zerrannen als gewonnen waren. Bald nacheinander wurden in einigen bedeutenden Geschäften zusammen fünftausend Gulden verloren. Josephine stutzte; es war der vierte Theil ihres Vermögens, welches ihr eine so schöne unabhängige Existenz sicherte. Garda schien trostlos, brachte ihr ein neues Geschäft in Vorschlag, welches hundert Gulden abwarf; allein er vollendete nach einigen Wochen die erste Hälfte ihres Vermögensruins mit einer angeblich verunglückten Börsenspeculation von fünftausend Gulden. Die Betrogene traute ihm unbedingt; er erhielt das Geld, und sie begnügte sich mit seinen Ausschlüssen und Klagen, mit den Papieren, wodurch er seine wider alle Wahrscheinlichkeit falsche Berechnung bewies.

Mit freudestrahlendem Gesicht führte Garda eines Tages einen polnischen Grafen ein, von dem er ihr große augenblickliche Geldverlegenheit und mit deren Abhilfe ein zu hoffendes großartiges Geschäft vorher verkündigt hatte. Mit der Bekanntschaft dieses Mannes begann in dem Leben der Verschwenderin eine neue Epoche. Schon am andern Tage nach der Anleihe löste Graf Kulkewski, da er unerwartet zu Geld gelangt war, bei Josephinen seinen Wechsel von bedeutendem Betrage ein, wobei sie wieder eine namhafte Summe gewann. Indeß lernte sie von ihm das Spiel, fand Geschmack daran, und diese Hyäne der menschlichen Leidenschaften errang früh genug den schleichenden nächtlichen Sieg über den letzten Haltpunkt der Ehre und Existenz des gedankenlosen Weibes. In noch nicht drei Monaten war erfüllt, was Braun vorausgesehen hatte. Ihr Vermögen war die Beute seiner Betrügerei geworden, und sie, welche Nichts konnte und wollte, als genießen, zur Erwerbung der Mittel dazu auf ähnliche ehrlose Industrie angewiesen.

Braun erfuhr, daß allnächtlich bei zahlreicher sehr zweideutiger Gesellschaft in Josephinens Quartiere nicht nur Bank gehalten, sondern auch andere gesetz- und lichtscheue Zwecke befriedigt würden. Schon war auf dieses Treiben die Polizei durch den Hausherrn aufmerksam gemacht worden; allein wenn auch in diesem Hause der Sündendienst ausgerottet wurde, so war zu erwarten, daß er sich bald anderswo in der großen Stadt wieder einen heimlichen Tempel verschaffen werde. Unter diesen Umständen drang Braun in Selmsberg, sein Vaterrecht geltend zu machen, und sein Kind sobald als möglich dem verderblichen Beispiele der Mutter zu entziehen. Er unterstützte mit Rath und That die Reclamation, welche die Behörde bald als begründet erkannte, und Josephinen die Tochter an den Vater auszuliefern befahl. Sie widersetzte sich anfangs, gab aber bald mit dem ihr eigenen verächtlichen Leichtsinne nach, der auch der Mutterliebe letzten Funken erstickte, und ihr das Kind nur unbequem erscheinen ließ. Bei der Untersuchung der Verhältnisse ergab sich, daß Garda, der früh genug der entscheidenden Katastrophe zu entgehen wußte, keineswegs Cavalier, sondern ein ehemaliger Kaufmann aus Mailand und längst als gefährlicher Abenteurer berüchtigt war. Eine ähnliche Bewandtniß hatte es mit dem Grafen Kulkewski.

Selmsberg brachte das weinende Klärchen, an dem schon manche Eindrücke des unheilvollen mütterlichen Treibens hafteten, in eine Erziehungsanstalt vom besten Rufe. Während Josephine nur selten nach dem Kinde sich erkundigen ließ, tauchten über ihr eigenes ferneres Leben für Selmsberg und seinen Freund nur bisweilen dunkle Gerüchte

Digitized by Google

auf; indeß waren alle von der Art, daß sie die zunehmende Versunkenheit der Unglücklichen entnehmen ließen.

Drei Jahre waren seit diesem Vorspiele zu dem bürgerlichen Drama verflossen, welches diese Blätter schildern sollen. Die zehnjährige Klara wurde nun der Erziehungsanstalt entnommen, da Braun das Mädchen liebgewonnen hatte, und für ihre weitere Ausbildung unter seinen Augen sorgen wollte. Der Vater, ganz in seiner Handelssphäre lebend, gab dazu gern die Einwilligung, indem er an gewissen Tagen das Wiedersehen des schönen, verständigen und wohlgezogenen Kindes mit dem Besuche des Freundes verband. Seit der Scheidung von Josephinen hatte sich sein harmloses wiener Naturell, welches in seines ehelichen Lebens Verdruß und Sorge untergegangen schien, erst wieder geltend gemacht. Er lebte und webte jetzt, mit sich und der Welt zufrieden, in den Wechselkreisen von Arbeit und Genuß, den Elementen des Materialismus, in einer sichern, wenn auch nicht hochstrebenden praktischen Philosophie, welche durch Freundschaft und Kindesliebe ihre Würze erhielt.

Braun wandte sein reiches liebesprechendes und liebebedürftiges Herz ganz der Kleinen zu, und es überraschte ihn bei seiner zärtlichen Sorgfalt oft wie eine Ahnung, als ob er das Mädchen für einen ihm künftig besonders theuern und nur jetzt noch geheimnißvollen zukünftigen Beruf zu erziehen habe. Nie fehlte der kleine Liebling zur Begleitung bei seinen Ausflügen zu Fuß und Wagen, daher auch heute nicht bei einem Spaziergange nach Hernals, von wo Beide soeben über Neulerchenfeld nach der Stadt zurückzukehren im Begriff waren, da ein Gewitter immer drohender sich über ihnen entwickelte. —

Sie traten in ein Kaffeehaus am Eingange der Josephstadt, welches sich, bei der Furcht vor dem Wetter, rasch mit Menschen füllte. Dicht drängten sich in der düstern schwülen Atmosphäre Männer und Frauen an den kleinen Fenstertischen vor den dampfenden Kaffeegläsern, oder vor den Schalen mit Harlekin-Eis, während an drei Billards sich nimmermüde Spieler tummelten. Hier saß in der Wolke seines schwarzen Dreikönigkrauts ein eifriger Tabakraucher und Journalleser, und liebäugelte bisweilen mit seinem wohlgepflegten braunanlaufenden Meerschaumkopfe; dort spielten zwei Italiener Morra, ein Dritter las die „Gazeta di Venezia"; weiterhin ließ ein Ehepaar aus alter Zeit sich die Kipfel zum Kapuzinerkaffee schmecken, und neben ihnen ordnete vor dem Spiegel wohlgefällig ein safdienabler junger Mensch seine Cravatte, Frisur und übrigen Interessen der Äußerlichkeit. Auf der andern Seite, wo Braun und Klärchen hinter dem Rücken einer eleganten Dame und ihrem gegenübersitzenden Herren ein dürftiges Plätzchen gefunden, zeigten sich in der von Tabaksnebel verdüsterten Perspektive zunächst zwei vertiefte Schachspieler. An dem andern Fenster schaute ein braungelber Armenier mit der Unbeweglichkeit eines Marmorbildes in die viel bewegte Scene, während er einem eifrig schwatzenden jungen Manne zuhörte, aber nur bisweilen langsam einen Blick des großen dunklen Auges an ihm herabgleiten ließ. Wahrscheinlich zu einem Geschäfte bearbeitete am nächsten Tischchen mit geheimnißvollem Flüstern ein alter schlau lächelnder Jude einen stattlichen Mann, welcher mit behaglicher Charakterfestigkeit sich auf ein gewaltiges Bambusrohr stützend, fortwährend mit dem Haupte stumm verneinte, wie buchstäblich schlagend auch die Demonstrationen des Sprechers sein mochten, da dieser bei seinen Gebärden im Eifer jede Kraftstelle durch einen sanften Schlag auf den feinbekleideten feisten Schenkel des Zuhörers nachdrücklicher zu machen suchte. Die entfernten Figuren und Scenen waren bei der perpetuellen Tabakswolke, welche die langen Spiegelhallen eines solchen wiener Kaffeehauses durchzieht, von Brauns Gesichtspunkte aus weniger erkennbar. Das eigenthümliche mehr und weniger bewegte Lebensbild dieser Prepuläen des öffentlichen Treibens in der Kaiserstadt enthält gewöhnlich in schöner Pietät das lebensgroße Bild des Kaisers selbst; der freundlich auf die unschuldigen Tages- und Stundengenüsse seiner Wiener niederschaut. Ein dumpfer gutmüthiger Lärm durchrieselt fortwährend solch einen Tempel der Beschaulichkeit, worin nur die Ab- und Zugehenden, die Billardspieler und die Marqueurs, welche Kaffee, Eis, Punsch, gestopfte lange Pfeifen und Journale herbeibringen, rasch und vielfach bewegte Figuren sind. Bisweilen erscheint auch der Kaffeewirth selbst in diesen geselligen Räumen. Er ist erkenntlich an der bequemen Hausmütze und der behaglichen verbindlichen Miene, mit der er die Gruppen durcheilt, und rechts und links plötzliche Prisen aus silberner Dose anbietet. Ein Bild anmuthiger Ruhe stellt sich dagegen, wie in Paris, in der Dame de bureau dar. Gewöhnlich ist es die Kaffeewirthin in eigener Person, eine reife wiener Schönheit, welche den alten und jungen Gecken rings um ihren Thron her, dessen Schranken sie vor jeder thätlichen Zudringlichkeit sichern, huldvoll zulächelt. Hier sitzt sie, buchhaltend, hinter Kipfeln und Zuckerschälchen, welche die Maequeurs abholen, mit vielberingten ämsigen Strickfingern in blendender Haustoilette, das einzige weibliche Wesen, gleichsam das sänftigende personificirte Princip in dem muntern Männertreiben, und beherrscht mit den strahlenden Blicken eine Schar dienstwilliger Herzen und Marqueurs. In den größern Etablissements, wo die Herrin mehr nach dem Genusse als dem Dienste der Öffentlichkeit strebt, wird eine Dame de bureau engagiert, und wer wäre von so beschränktem Speculationsgeiste, hierzu eine Alte und Häßliche zu wählen?

Wie bemerkt, war in dem Kaffeehause an der Josephstadt, wohin Braun und Klärchen vor dem sich eben entladenden Gewitter geflüchtet, der Menschenzudrang soeben stärker als gewöhnlich. Die Kleine freute sich des ungewöhnten Anblicks dieses Treibens, bemerkte aber bald darauf mit großem Schrecke, daß ihre Brustnadel verloren sei. Braun erschrak nicht weniger, als sie es klagte. Es war eine Brillantnadel den größtem Werthe, das Geschenk eines reichen großmüthigen Pathen Klärchens, und der Habsucht ihrer Mutter wahrscheinlich nur dadurch entgangen, daß das Kleinod bei der Überlieferung des Kindes an den Vater sich mit den übrigen Pathengeschenken in dessen Händen befand. Braun hatte dem Kinde heute die Nadel gezeigt, und seinen Bitten nachgegeben, sich damit schmücken zu dürfen, was er jetzt schmerzlich bereuete. Die ängstliche Sorgfalt, mit der er und der herbeieilende Marqueur unter den Füßen der Vorübergehenden nach der Nadel suchten, machte die Aufmerksamkeit umher rege, und auch Herr und Dame an dem Tischchen, hinter welchem Braun und Klärchen standen, halfen bei der allgemeinen Bemühung. Diese war indeß so gut als vergebens; die goldene Nadel wurde zwar wieder gefunden, nicht aber der kostbare Kopf derselben, von dem sie abgebrochen worden war.

Indessen hatte sich jenes elegante Paar bedauernd entfernt, und einige Minuten darauf machte Einer der neu hinzugetretenen Umstehenden, der erst jetzt den Gegenstand des Suchens erfuhr, die schüchterne Bemerkung, er habe im Augenblicke seines Kommens eine blitzschnelle Handbewegung der eben fortgegangenen Dame bemerkt, wie wenn sie Etwas verbergen wolle.

Braun blickte betroffen auf. Er glaubte in der Bezeichneten beim raschen Vorübergleiten Klärchens Mutter erkannt zu haben, und sein Scharfsinn sah die verworrene und unangenehme Situation für sich und das Kind voraus, wenn er die wahrscheinliche Diebin verfolgen ließ. Er suchte daher lieber die Schuldlosigkeit der Dame als wahrscheinlich darzustellen, heuchelte Ergebung in den herben Verlust, und entfernte sich mit Klärchen, sobald das Gewitter nachgelassen hatte. Daheim aber bemühete er sich, Josephinens Wohnung auszuforschen, und schrieb ihr dann in schonenden aber festen Ausdrücken, daß sie freiwillig die Brillantnadel, als deren Finderin sie bemerkt worden, zurückgeben möge, um ihn nicht erst zu geeigneten Schritten bei der Behörde zu zwingen.

Die in grober Selbstsucht tiefgesunkene und alles höhern Schamgefühls entblößte Abenteuerin bekannte sich keck zu dem Besitze des Kleinods, erklärte aber, daß es irrthümlich als ein Pathengeschenk Klärchens angesehen werde, sondern am Taustage derselben ihr selbst von dem Geber zum Andenken überreicht worden sei. Sie habe die gestrige Gelegenheit benutzt, sich ohne Wertwechsel ihr Eigenthum wieder zu verschaffen, dessen sie jetzt mehr als das unverständige Kind bedürfe.

Digitized by Google

In stiller Wuth drückte der Ehrenmann das unnatürliche Document einer diebischen Mutter zusammen, und überlegte dann, ob er die verächtliche Lügnerin zur Herausgabe ihres Raubes gerichtlich zwingen solle. Nach kurzem Bedenken war er indeß anderer Meinung. Wehmüthig lächelnd legte er die segnende Hand auf das Haupt des ihm so liebgewordenen Kindes, das eben zu ihm getreten war, und dachte: Mag sie auch deinen kleinen Schatz noch vergeuden, wie ihr eigenes Vermögen, welches sie dir als Erbtheil hinterlassen konnte. Du sollst der unwürdigen mit meinem Willen Nichts verdanken, als das armselige Leben, das längst vom Laster vergiftet wäre, wenn du es bei ihr entwickeltest. Vielleicht ruht auch ein Fluch auf jenem Kleinode, das noch in der Verbindung mit ihr deiner Kindheit zu Theil wurde, und es ist besser, dich auch in dieser Hinsicht von der Unnatürlichen abzulösen, welche dir ja ein weit kostbareres Gut, das sorgende zärtliche Mutterherz, entwandte. Mag von deinem unschuldigen Haupte jeder Blitz des rächenden Geschicks fern bleiben, den sie auf das eigene mit so frecher Stirn durch ihr verächtliches Thun herabbeschwört; magst du nie erfahren, wer deine Mutter war, und was sie that.

Klärchen in dieser glücklichen Unwissenheit zu erhalten, war von jetzt an mehr als jemals Brauns Bestreben, wozu er auch den erstaunten Solmsberg, dem er den Verfall mit der Nadel mitgetheilt hatte, zu bestimmen wußte. Die gelegentlichen Fragen des Kindes nach seiner Mutter wurden mit der Erklärung abgefertigt, sie sei in ein fernes trauriges Land gereist, wodurch sie sich für immer von ihrem Klärchen geschieden habe.

An einem der nächsten Morgen erschien Garda mit der geraubten Brillantnadel im Laden eines Juweliers; denn kein Anderer als er war in jenem Kaffeehause, wo Klärchen sie verlor, Josephinens Begleiter gewesen, und, unkenntlich durch falschen Namen und kunstreiche Maske, jetzt wieder ihr beständiger Gesellschafter. Als er vor drei Jahren sie um ihr Vermögen betrogen, und mit ihrer Existenz auf die verächtlichsten Erwerbsmittel des Weibes angewiesen hatte, war er bald darauf als falscher Spieler verhaftet worden. Es ward ihm indeß möglich, der Haft zu entkommen und er entfloh glücklich nach Griechenland, wo er bisher sein feines Gaunerleben fortsetzte.

Mit erdichtem auf seinen jetzigen Namen erschlichenen Passe war er nun nach Wien zurückgekehrt, um den Folgen eines in Athen begangenen großartigen Excesses zu entgehen. Josephine hatte über seinen Betrug an ihr nie die rechten Aufschlüsse erhalten, vielmehr bei den Unglücksfällen, welche ihr Vermögen kosteten, ihn stets außer aller Schuld betrachtet. Seine geschickte Verschleierung der nähern Umstände des damaligen vielfachen Mißgeschicks kam ihm jetzt trefflich zu Statten. Er fand in Josephinen nicht nur eine hilfreiche Bundesgenossin mit dem alten Vertrauen wieder, sondern ungleich gereifter und gewandter als früher für alle nichtswürdigen Erwerbszweige, in welche er sie eingeweiht hatte. Auch die Sympathien schlechter Gesinnung scheinen, folgewidrig genug, bisweilen die Tugenden des Vertrauens und der aufrichtigen Ergebenheit erzeugen zu können.

Garda bestellte für die Brillantrose eine neue Nadel statt der abgebrochenen. Der Juwelier betrachtete das Kleinod mit vielem Interesse, und, von ihm herbeigerufen, näherte sich von der andern Seite des Ladens her, in griechischer Tracht und an einer Krücke gehend, eine kleine untersetzte Mannsgestalt, mit schwammigem Faunengesicht und dunklem Teint, um ebenfalls die herrliche Arbeit und das seltene Wasser der Steine an dem Juwele zu bewundern.

Irr' ich nicht, so war diese schöne Steinrose schon einmal in meinem Besitz, sagte der Grieche mit prüfenden Blicken. — Vor etwa zehn Jahren war ich hier zu Wien in lustiger Weingesellschaft, und wurde von einem neuen Bekannten, der eben bei der kleinen Tochter eines Kaufmanns Pathenstelle vertreten sollte, bei diesem eingeführt. Meine fröhliche Stimmung wurde dort durch die auszeichnende Aufnahme der jungen schönen Wöchnerin noch erhöht. Das Fest dauerte bis spät nach Mitternacht, und als ich in einem seligen Rausche schied, hinterließ ich aus Dankbarkeit für die verlebten glücklichen Stunden dem Täuflinge dies aus den Orient stammende Juwel als Geschenk.

Es ist auch noch in den Händen, welche der großmüthige Geber damit beglückte, sagte Garda, sich vor dem Griechen tief verneigend, indem sein Instinkt ihm bei kluger Benutzung der Gelegenheit neue gute Beute von dem Manne ahnen ließ, vorausgesetzt, daß er noch so reich war, um für die Theilnahme an einem splendiden Taufschmause, wie damals eine Brillantnadel von tausend Gulden Werth spenden zu können.

Es ist mir lieb, was sie sagen, versetzte der Grieche. — Die Geschichte jener Nacht ist mir nur als eine traumartige Erinnerung zurückgeblieben. Ich weiß weder mehr den Namen des Kaufmanns, noch seiner Gattin, ihres Kindes oder eines der Gäste. Indeß wäre es mir angenehm, einen Besuch machen zu können, um zu sehen, was aus dem Kinde geworden ist.

Die Witwe des Kaufmanns Sparrer wird das Glück zu schätzen wissen, versicherte Garda, für Josephinen einen falschen Namen unterschiebend, und schrieb die Adresse auf eine Karte.

Witwe also! sagte Jener mit scharfem Tone, wie, wenn er die Nachricht nicht ungern höre. — Und wer sind Sie, mein Herr?

Ein Verwandter der Dame, Karl von Schönfeld, griechischer Officier außer Diensten, der auf der Rückreise nach Baiern sie besucht, antwortete Garda.

So melden Sie mich bei Frau von Sparrer als Johann Seliris, Kaufmann und Gutsbesitzer aus der Gegend von Missolunghi.

Garda verbeugte sich, und ging. Er entwarf sogleich einen Gewinn versprechenden Plan, den er der erfreuten Josephine mit der Nachricht von dem bevorstehenden Besuche mittheilte. Klärchen schien ihr im Augenblicke bei dem aufzuführenden Rührspiele nicht zu entbehren, und deßhalb mußte Brauns Haushälterin zu ihrer Herbeibringung bestochen werden. Eine Note von fünf Gulden bewog diese auch wirklich durch die dritte Hand, den so natürlichen Wunsch einer Mutter im Wiedersehen ihrer Tochter heimlich zu befriedigen, als ihr dieser Heimlichkeit wegen ein entsprechendes Märchen war erzählt werden.

Klärchen wurde von ihr herbeigebracht. Mit erheuchelter wilder Zärtlichkeit preßte Josephine sie in die Arme. — Hab' ich dich endlich mal wieder, mein süßes Kind, nachdem dein grausamer Vater dich so lange von dem Mutterherzen entfernt hielt. Sprich, erkennst du mich noch, meine Klara?

Ich kenne dich wohl, erwiederte die Kleine, überrascht von der mütterlichen Liebesfülle; — aber der Vater und Herr Braun sagten mir, du wärest weit von hier gezogen, und wolltest von der kleinen Klara Nichts wissen.

Dein Vater und sein Freund sind böse Männer, welche dir nicht die Wahrheit sagen, weil sie mich nicht lieben, und aus Ursachen, die du später wirst einsehen lernen, auch dich nicht zu mir lassen wollen. Aber ich allein meine es gut mit dir, Klärchen, und wenn du weder Herrn Braun noch dem Vater Etwas davon sagen willst, so kannst du mich oft besuchen, und sollst immer Etwas finden, was dir Freude macht. Sieh, wie ich heute für dich gesorgt habe.

Damit hob sie ein Tuch von zwei Körben, in deren einem Früchte und Naschwaaren, in dem andern ein Flitterkleidchen, dergleichen Schuhe und ein weißer Rosenkranz enthalten waren.

Hier nimm und iß, ich werde dich unterdeß putzen, fuhr sie fort und das Kind war wie geblendet von dem reizenden Anzuge, und ließ Alles mit sich geschehen.

Josephine erstickte es fast mit Küssen, während es die in seltener Fülle gebotenen Süßigkeiten verzehrte, und von ihr umgekleidet wurde. — Nun sieh, wie herrlich du dich ausnimmst! rief sie triumphirend, als sie der Kleinen den weißen Kranz in die dunklen Locken gedrückt, und sie zum Spiegel emporgehoben hatte. — Gefällt es dir nicht bei mir, und willst du nicht wieder kommen?

Klärchen nickte. Sie war sprachlos vor Entzücken und wie bezaubert von der eigenen schimmernden Erscheinung. — In diesem

Digitized by Google

Augenblicke meldete das Stubenmädchen den Griechen, der natürlich angenommen wurde.

Zur gelegenen Zeit! rief Josephine, Klärchen herabhebend, und wande sich zu ihr mit der Weisung, den fremden Herrn nicht anders wissen zu lassen, als daß sie nie von der Mutter getrennt gewesen, und ihr Vater todt sei.

Aber ich soll nicht lügen, sagte mir Herr von Braun, widerlegte das Kind.

Deiner Mutter zu Gefallen darfst du es sehen, mein Klärchen, versetzte Josephine; — du darfst mir jetzt in Nichts widersprechen, sonst schenke ich dir die schönen Kleider nicht. — Hierauf eilte sie zur Thür, Herrn Johann Sotiris zu empfangen.

Der Grieche blickte nach den einleitenden Begrüßungen mit forschendem Lächeln abwechselnd auf die noch üppige Josephine und ihr feenhaft gekleidetes wirklich schönes Kind, das unverkennbar ihre Züge trug.

Das also ist mein Pathchen, sagte er, das verwirrte und selig betäubte Klärchen umfangend. — Wie heißest du denn, kleiner Genius?

Klara Selmsberg, antwortete das Kind.

Nicht doch, Klara Sparrer! fiel die Mutter ein. — Sie hat gehört, daß mein Geschlechtname Selmsberg ist, und verwechselt diesen nun mit dem ihres Vaters.

Sie haben, meine Gnädige, das Kind ja so reizend ausgestattet, als solle es in einem Feenballet auftreten, bemerkte Sotiris.

Ich denke an seine Zukunft, antwortete Josephine. — Ein armes Mädchen von einigen äußern Vorzügen kann in heutiger Zeit kaum eine bessere Existenz finden, als auf dem Theater, da eine vortheilhafte Heirath jetzt unwahrscheinlicher als jemals für die Unbemittelte ist.

Klärchen sah die Mutter mit fragendem Erstaunen an, doch noch ehe die Kleine Worte finden konnte, hatte sie Jene zu sich gelockt, und dann, mit dem heimlichen Gebote des Schweigens, in einiger Entfernung beschäftigt, worauf sie selbst zu Sotiris zurückkehrte. — Sie erzählte diesem nun eine kurze, aber traurige Geschichte ihres erlegenen Witwenstandes, dessen Kraftmomente sie mit einigen wohlgelungenen künstlichen Thränen zu würzen wußte, und schloß mit der Klagg, daß ihre beschränkte Lage ihr leider nicht eine höhere Erziehung Klaras möglich mache.

Die Aufforderung an des Griechen weiches Herz war zu fein angelegt, als daß er hätte ungerührt bleiben sollen. Doch machte er noch die Bemerkung, daß der Verkauf der Brillantnadel, seines Pathengeschenks, wohl einigermaßen die Mittel zu Klärchens vorzüglicherer Ausbildung gewähren würde.

Ich bin in diese Versuchung verfallen; allein ich habe ihr widerstanden, antwortete sie; — Ihr großmüthiges Geschenk soll für mein Kind ein Heiligthum sein und bleiben, und nur die letzte äußerste Nothstufe einst den Entschluß entschuldigen, das Juwel in hilfreiches Silber zu verwandeln.

Nun so will ich beitragen, daß diese Nothstufe so spät als möglich oder nie erstiegen wird, sagte Sotiris, sein Portefeuille hervorziehend. Er rief Klärchen herbei, und legte eine Banknote von fünfhundert Gulden auf das kleine Haupt, mit den Worten: Mag es Segen bringen! Ich bin kinderlos. Erziehen Sie diese Knospe für mich!

Die entzückte Mutter wollte ihm im Übermaße ihres Gefühls die Hand küssen, doch er wehrte es lächelnd mit der Bedeutung, eine so schöne Frau könne auf verbindlichere Weise danken.

Garda trat jetzt ein, und erkannte an Josephinens strahlenden Blicken, daß die Komödie ihre reichen Früchte getragen habe. Klärchen wurde wieder umgekleidet, und unter dem Vorwande gegen Sotiris, daß sie heute noch einen Besuch abzustatten habe, mit der harrenden Haushälterin fortgeschickt. Josephine vertheilte unter der Thüre eine Handvoll Zwanziger unter Beide, indem sie ihnen über den Besuch, den sie bald wiederholen möchten, unverbrüchliches Stillschweigen gegen Braun und Jedermann einschärfte.

Sotiris blieb noch, und blieb immer länger, bis spät nach Mitternacht. Josephine hatte eine reiche Abendtafel mit dem edelsten Weine für den Gast servirt, den sie mit aller möglichen Gefälligkeit und Anmuth bediente, die er nur wünschen konnte. Er blieb bis zu seiner nahen Abreise eine reiche Geldquelle für sie.

Ein Zufall entdeckte dem Doktor Klärchens Besuch bei der Mutter. Schaudernd vor den verderblichen Folgen seiner heimlichen Fortsetzung, entließ er sofort die treulose Haushälterin, und ein strengeres Aufsichtssystem für die Kleine trat ein.

Während in den nächsten Jahren Josephine bald hier bald dort in den Strudel des sinnlichen Verderbens als eine dämonische Schwimmerin stürzte, auf dem schwachen Seile des Abenteuers bald als Komödiantin in Meidling, bald als interessante Witwe in Baden oder Linz figurirte, um nach einiger Zeit zu Wien in einer neuen Rolle wieder aufzutreten, während sie endlich für ein entschiedenes Verbrechen in einer öffentlichen Strafanstalt büßte, entfaltete sich Klara ungestört in immer höherer physischer und moralischer Vollkommenheit. Sie war sechszehn Jahre alt geworden, das reizende Bild einer glühenden Knospe, die mit unbewußter jungfräulicher Sehnsucht des Sonnenstrahls der ersten Liebe harrt, der ihr den verschwiegenen Busen öffnen soll. Aus ihren holden dunklen Augen sprach eine süße Gefühlsmischung von Klarheit und Geheimniß; die hohe freie Stirn verkündete scharfen Verstand und Adel der Gesinnung, der elastische Sylphidentritt der edlen Gestalt, Würde und Grazie der jungen schönen Wiknerin.

Ueberstrahlt vom Zauber der Jugend und Schönheit begegnete sie einst ihrer Mutter. Beide kannten sich nicht, aber Josephinen's Begleiterin machte diese auf die reizende Tochter aufmerksam, und sie versank in tiefes Nachdenken. Ein ahnungsvoller Blick in die Zukunft rieth ihr, den mütterlichen Einfluß auf das Mädchen um jeden Preis wieder zu erlangen, um mit ihr bequeme Vortheile zu erobern; denn bei aller Blüthe des Leichtsinns und der Eitelkeit, in der sie noch stand, mußte sie sich doch seufzend gestehen, daß ihr herangekommener Herbst auch die letzte Schönheitsblüthe endlich herabstören, und sie schmuckles machen werde, wie jede Andere ihres Geschlechts. Sie mußte daher auf eine Schülerin und Stellvertreterin in ihrer würdigen Laufbahn bedacht sein, und diese hatte ihr in Klara, ihrem verjüngten reizenden Ebenbilde, ja die Natur mit dem mütterlichen Rechte selbst überliefert, obschon das weise Gericht ihr dieses Recht bei seiner Umwandlung in moralische Unnatur, längst abgesprochen hatte.

Sie entwarf einen kühnen Plan. Klara sollte durch ein Truggewebe ihrem Vater und väterlichen Freunde entfremdet werden, um ganz in ihre Gewalt gegeben zu sein. Die Elende wollte ihr Kind einweihen in die verhängnißvollen Mysterien der Sünde, der sie selbst mit ihrem geistlosen Hange am Scheine und sinnlichen Genusse rettungslos verfallen war. In ihre nichtswürdige Speculation, durch den Ertrag der Reize und Talente des Mädchens zunächst auf der Bühne sich das nackte Verdienst ihrer Geburt bezahlt zu machen, mischte sich auch wohl das dunkle Gefühl des Neides, daß die noch engelreine Tochter zu einem edlen weiblichen Lebensgange bestimmt sein sollte, während sie selbst, die Mutter, sich in unauslöschliche Schande gehüllt hatte.

Indem sie ein feines trügerisches Spinnengewebe anlegte, Klärchen vertrauensvoll an sich zu ziehen, erfuhr sie, daß Solmsberg gestorben sei, und der Tochter zwanzig Tausend Gulden hinterlassen habe. Somit war die Aussicht, diese für ihre Zwecke auf dem glatten verführerischen Boden der Bühne zu erziehen, ziemlich unwahrscheinlich geworden. Neid und Ärger verzerrten ihre Züge, daß Solmsberg, der gleichgiltige Rechnenmensch, es ohne sie noch zu einem so ansehnlichen Kapitale gebracht habe. — Und doch, murmelte sie, war mein Vermögen die Grundlage zu all' seinen Unternehmungen; ohne mich wäre er nie dahin gekommen! —

Welch eine mächtige Triebfeder mehr hatte die Herzlose jetzt, das Interesse der wohlhabenden Tochter mit dem ihrigen zu vereinigen! Aber wie im besten Falle das Erbtheil Klara's der deren Majorennität zu erlangen wäre, das war eine schwierige Frage. Und diese mußte sie mit dem eigenen Witze lösen, denn ihr Bund mit dem ehrenwerthen Garda hatte aufgehört, nachdem er bei der Affaire, welche sie in

Digitized by Google

das Zuchthaus führte, sie als Schuldige angab, um sich früh genug selbst zu retten. Doch sie war eben den allen Mitteln entblößt, und um jeden Preis zu einem entscheidenden Streiche entschlossen.

Da erschien plötzlich der Grieche Johann Sotiris wieder, wodurch ihre nächste Handlungsweise sofort eine bestimmte Richtung erhielt. Sie eilte ihm und seiner Börse hoffnungstrunken entgegen.

Ich war lange nicht in Wien; aber ich habe Sie, schöne lustige Frau, darum nicht vergessen, sagte er. — Und was ist aus Ihrer töchterlichen Knospe geworden?

Eine eben aufgeblühete reizende Morgenrose, Herr von Sotiris! antwortete sie mit einem schlauen Lächeln, welches auch der Unbefangenste nicht für den Ausdruck würdiger Mutterfreude genommen hätte.

Aber wo ist das schöne Klärchen? fragte der Grieche.

Zu einem Besuche in Baden, lag Josephine mit der längst erworbenen Dreistigkeit. — Sobald sie heimgekehrt ist, werde ich ihren großmüthigen Gönner sogleich in Kenntniß setzen.

Das Ende der nun folgenden vertraulichen Unterredung krönte Sotiris durch ein reiches Geschenk, und als er sich entfernt hatte, setzte Josephine sofort alle Triebfedern in Bewegung, um Klara am andern Tage bei sich zu sehen. — Es gelang; die Jungfrau ließ sich durch die mütterlichen Bitten zu einem geheimen Besuche vermögen. Sie hatte im Begriffskreise ihrer Unschuld noch keine Ahnung von der Verworfenheit des Weibes, dem sie ihr Leben verdankte. Braun wußte jede Nachricht über ihre Mutter in einem wohlthätigen Schleier des Geheimnisses zu hüllen, und diese erschien dem Mädchen nur als eine entfernte, durch die Macht eigenthümlicher Verhältnisse von ihr getrennte Person, nicht von ihr moralisch streng geschieden durch gerichtliche und väterliche Fürsorge, damit der Samum der mütterlichen Sünde und Schande nicht die Blüthenflur ihres Unschuldslebens verheere. Sie war begierig, den Schleier endlich schwinden zu sehen, der das ihr jetzt nächste Wesen auf der Welt so lange ihren Blicken entzog; sie hatte den so natürlichen Wunsch, einmal an einem Mutterherzen zu ruhen.

Selten mögen Mutter und Tochter als zwei so entschiedene moralische Contraste einander gegenüber gestanden haben, wie hier Josephinens tiefverschatteter, durch jedes Irrlicht der sich selbst verrathenden Lüge verlockter Charakter, dort Klaras jungfräuliche Seele, wo auf unentweihtem Grunde die inneren Lebensmächte sich noch als freie leicht wechselnde Traumgestalten bewegten. Hier stand ein Weib, das in der niedrigsten Schule der Wirklichkeit längst jedes Gefühl abgestreift hatte, wie die Schlange eine alte Haut nach der andern; dort eine aus dem Kindheitsträume nicht längst erst erwachte Jungfrau, welche ahnungsvoll in eine aufdämmernde und sich regende Gefühlswelt hineinlächelte.

Sei mir innig gegrüßt, mein holdes Kind! rief Josephine, die Tochter stürmisch umarmend, unter künstlichen Thränen. — Seit sechs Jahren hab' ich dich nicht gesehen! Ist es wohl möglich, ist es glaublich, daß ein Kind dem Mutterherzen so lange fern bleiben kann?!

So seufzte sie, und zog die Jungfrau zu sich auf's Sopha nieder. Diese aber entgegnete: Meine Mutter, man sagte mir, du seiest fern, und hättest nie Verlangen nach deinem Kinde.

Sagten sie das, die boshaften kleinen Seelen, die meine Denk- und Gefühlsweise nie haben begreifen können?! O ja, ich erkenne sie an dieser herzlosen Lüge, mit der sie die mißbrauchte uns trennende Gewalt über dich zu beschönigen suchten.

Nach dieser Einleitung erzählte sie mit schwimmenden Augen die Unglücksgeschichte ihrer Ehe und ihres Lebens, mit dem nöthigen Lügenstoffe versetzt, in so hergewinnender romantischer Färbung, daß aus allen Situationen der Heiligenschein der verfolgten und verkannten Unschuld für sie hervorging, und Klaras kindliches Mitgefühl sich bis zum höchsten Grade steigerte.

O meine Mutter, wie schwer hat die Welt sich an Ihnen versündigt! seufzte sie, der Sünderin Hand an ihre Lippen drückend.

Ja, mein theueres Kind, bestätigte Jene, kaum kann das Schicksal launenhafter und die menschliche Bosheit empfindlicher für ein Mutterherz werden, als das meine. Nun aber sprich, soll der Verläumdung, Leichtgläubigkeit, dem Vorurtheile und Hasse unsere Trennung ferner gelingen?

Gewiß nicht, versicherte Klärchen zärtlich. — Wir werden uns oft, recht oft wiedersehen.

Es wird heimlich geschehen müssen, wenn es lange und ungestört geschehen soll, bedeutete Jene. — Du bist kein Kind mehr, allein dein verblendeter Vormund kann dich noch wie ein Kind behandeln, so lange du die Volljährigkeit noch nicht erreicht hast, und er wird dir die Besuche bei mir wieder untersagen, sobald er sie erfährt. Aus meiner Geschichte wirst du seine Gründe dazu leicht entnehmen und begreifen können, und nicht zweifeln. Er hat aber vielleicht noch andere geheime Gründe, dich von mir entfernt zu halten, da er dein Vermögen verwaltet.

Mein Vermögen?! ich weiß Nichts davon, bemerkte Klara verwundert.

Nicht?! wiederholte die Mutter mit heimlicher Freude über den gefundenen Haltpunkt, an den sie ihr trügerisches Gewebe anknüpfen konnte, um Klara mit Mißtrauen gegen den väterlichen Freund zu erfüllen. — Nun, so siehst du, daß Doktor Braun eben so unredlich gegen dich, als ungerecht gegen mich ist.

Er kann wohl dabei die beste Absicht gehabt haben, entschuldigte Klara.

Es mag sein, wiewohl ich nicht einsehe, weßhalb du in deinem Alter nicht den Trost einer kummerlosen Aussicht auf das Leben haben sollst. Wir wollen es indeß jetzt nicht näher untersuchen; allein der Umstand mag dich wenigstens bestimmen, mir nicht weniger Vertrauen zu schenken, als diesem Doktor Braun.

Eben wollte Klara es versichern, da erschien der von Josephine sehnsüchtig erwartete Grieche. Sie führte ihm die Tochter entgegen. — Sieh' hier deinen treuen, edlen Pathen, mein Kind, den reichen Herrn Johann Sotiris aus Missolunghi, der nach vieljähriger Abwesenheit sich wieder nach dir erkundigt hat. Ich lasse dich ein Viertelstündchen mit ihm allein, um für unser Nachtmahl Einiges zu besorgen. Unterhalte ihn daher gut.

Wie der lüsterne alte Faun einer schüchternen Nymphe, saß der lahme graue Sünder dem Mädchen gegenüber, welches die Augen nicht wieder aufzuschlagen wagte, seit sie seinen brennenden unheimlichen Blicken begegnet war. Sie kannte die Gefahr nicht, welche ihr hier drohen könnte, aber sie ahnte sie. Es ward ihr heiß und wieder kalt in fieberndem Angst, und sie wußte doch nicht warum.

Der Grieche weidete sich schweigend an den süßen Formen der Sprachlosen, auf deren Gesicht das scheidende rothe Abendlicht sich zauberisch mit der Pfirsichblüthe der Wangen vermälte. Sein betrachtender Schönheitssinn gegliederte behaglich die einzelnen köstlichen Jugendreize des herangereiften Opfers, und entzückte sich dann wieder in der vollen Anschauung der herrlichen Gestalt, über welche noch die Glorie der Unschuld ausgegossen war. — Die abgelegene Straße in der äußersten Vorstadt, das in tiefer Stille nach dem Garten hin liegende Hinterstübchen, die hereinbrechende Dämmerung, endlich Klaras Furcht, Hilflosigkeit und Unvertrautheit mit der Gefahr, der sein riesenstarker Arm sie unterwerfen wollte, das waren die Vortheile, welche dem Elenden den Sieg versprachen, dessen Aussicht er von Josephinen für hundert Dukaten erkauft hatte.

Warum sprichst du nicht, mein holdes Pathchen, sagte er, ihre zitternde Hand ergreifend. — Bin ich denn so fürchterlich, daß du vor mir zitterst, im Zimmer deiner Mutter, welche mich dir als Pathen genannt hat, als den Mann, der deiner Seele Wohl stets zu bewahren versprochen hat?! Ich habe mich so lange auf deinen Anblick gefreut, und nun ich dir gegenübersitze, willst du die schönen Augen nicht auf mich richten.

Klara bemühte sich, ihre unerklärliche Furcht zu bemeistern, und blickte schüchtern zu ihm auf.

Ich begreif' es wohl, ich bin dir noch zu fremd; doch wir wollen schon bekannter werden, bemerkte er gutmüthig. — Laß uns an's Fenster treten, und sieh', was ich dir mitgebracht habe.

Digitized by Google

Er zog sie empor, und sie folgte mechanisch. Es war ein kostbares geschmackvolles Collier, was er ihr zeigte. — Es ist dein, sagte er, das Geschmeide in ihre Hand legend, und ich verlange dafür nur einen Kuß.

Nicht für eine Welt! stieß Klara kaum hörbar hervor, mit Abscheu das Geschenk zurückweisend.

Du bist allzu schüchtern, Mädchen! versetzte er halb unwillig. — Ein Kuß, den du deinem väterlichen Freunde gibst, ist wahrhaftig Nichts gegen dein jungfräuliches Gewissen. Doch wir wollen uns deshalb nicht streiten. Komm, setze dich wieder neben mich, und erzähle mir, wie du den letzten Winter zugebracht hast. Doch halt, wir wollen uns zuvor erquicken. Ich habe deiner Mutter eine Flasche Cyperwein mitgebracht, den du kosten sollst.

Er holte aus einem Glasschranke die bezeichnete Flasche, und füllte zwei Gläser. — Ermuthige dich doch, Klärchen! fuhr er fort, ihr das eine reichend. — Was that ich denn, daß du so mißtrauisch bist?

Sein sanfter, wohlmeinender und väterlicher Ton überwand allmälig ihre Befangenheit. Sie nahm das Glas, sie trank mit ihm auf das Wohl ihrer Mutter, und hörte immer gespannter die anziehenden Mittheilungen aus Griechenland und seinem Leben, welche er jetzt mit großer Sprachgewandtheit und poetischer Feinheit vorzutragen begann. Zwischen jedes seiner Geschichtchen wußte er die Veranlassung zu einem Toaste einzuflechten, wobei Klara immer williger den süßen, feurigen Cyprier schlürfte, immer furchtloser das Auge auf ihm festhielt. Sie gab ihm freiwillig die Hand, als er sie darum bat. Er streifte wohlbehaglich mit der eigenen rauhen Hand an dem Blumensammet des vollen entblößten Armes hin, und fühlte dann an ihrem raschen Pulse, daß die Wirkung seines heillosen Mittels beginne.

Inzwischen war es fast ganz dunkel geworden. Glühender wallte von Minute zu Minute Klaras Blut; sie duldete in halber Bewußtlosigkeit die wachsende Zudringlichkeit des Verführers, und fühlte sich plötzlich von seinen starken Armen umschlossen, seinen häßlichen Mund auf ihren reinen Lippen. Da wurde der Genius noch einmal bewußt und stark in ihr; sie stieß sein Gesicht mit aller Anstrengung der schwachen Kraft zurück, sie schrie in gellendem Tone nach Hilfe, doch der wiederholte Ruf erstickte in einem Tuche, das der Nichtswürdige in ihren Mund drängte. Zugleich ritzte er leicht ihren Arm mit einem Dolche, und flüsterte drohend: Noch einen Laut, noch eine Widersetzlichkeit, störrisches Wesen, und ich bohre den Stahl, den du fühlst, in dein albernes Herz.

Die Unglückliche sank kraftlos zurück. Der elende Triumph war seiner Vollziehung nahe, doch eben ließen sich rasche männliche Tritte gegen das Zimmer hören, und fluchend sprang der Grieche auf; aus dem Nebenzimmer aber trat Josephine, ein Licht in der Hand, mit unruhigen Blicken herein.

Oeffnet! befahl ein kräftiger Baß, indem eine Faust an der verschlossenen Thüre rüttelte. — Oeffnet, Johann Sotiris und Frau von Selmsberg, damit ich nicht erst genöthigt bin, die helfende Polizei in euer verbrecherisches Geheimniß blicken zu lassen, was für Klaras unnatürliche Mutter abermal und aus erhöhtem Grunde ein vieljähriges Zuchthausleben unfehlbar zur Folge haben würde.

Wir sind auf unbegreifliche Weise verrathen! flüsterte die geisterbleiche Josephine dem Griechen zu, indem sie nach der Thüre schritt; denn sie wußte aus Erfahrung nur zu gut, wie begründet die Drohung des Unbekannten war.

Sotiris wollte sie zurückhalten, doch unterbrach er seine Bewegung, indem die Betroffenheit über das Gehörte, so wie die Unbehaglichkeit seiner Situation, seine Wuth über das fehlgeschlagene Bubenstück lähmten. Unentschlossen war er zur Seite getreten, und Josephine öffnete entschlossen die Thür.

Herein trat eine stattliche Mannsgestalt, deren gebräuntes, von Wuth und entsetzlicher Erwartung gespanntes Gesicht ein reiferes Alter anzeigte. Sein wildrollender Blick fiel auf die von der tiefsten Erregung zur Ohnmacht hingeraffte Klara, was ihm einen kurzen schneidenden Schrei entlockte, dann maß er mit den durchbohrenden Augen die sündhaften Verbündeten.

Ich kenne Euch, alter Seeräuber von Missolunghi! sagte er, zu Sotiris gewandt, — und dieser Umstand ließ mich den Leitfaden zu Euch und Euerem Verbrechen finden. Ob Ihr es vollbracht, was Gott verhütet haben mag, wird sich hoffentlich sogleich ermitteln lassen. Bis dahin verlaßt Ihr dies Zimmer nicht.

Wer seid Ihr, daß Ihr euch unterfangt, in dieses Zimmer einzudringen? fragte Sotiris in trotzigem Tone.

Die Befugniß dazu hab' ich vor der Thüre schon ausgesprochen, und die Oeffnung derselben durch dieses Weib war Beweis genug für deren Anerkennung! versetzte der Fremde.

So macht auch mit ihr Euere Angelegenheit allein aus, entschied der Grieche, und wollte sich entfernen.

Nicht von der Stelle! rief Jener, ein Terzerol vorhaltend. — Zwingt mich nicht zu den äußersten Maßregeln, die mich dann zu der Gnade unfähig machen, Euch ohne weitere gesetzliche Strafe bloß Euerer Schande zu überlassen.

Er verschloß rasch die beiden Thüren, und eilte zu der sich erhebenden Klara. — Ist Ihnen Gewalt angethan worden, armes Fräulein? Sind Sie ihr hilfloses Opfer geworden? fragte er leise.

Die Fieberglühende senkte verschämt das Haupt, und verneinte dann schweigend.

So sei Gott gelobt und die heilige Jungfrau! sprach er. — Kommen Sie! Vertrauen Sie mir; Sie kennen mich ja! Strengen Sie alle Kräfte an. Unten harrt unser ein Fiaker, der uns zu Ihrem Vormunde führen wird.

Klara erhob sich mit einem dankenden Blicke, und der ihr wohlbekannte Fremde geleitete sie gegen die Thür, die in die Saalflur stieß. Ehe er diese öffnete, wandte er sich noch zu Josephinen, die wie in einem finstern Traume dastand. — Verworfene! ist es dahin mit Ihnen gekommen, daß Sie auch das reine, zarte Wesen, welches unglücklicher Weise durch Sie das Leben erhielt, mit dem Gifthauche des Ihrigen verderben wollten!? War es nicht genug, daß Sie die Tochter um das Taufgeschenk bestahlen, mit ihrer Kindheit Wucher trieben, ihr das Mutterherz entzogen, und keine andere Aussteuer ließen, als ihre Ehre? Mußte Ihre unersättliche Habsucht auch diese jungfräuliche Ehre verkaufen?

Was wollen Sie von mir? rief frech die Angeklagte, welche sich wieder gesammelt hatte. — Ich war genöthigt, den Herrn mit meiner Tochter allein zu lassen. Hat sie so schlechte Grundsätze gehabt, die Thür zu verschließen —

Recht so! fiel der Retter mit Blick und Gebärde des Abscheues ein; — diese Erklärung fehlte noch zur Vollendung Ihrer Nichtswürdigkeit. War es nicht möglich, die Ehre der Tochter zu morden, so sollte diese wenigstens nicht unbefleckt bleiben. Als Sie mir einst durch giftigen Leumund das Liebste auf Erden raubten, Weib! hätte ich es dennoch kaum für möglich gehalten, daß Sie sich zu solcher Höhe der Entmenschung hinaufschwingen würden, wohin selbst die wilde Bestie nicht reicht. Denn auch die Tigerin verleugnet nicht das weibliche erhaltende Princip der Liebe, das durch die ganze Schöpfung geht; sie verleugnet nicht das Mutterherz.

Schmerz und Staunen hatten bisher Klaras Zunge gefesselt, aber die empörende Anklage der Mutter gab ihr Worte, Worte des jungfräulichen Stolzes, der, im Siege über die letzte Regung des kindlichen Gefühls und der Entschuldigungssucht, feierlich das natürliche Band zerriß, welches zwischen Beiden längst moralisch zerrissen war. — Ist es denn möglich, was ich erleben mußte! brach unter Thränen die phantastisch Erregte aus. — Ich kann es noch nicht völlig fassen; aber der Schleier, den Braun bisher mitleidig für mich über das mütterliche Leben warf, ist hinweggezogen, und ich schaudere vor der enthüllten wahren Gestalt dieser Frau, die mich wie ein Gespenst der Hölle anblickt. Fort, fort von ihr, mein Retter, daß sie nicht noch einmal die ehrlose Hand nach meinem himmlischen Erbtheile ausstreckt, wie sie heute gethan hat! Die Dämmerung meiner Begriffe von ihr

Digitized by Google

ist zu einer so furchtbaren Tageshelle geworden, daß mich des Herzens Augen schmerzen.

Sagt Ihnen nicht eine Stimme aus alter Zeit, wer jetzt Ihrer Tochter Unschuld rettete? fragte der Fremde noch. — Es ist Leopold Hornig, Brauns Neffe, dem Sie einst in Lemberg die Braut abwendig machten, der aus Verzweiflung darüber auf Ihren jetzigen Laster-weg gerieth, aber von seinem guten Genius nicht verlassen geblieben ist. Kommen Sie, theuere Klara! — Er öffnete die Thür, und sie gingen.

Ja, Leopold Hornig war zurückgekehrt, zu unaussprechlicher Freude des Oheims, dem sich gestern dieser vermeintlich verlorene Sohn als ein Ehrenmann vorgestellt hatte. Er war nicht lange mehr dem Abgrunde zugeeilt, zu dem ihn die dämonischen Nebelkreise der Sinnlichkeit hindrängten. Der in ihm niedergedrückte Funke des Guten war durch gewisse Umstände wieder zu thatkräftiger Geistesflamme erwacht, durchbrach kühn jenen düstern verderblichen Bann, und triumphirte fortan über alle einzelnen verlockenden Irrwische des Ungeistes, denen er einige Zeit gefolgt war, als seine Jugend mit dem Gegenstande ihrer Liebe den sittlichen Schwerpunkt verlor. Seit dem hatte die Ehre ihn der männlichen That und Tugend wiedergewonnen. Als hochgeachteter Arzt und Professor der Medicin an der königlichen Otto-Universität zu Athen hatte er eine Stellung errungen, welche ihn mit Befriedigung auf sein bisheriges Leben zurückblicken, und mit der Hoffnung auf das verzeihende Herz des Oheims vor diesem erscheinen ließ. Daß dies nicht eher geschah, war die Folge seiner selbstgewählten Buße für seine Verirrungen, deren Sühne er nach einem gewissen abgelaufenen Zeitraume dem edlen väterlichen Freunde selbst verkünden wollte, daher sich auch jeden aufklärenden Brief an ihn versagte.

Mit schmerzlichem Erstaunen vernahm er des Ohims vertrauliche Mittheilung über die Verhältnisse des Selmsberg'schen Hauses, über die Mutterlosigkeit Klaras bei Josephinens tiefer Gesunkenheit; mit innigem Wohlgefallen dagegen ruhete sein Auge auf der süßen jungfräulichen Erscheinung der Tochter seiner Feindin. Ein Zufall ließ ihn am andern Tage die Wohnung derselben erfahren, und, unbemerkt von Klara, sah er diese auf dem heimlichen Gange zu der Mutter, der so verhängnißvoll für die Arglose werden konnte. Er wußte von dem Oheim, daß er jede Gemeinschaft zwischen Beiden mit aller Sorgfalt zu hindern bemüht war, daher eilte er zur Mittheilung des gefährlichen Besuches zu diesem zurück, der ihm auftrug, Klara sogleich zurückzuholen. Da sah er in einem Fiaker den ihm als der elendeste Wüstling wohlbekannten Setiris an ihm vorüberfahren, und, unterrichtet von dem Pathenverhältnisse des Griechen zu Klara, leuchtete ahnungsvoll ein Blitzstrahl über dessen Absichten in ihm auf, als er ihn in Josephinens Haus treten sah. Hastig sprang auch er bald nach dem Griechen dort aus dem Wagen, verlor das Gleichgewicht, stürzte, und zerschnitt sich die linke Hand an einer Glasscherbe, die auf dem Pflaster lag. Der Unfall, der ihn einen Wundarzt aufzusuchen nöthigte, verzögerte seine Erscheinung bei Josephinen um eine Stunde, wo er in peinlicher athemloser Hast gerade in dem für Klärchen verhängnißvollsten Momente anlangte.

Es lag in diesem Momente, so wie in der ganzen moralischen Nachtscene, welche zum ersten Male das junge Mädchenherz tief überschattete, ein entschiedener Entwickelungspunkt für dessen geheimste Sympathien. Magisch fühlte Klara den Blick an Leopolds Wesen gefesselt, dem der breite Strom der Welt, in den er als kräftiger Schwimmer sich warf, einen so edeln Charakter aufgeprägt hatte, den Charakter des Guten, das im herben Läuterungskampfe des Lebens aus tauben Schlacken des Scheines als gediegener Metallkern der Wahrheit den ihm gewonnen wurde. Leopold dagegen sah in der Jungfrau noch den vollen Unschuldszauber in Jugend und Phantasie, die noch ungebundene Traumschwinge des Genius, welche später immer tiefer und schwerer sich über die Erde hinbewegt; er las in ihrem dunkeln schwärmerischen Auge noch alle die süßen unbewußten Geheimnisse der Liebe, deren Offenbarung als der einzig wahre Begriff des Glückes hienieden gelten kann. Der verrätherischen Vergangenheit war ihre Genugthuung gegeben, und er sehnte sich nach einem Lebensabschnitte, von dem aus mit der Lösung jener Herzensräthsel Klaras endlich auch für sein eigenes Herz noch eine inhaltsvolle Gegenwart und Zukunft aufblühen könnte; er schaute sich, die holde sinnige Klara als seine Gattin zu umarmen.

Mit stiller Freude nahm der edle Braun die Gestaltung eines Verhältnisses zwischen den von ihm als Kinder geliebten Beiden wahr, worin er bei ihren Charakteren, ungeachtet ihrer bedeutenden Altersverschiedenheit, eine Aussicht auf ihr wirkliches Glück begrüßte. Zugleich lag darin eine so schöne Genugthuung des Schicksals für Leopold, daß die eigene Tochter der Feindin, welche einst sein Liebesglück zerstörte, ihn nun damit durch sich selbst mit der Gemüthsseite des Lebens wieder versöhnen sollte. Unbewußt machten die Liebenden ihn zu ihrem Vertrauten, und er ordnete eine Parthie nach Baden an, um dort mit einem stillen Naturfeste das Herzensfest der Verlobung des Paares zu verbinden.

Wie eine Königsburg so stattlich erheben sich vor der Belvedere-Linie zu Wien die Gebäude der sogenannten Wien-Raaber Eisenbahn, welche einst Deutschland mit Italien verbinden soll. In der geräumigen Bahnhalle dort sah man an einem schönen Junimorgen den Doktor mit Leopold und Klärchen einen der eleganten Wägen besteigen, deren jeder den Raum eines kleinen Saales enthält, und von außen durch eine zierliche eiserne Treppe zugänglich wird. Bald schnaubte die Locomotive, dies dienstbare Ungeheuer der praktischen Wissenschaft, welches die Begriffe von Zeit und Raum so sehr reducirt hat, mit dem ansehnlichen Wagenzuge auf dem langgestreckten massiven Oberbaue von dannen. Verüber flog zur Rechten das imposante Stadtbild Wiens mit dem ehrwürdigen Thurmriesen zu St. Stephan, umschlossen von dem Amphitheater des Gebirgs, das mit dem Leopolds- und Kahlenberge an der Donau abschließt. Das südliche malerische Hügelland, übersäet mit Dörfern und Landhäusern, öffnete sich dem Blicke, und im Hintergrunde deuteten die steierischen Alpen auf den Weg nach Italien. — Meidling und Liesing waren sturmrasch erreicht. Nach einigen Minuten Aufenthalt brauste der Zug weiter nach Mödling, wo auf den grünen Bergrücken malerische Ruinen zu dem romantischen Felsenthale Brühl heranwinken. Doch hier rasteten unsere Reisenden noch nicht. Das nahe Baden und sein reizendes Helenenthal waren erst zu Ruhepunkten bestimmt.

Eine Viertelstunde von der Stadt öffnet sich dies holde Naturtheater mit den Ruinen von Rauheneck und Rauhenstein auf den Bergzinnen, im Thale mit der Weilburg, dem schönen Lustschlosse des Erzherzogs Karl am Fuße des Lindenkogels, umgeben von herrlichen englischen Anlagen und einer seltenen Blumenflur. Ein Fußsteig führte von hier die Wanderer über die sogenannte Hauswiese nach Rauheneck und dem Wartthurme mit der schönen Fernsicht. Aus dem Helenenthale gelangten sie zu einem kleinen aber schön gruppirten Wasserfalle, und weiterhin zu dem Stifte Heiligenkreuz, von Leopold dem Heiligen im Jahre 1136 gestiftet. — Ach, Alles auf dem romantischen Pfade hatte für Leopold und Klara, die es mit den Augen der Liebe betrachteten, eine ungewöhnliche Bedeutung, eine zauberische Färbung!

Nach Baden zurückgekehrt und erquickt, lustwandelten sie allein im Parke, weil der müde Alte zurückzubleiben verzog. Da versuchte Leopold die Knospe des süßen Verständnisses mit Klara, welche im Laufe des schönen Tages ihr letztes Geheimniß immer stärker der Offenbarung entgegenschwellte, zur fruchtbringenden Blüthe zu entfalten. — Es gibt Tage und Stunden, sagte er, wo der Mensch in der Hingebung an die Natur unbewußt eine besonders festliche Stimmung hat, wo die bessern höhern Elemente in ihm sich sondern von den trüben schweren Erdstoffen, wo gleichsam eine geistige Reinigung und Wiedergeburt mit ihm vorgeht. In einer solchen Stimmung bin ich heute, Klara. Während die Vergangenheit wie ein dunkles verlassenes Gebirg unter meinem Blicke liegt, bewegt sich meine Psyche mit stiller Seligkeit, die jedes Verlangen in sich schließt, in so reinem Lebensäther der Gegenwart, wie er nur selten dargebotet. Doch bei Ihrer Jugend, Klara, mag Ihnen der Vergleich mangeln, um mich der-

Digitized by Google

stehen zu können. Sie lächeln noch an jedem Tage unbefangen in das Leben hinein. Das Schicksal, diese dunkle unbegreifliche Macht, hat bei Ihren Verhältnissen an Ihre Jahre noch kein Recht erlangen können, und nur einmal erst erfuhren Sie tiefschmerzlich bei einer eigenwilligen Handlung den Versuch dieser Macht, Sie in ihre geheimnißvollen Kreise zu ziehen.

Sie aber waren mein Retter, mein Beschützer, fiel Klara mit Wärme ein. — Entsetzlich wäre ohne Sie diese erste Schicksalsweise gewesen. Mir bangt seitdem vor dem Leben, wenn ich denke, daß Ihr guter Oheim einst nicht mehr sein wird, daß auch Sie uns wieder verlassen werden, und ein treues edles Herz, dem ich ungetheilt vertrauen könnte, so schwer zu finden ist, da selbst die Natur ihre heiligen Rechte bisweilen sogar von einem Mutterherzen verleugnet sieht.

Sie weinte still vor sich hin, da ergriff Leopold ihre Hand, und drängte seinen zärtlichen Blick in ihre feuchten Augen. — Klara, das Leben ist mir um Ihrer willen wieder lieb geworden von einer Seite, wo ich es seit zwölf Jahren nicht mehr gehofft hätte. Ich werde mit doppelten Schmerzen von meinem Oheime scheiden, da es zugleich den Ihnen geschieht. Allein ich weiß einen gemeinschaftlichen Weg, der uns die Trennungsstunde erspart. Werden Sie mein Weib, Klara, und helfen Sie bitten, daß der Oheim mit uns nach Griechenland zieht!

Eine hohe Röthe überflog des Mädchens gesenktes Gesicht. Da hatte er es endlich in Worte gefaßt, was so sehnsüchtig, heimlich und traulich ihr junges Herz bewegte. Ein sanfter und immer stärkerer Druck der Hand verkündete ihm den steigenden Gefühlsstrom, unter dem sie dann sich an seine Brust legte, und leise sagte: Ja, Leopold, ich will die Ihrige sein! Was ich in stillen Träumen mir von dem künftigen Gatten Schönes und Edles dachte, das finde ich in Ihnen vereinigt. Ein echter Mannesworth ist heute ein seltenes großes Gut, und glücklich das junge unerfahrene Weib, welches in seiner Liebe auch eine Berechtigung zu vollem Vertrauen findet, mit dem es sich an einen solchen durch Erfahrung gestählten Charakter, wie der Ihrige, anschmiegen kann. Das habe ich immer tief empfunden, so oft ich Gelegenheit hatte, einen der Dutzendmänner, welche in unserer heutigen Welt sich geltend machen, kennen zu lernen.

Selten spricht eine junge Wienerin, wie Klara, denn selten ist, wie bei dieser, ihre Erziehung von einem höhern Gesichtspunkte des Lebens ausgegangen, der in den Strudeln der Genußsucht einer großen Stadt allzu leicht verloren geht. Geist und Gemüth waren bei Klara in jene reizende und beglückende Harmonie gebracht, welche die echte Weiblichkeit charakterisirt. Sie hatte den Blick in den Fernen des Daseins und im Unendlichen üben gelernt, ohne in phantastischer Verschwommenheit dem Nahen und Endlichen sein unabweisliches Recht zu verkümmern, ohne sich das Haus, den stillen bedeutsamen Wirkungskreis der weiblichen Gemüthsthätigkeit, zu entfremden. In dem Hause vielmehr war sie heimisch, ohne irgendwo gänzlich fremd zu sein. So vorbereitet auf das selbstständige Leben des Weibes empfing hierzu ihr jungfräuliches Herz jetzt die Weihe des Liebesberufs, und Leopold drückte die errungene Perle seines Daseins mit stillem Dankgefühle gegen Gott an die klopfende Brust.

Des Professors Urlaub zu seiner wissenschaftlichen Reise lautete auf ein Jahr, von dem bereits der vierte Theil verstrichen war. Auch die übrigen neun Monate sollten im Urlaubstande verlebt, und der Ehebund des glücklichen Paares erst kurz vor der Abreise nach Griechenland geschlossen werden, wohin Doktor Braun nach vielen Bitten und Bedenklichkeiten die Neuvermählten begleiten wollte.

Fast war das Jahr verflossen, da erfuhr Braun durch einen an den verstorbenen Selmsberg gerichteten Brief aus Stevermark, daß dort ein Verwandter Josephinens gestorben sei, dessen nächste gesetzliche Erbin sie war. Die Verlassenschaft war ansehnlich genug, um durch die Rente derselben der Unglücklichen, von deren Leben das engverbundene edle Kleeblatt Nichts weiter gehört hatte, eine bescheidene Existenz zu sichern. So wurde denn der Versuch beschlossen, Josephinen aus ihrem Abgrunde womöglich noch zu erretten, und für ihren nahenden Lebensabend auf den Pfad des Guten zurückzuführen.

Leopold übernahm ihre Aufsuchung, um persönlich, mit aller Kraft der Rede und den Umständen angemessener Vor- und Umsicht das edle Werk einzuleiten. Lange waren seine Nachforschungen vergebens. Die Abenteuerin mußte entweder Wien verlassen, oder sich wieder durch einen falschen Namen der Aufmerksamkeit der Polizei entzogen haben. Endlich brachte ein Zufall ihre Spur und bald die Gewißheit, daß sie in einem abgelegenen Hause Neulerchenfelds in einer Dachkammer wohne, und nach einer überstandenen langen Krankheit, welche ihre letzten Mittel hinraffte, auf die in jeder Hinsicht tiefste Stufe menschlichen Elends herabgesunken sei.

Das also war das endliche Schicksal der Beklagenswerthen, insofern ihr verworfenes Leben seine tiefste Wurzel in einer Erziehung hatte, welche sie dem Scheine frühzeitig das Wesen der menschlichen Dinge unterordnen lehrte. — Leopold machte sich auf den Weg, fand ihre Wohnung auch glücklich auf, sie selbst aber nicht daheim, und von ihrer Vermieterin die Weisung, daß Frau Sophie Zaberl (so war ihr angenommener Name) sich mit dem Abende stets im Wirthshause zum Jägerhorne einzufinden pflege.

Als es dunkel geworden war, begab der schmerzlich Bewegte sich dahin zu dem seltsamen mißlichen Geschäft, die künftige Schwiegermutter für ein ehrbares Leben wiederzugewinnen. Er fand die von Tabakrauch geschwärzte und mit ordinären Tischen und Bänken versehene Schänkstube mit Leuten der niedrigsten Klasse angefüllt, welche hinter ihren steinernen Maßkrügen hell liesinger oder hairischen Biers verwundert und neugierig auf den eintretenden Fremdling schaueten, dessen Anzug mit ihren dunkeln Blousen und schmutzigen Hemdärmeln einen scharfen Contrast bildete. In lockenden Molltönen erklang zu ihrem Gespräche in den so eigenthümlichen österreichischen Nationalmelodien die Zither, welches Instrument voll rührender Zartheit seltsam genug in die schmutzigsten Winkelkneipen der Vorstädte Wiens flüchtet. Mehre üppig schöne Dirnen, denen das Laster unverkennbar auf die Stirn gedrückt war, naheten hier und da einem der roben Gäste mit frecher Vertraulichkeit und unzüchtigen Scherzen, und tranken dabei ungeladen mit widriger Gier aus den gewaltigen Bierhumpen, oder bettelten um eine Mahlzeit.

Eine Weile hatte Leopold in die lärmende wildbewegte Scene geschaut, und mit Mühe die Zudringlichkeiten der buhlerischen Bettelndirnen von sich selbst abgewehrt, da wurde die Thür aufgerissen, und, von Branntwein glühend, trat ein Weib in zerrissenem schmutzigem Anzuge herein, dessen vorzüglicher Stoff auf bessere Zeiten hindeutete. Nicht ohne Grauen erkannte der Beobachter in den abgezehrten verzerrten Zügen die einst so schöne Josephine.

Schamlos die Arme gegen die Gesellschaft ausbreitend lallte die Taumelnde: A Plutzerbier! Ich bin da! — und pflanzte sich mit gellendem Gelächter neben Einen ihrer Bekannten, indem sie ihn mit den nackten Armen umschlang.

Na, Sopherl, laß mich aus, du hast halt 'n Rausch! deprecirte der Kerl, und schob sie unsanft von der Seite.

Unter Verwürfen und Schimpfreden schlug die zornige trunkene Megäre ihn sogleich in's Gesicht. Der Mann erhob sich zur Gegenwehr; allein Sopherl hatte viele gute Freunde. Im Augenblicke bildeten sich Parteien, und es entstand eine furchtbare Schlägerei.

Leopold hatte genug gehört und gesehen, um zu begreifen, daß für seine Tugendwerbung hier kein Terrain sei. Er gab der Schankwirthin einige Zwanziger gegen ihr Versprechen, seine Karte, auf deren Rückseite er für Frau Zaberl wichtige Aufschlüsse in Aussicht stellte, sicher morgen früh an diese zu übergeben, noch ehe sie sich wieder um den Verstand getrunken hätte. Traurig kehrte er dann heim, und erzählte die erlebte Scene.

Vergebens wartete er am andern Morgen mit der schmerzlich bewegten Braut auf Josephinens Besuch. Auch der Nachmittag verging ohne diesen, und gegen Abend beschlossen Beide endlich einen Spaziergang auf's Wasserglacis. Als sie den Stock-im-Eisen-Platz betraten, näherte sich

Digitized by Google

Josephinens gebeugte Gestalt, das vollendete Bild des Lasters, das wandelnde Beispiel bestrafter Eitelkeit und Verschwendung.

Krampfhaft fühlte Klärchen bei dem Anblicke, auf den sie Leopold aufmerksam machte, ihre Brust zusammengeschnürt. Schaudernd wandte sie sich ab, als die entartete Mutter, sie erkennend, mit grinsendem Lächeln auf sie zutrat. Sie schien so tief in ihr Elend versunken, daß sie es nicht mal fühlte; als aber zufällig ihr Blick von der schönen eleganten Braut zur Seite fiel, zuckte sie, plötzlich zusammen, und sank, von einem Schlagflusse getroffen, todt zu Boden.

Es war dieselbe Stelle, wo sie ihrer Tochter vor eilf Jahren an der normalen Wachsfigur der neuesten Mode die Lehre gab, daß kein Opfer zu groß sei, um den Vortheil einer angenehmen Erscheinung zu retten, daß der am tugendhaftesten sei, der am glücklichsten den ihm günstigen Schein festzuhalten verstände. Es war das Putzgewölb „zur schönen Wienerin!“

Der Dillenberg und seine Sagen.

Wie reichhaltig die böhmischen Gebirge im Allgemeinen an Sagen sind, ist hinlänglich bekannt, da sich schon manche Feder mit Aufzeichnung derselben befaßte, so, daß man jetzt bedeutende Sammlungen dieser Produkte der Volkspoesie veranstalten könnte; dessenungeachtet aber findet sich, besonders in den westlichen Gränzgegenden unseres Vaterlandes, noch manche Höhe, die würdig ihren Riesenbrüdern zur Seite stehen könnte und zwar sowohl in Bezug auf die Schätze, welche in ihrem Schooße verborgen ruhen, als auch hinsichtlich der Sagen, die sich an sie knüpfen; allein ihre abseitige Lage von den bedeutenderen Straßen, auf denen der Tourist gewöhnlich diese Gegenden durchstreift, der äußerst schwer verständliche Dialekt der Einwohner und vielleicht auch die nicht besonders auffallende Form, mögen die Ursachen sein, warum bisher so wenig von denselben bekannt ist. — Hieher gehört auch der in unserer Überschrift genannte Dillen.

Dieser erhebt sich südöstlich, drei Stunden von der Stadt Eger, waldbedeckt und ragt allseitig über das nördlich auslaufende Gebirgsjoch des Böhmerwaldes, von dem er eine der höchsten Kuppen bildet, hervor. Sein Reichthum an Mineralien und Steinen ist in der Umgegend sprichwörtlich und hat Stoff zu vielen Märchen geliefert, deren mehrere sich durch Originalität auszeichnen; und wohl verdienen, ein Plätzchen hier zu finden; — ja noch jetzt findet man auf dem Gipfel dieses ehrwürdigen Gränzhüters Granaten von ansehnlicher Größe offen zu Tage liegend und so häufig, daß sich ehemals die Bauern benachbarter Dorfschaften derselben als Spielmarken bedienten. — „Warum sammelt man sie aber nicht? —“ werden hier Einige fragen. — Aus der einfachen Ursache, weil sie größtentheils so verwittert sind, daß sie beim Zerschlagen des Glimmers mit diesem zerfallen, was auch zu der Mähre des gemeinen Mannes: „daß sie sich nicht bohren lassen“ Veranlassung mag gegeben haben. —

Sonderbar wird es Manchem scheinen, daß ich sage: diese Edelsteine fände man zu Tage liegend und Viele dürften sich, von diesem Ausdrucke verleitet, eine Art Eldorado erträumen, ja mir selbst ging es in meinen früheren Jahren nicht besser; allein ich kann es sehr gut damit erklären, daß ehemals Gruben hier bestanden auf Granaten sowohl als auf Erze, welche, wie die Volkssage behauptet, von den Venezianern, deren Spur man in fast allen Gebirgen Böhmens findet, angelegt wurden. Daraus läßt sich auch leicht erklären, warum der größte Theil der hier gefundenen Steine in einem Zustande der Verwitterung ist, was wohl bei den noch im Schooße der Erde verborgenen keineswegs der Fall sein dürfte. —

Doch da es meine Absicht nicht ist, eine genaue Schilderung dieses Berges in topographischer und mineralogischer Beziehung entwerfen zu wollen, sondern vielmehr, die davon im Munde des Volkes lebenden Sagen zu erzählen, so darf ich mich auch nicht in eine tiefere Untersuchung, als unumgänglich nothwendig ist, einlassen und kehre daher zu meinem eigentlichen Zwecke zurück.

I.

Auf dem höchsten Gipfel des Dillen stand in grauem Alterthume und zwar, wie es heißt, in einem Zeitpunkte, da eben Eger zu entstehen begann, eine große und mächtige Stadt, reich an Pracht und Bewohnern; allein letztere waren nach und nach durch Reichthum und Prunksucht, durch die verfeinerten Genüsse üppig lebender Städter so verweichlicht, ihr Sinn für Tugend abgestumpft, für das Gute und wahrhaft Schöne so verkehrt worden, daß Sittlichkeit eine fremdartige Erscheinung, Frömmigkeit beinahe etwas unerhörtes waren. Bei diesem Stande der Dinge war es denn auch keineswegs zu verwundern, wenn der geistige Beherrscher dieser Gegenden, ein zweiter Rübezahl, früher den Menschenkindern freundlich zugethan und sie mit Beweisen seiner Huld überschüttend, ihnen nach und nach nicht nur abgeneigt wurde, sondern auch seine Wohlthaten in Neckereien, seine Liebe in Haß verwandelte. — Nur zwei Personen hatte er in seinen besonderen Schutz genommen, einen kräftigen Jüngling, Theodor und eine liebreizende Jungfrau, Rosa mit Namen, deren Ständeverschiedenheit die traurigsten Verhältnisse begründete und den Inhalt nachstehender Sage bildet. —

Wie die zarte Knospe vom Morgenthaue getränkt und vom Alles belebenden Strahle der Königin der Gestirne geküßt, bald die bergende Hülle zertheilt und die duftigen Blüthen entfaltend, süße Wohlgerüche in die lauen Frühlingslüfte streuet, so war auch das Mädchen zur sinnigen Jungfrau herangeblüht und erfreute Herz und Auge durch ihre Reize. — Auf der edlen Stirne thronte ruhige, ernste Würde, das lange Haar, an Schwärze dem Ebenholze zu vergleichen, fiel in reichen Locken auf die musterhaft geformten Schultern hernieder und umwallte einen blüthenweißen Nacken, während ihr Wuchs, schlank, gleich dem einer jungen Tanne, die hohe Vollkommenheit des Gesichtchens um so mehr hervortreten ließ; aber das Majestätische der ganzen Erscheinung wurde ungemein gemildert durch einen leisen Zug des Lächelns, der beständig die Lippen umschwebte und zugleich die Grübchen in den von zartem Rothe überhauchten Wangen bemerkbar machte. —

Manches jugendliche Herz pochte höher beim Anblicke der Herrlichen, — vielerlei und vortheilhafte Anträge wurden ihr gemacht, — allein vergebens; denn die allesbeglückende, erste Liebe hatte bereits ihren Thron in Rosa's Brust aufgeschlagen und sie auf immer geistig mit ihrem Jugendgespielen Theodor verbunden! — Nichts wäre einer innigen Vereinigung hindernd in den Weg getreten, nichts hätte ihnen mehr die Pforten ihres irdischen Himmels verschlossen gehalten, da die beiderseitigen Vermögensumstände, besonders seit der beinahe gänzlichen Verarmung des ehemals reichen Patriziers Marc, Rosas Vater, gleich waren, hätte nicht dieser selbst, da er noch immer die üppigen Freuden eines besseren Ehemahls, freilich jetzt auf ihnkesten Anderer, zu haschen suchte, einst in sinnloser Trunkenheit, sein einziges Kind einem jungen Wüstlinge, der ihn zu ködern wußte, zugesagt. — Nichts vermochten die Bitten, Thränen und Wehklagen, nichts die Verzweiflung des Opfers, das vernichtet vor dem Fühllosen niedersank und seine Kniee mit der Kraft der tiefsten Seelenangst umklammerte. — er lächelte und schalt die Arme eine Thörin! — Da stand sie auf und trat mit ihrer ganzen Hoheit dem Verblendeten entgegen: „Vater!“ rief sie, „du spottest der Vernichtung deiner Tochter, die bereitwillig

Digitized by Google

und freudig alle Leiden mit dir theilte, dich mit kindlicher Liebe pflegte, mit ihrer Hände Arbeit nährte? — du stößt sie von dir, — wirfst sie hinweg, gleich einem unnützen Geräthe, das dir lästig fällt, und übergibst sie einem Meuschen, den selbst die Hefe des Volkes verachtet? — Vater! freole nicht, späte Reue könnte dich quälen, wenn du sehen müßtest, wie dein Kind dahinwelkt und gleich einer Blume in düerer Sandwüste verschmachtet; — wenn du Zeuge sein müßtest von dem unsäglichen Elende und Jammer, den du auf sein Haupt herabbeschworen! —"

„Ei Possen!" war die lakonische Antwort des Alten, indem er sich abwendete und entfernen wollte.

„Nun, so höre es denn!" rief jetzt das Mädchen begeistert. „Nie werde ich dem Nichtswürdigen angehören, nie als Gattin an seiner Brust ruhen; denn, du weißt es wohl, Theodor ist's, den ich liebe, der mein Herz besitzt, — ein heiliges Versprechen bindet mich. —"

Wuthschnaubend unterbrach sie hier Maro und mit den Worten: „Elende! du wagst es mir zu widersprechen?" ergriff er die Unglückliche, riß sie nieder, zog einen Dolch aus seinem Gürtel und die blinkende Waffe über ihrem Haupte zückend, fuhr er hohnlachend fort:

„Zittere nur; — aber nicht dein Blut soll diesen Stahl tränken! — Ich frage dich nun: Willst du meinem Wunsche gemäß handeln? — Bedenke jetzt, dein Nein macht das Herz jenes Buben, den du deinen Geliebten nennst, auf ewig stille stehen! — Du schweigst? — Nun so überzeuge dich! —" und damit schleuderte er die fast Besinnungslose von sich und eilte zur Thüre; aber noch ehe er diese erreichte, hatte sich die Jungfrau schon wieder aufgerafft und sank, aus tiefer Brust: „Ich will ja Alles!" hervorhauchend, vor ihm zusammen. —

In einem großen, prachtvollen Gebäude am äußersten Ende der Stadt, ging es wenige Tage nach diesem Vorfalle äußerst lebhaft her. Zahllose Diener eilten geschäftig Treppen auf und ab, — ein Gewirre von rufenden, antwortenden und befehlenden Stimmen, betäubte die Ohren der gespannten Zuschauer, die von dem ganzen Schauspiele, das hier aufgeführt wurde, nichts Anderes zu sehen bekamen, als eben nur die Vorbereitungen, und von der Handlung nichts weiter wußten, als den Titel; dieser aber lautete: Die Verlobung. —

In einer großen Halle nämlich, saßen um den mächtigen Eichentisch, auf dem eine Menge köstlicher Gerichte in blinkenden Schüsseln dampfte, während die Räume zwischen den Speisen langhälsige Krüge voll würziger Getränke ausfüllten, eine Anzahl Männer und Frauen, deren beständig unterhaltenes lautes Gelächter bezeugte, daß die Fröhlichkeit bereits den höchsten Gipfel erreicht habe, ja bei Einigen sogar in Zügellosigkeit ausgeartet sei; — aber am äußersten Ende der Tafel erblickte man eine Jungfrau, mit blassem Antlitze, — von häufigen Thränenergüssen gerötheten Augen und dem Ausdrucke des tiefsten Wehes in jeder Miene des interessanten Gesichtes, was einen seltsamen, auffallenden Contrast zu dem ringsum herrschenden Frohsinne bildete. — Wer würde in dieser Schmerzensgestalt die blühende Rosa, das holde Mädchen mit dem immer lächelnden Munde wieder erkannt haben? — Heute hatte sich ihr Geschicke entschieden, der zerschmetternde Wurf war gefallen und allem Erdenglücke Lebewohl sagend, war sie willenlos an den Verhaßten gekettet worden. Darum saß sie so traurig da, inmitten der Lustbeseelten und achtete eben so wenig auf die deutlichen Winke ihres bereits der Gewalt häufig genossener Getränke unterliegenden Vaters, als auf die ihren Abscheu erregenden, plumpen Liebkosungen des Bräutigames und die derben Witze der übrigen Gäste. Endlich, des schweren Zwanges müde, stand sie auf und ging in's Freie, um sich auszuweinen.

Durch eine blumige Wiese, die eben in des Frühlings buntem Schmucke prangte, schlängelte sich ein schmaler Fußpfad hin zum nahen Walde, in dessen kühlendem Schatten die Jungfrau sonst so gerne geweilt und aufweichem, schwellendem Moose, unter einer Gruppe dichtbelaubter Buchen, von einer wonnigen Zukunft träumend, selige Stunden verbracht hatte. Heute wandelte sie wieder diesen Pfad, aber vergebens sind ihr Lieblingsplätzchen zu erquickender Rast; — ungehört säuselte ein sanfter West in den blätterreichen Wipfeln und mischte sich mit den tausenderlei Melodien der Vögel, — ihr Wehe trieb sie ruheles vorwärts auf dem einsamen Steige, den nur selten eines Menschen Fuß betrat. Wilder und düsterer wurde die Gegend, zackige Felsklippen hinan wand sich der Weg, fiel dann wieder steil herab und verlor sich in dichtem Gestrüppe, aus dem von dem Nahen der Eilenden verscheucht, Schaaren befiederter Waldbewohner aufflatterten. — Rosa, in tiefes Sinnen verlohren, merkte es nicht; — scharfes Gestein hatte ihre Füße verwundet, Dornen die Hände geritzt, sie achtete es nicht; — da hemmte ein mächtiger Felsblock ihre Schritte, sie sah auf und bemerkte, daß sie in einer ganz unbekannten Gegend sich befand, während das scheidende Tagesgestirn schon nur noch der Fichten höchste Gipfel mit sanftem Abendrothe überhaucht. Müde und abgemattet dachte die Arme schon daranf, an diesem schauerlichen Orte, wohin kein menschlicher Ton drang, die Nacht zuzubringen; aber die Furcht, eines Raubthieres Beute zu werden, schreckte sie auf, und angsterfüllt eilte sie wieder zurück; aber vergebens war alles Spähen nach einem Pfade, der aus dieser Wüste zurückführte, immer tiefer gerieth sie ja das dichte Gebüsche und erkannte endlich mit Schrecken, daß sie sich verirrt habe. — Da warf sie sich weinend zur Erde nieder und flehte in glühender Andacht zum Himmel empor, an dem allmälig dichte Wolkenmassen heraufzogen, die freundlich herabblinkenden Miriaden von Sternchen in ihren dunklen Schleier hüllend — und siehe, — plötzlich flimmerte ein Lichtchen aus der düsteren Waldnacht, das, je näher es kam, immer größer und größer wurde, bis sein Träger, ein Mann mit einer Kienfackel, gefolgt von einem Jünglinge in prachtvoller Jagdkleidung, vor ihr stand. — Kaum erblickte Letzterer die Einsame, als er dem ihm Voranleuchtenden mit der Hand winkte, und grüßend vor sie hintrat:

„Welch ein sonderbarer Zufall, schöne Jungfrau! bewirkte es, daß Euch der Nacht grausige Schatten noch in fernem Walde finden?"

„Ich habe mich" lispelte die Befragte überrascht, „auf einem Spaziergange verirrt und konnte leider nicht wieder zurücktreffen. Eben flehte ich inbrünstig zum Himmel um Hilfe und siehe, er hat mir Euch zum Retter gesandt. — Ihr kehrt doch auch zur Stadt zurück? —"

„Nicht dort habe ich meine Wohnung," erwiederte seltsam lächelnd der Fremde, „sie ist ferne, und doch nahe; aber seid ohne Sorgen, ich werde Euch begleiten!" — Mit diesen Worten ergriff er ihre Hand und folgte dem wieder voranschreitenden Leuchtenträger auf einem ziemlich betretenen Fußsteige, den das Mädchen früher, trotz eifrigen Nachforschens, nicht entdeckt hatte. —

Während dieses im Walde vorging, hatte die rauschende Fröhlichkeit in jenem glänzend erleuchteten Hause noch immer angedauert, und obgleich man die Braut sich entfernen gesehen, fiel es doch Niemanden besonders auf; als aber Stunde um Stunde verfloß, — die Bäume bereits lange Schatten warfen, — endlich die Sonne hinter den Bergen verschwand und allmälig dunkle Nacht auf die Erde niedersank, da wurde denn doch die Unruhe allgemein und erst leise, dann immer lauter liefen Fragen von Mund zu Mund, bis der Bräutigam selbst, bisher nur der Tafel Freuden genießend, aufmerksam wurde. —

Zahlreiche Diener, mit Fackeln versehen, wurden ausgesendet, um die Vermißte aufzusuchen, die Hochzeitsgäste selbst zerstreuten sich nach allen Richtungen, jene zu unterstützen und da man in Erfahrung gebracht hatte, Rosa habe den Waldpfad eingeschlagen, wurde auch diese Wildniß durchstreift; allein vergebens, keine Spur von der Verschwundenen. — Da zuckte, wie ein Blitzstrahl, durch den Kopf des Bräutigams — wir wollen ihn Friedrich nennen — ein Gedanke, und mit rollenden Augen und geballter Faust blieb er stehen, faßte krampfhaft den neben ihm stehenden Maro am Arme und rief zähneknirschend:

„Des Himmels Donner sollen mich erschlagen, wenn deine saubere Tochter nicht einen Streich zur allgemeinen Belustigung gespielt hat! — Die Zeit, der Ort — Alles paßt vortrefflich, nur der junge Fant Theodor fehlte noch dazu! — aber auch der wird sich gefunden

Digitized by Google

haben! — O, daß ich es wüßte, nicht eines Gottes Schutz sollte ihr nützen! — Hinwegzerren würde ich sie von ihm, hohnlachend das Herz ihr aus der Brust reißen und es dem Buben vor die Füße werfen! —"

Ein lauter Freudenruf unterbrach hier den Frevler, welcher der Richtung aller Augen folgend, soeben seine Braut neit ihrer Begleitung aus dem Walde treten und von letzterer Abschied nehmen sah. — Dieser Anblick goß Oel in das Feuer und wuthschnaubend, von dem Dämone der Eifersucht geformt, eilte er, gräßliche Flüche ausstoßend, durch die versammelte Menge hin an jenen Ort, noch ehe seine Gefährten sich von ihrem Erstaunen erholen konnten. Schon hatte er die arglos Einherschreitende erreicht, — schon blinkte der blanke Mordstahl in seiner aufgehobenen Rechten drohend über dem Haupte der Niedergeworfenen, als ein teuflischer Gedanke in ihm auftauchte und allmälig Raum gewann. Ein lautes Hohngelächter aufschlagend ließ er seine Hand sinken, und dann ingrimmig die noch vor ihm Knieende anblickend, schrie er:

„Es hieße das Werk der Rache nur halb vollenden, wollte ich deinem Dasein so schnell ein Ziel setzen! — Freunde! herbei," — fuhr er zu den indessen Herbeigekommenen gewendet fort — „ergreift sie und fort mit ihr in den tiefsten Kerker; morgen werden der Stadt Väter der Ehebrecherin ihre Meinung sagen! —"

„O Vater!" rief Rosa, dieser Worte schrecklichen Sinn begreifend, entsetzt, „rette mich aus den Klauen dieses Ungeheuers! Ich bin unschuldig! —"

„Nenne mich nicht mehr Vater, Elende!" war die trostlose Antwort, welche ein Faustschlag begleitete; „der Buhlerin muß ihr Lohn werden!" — Und nichts half das verzweifelnde Sträuben der Unglücklichen, mit Gewalt schleppte sie der rohe Haufe unter Spott und Gelächter hinweg.

Eine wogende Volksmenge, ein Haufe neugieriger Gaffer, dem ein öffentlicher Akt der Gerechtigkeit nichts mehr ist, als ein Schauspiel, wozu man freien Eintritt hat, versammelte sich auf dem Platze, wo die Aeltesten der Stadt zusammengekommen waren, um Gericht unter freiem Himmel zu halten und die gegen Rosa von Seite ihres Gemales erhobene Klage über Ehebruch zu untersuchen. — Es bot einen eigenen Anblick, diese ehrwürdigen Greisengestalten, von denen jeder unter der Jahre Bürde wankte, mit tief herabfließenden, grauen Bärten, ernst und schweigend im Halbkreise sitzen zu sehen, harrend des Augenblickes, wo ihr Urtheilsspruch, gleich des Nordes eisigem Hauche, eine Blume vernichten sollte, deren Kelch sich erst zu entfalten begann. —

Plötzlich bildete sich inmitten der dichtgedrängten Masse des Volkes eine breite Gasse, und ein Gemurmel des Mitleides oder der Schadenfreude lief von Mund zu Mund, als die Erwartete, gefolgt von Friedrich, ihrem Vater und beinahe sämmtlichen Hochzeitsgästen, welche nun als Zeugen auftreten sollten, einherwankte, bleich, mit aufgelösten Haaren und von Thränen gerötheten Augen. Der versitzende Richter, ein Greis von hohem Alter, dessen kahlen Scheitel nur spärlich einige weiße Locken deckten, aus dessen freundlichem Antlitze aber ein Paar Augen blitzten, die das Feuer der Jugend bewahrt hatten und bezeugten, daß der dieser gebrechlichen Hülle inwohnende Geist noch seine volle Thatkraft besitze, erhob sich bei ihrem Anblicke, legte in einfacher, ungekünstelter Rede die Gründe dar, warum sich der Senat versammelt habe und forderte die Unglückliche auf, Alles der Wahrheit gemäß zu erzählen, da jede Lüge offenbar werden und ihre Strafe nichts weniger als mildern würde. „Findest du dich," so schließ er, „des Ehebruches, nämlich des verbotenen Umganges mit einem Fremden, schuldig oder nicht? — Spreche, meine Tochter!" —

Gefaßt und ruhig trat die Angeredete vor, berichtete, wie sich Alles zugetragen, — ihren Spaziergang, — die Verirrung und das Zusammentreffen mit dem Jünglinge, so wie dessen Hülfeleistung, und fuhr dann fort: „Das also ist die Ursache der abscheulichen Beschuldigung und des entehrenden Verdachtes, um dessentwillen ich vor Euch stehe; aber ich bin schuldlos! — Auf Euere weise Einsicht vertraue ich daher und flehe nicht um Gnade, wohl aber um Recht! —"

„Und wer war der Jüngling, der dich aus der Wildniß zurückführte?" fiel der Alte ein. „Kennst du ihn? Wir wollen ihn rufen lassen, um uns durch sein Zeugniß von der Wahrheit deiner Aussage überzeugen zu können."

„Ich kannte und kenne ihn nicht;" erwiederte sinnend Rosa.

„Lüge nicht, Sünderin!" fuhr Friedrich zornig auf. „Die ganze Stadt kennt dein Verhältniß zu dem Bettler Theodor, von dem du nicht lassen wolltest, ja selbst deinem Vater dich widersetztest, als er dir seinen Entschluß bekannt machte! — Wer soll es sonst gewesen sein, als Theodor, weise Väter?" wandte er sich zu diesen. „Bezeugt es nicht sein plötzliches Verschwinden aus unsern Mauern? O die Sache war gut verabredet, der Ort des Zusammentreffens gar passend und würde vielleicht oft solche Szenen gesehen haben, hätte nicht ein Gott mich aus meinem Schlafe aufgerüttelt und von meiner Schande überzeugt! — Spreche ich die Wahrheit, Maro? Bezeuget meine Worte hier öffentlich und lasset Euch nicht zurückhalten von thörichtem Mitleid gegen die Buhlerin, die nicht des Namens Eurer Tochter würdig ist. —"

„Er sprach die Wahrheit!" entgegnete dieser vortretend und sein Kind verächtlich anblickend. „Ich, als Vater, bin überzeugt von ihrer Schuld und fordere in dieser Überzeugung den versammelten Senat auf, die Verbrecherin zu züchtigen, wie sie es verdient, und keine Schonung zu haben mit ihr, die meinen Namen brandmarkte, damit für alle Zukunft ein Beispiel aufgestellt werde. Sollte aber," fuhr er, sich zu Rosa wendend fort, „wider Erwarten dein Urtheil milder lauten, als ich hoffe, so denke, daß dieses dir nicht entgehen werde. Maro wird sich zu rächen wissen!" und danelt zog er seinen Dolch hervor und zeigte dessen blanke Klinge! —

Gespannt lauschte die erwartungsvolle Menge und Aller Augen hafteten auf dem Antlitze der Richter, die stumm, anscheinend theilnahmslos und mit jenem unveränderlichen Ausdrucke in den Mienen, welcher nichts verrathen läßt und den nur das Alter verleiht, dasaßen. — Voll der Hoffnung, daß die Mitglieder des Senates ohne Schwierigkeit ihre Unschuld entdecken würden, war die Angeklagte vor dieselben getreten und hatte in dieser Überzeugung gesprochen; allein, nachdem die Untersuchungen und Fragen noch einige Zeit waren fortgesetzt worden, gaben ihr die Reden ihres Gemales, so wie die Zeugnisse ihres Vaters, der nun von einer Art Wuth erfaßt, nichts unversucht ließ, die Aeltesten gegen seine Tochter einzunehmen, bald die schrecklichste Gewißheit über ihr Geschicke; — doch erwartete sie gefaßt und vom Gefühle ihrer Unschuld aufrecht erhalten, den verhängnißvollen Spruch. —

Schon traten die Richter zusammen, um diesen zu fällen, — eine unheimliche Stille herrschte über den Anwesenden und höher streckte sich Jeder empor, um aus den Mienen der Berathenden im Voraus zu lesen, was kommen würde, — als die allgemeine Aufmerksamkeit plötzlich von einem andern Ereignisse in Anspruch genommen wurde. —

Ein Greis, gebeugt von der Jahre Last, mit langem weißem Barte, der auf ein einfaches, dunkles Kleid herabwallte, während den kahlen Scheitel nur wenige silberweiße Haare umgaben, stand, ohne daß Jemand sein Kommen bemerkt hatte, mitten unter dem Volke und schritt nun, gestützt auf einen langen, knorrigen Wanderstab, auf den Kreis der Richter zu. Er drängte sich nicht, sprach auch kein Wort, aber sein Blick war Befehl; denn, auf wen immer der Strahl seiner unter dichten Brauen hervorblitzenden schwarzen Gluthangen fiel, der wich auch scheu, wie von übernatürlicher Gewalt getrieben, zurück und so kam es, daß er an seinem Ziele war, ohne daß eine auffallende Bewegung unter dem Haufen die Berathenden aufmerksam auf ihn gemacht hätte. — Jetzt traten sie auseinander, der Versitzende erhob sich und sprach über die unschuldige Rosa das „Schuldig" — ihr Todesurtheil aus! — Kaum war noch der Ton seiner Worte verhallt, als der Fremdling auf ihn zutrat und mit tiefer, tönender Stimme, so daß es Jeder hören konnte, drohend Folgendes sprach:

„Ihr habt geurtheilt und gesprochen, weise Herren; aber nicht,

Digitized by Google

wie es dem bedächtigen, ruhig überlegenden Alter geziemt, sondern wie ein Jüngling, in dessen Adern noch das rasche, heiße Blut rollt, welches bei euch, längst abgekühlt, so ruhig fließt, als euer Urtheil besonnen sein sollte! — Des Alters Schnee deckt euern Scheitel und ihr seid leichtsinnig wie Knaben! — Wer hat euch bewiesen, daß dieses Mädchen schuldig sei? — oder gilt etwa das ungestüm Herausfordernde eines jungen Brausekopfes und der kalte Hohn eines Rabenvaters so viel als Beweis? — Zu wundern wäre es nicht; die Vergangenheit verschleiert ja der Beispiele gar viele! So hört denn: Ich befehle euch, diesen Spruch zu widerrufen! Wisset, der Jüngling, der die so schwer Beleidigte aus des tiefen Waldes Irrwegen wieder zurückführte, war ich und nicht Theodor, welcher, wie ihr euch überzeugen möget, krank in seiner Hütte darniederliegt! —"

Ein lautes Gelächter erscholl bei den letzten Worten unter der Menge, da man glaubte, einen Wahnsinnigen vor sich zu haben; aber dieser wandte sich um und augenblicklich verstummte jeder Mund, worauf er wieder begann:

„Glaubet nicht, meine Worte seien Scherz oder die irre Rede eines Narren, dessen zerrütteter Geist sich Phantome schafft und in sich verkörpert wähnt! — Waget es nur, mir Gehorsam zu verweigern! —"

„Wer bist du denn, Unbegreiflicher!" sprach den Kopf schüttelnd hämisch einer der Richter, „daß du dir herausnimmst, uns vorzuschreiben, was wir thun sollen?"

„Ich bin der Herr dieser Gebirge, der Beherrscher der Gnomen!" war die Antwort, „der sich euch früher gar wohlthätig erwiesen, nun aber die Verderbten hasset; — ich bin der Geist dieser Gegenden!"

„Wie?" rief Friedrich höhnend, „dieser Alte, über dessen Haupte schon der Tod seine Sense schwingt, — den sein Stab gerade so lange stützen wird, bis er sein Ziel, das Grab, erreicht hat, dieser Graubart will der Berggeist sein? — Man sieht, das Alter verwirrte seine Sinne!" und als er bemerkte, daß zu dieser letzten Äußerung die Mitglieder beistimmend nickten, wandte er sich zu dem Fremden und sprach herausfordernd: „Beweiset es uns doch, lieber Freund! —"

„Glaubst du etwa, junger Mann!" entgegnete dieser feierlich, mit erhobener Stimme, „ich werde, um dich von meiner Wesenheit zu überzeugen, die Natur der Dinge verkehren, werde Steine in edle Metalle, wie sie euere Gier wünscht, — Dornen in zarte Blumen verwandeln? — Nein, so viel ist mir nicht an dir gelegen, obwohl ich weiß, daß auch dich die längst verdiente Strafe ereilen wird. Ihr aber," er richtete diese Worte an Älteste und Volk, „möget zittern, wenn ihr meinem Willen nicht Folge leistet. Längst schon schwebte das Schwert der Rache für euere Verbrechen über euern Häuptern, zu Ende ist die Langmuth und Barmherzigkeit des Geistes der Geister, das Maß euerer Missethaten ist voll und der Todesstreich, der dieses Mädchen treffen soll, wird zugleich die Losung zu euerem Untergange sein!

In der Erde Tiefen sollt ihr dann harren durch Jahrhunderte in Reue über euere Verbrechen, bis auch euch der Erlösung Morgenroth erscheinen wird; — dann nämlich, wenn jene wenigen Häuser, die ihr dort in der Ferne entstehen seht (Eger), zu einer mächtigen Stadt herangewachsen, so wie euch, der Erde Schooß aufnehmen wird. Dies merket und nun wählet! —"

Nach dieser prophetischen Rede wandte sich der Greis um, schritt langsam durch die sich theilende Menge und verschwand in einer der auf diesen Platz ausmündenden Gassen. — Sehr ungleich war die Wirkung seiner Worte auf das Volk; — die Einen standen sinnend und ernst, gleich als fürchteten sie, durch irgend eine Äußerung den Zorn des geheimnißvollen Unbekannten zu erregen, — Andere, kühner oder weniger affizirt, besprachen sich leise über diesen Vorfall, wobei es an Glossen über die äußere Erscheinung des Fremden nicht fehlte; — der größte Theil der Versammlung aber, so wie die Richter selbst, kamen nicht nur von ihrem ersten Gedanken, einen Irrsinnigen vor sich gehabt zu haben, nicht zurück, sondern wurden darin noch mehr bestärkt und überließen sich, trotz der ernsten Verhandlungen, rücksichtslos dem Ausbruche ihrer Fröhlichkeit und somit hatte auch das früher gefällte Urtheil seine volle Gültigkeit. —

Während dieser Vorfälle lag der oft erwähnte Theodor einsam und ermattet von dem gewaltigen Seelenkampfe auf seinem Lager ausgestreckt, das er nun schon seit mehreren Tagen nicht verlassen hatte. Das glänzend schwarze Lockenhaar, welches wild und verworren auf seine Schultern herabfloß, ließ die durchsichtige Blässe seines Gesichtes, dessen männlich schöne Züge die deutlichsten Spuren eines tiefen Grames trugen, um so schärfer hervortreten; — die dunklen, sonst so gluthvollen Augen lagen erloschen, tief in ihren Höhlen und schwere Seufzer quollen aus der beengten Brust; — die Kraft des herrlichen Jünglings war gebrochen im Kampfe mit dem ehernen Geschicke! — Nun lag er da, von Fieberschauern geschüttelt, bald in erschreckender Aufregung sich emporraffend, bald wieder abgespannt und bewußtlos zurücksinkend, außer Stande, auch nur im Mindesten zu helfen, falls eine Kunde der inhaltschweren Vorgänge zu ihm gelangt wäre. —

Indessen nun der Arme diesem Wechsel allmälig zu erliegen drohte, wurde es überall rege und lebhaft in der Stadt, deren Häuser das im Osten erglimmende Morgenroth bereits mit rosigem Lichte überhauchte. In Massen fluthete die neugierige Menge den Thoren zu, um in's Freie zu gelangen, wo schon andere Haufen eine kleine Anhöhe umwogten, auf deren Fläche, den üppigem Grauwuchse bedeckt, das Blut des unschuldigen Opfers der Rache, in Folge eines übereilten, ungerechten Urtheiles, vergossen werden sollte. —

Dem Meere gleich, dessen Wellen bei herannahendem Sturme unter immer mehr wachsendem Getöse sich höher und höher erheben, dann, anderen weichend, wieder verschwinden, wogte die Versammlung auf und ab unter Drängen, Stoßen und Gemurmel, bis plötzlich eine allgemeine Stille eintrat und Jeder unbeweglich auf dem errungenen Standpunkte verharrte. — Ein langer Zug bewegte sich ernst und feierlich von der Stadt her gegen den Hügel. Voran schritt der Senat, vollzählig wie am Tage des Urtheils, dann folgten die Kläger mit ihren Zeugen und andern Betheiligten, denen sich die Hauptpersonen dieses Trauerspieles; Rosa nebst ihrem Vater, umgeben von den Dienern des Gesetzes, mit dem Scharfrichter an der Spitze, anreiheten, worauf Wachen und Bewaffnete das Ganze beschließen. —

Noch kürzlich hatte die Unglückliche gehofft, das willkührliche Urtheil werde widerrufen werden; sie hatte sich auf die Weisheit der Richter, die natürliche Liebe eines Vaters und vielleicht auch auf ein kräftiges Einschreiten ihres Geliebten verlassen und diese Hoffnung erhielt sie noch aufrecht; — nun aber, da keine Aussicht mehr auf Rettung vorhanden, war auch ihr Muth gesunken. Bleich und erschöpft, mit aufgelöstem Haare, dessen Locken in wilder Unordnung Hals und Brust umwogten, schwankte sie inmitten ihrer Umgebung, kaum genugsam unterstützt von den nächsten Begleitern, einher und stand bald auf der Erhöhung im Angesichte aller Anwesenden. —

Nochmals verkündeten die Richter mit lauter Stimme den Todesspruch, worauf sie sich zurückzogen und dem Scharfrichter mit seinem Gefolge Platz machten, das sich nun der von Allen Verlassenen näherte, ihre Haare auf dem Scheitel in einen Knoten schlang, den Hals entblößte zum sicheren Streiche der scharfen Waffe, — endlich die Augen mit einem Tuche verhüllend und die fast schon Lebloße auf einen Sitz niederdrückend, sich entfernte. Schon trat der Henker, sein Oberkleid abwerfend, hervor, schon entblößt seine Rechte das furchtbare Schwert, — als ein herzzerreißender Schrei die Luft durchdrang und ein Jüngling, beinahe von aller Bedeckung entblößt, mit der Wuth eines Rasenden durch die erschreckene Menge sich drängte, den Hügel heranstürzte und mit Riesenkraft den Mann des Gerichtes bei Seite schleuderte, die Todesbraut in seine Arme schloß! — Es war Theodor! —

Gelähmt vor Überraschung standen Alle bei diesem Anblicke, unfähig zu Wort oder That; allein nur auf Augenblicke übte dieser Zauber seine Macht. — Die Ersten, die sich erholten, waren Rosa's

Digitized by Google

Gemal und ihr Vater, die nun wüthend bei dem Gedanken, das Werk der Rache könnte vereitelt werden, herbeisprangen, den Niedergestürzten emporrüttelten und seine Gehilfen an ihre Pflicht erinnerten. Schnell warfen sich letztere auf den schon wieder kraftlosen Theoder, rissen ihn los aus den Armen seiner Geliebten und nachdem sie ihn fortgeschleppt hatten, begannen unter dem Beifallsgemurmel des Volkes die schauerlichen Zurüstungen vom Neuen. Hoch blitzte bald darauf das Schwert des Henkers in der Luft, — dreimal fuhr es zischend im Kreise um dessen Haupt, um dann mit vermehrter Wuth niederzufallen, und — jetzt — plötzlich deckte tiefe Finsterniß die Erde, ein gräulicher Donnerschlag erschütterte den Berg in seinen Grundfesten und im grellen Lichte der Blitze erblickte mit Schreck und Grausen Jedermann die Gestalt jenes Greises, der früher durch sein Erscheinen die Verhandlungen der Richter unterbrochen und jene fürchterliche Drohung ausgesprochen hatte. — Starr und entsetzt haftete jedes Auge auf ihm und er begann mit einer Stimme, die das Rollen des Donners zu überschallen schien:

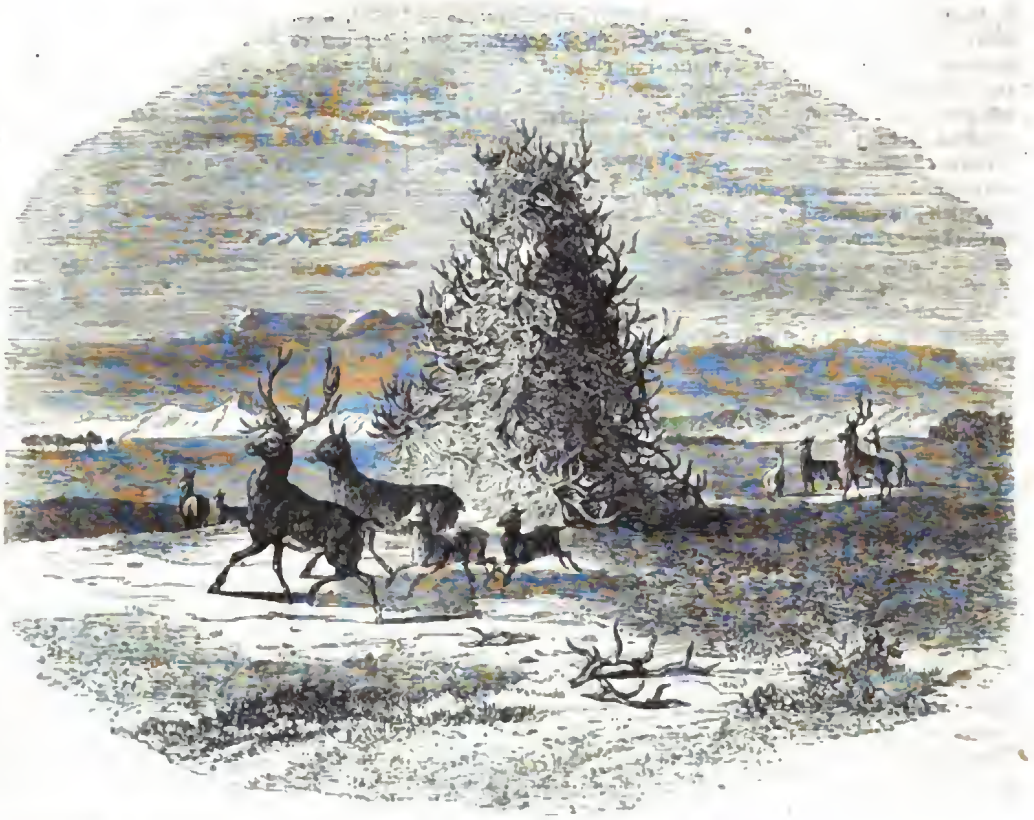
„Nichtswürdige! ihr wagtet es, meinen Befehlen zuwiderzuhandeln? Meine Drohung hat euch nicht eingeschüchtert und aus euerem Lasterleben aufgeschreckt? — Ich sehe, bei euch ist Besserung und Reue vergebens zu erwarten; nun will ich aber auch euer Richter sein, unerbittlich und gerecht; denn das Maß euerer Schandthaten ist voll! — Euch und euere Stadt soll die Erde in ihren Tiefen aufnehmen, wo ihr durch Jahrhunderte in Reue über euere Verbrechen verharren sollt, bis auch euch einst der Erlösung Morgenroth aufgehen wird; dann nämlich, wenn eine andere Stadt der Erde Schlund begraben wird. —“

Ein Blitzstrahl durchzuckte beim Schlusse dieses Urtheils die dunkle Nacht, — ein heftiger Donnerschlag, noch lange im Gebirge nachgrollend, erfolgte, dann — war Alles still, und als der Sonne Strahlen wieder auf den Schauplatz dieser Begebenheit herablächelten, beschienen sie eine Wüste, in der kein freundliches Obdach mehr dem verirrten Wanderer entgegenwinkte. —

Seit dieser Zeit befindet sich diese Stadt, mit sammt ihren Bewohnern, im Innern des Berges, bis zu dem Tage, wo Eger ein ähnliches Loos treffen soll.*) Niemand kann hineingelangen, außer in der Charwoche, während die Passion gelesen wird, wohl aber sah man zu verschiedenen Zeiten Rosa unter mancherlei Gestalten, vorzüglich aber als Perlhuhn auch bei Tage, einer Quelle zueilend, in welcher sie verschwand, wohl aber fand noch immer der Nachforschende am Boden des Berges eine Perle von ansehnlicher Größe. —

K. J—r.

Die Hirschgeweih-Pyramide.



Eine solche sieht man in Amerika auf einer Wiese am Missuri. Die weite Ebene, die mit diesem sonderbaren Monumente verziert ist, kennt man allgemein unter dem Namen „Hirschgeweihwiese“. Die indischen Jäger haben schon von jeher die Gewohnheit, allemal, wenn sie die Ebene passiren, neue Geweihe auf die Pyramide zu legen. Sie knüpfen an dieses alte Herkommen eine abergläubische Idee: sie halten dies für einen Talisman, sich eine glückliche Jagd zu verschaffen. Unter den Hirschgeweihen befinden sich auch einige Büffelhörner; alle sind aber so in einander gewachsen, daß man kaum eines davon losmachen kann.

*) Siehe: Dreifache Prophezeiung, Egerlandsage; Prag, Beiblätter zu Ost und West, 1844, Nro. 55—60.

Digitized by Google

Die Lebensalter in ihren verschiedenen Gestaltungen.

Wir bringen hier die Copie eines alten Bildes aus dem sechszehnten Jahrhundert. Was es vorstellt, ist leicht zu errathen. Der Mensch geht hier in seinem Lebensgange auf- und abwärts; aber immer auf dem Gebäude, das in seinem Inneren die Vernichtung, den Todtensarg und die abgelaufene Sanduhr birgt. Betrachten wir nun die einzelnen Figuren.

Das Kind tritt in's Leben; gleich dem Thiere, das sein Symbol bildet, wälzt es sich mit dumpfem Brüten in dem Schlamme, es hat vom Menschen blos die Gestalt. Nun steigt der Säugling um eine Stufe; er wird Knabe, spinnt sich die Träume einer kindlichen Welt aus; ihm ist die Welt ein großer, großer Garten, dessen Thore ihm verschlossen sind. Er fühlt aber noch kein Drängen, in diesen Garten zu treten; ungestört durch gewaltige Wünsche fließt sein Leben gleich einem sanft dahin murmelnden Bache fort, und darum wählte der Maler das Lamm zu seinem Symbol. Wieder eine Stufe und der Knabe ist Jüngling geworden. Die frühere innere Ruhe weicht einem Drange nach Außen. Der zwanzigjährige Herr der Schöpfung greift mit kecker Hand nach Allem, was er nur erreichen kann. Lorbeer, Reichthum, Liebe, Alles will er erringen und hier gab der Maler das Symbol des Hirsches, der sich die Hörner abstößt. Der Jüngling macht einen Schritt näher zum Culminationspunkte des Lebens und ist jetzt ein dreißigjähriger Mann. Die leicht erregbare Phantasie des Jünglings hat einem bestimmten Gedanken Platz gemacht. Gleich einem Stier steht er in seiner vollen Kraft da; das urkräftige, majestätische Abbild Gottes; sein Streben ist Ruhm, Krieg, er will kräftig eingreifen in das Rad des Lebens. Noch einen Schritt und der vierzigjährige Mann ruht auf dem Richterthrone von dem schweren Gange aus, den er vollbracht. Er hat die Blüthe des Lebens abgestreift; der Same ist zur herrlichen Frucht aufgegangen; mit ruhigem, gemessenem Blicke sieht er auf das Treiben neben sich, und das ihm zugetheilte Richteramt zeigt die ihm zugesprochene Superiorität, und darum ist der Löwe, der König der Thiere, sein Symbol.

Nun beginnt der Mensch abwärts zu schreiten. Er sieht die Nichtigkeit des Lebens ein; er greift jetzt zur Wissenschaft, und sucht auf seine fünfzigjährige Erfahrung gestützt, sein Wissen auf Kosten Anderer auszubeuten; daher der Fuchs als sein Symbol. Zu sechzig Jahren wird der Mensch ein Wolf; die sanften Regungen der Natur, die in der Jugend sein Herz in Flammen setzten, verlieren nach und nach ihre magnetische Kraft; nicht Hoffen, Haben ist jetzt seine Losung, und so hält er auch den Geldbeutel fest. Zu siebenzig Jahren nähert sich der Mensch den Vorpforten des Todes. Sein Mark ist vertrocknet, seine Hände schwach; er freuet sich an dem Glanze des aufgehäuften Goldes, das er doch nicht mehr genießen kann. Den Lebenszeigen schließt der alte Lebensatte, der, mit dem einen Fuße bereits im Sarge, doch noch nicht sterben will. Das Alter drückt seinen Nacken, die müden Füße wollen den Körper nicht mehr tragen, die abgelaufene Sanduhr mahnt ihn an das Ende seiner Tage; er aber sitzt in stumpfes Hinbrüten versunken und denkt an den Verlauf seiner Tage, an ihren Zweck, an ihr Resultat. Sein Symbol ist — ein todter Esel.

N.

Nachträgliche Faschingsphantasien über das Narrenthum.

Der Fasching ist zwar schon lange vorüber, ich will ihm aber doch eine feierliche Nachrede halten! Hört mich deshalb gütig an, und zwar mit dem rechten Geiste, mit dem Geiste, der empfänglich ist für die Wahrheit! Denn es ist eine zähe, hartgesottene Natur in uns, welche gerne diesen Geist verleugnet, gibt es aber im Jahre eine Zeit, wo die Ohren und Herzen sich ihm willig öffnen, so kann es nur die nach dem Fasching, d. h. des privilegirten Masken- und Narrenthums sein.

Schon aus dem grauen Alterthume her schreibt sich die löbliche Sitte, einmal im Jahre zu *scheinen*, was man das ganze Jahr hindurch ist, nämlich *närrisch*. **Ridendo verum dico!** sagt der Lateiner. Ein wahrer Narr ist ein lachender Freund der Wahrheit; allein es ist ein Unglück, daß es dergleichen so Wenige gibt, d. h. Narren von Bewußtsein, als die wirksamsten Diener der Weisheit und also der Wahrheit. Bisweilen übernimmt auf einem Maskenballe nur der Instinkt oder der Zufall die Rolle des Bewußtseins, und steckt z. B. einen Arlequin, der außer der Redoute immer **à quatre epingles** erscheint, in die liebenswürdige bunte Narrentracht, einen Tagedieb in die eines Bärenführers, ein Mädchen mit blos sinnlichen und eitlen Trieben in die Atlasshosen einer Türkin und den charakterlosen Tropf in den Domino der Gewöhnlichkeit.

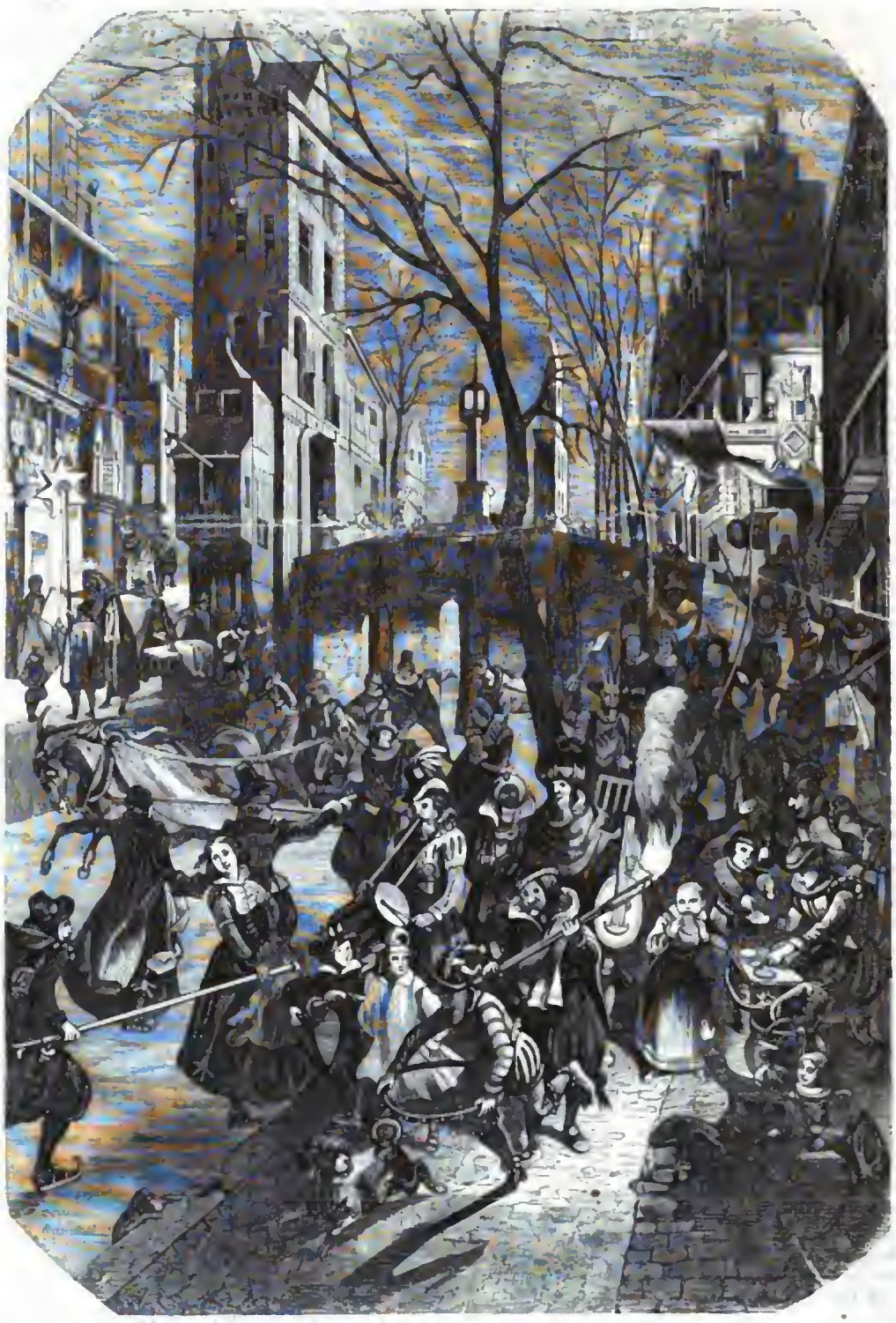
Warum hat man noch nicht einen Preis auf den wissenschaftlichen Beweis gesetzt, daß die Welt ein Narrenhaus sei, da die wissenschaftlichen Narren doch gerade die Selbsterkenntniß am meisten nöthig

Digitized by Google

hätten? — Der alte Sebastian Brand hat schon im Mittelalter mit seinem „Narrenschiffe“ einen poetischen Versuch dazu gemacht, und ich will heute einen oratorischen machen. Sehr, meine Lieben, unter den Menschen, wie sie sind, kann man nichts Besseres sein als ein Narr, denn die Narrheit, nämlich die Verkehrtheit im Gewande der Klugheit, wird uns schon mit dem ersten Athemzuge eingeimpft, und wer es zu einem Narrencharakter bringt, wie der in Shakespeare's „König Lear“, der ist ein sehr respectabler Narr. Sonst aber werden die Narren gar verschieden eingetheilt. Es gibt freiwillige und unfreiwillige, belachens- und beweinenswerthe, gefährliche und schadenlose, kleine und große Narren.

Die freiwilligen Narren sind die edelsten, die unfreiwilligen sind die Leidenschaftsnarren. Freiwillig närrisch ist der Humorist. Er ist die personificirte Ironie des Lebens; er steht über demselben, betrachtet es gleichsam aus der Vogelperspective wie einen wimmelnden Ameisenhaufen, und ruft lachend die von ihm selbst erkannte Wahrheit in diese kleine Welt hinein. Er hält mit seinem Geistesreichthume immer offene Tafel für alle Narrenierten, und statt mit Salz und Pfeffer und Essig und Oel würzt er mit Witz, und schont dabei seiner selbst nicht. Während dieser Narrenkönig die Augen stets offen hat, rennt der Leidenschaftsnarr wie ein Färberpferd mit verbundenen Augen in dem Kreise, den er sich gerade gewählt hat.

Ist der Wein seine Leidenschaft, so sind die Augen der Rebe für ihn am seelenvollsten, das Geld und der Purpur des Weines am prachtvollsten, die Blume desselben am duftvollsten, sein Geschmack am werthvollsten und sein Alter am ehrenvollsten.



Ein holländisches Faschingsbild aus dem sechszehnten Jahrhunderte.

Ist's ein Weibernarr, so ist er entweder ein unerträglicher unglücklicher Eifersüchtler, der sich an jedes Schürzenband hängt, jede Taille mit seinen Armen umschränkt, auch an den mattesten Blicken sein Herz versengt, und jede Küchenpriesterin mit seiner Liebe bedrängt.

Digitized by Google

Oder er hat für seine Leidenschaft Glück und Geschick, und die jedesmalige Favoritin des Tages ist willkührlich oder unwillkührlich die böse Fee, welche sein Geld in die Abgründe der Juwelen- und Modewaaren-Handlungen und in den Meerstrudel des Vergnügens schleudert, daneben aber auch seine Zeit auf Promenaden zertritt, auf Spazierfahrten rädert, und jeden seiner vernünftigen Gedanken an ihren Reizen aufhängen läßt.

Der Pferdenarr theilt die Dinge in vollblütige und schlechte Race ein. Das Reich seiner Träume erweitert sich nicht leicht über den Stall und die Rennbahn hinaus, ja er möchte die Welt in einen Pferdestall verwandeln. Die Grazie verehrt er, außer dem Reiter selbst, nur in Courbetten und Lançaden, die Kunst nur in den Kupferstichen und Lithographien der besten Renner, die Wissenschaft nur in der Anatomie und Thierheilkunde, das Handwerk endlich in den Hufschmieden, Sporern und Sattlern. Er interessirt sich für das Alterthum, zunächst für die Helden des trojanischen Krieges, denn er kannte drei edle Hengste, Namens Achill, Hektor und Agamemnon, auch eine ausgezeichnete Stute Andromache, und er liebt endlich Alles, was einen Huf oder eine Reitpeitsche trägt.

Eine Stufe tiefer steht indeß der Hundenarr. Müssen wir dem Herkommen nach die Pferdeliebhaberei für eine noble Passion gelten lassen, so kann dieser Begriff sich doch kaum noch auf Jagdhunde erstrecken. Wer aber seine civilisirten Gefühle an das Geschlecht der eigentlichen unnützen Köter verschwendet; wer mit dummen Möpsen, fetten Dachsen und entehrten Pinschern heidnische Abgötterei treibt, der verdiente, selbst in eine Hundegestalt verwandelt zu werden. Wer mit einer Belline liebäugelt und einen Amor an's Herz drückt, legt damit das traurige Geständniß ab, daß er nur noch eine Hundebrust zur Erwiederung seiner besten Gefühle aufzufinden weiß.

Zwei holländische Faschingsmasken aus dem sechszehnten Jahrhundert.

Steigen wir wieder auf der Tonleiter der Narrheiten hinauf, so finden wir den armseligen Wissenschaftsnarren, der aus pfundweisem Bücherstaube zu ersersichen sucht, ob Aristoteles eine Nachtmütze getragen habe, und den welcher Beschaffenheit die Laterne des Diogenes war.

Hinter ihm geht der Kunstnarr, der für ein brüchiges Bild eines alten Meisters schwärmt, enorme Summen für dergleichen verschwendet, und allen anmaßlichen Gallerie-Inspekteren und betrügerischen Bilderhändlern in der Nähe und Ferne mit seinem Enthusiasmus tributär wird, aber vielleicht ein wackeres, junges, darbendes Talent der seinen Augen untergehen läßt.

Betrachten wir einen Musiknarren, so sehen wir ein leibhaftes Notensystem, einen Menschen, der Alles mit Tönen und Chladny's Klangfiguren in Verbindung bringt, der sogar das Obst nach Dur und Moll abschätzt, und zur Verbreitung des Kunstsinnes das Weltschauspiel am liebsten in eine einzige große Oper verwandeln möchte, worin selbst obrigkeitliche Befehle und gerichtliche Sentenzen dem Publico musikalisch bekannt gemacht würden.

Ich könnte noch Zeitungs-, Mode-, Blumen-, Spielnarren aller Art schildern, aber das Narrengeschlecht ist eben das Menschengeschlecht, und ich würde mit seinen Narrheiten in allen Nüancirungen nicht fertig werden. Es mag daher mit den gegebenen Proben genug sein, um zu zeigen, daß ein unfreiwilliger, d. h. ein leidenschaftlicher Narr, ein Mensch ist, der nur sich und Seinesgleichen im Auge hat, und glaubt, die Welt sei nur darum geschaffen worden, damit er seine Nasenspitze hineinstecken könne. Belachenswerth sind übrigens die schadenlosen, kleinen, beweinenswerth die gefährlichen großen Narren. Wer auf einer Nußschale der Leidenschaft und Laune im Weltmeere der Ideen umherschwimmt, kann uns in der eigenen Nußschale vielen Spaß und wenig Schmerz machen; wer aber seine Begierden in hochlodernden Brandern kreuzen läßt, kann Millionen solcher Nußschalen voll Menschenglück in Asche verwandeln. Wer sich daher nicht zur geistigen Größe eines freiwilligen Narren erheben kann, eines lachenden Weisen, der suche ein unfreiwilliger kleiner Narr zu bleiben, den die Geschichte nicht nennt, während sie den großen streng richtet.

Am Fasching aber laßt uns Alle künstig freiwillige liebenswürdige Narren scheinen, sei es mit oder ohne Maske, und dann den Trinkspruch schließen:

Wenn bei großen und kleinen Thaten
Nur die nöthigen weisen Narren gerathen,
Dann mag bei Wasser oder Wein
Die Welt immerhin ein Narrenhaus sein.

Julius Krebs.

Digitized by Google

Das unterirdische Paris.

Nach dem Französischen, von Jt.

I.

Es schlägt zehn Uhr; im Pallaste Saint-Ildefonse herrschte die tiefste Stille. Die finstere Tonlosigkeit der Nacht wird blos durch das Gebeul des wachenden Hundes und das schauerliche Kreischen einer Nachteule unterbrochen.

In einem Gemache des zweiten Stockes befindet sich eine alte, von Leiden niedergebeugte Frau. Man entdeckte trotz ihrer Runzeln noch auf ihrem abgemagerten Gesichte Spuren von ehemaliger Schönheit. Sie ist ganz schwarz gekleidet; ihr Aussehen verräth eine tiefwurzelnde Verzweiflung.

Zwei Kammerfrauen stehen ihr zur Seite; sie beobachten sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit.

„Jenni!“ sagt die Eine; „wenn sie nur einschlafen möchte; es wäre das Beste!“

„Es ist nicht daran zu denken;“ erwiederte Jenni; „wir haben heute Freitag, ihren unglücklichen, schrecklichen Tag . . . Man darf sie keinen einzigen Augenblick aus dem Auge verlieren.“

„Jenni! du erschreckst mich; ich bin noch neu in dem Hause — man hat mich hier zum ersten Male als Wärterin hergesetzt; ich weiß gar nicht, was da eigentlich vorgehen wird.“

„Meine gute Louise! du mußt sehr in der Gunst des Herrn Haushofmeisters stehen, wenn er dir diesen Posten anvertraute; denn die Szene, der du jetzt als bescheidener Zeuge beiwohnen wirst, wird lange und schrecklich sein; da tauchen viele Geheimnisse auf, da brechen sich viele Gewissensbisse Bahn.“

In diesem Augenblick erhob die alte Dame ihr graues Haupt und fragte: „Ist schon Mitternacht?“

„Nein, Frau Marquise;“ antwortete Jenni.

Die Marquise ließ auf diese Antwort ihr Haupt wieder in die Hände fallen und blieb in dieser Stellung in derselben Unbeweglichkeit, wie zuvor.

„Meine Gute,“ sprach Louise, als das frühere Stillschweigen wieder hergestellt war; „könntest du mir nicht die Geschichte dieser alten Dame erzählen, die jede Nacht zwei Wärterinen braucht, damit die Eine wache, während die Andere schläft.“

„O! das ist eine lange Geschichte, in der auf jeden Fall viele Lücken bleiben; denn, wenn man auch zehn Jahre im Hause ist, so weiß man zwar viel, aber doch nicht alles.“

„Was liegt daran, meine Gute, sag' was du weißt.“

„Und deine Phantasie wird dir das Uebrige hinzufügen . . . . nun, deine geringen Ansprüche will ich befriedigen; höre also zu, vergiß aber nicht, daß du stumm wie das Grab sein mußt. — Es sind nun zehn Jahre, daß ich in dieses Haus kam; die Marquise von Ildefonse war damals noch schön, ihre schwarzen Augen voll Feuer, ihr Wuchs groß und majestätisch. Sie hatte ihre Tochter bei sich, einen Engel von Schönheit, die jetzige Gräfin von Lostan . . . Ich fragte damals die Bedienten, ob die Marquise von Ildefonse Witwe wäre, Niemand wußte mir eine bestimmte Antwort zu geben; blos der alte Haushofmeister Job sagte mir: „Mein Kind, wenn du im Dienste der Frau Marquise bleiben willst, so wiederhole nie mehr eine so unbescheidene Frage.“ Ich kümmerte mich also nicht mehr darum. Um diese Zeit war die Marquise von einer Masse von Liebhabern umflattert; jeder von ihnen geizte nach der Ehre, ihr Gemal zu werden. Unter ihnen befand sich ein Ritter Tony Saint-Eslede, ein hochadelicher frischer Edelmann. Ich sehe ihn noch, wie er mir immer zulächelte und mir mit seiner schönen weißen Hand auf die Wange klopfte, wenn er in der gnädigen Frau Zimmer trat . . Er war wenigstens schon fünf und vierzig, war aber so schön, so wohlgestaltet und so ausgezeichnet in seinem Betragen, daß alle Damen mit Bewunderung von ihm sprachen. Er machte der Marquise lange und hartnäckig den Hof, er versprach der schönen Paula ein zweiter Vater zu sein, schwor so viele Liebesschwüre, gab so viele Proben von Aufrichtigkeit, daß die Marquise endlich ja sagte. — Die arme Frau hatte ihn wohl lange schon insgeheim geliebt. — Ich werde dieses Verlobungsfestmahl nie vergessen. Was war da Gold zu sehen, Blumen, Spitzen, schöne Damen und schöne Cavaliere! . . . Es war ein blendendes Fest!

Die Marquise von Saint-Ildefonse hatte ein Purpurkleid nach römischer Art zugeschnitten; die Farbe hob die Schönheit ihres Teints. Ich, die ich sie ankleidete, ich kann es sagen, ich sah in meinem Leben keine schönere Hautfarbe; noch zu vierzig Jahren machte sie alle jungen Mädchen und Neuverheiratheten eifersüchtig.

Plötzlich erschien in der Mitte des Soupers ein Mann, ein Bettler; er war mit Lumpen bedeckt und sein großer ihm bis auf die Brust herab reichender rother Bart gab ihm das Ansehen eines Patriarchen.

„Meine lieben Fräulein,“ sagte er uns; „die Luft geht rauh, der Schnee füllt die Straße und ich habe kein Nachtlager . .“

„Guter Bettler,“ sagte ich ihm; „da hast du einen Franc; damit wirst du wohl ein Quartier finden.“

„Der Himmel stehe dir bei, schöne Blonde mit dem sanften Gesichte; dein Geliebter möge dir stets treu bleiben! aber da hast du deinen Franc zurück; jetzt sind schon alle Wirthshäuser geschlossen und ich brauche ein Nachtlager.“

„Aber wir haben keinen Platz, keine Gelegenheit . . .“

„O! ich brauche ja kein Bett, oder gar ein Zimmer . . blos ein Plätzchen im Stalle, auf dem ersten besten Bund Stroh; ich werde gleich einschlafen, denn ich bin sehr müde.“

„Höre, ich will die Frau Marquise fragen, ob sie uns erlaubt, dich zu beherbergen.“

„Thue das,“ erwiederte der Bettler.

Man ging in den Festsaal und holte den Befehl der Marquise ein.

„Wie!“ rief der Ritter Tony aus; „in dem Augenblick, wo wir mein nahes Glück feiern, kömmt ein von unserer Fröhlichkeit herbeigelockter Armer um ein Nachtasyl zu erbitten! beim wahrhaftigen Gotte! er sei uns willkommen; wir wollen es nicht, wie jener hartherzige Reiche machen, der selbst in Linnen und Purpur gekleidet, dem Lazarus blos Brodkrumnen hinwarf; der Mann soll hereinkommen und uns willkommen sein!“

Alle Anwesenden gaben dieser romantischen Idee ihren Beifall, als die Thür sich öffnete.

„Reißt die Thüren auf,“ schrie der Ritter, sein Glas ergreifend, „reißt die Thüren auf für unsern unglücklichen Gast und laßt uns, Freunde, Alle auf sein besseres Glück trinken!“

Und während dieses poetischen Toastes trat der Bettler ein.

II.

Der Bettler machte bei dieser Aufforderung, an dem Verlobungsmahle Theil zu nehmen, gar keine Umstände . . er setzte sich an die Seite des Ritters Tony und hob die Kapuze in die Höhe, welche einen Theil seines Gesichtes bedeckte.

Die Marquise stieß jetzt einen Schrei des Schreckens aus.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau!“ fragte der Ritter ängstlich; „woher dieses Erschrecken?“

„Ich wurde nicht erschreckt;“ antwortete sie, ihre Verwirrung

Digitized by Google

bemeisternd; „ich ließ mir blos das Messer auf den Fuß fallen und da preßte mir der daraus entstandene Schmerz diesen Schrei aus, der Sie erschreckte."

Während dieser Erklärung hatte der Bettler, die eigentliche Ursache des Schreckens der Marquise, den Mund nicht geöffnet; sein blasses, knochiges Gesicht verrieth nicht die leiseste Bewegung und als wieder Alles still war, hob er sein Glas in die Höhe und rief: „Die Gesundheit aller meiner mitleidigen Bewirther! Gott gebe ihnen langes, langes Leben!"

Alle stießen nun zwar mit dem Bettler an; die Lustigkeit war aber nichts desteweniger wie mit einem Zauberschlage weggebannt.

Man stand gleich von der Tafel auf.

Erst als Alle im Weggehen begriffen waren, rief die Marquise auf den Bettler und sagte ihm: „Der Bettler soll da bleiben! ich habe ihm etwas zu sagen."

Jeder war von dieser unerwarteten Äußerung überrascht; blos der Bettler machte sich es bequem, legte seinen Steck auf einen Sessel und rückte dem Feuer näher.

Die Gesellschaft entfernte sich.

Was nun während der Zeit ihres Beisammenseins gesprochen wurde, Niemand hat es erfahren . . . . Man vernahm blos, wie die Marquise laut klagte, seufzte und weinte.

Am andern Morgen war der Bettler verschwunden, man wußte nicht wohin.

Die Marquise ließ dem Ritter Tenv sagen, sie könne Niemand empfangen und schützte eine Brustkrankheit vor; ich aber, die ich am Abende durch's Schlüsselloch sah, ich sah, was ihr fehlte.

Sie hatte die Stirn von einem scharfen Instrumente verletzt und ihre schönen Arme trugen die zahlreichen Spuren einer ihr angethanen Gewalt.

Als ich sie in diesem Zustand sah, bot ich dem strengen Befehle Trotz und stürzte in ihr Zimmer.

„Gnädige Frau," sprach ich; „Sie können nicht in dem Zustande bleiben; meine Dienste sind Ihnen nothwendig. Vertrauen Sie meiner Verschwiegenheit."

„Mein Kind," erwiederte sie mir; „ich verlange nur ein Versprechen von dir; schwöre mir, nie Jemandem zu verrathen, was du jetzt erfahren wirst und nie in Zukunft die vergangenen Ereignisse mit den künftigen in Uebereinstimmung bringen zu wollen."

Ich versprach es.

Die Marquise erholte sich langsam und verschloß sich während mehrerer Monate in ihr Zimmer, indem sie Niemand als mich zur Gefährtin hatte.

Der über diese Veränderung trostlose Ritter Tenv kam nur selten, sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen.

Eines Abends fand man an einer der Barrieren von Paris einen Leichnam; er hatte in der Brust eine tiefe Wunde.

Es war Sir Tenv.

Als man der Frau Marquise diese neue schreckliche Nachricht hinterbrachte, verfiel sie in einen ungewöhnlichen Stumpfsinn; dieses Unglück erweckte wahrscheinlich in ihrer Brust das Andenken an alle erlittenen Widerwärtigkeiten ihrer Tugend; denn sie überließ sich von dem Augenblicke an, zeitweiligen Anfällen von Wahnsinn, dessen Quelle Niemand entdecken konnte."

Die junge Erzählerin hatte kaum ihre Erzählung beendigt, als die alte Marquise wie von einem plötzlichen Schauder befallen wurde.

„Mitternacht!" schrie sie; „Mitternacht, nicht wahr? das ist seine Stunde. O! die Guillotine ist bereit! o! das Messer ist frisch geschliffen! o! er ist schon todt! ach! ach! —"

Und sie öffnete mit stierem Blick einen kleinen Koffer und zog daraus von der Zeit gebleichte blutige Fetzen hervor; es waren Uniformen-Überreste. Man sah noch an diesen grausen Fetzen die Spuren von Goldstickerei, von Sammt und Blumenstickerei. Während sie die Fetzen hin und herschwang, sang sie mit deutlicher Stimme den schrecklich berühmten Revolutionsgesang:

Ah! ça ira, ça ira, ça ira, ꝛc.

Auf diesen höchsten Paroxismus der Leidenschaft folgte eine gänzliche Abgeschlagenheit; die arme Frau ließ die Arme herunterfallen, als wären alle ihre Glieder zerbrochen; sie gab den beiden Mädchen ein Zeichen, näher zu treten und fiel ohnmächtig in ihre Arme.

„Ich muß doch erfahren," sprach die Neuangekommene, „worin dieses Geheimniß besteht."

III.

Nachdem nun der Leser mit einem Theile der nachtbedeckten Geheimnisse der Marquise bekannt ist, führen wir ihn zu einem Zeitraume von einigen Jahren vor dieser Erzählung zurück, um ihn genauer mit den Wunden vertraut zu machen, an denen dieses edle Herz verblutete.

Wir sind im Wirbel der Schreckenszeit der Republik. In einem prachtvollen Pallaste tummelt sich eine tolle, trunkene Menschenmasse herum. Hier wohnte einst der Graf von Gennetv. Ach! der arme Graf war jetzt im Gefängnisse.

Aber nein, er ist nicht mehr hinter den Riegeln; er seufzt nicht mehr unter den Händen der Kerkermeister; seht wie blaß er ist, seine Hände sind auf den Rücken gebunden, die Diener der Republik stehen um ihn herum; das Schaffot ist aufgerichtet . . . . er geht zum Tode.

Jetzt stürzt eine Frau aus seinem Pallaste, eine junge, schöne Frau, deren Gesicht von Thränen überfließt; sie drängt sich durch die Menge, sie schreit:

„Gnade! Gnade für meinen Gemal!"

Alles fühlt sich bei dem Anblick dieser Reize, dieser in ihrer Verzweiflung so verführerischen Schönheit, wunderbar bewegt . . . Man möchte sagen, daß dieser Engelsanblick einen magnetischen Einfluß auf dieses wilde Thier übte, das man gewöhnlich Volk nennt.

„Arme Gattin!" sagten die Mütter.

„Arme Frau!" dachten die Mädchen.

„Wie schön sie ist!" riefen begeistert die Männer.

Drei Eindrücke, so verschieden von einander durch den Egoismus, der sie bewirkte.

Indessen war der Graf von Gennetv schon auf dem unglückseligen Bret; der Henker besah schon das Todesmesser; das Opfer blickte gefaßt gen Himmel.

„Haltet ein!" schrie eine Stimme; „dieser Mann ist ein braver Patriot, ein reiner Sansculotte!"

„Ja, ja!" schrieen tausend Stimmen im Chor.

„Er wird nicht sterben!"

„Nein, nein! er ist einer der Unsrigen!"

„Er wird die Kokarde aufstecken!"

„Er wird sie an die Mütze stecken!"

„An die rothe Mütze!"

Man stürmte das Schaffot und setzte dem Grafen von Gennetv die Freiheitsmütze auf.

Der Graf war ohnmächtig geworden. Man ließ ihn in seinen Pallast tragen.

Am Abende dieses schrecklichen Tages, der dem Grafen bald sein Leben gekostet hätte, öffnete die schöne Gräfin um Mitternacht das Parkpförtchen, und ein Mann trat in den kleinen Pavillon des Parks.

Dieser Mann war betrunken, schmutzig und zerlumpt; er trug Blutspuren an den Händen und an der Stirn; seine Fußbekleidung war in Fetzen und auf seinen schmierigen struppigen Haaren sah man eine schwarzumflorte rothe Mütze.

„Madame," sprach dieser Mensch zu der zitternden Gräfin; „ich habe zum Plaudern nicht lange Zeit; ich komme blos, Sie an das mir gegebene Versprechen zu erinnern. Unterzeichnen Sie dieses Papier."

Die Gräfin nahm eine Feder und unterzeichnete.

„Sie wird mein sein, wann ich es will;" murmelte der Bandit, als er sich in der Dunkelheit des Gartens verlor.

„O! mein Gott!" jammerte die Gräfin, in die Kniee sinkend; „welches Unglück bereitet mir die Zukunft!"

IV.

Den Tag darauf, als die Marquise von Ildefonse diesen schrecklichen Anfall in Gegenwart der beiden Mägde gehabt hatte, war die

Digitized by Google

Gräfin von Lestan, ihre Tochter, mit ihrer Toilette beschäftiget.

„Jenny," sagte sie dem Kammermädchen; „richte doch diese Bänder; sie sitzen ja nicht schön."

„Aber ich bitte um Verzeihung, Madame, Sie sind sehr reizend."

„Glaubst du wirklich?"

„Auf mein Wort."

„Wird auch er mich schön finden?" dachte sich die Gräfin.

„In der That," fügte Jenny schmeichelnd hinzu; „man würde Madame nicht ansehen, daß sie eine Witwe ist."

„Das ist nichts Erstaunliches," antwortete die Herrin mit freudestrahlendem Angesicht; „als ich Herrn von Lestan heirathete, so geschah es blos aus Zwang und der Himmel hat es so gefügt — ich thue vielleicht nicht Recht daran, mich darüber zu freuen — daß ich blos einen Monat seine Frau war."

„In Wahrheit zu sagen," bemerkte Jenny, „ist das für einen neuen Stand sehr kurz."

„Gewiß, wenn die Heirath die Folge einer wechselseitigen Liebe ist; wenn man aber, ohne zu lieben, mit einem rohen, fantastischen, geheimnißvollen Manne, wie es Herr von Lestan war, verehelicht wird, dann wandelt einen, will man sich nicht verstellen, bald die Lust zum Weinen an."

Die Gräfin war eben mit dieser unumwundenen Erklärung fertig, als ihre Mutter, die Marquise von Ildefonse eintrat.

Jetzt war ihr von dem Wahnsinne bei Nacht wenig anzusehen . . . sie war eine ernste, strenge Frau, deren schönes griechisches Gesicht Furcht und Ehrfurcht erregte.

Sie winkte mit der Hand.

Jenny entfernte sich.

„Meine Tochter," sprach sie zur Gräfin von Lestan; „dir steht eine abermalige Heirath bevor."

„Sie wird nie vor sich gehen, meine Mutter."

„Hast du auch das Glück bedacht, das man dir mit diesem Manne entgegen trägt; den Glanz der Geburt, des Reichthumes und aller übrigen Hoffnungen?"

„Ich verwerfe diese Ehe für immer."

„Warum?"

„Sie wissen es, ich liebe einen Andern."

„Thorheit;" sprach die Marquise; „eine Herzens-Tändelei. Du liebst Lionel, einen Offizier der Consulargarde, der kaum um zwei Jahre älter ist, als du."

„Er ist jung, das ist wahr, aber tapfer ist er, wie ein alter Soldat . . . Der General Moreau hat ihn öfter in seinen Tagsbefehlen genannt; zu dem ist er Edelmann, meine Mutter, denn er ist mein Cousin, stammt von der ältesten Linie unserer Familie."

„Unglückselige! du weigerst dich also?"

„Ja, meine Mutter."

„Und hörst weder auf meine Bitten, noch auf meine Drohungen?"

„Ich kann es nicht!"

„Wohlan! das Blut, das deine Weigerung fließen macht, falle auf dein Haupt!"

„Blut!" rief die junge Witwe aus; „was wollen Sie damit sagen?"

„Daß, wenn du nicht den in Rede stehenden Herrn von Brumener heirathest, ein großer, edler und reiner Mann deine Weigerung mit seinem Blute bezahlen wird."

„Theuere Mutter, erklären Sie sich deutlicher."

„Nein, ich kann, ich darf nicht; ich habe es auf die heilige Hostie beschworen; aber o meine Tochter! die ich dich liebe mit allen Kräften meiner Seele! gehorche, heirathe Herrn Brumener. Antworte mir!"

Die junge Witwe drückte die Hand an ihr Herz, als wollte sie ihren großen Schmerz niederdrücken und sprach mit Anstrengung:

„Ich werde gehorchen!"

V.

Es ist Zeit unsern Leser mit einer Hauptperson dieser Geschichte bekannt zu machen, nämlich mit dem jungen Cousin und Herzensfreunde der Gräfin. Offen, tapfer, überströmend von Liebe und Leidenschaft, hatte er schon vor der Heirath der Cousine ihr Herz mit Sturm erobert. Als sie wieder Witwe wurde, labte sich die Seele des jungen Mannes in neuer Hoffnung. Die Gräfin war schöner als je; alles schien jetzt seinem Glücke in die Hände gearbeitet zu haben; aber ein seiner Liebe Unheil bringender Stern schien alle Hoffnungen von Neuem vereiteln zu wollen.

Der Tag darauf, nachdem die Marquise von Ildefonse ihrer Tochter die Einwilligung zu einer allen ihren Neigungen widerstrebenden Vermälung abgepreßt hatte, ließ die Gräfin ihren Cousin auf einen Augenblick zu sich entbieten.

Der junge Mann traf pünktlich ein. Die Gräfin saß auf einem Sofa, in ein düsteres Nachdenken vertieft.

„Ei, Cousinchen, was ist Ihnen? wie Sie bleich sind! ist Ihnen ein Unglück zugestoßen?"

„Mein theuerer Freund;" erwiederte die Gräfin; „wir haben Beide schon von lange her mit dem Unglücke Bekanntschaft gemacht. Ich habe mich umsonst mit Hoffnungen gewiegt, ich wollte die düsteren Ahnungen, die meine Seele umschwebten, verjagen . . habe in der Welt Zerstreuungen gesucht . . ach! trotz aller dieser Bemühungen hat sich der Schmerz doch wieder an meinem Pfühl niedergelassen."

„Was ist denn geschehen? sprechen Sie, um Gottes Willen! wenn ich das Unheil, das Sie bedroht, abwenden kann, so will ich es, und sollte es mein Leben kosten, versuchen, und ich werde es vollbringen, ich habe die volle Ueberzeugung; habe ich nicht meine Liebe als Stütze?"

„Ihre Liebe!" rief die junge Frau, die Hände ringend, aus. „Sprechen Sie nicht mehr davon! Sprechen Sie nie davon! Und wenn mir in den zu kurzen Augenblicken, die wir mit einander verlebten, Worte entschlüpften, Worte, die ich nicht zurückhalten konnte . . . so vergessen Sie sie, ich bitte Sie darum; vergessen Sie sie; es handelt sich hier um Ihr Leben."

„Um mein Leben! was meinen Sie mit diesen geheimnißvollen Worten."

„Sie müssen gleich abreisen; Frankreich hat seine Feinde zu bekämpfen; und Sie haben einen Degen, der Ihnen schon zu Ruhme verhalf und noch mehr verhelfen wird. Gehen Sie für Frankreich kämpfen; der Krieg wird Sie lehren, mich . . . zu vergessen . . . die Unglückliche, die jetzt zu Ihnen spricht . . . aus Ihrem Gedächtnisse zu verbannen."

„Wie? Ich, Sie verlassen! Den Schatz, den mir Gott gegeben, von Neuem von sich werfen? Niemals! — und warum?"

„Ich heirathe."

Der junge Mann stieß einen halb unterdrückten Schrei des Entsetzens aus.

„Nein, nein!" murmelte er; „es ist nicht möglich . . Dieses Bündniß kann nicht geschlossen werden . . . Wer ist denn Ihr künftiger Gatte?"

„Der von meiner Mutter ausersehene Mann."

„Großer Gott! diesen Menschen wollten Sie heirathen?"

„Ja, ihn! meine Mutter fordert es; sie sagt, diese Heirath werde viel Unglück abwenden."

„Lassen Sie sich, Cousine, durch solche Märchen nicht schrecken; heirathen Sie doch diesen Gott weiß woher gekommenen Mann nicht. Er trägt einen edlen Namen, den ich entweder für falsch oder gestohlen halte."

„Sie täuschen sich."

„Hören Sie mich an: ich habe diesen Menschen schon irgendwo gesehen; ich weiß es sicher. Ungefähr vor einem Jahre hörte man in der Touraine von nichts als von Brandlegung und Mord. Der in dieses Land beorderte Obrist meines Regiments ließ damals alle

Digitized by Google

möglichen Nachforschungen machen, wir konnten nichts finden. Endlich eines Tages fingen wir einen Elenden, der einen Pachthof anzündete. Dieser Elende sah auf eine sonderbare Art demjenigen ähnlich, den man Ihnen heute zum Gemal aufzwingt."

„Welche Thorheit! Dies wäre nicht das erste Mal, daß eine Ähnlichkeit trügte."

„Erlauben Sie, Cousine. Trotz seiner unwillkührlichen Verwirrung an dem Tage, wo ich ihn zum ersten Male bei der Marquise fand, trotz der sonderbaren Ähnlichkeit, die zwischen ihm und dem Brandleger in der Touraine obwaltet, hätte ich noch gezweifelt; aber, als der Brandstifter sich zur Wehr setzte, wurde er an der linken Hand durch einen Bayonettstich verwundet, der ihm die Hand durch und durch bohrte und ihm so eine unheilbare Wunde verursachte."

„Nun?"

„Nun, sahen Sie nicht, wie der Mensch, der Ihr Gatte werden soll, die linke Hand immer sorgfältig mit einem undurchdringlichen Handschuhe verhüllt? . . Ich beschwöre es auf meine Ehre; dieser Mensch ist der Verbrecher, der den Händen meiner Soldaten entwischte."

In dem Augenblicke, als der junge Mann diese Worte ausgesprochen hatte, vernahm man an der Salonthür ein Geräusch . . . man hörte ganz deutlich die Schritte eines Menschen, der sich entfernte.

„Entsetzlich!" schrie die Gräfin; „man hat uns belauscht!"

„Was liegt daran;" erwiederte der tapfere Offizier; „ich fürchte nichts für mich — nur für Sie . . . Um unserer Liebe, um Ihrer Ruhe Willen, vermeiden Sie diese entsetzliche Verbindung!"

„Mein Freund, wenn es noch ein Mittel, ihr auszuweichen gibt, so schwöre ich, es anzuwenden; aber verlassen auch Sie diesen Aufenthaltsort, wo Sie allen Gefahren ausgesetzt sind."

„Um Ihnen zu gehorchen, entferne ich mich; aber erlauben Sie mir, Sie morgen um diese Stunde wiederzusehen."

„Aber sein Sie vorsichtig; sprechen Sie mit Niemandem von dem, was wir so eben gesprochen."

„Ich verspreche es."

Der junge Mann drückte bei diesen Worten seine Lippen auf die weiße Hand seiner Cousine und entfernte sich dann mit eiligen Schritten.

Die Nacht war hereingebrochen, der Kapitän durchschritt eilends die Straßen, langte endlich auf dem Pont-neuf an und schritt jetzt auf dem Quai dahin, um zu seiner Wohnung zu gelangen. Als er auf den ödesten Platz dieses Stadtviertels kam, vertrat ihm plötzlich Jemand den Weg.

„Du wirst nicht weiter gehen, schöner Soldat;" sprach der Elende.

Der junge Mann zog unverzüglich seinen Degen und streckte seinen Gegner mit einem blitzschnell geführten Stiche zu Boden.

Als er aber dem Geländer herabstieg, wuchsen plötzlich vier Andere aus dem Boden. Sie stürzten auf den armen Offizier, warfen ihn zu Boden, banden ihm Hände und Füße, steckten ihm einen Knebel in den Mund und trugen ihn fort.

Der Kapitän wurde ohnmächtig.

Als er wieder zur Besinnung kam, befand er sich allein, in einem geräumigen, feuchten Keller; man hatte ihn seiner Uniform beraubt und ihn mit einer Hose von grauem Tuch bekleidet und einer solchen Weste. Sein Hut war von Wachsleinwand und hatte eine kleine angezündete Laterne auf der Krämpe, damit er in der Finsterniß sehen könne.

Als sich der Kapitän so verlassen sah, warf er sich auf die Kniee und begann zu beten.

VI.

Kaum hatte sich der Kapitän auf die Erde geworfen, um die göttliche Barmherzigkeit anzuflehen, als er eine rauhe Stimme rufen hörte: „Mörder, her da!"

Der junge Mann erhob sich schnell und erwartete unruhig die Antwort, die darauf kommen würde.

„Was willst du?" antwortete eine Stimme.

„Komm und hilf mir, diesen Block wegrollen; du bist stark dazu."

Jetzt sah er den so angerufenen Mann aus dem finstern Hintergrunde hervorkommen. Es war ein Individuum von ungefähr fünfzig Jahren, stark, braun wie ein Neger, wild wie Kanibale. Als er den jungen Offizier erblickte, sprach er zu ihm:

„So bist du also jetzt Einer der Unsrigen?"

„Ich! Bei wem bin ich denn?"

„Du wirst es gleich erfahren."

„Aber, um Gottes Willen, wo bin ich denn, welche überirdische Macht hält mich hier gefangen, was ist eigentlich der Grund meiner Einkerkerung?"

„Freund," sprach der Mann, den man Mörder nannte, mit einem schrecklichen Lächeln; „sprich nicht zu viel; die Luft dieser Gewölbe ist sehr feucht; sie könnte deine Stimme verderben. Sei ruhig, füge dich in deine neue Lage und man wird dir vielleicht eines Tages die merkwürdige Geschichte erzählen."

In ein schallendes Gelächter ausbrechend entfernte er sich.

Der junge Gefangene blieb einige Augenblicke in tiefes Nachdenken vertieft; aber eine plötzliche Idee schien auf einmal einen glänzenden Schein in seines Irrsals Nacht zu werfen. Er beschloß, sich durch nichts entmuthigen zu lassen und auf jeden Fall zu erfahren, wo er sich befände.

Er setzte also den sonderbaren Hut auf, dessen Krämpe mit einer angezündeten Laterne bekleidet war und drang, nachdem er sich mit einem auf dem Boden gefundenen großen Steine bewaffnet hatte, in die Tiefen der Gewölbe vor.

Der erste Ausgang, der sich seinen Augen darbot, war eine so kleine Öffnung in der Mauer, daß er nur mit der größten Anstrengung den Körper durchbrachte. Die zahlreichen und großen Spinnengewebe an dem Eingange bewiesen ihm, daß die Einwohner dieser unterirdischen Aufenthaltsörter nicht hierdurch ihren Weg nähmen. Der junge Mann war darüber erfreut. Er dachte logisch richtig, daß er eher auf wenig benützten Wegen etwas entdecken würde, als auf jenen, die von Allen gekannt waren. — Als er durch die schmale Öffnung gekrochen war, befand er sich in einem aller Luft beraubten feuchten Orte. Bei dem Lichte der auf seinem Hute befindlichen Laterne sah er, daß die steinernen Stützen der Wölbung so wenig in der Erde befestigt waren, daß er jeden Augenblick befürchten mußte, unter der einstürzender Last zerquetscht zu werden. — Er beeilte sich also, diesen Ort schnell zu verlassen und befand sich bald in einer langen Gallerie. — Hier gewahrte er endlich Spuren von Menschen; er nahm in dem weichen Boden Fußstapfen wahr und zwar Fußstapfen eines sehr kleinen Fußes.

Als er eben in seinem Ausfluge weiter schreiten wollte, schlug eine Stimme an sein Ohr.

„O! armer Freund!" sprach die Stimme; „armer Freund, geh' nicht von mir."

„Jemand ist da . . . das ist die Stimme eines Weibes; vielleicht gleich mir ein Opfer der Barbarei dieser Elenden."

„Armer Tom;" fuhr die Stimme fort; „sieh mich an; verlasse mich nicht; mein Gott! raube mir nicht meinen einzigen Freund."

Der junge Offizier folgte dem Schalle der Stimme und kam auf eine Art Thür in den Vertiefungen des Felsens . . . Er wollte hinein . . .

Da ließ sich ein drohendes Gebelle hören . . Ein Hund sprang auf ihn zu, fiel aber kraftlos vor seinen Füßen nieder.

In demselben Augenblick erschien ein junges Mädchen; sie sah blaß und trostlos, aber auch ihr abgemagertes Gesicht verrieth Spuren einer seltenen Schönheit. Als sie den unerwarteten Besucher erblickte, rief sie aus:

„O mein Gott! rette mich; ich habe dies dich zu meinem Vertheidiger."

„Fürchten Sie nichts von mir;" entgegnete der Kapitän, sanft

Digitized by Google

ihre Hand ergreifend. „Ich komme nicht, um Ihnen zu schaden; ich komme eher, um Sie zu vertheidigen, wenn ich es im Stande bin."

„O!" rief das junge Mädchen weinend aus; „seit dem Tage, wo ich in dieses Grab geworfen wurde, wollten viele Männer, gleich Ihnen gekleidet, meine Jugend, mein Alleinsein benützen und mich beschimpfen . . . der Herr gab mir hier einen Vertheidiger . . . dieser Hund, mein armer Fox, hätte Jeden erdrosselt, der es gewagt hätte, mich zu berühren . . aber nun ist alles aus . . ."

Sie zeigte bei diesen Worten auf ihren Hund; das arme auf der Seite liegende Thier unterlag langsam den Schmerzen einen tödtlichen Krankheit.

Das edle, sterbende Thier heftete seine erlöschenden Augen auf seine Herrin und den Kapitän, als wollte er noch jetzt über ihre Sicherheit wachen.

Das arme in Thränen gebadete Mädchen neigte sich zu dem Hunde herab, legte die Hand auf seinen Kopf und umarmte das treue Thier.

Der alte Hund ließ blos ein dumpfes Knurren vernehmen . . aber in diesem Knurren lag eine ganze Sprache . . . ein ganzer Hymnus der Freundschaft und Dankbarkeit.

„Mein Fräulein," nahm jetzt der Kapitän das Wort; „ich bin erst heute in dieses Räubereest gerathen, ich beginne aber zu glauben, daß Gott mich hieher geführt. — Seien Sie ohne Furcht . . . ich werde Ihr Vertheidiger sein, Ihre Stütze gegen diese Menschen, deren räthelhaftes Betragen Sie mir erklären werden, und ich werde mich mit Ihnen eher unter dieser schwankenden Wölbung begraben, als daß ich es zugeben werde, daß Ihnen auch nur die kleinste Unbill geschehe."

„O! mein Herr; ich habe zu Ihnen und Ihren Worten Zutrauen . . . Ich lege meine Ehre in Ihre Hände. Ach! ich werde Ihnen nicht lange zur Last sein; ich nehme in diesen aller Luft beraubten Abgründen sehr ab und werde bald sterben, denn es bleibt uns keine Aussicht auf Rettung."

„Hoffen Sie," sprach der junge Offizier; „es gibt einen Gott im Himmel, der den Schwachen beschützt und über die Waise wacht. Dieser Gott hat Ihnen schon diesen Hund gegeben, der treu an Ihnen hing; wer sagt Ihnen, ob nicht Gott jetzt mich in diese Hölle gesandt, um Sie der Gesellschaft wiederzugeben?"

„Gott gebe es!" seufzte das junge Mädchen.

„Haben Sie keine Furcht; ich verlasse Sie nur im Tode; ich vertheidige Sie, möge da kommen, was da wolle und wer da welle."

Das Mädchen gab bei diesen Worten dem Kapitän ihre Hand, dann sagte sie zu dem sterbenden Hunde, den sie auf ihren Knieen zu erwärmen suchte:

„Du siehst es, Tom! mein braver Freund, ich habe einen Vertheidiger gefunden."

Fox schob seinen Kopf zur Hand des Kapitäns hin . . . wedelte mit dem Schweife, als ein Zeichen seiner Freude . . . leckte die schützende Hand . . . und legte sich wieder auf den Schooß der Herrin, um nie mehr aufzustehen.

Tom war tod! . . .

VII.

Als das Mädchen den armen Hund, ihre einzige Stütze verloren sah, wandte sie sich gegen den Kapitän:

„Der Wille Gottes geschehe; er möge über uns wachen."

„Wo sind wir denn eigentlich?"

„Sie wissen es nicht?"

„Nein, gar nichts."

„Haben Sie nie davon gehört, daß man Steine und Baumaterialien im Schooße der Erde sucht?"

„Ja, ich erinnere mich dessen."

„Wohlan! wir sind unter einer jener Wölbungen des unterirdischen Paris . . . hier gehen diese Arbeiten vor sich. Es ist leicht begreiflich, daß es viel Verzweiflung, viel Muth braucht, um damit Jemand sich entschließe, hier Arbeiter zu sein. In der That finden Sie auch hier blos Leute ohne Glauben, entwischte Galeerensklaven, Verbrecher, die den rächenden Arm der Gerechtigkeit scheuen."

„Aber die Früchte dieser harten Arbeiten, die Steine müssen ja doch das Eigenthum Jemands sein, der mit der Stadt in Verbindung steht."

„Ja, es ist da ein Unternehmer, ein Oberaufseher, ein Unteraufseher, aber sie beaufsichtigen die eigentlichen Arbeiter nicht. Blos der Unteraufseher sieht die Arbeiten nach, aber die Steinbrecher bewachen ihn ohne Unterlaß, aus Furcht vor einer Entdeckung, die übrigens unmöglich ist; denn derjenige, der hier hereinkömmt, nennt seinen Namen nicht und es frägt ihn auch Niemand danach . . . Und wie würde sich auch die Gerechtigkeit in diese Wölbungen wagen? . . Die hierher geflüchteten Banditen würden sie hier unter der Wucht der einstürzenden Wölbungen begraben."

„Mein Gott!" rief der Kapitän aus; „der Gedanke ist aber schrecklich, wenn man bedenkt, daß Paris Obrigkeiten hat, die mit Umsicht und Muth über die Sicherheit der Stadt wachen und doch von einem solchen Neste keine Spur haben."

„Seien Sie stille;" unterbrach ihn das junge Mädchen; „ich höre Schritte."

In der That nahete sich Jemand; es war ein Mann von hoher Statur, voll Kraft und Gesundheit, obwohl schon zahlreiche weiße Haare über seine Stirn herabhingen . . . Er trug das graue Costüm dieser schrecklichen Gesellschaft.

„Guten Tag, Herr Aufseher;" sprach das junge Mädchen.

Der Mann nickte mit dem Kopfe, sprach aber kein einziges Wort; er verzog keine weitere Miene und verlor sich in den Gewölben, immer seine unbewegliche Haltung beibehaltend.

„Dieser Mann," sagte das Mädchen, „ist schon seit einer langen Reihe von Jahren hier. Er war vielleicht, wie ich und Sie, das Opfer eines hinterlistigen Anfalls. Man hat ihn nie ein Wort sprechen hören; Niemand hat noch den Ton seiner Stimme gehört."

Der junge Mann wollte noch über Einiges Aufklärung haben, da ließ sich das Läuten einer Glocke vernehmen.

„Halt!" sprach das Mädchen; „jetzt ist die Vertheilung."

Die junge Gefangene zog den Kapitän in einen großen Saal; hier fanden sie alle Bewohner dieses düstern Aufenthalts vereinigt.

Der, auf den man „Mörder" gerufen hatte, vertheilte an Jeden den Lohn für seine Arbeit.

„Da, Abgebrannter," sagte er zu Einem; „da hast du Brod und Fleisch."

„Und mein Tabak!" fragte der „Abgebrannte".

„Da ist ein Loth."

„Kamerad, du übervortheilst mich im Gewicht; du benützest den Mangel einer Waage in unseren Kellern; wie komme ich aber dazu!"

„Das ist wahr;" schrieen die Anderen; „er bekömmt nicht das ihm Gebührliche; man will uns arme Leute übervortheilen."

Und Alle drängten sich um den Mörder herum.

Dieser lehnte sich an die feuchte Mauer, und sprach mit einem verächtlichen Lächeln zum Abgebrannten:

„Mein Alter, warte einen Augenblick; ich will deine Pfeife anzünden, ich habe Feuer."

Eine Pistole aus der Brusttasche reißend, setzte er sie an die Stirn des Steinbrechers und brüllte:

„Noch ein Wort, du Hund von einem Räuber, und ich schicke dich zum Teufel, dir deine Pfeife bei ihm anzuzünden."

Sich dann gegen die Anderen wendend, schrie er ihnen zu:

„Der Erste, der gegen meine Befehle murrt, bekömmt diese Ladung Blei in den Kopf."

Durch diesen Ton eingeschüchtert, schwiegen Alle und nahmen ihren Theil in aller Stille mit sich.

„Und du, Unteraufseher," sprach der Mörder zu dem schweigsamen Manne; „willst du nicht dein Theil nehmen?"

Der Unteraufseher schritt mit derselben Ruhe, die er vor dem Kapitän gezeigt hatte, vor, nahm sein Brod, Wasser und entfernte sich.

Digitized by Google

„Da ist Einer," sagte der Mörder, „der sich nie auflehnen wird; der beklagt sich nie, man muß ihn dafür belohnen; da, Unteraufseher, da hast du einen Krug Wein . . ."

Der Unteraufseher kam, als er sich gerufen hörte, wieder, schritt einen Schritt vor, kreuzte die Hände auf der breiten Brust und schüttelte mit dem Kopfe, als Zeichen der Verneinung.

„Immer enthaltsam;" sagte der Mörder; „wenn's so ist, nehmt, Gesindel, theilt euch in das Getränk."

Der Haufen warf sich auf den Krug und entfernte sich mit einem brüllenden Jubel.

Jetzt näherte sich der Kapitän mit dem jungen Mädchen.

„Schau'! Marie!" sprach der Mörder erstaunt; „kömmst du selbst zur Vertheilung?"

„Der Hund, der immer mein Brod holte, ist todt . ." erwiederte das arme Kind mit einem Seufzer.

„Ah! der abscheuliche Hund ist krepirt; desto besser, er war bäßlich und boshaft; er hat mich damals, als ich zu dir in die Zelle dringen wollte, bis auf's Blut gebissen; da du nun allein bist, wirst du wohl gastfreundlicher sein . . . Was Euch betrifft, Ihr seid erst seit gestern hier?"

„Ja;" erwiederte der Kapitän; „und protestire gegen diesen Mißbrauch der Gewalt, die mich meiner Freiheit beraubt."

„Bruder," entgegnete der Bandit; „du hast so eben gesehen, wie ich Protestationen aufnehme; glaube mir, sei ordentlich und setze dich ja nicht auf das hohe Steeitroß von früher . . Teufel! man schlägt ja hier Niemand todt . . . Adieu! ich empfehle dir nochmals Ruhe und Klugheit."

Bei seinem Weggehen wandte er sich noch an Marie mit den Worten: „Adieu! auf Wiedersehen!"

Als er fort war, kehrte der Kapitän mit Marie in ihre Zelle zurück. Hier warf sich die arme Marie auf den Boden und weinte.

Der brave Offizier hob wehmüthig die Hände gegen Himmel.

In diesem Augenblick trat Jemand in die Zelle.

Es war der schweigsame Unteraufseher.

„Öffne dein Brod, Weib;" sagte er ihr, zum ersten Male redend.

„Ich habe keinen Hunger."

„Öffne, meine Tochter."

Der Kapitän ergriff das Messer, das ihm der Unbekannte darreichte, und spaltete das Brod.

„O Himmel!" schrie Marie; „Hoffnung! . . . Seht, in diesem Brod, verborgen . . . ein Brief! . . ."

VIII.

Als Marie den Brief erblickte, der in dem ihr durch den Mörder selbst gegebenen Brode versteckt war, stieß sie einen Schrei der Freude aus.

„Gott sei gelobt! Jemand schreibt mir."

„Stille!" sprach der Unteraufseher; „stören Sie nicht durch Ihre Ausrufungen der Freude das Stillschweigen dieser Wölbungen; ein Arbeiter dieser Gräber könnte sie hören und dann wäre Alles verloren!"

Das junge Mädchen erbrach das Siegel des Briefes und las:

„Ich werde dir jetzt nicht sagen, durch welches Wunder ich das Geheimniß deines Aufenthaltes kennen lernte; ich behalte mir es, theuerer Engel! vor, dir später mitzutheilen, durch welchen glücklichen Zufall deine Thränen zu meinem Herzen gelangten . . . Ein Mann, der deinen Aufenthaltsort bewohnt, einen Ort, dessen Namen ich nicht kenne, wird dir deine Freiheit wiedergeben . . . aber unter der Bedingung, daß du schwörst, nie das zu enthüllen, was sich in deinem Gefängnisse zugetragen und nie diejenigen zu verrathen, die deine Bedrücker waren.

Ich bin von dem Gedanken entzückt, dich wiederzusehen, nachdem ich so lange Zeit deinen Verlust beweinte. Es ist ein Wunder, dessen neuer Gestaltung ich nicht einmal nachforschen darf. Kehre zurück, o kehre zurück, mein theures Kind! der Mann, den ich dir anzeige, wird dich zu mir führen.

Die Marquise von Saint-Ildefonse."

„Die Marquise von Saint-Ildefonse!" schrie der Kapitän; „meine Tante!"

„Wie? Sie ist ihre Tante?" fragte Marie.

„Ruhig!" sprach der Unteraufseher verdrießlich; „wenn Ihr Euch ausfragt, Euch mittheilt, was und wer diese Marquise ist, so verlasse ich Sie, mein Fräulein; denn sie darf durchaus nicht compromittirt werden."

„Ich werde schweigen," sprach der Kapitän; „und so sonderbar auch dieses Zusammentreffen zweier Glieder derselben Familie unter diesen Wölbungen ist, ich werde nicht durch unbescheidene Fragen das Loos dieses jungen Mädchens beeinträchtigen."

„O edler junger Mann!" rief Marie aus; „wie sehr bedauere ich, Sie hier zu lassen, ich, deren Seele sich schon in dem nahen Glücke der Freiheit berauscht, die ich die Natur wiedersehen werde . . die grünen Blätter, die Sonne! . . ."

„Fräulein," unterbrach sie der Unteraufseher; „knieen Sie nieder und schwören Sie mir auf dieses Kreuz, das an Ihrem Halse hängt, Nie etwas über die Existenz dieser Gewölbe und ihrer Bewohner zu verrathen."

„Bei Gott, ich schwöre es!"

„Gut; also diesen Abend."

„Diesen Abend? ach!" sagte Marie; „ich sah schon lange nicht die Nacht, noch den Morgen kommen."

„Ich will Sie schon abholen, halten Sie sich nur bereit; und Sie, mein Herr, entfernen Sie sich von uns; ihre Anwesenheit könnte Verdacht erregen. Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen ein Stillschweigen zu empfehlen, das Ihnen nur nützlich sein kann und dessen Beständigkeit ich sorgfältig überwachen werde. Adieu! auf Wiedersehen!"

„Adieu!" erwiederte traurig der Kapitän; „und seien Sie gesegnet, weil Gott in seiner Allbarmherzigkeit Ihnen den Gedanken einflößte, dieses unschuldige Kind zu retten. — Ich weiß zwar nicht, wer Sie sind, aber schon diese edle That entsühnt Sie von vielen Fehlern."

„Und wer sagt Ihnen," fragte der Unbekannte, „daß ich Verbrechen begangen?"

Der junge Gefangene schlug beschämt die Augen zu Boden.

„Gehen Sie," fuhr der Unteraufseher fort; und seien Sie unter diesen schwankenden Mauern vorsichtig . . . Ein unüberlegtes Wort kann das ganze Gebäude über Ihrem Haupte zusammenstürzen."

Der Kapitän drückte seine Lippen auf die kalte Hand des jungen Mädchens und entfernte sich langsam.

Indessen beschloß der Mörder, noch diese Nacht die ihm dargebotene Gelegenheit zu benützen. Er hatte einen ziemlich großen Krug Wein geleert, und nun, da er durch das im Übermaß genossene Getränk aufgeregt war, nun lenkte er seine Schritte nach der Zelle Mariens.

„Du kannst dich heute gebäeden, wie du willst; ich werde dir meine geregelte Liebeserklärung machen. Weil du das Zeichen des Henkers auf meiner Schulter siehst, stoßest du mich zurück . . . Du hast Unrecht, Kleine! ich bin zartfühlend und gut . . . . wenn ich liebe . . . und nun werde ich dich lieben können, denn dein Hund ist todt."

In diesem Augenblicke strauchelte der Mörder über Etwas.

„Hölle und Teufel! was ist denn das? Aha, das ist der Kadaver des Hundes. Man hat vergessen, ihm ein Grab zu graben, diesem Tugendwächter. Schade! — Laßt sehen, wo ist die Schöne? . . Marie, Marie!"

Blos das Echo der Zelle gab eine Antwort.

„Marie, verteufelte Schläferin! hörst du nicht?"

Dasselbe Stillschweigen.

Digitized by Google

Jetzt sah sich der Mörder beim Scheine der auf seinem Hute brennenden Laterne in allen Winkeln der Zelle um und schrie:

„Tod und Verdammniß! der Vogel ist ausgeflogen!“

Er griff nach einem an seinem Halse hängenden Pfeifchen und machte die schwarzen Wände der unterirdischen Gewölbe von seinen schrillenden Pfiffen widerhallen . . . Hundert Menschen liefen herbei; der unerschütterliche, ruhige Unteraufseher an ihrer Spitze.

„Das Weib, das ich euerer Bewachung übergab, ist entflohen; seid ihr ihr begegnet?“

„Nein!“ war die Antwort von allen Seiten.

„Dann ist blos ein Schuldiger hier.“

Und auf den Kapitän zeigend, sprach er:

„Bringt ihn in das Seufzergefängniß . . . das Übrige wißt ihr schon.“

Dann sprach er, zu dem Unteraufseher gewandt:

„Du mein Getreuer! du weißt, was du jetzt zu thun hast.“

Der Unteraufseher verbeugte sich, zog den Mörder in eine Zelle und schmückte ihn da mit den elegantesten, schönsten Stadtkleidern. In einem Augenblick war der Mörder in den nobelsten Gentleman metamorphosirt.

Jetzt ließen die Arbeiter auf seinen Befehl das Seil herab, das zum Eingange des Steinbruches führte.

Der Mörder, angezogen wie ein Elegant, setzte sich in den Korb und man zog ihn auf die Oberwelt hinauf.

IX.

Lassen wir den Kapitän auf eine Weile in den unterirdischen Gewölbern, überlassen wir ihn der Wuth der Leute des Mörders und folgen wir dem Letzteren auf die Oberfläche der Erde, um uns mit seinen Projekten und Handlungen bekannt zu machen.

Als der Mörder an der Mündung des Steinbruches ankam, war gerade ein schreckliches Wetter; der Sturm brüllte mit einer ungemeinen Wuth. Die Finsterniß schien die ganze Natur mit einem dichten Schleier beworfen zu haben. Der Mörder war jetzt auf der Gasse, wo ihn schon ein Wagen ohne Livree und Wappen erwartete.

„In den Pallast Saint-Ildefonse!“ schrie er dem Kutscher zu; „und im Galop.“

Zwanzig Minuten darauf war die Marquise von Saint-Ildefonse allein mit ihren zwei Dienerinen, allein mit ihren schmerzlichen Erinnerungen.

„Die Guillotine!“ rief sie aus; „die Guillotine! o! da ist sie! da ist sie! Und er! was ist aus ihm geworden?“

Die beiden Kammerfrauen drängten sich endlich um sie; sie sahen sie in ihre gewöhnlichen Anfälle verfallen.

„Seht ihr,“ sagte sie ihnen, indem sie mit dem Finger auf die blutigen Lumpen zeigte, von denen im Anfange der Erzählung die Rede war; „seht ihr, was mir von ihm geblieben ist? Aber er schläft; sprechet nicht von ihm, sprechet nicht von ihm!“

In diesem Augenblick unterbrach ein Laem die düstere Stille der Nacht.

„Ich will aber hinein!“ schrie eine befehlende rauhe Stimme; „ich muß zu ihr! Saget, es sei der * * *, ich sei es!“

Und die Zimmerthür ward mit Geräusch aufgerissen. Ein Mann erschien auf der Schwelle.

Es war der Mörder.

In diesem Augenblicke hätte Niemand in ihm den Banditen der unterirdischen Gewölbe von Paris erkannt. Obwohl heftig aufgeregt durch die Wuth über den Widerstand der Bedienten, nahm er doch, als er sich der Marquise näherte, eine so sanfte zurückhaltende und unterwürfige Miene an, daß man ihn eher für einen bescheidenen Cavalier gehalten hätte, der der Dame seines Herzens einen zärtlichen Besuch macht.

„Entfernet euch!“ sprach er zu den beiden Kammerfrauen.

„Bei der Seele meiner Mutter!“ lispelte Jenny der Louise zu; „ich erkenne den Mann, den du hier siehst; es ist der Vetter von vor fünfzehn Jahren.“

Der Mörder, allein mit der Marquise, trat ihr näher. Aber sie sah ihn nicht; in ihrem Irrsinne befangen, hatte sie den Elenden nicht einmal eintreten sehen; sie küßte in einem fort die Kleiderfetzen.

„O!“ rief sie jammernd aus; „man wird ihn jetzt morden, rettet ihn, rettet ihn! verschonet ihn!“

„Madame!“ schrie der Mörder; „seien Sie ruhig, man wird ihn retten, aber vergessen Sie auch nicht, was zwischen uns ausgemacht wurde.“

„O! diese Stimme . . . ist es ein Traum? Sind Sie es? Großer Gott! hab' Mitleid mit mir!“

Die arme Frau fiel in den Lehnsessel zurück; sie war wieder zur Besinnung gekommen.

„Ja, es ist geschehen, was Sie wollten; man hat ihn gerettet, aber nun hat man in zwei Sachen gegen meinen Willen verstoßen: Sie versprachen, Marie werde nie das Tageslicht wieder sehen — und sie ist frei, ist entflohen; Sie versprachen, daß Ihre Tochter nur Jenen heirathen werde, den man ihr bestimmen würde — und diese Heirath ist noch nicht vollzogen.“

„O! Herr! um Gottes Barmherzigkeit Willen! zwingen Sie meine Tochter nicht zu dieser widerwärtigen Heirath; sie stirbt sonst, gewiß.“

„Wenn sie zurücktritt, stirbt mein Gefangener.“

„Ich flehe Sie an, mißbrauchen Sie Ihre tirannische Macht nicht! seit zwanzig Jahren greift stets Ihre rohe Hand in alle meine Freuden, alle meine Hoffnungen; um Gottes Willen, hören Sie auf, mich zu verfolgen, und ich will alles zwischen uns Vorgefallene vergessen. Marie kehrte zu mir zurück, das ist wahr, aber ich weiß nicht wie; ich kenne den Ort nicht, wo sie so viele Jahre zubrachte, ihre Freiheit ist ihr wie durch ein Wunder zurückgegeben worden; lassen Sie sie mir! geben Sie mir das Opfer zurück, dessen Henker Sie waren, und ich will Ihnen ein Viertel meines Vermögens geben, will Ihr Andenken aus meinem Gedächtnisse verwischen.“

„Madame!“ schrie der Bandit; „ich muß die Flüchtigen und den Namen desjenigen haben, der, ein Dämon an List, sie mir entführte; ich verlange auch die Vollziehung der Heirath, die ich befehle, oder ich lasse den tödtenden Schlag auf das in meinen Händen befindliche Pfand fallen.“

Bei diesen Worten richtete sich die Marquise in die Höhe.

„Ich will dich züchtigen, Elender!“ rief sie aus; „ich will dich dem Gerichte übergeben, als schuldig des Mädchenraubs, als Dieb und als Mörder!“

Der Mörder wiegte sich nachlässig auf dem Sessel.

„Thuen Sie es, Madame! thuen Sie es; man wird mich verhaften, mich verurtheilen, wird aber selbst auf dem Schaffot ein gewisses Geständniß nicht aus mir herausbekommen, und wenn ich dann an den Ort, wo ich wohne, nicht zurückkomme, so stirbt Ihr Pfand, dessen Aufenthaltsort Niemand außer mir weiß, allein, ohne Tröstung, ohne Priester, — stirbt vor Hunger und Schmerz.“

„Gnade!“ rief die Marquise aus; „Gnade, auf meinen Knieen . . .“

Als der Mörder sah, welche furchtbare Gewalt er über die Marquise hatte, milderte er nach und nach das Rauhe seines Tones.

„Stehen Sie auf, Madame! ich mag Sie nicht zu meinen Füßen sehen. Ich will blos, daß die Heirath Ihrer Tochter mit dem von mir vorgeschlagenen Manne deßwegen stattfinde, damit kein Fremder zu dem Vermögen komme, dessen Eigenthümer wie bleiben müssen. — Als ich Ihren Gemal vom Tode errettete, wurde zwischen mir und Ihnen die Bedingung festgestellt: sich auf immer von ihm zu trennen, nie seinen Aufenthaltsort, welcher es auch sei, erfahren zu wollen und endlich Ihr ganzes Vermögen mit mir zu theilen. — Ich begreife, daß Ihnen dieser Vertrag etwas lästig ist; aber bedenken Sie, daß Sie durch ihn das Leben Ihres Gatten retteten; und ich habe mein Wort gehalten. Sie wissen, ich bringe ihm jeden Monat einen Brief von Ihnen, und er beantwortet ihn.“

Digitized by Google

„Das ist wahr; aber seit einiger Zeit ist seine Schrift etwas unleserlich."

„Vielleicht das Alter . . ."

„Werde ich nie erfahren, wo er ist? . ."

„Nie! noch mehr, ich opfere dieses in meinen Händen befindliche heilige Pfand, wenn mir Marie nicht zurückgegeben wird, wenn ich nicht erfahre, auf welche Art sie Ihnen zurückgegeben wurde. Als Hinderniß für meine Projekte, die sie nicht kannte, machte ich sie gleichfalls unschädlich für mich; keine Macht der Welt konnte sie aus dem Orte retten, in den sie mein Wille bannte; jetzt ist sie auf einmal frei, ist hier; ich will sie zurück haben, ich muß."

„Sie Ihnen zurückgeben, sie, das Kind meiner zärtlichsten Neigung? o! ich kann es nicht; sparen Sie mir diese Qual; nehmen Sie mir lieber meine Freiheit, mein Leben, nur schonen Sie sie!"

„Wie! Sie weigern sich?"

„Ja, ich verweigere sie."

„Ihr Entschluß ist unwiderruflich?"

„Ja!" antwortete die Marquise schluchzend.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür; herein trat ein junges Mädchen; sie hatte Alles mit angehört.

„Marie!" rief die Marquise.

„Marie!" sprach der Mörder erstaunt.

„Ja, ich bin es, nehmen Sie mich zurück; ich habe Sie nicht verrathen; ich habe es auf das heilige Kreuz beschworen, ich bleibe meinem Schwure treu; nehmen Sie mich zurück, bin ich doch nur ein Mädchen, dessen Leben Niemand interessirt. Kommen Sie, ich folge Ihnen, wohin es auch sei; aber betrüben Sie nur meine Mutter nicht!"

Die Marquise stürzte sich auf Marie und bedeckte sie mit Thränen.

„Kind!" rief sie aus; „ein Wunder hat dir deine einzige Stütze wiedergegeben; ein Wunder hat dir deine Freiheit geschafft und du willst dich von Neuem in die Hände deines Verfolgers liefern?"

„Scheiden wir," antwortete das junge Mädchen schluchzend; „ein eiserner Wille beherrscht uns; dieser Mensch hat uns in seiner Gewalt, wir wollen uns dem Willen der Versehung unterwerfen."

„Die Zeit drängt," sprach jetzt der Mörder; „Frau Marquise, lassen Sie uns bis an die Thür geleiten, damit Ihre Bedienten nichts Arges vermuthen. — Ich komme bald, die Erfüllung Ihres zweiten Versprechens zu fordern."

Der Bandit faßte das junge Mädchen beim Arm, und schritt der Thür zu, durch die er gekommen war.

Doch wie erstaunte er, als er bei ihrer Eröffnung einen Mann gewahrte, einen Mann, der ihn zu erwarten schien, unbeweglich da stehend, ganz bleich vor Wuth, den blanken Degen in der Faust.

Es war der Kapitän, den er noch in den unterirdischen Gewölben gefesselt glaubte.

„Auf ein Wort!" donnerte ihn der Offizier an und drückte ihn zugleich mit einem gewaltigen Ruck zu Boden.

X.

Die geheimnißreiche Geschichte geht jetzt zu Ende. So sonderbar auch die Begebenheiten, die wir zu entschleiern versuchten, klingen mögen, jede von ihnen soll ihre Erklärung haben. Jedes Drama hat seine Entwickelung, jede Tugend ihre Belohnung.

Als sich der Mörder unter der kräftigen Hand des tapfern Lionel gebändigt fühlte, da wußte er, daß er verloren war; aber nichts destoweniger faßte er sich schnell, und hielt sich am letzten Hoffnungsanker.

„Tödet mich, massacrirt mich!" murmelte er; „und das Pfand... das Pfand wird sterben . . . du weißt nichts, schöner Offizier! von dem Pfande."

„Du täuschest dich, Schuft!" fuhr ihn Lionel an; „das Pfand ist der Graf von Gennety, der Gemal der Frau Marquise, derjenige, den du blos deßhalb in der Schreckenszeit vom Schaffotte rettetest, um ihn dann in ewiger Gefangenschaft zu halten, und dich seiner Güter zu bemächtigen . . ."

„Wie!" brüllte der Mörder; „Sie wissen . . ."

„Ich weiß," fuhr Lionel fort; „daß du, um diese Gefangenschaft endlos zu machen, die Gräfin von Gennety zwangst, ihren Namen zu ändern, jenen von Ildefonse anzunehmen, auf daß Niemand die Spur von der Familie dieses Unglücklichen finden könne . ."

„Tod und Verdammniß!" —

„Ich weiß, daß du später, nachdem du die ältere Tochter der Marquise, die schöne Paula, an einen mit einem erborgten Namen verzierten Intriguant verheirathetest, noch die jüngere, Marie, raubtest, um erstens zwei Pfänder in deiner Hand zu haben, und um zweitens deine schreckliche Liebe zu befriedigen, die du in deinem scheußlichen Herzen für dieses naive Kind hegtest."

„O!" rief die Marquise aus; „ich habe ihm meine Tochter nicht freiwillig gegeben; sie wurde mir gestohlen, entführt, und dieser Mann drohte mir mit ihrem Tode, wenn ich ihn deßhalb verklagen würde."

„Ja," fuhr der Kapitän fort; „man bemächtigt sich eines schwachen Kindes, entführt es, kettet es in den Eingeweiden der Erde an, nahe dem Orte, an dem sein Vater seufzt, der Vater, den sie nicht kennt und der sie nicht kennt . . sie werden es auch in ihrem gemeinschaftlichen Leiden nie erfahren, werden die Bande, welche sie vereinen, nie kennen . . ist's nicht so, Bösewicht?"

„Wer hat sie Ihnen also verrathen?"

„Siehst du dieses Kreuz, das Marie trug, das Familienstück der Gennety? Als sie ihm auf dieses Kreuz das Geheimniß beschwor, da erkannte er sie an diesem Kreuze, verbarg aber selbst ihr das Geheimniß . . . Wer hat dem zarten Kinde einen Hund zur Bewachung gegeben? Er; wer hat diesen Hund zu ihrer Vertheidigung abgerichtet? Er; wer hat ihr später die Pforten des Grabes geöffnet und dabei, um sich nicht zu verrathen, Blödsinn affectirt? wieder Er."

„Das ist nicht möglich!"

„So sieh' ihn selbst."

Der Kapitän öffnete die Thür eines Nebenzimmers; heraus trat ein Mann.

Es war der Unteraufseher der unterirdischen Gewölbe.

Dieser schweigsame Unteraufseher, dessen sich der Mörder gar nicht versah, der außer seiner unterirdischen Funktionen gar keinen Sinn für Etwas zu haben schien . . . dieser Mann war der Graf von Gennety selbst.

Der Mörder fiel vor Entsetzen ohnmächtig zu Boden.

Der Graf warf sich in die Arme seiner Frau, die ihn gar nicht wieder erkannte; viel schien er gelitten zu haben.

Marie sah ihn erstaunt an.

„Dies ist dein Vater!" sprach Frau von Gennety, die ehemalige Marquise von Saint-Ildefonse.

„Man wird uns also nicht mehr mit dem Tode drohen?"

„Nein," antwortete der Graf; „denn, Dank diesem tapfern Offizier! wir sind von nun an für immer aus unserem Gefängnisse befreit, und haben alle Pläne dieses Bösewichtes vereitelt."

Jetzt trat die Wache ein. Die durch die Kerzen der Bedienten beleuchteten Uniformen der Gensd'armes machten die Scene pittoresker. Aus der Nachbarschaft lief man von allen Seiten herbei, um den merkwürdigen Verbrecher zu sehen, der gerade in dem Augenblicke erwischt worden war, als er eben ein neues Verbrechen hatte begehen wollen.

„O! heilige Jungfrau!" sprach Jenny, das plauderhafte Kammermädchen aus unserem ersten Kapitel; „ist dies der arretirte Mann?"

„Ja."

„Wohlan! den kenne ich!"

„Wie?"

„Das ist ja er!"

„Welcher Er?"

„Der Bettler, welcher am Abende der Verlobung der Frau Mar-

Digitized by Google

quise von Saint-Ildefonse mit dem seligen Ritter Tony das Fest störte."

„Einige Tage darauf wurde der Ritter todt gefunden;" bemerkte Lionel.

„Ja, an einer Barriere von Paris."

„Da ist der Mörder!" sprach der Kapitän, auf den Banditen zeigend.

In dem Augenblick entstand hinter den Gensd'armen ein großer Lärm. Die Diener der Gerechtigkeit hatten sich eines neuen Verbrechers bemächtiget.

Ein Polizeiagent führte ihn herein.

„Madame!" sprach er, sich achtungsvoll vor der Gräfin von Gennety verbeugend; „die Polizei wußte lange Zeit nicht, daß die Pariser Steinbrüche durch geheime Gänge mit verlassenen Steinbrüchen in Verbindung stünden und also auf diese Art eine Menge von Missethätern hier einen Schlupfwinkel gefunden hätten. — Gott weiß, wie oft der auf der Straße ermordete Reisende in diesen unterirdischen Gräbern verborgen wurde; wie oft hier die Unschuld unter der Brutalität dieser Henker gestufzt hat. — Die Gerechtigkeit verdankt Ihrer Familie, Madame, die Sicherheit, deren Paris sich von nun an durch die von Ihrem Herrn Gemale und dem Herrn Kapitän Lionel gemachten Mittheilungen erfreuen wird, und ich bin im Namen der Obrigkeit beauftragt, Ihnen hiermit ihre ganze Erkenntlichkeit an den Tag zu legen."

Der Agent wandte sich jetzt zu seinen Leuten und ließ ein Individuum verführen, das die Hände ziemlich fest auf dem Rücken gebunden hatte.

„Hier ist unter den Schelmen, die wir bei der Leerung der unterirdischen Gewölbe arretirten, ein Mann, der bei Ihnen, Madame! fleißig gesehen wurde."

Dieser Mann war Niemand anderer, als der vorgebliche Herr von Brumener, der die älteste Tochter der armen Dame hatte heirathen sollen.

„Nach unseren Büchern scheint es uns," fuhr der Beamte fort, „als wäre dieser Mensch niemand anderer als ein Brandanleger, der vor nicht langer Zeit bei einem Brandanlegungsversuche ertappt wurde."

„Sie haben recht, Herr Agent!" sprach der Kapitän Lionel; „ich dachte schon daran. Ich kommandirte die Truppe, die ihn arretirte. Er muß noch an der linken Hand eine Verwundung haben. Ah! . . Sehen Sie . . . da ist sie."

„Es ist genug. — Wache! führt die Gefangenen hinweg und schnell in's Gefängniß, wo sie ihre Strafe nur zur bald finden werden."

„Sehen Sie nun, was man Ihnen für einen Mann geben wollte?" sagte Lionel zu seiner Cousine, der schönen Paula. „Dieser Mensch verheirathete Sie schon ein Mal an Einen seiner Helfershelfer; jetzt wollte er es mit einem zweiten versuchen."

„Nach so vielen überstandenen Mühseligkeiten wollen wir Alles in die Nacht der Vergessenheit stoßen. Ich hoffe . . .!"

„Mein Freund!" sprach jetzt ihre Mutter zu dem Grafen, „wirst du nun, da wir vor den Drohungen dieses Elenden nichts mehr zu fürchten haben, auch Etwas für die jungen Leute thun?"

„Lionel liebt seine Cousine?" fragte der Graf.

„Mehr als mein Leben!" rief der Kapitän. „O! geben Sie mir ihre Hand!"

„Kann ich meinen Unglücksgefährten Etwas abschlagen?" erwiederte der Graf bewegt.

Einen Monat später waren die beiden jungen Leute Gatten.

Der Mörder büßte mit sammt dem vorgeblichen Brumner alle Verbrechen mit der Verurtheilung zu den Galeeren auf Lebenszeit.

Die Pariser Steinbrüche wurden von allem Gesindel gereinigt und zahlreiche Verhaftungen fanden Statt.

Die ehemalige Marquise von Saint-Ildefonse war plötzlich von ihrem Irrsinne geheilt und sie lebte jetzt glücklich und vergnügt an der Seite ihres geliebten Gemals.

Dramatische Novitäten-Schau.

Marie oder das Weib aus dem Volke.

Dramatisches Gemälde aus dem Volksleben in 5 Akten, nebst einem Vorspiele „der Hochzeittag", nach Dennery und Rallon von B. A. Herrmann.

Ein armes Mädchen aus dem Volke, Namens Marie, hatte sich durch jahrelange Ersparniß einen kleinen Nothpfennig von 1500 Francs zusammengebracht. Da lernt sie den Zimmergesellen Bertrand kennen; der junge Mann liebe sie, sie liebt ihn; Marie beschließt, ihn zu heirathen. Umsonst warnen sie ihre Freunde, daß Bertrand ein Säufer, ein Schlemmer sei; sie vertraut auf seine Liebe zu ihr, sie reicht ihm ihre Hand und wir sehen sie im Vorspiel von der Trauung aus der Kirche kommen. In der Kirche trafen sie aber mit noch einem Brautpaare zusammen, daß mit ihnen zugleich verlobt wurde. Es ist die junge Gräfin von Bussieres, die aber nicht, wie Marie, so glücklich ist, den Mann ihrer Liebe heirathen zu können. Die Gräfin liebt den Cousin ihres Gemals, den jungen Theobald; dieser ist aber arm; sie wird daher von ihren Eltern zu der Convenienzheirath gezwungen, und weil sie mit Marie zu gleicher Zeit getraut wird, so nimmt sie an der jungen Frau aus dem Volke Interesse und bittet sie, im Falle einer Noth, sogleich ihre Hilfe in Anspruch nehmen zu wollen. Indessen sehen wir Theobald, der eine lange Reise um die Welt machte — dies um Reichthümer zu erwerben — als reichen Mann zurückkommen; er stürzt verzweifelnd ab, als er von Marie die schreckliche Nachricht von der sechon vor sich gegangenen Verlobung der Gräfin von Bussieres erhält. Aber auch an Mariens Ehehimmel ziehen leichte Wölkchen auf. Bertrand hat ihr nämlich versprochen, das Trinken zu lassen; als aber die Gräfin zwölf Flaschen Champagner auf die Hochzeit schickt, da trinkt ihn Remy, sein Kamerad, so zu, daß er ziemlich betrunken Marie barsch anfährt und somit durch sein Betragen ihrem ehelichen Leben keine besonders guten Auspicien stellt. Mit diesem anscheinend kleinen Zanke zwischen dem jungen Ehepaare schließt das Vorspiel und jetzt kommen wir zu dem eigentlichen Stücke.

Der erste Akt führt uns ein Jahr darauf in die Wohnung Marien's. Was ihr ihre Freunde prophezeihet, ist leider nur zu bald in Erfüllung gegangen. Der von seinem liederlichen Kameraden Remy verführte Bertrand hat die ersparten 1500 Francs seiner Frau bereits durchgebracht. Anstatt zu arbeiten und Geld zu verdienen, liegt er mit Remy Tag und Nacht im Wirthshause. Marie sehen wir jetzt in der größten Bedrängniß; ihr drei Monate altes Kind kann den ihr, die von Nachtwachen ganz erschöpft ist, keine Nahrung erhalten. Sie muß daher Geld haben, um ihrem Kinde durch eine Fremde die Brust reichen zu lassen. Dazu hat sie sich 30 Francs erspart und diese vor ihrem Manne versteckt. Dieser kömmt jetzt nach Hause, verlangt zu essen; Marie gesteht mit Thränen, sie habe keinen Pfennig — die 30 Francs zählt sie nicht zu ihrem Eigenthum — und weiß ihr Elend dem Bertrand mit solchen Farben zu schildern, daß dieser zerknirscht sich zu bessern verspricht. Als aber Marie jetzt auf den Bauplatz eilt, um für den arbeitslosen Bertrand um Arbeit zu bitten, kömmt Remy und erinnert Bertrand an die Schuld, die dieser für eine verlorene Wette zu zahlen hat. Obwohl Bertrand seiner Frau versprochen hat, nicht mehr mit Remy zu gehen, so will er doch nur dieses einzige Mal mit ihm gehen, um die Ehrenschuld zu zahlen. Aber er hat kein Geld — er bricht also, von Remy aufgereizt, den Kasten seiner Frau auf, findet darin die 30 Francs und entflammt in Zorn bei dem Gedanken, daß seine Frau ihm von Noth gesprochen, während sie doch da Geld hatte. Voller Wuth über die vermeintliche Falschheit seiner Frau wirft er sich von Neuem in die Arme des verderbten Remy und wandert mit diesem nach der Schenke.

Als Marie jetzt nach Hause kömmt, die Lade erbrochen und das Geld nicht mehr vorhanden sieht, sinkt sie vernichtet zusammen. Nun, da das Geld weg ist, weiß sie für ihr Kind keine Nahrung mehr zu verschaffen; sie entschließt sich also, den Säugling in das Findelhaus zu geben. Indessen gehen Bertrand und Remy aus dem Wirthshause nach Hause; als sie in die Nähe des Findelhauses kommen, schläft der wein- und schlaftrunkene Bertrand auf einer da stehenden Bank ein, und Remy macht sich jetzt an ein Geschäft, das er vor hat. Ein Unbekannter hat ihm nämlich ein bedeutendes Honorar versprochen, wenn er, nämlich Remy, ihm einen Knaben schaffen kann. Remy sieht also jetzt auf der Lauer, um von einem der vor-

Digitized by Google

kommenden Weibes einen frischen zu erbrüten; da sieht er Marie mit ihrem Kinde kommen. Er zieht sich mit dem Unbekannten zurück und sie sehen hinter der Scene, wie Marie den Säugling ins Findelhaus gibt und dann im Ausbruche ihres Schmerzes mit einem durchdringenden Schrei zu Boden sinkt. Der in der Nähe auf der Bank schlafende Bertrand wacht von diesem Schrei auf; er erkennt sein Weib, erfährt, was sie gethan und sinkt betreuend zu ihren Füßen. Aber jetzt weist sie ihn von sich; erst auf sein zerknirschtes Bitten sagt sie ihm die Kennzeichen, woran er sein Kind erkennen könne; Bertrand verspricht jetzt, Tag und Nacht zu arbeiten, um damit er nur sein Kind wieder bekommen könne und führt Marie nach Hause. Nun eilt der bis jetzt hinter der Scene versteckte Unbekannte in das Findelhaus, gibt, da er alles gehört, die genauen Zeichen an und nimmt das Kind Marien's mit sich. Jetzt wird es aber Zeit sein, unsere Leser mit dem Unbekannten und dem Grund seines Thuns bekannt zu machen.

Dieser Unbekannte ist ein gewisser Doktor Appiani, Hausarzt der Gräfin von Bussieres. Dieser ist in dem Jahre ihrer Ehe gerade das Gegentheil von dem zugekommen, was der Marie passirte. Während diese ihren Mann liebte, liebte ihn jene nicht, während der Mann der Marie liederlich, aber doch lebt, lebt der Mann der Gräfin gar nicht d. h. er ist gestorben. Eines hat die Gräfin mit der Arbeiterin gemein: auch sie hat ein dreimonatliches Kind. Dieses Kind kränkelt aber von seiner Geburt an; Doktor Appiani, Hausarzt der Gräfin, räth dem Kinde Landluft an, nimmt es mit sich aufs Land, erklärt aber zugleich den Zustand des Kindes für sehr gefährlich. Da will die geängstigte Mutter den Eifer des Arztes anfeuern; sie sieht, daß er nach ihrer Liebe strebt, sie verspricht ihm also im Falle einer Genesung des Kindes ihre Hand zu reichen. Nun stirbt aber das Kind; Appiani will die reiche Heirath nicht fahren lassen; er begeht also, um die Millionen der Gräfin zu erhaschen, einen genialen Streich. Er will von Remy ein Kind geschafft haben; als er aber Marie mit Bertrand belauscht hat, braucht er diesen nicht mehr. Er nimmt also, wie wir schon eben erzählten, das Kind aus dem Findelhause und bringt es der Gräfin als ihren geretteten Sohn. Die glückliche Mutter findet sogleich Gelegenheit, dieses frohe Ereigniß durch einen Akt der Wohlthätigkeit zu feiern. Als nämlich die arme Marie sie um Hilfe anspricht, bringt sie ihr eine Rolle Geld auf und gibt ihr somit die Mittel, ihr Kind aus dem Findelhause zu holen. Kaum ist Marie fort, so läßt die Gräfin ihr Kind hereinholen und weidet sich in dem Gefühle ihrer Mutterfreuden an dessen Anblick, da stürzt plötzlich Marie herein und füllt die Luft mit ihrem Verzweifelt um ihr geraubtes Kind. Appiani erschrickt, als er in ihr die von ihm bestohlene Mutter erkennt; nun denke man sich aber sein Entsetzen, als die unglückliche Mutter das Kind in der Wiege erblickt und mit dem lauten Schrei: „mein Sohn!" an der Wiege niedersinkt! Er sieht sich verloren, wenn nicht was Entscheidendes geschieht, da faßt er sich, ruft nach Bedienten und — befiehlt ihnen, die Wahnsinnige ins Irrenhaus zu schaffen.

Als er sie im Irrenhause hat, weiß er dem Doktor der Anstalt begreiflich zu machen, daß ihr Wahnsinn blos in der fixen Idee bestehe: das Kind der Gräfin Bussieres für das ihrige zu halten. Da ist nun im Verhöre auch vor dem Doktor der Anstalt darauf bestehe, dieses Kind sei das ihrige, so geht der Doktor des Irrenhauses natürlicher Weise auf die Idee des Appiani ein und hält Marie für irrsinnig. Indessen besucht sie aber Bertrand im Irrenhause und bringt ebenfalls die Nachricht von dem Diebstahle ihres Kindes. Da beschließt die unglückliche Mutter nach einem tiefer durchdachten Plane zu handeln; und als der Doktor der Anstalt und Appiani wieder eintreten, fängt sie letztern in seiner eigenen Schlinge, indem sie eingesteht: sie habe das Kind der Gräfin in der That irrthümlich für ihr Kind gehalten; Noth und Elend hätten ihr Gehirn so zerrüttet; sie komme aber jetzt zu Sinnen und sehe ihren Irrthum ein. Da wird Appiani verwirrt, fängt sich in seinen eigenen Worten und gibt dem redlichen Doktor nur zu deutlich zu erkennen, wie Marie blos das Opfer einer schändlichen Intrigue sei. Trotzdem gibt Appiani die Hoffnung, seinen Plan durchzusetzen, nicht auf; Marie bleibt für jetzt noch im Irrenhause; er hat also noch Zeit seinen Plan durchzuführen. Nun hängt sich aber ein neues Gewicht an seine Schritte und zwar Remy, der, wie wir wissen, die ganze Scene des Kinddiebstahls belauschte. Er fordert von Appiani für die Geheimhaltung der ganzen Sache 5000 Francs. Dieser verspricht sie ihm und eilt nun, die letzte Hand an sein großes Werk, seine Heirath mit der steinreichen Gräfin, zu legen.

Er überredet die Gräfin, ihm blos in Gegenwart einiger Zeugen ihre Hand zu reichen — dann will er gleich fort nach Amerika — und diese willigt in Rücksicht ihres gegebenen Versprechens ein, obwohl sie für den jungen Theobald eine zärtliche Neigung fühlt und dieser sich um ihre Hand bewerben hat. Appiani eilt nun, alle Anstalten zur Verlobung zu treffen, da schleicht sich die unglückliche Mutter, die Marie, in das Haus und in das Zimmer, wo ihr Kind in der Wiege liegt. Sie will es eben mit sich nehmen, als Appiani dazu kömmt. Da wird seine Wuth aufs Höchste getrieben; er versperrt alle Ausgänge, droht ihr mit augenblicklichem Tode, wenn sie nicht von ihrem Kinde läßt, bietet ihr Geld; umsonst, sie widersteht, ruft um Hilfe, da wird sie ihr. Die Thüre wird eingebrochen und herein stürzen Bertrand, Theobald und Remy. Remy, der von Theobald 10,000 Francs versprochen bekam, verrieth Alles, der Diebstahl liegt jetzt klar da; Theobald bringt nebenbei den Todtenschein des verstorbenen Kindes der Gräfin, und das „dramatische Gemälde aus dem Volksleben" schließt mit der plötzlich eingetretenen Besserung Bertrand's, mit der Bestrafung Appiani's durch die unten wartenden Häscher; und weil denn doch bei jedem Schauspiel geheirathet sein muß, mit der Heirath Theobald's und der Gräfin von Bussieres, die über den Tod ihres Sohnes einige anstandsmäßige Thränen vergießt und dann mit einem wehmüthigem Lächeln — heirathet.

Bei diesem Stücke tritt wieder der schon so häufig vorgekommene Umstand ein, daß ein Drama aller Orten dem Publikum recht gut gefällt und doch von der Kritik verworfen wird. Aber, höre ich den Leser fragen, schreibt der Dichter für das Publikum oder für die Kritik? Wessen Beifall gilt also mehr?

Anstatt uns in eine direkte Beantwortung dieser Frage einzulassen, wollen wir es lieber auf eine indirekte Weise versuchen und wollen zu ergründen trachten, was eigentlich bei diesem Stücke den Beifall des Publikums hervorruft. Das meiste Interesse erregt wohl das volksthümliche Element, das in dem ganzen Stücke unläugbar vorwaltet; dann noch das in jeder Brust anklingende Muttergefühl, dessen krankhafte Zuckungen in der Person der Marie auf die höchste Potenz getrieben werden. Wir sehen, wie der von seinem bösen Genius verführte Bertrand den letzten Nothpfennig seiner Frau verprasst, und jetzt erreicht die Handlung ihren Culminationspunkt: Marie ist von Entbehrungen aller Art so sehr erschöpft; sie kann ihrem dreimonatlichen Säuglinge keine Nahrung reichen, da geschieht das Entsetzliche: Sie gibt ihr Kind ins Findelhaus. Nun trägt die von Bertrand ausgestreute böse Saat böse Früchte; als Marie und er Geld genug haben und sich das Kind zurücknehmen wollen, da bekommt die Handlung neuen Schwung, neues Entsetzen! das Kind ist gestohlen! Nun wird unser Interesse immer höher gesteigert, wir sehen die Mutter, ihres Kindes halber, in das Irrenhaus schleppen, wie sehen sie wieder, ihres Kindes halber, im Kampfe mit Appiani, da siegt die Tugend, Bertrand wird jetzt durch die erlittenen Drangsale gebessert sein, und wir gehen beruhigt aus dem Theater und freuen uns, daß die Marie zu ihrem Kinde und Appiani zu seiner Strafe gekommen ist.

Dies ist der kurze Umriß der Handlung und man kann daraus leicht ersehen, daß dem Stücke gar nichts abgeht, um es der schaulustigen Menge zum schönsten Rührstück zu machen. Wie in den alten Ritterromanen Spuk und Schauer Hand in Hand gehen, so sehen wir hier in moderner Form Elend und Entsetzen auf die höchste Spitze getrieben. Wir werden von einem Affekt in den andern geworfen; es geht uns hier mit dem Gräßlichen, wie einem Reisenden auf einer schlechten Landstraße. Der über einen Stein hüpfende Wagen schnellt ihn kaum auf die rechte Seite, als ihn schon der nächste Stoß auf die linke wirft, und er wird so zu einer immerwährenden Theilnahme an der ihm freilich nicht sehr angenehmen Bewegung des Wagens gezwungen.

Nun entsteht aber die Frage: ist ein solcher Stoff zur Darstellung geeignet? Entspricht die Bearbeitung dieses Stoffes dem, was wir von einem jeden Drama beanspruchen dürfen? Und endlich: ist Befriedigung der Schaulust alles, was uns das Drama zu bieten hat?

Wir glauben nicht, daß selbst die wärmsten Freunde dieser französischen Thränenkrmödie auch nur dem ersten Einwurfe begegnen könnten. Am Besten wäre dieses Stück eigentlich mit der Benennung: ein kindisches Stück beurtheilt; denn um Kinder dreht sich denn doch das Ganze. Man möchte kaum glauben, daß zwei Säuglinge von drei Monaten eine so unerträgliche Last tragen können und doch haben es uns die beiden französischen Dichter gezeigt: die beiden armen Kinder tragen das ganze Stück. Macht aber dieser Umstand das Stück lächerlich, so wird es durch die ächt französische Anhäufung von Verbrechen, Schurkerei, Entsetzen, Elend ꝛc. ekelhaft. Wie sehen hier, wie an einer Theaterdecoration, alles mit dicken Pinselstrichen aufgetragen, lauter schreiende, grelle Farben; die Natur geht ihr ganz ab. Die Bühne soll und kann uns Bilder liefern, in denen die Schattenseiten überwiegend sind; auch Nachtstücke gehören in das Bereich der Malerei; wenn uns aber die Bühne mit Jammer und Elend aus dem gemeinen Leben überschüttet, wenn uns auch hier das Ideal flieht und wie in das Alltägliche hinab sinken, dann geht die Bühne von ihrer Bestimmung ganz ab.

Bei diesem Stücke tritt aber der sonderbare Fall ein, daß man sogar zugibt: es habe keine poetischen Schönheiten, weder in dem Stoffe, noch in seiner Bearbeitung, aber dabei sagt — es wirke nichtsdestoweniger moralisch auf das Volk und zwar, weil es ganz im Volksstile geschrieben, weil es aus dem innersten Volksleben genommen sei, weil es Zustände berühre, die im Volke so häufig vorkommen. Eine genauere Verfolgung der Handlung wird uns aber vom Gegentheile überzeugen. Ein Drama kann doch nur dann eine moralische Wirkung hervorbringen, wenn der Held des Drama's entweder in dem Kampfe mit der ihm entgegen wirkenden Kraft — komme sie nun von innen oder außen — obsiegt und uns so zu Zeugen seiner ethischen Läuterung macht, oder wenn er, wie Macbeth in dem Kampfe untergeht und uns so durch die Anschauung seines absolut nothwendig gewordenen Untergangs ein warnendes Beispiel gibt. Wenden wir nun das Gesagte auf dieses Volksstück an, so ersehen wir auf den ersten Blick, daß das Stück gar keine moralische Idee entwickelt, daß es blos ein Gemengsel von theatralischen Effekten ist, die alle zusammen sich zu einem Stücke reihen. Der Held des Stückes, oder vielmehr die Heldin, ist das Weib aus dem Volke. Weil Bertrand, ihr Mann, lieder-

Digitized by Google

lich, weil er ein Trunkenbold, ein Faullenzer ist, muß sie ihr Kind ins Findelhaus geben. Wie Bertrand dies hört, ist er auf einmal gebessert; nun ist also kein Rückfall mehr von ihm zu fürchten; nun müssen wir es glauben, daß der, welcher erst im vorigen Akte so schnell wieder recidiv wurde, plötzlich geheilt sei. Nun sollte man glauben, wäre das Stück aus, aber nein, jetzt kömmt erst Diebstahl, mit einer Reihenfolge der ekelhaftesten Verbrechen, und warum? ist dies auch zur moralischen Anschauung nothwendig? Wie so wirkt der Diebstahl Appiani's auf Bertrand? Er spielt ja von diesem Momente an gar nicht mehr mit; er kömmt blos da, wo ihn der Dichter braucht, als Theaterfigur und jetzt entfaltet sich erst die Heldin des Volkes in ihrer weinerlichen Größe und erringt endlich, für was sie siche, ihr Kind. Es steht Jedem frei, während der Aufführung mit Spannung zu erwarten, ob die unglückliche Mutter ihr Kind zurückbekommen werde, oder nicht — die Kritik kann, wie wir schon oben erwähnten, das Ganze für nichts, als eine Zusammenreihung von theatralischen Effekten, ansehen.

Muß man aber dem Stücke hinsichtlich der Wahl und Bearbeitung des Stoffes unbedingt den Stab brechen, so muß man doch hinsichtlich der Aufstellung der Charaktere gerecht sein und gestehen, daß namentlich Marie, Bertrand und Remy kräftig und natürlich gezeichnet sind. Appiani, die Gräfin und Theobald sind gewöhnliche Theaterfiguren. Die wahre und naturgemäße Auffassung des Volkstypus, der sich in den drei ersten Charakteren ausspricht, mag wohl auch viel zum Gefallen des Stückes beigetragen haben, und in der That ist sie auch in allen ihren Nuancen recht anziehend.

Dieses Stück schließt zugleich einen Abschnitt in der prager Theaterchronik; es war nämlich die letzte Novität, welche unter der Direktion des Herrn J. A. Stéger gegeben wurde. Es dürfte vielleicht hier am Platze sein, über das Streben und Wirken der von uns geschiedenen Direktion einige Worte zu sprechen. Wie es unsere dramatische Novitätenschau bezeugt, lieferte uns die alte Direktion viele und unter diesen manche gute, neue Stücke. Daß sie nicht mehr Novitäten lieferte, lag an der lobenswerthen Sorgfalt, mit der wenigstens das ganz Schlechte von uns ferne gehalten wurde, und daß sie nicht mehr Gutes lieferte, lag sicher nicht an ihr, sondern an der bekannten Unfruchtbarkeit unseres Zeitalters, das trotz alles Redens der Kritik keinen Shakespear gebären will. Was wir von der neuen vielversprechenden Direktion zu erwarten haben, ist jetzt noch nicht zu beantworten; wir aber sind durch den Direktionswechsel in unserem und der Leser Interesse gezwungen, eine Änderung in unserem bisherigen Verfahren hinsichtlich der Novitätenschau zu machen. Weil eine jede neue Theaterdirektion ihr Unternehmen poussiren will und muß, so ist es ganz natürlich zu erwarten, daß wir eine Menge von Novitäten sehen werden, welche, man kann es, ohne der Sache im Mindesten nahe zu treten, behaupten, gewiß nicht alle gut sein werden. Da es uns nun bei der Besprechung der Novitäten blos darum zu thun ist, unsere Leser mit dem Fortschritt der Bühnenliteratur bekannt zu machen und selbe unmöglich an der häufig wiederkehrenden Handlungserzählung und Beurtheilung eines durch und durch schlechten Stückes Geschmack finden können, so wollen wir von nun an nur gute Stücke besprechen und die schlechten blos erwähnen, um damit der Leser jedenfalls — wenn wir auch gar kein gutes Stück zu nennen hätten — die Namen und Zahl der Stücke erfahre.

Der Verlauf der Sache spricht schon für dieses neue Verfahren. Wir haben nämlich von drei Novitäten zu berichten, die alle drei entschieden nicht gefielen und auch in der That auf Gefallen gar keinen Anspruch machen können. Die erste ist „Wellere," oder: „das Leben eines Schauspielers" nach Depoyer, von B. A. Herrmann; ein halb tragisch, halb lustig geformtes Ding, das schon einmal unter der alten Direktion durchfiel und jetzt unter der neuen Direktion dasselbe Loos hatte. Die zweite ist ebenfalls eine in der französischen Küche gebackene Pastete, mit Namen: „Johanna und Hannchen," Lustspiel in zwei Akten nach Scribe und Varnet von B. A. Herrmann. Diese Franzosen müssen uns Deutsche sehr genau kennen; sie wissen gut, daß so ein deutscher Theaterbesucher schon was aushält — es wäre sonst nicht zu begreifen, wie sie uns mit so vielen abgeleierten Lappalien überwerfen können. Aber Eines muß man den Franzosen nachsagen, langweilig sind sie nicht. Damit aber auch diese Plage uns armen deutschen Theaterbesuchern nicht abgehe, haben wir wieder deutscher Lustspiele und ein solches war die dritte Novität: „Die rothe Schleife" Lustspiel in 4 Akten von Deinhardstein. Das Stück hat durch drei Akte hindurch gar keine Handlung; man könnte in der Hälfte des ersten Aktes einschlafen und im halben vierten Akte wachen — ein routinirter Kopf brächte die Handlung ganz gewiß heraus.

Wir müssen also dies Mal schließen, ohne eine von der neuen Direktion gebrachte Novität besprochen zu können und wollen hoffen, daß die kommenden Novitäten von einer umsichtigeren Wahl Zeugniß geben werden.

J. Frühling.

Nachklang.

Zur Erinnerung an Herrn Direktor J. A. Stéger bei seinem Abschied vom Prager Publikum am 4. April 1846.

Vollendet ist Dein nimmermüdes Streben
Und ruhmgekrönt stehst Du am schönsten Ziel;
Was Dir gebührte, ward Dir rückgegeben,
Ward dargebracht mit wonnigem Gefühl.
Ein froher Dank, der, wahr und tief empfunden,
Ein Nachklang war für manche süße Stunden.

Dir winkt' die Kunst; dir bohr war Dein Eigen!
Was feindlich hemmend auch entgegen trat,
Nicht konnt'o den festen Muth des Mannes beugen,
Und neuen Schrecken wurde neuer Rath.
Selbst durch des Schicksals nimmermüde Schläge
Drang doch Dein kühner Geist zum Siegeswege.

Ob schwankend durch verworrenes Gewimmel
Manchmal ein ungewisser Zweifel zieht,
Wer grollt — wenn über sonnenklaren Himmel
Des Zufalls schwarze Wetterwolke flieht.
Wem ward die Kraft, in Allem zu genügen?
Der eig'nen Kraft muß oft der Mensch erliegen.

Du gründetest der Heimath trauten Musen
Den Friedenstempel, Dir ein Monument;
Dies ist es, was verschlossen, tief im Busen,
Jedweder Czeche dankend anerkennt:
So lang' dem Sturme trotzen jene Hallen
Wird, edler Mann! Dein Name nicht verschallen!

Drum lebe wohl — auf allen Deinen Wegen,
Wohin auch Dich des Schicksals Laune weist,
Tritt Czechenliebe dankend Dir entgegen;
Ein Hochgefühl umschwebt Deinen Geist,
Daß Du's erreicht in Deinem edlen Streben:
In vielen Herzen ewiglich zu leben.

A. Stein.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Erheiterungs-Salon.

Unglückliches Besitzthum. In dem Intelligenzblatt einer deutschen Zeitung heißt es wörtlich:

„Es hat dem Herrn gefallen meine seit 23 Jahren besessene Frau in ein besseres Leben abzurufen."

Saphiriana. Wenn man im Theater, im Concert u. s. w. ein Frauenzimmer ansieht, so korrigirt es sogleich sich, seine Locken, seine Ebenmisette, so nimmt es sogleich eine General-Correctur an seiner Toilette vor. Es ist dies nicht immer Gefallsucht, sondern Mißgefall-Angst.

.°. Als Aron in der Wüste alles Gold und Silber der schönen Israelitinnen einschmolz, wurde nur ein — Kalb daraus; jetzt würde in einem solchen Falle ein großer goldener Ochse daraus werden!

.°. Die bezeichnendste Ueberschrift ist wohl folgende, die ich in irgend einer Zeitung gelesen habe: „Verspätet. Vorgestern ist meine Frau u. s. w. gestorben."

.°. Ein Ring ist ein Sinnbild der Ewigkeit; kaum hat der Mann den Trauring am Finger, so scheint's ihm schon eine Ewigkeit!

.°. Warum sind bei Trauungen allemal Zeugen nöthig? Weil der Mann nur zu leicht vergißt, daß er verheirathet ist.

.°. Schaut unsere geputzten Frauen an, je schwererer Steff, desto leichteres Zeug!

In einer kleinen Stadt gab kürzlich der Todtengräber bei dem Rath ein Schreiben folgenden Inhalts ein: „Da in unserer Stadt Niemand oder so gut wie Niemand stirbt, so kann ich nicht mehr leben. Ich habe eine zahlreiche Familie zu ernähren, und bitte deshalb, daß ich wenigstens für jedes Grab, das ich zu machen habe, einen Thaler mehr erhalte. Wenn mir meine Bitte abgeschlagen wird, muß ich in eine glücklichere Gegend ziehen, wo so viele Leute sterben, daß der Todtengräber anständig leben kann.

Digitized by Google

Drollige Bitte eines zum Tode verurtheilten Irländers. Ein Irländer und ein Engländer wurden, Seeräuberei wegen, zum Hängen verurtheilt. Dieses Urtheil wird bei solchen Gelegenheiten so nahe am Wasser wie möglich vollzogen. Nun war am Tage der Vollstreckung des Urtheils die Fluth sehr hoch, und durch einen Zufall riß beim Hinaufziehen des Engländers der Strick; da dieser ein guter Schwimmer war, rettete er sich ans jenseitige Ufer und entkam. Der Irländer, der dies sah, bat den Henkersknecht, doch ja einen guten Strick zu nehmen. „Denn wenn ich ins Wasser falle," sagte er, „werde ich mein Leben gewiß dabei verlieren, weil ich nicht schwimmen kann."

Hector Berlioz.

Hector Berlioz

Da dieses musikalische Phänomen unseres Jahrhunderts aller Orten wenn auch nicht ungetheilte Anerkennung, so doch eine im höchsten Grade erregte Aufmerksamkeit fand, so glauben wir unseren Lesern einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn wir sie mit der skizzirten Biographie dieses Wundermannes vertraut machen.

Berlioz wurde zu Saint André in der Normandie am 11. Dezember 1803 geboren, wo sein Vater praktizirender Arzt war und ihn für denselben Stand bestimmte. Der junge Hector aber wollte durchaus kein Menschenheilkundiger werden; ihn zog von frühester Jugend an ein glühender Trieb zur Musik. Der Vater bestand aber fest auf seinem Vorsatze und so mußte der Knabe studiren, schrieb aber doch, nachdem er einmal ein Haydn'sches Quartett angehört hatte, ein Quartett, das die lebende Anerkennung mehrerer Musiker fand. Nun kam er nach Paris, um da seine medizinischen Studien zu vollenden. Hier hörte er natürlich die trefflichste Musik und es drängte ihn nun um so gewaltiger, seine medizinische Laufbahn aufzugeben und sich ganz der Musik in die Arme zu werfen. Sein Vater wollte dies aber durchaus nicht zugeben, und als Berlioz es endlich doch that, zog er seine Hand ganz von ihm ab und nun stand unser Berlioz unterstützungslos und allein in dem weiten, großen Paris. Mit vieler Mühe erhielt er endlich eine Bassisten-Stelle im Chor des Theaters des nouveautés und nun, da er doch die dringendsten Bedürfnisse gedeckt hatte, nun entfaltete sein Genius die Schwingen und er errang den ersten Compositionspreis des Pariser Conservatoriums durch seine Cantate „Sardanapal". Der dafür bezahlte Preis gab ihm die Mittel zu einer Reise nach Italiens Kunstgefilden; sein Geist berauschte sich hier in den ihm gebotenen zahllosen Kunstgenüssen, und nach seiner Heimkehr schrieb er die Ouverture: „Die Vehmrichter", das erste von seinen Werken, das in Deutschland bekannt wurde. Angeregt durch eine heftige Leidenschaft für eine Miß Smithsen (seine jetzige Gattin) schrieb er nun die Symphonie: „Episode aus dem Leben eines Künstlers" und gründete damit seinen Ruf. Jetzt producirte Berlioz die Ouverturen zu „Waverley", „König Lear", die Ouverture „der römische Carneval", „Harold" und „Romeo und Julie". Nebstbei componirte Berlioz verschiedene große Vokalkompositionen, wie: ein großes Requiem für die Gedenkfeier der durch Fieschis Höllenmaschine gefallenen Opfer, eine Cantate: „der fünfte Mai" zum Andenken Napoleons u. a. m. Nebstbei schrieb er musikalische Kritiken für Pariser Journale. Sein Ruf steigerte sich jetzt bis zur Berühmtheit, Berlioz wurde Ritter der Ehrenlegion und lief seit der Zeit die seltsamsten Urtheile in's Leben. Bei seiner Wanderung durch Deutschland, (das er, nebenbei gesagt, ohne Deutsch sprechen zu können bereist!?) wurde ihm überigens von Seiten des Publikums beinahe überall freundlich entgegen gekommen, blos die Kritiker waren es, die ihm manchmal in gar scharfer Opposition entgegen traten. Hier in Prag aber hatten Publikum und Kritik nur eine günstige Meinung und es wurde ihm sogar von Seiten der Prager Künstler ein Ehrenpokal überreicht.

Laterna magica-Bilder.

Galizien. Die Nachrichten aus allen Theilen Galiziens stimmen darin überein, daß die, durch das revolutionäre Unternehmen gestörte Ruhe allenthalben wieder hergestellt ist. Das Landvolk ist aller Orten wieder zur Feldarbeit zurückgekehrt. Einbringungen von Ruhestörern finden nur selten statt, und treten welche ein, so sind sie von keinen Gewaltthaten begleitet.

Mainz. Dieser Stadt ist von einem Fremden die Summe von 1,000.000 Gulden angeboten worden, wofür sie 50 Jahre hindurch 4%, d. h. jährlich 40,000 fl. zahlen, nach Ablauf jener 50 Jahre aber weder weitere Zinsen, noch das Kapital zu entrichten haben soll. Wer der Unbekannte ist und was für Beweggründe ihn zu dieser That bestimmten, ist bisher unbekannt.

Paris. Das letzte unglücklicher Ereigniß auf der Eisenbahn von St. Etienne hat Veranlassung zu folgendem Entwurfe gegeben. Es soll nämlich ein Grundkapital zusammengebracht werden, um dasselbe nach gewissen festgesetzten Verhältnissen und Regeln bei dem Eintreten eines Eisenbahnunglückes unter diejenigen vertheilen zu können, welche Schaden dabei genommen haben. Das Kapital liefern die Reisenden selbst; es zahlt demnach jeder, der mit der Eisenbahn reist, um sich nun im Falle der Verwundung die Kosten der Heilung, im Todesfalle seinen Erben ein Vermögen zu sichern, in die allgemeine Kasse 5 Centimes (etwa 3 kr. W. W.). Hat ein Reisender sich durch freien Willen oder durch Unvorsichtigkeit einen Unfall zugezogen, bekommt er nichts. Derjenige aber, der ohne sein Verschulden bei der Fahrt auf dieser Eisenbahn verunglückt, erhält 1. 100 Franken für den

Digitized by Google

Tag während der ganzen Zeit, wo ihn eine erhaltene Wunde an der Arbeit verhindert haben wird. Diese Wunde muß dann radical geheilt sein. 2. Sollte die erhaltene Wunde unheilbar, oder nur der Art unvollständig geheilt sein, daß der Betheiligte den Arbeiten seines Geschäftes nicht obliegen kann, so erhält er ein Kapital von wenigstens 10000 Francen bis meistens 25000. Ein Geschwornengericht, bestehend aus 12 durch den Minister des Innern ernannten Mitgliedern würde die innerhalb dieser Gränzen auszuzahlende Summe bestimmen. 3. Erhalten die Erben desjenigen, der während der Fahrt sein Leben einbüßt, 25000 Francen.

Saint Maude. Hier wurden am 16. März Versuche auf der atmosphärischen Eisenbahn gemacht. Der Zug wurde mit einer Geschwindigkeit von 10—15 Lieues die Stunde fortbewegt. Die Bahn ist bis auf 2500 Metres fertig.

Rom. Am 2. März wußten Diebe in der Nacht in die Kirche **Sta Maria sopra Minerva** zu gelangen, erbrachen und plünderten sämmtliche in den Wandpfeilern eingemauerte Büchsen, in welche die Kirchenbesucher ihre Almosen für zu lesende Messen legten, welche hier sehr bedeutend sind.

Nordamerika. Die diesjährige Einwanderung beträgt eine ungewöhnlich große Summe. Im Hafen von Newyork sind allein über 600,000 Personen einregistrirt; von Baltimore, Neuorleans und Boston hat man die Berichte noch nicht, jedenfalls dürfte sich die Summe auf 200,000 belaufen. Die Einwanderer sind, einer größern Zahl nach, wohlhabender als früher, und man kann die durch sie den betreffenden Ländern entzogenen Summen auf 25 Millionen anschlagen.

Dresden. Sehr glücklich ist unter andern auch die Spekulation der Löbau-Zittauer Eisenbahn zu nennen, da zu erwarten steht, daß dann dieselbe gewiß auch nach Reichenberg, der bedeutendsten böhmischen Fabriksstadt ausgedehnt wird, die sich später von Prag aus über Reichenberg mit der sächsisch-schlesischen bei Löbau verbinden dürfte, da die Gesellschaft eine außerordentliche Thätigkeit zeigt.

Warschau. Der Warschauer Courier berichtet, daß in dieser Stadt bis jetzt die Ruhe auch nicht durch das geringste Ereigniß gestöret worden sei.

Mailand. Es heißt, daß in diesem Jahre hier eine Hausbesitzer-Versammlung Statt haben soll, um sich über den künftigen und möglichst höchsten Miethzins-Ertrag zu besprechen, und auch darüber, ob sich aus den Dachböden und Holzkellern nicht Appartemens machen ließen.

London. Mit welcher Hartherzigkeit die irischen Gutsbesitzer gegen ihre Pächter verfahren, zeigt Nachstehendes. Ein gewisser Capitän Coote ließ gegen 40 Unglückliche von Haus und Hof jagen, darunter auch einige, die ihren Pacht regelmäßig bezahlten. Eine Witwe mit 4 Söhnen und 4 Töchtern mußte eine Pachtung verlassen, welche ihre Voreltern 150 Jahre inne gehabt; die Leute wurden sogar durch Militär und Polizei aus den Häusern gejagt. Kein Wunder demnach, daß die Rache manchen zum Verbrecher macht.

Athen. Hier ist in der Nacht des 4. März ein gräßlicher Raubmord verübt worden: Der Banquier Caputas, ein Macedonier, ist in seinem Hause mit Messern abgeschlachtet, seine Frau an der Hand verwundet, die Säugamme tödtlich in die Brust gestochen und der wachsame Hofhund mit einer Leibbinde erwürgt worden. Tags darauf jedoch wurde der Mörder schon entdeckt, es war ein alter Bedienter des Ermordeten, der diese That aus Rache — er wurde nämlich Untreue halber, aus dem Hause entfernt — verübte, und hatte als Gehilfen einen Soldaten des Mainotischen Schützen-Bataillons, einen andern Mainoten und einen Insulaner.

Portugal. Die Finanznoth der Regierung soll von Neuem eine bedeutende Höhe erreicht haben; die Beamten in wirklichem Dienste sind mit ihrem Gehalte um mehrere Monate im Rückstande, so auch die Pensionäre.

Mexiko. Im März fand die Probefahrt des neuen Dampfschiffes „Germania" statt, wobei sich aber herausstellte, daß es unserer alten bekannten „Bohemia" wohl schwerlich den Rang ablaufen wird.

Allerlei.

Ein seltsames Testament. Ein gewisser Orr, der kürzlich in einer kleinen englischen Stadt starb, hat wieder einmal ein seltsames Testament hinterlassen. Er setzte darin unter anderem 800 Pf. St. aus, von denen die Zinsen in vier Theile zu theilen sind. Das eine Viertel davon soll jedesmal am Neujahrstage die größte, das zweite die kleinste Frau, das dritte die Frau bekommen, welche am ältesten war, als sie sich verheirathete, und das vierte die, welche bei ihrer Verheirathung am jüngsten war.

Welche Großmuth! Auf der Straße von Chalons nach Reims, und zwar in dem Gebiete der Gemeinde Rigny, verloren unlängst zwei Reisende ein, 5000 Frcs. in Bankbillettes enthaltendes Portefeuille, einen Beutel mit 1000 Frcs. in Fünf-Francenstücken, und eine Rolle von 600 Frcs. in Gold. Gleich bei ihrer Ankunft in Reims ihren Verlust gewahrend, kehren die Reisenden eiligst auf dem eben gekommenen Weg zurück, fast jeden Begegnenden fragend, ob er ihren Schatz nicht gefunden habe. In Rigny endlich wurde ihnen das Verlorene durch einen Chausseewärter eingehändigt. Die Reisenden dankten dem Ehrenmanne und boten ihm, als Zeichen ihrer Erkenntlichkeit, nicht weniger als — 10 Centimes, welche anzunehmen derselbe sich jedoch mit dem Bemerken weigerte, daß sein Einkommen, obwohl mäßig, für seine Bedürfnisse hinreichend sei und ihn der Nothwendigkeit überhebe, ein — Almosen anzunehmen. — Eine solche Handlungsweise bedarf keines Commentars.

Brief-Portefeuille.

An alle unsere abonnirten und nicht abonnirten Leser. Da wir unseren dem Texte beigedruckten Holzschnitten eine wo möglich vaterländische Richtung geben wollen, so erfinden wir alle Jene, die uns schon die Mühe nehmen, Bild und Leben zu lesen, noch um die kleine Mühe, uns in unserem Bestreben hinsichtlich der Illustrationen behilflich zu sein und uns alles mitzutheilen, was durch Zeichnung darzustellen interessant genug wäre. Wir nennen darunter: schöne Ansichten, neue Bauten, Ruinen, Denkmäler, Gebäude u. s. w. Das Verfahren hierbei ist sehr leicht. Wenn unser entfernterer Leser Etwas in seiner Umgebung kennt, was der Darstellung würdig wäre, so hat er blos eine mit Bleistift gezeichnete Skizze desselben einzusenden und allenfalls einen erklärenden Text dazu zu geben. Das Honorar dafür erfolgt gleich nach Erhalt. Wir erwarten die Früchte dieser Aufforderung recht bald.

Herrn L. S. in B. Mit Sachkenntniß gemachte Anstellungen acceptiren und berücksichtigen wir sehr gern. Ihrer unbedingten Verdammung des in Rede Stehenden, können wir aber doch so lange nicht beistimmen, als bis Sie uns genau auseinander setzen, was eigentlich an der Person Ihre Anzeigeerbitterkeit erregt. Sobald Sie uns Dieses genau mittheilen, wollen wir Alles speciell beantworten.

Herrn C. M. in H—g. Wir danken für Ihre uns ehrende Anerkennung.

Herrn K. Sr. Das uns Eingesendete ist so sinnig und mit Sachkenntniß geschrieben, daß wir begierig sind, Ihre nähere literarische Bekanntschaft zu machen.

Herrn B. H. . . . lf in H. . . g. . n. Die Bücher haben wir erhalten. Sie kommen in einer der nächsten Hefte.

Herrn J. R. . . . d in St. . . . n. Die uns vor einiger Zeit zugekommene „Explication" war uns mehreren Gründen unverwendbar; die so eben erhaltenen Zeilen und Antworten kommen ins nächste Heft. Wir empfehlen uns Ihrer weiteren Gewogenheit.

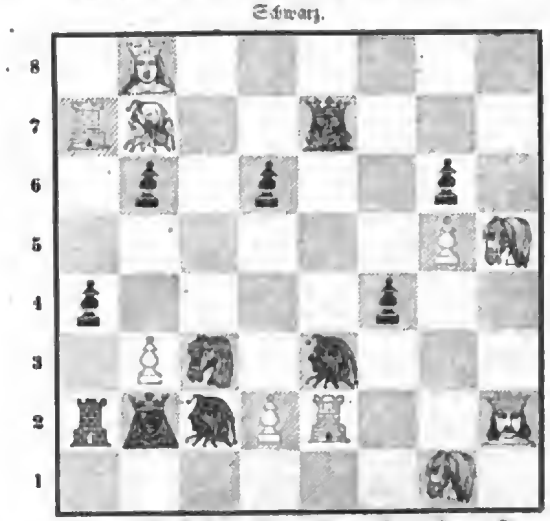
Herrn J. B. . . . e in R. . . w. Die Schachaufgabe ist bereits dem Publikum übergeben.

Schach-Aufgabe Nro. 38.

Von Herrn J. Bär in Neubidschow.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, Weiß in acht Zügen matt zu setzen. Der erzwungene Selbstmord wird auf eine geistreiche Weise zu Stande gebracht.

Schwarz.



Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 35.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von E 2 — E 8 †	Läufer von G 5 — E 8.
„ „ G 7 — B 7 †	König „ B 8 — B 7.
Dame „ A 1 — A 6 †	„ „ B 7 — A 6.
Läufer „ G 3 — F 4 †	„ „ A 6 — A 5.
Bauer „ B 2 — B 4 matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 36.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von G 5 — A 3.	Bauer von G 5 — G 4.
„ „ A 3 — G 2.	„ „ G 4 — G 3.
König „ D 4 — E 4.	König „ D 6 — E 6.
„ „ E 4 — E 5 matt.	

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 37.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von G 4 — G 4 †	König von G 8 — A 7.
Dame „ A 8 — G 7 †	„ „ A 7 — E 8.
Thurm „ G 4 — E 4 †	„ „ E 8 — D 8.
Dame „ G 7 — D 4 †	Bär „ E 2 — D 4.
Bär „ A 7 — E 6 †	„ „ D 4 — C 6 matt.

Digitized by Google

Korsische Rache.

Novelle von Julius Seeliger. Nach einer wahren Anekdote aus Napoleons Leben.

Der Monat September 1800 neigte sich zu seinem Ende, als ein Fremder, begleitet von einer Frau und einem Mädchen, vor dem Pallaste der Tuilerien anlangte. Er hielt sich lange Zeit bei den Trümmern eines vor kurzem zerstörten Hauses auf, mit geschränkten Armen und den Kopf fast beständig geneigt, welchen er nur von Zeit zu Zeit erhob, um wechselseitig den Consular-Pallast und seine Frau anzublicken, die ihm gegenüber auf einem Steine saß. Dennoch schien die Unbekannte sich nur mit ihrer Tochter zu beschäftigen, einem Mädchen von schwerlich mehr als zehn Jahren, mit deren langen Locken sie spielte, ohne aber einen einzigen Blick zu verlieren, welchen ihre Gefährte auf sie richtete. Noch ein anderes Gefühl als eben die Liebe, bewegte mit gleicher Unruhe die Gefühle und Gedanken dieser drei Personen. Das Elend, das festeste aller Bindemittel für das menschliche Herz und auch das zerstörendste, kettete sie noch inniger an einander, als Gatten- und Kindesliebe es konnten. Denn offenbar waren es Mann und Frau, das junge Mädchen die letzte Frucht ihrer Ehe. —

Der Unbekannte hatte einen jener kräftigen Köpfe, strotzend von dichten Haaren und mit harten, gleichsam gravirten Zügen, wie sie der Pinsel Holbeins oder Caraccis geschaffen hat; doch lag in denselben bei aller Härte ein gewisser Adel und Stolz, welche zu sagen schienen, daß dieser Mann wohl hassen aber nicht schmähen, wohl einen Mord aber keinen Diebstahl begehen konnte. Er mochte über die sechzig Jahre hinaus sein, welches nur sein grau schillerndes Haar, aber nicht die männliche Haltung seines ungewöhnlich kräftigen Körpers verrieth. Der etwas fremde Schnitt seiner abgetragenen und staubigen Kleider zeigte, daß er aus weiter Ferne kam.

Seine wenigstens fünfzigjährige Frau trug selbst noch in diesem Alter die unverkennbaren Spuren hoher Schönheit und obgleich auf ihrem Gesicht eine tiefe Melancholie lag, so zwang sie sich doch zu einem milden Lächeln, sobald der Blick ihres Gatten auf sie fiel.

Das Mädchen stand der Beiden ungeachtet der großen Müdigkeit, welche sich in ihrer Haltung und in ihrem jugendlichen von der Sonne gebräunten Gesichte aussprach. Unverkennbar war auf diesem der italienische Charakter; denn unter schwarzen, dünnen, schön gewölbten Augenbrauen strahlten ein Paar große, feurige Augen, ein angeborner Adel, und eine unbeschreibliche Anmuth schwellte jede ihrer Bewegungen und schmückte sie mit den unbeschreiblichen Reizen der Jungfräulichkeit.

Mehr als einer der Vorübergehenden fühlte sich ergriffen bei dem Anblicke dieser Gruppe, deren Personen keineswegs suchten, eine Verzweiflung zu verbergen, welche um so tiefer war, je einfacher der Ausdruck derselben; aber die Quelle dieser flüchtigen Theilnahme, durch welche die Pariser sich auszeichnen, vertrocknete sehr bald, weil der Unbekannte, sobald er sah, daß er der Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit wurde, einen so wilden Blick um sich warf, daß selbst der unerschrockenste Neugierige den Schritt beschleunigte, als ob er auf eine Schlange getreten wäre.

Der Fremde fuhr unwillkührlich mit der Hand an die Stirne, um wahrscheinlich die Gedanken zu verscheuchen, welche sie mit Furchen bedeckt hatten und schien einen verzweifelten Entschluß zu fassen. Er richtete einen durchdringenden Blick auf Frau und Tochter, zog einen langen Dolch aus seinem Kleide und sagte auf Italienisch zu seiner Gattin: „Ich will doch sehen, ob die Bonapartes sich unser noch erinnern!“ Hierauf ging er mit langsamen und festem Schritt gegen den Eingang des Pallastes. Er wurde wie natürlich von einem Soldaten der Consularwache aufgehalten, welcher sich mit ihm nicht lange in Unterhandlungen einließ, sondern dem Zudringlichen das Bayonett als Ultimatum vorhielt. Es wollte der Zufall, daß in diesem Augenblicke die Schildwache abgelöst wurde und der Corporal bezeichnete den Ankömmling den Ort, wo er den diensthuenden Offizier des Postens finden würde.

„Benachrichtigen Sie den Bonaparte, daß Bortolomeo di Piombo ihn zu sprechen wünsche,“ sagte der Fremdling dem diensthuenden Hofmann. Dieser Offizier machte ihm vergeblich begreiflich, daß er den ersten Consul nicht sehen könne, ohne ihn vorher schriftlich um eine Audienz gebeten zu haben. Der Unbekannte wollte auf jede Weise, daß der Soldat Napoleon benachrichtigen ging, und als dieser ihm lachend den Rücken kehrte, schwieg Bartolomeo, knirschte mit den Zähnen, kreuzte die Arme auf der Brust und stellte sich unter den Säulengang, welcher die Verbindung bildet zwischen dem Hofe und dem Garten der Tuilerien. Die Leute, welche mit Hartnäckigkeit einem Ziele nachstreben, werden fast immer von einem glücklichen Zufalle unterstützt. In dem Augenblicke, wo Bartolomeo di Piombo sich auf einem der Steine am Eingange der Tuilerien niederließ, fuhr ein Wagen vor, aus welchem Lucian Bonaparte, Minister des Innern, stieg.

„Ach, Lucian! welch ein Glück für Bartolomeo di Piombo dich zu begegnen!“ rief der Fremde aus.

Diese Worte, im corsischen Dialekte gesprochen, fesselten Lucian sogleich, welcher eiligst unter das Gewölbe getreten war. Er betrachtete Bartolomeo, erkannte ihn, und als ihm dieser ein Wort ins Ohr gesagt hatte, winkte er ihm, mitzukommen. Sie gelangten Beide in das

Digitized by Google

Kabinet des ersten Consuls, wo sie Murat, Lannes und Rapp trafen. Da diese Lucian mit einer so seltsamen Erscheinung, wie Piombo war, eintreten sahen, schwieg jeder. Lucian nahm Napoleon bei der Hand, beide traten in eine Fensterbrüstung und sprachen leise einige Zeit miteinander, worauf der erste Consul ein Zeichen mit der Hand machte, welchem Murat und Lannes gehorchten, indem sie aus dem Zimmer gingen. Rapp that, als wenn er es nicht bemerkt hätte, aber Napoleon machte ihm lebhaft seinen Willen bemerklich und der Flügel-Adjutant trat mit finsterer Miene in ein benachbartes Zimmer. Da der erste Consul noch das Geräusch seiner Schritte hörte, ging er unwillig ihm nach und sah ihn langsam längst der Mauer hinschleichen, welche das Cabinet vom Saale trennte.

„Du willst mich wohl nicht verstehen?“ sagte Napoleon; „ich habe nöthig allein zu bleiben mit meinem Landsmanne.“

„Ein Corse?“ erwiederte der Flügel-Adjutant; „um so mehr Grund hier zu bleiben. Ich traue nie diesen Corsen;“ und blieb stehen.

Der erste Consul konnte sich des Lachens nicht enthalten, und drängte leicht bei der Schulter seinen getreuen Adjutanten hinaus; Rapp ging.

„Nun wohlan, was willst du eigentlich hier?“ sagte der erste Consul zu Piombo.

„Dich um Asyl und Schutz bitten, wenn du ein wahrer Corse bist,“ antwortete der Fremde.

„Welches Unglück konnte dich aus deinem Lande vertreiben? Vor noch nicht sechs Monaten warst du der reichste, der mächtigste . . .“

„Ich habe alle Porta's getödtet;“ erwiederte der Corse mit dumpfer Stimme, und die Augenbrauen runzelnd.

Der erste Consul trat einige Schritte zurück.

„Willst du mich verrathen?“ schrie Bartolomeo Piombo, indem er einen fürchterlichen Blick auf Bonaparte schoß. „Weißt du nicht, daß noch vier Piombo's in Corsica sind?“

Lucian ergriff den Arm seines Gefährten, schüttelte ihn mit den Worten: „Wagst du es meinen Bruder zu bedrohen, Unsinniger?“

Bonaparte aber machte Lucian ein Zeichen, welcher schwieg, und frug, den Piombo fest ansehend: „Warum hast du die Porta getödtet?“

Die Augen des Corsen funkelten wie ein Blitz. „Wir hatten Frieden mit einander gemacht,“ antwortete er, „und diese Versöhnung war eingeleitet worden durch die Barbantinis. Den Tag darauf, als wir unsern Streit beigelegt hatten, verließ ich sie, weil mich nach Bastia ein Geschäft rief; sie blieben in meinem Hause zurück und legten Feuer an dasselbe und an meinen Weingarten von Longone. Mein Sohn Gregorio blutete unter ihren Messern, und wenn meine Tochter Ginevra und meine Frau sich durch die Flucht gerettet haben, so hat sie die heilige Jungfrau beschützt, weil sie denselben Tag zur Communion gewesen waren. Darauf kehrte ich zurück, habe aber mein Haus nicht mehr gefunden. Ich stieß mit meinen Füßen in der heißen Asche desselben an einen Leichnam, und erkannte beim Lichte des Mondes meinen Sohn Gregorio. O, die Porta haben diese Niederträchtigkeit begangen! sagte ich zu mir selbst. Hierauf flog ich in die Paquis,*) raffte dort einige Männer zusammen, welchen ich Dienste geleistet hatte, — du verstehst mich, Bonaparte, — und wir begaben uns nach dem Weinberge der Porta's. Um neun Uhr früh kamen wir dort an, um zehn Uhr standen sie vor Gott. Giacomo meinte zwar, Elise Vanni habe ein Kind gerettet, den kleinen Luigi; aber ich selbst habe ihn an sein Bett gebunden, ehe ich Feuer an das Haus legte. Mit einem Worte, ich habe mit meiner Frau und meiner Tochter die Insel verlassen, ohne überzeugt zu sein, ob Luigi lebte oder nicht.—“

Bonaparte betrachtete unbeweglich den Bartolomeo mit einer Art von Neugierde, aber ohne Ueberraschung.

„Wie viele waren ihrer?“ frug hierauf Lucian.

„Sieben,“ antwortete Piombo, „sie waren euere Verfolger.“ Da diese Worte aber gar keinen Ausdruck des Hasses in den beiden Brüdern hervorriefen, zürnte Bartolomeo mit dem Ausdrucke der Verachtung: „Ach! Ihr seid keine Corsen mehr, Adio!.. Ich hatte euch einmal beschützt,“ fügte er im Tone des Vorwurfes hinzu, „ohne mich wäre deine Mutter nicht lebendig nach Marseille gekommen! —“

Bonaparte hatte in Gedanken versunken zugehört, das Knie auf den Vorsprung des Kamins gestützt und nahm nach einer Pause das Wort: „Im Vertrauen, Piombo, ich kann dich nicht unter meine Flügel nehmen, denn ich bin das Haupt der Republik und muß ihre Gesetze aufrecht erhalten; aber ich kann die Augen zumachen. Das Verurtheil der Blutrache wird noch lange die Gesetze von Corsica gefährden,“ fuhr der Consul wie mit sich selbst sprechend fort; „man muß sie vernichten um jeden Preis. —“

Bonaparte blieb einen Augenblick still und Lucian gab Piombo ein Zeichen zu schweigen. Schon schüttelte der Corse den Kopf rechts und links zum Zeichen der Unzufriedenheit, als sich der Consul plötzlich gegen Bartolomeo wendete: „Bleib hier, wir werden den nichts wissen, ich werde deine Besitzung kaufen lassen und nach einiger Zeit später werden wir auch an dich denken; aber merke dir's wohl, keine Blutrache mehr; denke, daß in Paris keine Paquis sind, und daß, wenn du den Dolch brauchest, es für dich keine Gnade gibt. Hier schützt das Gesetz alle Bürger und Niemand darf sich selbst Gerechtigkeit verschaffen.“

„Wohlan,“ antwortete Bartolomeo, indem er die Hand Lucians ergriff und sie drückte; „das gilt auf Leben und Tod zwischen uns; von nun an könnt ihr auf alle Piombo rechnen.“ Bei diesen Worten heiterte sich die Stirn des Corsen auf und er blickte vergnügt um sich. „Es scheint euch nicht schlecht hier zu gehen,“ sagte er lächelnd, „das ist ein schöner Pallast. —“

„Von dir allein wird es abhängen dich zu erheben und einen Pallast in Paris zu haben,“ antwortete Bonaparte; „ich werde mehr als einmal in den Fall kommen, um mich zu blicken und einen treuen Freund zu suchen, auf den ich mich verlassen kann. —“

Ein freudiges Gefühl hob die breite Brust Piombo's, welcher hierauf dem ersten Consul die Hend reichte und sprach: „Es ist doch noch etwas von einem Corsen in dir! —“

Bonaparte lächelte und betrachtete schweigend den Mann, welcher ihm in gewisser Art das Bild seines Vaterlandes in die Seele rief, jenes Landes, in welchem er kurz zuvor nach seiner Rückkehr von Aegypten mit so großen Enthusiasmus war aufgenommen worden, und welches er nicht mehr wiedersehn sollte; machte hierauf seinen Bruder ein Zeichen, welcher Bartolomeo mit sich nahm. Dieser unterrichtete sich sorgfältig über die Geldmittel des alten Beschützers seiner Familie, welcher ihn an ein Fenster führte und mit dem Finger Gattin und Tochter, welche auf einem Strohhaufen saßen, zeigte, indem er sagte: „Wir sind von Fontainebleau zu Fuß gegangen und haben nicht einen Sous.“

Lucian gab seinem Landsmann seine Börse, und die Geächteten erhielten noch denselben Abend ein Asyl unter der Protektion des ersten Consuls.

Wir führen unsern Leser nach dieser durchaus geschichtlichen Scene aus dem Leben Napoleons, um große Weltereignisse später, zur Zeit der zweiten Restauration, in das Studienzimmer des berühmten Malers Servin, eines der gefeiertesten Künstler Frankreichs, welcher zuerst die Idee aufgefaßt hatte, in Paris eine Unterrichtsanstalt in der Malerei für junge Damen zu eröffnen. Er war ungefähr ein Mann von vierzig Jahren, von den reinsten Sitten, nur seiner Kunst ergeben und aus Liebe mit der Tochter eines armen Generals aus der Kaiserzeit verheirathet. Anfangs hatten die Mütter in Person ihre Töchter zu den Studien geführt, aber bald ließen sie sie allein gehen, nachdem sie seine Grundsätze und seinen Charakter kennen gelernt hatten, welcher durchaus im Stande war, mütterliche Besorgnisse zu beruhigen. Es war des Malers unabänderlicher Grundsatz, nur Töchter aus den ersten und reichsten Familien aufzunehmen, um nicht Vorwürfe zu erfahren über die Bedingungen, welche er für seine Unterrichtsstunden machte. Die Klugheit und Umsicht, mit welcher er seine Schülerinen in den Geheimnissen der Kunst unterrichtete, das Zutrauen, welches sein Charakter und seine Sittenreinheit

*) Gebirgsschluchten im Nordosten Corsika's, welche in den langen Unterjochungskriegen Genua's gegen Corsika Zufluchts- und Versammlungsorte der Patrioten, und später Räuber-Asyle waren.

Digitized by Google

den Müttern eingeflößt hatten, erwarben ihm bald eine schmeichelhafte Berühmtheit in allen Pariser Sälen, und Servin wurde gewissermaßen in diesen Kreisen eine Nothwendigkeit, eine Eigenthümlichkeit, eine Berühmtheit. Ungeachtet seiner Verbindungen mit den besten Familien von Paris, war er aber unabhängig, voll Vaterlandsliebe, und behielt mit allen Personen jene leichte ungezwungene Art, jenen ironischen Blick, und jene Freiheit des Urtheils, durch welche sich gewöhnlich die Maler auszeichnen.

Er hatte die Gewissenhaftigkeit seiner Maßregeln sogar bis auf die Einrichtung des Studienzimmers getrieben, dessen Eingang durch seine eignen Zimmer mittelst einer gemauerten Treppe über seinem Atelier angebracht war. Diese Art von Gallerie war überaus reich geschmückt mit ungeheuren Fenstern, an welchen sich große grün Rollvorhänge befanden, vermittelst deren die Maler über Licht und Schatten mit Leichtigkeit verfügen. Eine Menge von Caricaturen, wie Kinder der Laune und des Muthwillens, waren mit Kreiden oder mit der Spitze eines Federmessers in die hellgraue Wand gekratzt, und bewiesen, daß die jungen Damen eben so närrisch sein können als die Männer. Breite Gestelle rings an den Mauern trugen die schönsten Modelle in Gyps in malerischer Unordnung; hier sah man den Tod und einen Genius, Diana neben Apollo, bei einem Schädel oder einem Skelett, die Schönheit und die Ironie, die Dichtkunst und Wirklichkeit, mit einem Worte, ein Drama, welches auch ohne Worte spricht. In dem Augenblicke, wo die Erzählung beginnt, erleuchtete die Junisonne dieses Zimmer, und zwölf Staffeleien streckten ihre dürren Hälse, wie eben so viele Mastbäume eines Hafens in die Höhe. —

Zehn Jungfrauen belebten diese Scene durch die Verschiedenheit ihrer Physiognomien, ihrer Stellungen, und ihrer Toiletten: die eine blond und unschuldig, arbeitete mit Emsigkeit, sie schien einer Zukunft voll Noth, voll Armuth voranszusehen; ihre Kleidung war einfach und sie hielt sich sehr fern von ihren Gefährtinen, von denen keine sie ansah oder mit ihr ein Wort sprach, weil sie die schönste, die bescheidenste und — die ärmste war. Zwei besondere Gruppen, geschieden durch kurzen Zwischenraum, bezeichneten zwei Gesellschaften, zwei Charaktere selbst in diesem Reiche der Kunst, wo alle Rücksichten des Standes und des Glückes sollten vergessen sein.

Stehend oder sitzend mitten unter ihren Farbenschachteln, handhabend ihre Pinsel und ihre Paletten, plauderten, lachten und störten sie einander, getreu dem französischen Charakter. Diese stolz, launisch, übermüthig, mit schwarzen Haaren und schönen Händen, ließ die Flammen ihrer Blicke auf das Geradewohl umhertanzen. Jene, harmlos und fröhlich, das Lächeln auf den Lippen, mit braunen Haaren, zarten, durchsichtigen Händen, war ganz Französin: leichtfertig ohne Erinnerung an gestern, und ohne Sorge für morgen, schwelgend im Genusse des Augenblickes. Eine Dritte gedankenvoll, melancholisch, blieb, ließ den Kopf sinken, wie eine sterbende Blume. Ihre Nachbarin im Gegentheile groß, gleichgiltig, mit lang geschlitzten, schwarzen und feuchten Augen, sprach wenig, dachte aber viel und blickte heimlich auf einen Antinouskopf. Eine andere in ihrer Mitte, wie der Giocoso in einer spanischen Komödie, voll Geist, Witz, epigrammatisch, mit einem einzigen Blick ihres Auges sie alle belaurend, sie lachen machend und ruhelos ein lebhaftes, leichtfertiges Gesichtchen nach allen Seiten wendend; diese befehligte den ersten Sieben der Schülerinen, Töchtern von Banquieren, Notaren, Negozianten und Kaufleuten, alle reich, aber beständig die Gegenstände der unmerklichen, aber um so stechenderen Geringschätzungen, welche an ihnen die andern Mädchen ausübten, welche der Klasse der Adeligen angehörten.

Diese letzten wurden beherrscht von der Tochter eines Marchese, einem kleinen Geschöpfe, welches stolz war, zum Vater einen hochbeamteten Hofmann zu haben; sie war sehr bleich, sehr geputzt, kränklich und eben so eitel als abgeschmackt. Stets wollte sie glauben machen, sie habe die Bemerkungen des Lehrers auf den ersten Blick verstanden, schien aus Gefälligkeit zu arbeiten, brauchte die Lorgnette, kam nur in größer Toilette, stets zu spät und bat ihre Gefährtinen leise zu sprechen.

Die zweite Faktion war reich an schönen Taillen, zarten Physiognomien, aber ihre Blicke waren ohne Offenheit. Waren gleich ihre Manieren elegant, ihre Bewegungen graziös, so entbehrten sie der Unschuld. —

Es hatte schon Mittag geschlagen und Servin war noch nicht erschienen. Seine Schülerinen wußten, daß er ein Gemälde für die Ausstellung vollendete. Zufällig hatte das Fräulein von Mensaurin, das Haupt der adeligen Parthei, mit ihrer Nachbarin lange Zeit gesprochen, es erfolgte in der Gruppe der Patrizierinen ein tiefes Stillschweigen; die Faktion der Bleichen schwieg gleichsam erstaunt, und suchte den Gegenstand einer solchen Conferenz zu errathen; aber das Geheimniß der Adeligen wurde sogleich klar.

Das Fräulein von Mensaurin stand auf, nahm eine Staffelei, welche rechts von ihr stand und stellte sie in eine große Entfernung von der adeligen Gesellschaft, nahe zu einer schwerfälligen Scheidewand, welche das Studienzimmer von einer Mansarde trennte. Dieses finstere Cabinet war zum Theil entstanden durch eine Unregelmäßigkeit der Brandmauer, welche hier einen tiefen Winkel bildete. Man warf gewöhnlich hier herein Gypstrümmer und die vom Professor verdammten und verunglückten Gemälde; im Sommer aber ruhte hier der Ofen aus und im Winter das Holz zur Feuerung. Die Handlung der Mensaurin mußte sehr kühn sein, weil sie ein Murmeln des Erstaunens, besonders auf der rechten Seite hervorrief.

„Was wird die Piombo sagen?“ frug eine der Schülerinen das Fräulein Planta, das boshafte Orakel der ersten Parthei.

„Oho, sie wird sich nicht seppen lassen,“ antwortete die andere; „es wird einen Affront geben, denn sie läßt sich keine solche Beleidigung anthun; selbst nach zehn Jahren wird sie sich daran erinnern und sich zu rächen wissen. Es ist ein Mädchen, mit der ich nicht im Kriege sein möchte.“

„Die Proskription, zu deren Gegenstand sie jene Fräulein machte, ist um so ungerechter, als Ginevra vorgestern sehr traurig war. Man sagt, ihr Vater habe seine eigene Entlassung eingereicht. Ein solches Benehmen heißt ihr Unglück vermehren, während doch die Piombo bis jetzt mit allen jenen dort sehr freundlich war und nie von Politik gesprochen hat. —“

„Mir scheint,“ nahm Fanni Planta das Wort, „sie handeln mehr aus Eifersucht, als aus Partheigeist, und fast kommt mir die Lust, die Staffelei der Piombo neben die meinige zu stellen.“ Sie stand schon auf, um dies zu thun, als plötzlich ein anderer Gedanke sie wieder auf den Stuhl niederzog. „Bei einem Charakter, wie der Ginevra's, weiß man nicht, wie unsere Urbanität könnte aufgenommen werden, und es ist besser abzuwarten, was geschehen wird. —“

„Sie kömmt!“ unterbrach hier das schmachtende Mädchen mit den schwarzen Augen, und dieses Wort lief von Munde zu Munde, worauf ein tiefes Stillschweigen im Zimmer herrschte.

Ginevra Piombo liebte glühend Napoleon; wie hätte sie ihn hassen können? War nicht der Kaiser ihr Landsmann und der Wohlthäter ihres Vaters? Der Baron di Piombo war einer derjenigen Diener Napoleons gewesen, welche am meisten an seiner Rückkehr von Elba gearbeitet hatten, und unfähig seinen politischen Glauben zu verläugnen, ja sogar stolz ihn zu bekennen, war der alte Baron in Paris zurückgeblieben, inmitten seiner Feinde. Ginevra konnte daher um so mehr als eine verdächtige Person angesehen werden, als sie kein Geheimniß aus dem Kummer machte, in welchen die zweite Restauration ihre Familie versetzt hatte. Alle Mädchen der sogenannten adeligen Faktion, gehörten den höchsten, royalistischen Familien von Paris an. Die Handlung der Mensaurin war in diesem Augenblicke ein Ausdruck eines natürlichen Hasses; doch mochte Eifersucht einen eben so großen Theil daran haben, denn Ginevra war die geschickteste, die fleißigste der Schülerinen Servins, welcher eine offenbare Achtung vor ihrem Talente, ihrem Charakter, ihrer Schönheit und ihrer Meinung an den Tag legte. Deßhalb diente sie ihm zum Muster bei allen seinen Vergleichungen, mit einem Worte, sie war seine Lieblingsschülerin, ohne daß er eigentlich be-

Digitized by Google

greifen konnte, woher der Einfluß käme, den Ginevra ohne ihr Wissen über alle ihre Umgebungen ausübte.

Die Parthei der Adeligen hatte seit einigen Tagen den Sturz dieser Königin beschlossen, und die Monsaurin führte den ersten Streich, welchem sich die bürgerliche Liaison nicht zu widersetzen wagte, waren gleich einige der Piembo von Herzen zugethan. Ginevra wurde deshalb bei ihrer Ankunft mit einem tiefen Stillschweigen empfangen. Aus dem Mädchen, welches wir am Anfange unserer Erzählung kennen gelernt haben, war eine schlanke Jungfrau geworden von wundernswerther Weise. Ihre Haltung hatte einen Charakter von Grazie und Adel, welcher Achtung einflößte; ihre langen schwarzen Haare, die Augen, die dunklen Augenbrauen waren die Zeichen glühender Leidenschaften, welche aber durch die sanften Wellen ihres weichen Mundes gemildert erschienen. Nur auf der marmorgleichen Stirn lag ein Ausdruck von Heftigkeit, welcher fast an Wildheit grenzte. Der corsische Charakter war vollständig in ihrem Äußeren ausgeprägt, und sollten wir einen Fehler nennen, so könnten wir höchstens die zu frühe Entwicklung ihrer italienischen Grazie, ihrer lombaedischen Schönheit damit bezeichnen, denn sie schien schon eine Frau zu sein. — Sie hatte aus Liebe zu den Eltern, deren Alter sie versüßen wollte, die Banden der Ehe verschmäht, und ihre einzige Leidenschaft schien die Malerei zu sein, für welches sie ein seltenes Talent entwickelte.

„Ihr seid sehr schweigend heute," sagte sie zu ihren Gefährtinen von der Linken, indem sie zu der einen oder der andern trat. — „Guten Tag, meine Lauretta," fügte sie mit süßer und schmeichelnder Stimme hinzu, gegen das Mädchen gewendet, welches von den übrigen abgesondert malte; „dieser Kopf ist vortrefflich, nur Schade, daß seine Incarnation ein wenig zu rosig ist; die Zeichnung aber ist meisterhaft! —"

Laura erhob den Kopf, blickte Ginevra zärtlich an, und ihe Gesicht klärte sich für einen Augenblick auf. Hierauf schritt die Corsin lautlos vor der adeligen Faktion vorüber, ohne bemerken zu wollen, daß man ihre Staffelei verrückt habe, öffnete die Farbenschachtel, nahm den Pinsel, zog die braunen Aermel an, band ihe Schürzchen vor, ohne wie es schien zu denken, was sie that. Alle Köpfe der ersten Faktion waren gegen sie gewendet.

„Sie merkt es nicht," sagte Planta; in demselben Augenblick aber erhob sich Ginevra aus ihrer sinnenden Stellung, maß mit dem Blick den Raum, welcher sie von der adeligen Gesellschaft trennte, und sprach kein Wort.

„Sie glaubt nicht, daß man die Absicht gehabt habe, sie zu beleidigen," sagte Planta; „denn sie ist weder blaß noch roth geworden;" und fügte laut hinzu: „Fräulein, Sie sind ja ganz aus der Reihe." Aber die Italienerin schien es nicht zu verstehen, sondern stand plötzlich auf, ging mit langsamen Schritten längst dem Verschlage hin, welcher das Cabinet von dem Zimmer trennte, schien das Fenster mit den Augen zu messen, welches ihr das Licht zu der Arbeit geben sollte und stieg auf einen Stuhl, um den Rollverhang höher zu ziehen. In diesem Augenblick bemerkte sie einen Riß in dem Verschlage, ohngefähr eine Elle über ihrem Kopf, und warf einen Blick auf denselben, welcher nur mit dem könnte derglichen werden, den ein Geiziger auf die Schätze Aladdins werfen würde. Hierauf stieg sie herab, setzte sich zu ihrer Staffelei, richtete das Gemälde zurecht, that aber als könne sie aus Mangel des Lichtes nicht arbeiten, rückte einen Tisch auf den Verschlag, stellte einen Stuhl darauf und indem sie so that, als wollte sie an den Vorhang reichen, gelangte sie an den Sprung, durch welchen sie nur einen einzigen Blick in das Cabinet warf, welches erleuchtet war. Was sie aber hier gesehen hatte, bewegte sie so sehr, daß sie wankte.

„Sie fallen, Ginevra, Sie fallen!" scheie Laura, und die Blicke aller Mädchen flogen auf die Unvorsichtige, aber, als ob die Furcht, ihre Gefährtinen sich nähern zu sehen, sie befreite, gewann sie das Gleichgewicht und antwortete mit bewegtee Stimme: „O nein, nein, ich bin sicher!" Hierauf ordnete sie schnell den Vorhang, rückte Tisch und Stuhl weit von der Scheidewand weg und setzte sich lautlos zur Arbeit.

Es dauerte nicht lange, als sie in ihrer neuen Stellung nahe dem Cabinet das leise Geräusch wiedee hörte, welches zwei Tage zuvor so sehr ihre Neugierde erregt hatte, und ihre jugendliche Phantasie das weite Feld der Vermuthungen hatte durchlaufen lassen; jetzt unterschied sie deutlich das regelmäßige Athmen eines schlafenden Menschen; ihre Neugierde war über die Maßen befriedigt worden, aber zugleich war sie die Mitwisserin eines gefährlichen Geheimnisses geworden; denn sie hatte durch den Riß des Verschlages den kaiserlichen Adler, das Porte-epée einer geächteten Farbe und auf einer Matratze schwach erleuchtet von dem Scheine eines Dachfensters die Gestalt eines Offiziers bemerkt; sie errieth alles, es war ein Verbannter. Sie zitterte, daß irgend eine ihrer Gefährtinen sich ihr nähere, um vielleicht ihre Zeichnung anzusehen und bei dieser Gelegenheit das Geräusch hörte, welches in der letzten Stunde ihre eigene Aufmerksamkeit erregt hatte. Das war die Ursache der scheinbaren Gleichgiltigkeit gewesen, mit welcher sie das beshafte Wegrücken ihrer Staffelei nicht bemerkt hatte.

Es gibt nichts verletzenderes für ein weibliches Wesen, als eine heimliche Beleidigung, eine List, einen sogenannten Stich an Verachtung scheitern zu sehen. In diesem Falle befand sich ganz besonders das Fräulein Monsaurin, welche sich in allerlei Saekasmen Lust machte, ohne von Ginevra gehört zu werden, als die Frau des Malers in das Zimmer trat.

„Meine Damen," sagte diese, „Servin wird heute nicht kommen können;" und hierauf begrüßte sie jedes Mädchen, sprach mit den Einzelnen und empfing von Jeder eine Menge freundlicher Liebkosungen, welche sowohl in Worten als in Blicken bestehen. Dann näherte sie sich unserer Heldin, welche von einer kaum zu verbergenden Unruhe beherrscht wae. Die Italienerin und die Frau des Malers wechselten mit einander ein freundliches Kopfnicken, schwiegen aber beide, die eine malend, die andere beobachtend. Man hörte deutlich das Athmen des Militärs, aber die Malerin schien so wenig etwas davon zu bemerken und wußte sich so gut zu verstellen, daß Ginevra auf dem Punkte war, sie der Taubheit zu beschuldigen. In diesem Augenblicke wälzte sich der Unbekannte in seinem Bette, das Mädchen blickte fragend die Frau an, diese sagte aber ohne die mindeste Bewegung: „Ich weiß in der That nicht, wem ich den Vorzug geben soll, dem Original, oder Ihrer schönen Copie? —"

„Servin wird seine Gattin nicht in das Geheimniß gezogen haben" dachte Ginevra, welche der jungen Frau mit einem ungläubigen Lächeln antwortete und eine italienische Arie trillerte, um das Geräusch zu übertönen, welches der Gefangene in seinem Cabinete machte. Es war etwas so ungewöhnliches, die fleißige und stille Italienerin singen zu hören, daß alle Mädchen sie mit Erstaunen anblickten. Die Monsaurin, welcher keine Bewegungen Ginevras entgangen war, lachte tückisch in sich hinein.

Madame Servin ging bald wieder, und die Sitzung endete ohne weiteres Ereigniß. Ginevra ließ alle ihre Gefährtinen fort gehen, ohne die Absicht zu zeigen ihnen zu folgen. Sie schien sogar noch lange arbeiten zu wollen; aber eben dieses Verlangen, allein zu bleiben, hatte sie verrathen. Fräulein Monsaurin hatte die ungeduldigen Blicke bemerkt, welche sie auf die Scheidenden geworfen hatte, und als sie daher endlich auch ging, ließ sie geflissentlich ihr Ridicüle liegen, indem sie der Madame Servin nacheilte, mit welcher sie sich ein wenig unterhielt. Bald aber schien sie den Mangel ihrer Tasche zu bemerken, und schlich vorsichtig in das Studienzimmer hinauf. Leise öffnete sie die Thüre, und hier sah sie Ginevra auf dem schon früher erfundenen Gerüst, ganz verloren in dem Anblick des Gemäldes, welches ihr die Spalte des Verschlages darbot; die Monsaurin schlich wie eine Katze wiedee an die Thüre, öffnete diese mit Geräusch und hustete. Ginevra wandte sich um, sah ihre Feindin, und die Gluth der dunkelsten Mehnrose goß sich über ihr Gesicht; hierauf beeilte sie sich den Vorhang wieder herunter zu lassen, um die andern über ihre Absicht zu täuschen; diese aber war schon verschwunden. Dann stieg sie herab, brachte ihre Farben in Ordnung und ging fort, mit sich nehmend das Bild eines männlichen Kopfes, schön wie der des Endymion, eines Meisterstücks Girodet's, welchen sie kurz vorher kopiert hatte.

Digitized by Google

„Wer war der Gefangene? Einen Mann in diesem Alter zu proskribiren?“ — Das waren die beiden Gedanken, welche zwei Tage hintereinander die Seele Ginevras kommentirten.

Am andern Morgen fand sie ungeachtet ihrer Eile, zuerst im Studienzimmer anzukommen, schon die Monsaurin daselbst, welche hingefahren war. Ginevra und ihre Feindin sahen sich eine Zeitlang schweigend an, doch mit so verstellten Blicken, daß keine der andern Geheimniß errathen konnte. Die Monsaurin hatte den bewundernswerthen Kopf des Unbekannten gesehen, aber zum Glück nicht den Adler, die Farbe der Uniform und das Porte-e-pée, weßhalb sie sich in Muthmaßungen verlor. Herr Servin kam zufällig früher als gewöhnlich. „Aber Fräulein Ginevra,“ sagte er, nachdem er sich ein wenig umgesehen hatte, „dort ist das Licht falsch, rücken Sie näher zu diesen Damen und lassen Sie Ihren Vorhang herunter. —“ Hierauf setzte er sich zu Laura und beschäftigte sich damit, ihre Arbeit zu verbessern. „Wahrhaftig,“ sagte er, „das ist ein vorzüglicher Kopf; sie werden eine zweite Ginevra werden.“ Er ging dann den Pult zu Pult, verbesserte schmeichelnd, scherzend, und sich überhaupt so äußernd, daß man seine Scherzreden mehr fürchtete, als seine Vorwürfe. —

Die Italienerin hatte unter der Zeit den Bemerkungen des Professors nicht gehorcht, sondern war auf ihrem Posten geblieben, mit dem festen Entschluße, diesen nicht aufzugeben. Ihre zarte Hand entwarf auf ein Blatt Papier die Züge des armen Gefangenen mit einer Ähnlichkeit, wie sie nur die Liebe erzeugen kann, wenn sie das Genie beseelt. Sie war so sehr in ihre Arbeit verloren, daß sie es nicht bemerkte, wie das Auge der Monsaurin durch die Lorgnette auf ihre heimliche Arbeit hinüber blitzte.

„Warum sind Sie denn da geblieben, Fräulein, trotz meines Rathes?“ fragte der Professor Ginevra. Die Schülerin rückte ihre Staffelei so, daß niemand ihre Zeichnung sehen konnte, darauf breitete sie diese über die Leinwand aus und sagte mit bewegter Stimme zu ihrem Lehrer: „Scheint es nicht auch Ihnen, wie mir, daß gerade dieses Licht günstig ist, und daß ich hier bleiben muß? —“ Servin erbleichte, während jungfräuliche Scham die Stirne der Corsin röthete. Nichts entgeht den durchdringenden Augen des Hasses; das Fräulein Monsaurin machte sich so zu sagen zur Mitwisserin der Bewegungen, welche in diesem Augenblicke zwischen Lehrer und Schülerin vorgingen. — „Sie haben Recht,“ sagte Servin; „Sie werden bald mehr wissen als ich,“ fügte er hinzu, unter einem heftigen Lachen seine Erregung verbergend. „Wahrhaftig, das ist ein Meisterwerk!“ schloß er mit der Begeisterung eines Künstlers.

Dies Wort war wie ein Signal für alle Mädchen, welche sich zugleich erhoben. Die Monsaurin stürzte sich mit der Flüchtigkeit einer Tigerin, die sich auf ihre Beute wirft, herbei. In demselben Augenblicke richtete sich der Geächtete, wahrscheinlich erwacht, in seinem Bette auf; Ginevra warf schnell einen Schemmel um, stieß unzusammenhängende Phrasen heraus und lachte; zuvor aber hatte sie schon das Bild ergriffen und in das Portefeuille verwahrt, ehe ihre furchtbare Feindin es sehen konnte. Die Staffelei ward umringt und Servin erklärte mit lauter Stimme die Einzelnheiten der Copie, welche seine Lieblingsschülerin in diesem Augenblicke ausführte. Jede wurde getäuscht durch diese Kriegslist, ausgenommen Fräulein Monsaurin, welche sich leise hinter die Corsin geschlichen hatte und das Portefeuille zu öffnen im Begriffe war, worin sich der Kopf befand. In demselben Augenblicke ergriff Ginevra ihren Carton und legte ihn vor sich, ohne ein Wort zu sagen. Die beiden Mädchen blickten sich an und unaussprechlicher Haß flammte aus ihren Blicken.

„Aber jetzt meine Damen, an ihre Plätze,“ sagte Servin. Als dies geschehen war, setzte sich Servin nahe zu Ginevra.

„Ist es nicht besser, daß dies Geheimniß von mir, als von einer andern entdeckt worden ist?“ sagte die Italienerin halblaut.

„Gewiß,“ antwortete der Maler, „weil ich Ihre Meinungen kenne; Ihnen allein würd' ich es vertraut haben.“

Lehrer und Schülerin wechselten einen bedeutsamen Blick, weßhalb Ginevra nicht zögerte zu fragen: „Wer ist er?“

„Es ist der intime Freund Labédoyère's, welcher nächst ihm am meisten hat beigetragen zur Vereinigung des siebenten Regimentes mit den Grenadiren von Elba. Er war bei Waterloo Rittmeister der Garde. —“

„Und warum haben Sie nicht seine militairischen Abzeichen verbrannt und ihm andere Kleider gegeben?“ sagte Ginevra.

„Ich bekomme sie erst diesen Abend.“

„So hätten Sie wenigstens auf einige Tage unsere Studien schließen sollen.“

„Er ist im Begriffe abzureisen.“

„Dann ist er verloren,“ sagte bewegt das Mädchen. „Lassen Sie ihn hier, denn Paris ist der einzige Ort in Frankreich, wo er sich mit Sicherheit verbergen kann. Ist er ihr Freund? —“

„Nein, außer seinem Unglücke hat er kein anderes Recht auf mein Wohlwollen. Hören Sie, wie er in mein Haus gekommen ist. Mein Schwiegervater, welcher in der letzten Campagne wieder Dienste genommen hatte, hat zufällig diesen armen Jüngling getroffen, und mit großer Geschicklichkeit aus den Händen Derer gerettet, welche Labédoyère gefangen genommen hatten. Er wollte ihn vertheidigen, aber vergeblich. Mein Schwiegervater ist zu sehr mit Spionen umgeben, um Jemanden in seinem Hause verbergen zu können, weßhalb er ihn vorige Woche zur Nachtzeit zu mir brachte, und ich habe geglaubt, ihn allen Blicken zu entziehen in diesem Winkel, wo er allein mit Sicherheit sein konnte. —“

„Wenn ich Ihnen nützlich sein kann,“ sagte mit Sanftmuth die Jungfrau, „so schonen Sie mich nicht. —“

„Wir wollen ihn deßhalb zu Rathe ziehen.“ Servin erhob sich nach diesen Worten, verließ Ginevra und ertheilte so lange Unterricht, bis die Stunde schlug, wo die jungen Damen in der Regel zu gehen pflegten.

„Sie vergessen Ihr Ridicüle, Fräulein!“ rief der Professor hinter einem Mädchen herlaufend, welche zum niedrigen Handwerk der Spionerie herabstieg, um ihrem Hasse zu genügen. Die scheinbar Überraschte stieg wieder die Treppe hinauf und nahm das Vergessene, doch hatte sie die drängende Eile Servins genügsam belehrt, daß es sich hier um ein Geheimniß von hoher Wichtigkeit handle. Sie stieg hierauf mit Geräusch und ein Vaudeville trällernd die Stiege hinab, zog hinter sich die Thüre laut zu, welche in das Zimmer Servins führte, um glauben zu machen, daß sie fortgegangen sei, stieg aber leise wieder hinauf, und hielt sich verborgen hinter der Thüre des Studienzimmers.

Als der Maler und Ginevra sich allein glaubten, klopfte dieser auf verabredete Weise an die Thüre der Mansarde, welche sich sogleich auf ihren rostigen und kreischenden Angeln drehte. Die Italienerin sah einen schlanken, edlen Jüngling hereintreten, dessen kaiserliche Uniform ihr das Herz beben machte. Der Offizier trug einen Arm in der Binde und die Blässe seines Gesichtes zeigte von einem heftigen Leiden; beim Anblick einer Fremden wankte er und stieß einen heftigen Schrei aus.

„Fürchten Sie nichts,“ sagte ihm der Maler; „diese Dame ist die Tochter eines der treuesten Diener des Kaisers, des Baron di Piombo.“ Es hätte aber nicht dieser Bemerkung Servins bedurft, denn der junge Krieger hatte schon längst keinen Zweifel mehr über den Charakter Ginevras, nachdem er sie gesehen hatte, er stand in dem Anblick ihrer Schönheit verloren.

„Sie sind verwundet!“ sagte sie mit einem Tone, welcher ihre tiefe Bewegung bezeugte.

„O, es ist nichts, mein Fräulein, die Wunde vernarbt schon; aber was soll aus mir werden!“ fuhr er zu dem Maler gewendet fort; „ich habe keinen einzigen Verwandten hienieden, der Kaiser war mein Vater und Labédoyère mein einziger Freund, in ihnen bestand meine ganze Familie. Beraubt auch des unbedeutendsten Vermögens, habe ich mein letztes Geld verwendet um Labédoyère zu befreien, aber vergeblich — der Tod ist für mich eine Nothwendigkeit, er ist für mich ein Asyl ohne Gefahr!“

Diese mit dem Tone der Verzweiflung ausgesprochenen Worte erschreckten den Maler und selbst Ginevra, welche sich beeilte einen Tropfen Balsam auf die Wunde des Unglücklichen zu träufeln.

Digitized by Google

„Mein Herr!“ sagte sie, „erlauben Sie, daß ich Ihnen achthundert Francs anbiete; sie gehören mir, mein Vater ist reich, ich bin seine einzige Erbin, er liebt mich, ich bin gewiß, er wird mich nicht tadeln. Nehmen Sie also die Summe mit derselben Freimüthigkeit, mit der ich sie anbiete, es ist ja doch nur am Ende nichts als Geld,“ fuhr sie fort, verächtlicher Miene; „was aber Freunde anlangt, so werden Sie deren finden;“ und indem sie sprach, hob sie stolz das Haupt, und ihre Augen leuchteten in ungewöhnlichem Glanze. „Warten Sie, bis dieser Sturm vorüber ist und Sie werden außerhalb Frankreich Dienste nehmen können, wenn Sie hier vergessen sein werden.“

Es liegt in den Tröstungen einer Dame eine Zartheit, welche immer etwas Mütterliches, Vollendetes, Vorsorgliches hat; wenn aber diese Friedens- und Hoffnungsworte sich mit Grazie und mit einer vom Herzen kommenden Beredsamkeit vereinigen, wenn überdieß die Wohlthäterin jung und schön ist, so ist es einem Manne unmöglich, zu widerstehen. Der junge Offizier athmetete die Liebe mit allen seinen Sinnen, er war bezaubert. Eine leichte Röthe färbte seine bleichen Wangen, seine Augen verloren ein wenig von ihrer Melancholie, und er entgegnete mit einem unaussprechlichen Ausdrucke des Gefühles: „O Sie sind ein Engel an Güte!“

Ginevra betrachtete den Verwundeten mit schmerzlichem Gefühle, und wurde so von der Neugierde zum Mitleiden, vom Mitleiden zu einem so mächtigen Theilnehmen hingerissen, zu so tiefen Gefühlen, daß sie es für gefährlich hielt, länger zu bleiben.

„Auf Morgen!“ sagte sie, dem Jüngling eines ihrer süßesten Lächeln zurücklassend, und dieses Lächeln, welches ihr Gesicht mit einem neuen Reize verschönerte, ließ den Fremden für einen Augenblick all' sein Unglück vergessen. — „Morgen also!“ antwortete er wieder traurig, „Morgen?!“ — Ginevra wandte sich noch einmal um, legte einen Finger auf ihre Lippe, und indem sie den Jüngling mit einem bedeutenden Lächeln ansah, schien sie zu sagen: „Trösten Sie sich und seien Sie vernünftig.“ Bei dieser Bewegung des Mädchens rief er aus: **„Oh Dio! chi non vorebbe vivere dopo di averla veduta!...“***) Der fremde Accent, mit dem der Unbekannte diese Worte ausgesprochen hatte, fesselte den Schritt Ginevras. „Sie sind ein Corse!“ rief sie aus und wandte sich mit hoch klopfendem Herzen herum.

„Ich wurde in Corsica geboren, aber noch als Knabe nach Genua geführt, wo ich, kaum das Jünglingsalter erreicht, in die Armee eintrat. —“

Die Schönheit des Unbekannten war nichts mehr für Ginevra. Die Anziehungskraft seiner Meinungen, seine Wunde, sein Unglück, selbst seine Gefahr, alles verschwand, oder alles vielmehr vereinte sich in einem einzigen festlichen Gefühle. Der Geächtete sprach die geliebte Sprache Ginevras, er war ein Sohn Corsicas.

Der Offizier hatte sich unterdeß nach Servins Einladung auf einen Divan niedergelassen, und der Maler beschäftigte sich nach Ablösung des Ärmels, die Wunde auf's Neue zu verbinden. Ginevra schauderte beim Anblicke der langen und tiefen Wunde, welche ein feindlicher Säbel auf den Vorderarm des Jünglings gezeichnet hatte, und sie stieß einen leichten Schrei aus. Der Unbekannte erhob den Kopf und lächelte.

In diesem Augenblicke lag ein angenehmes Helldunkel über dem Zimmer, ein letzter Strahl der Sonne erhellte nur den Ort, wo der Proskribiete sich befand, dessen bleiches und edles Gesicht, schwarze Haare und Uniform ganz mit Licht übergossen war. Wie eine Erscheinung, wie ein Bild ihrer Jugendträume erschien er der Italienerin, welche diese Scene sich für ihr ganzes Leben in's Gedächtniß prägte. Plötzlich aber, wie beschämt, sich in einer solchen Überraschung finden zu lassen, enteilte sie mit einem flüchtigen Blick auf ihren neuen Freund. —

Den Tag darauf ging Ginevra zum Maler, und da es nicht der gewöhnliche Tag des Unterrichts war, blieb der Gefangene bei seiner Landsmännin, während Servin, gleichsam ihr Mentor, in demselben Zimmer eine Skizze vollendete.

*) O Gott! wer möchte nicht leben, wenn man Sie gesehen!

Die jungen Leute sprachen meistens italienisch. Der Soldat erzählte ihr seine Leiden, welche er bei der Niederlage von Moskau erduldet hatte. In einem Alter von achtzehn Jahren war er bei dem Übergang über die Beresina gewesen, der letzte seines Regimentes, nachdem er alle seine Kameraden hatte fallen sehen, die einzigen Menschen, welche sich für das Schicksal des Verwaisten interessiren konnten. Mit feurigen Zügen malte er die großen Ereignisse von Waterloo. Seine Stimme war für die Italienerin Musik. Sie war nicht französisch erzogen worden, sie kannte weder die Lüge, noch die kleinlichen und verächtlichen Koketterien der Pariserinen, sie war so zu sagen ein Kind der Natur, nur allzu empfänglich für die großen Eindrücke, welche des Jünglings Gemälde auf ihre Seele machten. Mit der Pallete in einer Hand, den Pinsel in der andern, ohne aber ein einziges Mal den Pinsel in die Farbe zu tauchen, die Augen auf den Offizier gerichtet, und den Mund leicht geschlossen, hörte sie ihm zu, stets bereit den Pinsel anzusetzen, was doch nie geschah. An diesem Tage erfuhr sie, daß der Unbekannte Luigi heiße. Es wurde unter ihnen verabredet, ehe sie sich trennten, daß an den Unterrichtstagen, wenn irgend ein politisches Ereigniß vorgefallen wäre, Ginevra ihn in Kenntniß setzen sollte, durch den halbleisen Gesang einer italienischen Arie.

Am folgenden Tage sagte die Monsaurin unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit allen Gesäßetinen, daß Ginevra di Piombo von einem jungen Manne geliebt werde, welcher während der Unterrichtsstunden in dem finstern Cabinete sich aufhielte. Sie war mit Spionen umgeben. Jedes Ohr lauschte auf ihren Gesang, man wußte jeden ihrer Blicke, und während sie sich ganz unbemerkt glaubte, hafteten ein Dutzend Augen beständig auf ihr.

Nach acht Tagen war unter allen fünfzehn Schülerinen nur eine Einzige, welche nicht das Mittel gefunden hätte, durch den Spalt Luigi zu beobachten, und dies war Laura, das einnehmende, arme aber fleißige Mädchen, welches aus einem Instinkt von Schwäche Ginevra von Herzen zugethan war und sie nur allein vertheidigte, als sie schon das Ziel allgemeinen Tadels geworden war. Da in dieser Zeit der Herr von Monsaurin zum Pair von Frankrich erhoben worden war, so hielt es seine impertinente Tochter ihrer Würde nicht mehr angemessen, den Unterricht eines Malers zu besuchen, dessen politische Meinungen nach dem Benapartismus schmeckten; Servin aber verweigerte es mit guter Manier, zu ihr ins Haus zu gehen. Sie vergaß leicht Ginevra, aber das Böse, was sie gesäet hatte, sollte seine Früchte tragen. In der That, sei es aus Zufall, Plauderhaftigkeit, oder affektirter Klugheit, alle andern Mädchen unterrichteten ihre Mütter von dem seltsamen Ereignisse, welches sich in dem Studienzimmer Servins zutrug; ein allgemeines Gerücht verbreitete sich in allen Familien und nach und nach wurde das Unterrichtszimmer leer. Ginevra und Laura waren in drei oder vier Tagen die einzigen Bewohnerinen dieser künstlerischen Einsamkeit. Die Italienerin bemerkte dies gar nicht in ihrer liebenden Verzückung und hatte bei weiten anderes zu thun als sich um die Mehr- oder Minderzahl ihrer Mitschülerinen zu bekümmern. Sie hatte ihn Luigi vorgestellt, sich der königlichen Autorität zu unterwerfen, aber dieser wollte nicht aus seinem Versteck heraus. Wenn die Leidenschaften nur unter dem Einflusse von außergewöhnlichen Erscheinungen wachsen, so kann man sagen, daß schwerlich seltsamere Umstände zusammen treffen konnten, um zwei Wesen eng zu verbinden. Die Freundschaft Ginevras für Luige und des Jünglings für sie, machte in einem Monat größere Fortschritte, als unter Umständen durch zehn Jahre in einem Salon. Das Mädchen, obgleich älter als der Jüngling, fühlte eine unbeschreibliche Süßigkeit darin, von einem jungen Manne so seltenen Charakters geleitet zu werden, welcher mit der Einsicht eines bei weitem vorgerückten Alters die Schönheit und Grazie des Jünglings verband. Seinerseits fand er einen hohen Genuß, sich von einem Mädchen von fünf und zwanzig Jahren beschützen zu lassen. Dies Gefühl hatte für ihn etwas Stolzes, Erhabenes, es war eine Probe seiner Liebe. Sie liebten sich schon lange, ohne sich es noch je gesagt zu haben.

Eines Tages, als die Unterrichtsstunde sich zu Ende neigte, hörte Ginevra von dem Verschlage herein ihr liebes Zeichen. Es

Digitized by Google

war Luigi, welcher mit einer Nadel an das Getäfel klopfte, um heraus zu kommen. Die Italienerin warf den Blick im Zimmer umher, und da sie die etwas kleinere durch ihre Staffelei verdeckte Laura nicht bemerkte, antwortete sie dem Signal. Luigi öffnete die Thüre, da er aber stehend das Zimmer übersah und die Fremde bemerkte, trat er augenblicklich zurück. Schon bei seinem Erscheinen war die bescheidene Laura leise hinausgegangen und trat jetzt wieder mit Geräusch herein. Die überraschte Ginevra erhob sich, sah Laura und ging rasch auf sie zu: „Sie verweilen heute sehr lange, liebe Laura," sagte sie. „Mir scheint, dieser Kopf ist schon fertig, Sie brauchen nur noch einige Lichter auf die Haarpartie aufzutragen. —"

„O Sie würden sehr gütig sein," antwortete Laura mit bewegter Stimme, „wenn Sie mir diese Copie ein wenig verbessern wollten, so hätte ich doch wenigstens ein liebes Andenken an Sie."

„Das will ich gerne," warf Ginevra entgegen, froh, sie auf diese Weise entfernen zu können. Darauf setzte sie sich an die Staffelei, und fuhr, während sie hie und da einen Pinselstrich machte, fort: „ich glaubte nur, daß Sie einen weiten Weg nach Hause hätten. —"

„Ach, Ginevra, ich gehe augenblicklich," rief das Mädchen weinend aus, „und für immer! —"

Die Italienerin war den diesen melancholischen Worten nicht so gerührt, als sie es einen Monat früher würde gewesen sein.

„Wie, Sie verlassen den Herrn Servin?"

„Aber sehen Sie denn nicht, daß seit einiger Zeit wir zwei seine einzigen Schülerinen sind? —"

„In der That!" antwortete die Corsin, wie den einem neuen Gedanken ergriffen; „wären vielleicht unsere Mitschülerinen krank? Oder sind sie Bräute? Oder sind ihre Väter alle Pairs geworden? —"

„Sie haben Herrn Servin verlassen;" erwiederte Laura.

„Und warum?"

„Um Ihretwillen, Ginevra!"

„Um meinetwillen?" erwiederte die Italienerin, sich erhebend mit drohender Stirn und blitzenden Augen.

„Oh, erzürnen Sie sich nicht, meine gute Ginevra," fuhr Laura schmerzlich fort. „Aber auch meine Mutter will, daß ich den Unterricht aufgebe. Die Mädchen haben gesagt, daß Sie einen Geliebten hätten, welchen Herr Servin in dem Cabinet verborgen hält; ich habe es nie geglaubt, und auch nie ein Wort meiner Mutter gesagt; aber gestern Abend hat Madame Planta, welche sie auf einem Balle traf, alle Schmähungen unserer Mitschülerinen erzählt, und ich bin tüchtig ausgezankt worden, weil meine Mutter behauptete, daß ich alles wüßte, und ich es ihr hätte sagen sollen. O liebe Ginevra, wie schmerzt es mich, nicht mehr Ihre Freundin sein zu können; doch mußte ich Sie warnen, denn morgen wird meine Mutter und Madame Planta zu Herrn Servin kommen, um ihm Vorwürfe zu machen. —"

Ein zwei Schritte von ihr in den Boden schlagender Blitz würde Ginevra nicht so sehr erschreckt haben, als diese Entdeckung.

„Und was sagten sie dazu?" frug sie mit dem stolzen Bewußtsein der Unschuld.

„Jedermann fand es wenigstens seltsam, und meine Mutter nannte es unschicklich."

„Und was denken Sie davon, Laura?"

Das Mädchen sah Ginevra fest an und ihre Gedanken verwirrten sich, sie konnte nicht länger ihre Thränen zurückhalten, sie warf sich ihrer Freundin an den Hals und umarmte sie. — In demselben Augenblicke trat Servin in das Zimmer.

„Ginevra," sagte er mit Enthusiasmus, „ich habe mein Gemälde geendet! Jetzt noch den Firniß. Aber um Gotteswillen, was habt ihr denn? Es scheint überhaupt, als ob meine Schülerinen sich Ferien machten; vielleicht sind sie auf dem Lande." Laura hatte sich unterdessen die Thränen abgetrocknet, grüßte den Professer und ging.

„Schon seit drei Tagen sind unsere Studien verlassen," sagte ernst Ginevra; „die Damen werden nicht wieder kommen."

„Ah — Bah. —"

„O lachen Sie nicht, hören Sie mich. Ich bin die unfreiwillige Ursache des Verlustes Ihres Rufes . . ."

Der Künstler lächelte und sagte, seine Schülerin unterbrechend: „Ei meines Rufes? In drei Tagen wird mein Gemälde ausgestellt. —"

„Es handelt sich nicht um Ihr Talent," sagte die Italienerin. „Die Mädchen haben ausgestreut, daß Luigi hier verborgen ist, daß er mich liebt, daß Sie es wissen und daß Sie zu unserer Liebe die Hand geboten haben. —"

„Nun, das ist ja nur die Wahrheit;" antwortete der Professor. — Ginevra erröthete.

„Die Mütter dieser Mädchen sind erbärmliche Klatscherinen; wenn sie wären zu mir gekommen, so würde sich alles aufgeklärt haben. Doch was ärgere ich mich hierüber, das Leben ist viel zu kurz, um es sich durch Narren verbittern zu lassen."

Luigi, welcher einen Theil dieses Gespräches gehört hatte, eilte herbei. „Sie werden alle Ihre Schülerinen verlieren, und ich werde die Ursache Ihres Ruines sein!" rief er aus. —

Der Künstler nahm die Hand Luigi's und Ginevras und vereinigte sie. „Werdet ihr euch heirathen, Kinder?" frug er mit rührender Güte. Beide senkten die Blicke und ihr Stillschweigen war ihr lautestes Geständniß. „Nun wohlan," fuhr Servin fort, „ihr werdet glücklich sein; nicht wahr? Gibt es wohl auf Erden etwas, womit die Glückseligkeit zweier Wesen, wie ihr seid, könnte aufgewogen werden?"

„Ich bin reich," sagte Ginevra, „und Sie werden mir erlauben Sie zu entschädigen. —"

„Mich entschädigen?" lachte Servin; „glauben Sie denn, Gott werde eines redlichen Künstlers vergessen? —"

Luigi drückte die Hand seines Beschützers, ohne ein Wort reden zu können, aber endlich sagte er mit bewegter Stimme: „So danke ich also Ihnen meine Ginevra und meine ganze Glückseligkeit."

„So seid denn glücklich, ich vereinige euch. Amen!" fügte der Maler mit Caricatur hinzu, indem er seine Hände auf das Haupt der beiden Liebenden legte.

Dieser Scherz des Künstlers machte ihrer Rührung ein Ende, sie blickten einander lachend an, denn alle drei hatten das glücklichste Naturell.

„Doch meine lieben Kinder," nahm Herr Servin das Wort; „ihr glaubt nun, daß alles bis jetzt vortrefflich geht, aber ihr irrt euch." Die Liebenden blickten ihn erschreckend an. „Beruhigt euch, bis jetzt bin ich der Einzige, den eure Angelegenheit in einige Verwirrung bringt. Meine Frau ist ein wenig schwerfällig, ich weiß bei meiner Treue nicht, wie wir uns mit ihr stellen werden. —"

„Himmel!" rief Ginevra; „ich vergaß, daß morgen Madame Planta und Laura's Mutter zu Ihnen kommen wollen, um . . . ."

„Ei, ich verstehe!" sagte der Maler sie unterbrechend.

„Aber Sie werden sich rechtfertigen;" fügte stolz die Jungfrau hinzu. „Luigi darf keine Abneigung mehr gegen die königliche Regierung haben, nicht wahr?" Der Jüngling lächelte — „Also", fuhr sie fort, „werde ich morgen eine Supplik an eine der einflußreichsten Personen des Kriegsministers einreichen, einem Manne, welcher nichts der Tochter des Baron di Piombo abschlagen kann. Mein Luigi wird eine stillschweigende Verzeihung erhalten, und Sie, Herr Servin, werden die Mütter meiner liebevollen Mitschülerinen beschämen, indem Sie ihnen die Wahrheit sagen! —"

„Sie sind ein Engel!" rief Servin aus. —

Diese Scene entschied über Ginevras Zukunft.

„Es ist schon sechs Uhr und Ginevra noch nicht zurück! —" sagte Bartolomeo di Piombo, indem er sich aus seinem großen vergoldeten Lehnstuhl erhob und die Blicke durch den weiten prachtvollen Saal seines Hotels schweifen ließ. „Sie ist noch nie so spät zurück-

Digitized by Google

gekehrt, doch ist Jean, welcher sie begleitet und abholt, schon seit einer Stunde fort. —“ Die beiden Alten wechselten Blicke außergewöhnlicher Ängstlichkeit. Bartolomeo war zu sehr aufgeregt, um auf seinem Platze bleiben zu können, er stand auf und schritt zweimal durch den Saal, mit einer für einen Mann von sieben und siebenzig Jahren überraschenden Schnelligkeit. Dank seiner Constitution hatte sich Piombo wenig seit dem Tage seiner Ankunft in Paris verändert. Obgleich seiner hohen Statur hielt er sich sehr gerade, aber seine dünnen, weißen Haare zeigten einen breiten und hervorstehenden Schädel, welcher eine hohe Idee von seinem Charakter und seiner Festigkeit gab. Sein Gesicht war bleich und flößte Hochachtung ein. Alle Linien desselben waren mit tiefen Furchen bezeichnet, der Ungestüm der Leidenschaften herrschte aber noch in dem lebhaften Feuer seiner Augen, deren schwarze Brauen ihre schreckliche Beweglichkeit beibehalten hatten. Der Anblick dieses Kopfes war möglich noch härter als früher, doch glaubte man auch in der Melancholie desselben ein Recht hierauf zu finden. Seine Güte war nur von seiner Frau und seiner Tochter gekannt; in seiner politischen Laufbahn war er gefürchtet, denn man hielt ihn für einen ungeselligen Mann. Dabei war er aber der Mann der strengsten Redlichkeit und aufopferndsten Treue. Ungeachtet der delicaten Sendungen aller Art, welchen er sich unterzogen hatte und welche für jeden Andern sehr Gewinnbringend gewesen wären, besaß er doch nicht mehr als zwölftausend Livres in Renten. Seinen Barontitel verdankte er nur der Nothwendigkeit, in welcher Napoleon sich zu befinden glaubte, seinem heimlichen Gesandten zu einer fremden Macht, einen höhern Rang zu geben.

Nach dem achten Juli trug Bartolomeo nicht mehr den Orden der Ehrenlegion und wenn er auch zufällig irgend einem Hofmanne mißfiel, hatte er doch einen Daru, Druot und Carnot zum Freunde.

Die Voraussetzung Napoleons hatte sich erfüllt. Piombo hatte sich das Hotel der Grafen Givry gekauft, ohne aber die mindeste Veränderung daran zu machen, und bewohnte dasselbe nach der Catastrophe von Fontainebleau. Den Gewohnheiten der Personen von einfachen Sitten gemäß, vermieden der Baron und seine Gemalin alle äußere Pracht, denn die Meubeln rührten noch alle aus der Zeit der Grafen Givry her; doch mußte man gestehen, daß die großen Zimmer, die hohen Stockwerke, die breiten Fenster in alten vergoldeten und fast schon schwarzen Rahmen eine vollkommene Harmonie bildeten mit den Bewohnern desselben.

Während der hundert Tage hatte sich Bartolomeo, welcher einen hohen Posten bekleidete, mit großem Luxus umgeben, aber mehr um damit sein Amt zu ehren, als um zu glänzen. Das Leben dieser Familie war so einfach, daß ihr, obschon bescheidenes Vermögen ihre Bedürfnisse überragte. Ginevra galt in ihren Augen mehr als alle Schätze der Welt, sie allein bildete ihre Glückseligkeit und alles im Hause war ihren Wünschen und selbst ihren Launen untergeordnet. —

Als der Baron di Piombo im Jahre 1814 sein eigenes Amt aufgab, seine Bedienten verabschiedete, und seine Ställe zusperrte, fühlte Ginevra nicht das entfernteste Unbehagen, sie war zu sehr Tochter ihres Vaters, um nicht die Pracht in der Stärke ihrer Gefühle und ihr Glück in der Einsamkeit und in der Arbeit zu finden.

Nach dem zweiten Falle Napoleons vermochte allein Ginevra am Pianoforte den Kummer der beiden Greise zu zerstreuen, welche sich noch mehr als früher auf diese allein beschränkten. Ginevra entsprach aber auch auf eine bewunderungswürdige Weise den Leidenschaften ihres Vaters. Sie war Herrin ihres Willens, rachsüchtig und heftig, so sehr es nur Barthelomeo in seiner Jugend hatte sein können. Der Corse hatte alle mögliche Sorge gehabt, die Gefühle seiner eigenen Brust auch in der seiner Tochter zu erwecken und dadurch ihre Willenskräftigkeit bis zum Extrem zu stärken, so daß Ginevra sich förmlich daran gewöhnte, ihre Eltern zu beherrschen. Piombo sah in ihren heftigen Aufwallungen nur Kindereien, welche zu erregen er sich manchmal ein Vergnügen machte; denn es genügte ein Wort der Zärtlichkeit, ein Blick, um ihre stürmischen Launen zu beruhigen, und jemehr sie bebte, desto näher war sie einem Kusse. Da die Eltern selbst eigener Bildung entbehrten, hatten sie erlaubt, daß Ginevra nach eigener Willkühr sich ausbildete. Ganz nach ihren Launen hatte sie daher Alles gelernt und durchgegangen, wechselseitig neue Pläne auffassend und fallen lassend, bis die Malerei ihre herrschende Leidenschaft wurde. In der Musik besaß sie mehr Gefühl als eigentliche Schule, aber sie trug ihre Seele überall hinein und sie würde sicher ein ganz vollkommenes Wesen geworden sein, wenn sie eine Mutter gehabt hätte, die im Stande gewesen wäre, ihre Studien zu leiten und die Gefühle in Uebereinstimmung zu bringen, womit die Natur sie so verschwenderisch ausgestattet hatte. Ihre Fehler kamen nur von der schrecklichen Erziehung, welche ihr der Vater gegeben hatte.

Der Vater klingelte jetzt, ein Diener erschien. „Geh der Baronesse entgegen!“ befahl er, dieser ging. „Ich habe für sie immer unsern Wagen gewünscht!“ fügte die Baronin hinzu. „Sie hat ihn nicht gewollt!“ antwortete Piombo, seine Frau anblickend, welche, seit vierzig Jahren daran gewöhnt, den gehorchenden Theil auszumachen, die Augen niederschlug. „Schon fast seit einem Monat,“ nahm die Dame nach einer langen Pause das Wort, „kommt Ginevra später aus der Malerstunde zurück.“ „Jean wird vielleicht nicht schnell genug gehen!“ rief der Alte ungeduldig aus; darauf zog er unwillig die Falten seines Rockes gerade, nahm Hut und Stock und schritt hinaus. Unmittelbar darauf hörte man die Hausthüre aufgehen und Parteiomeo erschien wieder, seine Tochter wie eine Feder in seinem Arme tragend, welche sich auf komische Weise wehrte.

„**Eccola! . . . la Ginevra, la Ginevrettina, la Ginevrina, la Ginevrolu, la Ginevretta, la Ginevra bella! . .**“*)

„Vater, du thust mir weh!“ zürnte das verwöhnte Kind, und wurde sogleich mit einer Art von Achtung von dem Vater niedergesetzt. Sie schüttelte darauf mit anmuthiger Bewegung den Kopf gegen die Mutter, welche sich schon ihres Schmerzensrufes wegen ängstigte, um ihr verstehen zu geben, daß es nur eine List gewesen sei. Sogleich verklärte das bleiche Gesicht der Baronin wie durch Zauberei eine leichte Röthe und eine Art von Freude. Auch Piombo rieb sich die Hände, ein sicheres Zeichen seiner Zufriedenheit. Diese beiden Alten bildeten manchmal ein treues Bild jener erstrebenden Pflanzen, denen ein Tropfen Wasser das Leben wiedergibt. „Zu Tische, zu Tische, Signora Piombella!“ rief der Corse; ein anderes Zeichen seiner guten Laune, wofür ihm die Tochter den zärtlichsten ihrer Blicke zuwarf.

„Apropos,“ sagte Piombo nach Tische, „weißt du, daß dir Mutter bemerkt hat, daß du seit einem Monat weit länger als sonst bei Servin bleibst. Du strengst dich zu sehr an mit der Malerei . . .“

„Ah, mein Vater! . . .“

„Ginevra wird dir wahrscheinlich eine Überraschung bereiten!“ setzte die Mutter hinzu.

„Wirst du mir vielleicht ein schönes Gemälde bringen?“ rief der Corse aus, indem er in die Hände schlug.

„Ja, ich bin mit dem Studium desselben beschäftigt.“

„Aber was hast du meine Ginevra? du erbleichst!“

„Nein!“ rief sie jetzt mit ernster Miene aus, „man soll nicht sagen, daß Ginevra Piombo nur ein einziges Mal in ihrem Leben gelogen hat.“

Bei diesem Ausrufe betrachteten die Eltern ihre Tochter mit einer Miene des Erstaunens.

„Ich liebe einen Jüngling!“ entgegnete sie mit zärtlicher Stimme. Darauf senkte sie ihre langen Wimpern, um das Feuer zu verbergen, welches aus ihren Augen blitzen mußte.

„Ist es vielleicht ein Prinz?“ sagte der Vater ironisch.

„Nein, mein Vater, es ist ein Jüngling ohne Vermögen.“

„Aber doch sehr schön?“

„Er ist unglücklich.“

„Und wer ist er?“

„Ein Genosse Labedoyère's, ein Proscribirter ohne Asyl. Servin hat ihn verborgen und —“

---

*) Der Verfasser hat geglaubt, den italienischen Sprachgebrauch, welchen sich in liebkosenden Diminutiven erschöpft, nachahmen zu müssen.

Digitized by Google

„Wie?“ rief Piombo aus, „du, meine Tochter, liebst einen Mann ohne Wissen deines Vaters?“

„Ach, es hängt ja nicht von mir ab, ihn zu lieben,“ antwortete mit Sanftmuth das Mädchen.

„Ich schmeichelte mir immer,“ war des Alten Antwort, „daß meine Tochter mir würde treu bleiben bis zum Tode, daß meine und der Mutter Liebe ihr einziger Wunsch sei, und daß unsere Zärtlichkeit in ihrer Seele keinen Nebenbuhler finden würde.“

„Habe ich dir jemals deinen Fanatismus für Napoleon vorgeworfen? Hast du ihn nicht mehr geliebt als mich? Bist du nicht drei Monate als Gesandter abwesend gewesen, und habe ich nicht deine Abwesenheit muthig ertragen? Es gibt Nothwendigkeiten, welche man zu ertragen wissen muß . . . “

„Ginevra! . . .“

„Nein, du liebst mich nicht um meinetwillen, und deine Vorwürfe verrathen einen unerträglichen Egoismus! —“

„Was! du schmähst die Liebe deines Vaters?“ schrie Piombo mit flammenden Augen.

„Lieber Vater! ich mache Dir ja keinen Vorwurf,“ fuhr Ginevra mit größerer Sanftmuth fort, als ihre zitternde Mutter erwartete. „Du hast Recht in deinem Egoismus, und ich in meiner Liebe. Gott ist mein Zeuge, daß nie eine Tochter die Pflichten gegen ihre Eltern treuer erfüllt hat als ich. Ich habe nur die Liebe und Glückseligkeit darin gefunden, wo Andere einen kalten Gehorsam gefunden hätten. Seit fünfzehn Jahren habe ich mich nicht von Ihren schützenden Flügeln entfernt. Es war stets für mich ein Vergnügen, meiner Eltern Tage zu verschönern, aber bin ich darum eine Undankbare, weil ich dem süßesten aller Gefühle gehorche und einen Gatten suche?“

„Aha! du rechnest mit deinem Vater ab?“ entgegnete der Corse mit unheimlicher Stimme. Eine schreckliche Pause folgte diesem Dialog, während welcher Niemand zu reden wagte. Endlich brach Bartolomeo dieses Schweigen, indem er mit einer Stimme ausrief, welche in die Seele drang: „O bleibe bei uns, bleibe bei deinem alten Vater, ich kann dich nicht einen andern Mann lieben sehen, du wirst ja ohnehin nicht mehr lange deine Freiheit erwarten dürfen!“

„O, mein Vater! bedenke, daß wir dich nicht verlassen werden, bedenke, daß wir dich zu zweien lieben werden!“

„O Ginevra, Ginevra!“ rief der Corse aus, indem er die Faust ballte, „warum hast du nicht geheirathet, als mich Napoleon an diese Idee gewöhnte, als er dir Herzoge und Grafen aufführte?“

„Sie liebten mich nicht,“ sagte die Jungfrau; „und überdieß wollte ich dich nicht verlassen, diese aber würden mich weit weg geführt haben. —“

„Du willst uns nicht allein lassen, aber du willst dich verheirathen, und das ist dasselbe; denn ich kenne dich und weiß daß du uns nicht mehr lieben wirst. Marie,“ fuhr er darauf zu seiner unbeweglichen Gattin fort, „wir haben keine Tochter mehr, sie will sich verheirathen. —“ Der Greis hatte die Hände wie flehend zum Himmel gehoben, und dann ließ er das Gesicht in die Hände sinken und sank zusammen, wie von der Last seines Schmerzes erdrückt. Das Mädchen sah den gewaltsamen Kampf des Vaters und die mächtige Unterdrückung seines Zornes brach ihr das Herz; sie hatte eine Krisis, eine Scene erwartet, aber gegen diese Ruhe und Milde des Vaters hatte sie keine Waffe.

„O mein Vater!“ sagte sie mit sanfter Stimme, „du wirst nie von deiner Ginevra verlassen sein, aber liebe sie etwas weniger um ihrer selbst willen. Ach, wenn du wüßtest, wie sehr er mich liebt! Er würde mir durch seine Liebe solchen Kummer gewiß nicht verursachen! —“

„Schon Vergleichungen?“ rief Piombo mit furchtbarem Accent aus. „Nein, ich kann diese Idee nicht ertragen! Wenn er dich liebt, wie du es verdienst, so würde er mich tödten, und wenn er dich nicht liebte, so würde ich ihn ermorden!“ Die Hände Piombos zitterten, seine Lippen zitterten, sein ganzer Körper zitterte, und seine Augen sprühten Funken. Nur seine Tochter vermochte diesen Anblick zu ertragen. „Dich lieben,“ rief er aus, „dich wie ein Vater lieben, ist eine Seligkeit. Wer sollte würdig sein, dein Gatte zu werden?“

„Er,“ sagte Ginevra, „er, dessen ich mich unwürdig fühle!“

„Er! welcher Er?“ wiederholte zerstreut Piombo.

„Der, welchen ich liebe! —“

„Und kann er dich genug kennen, um dich zu lieben?“

„Aber mein Vater,“ sagte Ginevra immer ungeduldiger, „von dem Augenblick an, daß ich ihn sehe . . .“

„Du liebst ihn also?“ schrie der Vater. Ginevra neigte sanft das Haupt. „Dann liebst du ihn mehr als uns, denn ich weiß, daß zwei solche Gefühle in der Brust eines Piombo nicht Raum haben; aber du wirst ihn nie heirathen! —“ Diese Worte des Greises wurden mit einer Heftigkeit ausgesprochen, daß die unermeßlichen Fensterscheiben klirrten, ohne aber auf Ginevra einen Eindruck zu machen, welche mit größter Ruhe antwortete: „Ich werde ihn heirathen!“

„Mein Gott, mein Gott!“ rief die Mutter aus, „wie wird das enden?“

Der Baron hatte heftig das Zimmer durchschritten, jetzt setzte er sich, eine eisige Strenge lag auf seinen Zügen. Plötzlich erhob er sich wieder, fuhr mit der runzligen Hand über das Gesicht, trat vor die Tochter hin, und sprach fast weinend mit schmeichelnder Stimme: „Ginevra, nein, du wirst ihn nicht heirathen, sagt wenigstens heute Abend nicht ja, laß mich das Gegentheil glauben! Willst du deinen Vater auf den Knieen vor dir sehen? Seine weißen Haare im Staube deiner Füße? Sieh', ich flehe dich darum an!! —“

„Ginevra Piombr,“ erwiederte sie, „ist nicht gewöhnt, ein gegebenes Wort zu brechen; ich bin deine Tochter, es ist kein Ungehorsam sich einem ungerechten Befehle entziehen! —“

„Was aus dem Munde deines Vaters kommt, kann keine Ungerechtigkeit sein. —“

„Er wird aber doch immer in meinem Herzen leben! —“

„Nein, nein, du liebst uns nicht mehr! Zwar, sich verheirathen, heißt einem ewigen Naturgesetze gehorchen, darum vergiß ihn nur jetzt bleib uns treu, nach unserem Tode, du verstehst mich — —“

„Vater, willst du, daß ich deinen Tod wünschen soll?“

„Ich werde länger leben als du, denn Kinder, welche ihre Eltern nicht ehren, sterben früh!“ schrie der Vater in der höchsten Erbitterung.

„Ein Grund mehr,“ antwortete die Tochter eben so bitter, „mich bald zu verheirathen, um wenigstens diese kurze Zeit glücklich zu sein.“

Dies Wort machte Piombo verstummen, das Blut stieg ihm mit Heftigkeit in den Kopf, er wurde purpurroth, einen schrecklichen Anblick darbietend. Ginevra aber erbleichte, dann flog sie wie ein Vogel auf die Knie ihres Vaters, umschlang seinen Hals mit ihren liebenden Armen, liebkoste sein Gesicht und rief gerührt aus: „Ach, könnt ich doch lieber sterben, mein guter, mein lieber Vater! —“

„Ginevra, Ginevra!“ antwortete Piombo, dessen Zorn in dieser Zärtlichkeit wie Eis in der Sonne schmolz, „mein gutes Kind, verlasse deinen Vater nicht!“ Und er scherzte mit seiner eigenen Tochter, wie mit einem Kinde, spielte mit ihren glänzenden Locken, und ließ sie durch die Finger laufen. Nach kurzer Zeit immer schmeichelnd und liebkosend und in Übergängen, wie sie nur der Scharfsinn einer Liebenden erfinden kann, suchte sie ihm die Erlaubniß abzuschmeicheln, daß Luigi sich ihm vorstellen dürfe. Aber obgleich der Vater ebenfalls sich schmeichelnd widersetzte, war sie wenigstens zufrieden, ihn mit ihrer Liebe und der Idee einer nahen Heirath vertraut gemacht zu haben. —

Den andern Morgen sprach sie nicht mehr von ihrer Leidenschaft, ging später zu Servin, und kehrte zeitlicher zurück; mit ihrem Vater zärtlicher als gewöhnlich, schien sie ihm gleichsam zu danken für die stillschweigende Einwilligung in ihre Heirath. Des Abends sang und spielte sie viel, und wiederholte oft: „Zu diesem Notturno fehlt freilich eine Männerstimme!“ — Sie war eine Italienerin, das ist genug gesagt. Mit einem Wort, nach acht Tagen sagte ihr die Mutter leise in das Ohr: „Ich habe den Vater überredet, ihn zu empfangen.“ — Ginevra hüpfte wie ein Kind vor Freude. „O, meine Mutter! wie sehr bin ich glücklich! —“

An demselben Tage hatte Ginevra das Vergnügen, am Arm

Digitized by Google

Luigis in das väterliche Haus zurückzukehren. Es war das zweite Mal, daß der arme Offizier sein Versteck verließ. Die Verwendungen Ginevras bei dem Herzog du Feltre, damaligem Kriegsminister, waren von dem besten Erfolge gekrönt worden. Luigi war in die Liste der Offiziere wieder aufgenommen worden, welche zum Kriegsdienste verwendet werden konnten, und dies war schon ein bedeutender Schritt für eine bessere Zukunft. Der junge Rittmeister war durch das Mädchen von allen Schwierigkeiten unterrichtet worden, welche ihn bei dem Baron erwarteten, und er wagte seine Furcht ihm nicht zu gestehen, kaum zu gestehen. Dieser Mann, so muthig im Unglück, so tapfer auf dem Schlachtfelde, zitterte beim Gedanken an seinen Eintritt in den Saal Piombos. Ginevra fühlte seinen unsichern Schritt und diese Bewegung, deren Ursache sie errieth, war für sie ein zärtlicher Beweis seiner Liebe. —

Barthelemeo war ohne Zweifel durch seine Frau von der förmlichen Aufführung des Jünglings unterrichtet worden, denn er ging, als er die Schritte seiner Tochter hörte, derselben nicht entgegen, sondern blieb auf seinem gewöhnlichen Armstuhl; er war düster und die Strenge seines Angesichtes hatte etwas Eisiges.

„Mein Vater!" sagte Ginevra, „ich bringe dir Jemanden mit, den du gewiß gern sehen wirst, es ist Herr Luigi, ein wackerer Soldat, welcher vier Schritte vom Kaiser bei Mont St. Jean kämpfte. —"

Der Baron di Piombo erhob sich, warf einen flüchtigen Blick auf Luigi und sagte mit sardonischem Tone: „Der Herr hat keine Dekoration. —"

„Ich trage nicht mehr das Kreuz der Ehrenlegion!" antwortete schüchtern Luigi, welcher noch stand. Ginevra, durch die Unhöflichkeit ihres Vaters unangenehm berührt, bot ihm einen Stuhl. Die Antwort des Offiziers hatte aber dem alten Freunde Napoleons gefallen. Die Gemalin Piombo's bemerkte, daß die Augenbrauen ihres Gemals ihre natürliche Stellung wieder eingenommen hatten und wagte deßhalb zu sagen: „Die Ähnlichkeit dieses Herrn mit Nina Porta ist überraschend.. Scheint es dir nicht auch so? —"

„Das ist sehr natürlich," antwortete der Jüngling, auf welchem die glühenden Augen Piombo's ruhten. — „Nina war meine Schwester. —"

„Du bist Luigi Porta?" frug der Alte mit dumpfer Stimme, aber mit einem Tigerblicke. „Ja!" — Barthelemeo erhob sich, seine Knie wankten, er war genöthigt sich auf einen Stuhl zu stützen. Er blickte seine Frau an. Maria Piombo trat zu ihm, und beide gingen Arm in Arm schweigend aus dem Saale, ihre Tochter mit einer Art Abscheu zurücklassend. —

Luigi Porta überrascht, hielt seine Blicke auf Ginevra gefesselt, die bleich wie eine Marmorstatue den entschwundenen Eltern nachsah. Es lag in Jener Stillschweigen und in ihrem Weggehen etwas so Feierliches, so Erschreckendes, daß zum ersten Male in ihrem Leben das Gefühl der Furcht ihr Herz beschlich. Sie faltete die Hände, drückte sie gegen die Brust und rief mit unsäglichem Schmerz aus: „O, wie viel Unglück in einem einzigen Worte! —"

„Wenn ich erschrocken bin, Ginevra, so ist es nur, weil ich Sie bewegt sehe; aber im Namen unserer Liebe, was habe ich denn eigentlich gesagt? —"

„Mein Vater," antwortete sie, „hat mich mit der beweinenswerthen Geschichte unserer Familie bekannt gemacht, denn als wir Corsika verließen, war ich noch zu jung, um mich daran zu erinnern. —"

„So wären wir vielleicht Familienfeinde? —"

„Leider ja; denn als ich meine Mutter um unsere Vergangenheit fragte, erfuhr ich, daß die Porta den Frieden gebrochen und unser Haus verbrannt hätten. Mein Vater aber hat die ganze Familie vernichtet. Wie konnten denn Sie sich retten, welchen mein Vater geglaubt hat, an die Säule des Bettes fest gebunden zu haben, ehe er Feuer an das Haus legte? —"

„Ich weiß nicht!" antwortete Luigi tonlos. „Mit sechs Jahren wurde ich nach Genua gebracht in das Haus des alten Colonna, ohne die mindeste Einzelnheit über meine Familie zu wissen; eine Waise ohne alle Geldmittel, deren einziger Wohlthäter Colonna war. Seinen Namen habe ich auch getragen, bis zu dem Tage, wo ich in die Armee eintrat und wo mir Colonna Familienpapiere gab über meine Herkunft, mir mittheilend, daß ich armes verlassenes Kind bedeutende Feinde hätte. Er rieth deßhalb, mir nie einen anderen Namen zu geben, als den Luigi, um mich ihnen zu entziehen, was ich auch nicht unterlassen habe zu thun. —"

„O reisen Sie ab, so schnell Sie können!" rief Ginevra aus, „ich werde Sie begleiten. So lange Sie in diesem Hause sind, haben Sie nichts zu fürchten, aber über seine Schwelle getreten, droht Ihnen jede Gefahr; denn mein Vater hat zwei alte Corsen in seinem Dienst, und wenn auch er nicht nach Ihrem Leben trachtet, so werden diese es auf eigene Rechnung thun. —"

„Ginevra," sagte er, „herrscht dieser erbliche Haß auch zwischen uns?" Das Mädchen lächelte traurig und senkte das Haupt, erhob es aber bald wieder stolz und sagte: „O Luigi! Ihre Gefühle müssen wohl sehr rein und heilig sein, weil ich mich stark genug fühle auf dem Wege fortzugehen, den ich eingeschlagen habe. Aber es handelt sich ja hier um die Glückseligkeit unseres ganzen Lebens, nicht wahr, mein Luigi?" Der Jüngling antwortete mit einem Lächeln und drückte des Mädchens Hand; — ihr Geschick war entschieden. Sie erkannte die grausamen Kämpfe, welche sie zu bestehen haben würde. aber doch war ihrer Seele der Gedanke, den Jüngling zu verlassen, ferne. Sie gehörte ihm für immer. Ängstlich führte sie ihn darauf aus dem väterlichen Hause fort, und verließ ihn nicht eher, als bis er in der Wohnung angelangt war, wo Servin ihm ein bescheidenes Quartier eingeräumt hatte.

Bei ihrer Rückkehr zu den Eltern hatte sie eine erzwungene Heiterkeit angenommen. Keine Aufregung in ihrem Benehmen ließ ihre Unruhe erkennen. Sie fand die Eltern nahe bei einander am Tische sitzen, die Mutter hatte geweint und die Röthe ihrer Pupille, die leichenhafte Blässe ihres Gesichtes zerriß ihr für einen Augenblick das Herz, aber sie verbarg ihre Bewegung. Piombo, düster und unheildrohend wie eine Gewitternacht, schien die Beute eines zu gewaltigen Schmerzes, um ihn durch gewöhnliche Ausdrücke zu bezeichnen. Das Mittagmahl wurde angerichtet, aber Niemand nahm daran Theil, sie standen alle drei wieder von demselben auf, ohne daß ein Wort gewechselt worden wäre, alle Aufträge waren pantomimisch ertheilt und erfüllt worden. Als das Mädchen nach Tische in dem großen unheimlichen Saale, zwischen ihren Eltern saß, versuchte Piombo zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm, er wollte aufstehen, aber es fehlte ihm die Kraft, er setzte sich deßhalb nieder und klingelte.

„Giovanni!" sagte er zu dem eintretenden Diener, „mach' Feuer, mir ist kalt." Ginevra überlief ein fröstelnder Schauer, und sie betrachtete ängstlich ihren Vater, denn sie kannte die ganze Ausdehnung der Gefahr, welche sie bedrohte, ohne dieselbe zu scheuen. Es mußte bei dem Charakter der handelnden Personen zu einem Aeußersten kommen; dieser Gedanke erfüllte die Baronin mit Schrecken.

„Ginevra!" — sagte endlich Piombo, ohne sie anzublicken — „Du liebst also den Todfeind unserer Familie? —"

„Ja, mein Vater."

„Du mußt also wählen zwischen ihm und uns; denn wer sich nicht an meine Rache anschließt, gehört nicht zu meiner Familie.

„Meine Wahl ist getroffen! —" antwortete sie mit fester Stimme. Die Ruhe des Mädchens täuschte Barteleemeo.

„O meine Tochter, meine geliebte Tochter!" rief er aus, und einige Thränen, vielleicht die ersten seines ganzen Lebens, netzten seine Wangen.

„Ich werde seine Gattin werden!" antwortete Ginevra. Dem Baron drohte ein Schwindel, doch gewann er bald seine Kaltblütigkeit wieder, und fügte hinzu: „Das wird nicht geschehen, so lange ich lebe, denn ich werde nie einwilligen! —" Ginevra schwieg. „Aber," fuhr er drohend fort — „denkst du nicht daran, daß dieser Luigi der Sohn dessen ist, der dir die Brüder erschlug? —"

„Er war damals sechs Jahre und folglich unschuldig, auch habe ich nie diesen Haß theilen können; —" entgegnete lebhaft die

Digitized by Google

Jungfrau. — „Du hast mich in der Meinung erzogen, daß ein Porta ein Ungeheuer wäre; konnte ich glauben, daß noch ein Einziger von denen übrig sei, die du getödtet hast? Ist es nicht natürlich, daß unsere Rache in meiner Liebe sich endet? —"

„Ein Porta!?" sagte Piombo schaudernd. — „Wenn dich der Vater dieses Mannes in deinem Bette getroffen hätte, würde er dir hundertmal den Tod gegeben haben. —"

„Mag sein, —" antwortete sie —„aber der Sohn hat mir das Leben gegeben. Sein bloßer Anblick gewährt mir eine Glückseligkeit, ohne welche es kein Leben mehr für mich gibt, denn er hat mich lieben gelehrt. Ich habe vielleicht viel schönere Männer, als ihn gesehen, aber keiner hat mich so bezaubert; ich habe vieler Männer Stimmen gehört, aber keine solche das Herz durchdringende Gefühlsmelodie; er liebt mich, er wird mein Gatte werden. —"

„Nie!" schrie, sich mit geballten Fäusten über sie erhebend, Piombo. „Lieber wünscht ich dich todt zu sehen." Darauf machte der Alte keuchend mit langen Schritten einige Gänge durch den Saal, und stoßweise entfuhren ihm folgende Worte: „Du glaubst vielleicht gegen meinen Willen? — Du irrst dich — ein Porta darf nie mein Schwiegersohn werden. — Das ist meine letzte Meinung. — Ich bin Bartolomeo di Piombo, verstehst du mich? —"

„Willst du diesen Worten noch eine andere Bedeutung geben?" fragte das Mädchen.

„Ja, ich will sagen, daß ich einen Dolch habe und die Menschen nicht fürchte! —"

Die Tochter erhob sich. „So wisse denn, daß ich Ginevra di Piombo heiße, und innerhalb sechs Monaten die Gattin Luigi Porta's sein werde! —" Darauf entstand eine schreckliche Pause. Bartolomeo knirschte mit den Zähnen, schlug mit der gewaltigen Faust auf den Marmor des Kamins und schrie: „Oh! Warum sind wir in Paris?" Dann schwieg er, kreuzte die Arme, neigte den Kopf auf die Brust, und sprach den ganzen Abend kein Wort mehr.

Das Mädchen zeigte eine wundernswerthe Ruhe, nach dem sie ihren unveränderlichen Entschluß ausgesprochen hatte. Sie setzte sich an das Pianoforte, und spielte mehrere Stücke mit einer Geazie und einem Gefühle, welche eine vollkommene Freiheit des Geistes bezeugten; indem sie auf diese Weise einen Triumph über ihren eigenen Vater feierte, dessen Stirne sich nie mehr erheitern zu können schien. Der Alte fühlte diese stillschweigende Beleidigung; es war eine jener bitteren Früchte, welche die Erziehung seiner Tochter ihm bieten mußte. —

Den andern Morgen wollte Ginevra ausgehen, fand aber die Thüre für sie verschlossen; Bartolomeo hatte verboten seiner Tochter den Ausgang zu gestatten. Die erfinderische Liebe wußte aber bald ein Mittel, durch eine verschwiegene Kammerfrau, welche nicht lesen konnte, ihrem Geliebten Nachricht zukommen zu lassen. Durch fünf Tage korrespondirten sie durch die List, welche dem schönen Alter von zwanzig Jahren so geläufig ist. Vater und Tochter sprachen sich während dessen nur in einzelnen Worten, einem eben so stetzen als schwelgenden Hasse nachgebend.

Am Geburtstag Ginevras suchte die Mutter, Vater und Tochter zu versöhnen, indem sie schon verzweifelte über diese Uneinigkeit, welche jeden Tag einen finsterern Charakter annahm. Alle drei befanden sich in dem Zimmer Bartolomeo's, als plötzlich ein Bedienter eintrat und zwei Notarien meldete. Sie traten ein. Bartolomeo betrachtete fest die beiden Dokteren, deren kalt abgeeirkelte Gesichter einen lebhaften Contrast bildeten mit den erregten, ausdrucksvollen Zügen der drei Hauptpersonen dieser Scene. Piombo wandte sich zu seiner Tochter mit offenbarer Unruhe und entdeckte auf ihrem Gesichte einen Ausdruck von Zufriedenheit und ein triumphirendes Lächeln, welche ihm irgend eine Catastrophe ahnen ließen. Dann nahm er nach Art der Wilden erheuchelte Unbeweglichkeit an, die Ankömmlinge mit kalter Neugierde fixirend.

Diese setzten sich auf ein Zeichen des Vaters. „Haben wir die Ehre, den Herrn Baron von Piombo zu begrüßen?" frug der Aeltere. Bartolomeo nickte mit dem Kopf. Der Notar zog darauf seine Dose hervor, öffnete sie, schnupfte mehrere Mal und suchte gleichsam in ihr den Eingang zu seiner Rede. In einem wiederholten heftigen Niesen schien er ihn endlich gefunden zu haben. „Gnädiger Herr!" begann er in großen Pausen und bedeutender Verlegenheit; „wir sind zu Ihnen geschickt — das heißt, ich und mein College — um den Willen der Gesetze zu erfüllen, hm hm — das heißt, zu beendigen den Zwist, welcher — das heißt, zwischen Ihnen und Ihrem Fräulein Tochter entstanden ist — wegen ihrer (hier kamen drei hm hm und zwei das heißt) Ihrer — Verheirathung mit Herrn Luigi Porta — das heißt, meinem Clienten: "

Diese pedantische und ruckweise Anrede schloß der Notar mit jener süßlichen Miene, welche die Mitte hält zwischen Freund und Diener und mit einem Räuspern, welches sich in einer unbeschreiblichen Prise verlor. Der Baron schüttelte sich wie ein wildes Thier in seinem Käfig und bedurfte der fürchterlichsten Anstrengung, um nicht den Advokaten bei der Kehle zu packen und auf eine zwar ungewöhnliche, aber kurze Weise durchs Fenster auf die Straße zu expediren. Der Notar, welcher in der Erregtheit seines Zuhörers Theilnahme zu finden glaubte, schmeichelte sich mit einem guten Eindruck seiner Anrede, und fuhr daher, den Tabak von seiner Halskrause schnellend, mit süßlicher Stimme fort: „Das Gesetz, mein Herr Baron, das heißt im vorliegenden Falle, sucht immer von verne herein, das heißt — versöhnend, beruhigend aufzutreten. Haben Sie deßhalb die Güte mich anzuhören. Es ist klar, das heißt evident und unbestreitbar, daß Fräulein Ginevra di Piombo heute in das Alter tritt, in welchem sie selbst gegen den Willen der Eltern eine Ehe schließen, das heißt, sich verheirathen kann. Nun — (hier begann aufs neue seine Verlegenheit, welche sich in einer Prise Luft machte.) nun ist gebräuchlich in Familien von Distinktion — das heißt — welche zur guten Gesellschaft gehören, daß sie nicht gerade coram publico — das heißt — vor allen Leuten, oder vor Gericht ihre verschiedenen Ansichten — das heißt — ihre Zwistigkeiten preisgeben, indem sie sich selbst schaden — das heißt — indem sie mit irgend einem Vorwurf den Ruf der zukünftigen Gatten — das heißt sothaner Brautleute gefährden. Von dem Augenblicke an, gnädiger Herr! daß eine Dame sich an die gesetzlichen Bestimmungen hält — das heißt ihre Zuflucht nimmt zu der ihr in diesem Falle zustehenden, gebührlichen Hilfe des Staates, von diesem Augenblicke an ist die väterliche Widersetzlichkeit illegal, ungesetzlich, nichtig und vergeblich — das heißt, in diesem Falle erstens an sich, und zweitens laut gesetzlicher Bestimmung. Das Gesetz —" hiebei erhob er fromm die Augen — „das heißt, die höchste unverletzliche Staatsgewalt, gestattet in diesem Falle den Eltern nur das Recht einer freundlichen Ermahnung, das sogenannte **jus parentium supra proles illegale**; wenn dieses aber ohne Erfolg — das heißt **sine affectu** geblieben ist, so gestattet es den Kindern die Freiheit. . ."

Hier wurde der Notar durch ein heftiges Niesen unterbrochen, wobei er Gelegenheit hatte zu bemerken, daß er wohl noch eine Stunde hätte fortsprechen können, ohne von dem Baron gehört zu werden, in dessen Gesicht eine furchtbare Veränderung vorgegangen war. Alle Runzeln seines Gesichtes hatten sich zusammengezogen, wie die Falten auf der Stirne eines Raubthieres in dem Augenblick, wo es sich auf seine Beute stürzt, und bei deren Anblick der Notar unwillkührlich den Wunsch einer retrograden Bewegung in sich fühlte. Die Baronin war stumm, Ginevra ruhig und entschlossen. Der jüngere Advokat zog seinen schwitzenden, schnupfenden und verlegenen Rechtsfreund in ein Fenster und sprach leise: „Hast du in deinem Leben solche Clienten gesehen? Mach kurz, mach kurz, komme zu deinem Protest, denn mir scheint, der alte Herr ist eben nicht jovial. Ich wenigstens möchte mit ihm nur in einer gewissen Ferne, wo möglich außer Schußweite, einen Streit haben. —"

Hierauf zog der Aeltere ein gestempeltes Papier aus der Tasche, und las die wörtliche, gerichtliche Verhandlung vor, indem er die Antwort Piombos erwartete.

„So gibt es also Gesetze in Frankreich, welche die väterliche Macht zerstören? . . ."

„Gnädiger Herr," unterbrach ihn honigsüß der Advokat . . .

„Welche eine Tochter von ihrem Vater reißen . . . ."

Digitized by Google

„Herr Baron!? . . ."

„Welche einen Greis seines letzten Trostes berauben?"

„O mein Herr, Ihre Tochter gehört nur in so ferne hieher, als — das heißt — —"

„Die ihn ernähren!? . . . ."

„Mein Herr! erlauben Sie mir . . . . —"

Es gibt nichts Grelleres, als die Ruhe und Kaltblütigkeit eines Advokaten, den Leidenschaften gegenüber, mit denen sie es gewöhnlich zu thun haben.

Die beiden Männer, welche Piombo gegenüber saßen, waren für ihn zwei höllische Erscheinungen; seine kalte und concentrirte Wuth kannte keine Gränzen mehr, als die ruhige und wohltönende Stimme seines kleinen Gegners das verhängnißvolle, süße „Erlauben Sie mein Herr" aussprach. Er sprang auf, riß einen Dolch von der Wand, welcher über dem Kamine hing, stürzte sich auf die Tochter. Die beiden Notare warfen sich dazwischen, aber er schleuderte sie mit solcher Heftigkeit von sich, daß sie in den unfreiwilligsten Attitüden übereinander purzelten, noch mehr erschreckt von dem Blitz seiner Augen, als dem des Dolches.

Als sich Ginevra ihrem Vater allein gegenüber sah, näherte sie sich ruhig, und sank auf die Kniee. „Nein! nein!" schrie Piombo, „ich kann es nicht vollbringen!" und er warf den Dolch von sich, daß er sich in den Tisch spießte.

„Gnade also, Gnade!" flehte sie; „mein Vater, du zögerst mir den Tod zu geben, und verweigerst mir das Leben. Gib mir den Geliebten, deine Tochter fleht dich im Staube darum an, wir werden dich doppelt lieben! Gib mir Luigi, oder den Tod!" —

Thränen erstickten hier ihre Stimme, während ihr ganzer Körper convulsivisch zitterte; denn sie fühlte, daß sie zwischen Tod und Leben schwebte. Der Vater aber stieß sie kalt zurück.

„Flieh'! Entartete, flieh' mein Angesicht! Eine Porta kann nicht mehr Ginevra Piombo sein. Ich habe keine Tochter mehr! Ich habe nicht die Kraft dir zu fluchen, oder dich zu tödten, aber ich gebe dich auf, du hast keinen Vater mehr! Meine Ginevra Piombo ist hier begraben!" rief er mit brechender Stimme, indem er die dürren Hände auf sein Herz drückte. . . „Weiche von mir, Unglückliche! komm' mir nie wieder vor die Augen!!" — Hierauf ergriff er die Tochter gewaltsam beim Arm, und stieß sie aus dem Hause, das er mit Geräusch hinter ihr verschloß. — —

„Luigi!" rief die Unglückliche aus, indem sie in das bescheidene Zimmer des Freundes trat; — „mein Luigi! Nun habe ich nichts mehr auf der Welt, als deine Liebe!" —

„Wie reich sind wir doch!" antwortete der Jüngling, sie in seine Arme schließend.

„Mein Vater und meine Mutter haben mich verstoßen!" —

„Ich werde dich an ihrer statt lieben; wir werden glücklich sein!" —

An dem Tage, wo Ginevra das väterliche Haus verließ, ging sie zur Madame Servin, um sie zu bitten, ihr Schutz und Asyl zu gewähren, bis zu der vom Gesetz zu ihrer Verheirathung mit Luigi bestimmten Zeit; aber hier machte sie die erste Erfahrung von der Bitterkeit, mit welcher die Gesellschaft diejenigen behandelt, welche nicht ihre alt herkömmlichen Gebräuche befolgen. Die Frau des Maires war sehr erzürnt über die Schmach, welche die Begebenheit Ginevra's ihrem Manne verursacht hatte, und empfing deßhalb die Flüchtige mit einer außerordentlichen Kälte; sie sagte ihr ziemlich unverhüllt, daß sie auf ihre Hilfe nicht rechnen könne, und zu stolz, um zu bitten, bezog das Mädchen ein Miethzimmer, nicht weit von dem Luigi's entfernt, und erwartete mit Ungeduld den Tag ihrer Hochzeit. Luigi brachte den ganzen Tag zu den Füßen seiner künftigen Gemalin zu, und seine zarte Liebe, die Reinheit seiner Gesinnungen zerstreuten die Wolken, mit welchen der väterliche Verwurf ihre Stirn bedeckt hatte. Er malte ihr die Zukunft so reizend, daß das Mädchen anfing zu lächeln, und bezaubernde Scenen ließen sie nach und nach die Strenge ihrer Eltern vergessen.

Eines Morgens übergab ihr das Hausmädchen mehrere umfangsreiche Packete, welche von einem Unbekannten an sie abgegeben worden waren. Es waren Stoffe, Wäsche und andere, einem Mädchen zur Einrichtung einer Wirthschaft nothwendigen Dinge. Gerührt erkannte sie die versorgliche Güte der Mutter. Indem sie diese Geschenke genauer untersuchte, fand sie eine Börse mit dem Gelde, welches ihr gehörte, und welchem die Baronin das Ersparniß ihrer Haushaltung hinzugefügt hatte, begleitet von einem Briefe, in welchem sie Maria Piombo beschwor, ihren verhängnißvollen Heiraths-Plan aufzugeben, wenn es noch Zeit wäre. Zugleich sagte sie ihr, welche unbeschreibliche Vorsicht sie hätte anwenden müssen, um diese kleinen Geschenke ihr zukommen zu lassen, und bat, sie nicht der Grausamkeit zu beschuldigen, wenn sie in der Folge sie nicht mehr unterstützen könne, weil sie die Zwangsmaßregeln fürchte, mit welchen sie ihr Gemal umstellt habe, um jede Verbindung mit der Tochter unmöglich zu machen. Schließlich segnete sie ihre Tochter, und versicherte, daß sie immer an dieselbe, als an ihr geliebtes Kind denken würde. Diese letzten Worte des Briefes waren fast von den Thränen der Mutter verwischt. Ginevra mischte mit denselben die ihrigen und rief jammernd: „O Mutter! meine Mutter!" — Sie fühlte sich gedrängt, sich ihr zu Füßen zu werfen, und stürzte in ihrer kindlichen Aufregung schon zur Thüre, als Luigi eintrat. Bei seinem Anblick war Alles vergessen, ihre Thränen trockneten, sie hatte nicht den Muth, ihn zu verlassen. War er doch eben so unglücklich, als liebevoll! Wußte sie doch, daß sie die einzige Hoffnung dieses würdigen Jünglings war! Liebte sie ihn doch mit aller Gluth einer Italienerin, und sollte ihn verlassen? Nein, dieses Opfer wäre ein Verrath gewesen. Sie war edelmüthig genug, ihre eigene Bangigkeit in den Tiefen ihrer Seele zu begraben, auch gibt die Liebe der von ihr beherrschten Seele eine Gleichgiltigkeit für alles das, was außer ihrem Kreise liegt, welche fast an Herzlosigkeit gränzt. —

Endlich kam ihr Hochzeitstag. Ginevra sah Niemanden um sich, weil Luigi den Augenblick benützte, wo sie sich ankleidete, um die zur Unterzeichnung des Kontraktes nöthigen Zeugen herbei zu holen. Der Eine war ein alter Quartiermeister der Husaren, welcher gegen den jungen Offizier seit dem Feldzug eine Verpflichtung hatte, die sich nie aus dem Herzen eines Ehrenmannes verwischt, und der andere ein Tischler seines Handwerkes, welcher Besitzer des Hauses war, in welchem die jungen Eheleute wohnen sollten.

Sie holten die Braut, begleitet von Luigi, ab, aber wenig vertraut mit den geselligen Formen hatten sie sich anständig, aber ohne sonderliche Sorgfalt gekleidet, so daß nichts das heitere Gepränge eines Brautzuges bezeichnete. Alles war um sie ernst und schweigend. Die Kirche und das Rathhaus waren in der Nähe. Luigi bot dem Mädchen den Arm und so gingen sie fast ärmlich umgeben, ohne alle Feierlichkeit zu jener großen Scene des geselligen Lebens. Sie fanden im Hofe des Rathhauses eine Menge glänzender Wagen, welche eine zahlreiche Versammlung anzeigten, und gelangten in einen großen Saal, wo eine geputzte Gesellschaft den Maire des Stadtdistriktes erwartete. Das Mädchen setzte sich mit Luigi an das äußerste Ende einer Bank, und die Zeugen, welche keinen Stuhl fanden, blieben hinter ihnen stehen.

Es waren zwei sehr reich und elegant gekleidete Bräute gegenwärtig, mit Bändern, Spitzen, Perlen überladen, und Orangenblüthen in den Haaren, deren schwellende Knospen unter dem durchsichtigen Schleier zitterten, mit dem sie geschmückt waren. Ihre sie begleitenden Mütter betrachteten sie gerührt und entzückt, während sie selbst in holde Scham und begeisternde Freude aufgelöst schienen. Sie waren umgeben von ihren ganzen Familien in Festkleidern und von einem Haufen von Verwandten, welche ihnen glückwünschend gefolgt waren; schmeichelnde Liebkosungen tönten ihnen von allen Seiten entgegen. Welch' reizender bestechender Anblick! Es war auch nicht ein Einziger in dieser zahlreichen Gesellschaft, welcher nicht den Werth dieses flüchtigen Augenblickes des Lebens gefühlt hätte, in welchem das Herz zwischen zwei

Digitized by Google

Hoffnungen sich befindet, zwischen den Wünschen der Vergangenheit und den Versprechungen der Zukunft.

Ginevra fühlte bei diesem Anblick das eigene Herz schwellen, sie hielt sich fester an dem Arm Luigi's, dessen Zartsinn das Gefühl des Mädchens errathen hatte; denn die Thräne, welche in seinem ihr zugewandten Auge zitterte, sagte ihr, daß er die ganze Größe des Opfers fühle, welches sie im Begriff stehe, ihm zu bringen. Von diesem Augenblick an sahen sie nur sich in diesem fröhlichen Tumulte. Die Zeugen allein, in der Handlung eine bloße Förmlichkeit sehend, unterhielten sich friedlich von ihren Geschäften.

„Der Hafer ist sehr theuer geworden," sagte der Quartiermeister zum Tischler. „Doch nicht so sehr als der Gyps im Verhältniß," antwortete Jener. Und sie machten einen Gang durch den Saal. „Wie viel Zeit man an diesem Orte verliert!" rief der Tischler aus, indem er zugleich eine große silberne Uhr in seine Tasche einsteckte. In demselben Augenblicke öffnete ein Beamter die größere Thür, und rief mit lauter Stimme die Namen Luigi Porta und Ginevra di Piombo. Dies war ein Augenblick der Schande für die beiden Brautleute, um so mehr, als die Berühmtheit des Namens di Piombo die Aufmerksamkeit der Anwesenden erregte, welche mit demselben die Erwartung eines Glanzes verknüpften, den man hier ganz vermißte. Ginevra erhob sich, und ihr flammender, stolzer Blick imponirte der Menge. An dem Arme Luigi's ging sie mit festem Schritt von den beiden Zeugen gefolgt, durch den Saal. Ein Murmeln des Erstaunens und ein allgemeines Geflüster verbreitete sich, und sagten dem armen Mädchen nur zu deutlich, daß die Welt sie um die Ursache der Abwesenheit ihrer Eltern frage. Der väterliche Fluch folgte ihr überall. —

„Erwarten Sie die Familien," sagte der Maire zu dem Beamten, welcher sich beeilte die Verhandlung vorzulesen.

„Der Vater und die Mutter protestiren," sagte der Sekretair phlegmatisch. — „Von beiden Theilen!" erwiederte der Maire. — „Der Bräutigam ist eine Waise." — „Wo sind die Zeugen, die Freunde!" — „Hier sind sie," sagte der Sekretair, indem er die beiden unbeweglichen und stummen Männer mit dem Finger bezeichnete. — Es lag in diesem Gespräch der beiden Gerichtspersonen etwas Entehrendes; es war in wenig Worten eine Geschichte. Der Haß der Porta und der Piombo, diese fürchterliche Leidenschaft, wurde gleichsam gegliedert, und mit kalter, trauriger Oeffentlichkeit dem Staatsprotokoll übergeben. Ginevra zitterte und konnte ihre Blicke nicht von dem Antlitz Luigi's abwenden. Alles um sie her war melancholisch und kalt. Der Maire zeigte Mißbilligung und Strenge, und der Unterbeamte betrachtete sie mit einer boshaften Neugierde. Nichts, gar nichts bezeichnete in dieser Handlung einen festlichen Akt. Endlich nach verschiedenen Fragen und Antworten und nach den nöthigen Unterschriften, wurden Luigi und Ginevra vereinigt. Sie durchschritten mit gesenktem Haupte und verschämt, mit zwei Schuldige, die Reihen der festlichen Versammlung, zu welcher sie auf keine Weise gehörten, und als das Mädchen sich endlich auf dem Hofe des Rathhauses unter freiem Himmel befand, brach ein Seufzer aus ihrem Herzen hervor, wie ein Gefangener aus seinem Gefängniß.

„Ach meine Ginevra! Wird mein Leben, ein Leben voll Liebe hinreichen, für so viel Muth, für so viel Zärtlichkeit dich zu belohnen!" Bei diesen von Thränen begleiteten Worten vergaß die junge Frau all' ihre Leiden, welche sie so schmerzlich berührt hatten von den Leuten. „O warum stellen sich die Menschen zwischen uns!" sagte sie mit einer Reinheit des Gefühls, welche den armen Luigi hinriß. Sie schritten hierauf zu einer kleinen, düstern Kapelle und vor einen ungeschmückten Altar, wo ein alter Priester sie vereinigte. Hier, wie auf dem Rathhause, wurden sie nur umgeben von ihren zwei Begleitern, welche all' ihren Glanz bildeten. Die von glänzenden Leuten volle Kirche, tönte wieder von dem heitern, halbleisen Geschwätze der Mädchen, Brautleute und Priester; wo die Blicke sich hinwendeten, begegneten sie Blumen, Weihgerüchen, flammenden Kerzen, goldgestickten Sammtkissen. Die Altäre blitzten voll kirchlichen Luxus, sogar die Orangenkränze, womit die heilige Jungfrau geschmückt erschien, waren erneuert worden. Als der Augenblick kam, wo über den Häuptern Luigi's und Ginevra's jenes Zeichen der ewigen Vereinigung, ein Joch von Atlas, bildlich gehalten werden sollte, glänzend, leicht, süß, manchmal bleiern, drückend in den meisten Fällen, so suchte der Priester vergeblich mit den Augen die geschmückten Jünglinge, welche gewöhnlich diese festliche Handlung verrichten, und er mußte deßhalb einen Eberknaben und den Quartirmeister damit beauftragen. Hierauf sprach er in kurzen Worten zu den Brautleuten über die Gefahren des Lebens, über die Pflichten, welche sie dem Herzen ihrer Kinder einzuprägen hätten, wobei er einen stillen Vorwurf über die Abwesenheit von Ginevra's Eltern einfließen ließ, vereinigte sie im Angesichte Gottes, wie sie der Maire im Angesichte der Gesetze vereinigt hatte, und endigte die heilige Handlung. „Gott segne sie," sagte der Husar zu dem Tischler unter dem Eingange der Kirche; „niemals habe ich zwei Geschöpfe gesehen, die mehr für einander geschaffen gewesen wären. Die Eltern dieses Mädchens müssen wohl recht unbillig sein, denn bei Gott! ich kenne keinen tapferern Soldaten als den Rittmeister Luigi."

Dieser soldatische Segen, der einzige, welcher außer dem priesterlichen an dem heutigen Tage über dieses junge Paar gesprochen wurde, war für das Herz Ginevra's eine Art von Balsam.

„Adieu, Kamerad!" sagte Luigi zu dem Quartiermeister, „ich danke dir."

„Alles ist zu Ihrem Befehl, mein Herr Rittmeister! Leib, Seele, Pferd und Wagen!" Sie schieden, indem sie sich die Hände drückten, und Luigi auch seinem Hausherrn dankte. Hierauf schritten sie ihrer Wohnung zu, indem Ginevra ausrief: „O wie sehr er dich liebt!"

Wahrhaft erschütternd war der Augenblick, wo Luigi seine neue Gattin in sein Haus führte und mit Thränen der innigsten Rührung, Wehmuth und Zärtlichkeit an sein Herz drückte. Von diesem Augenblicke waren sie ganz allein, von aller Welt verlassen, nur auf sich selbst beschränkt, — wehe, wenn ihnen das Gefühl nicht Wort hielt, welches sie zusammen geübet hatte. Sie untersuchten hierauf die drei Zimmer, aus denen ihre Wohnung bestand. Das erste diente zum Saal und Speisezimmer, rechts war ein Schlafzimmer und links war ein sehr zierliches Kabinet, welches zum Arbeitszimmer der Gattin bestimmt war. Ein Bücherschrank neben einem Pianoforte enthielt Ginevra's Lieblings-Schriftsteller, und eine Staffelei mit allen nöthigen Maler-Erfordernissen war von des Gatten zartem Sinne angeschafft worden. Die freundlichsten Hausgötter schienen Ginevra entgegen zu lächeln, besonders als sie in das Schlafzimmer trat, bei dessen einfach glänzendem und jungfräulichen Anblicke die Rosen der reizendsten Scham auf ihren Wangen erblühten, welche sie an der Brust Luigi's verbarg.

Über diesen drei Gemächern unter dem Dache waren noch ein kleines Kabinet für Luigi, eine Küche und ein Domestikenzimmer. Ginevra war mit allem sehr zufrieden. Zwar war die Aussicht ihrer Wohnung durch die breite Mauer eines Nachbarhauses beschränkt, und der Hof, aus welchem sie das Licht erhielten, war düster und eng; aber die Phantasie der Liebenden war so sehr aufgeregt, und die Hoffnung verschönte so sehr ihre Zukunft, daß nur reizende Bilder sie umgaben. Sie waren in der Unermeßlichkeit von Paris hier verborgen, wie zwei Perlen in der Schale auf dem Grunde des Meeres. Für jeden Andern wäre es ein Gefängniß gewesen, für sie war es ein Paradies.

Die ersten Tage ihrer Ehe waren die Zeit eines unbeschreiblichen Himmelsglückes. Luigi schwelgte in den Reizen, welche die hingebende Seele der Gattin täglich mehr vor ihm entfaltete. An ihrer Seite verlor er sich in dem Anblicke ihrer herrlichen Augen, der tadellosen Regelmäßigkeit ihrer Züge, in dem Zauber ihres Gesanges oder ihrer liebenden Schwärmerei. Jeder Tag sah ihre Liebe neu erblühen und, einem lieblichen Traume gleich, schwanden ihnen die Flitterwochen hin. Doch auch die Prosa des Lebens machte ihre Rechte geltend, denn sie sahen bald die Nothwendigkeit zu arbeiten, um zu leben. —

Mit hoffender Seele machte sich daher Luigi auf, um beim Kriegsminister seine Anstellungs-Bitten geltend zu machen; doch mit schwerem Herzen kehrte er zurück, nur der Anblick seiner Ginevra vermochte ihn den bittern Schmerz vergessen zu lassen, welcher wie ein

Digitized by Google

Blitz in sein jugendliches Eheglück fiel. Nachdem er nämlich, erst nach langem Harren und nicht ohne große Mühe eine Audienz beim Kriegsminister erhalten hatte, schien dieser auf eine höchst nachtheilige Weise von allen seinen Lebensverhältnissen unterrichtet, sprach von der Unbesonnenheit junger Leute, welche ohne Aussicht für die Zukunft heiratheten, von der Schwierigkeit, welche verehelichte Offiziere ohne Vermögen fänden, angestellt zu werden, besonders bei der großen Menge wirklich um das Vaterland Verdienter, welche natürlich den ersten Anspruch auf dessen Dankbarkeit hätten, und entließ ihn endlich kalt, mit schwacher, zweifelhafter Hoffnung für die Zukunft. Ginevra schien des Gatten Verstimmung gar nicht zu bemerken, lachte und scherzte ihm die Wolken von der Stirne, und zeigte ihm die sehr gelungene Copie eines ältern Meisterwerkes, welche sie gemacht hatte, und zu ziemlich nahmhaftem Preise verkaufte. Diese ihre Geschicklichkeit, Gemälde nachzuahmen, verschaffte ihr bald unter den Kunsthändlern eine Art von Gönnerschaft. Luigi seinerseits suchte nun eine anderweitige Beschäftigung; doch war es dem jungen Offizier schwer, dessen Talente sich nur auf die Kenntniß der Kriegskunst beschränkten, einen Posten in Paris zu finden. Eines Tages, ermattet von seinen vergeblichen Anstrengungen, verzweifelnd, daß die Lasten der Unterhaltung Beider nur von Ginevra getragen werden sollten, verfiel er auf die Idee, ein letztes armes Mittel, welches er besaß, geltend zu machen. Er schrieb eine sehr schöne Hand und zugleich sehr schnell; mit einer Ausdauer, wovon ihm Ginevra das Beispiel gab, machte er nun die Runde bei allen Prokuratoren, Notaren und Advokaten von Paris, um als Copist beschäftiget zu werden. Seine edle Art, sein Unglück und seine schwierige Lebensstellung erregte ihm lebhafte Theilnahme, und er erhielt bald eine so beträchtliche Menge von Expeditionen und Copien, daß er fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte, um ihnen zu genügen. Er bildete daher eine Art von Copiatur-Büreau, welches nach und nach sich ein wenig hob. Das Ergebniß dieser Arbeiten, und der Preis für die Gemälde Ginevra's versetzten die beiden Gatten in ein gewisses Wohlbehagen, worauf sie um so stolzer blickten, weil es das Ergebniß ihres Fleißes war.

Dies waren die glücklichsten Augenblicke ihres Lebens; die Tage verflossen ihnen blitzschnell zwischen Arbeit und Liebe. Wann sie des Abends sich müde gearbeitet hatten, so saßen sie freundlich plaudernd in dem lauschigen Kabinete Ginevra's, wo die Musik sie über ihre Beschwerden tröstete. Nie entschlüpfte ein trübes Wort oder eine Klage den Lippen Ginevra's, immer wußte sie ihm eine heitere Stirne, von Freude verklärte Blicke zu zeigen. War aber der Gatte fern, dann beschlichen wohl hin und wieder recht ergreifende traurige Gedanken das Herz der armen Ginevra. Sie bedachte, wie vollkommen ihre Glückseligkeit sein würde, wenn ihre reine und glückliche Ehe an der Seite ihrer Eltern dahin geflossen wäre. Düstere Gedanken zeigten ihrer Fantasie im Zwielichte der Abenddämmerung den alten, verlassenen Vater, die bei ihm sitzende, weinende Mutter, welche sich vergeblich bemühte, ihre Thränen dem unbeugsamen Biembo zu verbergen, und sie konnte sich diese beiden ehrwürdigen Häupter zwar ohne Reue, doch nicht ohne Gewissensvorwurf und ohne die fürchterlichsten Ahndungen vergegenwärtigen.

Die beiden Gatten verlebten so zwei Jahre, zwar unter beschränkten aber nicht drückenden Verhältnissen, und man hätte im Allgemeinen ihre Geschichte mit den drei Worten schreiben können: Sie waren glücklich. Beim Anfang des Winters 1817 sagten aber die Kunsthändler zu Ginevra, sie sollte ihnen keine Copien mehr geben, da sie keine Käufer fänden. Da bereuete es wohl die junge Gattin, sich nicht im Fache der Genrebilder versucht zu haben, weil sie sonst vielleicht einen Ruf gewonnen hätte. Sie machte zwar einen Versuch, hatte aber keine Modelle, und mußte sich deßhalb auf den kärglichen Erwerb des Porträtirens legen, wobei sie aber mit einem Haufen von Künstlern zu kämpfen hatte, welche zum Theil noch größere Übung und Empfehlung hatten, und noch weniger begütert waren als sie. Weil aber die Eheleute noch einiges Geld zurückgelegt hatten, so verzweifelten sie nicht wegen ihrer Zukunft. Im Frühjahr 1818 vermehrten sich noch ihre Sorgen. Die Concurrenz in Luigi's Erwerbzweig hatte sich ungeheuer vermehrt; so daß er schon längst keiner fremden Hilfe mehr bedurfte und sich genöthigt sah, weit angestrengter zu arbeiten, um nur den frühern bescheidenen Gewinn zu erlangen. Ginevra hatte einige Gemälde vollendet, welche nicht ohne Verdienst waren, konnte dieselben aber nicht anbringen, weil bei den Kunsthändlern, selbst nach denen berühmterer Künstler, keine Nachfrage war; sie bot dieselben selbst tief unter dem Werthe an, ohne Käufer zu finden — sie fühlte zum erstenmale, daß ihre Lage schrecklich war. — Ihre Seelen schwammen noch in Glückseligkeit, denn die Liebe spendete ihnen ihre Schätze, aber der Mangel erhob sich wie ein grinsendes Gespenst mitten in ihrem Himmelsglück, mit Pestbauch ertödtend alle ihre Hoffnungsblüthen. In demselben Augenblicke, wo sich Ginevra das Weinen nahe fühlte, ihren Luigi aber leidend sah, tröstete sie ihn mit tausend Liebkosungen, welche ihr der Gatte mit der größten Innigkeit zurückgab, während sein Herz die Folterqualen der bittern Nahrungssorgen erlitt. Sie schienen in den Ausbrüchen ihrer Gefühle eine Entschädigung für alle Übel zu finden; ihre Worte, ihre Spiele, ihre Fröhlichkeit hatten einen fieberhaften, gereizten, fast rasenden Charakter, denn sie zitterten vor der Zukunft. — Wenn sie von ihrer Noth sprachen; so thaten sie es lächelnd, doch nicht ohne einen Anklang von Ironie, weil sie das Bedürfniß fühlten einander zu täuschen, und ergriffen mit ängstlicher Freude jede leichte und flüchtige Hoffnung. —

Einmal erwachte Ginevra in der Nacht, und suchte den Gatten vergeblich im Bett; erschreckt sprang sie auf, ein schwacher Schein auf der gegenüberstehenden Wand des kleinen Hofes ließ sie errathen, daß ihr Gatte während der Nacht arbeite. In der That war es so; er wartete immer, bis seine Frau schlief, und ging dann in sein Cabinet hinauf. — Es schlug schon vier Uhr, und der Tag fing an zu grauen. Ginevra legte sich nieder und that, als wenn sie schliefe. Einige Augenblicke darauf schlich Luigi, von Müdigkeit und Schlaf überwältigt, herein. Die arme Gattin betrachtete sein männlich schönes Gesicht, welches Anstrengungen und Kummer zu furchen begannen und stille glühende Thränen netzten ihr Kopfkissen. „Für mich," sagte sie sich, „durchwacht er seine Nächte am Schreibtisch" . . . doch ein Gedanke trocknete plötzlich ihre Thränen, der Gedanke, ihm nachzuahmen.

Denselben Tag ging sie zu einem reichen Kupferstichhändler, empfehlen von einem ihrer früheren Kunstgönner und erhielt auf dringendes Bitten, Modebilder zu coloriren. Des Tages malte sie nun, und verrichtete ihre häuslichen Geschäfte, in der Nacht aber colorirte sie die Kupferstiche. So von Liebe getrieben suchten sie Abends ihr eheliches Bett nur, um es zu verlassen und täuschten Eines das Andere. Aber der Gattin Opfer sollte ihrem Manne nicht unbekannt bleiben. In einer Nacht fühlte sich Luigi von einer Art Fieber überwältigt, welches die Folge seiner angestrengten Arbeit war, und er erhob sich, um das Fenster seines Cabinets zu eröffnen; beim Einathmen der frischen Morgenluft und beim Anblicke des Himmels schien er seine Sorgen zu vergessen; als er seine Blicke senkte und einen lebhaften Schein, welcher aus dem Zimmer Ginevra's kam, auf der gegenüberliegenden Mauer bemerkte. Er ahnte alles. Vorsichtig stieg er herab und überraschte seine Gattin, welche Kupferstiche illuminirte.

„Ginevra!" rief er aus; sie sprang überrascht vom Stuhle auf und erröthete. — „Konnte ich schlafen, während du dich vor Arbeit aufreibst?"

„Mir allein steht das Recht zu, zu arbeiten."

„Und soll ich müssig bleiben?" antwortete die junge Frau, deren Augen auf's neue sich mit Thränen verhüllten, „wenn ich sehe, daß jedes Stück Brod dich einen Blutstropfen kostet. Ich würde gestorben sein, wenn ich meine Kräfte nicht mit den deinen vereint hätte. Soll denn nicht Alles unter uns gemeinschaftlich sein, Freud und Leid? —"

Sie hatten sich unter diesen Worten an das Fenster gewendet; Ginevra an dem Arm des Gatten, ihr Haupt auf seine treue Brust voll Liebe gelehnt, und beide versunken in ein tiefes Stillschweigen. In diesem Augenblicke flogen, wie lichte Boten Gottes, welche seine Gnade verkündigen, ein Paar rosige Wölkchen auseinander und ein

Digitized by Google

geld'ner Strahl der Morgensonne blitzte auf die schmerzliche Gruppe.

„Siehst du?“ rief Ginevra aus, „das ist eine gute Vorbedeutung, wir werden noch glücklich sein!“

„Ja, — im Himmel, von wo dies Zeichen kommt,“ antwortete Luigi mit einem bittern Lächeln. „O Ginevra! wie unglücklich hab' ich dich gemacht, dich, die alle Schätze des Erde verdient! — “

„Besitze ich doch dein Herz,“ fügte sie mit tiefem Gefühle hinzu; „sprich nicht mehr so, du Böser, wenn du mich nicht wahrhaft betrüben willst,“

„Wohl! ich will mich nicht mehr beklagen!“ antwortete mit erstickter Stimme Luigi, indem er sie an seine Brust drückte und das liebe Gesichtchen mit Küssen bedeckte, welches schon anfing seine jugendliche Frische zu verlieren, dessen Ausdruck aber noch so zart, so mild war, daß man es nicht anblicken konnte, ohne davon getröstet zu werden. —

Der Muth, mit welchem der junge Mann dem Unglücke trotzte, sollte nach einiger Zeit belohnt werden — aber das Ereigniß, welche gewöhnlich ein Familienglück vollständig machte, wurde für sie verhängnißvoll. Ginevra hatte einen Sohn, ihr ganzes Ebenbild, schön wie der Tag — um einen nur zu oft gemißbrauchten Ausdruck anzuwenden. Das Gefühl ihrer Mutterwürde verdoppelte die Anstrengungen der jungen Frau, und Luigi borgte', um die Kosten der Entbindung zu bestreiten, eine kleine Summe aus, so daß sie in den ersten Augenblicken nicht das Unbehagliche ihrer Lage fühlte. Sie überließen sich Beide dem Himmelsglücke, ihren Sohn zu pflegen; das war aber das leichte Aufflammen ihres Glückssternes.

Anfangs kämpften sie muthig, wie zwei Schwimmer; welche ihre Kräfte vereinigen, um sich durch den Wogenandrang Bahn zu brechen, manchmal ermüdeten sie und überließen sich einer Apathie, ähnlich dem Schlafe, welcher dem Tode unmittelbar vorhergeht. In kurzer Zeit waren sie gezwungen, allen ihren Hausrath zu verkaufen. Die Armuth überschritt ihre Schwelle, zwar nicht nach sich schleppend Verzweiflung und Uneinigkeit, aber vernichtend die süßen, lieben Gewohnheiten des Lebens, selbst bis auf die Erinnerungen. Bald aber sollte das in Lumpen gehüllte Elend, welches jedes menschliche Gefühl mit Füßen tritt, ihr folgen. —

Acht Monate nach der Geburt des kleinen Paolo, würde man Mühe gehabt haben, in dieser Mutter, welche ein abgemagertes Kind säugte, das Original des reizenden Wandgemäldes zu erkennen, welches Ginevra ihrem Gatten am Jahrestage ihrer Vermählung geschenkt hatte, und welches die einzige Zierde eines kahlen und verlassenen Zimmers war. Ginevra war ohne Feuer mitten im Winter. Die lieblichen Züge ihres Gesichtes waren verschwunden, ihre eingefallenen Wangen waren bleich wie Alabaster, und ihre trüben Augen eingesunken. Sie blickte weinend auf ihr hageres, abgezehrtes Kind, versunken in die Betrachtung seines zukünftigen Elends. Luigi stand schweigend vor ihr und hatte selbst den Muth nicht, sein Kind anzulächeln. —

„Ich habe ganz Paris durchlaufen,“ sagte er mit dumpfer Stimme, „aber ich kenne Niemanden; sollte ich mich an ganz fremde Personen wenden? . . .“

„Hardy, mein armer Hardy, der brave Quartiermeister ist in eine Verschwörung verwickelt und arretirt worden! . . . Ueberdieß hat er mir auch schon geliehen, was er konnte! . . . Unser Hausherr hat seit einem Jahre nichts von mir verlangt, und . . .“

„Aber wir brauchen ja nichts,“ antwortete sanft und leise Ginevra, Ruhe heuchelnd.

„Jeder kommende Tag,“ fuhr Luigi zitternd und von innerem Fieber geschüttelt fort, „bringt eine neue Sorge mehr. — —“ Der letzte Bote des väterlichen Fluches, der Hunger klopfte an ihre Thüre.

Luigi raffte die letzten Gemälde Ginevra's, ihr eig'nes Porträt und einige Meubeln zusammen, deren sie noch entbehren konnten und verkaufte Alles zu geringem Preise. Die Summe, welche er dafür nach Hause brachte, verlängerte den Todeskampf der Familie noch um einige Tage. In dieser Zeit des höchsten menschlichen Elends entwickelte Ginevra die Hoheit ihres Charakters und ihrer Resignation, indem sie mit Heldenmuth jeden Schmerz ertrug; sie arbeitete mit zitternder Hand neben ihrem sterbenden Sohne, besorgte die ärmlichen Geschäfte des Hauses mit bewunderungswürdiger Thätigkeit und war selbst glücklich, wenn sie auf den Lippen Luigis ein staunendes Lächeln beim Anblick der Schicklichkeit und Ordnung, welche in dem einzigen Zimmer herrschte, wohin das unglückliche Ehepaar sich hatte zurückziehen müssen. Ginevra hatte an diesem Tage ihrem Manne das letzte, größte Opfer gebracht, indem sie mit zitternder Hand einen von ihren Thränen feuchten Brief an ihre Mutter geschrieben hatte mit der Bitte, sich wenigstens ihres armen Kindes zu erbarmen, wenn des Vaters Zorn selbst beim Anblicke ihres Elends unerweicht bliebe. Das Dienstmädchen ihres Hausherrn hatte ihr die Adresse geschrieben und den Brief dem Portier ihres Vaters übergeben. Doch war es nur zu wahrscheinlich, daß er nicht in der Mutter Hände gelangen würde. In stillem Gebete und banger Erwartung harrte sie ihres rückkehrenden Gatten. —

„Mein Freund,“ sagte sie zu dem Eintretenden, welcher ein Bild der Verzweiflung auf sie zueilte, „ich habe dir dieses Stückchen Brod aufgehoben —“ „Und du? —“ „Ich habe schon gegessen, Luigi! ich brauche nichts mehr, nimm! . . . —“ Und mit zärtlichem Blicke suchte sie ihn noch mehr, als mit ihren Worten, zur Annahme des Stückchen Brodes zu bewegen, dessen sie sich selbst beraubt hatte. Luigi umarmte und küßte sie, aber es war ein verzweifelnder Todeskuß. Der unglückliche Gatte, hingerissen von dem Gedanken, daß Ginevra noch nüchtern sei, sog in einem langen, glühenden Kusse das zerstörende Fieber ein, welches sie heimlich verzehrte; schaudernd eilte er davon. —

Er hätte zehnmal den Tod vorgezogen, ehe er den letzten Bissen Brod seiner Gattin weggegessen hätte. Hungernd irrte er durch die Straßen von Paris, mitten unter den prächtigen Carossen, umgeben von Reichthum, Glanz und von den herrlichen Gewölben, welche von Gold und Silber funkeln. Da blitzte ein Gedanke durch seine Seele. Er beschloß, sich zu verkaufen, sich zum Stellvertreter beim Militär anzubieten, in der Hoffnung, daß dieses Opfer Ginevra retten würde und sie in seiner Abwesenheit des Vaters Verzeihung erlangen könnte. Er eilte deßhalb zu einem jener Männer, welche das Ziehen der Conscriptionsloose über sich haben, und war glücklich, in ihm einen alten Offizier der Garde wieder zu erkennen. —

„Seit zwei Tagen,“ sagte er mit erstickter Stimme, „habe ich nichts gegessen, mein Weib stirbt vor Hunger ohne eine Klage auszustoßen, ich glaube, — sie würde lächelnd sterbend. Um Gotteswillen, mein alter Waffenbruder!“ fügte er mit bitterem Lächeln hinzu: „kaufe mich in Voraus. Ich bin stark, kenne den Dienst . . .“

Der Offizier zerdrückte eine Thräne im Auge und gab Luigi eine Summe auf Rechnung dessen, was er hoffen konnte als Kaufgeld zu bekommen. Der Unglückliche brach in ein convulsivisches Lachen aus, als er die Geldstücke in seiner Hand fühlte und raunte, so viel seine Kräfte erlaubten, keuchend, matt, mit dem leisen Ausrufe: Ginevra! nach Hause, wo er in der Dunkelheit ankam. Leise stieg er hinauf, aus Furcht seine Gattin zu heftig aufzuregen, welche er in einem Zustande der äußersten Schwäche verlassen hatte. Die letzten Strahlen der Sonne erstarben gleichsam auf dem Gesichte Ginevras, die auf einem Stuhle saß und ihren Säugling fest an die Brust drückte. „Fasse Muth, meine theure Ginevra!“ sagte er, ohne die Stellung seines Kindes zu bemerken. Bei dieser Stimme öffnete die arme Mutter ihr Auge, und lächelte dem Blick Luigis begegnend, doch dieser stieß einen Schrei des Schreckens aus; denn Ginevra war so verändert, daß er sie kaum wiedererkennen konnte. Er zeigte ihr mit einer Gebehrde fast rasender Freude das Geld, welches er in der Hand hielt, die junge Frau aber lächelte theilnahmlos, dann rief sie mit schrecklicher Stimme aus: „Luigi! mein Sohn ist kalt! —“ Sie drückte des Kindes Stirne an ihre Lippen und wurde ohnmächtig; er war schon todt!

Luigi nahm Ginevra in seine Arme, die ihr Kind wie an ihre Brust geschraubt festhielt, legte sie auf das Bett und raunte hinaus um Hilfe zu holen.

„O Gott! großer Gott!“ schrie er dem Hausherrn auf der Stiege entgegen: „Ich habe Geld und mein Kind ist Hungers gestorben . . . seine Mutter stirbt, ich verliere den Athem . . . helfen

Digitized by Google

Sie ihr um Gotteswillen!" Darauf kehrt er wie ein Verzweifelter zu Ginevra zurück, indem der Tischler mit einigen andern Nachbarn alles Nöthige anwendete, um einem Elende abzuhelfen, das ihnen bisher verborgen geblieben war; so sehr hatten die beiden Gatten voll edlen Stolzes, dasselbe vor fremden Augen zu verheimlichen gesucht. Luigi hatte das Gold weggeschleudert und war an Ginevras Bett niedergekniet.

„Mutter! Mutter!" rief diese geistesabwesend aus, „sorge für meinen Sohn und Luigi. —"

„Beruhige dich, mein Engel," erwiederte Luigi, sie umarmend, „ein heiteres Loos erwartet uns . . . —" und diese Stimme, diese Liebkosung brachten die Unglückliche wieder ein wenig zu sich. „O mein Luigi," antwortete sie mit außerordentlicher Anstrengung, „höre mich wohl: ich fühle, daß ich sterbe — — aber das ist natürlich; — ich habe zu viel gelitten — und eine Glückseligkeit — wie die meinige — läßt sich nur durch den Tod erringen . . . . Ja, mein Luigi, tröste dich! — Du hast mich so glücklich gemacht — daß, wenn ich noch einmal geboren würde, ich dasselbe Lebenslooos wählte! . . . Bin eine schlechte Mutter — weil ich mein Kind mitnehme — und dir gar nichts zurücklasse . . o mein Sohn! . ." rief sie mit brechender Stimme. Zwei Thränen rannen aus ihren Augen, und sie drückte das Kind fester an sich, das sie vergeblich gesucht hatte zu erwärmen. — „Gib eine Locke meines Haares meinem Vater, zum Andenken an seine Ginevra; und vergiß ja nicht ihm zu sagen, — daß ich — mich nie über ihn — beklagt — habe . . . —" Ihre Stimme erstarb, ihr Kopf sank auf den Arm des Gatten. —

„Nein, du kannst nicht sterben! es wird der Arzt kommen, — wir haben Brod! — wir haben Geld! — Dein Vater wird dir verzeihen. — Das Glück lächelt uns. — Bleibe, bleibe bei mir, o Engel an Güte!! —"

Aber dieses treue und liebevolle Herz brach; sie schloß die Augen und streckte ihre erkaltende Hand dem Gatten entgegen; dann legte sich über ihr Gesicht der Friede des Todes.

Zwei Aerzte, ein Geistlicher und einige Nachbarn traten hierauf ein, mit sich bringend, was nöthig war zur Hilfe und zum Troste der Unglücklichen. — Gräuschnell waren sie eingetreten, aber nach einem Blicke auf die erschütternde Scene, herrschte in dem Zimmer ein trauriges Schweigen. —

Bartelomeo Piombe und seine Gattin saßen in ihren großen Lehnstühlen am Kamin, dessen flackernde Kohlen kaum den ungeheuern Saal erwärmten. Die Uhr zeigte Mitternacht.

Schon seit langer Zeit hatten die beiden Alten ihren Schlaf verloren. Die Mutter blickte mit verstörten Zügen in die Gluth; aber der Greis schaute, wie in bewußtlose Kindheit zurückgefallen, gedankenlos umher, ohne eigentlich etwas zu bemerken. Der große Saal war verlassen, aber doch für sie voll von Erinnerungen, und ohne die zitternde Flamme des Kamins, würden sie sich in vollständiger Finsterniß befunden haben, nachdem eine schwerfällige, silberne Lampe von sich selbst erloschen war, wie ihr Glück. —

Einer ihrer Freunde hatte sie kurz zuvor verlassen; der Stuhl, worauf er gesessen, stand noch zwischen den beiden Greisen. Wiederholt hatte Piombe seinen unruhigen Blick auf den Sessel geworfen und bittere Gedanken folterten seine Seele. Der leere Stuhl war der gewöhnliche Sitz Ginevras gewesen.

Seine Gattin hatte mittlerweile die Gefühle studiert, welche sich in den tiefen Runzeln seines bleichen Antlitzes aussprachen und glaubte den Augenblick gefunden zu haben, wo die Stunde der Gnade für ihr unglückliches Kind könnte geschlagen haben, dessen Brief sie vor wenigen Minuten erhalten hatte. Sie suchte eben eine Veranlassung, das Gespräch auf Ginevra zu lenken, als ein heftiger Nordostwind große Schneeballen gegen die Fensterladen warf, so daß die beiden Alten aufschreckten. In diesem Augenblicke glaubte sie eine Thräne in den ehernen Zügen des unversöhnlichen Vaters zu bemerken, welche ein leiser Seufzer begleitete.

„Darf ich denn endlich," begann sie mit zitternder Stimme, „nach drei Jahren zum erstenmal von meiner Tochter sprechen? — Wenn Ginevra stürbe! —" Piombo zitterte. — „Wenn sie vielleicht hungerte . . ." Der Greis ließ das Haupt sinken. — „Ich weiß," fuhr die Mutter mit dem Tone der Verzweiflung fort, „daß sie einen Sohn hat und daß die allen Qualen der Armuth preisgegebene Mutter ihn nicht tränken kann."

„Sie soll kommen, sie soll kommen!" schrie Piombo.

„O meine Ginevra, meine Tochter, meine geliebte Tochter, du hast gesiegt!"

Bei diesen Worten erhob sich die Alte, schwankend der Wenne, wie um ihre Tochter zu holen.

In diesem Augenblicke sprang die Thüre auf und ein Mann, in dessen Anblick nichts Menschliches lag, stürzte herein.

„Unsere Familien sollten sich vernichten!" kreischte er, „dein Wille ist geschehen, sie ist todt — mein Kind ist todt — alles todt! Hier ist Alles, was noch von deiner Tochter übrig ist! —" Hierbei hielt er dem Alten eine lange schwarze Locke von Ginevra's Haupthaar hin und brach röchelnd zusammen.

Die beiden Alten standen wie vom Blitze getroffen, dann sank die Mutter, von Krämpfen durchschüttelt, rückwärts in den Stuhl, über dessen Lehne ihr greises Haar zurückfiel. Piombo aber starrte mit trocknen Augen vor sich hin und aus seiner Brust rangen sich die kaum hörbaren Worte: „Ich bin gerächt durch mein Blut und nun — allein."

Zwei Besuche auf dem Leuchtthurme bei Brehat. (Bretagne.)

Wir entnehmen die Erzählung von zwei Besuchen auf diesem grandiosen Bauwerke dem Briefe eines französischen Reisenden, der sie auf folgende Art erzählt: „Ich wollte diesen weit und breit berühmten Thurm besuchen und hatte mir zu diesem Zwecke einen Empfehlungsbrief an einen gewissen Herrn Verdeau geschafft, der die Oberaufsicht über den Leuchtthurm hat. Als ich vom Leuchtthurme sprach, belebte sich sein Blick; er wollte mich gleich dahin führen. Das Wetter war so ziemlich günstig; wir ruderten den Fluß hinab und kamen bald an die Stelle, wo sich die Wasser des Flußes in das Meer ergießen. Wir suchten den Pilot auf. Das Meer begann zu steigen; die Fluth machte unser am Ufer liegendes Boot flott. Der Pilot schien aber doch keine Lust zur Abfahrt zu haben. Endlich bat er um die Erlaubniß, seinen Bruder, einen rüstigen Kerl, mitzunehmen, und als dies geschehen war, fuhren wir ab.

Anderthalb Stunden nachher kamen wir bei dem Thurme an. Ich werde diesen Anblick nie vergessen. Da sich Wind und Fluth zu gleicher Zeit erhoben hatten, so sahen wir, als wir durch die Küstenfelsen fuhren, wie die Wellen gleich riesigen Sturzbächen mit wüthendem Gebrülle durch die Felsen schäumten; man kann sich von der Erschütterung dieser unaufhörlich von den Wellen angedonnerten Felsen einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß die Fluth auf diesem Punkte das Meer in sechs Stunden um mehr als vierzig Fuß steigen macht. Aber das Schönste war unstreitig der Thurm, der uns in dieser Entfernung von der Größe einer Nadel schien.

Digitized by Google

Welch einen Koloß sahen wir aber, als wir ihm näher kamen! Sein Fuß schien zu beben; die unten sich brechenden Wogen schienen, ihn beleckend, an ihm hinan zu klettern und wenn sie bis zu einer gewissen Höhe hinauf kamen, zerstäubte sie der Wind als große weiße Schaumwolken. Die Wächter, die sich bei unserem Nahen an der Thür gezeigt hatten, um uns Seile zuzuwerfen, waren bald genöthigt, die Flucht zu ergreifen und die bronzene Thür wieder zu schließen, welche das Meer zu zertrümmern Miene machte, so oft seine Wellen bis hinauf langten. Für jetzt konnte man nicht daran denken in den Thurm zu kommen. Hätten wir es gewagt, unsere arme Barke wäre wie ein Gartentopf in Trümmer gegangen. Endlich warfen wir in einer Bucht Anker und in dieser Lage erwarteten wir ungefähr zwei Stunden den Augenblick, wo das Meer zu steigen aufhörte. Da die Heftigkeit der Wellen nun abnahm, so glaubten wir an den Thurm herankommen zu können. Aber noch hinderte uns daran der Wind und dieser wollte nicht aufhören. Ich, meines Theils, wußte mich zu trösten. Der Anblick, den ich vor mir hatte, war mir so neu und imposant, daß ich mich gar nicht satt sehen konnte. Ich sah übrigens, daß mir der Zufall außerordentlich gut gedient hatte und daß, wenn man schon den Thurm von Außen sehen wollte, unser Platz der dazu tauglichste sei. Die zierliche Eleganz seiner einzelnen Bestandtheile, die eigenthümliche Grazie des Ganzen stach sonderbar ab gegen die harten, eckigen Formen des Ozeans. Ich bedauerte, nicht Poet zu sein; ich hätte auf diesen herrlichen Kampf, der durch den wilden Ozean repräsentirten Kraft der Natur mit jener des Menschen in Gestalt dieses Thurmes die schönsten Verse von der Welt machen können.

Der Leuchtthurm von Brehat. (Bretagne.)

Endlich brach aber die Nacht herein; wir mußten uns auf den Weg machen und nach Mühseligkeiten verschiedener Art — Wind und Wetter waren uns entgegen, — kamen wir endlich um Mitternacht auf's feste Land.

Am andern Tage verschaffte mir ein glücklicher Zufall das Vergnügen, mit einer Gesellschaft von Damen eine zweite Fahrt nach dem Leuchtthurme zu machen. Das Meer war blau und ruhig, wie ein kleiner Bach, und so waren wir, durch die Strömung begünstigt, in dreiviertel Stunden am Fuße des Thurmes. Hier ist man aber, wenn man vor der Thüre ist, noch nicht im Hause. Man stelle sich ungefähr zwanzig Fuß über dem Kopfe eine kleine Thür vor, zu der man auf einer in der Mauer angebrachten bronzenen Leiter hinaufklettern muß: man sieht, daß diese Wohnung nicht eigens für Damen gebaut wurde. Ist man aber einmal oben, so kömmt man auf eine niedliche Wendeltreppe, die von Stockwerk zu Stockwerk in die kleinen Zimmerchen, in das Magazin, die Werkstätte, Küche, Schlafzimmer, bis an den Gipfel führt, wo man endlich die majestätische Lampe zu sehen bekömmt, die beinahe in einem Boudoir einquartiert zu sein scheint;

Digitized by Google

se viel Luxus sieht man da entfaltet. Sie ist die Göttin des Aufenthaltortes und der Glanz ihrer Umgebung scheint dazu da zu sein, um den Wächtern in Abwesenheit einer jeden höhern Autorität zu imponiren und ihnen immer in's Gedächtniß zu rufen, mit welcher Achtung sie behandelt sein müsse.

Da wir ein excellentes Diner mitgenommen hatten, so speisten wir im achten Stocke. Nach dem Diner trat ich hinaus und hatte hier von der Höhe des Leuchtthurmes einen wahrhaft göttlichen Anblick. Ich habe mich, an Bord eines Schiffes, schon oft auf dem Meere befunden, habe in dieser Lage wochenlang nichts als Himmel und Wasser gesehen; diese Art Einsamkeit aber, wie man sie auf diesem Thurme fühlt, habe ich noch nie empfunden. Schon die Natur des Gebäudes macht diesen Eindruck; bei dem Schiffe fühlt man doch immer, daß die Einsamkeit nur momentan ist und die in's Meer gegrabenen Furchen, so wie die Segel zeigen nur zu deutlich, daß es von dieser Einsamkeit immerwährend weiter strebt. Aber hier ist die Oede ewig. Als ich so auf das jetzt ruhige und sonst so grimmige Meer hinunterblickte, da drängte sich mir unwillkührlich der Gedanke auf: Welch schreckliches Gefängniß!

Uebrigens gewöhnen sich die Wächter sehr gut daran; ohne Zweifel, weil sie fühlen, daß sie im Grunde doch frei sind. Nichtsdestoweniger hat man doch die Nothwendigkeit gefühlt, sie alle drei Monate, einen Monat unter den Menschen zubringen zu lassen."

Zwei Nächte in Mexico.

Aus dem Tagebuche eines Reisenden.

„Donnerwetter! das ist ein prächtiger Ort für unser Bivak!" rief ich. Ich war bei diesen Worten schon vom Pferde unten und reckte meine vom langen Ritte ermüdeten Arme und Beine aus.

Der Ort, wo wir standen, war in der That einer jener schönen Plätze, wo, wie man sagt, die Feen ihren nächtlichen Reigen tanzen; ein Thal, beschattet von uralten Bäumen und bekleidet mit der üppigsten Vegetation dieser tropischen Regionen; ein kleiner Bach, der wasserfallartig von der Höhe eines Felsens herabmurmelte, bahnte sich seinen Weg durch das hohe Gras und zeigte durch seinen Lauf das Abhängige des Terrains, das eine kleine Strecke weiter ganz flach wurde.

„Das ist doch ein herrlicher Ort für unser Bivak!"

Mein Reisegefährte gab ein Zeichen des Beifalls. Unsere Maulthiertreiber und die mexikanischen Bedienten waren mit der ihrer Nation eigenen Gleichgiltigkeit bereit, die nöthigen Vorbereitungen zum Uebernachten zu treffen.

Ich war mit einem meiner Freunde, Valentin von Nerville, nach Mexico gekommen; er war ein junger Kerl von sechs Fuß Höhe, gebaut wie ein Hercules, mit Schultern, stark genug eine Mauer durchzustoßen. Wir hatten von der Schönheit des Landes viel rühmen hören; wurden aber Anfangs in unserer Meinung ein Wenig verrückt; denn wir kamen bis zur Hauptstadt des Landes, ohne etwas gesehen zu haben, was die enthusiastischen Beschreibungen hätte rechtfertigen können, die uns von den pittoresken Merkwürdigkeiten Mexico's gemacht wurden. Aber einige Meilen weiter im Süden von Mexico nahm das Land ein anderes Aussehen an und stimmte mit unseren Erwartungen vollkommen überein. Die Thäler zeigten uns Massen von Palm-, Pomeranzen- und Citronenbäumen; die bewässerten Gegenden wimmelten von Pflanzen der seltensten Art, hinsichtlich ihrer Farbenschönheit. Der Himmel hatte die in tropischen Ländern gewöhnliche hellblaue Farbe; ein glänzendes Azur, das durch Gold gebräunt zu sein scheint. Aber dieses warme Klima und der so reiche Boden haben auch ihre Unannehmlichkeiten: Insekten und kriechende Thiere aller Art, tödtliche Fieber machen die tiefgelegenen Landstriche durch acht Monate des Jahres unbewohnbar. Indessen findet man ganze Landstrecken, die von diesen Plagen befreiet sind und diese sind wirklich gleich einem Paradiese, wo schon das Leben, das Gefühl der Existenz in diesem wunderherrlichen Garten der Natur ein immerwährender, nie endender Genuß ist. Das Herz schlägt höher bei dem Anblick dieser Regionen von feenhafter Schönheit.

Das berühmteste dieser glücklichen Thäler ist das Thal von Orizaba. Wir befanden uns jetzt in diesem ungeheuern Thale, das über dreihundert Meilen lang ist. Wir waren von unserem Gesandten mit allen möglichen Reisehilfsmitteln versehen worden; wir hatten zahlreiche Empfehlungen an die Alkaden und Obrigkeiten der Städte und Dörfer, die ziemlich spärlich gesäet auf unserem Wege lagen; wir mußten also überall Schutz finden und überhaupt mit Allem, was wir brauchten, versehen werden. Da aber weder unser Gesandter, noch seine allerkatholische Majestät machen konnten, daß wir da Herbergen finden thäten, wo deren keine waren, so waren wir sehr oft genöthigt, unter den Sternen zu schlafen, ohne einen andern Betthimmel, als das Gewölbe des Firmaments.

Wir reisten auf mexicanische Art, d. h. mit einem gewissen Luxus: Unser Gefolge bestand aus einem halben Dutzend Maulthiere, geführt durch ein Paar Arrieros oder Maulthiertreiber, einen Topith oder Führer, einen Koch und ein oder zwei Dienern. Während die Letzteren unsere Hangematten auf die niedrigsthängenden Zweige eines Baumes hingen (denn in diesem Theile von Mexico ist es der Schlangen und anderer giftigen Thiere halber nicht rathsam, auf der Erde zu schlafen), zündete unser Koch ein Feuer an. Nachdem wir ein herrliches Souper eingenommen hatten, krochen wir in unsere Hangematten; die Mexicaner legten sich auf die Erde, den Kopf auf die Sättel ihrer Maulthiere gestützt und Herren und Diener waren bald eingeschlafen.

Es mochte etwa Mitternacht sein, als ich durch ein unbeschreibliches Gefühl von Beängstigung erweckt wurde. Ich glaubte aus der athmosphärischen Luft herausgerückt zu sein; so strömten mir verpestete Ausdünstungen in die Nase. In der That entquoll dem Boden das in der Landessprache benannte **Vomito prieto**, nämlich das leibhaftige gelbe Fieber. Zugleich, als ich eben mit Anstrengung athmen wollte, schien es mir, als säße ich eine Art Weiße auf mich niedersinken und als drängen Tausende von spitzigen Nadeln zu gleicher Zeit in meine Hände, in mein Gesicht, meinen Hals, in alle Theile meines Körpers, die nicht durch eine dreifache Kleiderbedeckung gedeckt waren. Ich streckte mechanisch die Arme aus, schloß die Hände und hatte Hunderte von Musquites*) in Händen. Die Luft war von der unzählbaren Menge Insekten buchstäblich verfinstert; ihr einförmiges Summen war betäubend, ihre scharfen wiederholten Stiche verursachten einen unerträglichen Schmerz: es war eine wahrhafte ägyptische Plage.

Nerville, dessen Hangematte einige Schritte von der meinigen entfernt hing, ließ nicht lange anstehen, auch ein Lebenszeichen von sich zu geben: ich hörte ihn um sich schlagen, fluchen, schwören; alles das aber mit einer Lebhaftigkeit und Energie, die mir bei einer jeden andern Gelegenheit viel Stoff zum Lachen gegeben hätte; unsere beiderseitige Situation war nichts weniger als spaßhaft. Die durch die unaufhörlichen Stiche der Musquites mir verursachte Tortur (ich kann es nicht anders nennen) und die Wirkung der pestilenzialischen

*) Kleine amerikanische Stechfliegen. Ihr Stich ist sehr empfindlich und sie sind daher für Reisende keine geringe Plage.

Digitized by Google

Aukdünstungen, die sich jeden Augenblick dichter um uns zusammenballten, hatten mich in eine fieberhafte Aufregung gebracht; ich war abwechselnd glühend und eiseskalt, meine Zunge war trocken, das Blut jagte in meinen Adern auf und nieder und mein Gehirn schien mir Feuer zu sein.

Jetzt hörte ich das dumpfe Geräusch eines auf die Erde fallenden Körpers; es war Nerville, der aus seiner Hangematte gesprungen war.

„Potztausend!“ schrie er; „wo sind wir denn da eigentlich? Auf der Erde oder unter der Erde? Sind wir vielleicht schon in der Hölle? Holla! Maultiertreiber! Pable! Mattee!“

In diesem Augenblick erscholl einige Schritte neben mir ein durchdringender Schrei, ein Schrei, der den bis zum Höchsten getriebenen Schrecken ausdrückte. Ich stürzte aus meiner Hangematte hervor und war kaum auf meinen Füßen, als ich zwei weiße, schlanke Frauenzimmerfiguren blitzesschnell an mir vorüberfliehen sah, die mit herzzerreißender Stimme schrieen:

„Zu Hilfe! zu Hilfe! um Gottes Willen!“

In demselben Augenblick sahen wir ihnen auf dem Fuße drei oder vier schwarze unkenntliche Figuren folgen, die nichts Irdischem ähnlich sahen. Sie hatten wohl die menschliche Gestalt; ihr Anblick war aber so fremdartig, so zurückschreckend, daß uns unser plötzliches Zusammentreffen mit ihnen nicht recht geheuer schien. Wir blieben eine Sekunde lang unbeweglich vor Erstaunen, aber ein zweiter Schrei, noch durchdringender, als der erste, gab uns unsere Geistesgegenwart zurück. Einer der Frauen, die entweder zufällig, oder aus Ermattung gefallen war, lag der Länge nach auf dem Boden; das Gewand der andern war schon in den Händen eines jener Teufel, oder was sie waren, als Nerville, auf das Ungeheuer losstürzend, ihm einen fürchterlichen Stoß mit seinem Machetto*) beibrachte. Zugleich und ohne daß ich wußte, wie es eigentlich kam, fand ich mich auch von einer solchen Kreatur angegriffen. Der Kampf war aber durchaus nicht gleich: wir hatten gut stechen, unsere Gegner waren durch ein dickes, mit langen, rauhen Haaren bewachsenes Fell geschützt, in welches unsere obwohl sehr scharfen und spitzigen Messer doch beinahe gar nicht eindringen konnten. Anderseits waren wir wieder umstrickt von ihren langen nervigen Armen, die in Hände ausgingen, deren Nägel scharf und spitzig wie die Krallen eines Adlers waren. Ich fühlte, wie sich die schrecklichen Nägel in meine Schulter einkrallten; indem mich das Unthier fest an sich zog, erstickte es mich in einer Umarmung, die jener eines Bären nicht viel nachgab; sein scheußliches Gesicht, halb Thier, halb Mensch, berührte mein Gesicht und sein grimmiger Zorn äußerte sich durch verschiedene Arten von Zähneknirschen, Augendrehen und convulsivischen Grimassen.

„Großer Gott! das ist unerträglich! Zu Hilfe, Nerville!“

Aber Nerville war, trotz seiner Riesenkraft, in der Umarmung dieser wilden Ungeheuer so ohnmächtig wie ein Kind. Ich sah ihn einige Schritte von mir mit zweien ringen. Er wandte alle seine Kräfte dazu an, sein Messer zu erhaschen, das ihm entweder entrissen worden, oder auf die Erde gefallen war.

„Ah! das wird ausgeben!“ schrie ich und stieß mit der Kraft der Verzweiflung mein Machetto bis an's Heft in die Weiche meines Feindes.

Dieser Triumph wäre mir aber bald theuer zu stehen gekommen. Das Unthier preßte mich, indem es ein Wuth- und Schmerzgeheul ausstieß, in einem Anfalle von Zorn an seinen stinkenden Körper; seine sich tiefer in meinen Rücken bohrenden Krallen zerrissen mein Fleisch: die Schmerzen waren unerträglich, mein Auge verfinsterte sich, ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe. Plötzlich paf! paf! zwei, drei endlich bis zwölf auf einander folgende Schüsse, mit einem verwortenen Geschrei, Geheul und wildem Lachen. Bei diesem Lärm fuhr das Unthier, das mich beinahe erstickte, zusammen und ließ mich los; vor meinem Gesichte fuhr ein Arm vorüber, dann ein Blitz, von einem Knalle und einem schrecklichen Schrei gefolgt — jetzt fiel ich zusammen, befreiet von der Umarmung meines Gegners, aber ohne Bewußtsein.

Als ich wieder zu mir kam, fand ich mich auf Decken liegen, unter einer Art Blätterlaube. Es war heller Tag, die Luft durch-

*) Ein mexicanisches langes Messer.

Digitized by Google

strömte balsamischer Geruch der Blumen, die goldenen Kolibri's funkelten in den hellen Strahlen der Sonne. Ein an meiner Seite stehender, mir fremder Indianer reichte mir eine mit einer Flüssigkeit angefüllte Kokosnuß; ich griff hastig darnach und leerte sie in einem Zuge. Dieser Trank (es war eine Mischung von Citronensaft und Wasser) belebte mich wie neu; ich erhob mich, stützte mich, zwar mit vieler Mühe, auf den Ellbogen, warf meine Blicke um mich und sah mich plötzlich inmitten einer Scene voller Leben und Bewegung, die ich mir trotz aller Gedächtnißanstrengung nicht erklären konnte. Ich lag auf einem Hügel, auf dem eine Art Feldlager aufgeschlagen war. Maulthiere und Pferde irrten frei umher, während andere an Bäume oder Büsche angekoppelt waren und ruhig ihren Haber fraßen. Einige davon trugen reichgezierte kommode Sättel, die anderen eine Art Hucken, die aller Wahrscheinlichkeit nach dazu bestimmt waren, Säcke, Cassen, Mantelsäcke zu tragen, die man auch zerstreut auf dem Boden liegen sah. Hier und da waren Gewehre und Karabiner an die Bäume gelehnt; mehrere Personen luden Gepäck auf die Maulthiere; andere rauchten, ausgestreckt auf der Erde und eine zahlreiche Gruppe umgab ein Feuer, an dem gekocht wurde. In einiger Entfernung von mir sah ich eben so ein Lager, wie das meinige, auch mit einem in Decken eingehüllten Manne, der mir aber den Rücken zukehrte.

„Was ist das hier?" fragte ich erstaunt. „Wo bin ich? wo ist Nerville? und unser Führer? was ist aus ihnen geworden?"

„**Non entiendo**," antwortete mein kupferfarbener Ganymed, mit einem wohlwollenden Lächeln den Kopf schüttelnd.

„**Adonde estamos?**" wiederholte ich auf spanisch; „wo sind wir?"

„**In el valle de Chihuatan, diez leguas de Tarifa.** In dem Thale von Chihuatan, zehn Meilen von Tarifa."

In diesem Augenblick machte das Individuum, das auf dem andern Bette lag, eine Bewegung und wandte sich mir zu. Sein Gesicht bestand blos aus einer unförmlichen Masse von blutendem Fleisch, durchfurcht von zahlreichen Narben. Man konnte unmöglich einen Zug darin ausnehmen; aber ein mir selbst nicht recht bewußtes Gefühl ließ mich meine Neugierde nicht länger beherrschen; ich rief hastig aus:

„Wer seid Ihr?"

„Ich bin Nerville," antwortete eine klägliche Stimme; „wenigstens war ich es, wenn mich diese Teufel nicht metamorphosirt haben."

„Gütiger Gott!" erwiederte ich, mit Mühe eine heftige Lust zum Lachen unterdrückend; „haben sie dich denn lebendig scalpirt? das ist ja nicht Nerville!"

Der Indianer, welcher indessen der ungestalteten Figur, die sich Nerville nannte, zu trinken gegeben hatte, stand jetzt auf, öffnete einen auf der Erde liegenden Mantelsack, zog daraus einen Spiegel hervor und hielt mir ihn vor das Gesicht. Jetzt begriff ich erst, wie diese Maske von Menschenfleisch Nerville sein könne. Er war beinahe noch minder entstellt, als ich. Meine Augen waren beinahe geschlossen; meine Lippen, Nase, mein ganzes Gesicht hochangeschwollen und durchaus unkenntlich. Dieser Anblick meines Gesichtes brachte mir nach und nach Alles in's Gedächtniß zurück, was mit uns vorgegangen war und die Ereignisse der Nacht wurden mir jetzt klar. Aber die Frauen, der Kampf mit den Bestien oder Teufeln, das war mir noch Räthsel. Das war keine Vision, kein Traum gewesen; mein Rücken und meine Schultern fühlten noch die durch ihre Klauen verursachten Wunden und ich bemerkte nebenbei, daß verschiedene Theile meines Körpers mit angefeuchteten Bandagen verbunden waren. Ich gebrauchte mein Spanisch, um mir von meinem Indianer eine Erklärung dieses Geheimnisses zu erbitten; da bemerkte ich in dem kleinen Feldlager eine außerordentliche Bewegung; Alles eilte einer ankommenden Gruppe entgegen, unter der ich auch unsere Diener erblickte. Sie hatten in ihrer Mitte etwas, das sie auf der Erde nachzuschleppen schienen; mehrere meistentheils junge Frauen schritten dem Haufen voran und wandten sich von Zeit zu Zeit um, um sich mit einer Art Aufregung umzusehen, die Schrecken und Triumph zugleich verkündete. Sie hatten Alle Rosenkränze in den Händen, deren Kugeln schnell durch ihre Finger schlüpften; nebenbei küßten sie häufig das Kreuz oder sie bekreuzigten sich die Brust.

„**Un Zambo muerto! un Zambo muerto!**" schrie der Haufe, indem er sich uns näherte.

„Sie haben einen Zambo getödtet!" wiederholte mein Indianer, außer sich vor Freude.

Die kleine Truppe näherte sich uns und ließ uns einen unserer Gegner von dieser Nacht leblos auf der Erde liegen sehen.

„Guter Gott! was ist das?" schrieen ich und Nerville zu gleicher Zeit. „Ist's ein Dämon?"

„Verzeihen Sie, Senneres, das ist ein Zambo. O, diese Zambo's sind furchtbare Affen!"

„Affen!" rief ich aus.

„Affen!" wiederholte der arme Nerville, sich mühsam emporhebend. „Affen? beim Jupiter! so haben wir uns also mit Affen herumgebalgt und sie haben uns auf diese Weise zugerichtet! Bravo! Freund Valentin von Nerville, das war der Mühe werth, nach Mexico zu kommen, um sich hier mit einem Affen zu raufen! einem häßlichen Affen mit einem Schweife!"

Das Lächerliche dieser Idee verwischte in ihm alle anderen Eindrücke dergestalt, daß er sich auf sein Lager zurückfallen ließ und in ein nicht zu stillendes Lachen ausbrach.

Ich konnte mich, aufrichtig gestanden, nur mit Mühe überreden, daß der der mir ausgestreckt liegende Körper von keiner menschlichen Seele bewohnt sei. Es war ein demüthigender Anblick, wenn man sah, wie ähnlich dieser scheußliche Affe einem Menschen sei; ohne den Schweif hätte ich das vor mir Liegende für den Leichnam eines mit Fellen bekleideten Jägers aus Nordamerika gehalten. Der Affe glich einem starken hochgebauten Manne; selbst in dem Ausdruck seiner Gesichtszüge war mehr verderbte menschliche Leidenschaft, als thierischer Instinkt zu lesen. Seine Füße und Schenkel waren die eines muskulösen Mannes; die Beine ein Wenig zu viel gebogen und mit sehr dünnen Waden; was ich übrigens auch bei Negern schon gesehen hatte. Die Sehnen waren deutlich zu bemerken, die Nägel so lang wie Tigerkrallen. Wir mußten natürlicher Weise in unserem Kampfe mit diesen Bestien unterliegen; kein Mensch, und wäre er noch so stark, könnte sich mit einem solchen Thiere messen. Die Arme waren ganz Muskel und Nerven und seine langen Hände so fest in einander verschlungen, daß sogar die Anstrengungen von fünf oder sechs Indianer sie nicht auseinander bringen konnten.

Was uns bis jetzt bei unserem nächtlichen Abenteuer noch dunkel war, wurde uns bald klar. Unser Führer hatte uns unser Lager, entweder aus Leichtsinn oder aus Unwissenheit in der unmittelbaren Nähe eines von den in dieser Gegend so häufigen Morästen aufschlagen lassen. Wir waren kaum eingeschlafen, als eine Karavane von mexikanischen Reisenden hinter uns kam und sich nicht weit von uns ebenfalls niederließ, aber auf einem höher liegenden Terrain, wo sie vor den pestilenzialischen Ausdünstungen des Moraste und den Anfällen der Musquites sicher waren. Während der Nacht hatten sich zwei Frauen von der Karavane ein Wenig vom Lager entfernt und waren bei der Gelegenheit von den in dieser Gegend Südamerikas häufigen Affen angefallen worden. Als sich die Frauen von ihren Gefährten getrennt sahen, flohen sie auf's Geradewohl und nahmen zu ihrem Glück, ihren Weg nach unserm Bivak. Ihr Geschrei und das wilde, teuflische Gelächter der Zambos hatte die Mexicaner zu unserer Hilfe herbeigeführt. Die Affen verschwanden bei den ersten Schüssen, mehrere von ihnen mußten verwundet worden sein; dieser, den wir hier vor Augen hatten, war der Einzige, der auf dem Schlachtfelde geblieben war.

Die Mexicaner, in deren Mitte uns der Zufall geworfen hatte, waren aus Tzapoteca und handelten mit Cochenille; es waren die besten Leute von der Welt. Sie glaubten nicht genug für uns thun zu können; die Frauen besonders, so wie die zwei Frauenzimmer, die wir hatten von den Affen erretten wollen.

Man ließ uns alle nur mögliche Sorgfalt angedeihen; man fächerte uns mit großen Palmbaumblättern, erfrischende Getränke

Digitized by Google

löschten unsern Durst und brachten uns unsere Kräfte wieder; unsere sorgfältig gereinigten Wunden waren mit Compressen und Bandagen überworfen; unsere Glieder und Gesichter, die von den Stichen der Muskites ganz entzündet waren, wurden mit Pflanzensaft und Balsam ausgewaschen; mit einem Wort, es wäre unmöglich gewesen, bessere und aufmerksamere Krankenwächter zu bekommen. Wir fühlten auch bald die Wirkung dieser zarten Aufmerksamkeit und es währte nicht lange, so hatten wir Kraft genug, uns aufzusetzen. Nichtsdestoweniger sahen wir doch einander noch nicht an; wir sahen mit unseren geschwollenen, zerrissenen und blauer Gesichtern gar zu scheußlich aus. Von der Anhöhe, auf der wir uns befanden, konnten wir auf den Morast hinabsehen, an dessen Rand wir uns gelagert hatten; die Dünste, die wie aus einem Glühofen unablässig daraus emporstiegen, bildeten eine dichte Decke, über der man hier und da die Gipfel einiger Bäume erblickte.

Die Luft war schwül und drückend geworden; es schien uns, als hörten wir von Zeit zu Zeit das Rollen des Donners. Die Mexicaner berathschlagten unter einander über die Möglichkeit, die Reise fortzusetzen, der freilich unsere Lage das Haupthinderniß in den Weg schob. Wie wir aus ihrer Unterredung ersahen, wollten sie uns in dieser gefährlichen Gegend nicht zurücklassen, da es doch ersichtlich war, daß unser Führer ein Mann sei, der nichts weniger als Vertrauen verdiene. Uebrigens schien ihnen ein dringender Umstand den längern Aufenthalt an diesem Orte zu verbieten. Die Aeltesten der Mexicaner, die den Oberbefehl über die Karavane zu führen schienen, kamen zu uns und fragten uns, ob wir uns schon stark genug fühlten, die Strapazen der Reise zu ertragen; sie fügten hinzu, daß nach gewissen Zeichen, die sich am Himmel und an der Erde kundgäben, ein Gewitter zu fürchten wäre und daß der nächste Schutzort noch mehrere Meilen weit sei. Dank den Sorgen unserer liebenswürdigen Wärterinen, unsere Schmerzen waren schon so ziemlich gestillt; wir fühlten uns nur noch schwach und hungrig. Wir antworteten, daß wir in einer halben Stunde bereit sein würden, uns auf die Reise zu machen, und nachdem wir unseren Leuten befohlen hatten, uns zu essen zu bringen, machten wir uns an ein gutes Frühstück, während unsere Maulthiertreiber, so wie die Mexicaner, sich damit beschäftigten, ihre Thiere zu bepacken und alle Vorbereitungen zum Aufbruche zu treffen.

Wir hatten unsere Mahlzeit kaum begonnen, als wir plötzlich sahen, wie ein Mann von der Höhe des Hügels im schnellsten Laufe dahergeflogen kam, in jeder Hand einen Baumzweig.

„**Siete horas!** Sieben Stunden!“ schrie er aus vollem Halse in weiter Entfernung uns zu.

„Sieben Stunden!“ wiederholten im Chor alle Mexicaner mit allen nur möglichen Zeichen von Erstaunen und Aufregung. „Die heilige Mutter Gottes beschütze uns! wir brauchen mehr als zehn, um das nächste Dorf zu gewinnen.“

„Was soll denn das bedeuten?“ frug ich mit vollem Munde Nerville.

„Der Teufel soll mich holen, wenn ich ein Wort davon verstehe! Wahrscheinlich eines ihrer indianischen Kunststücke.“

„Was ist das?“ fragte ich jetzt einen alten Mexicaner in nachlässigem Tone.

„Was das ist!“ wiederholte der Alte erstaunt; „was es da giebt? In sieben Stunden haben wir den Duragan da!“

„Auf! auf! um der heiligen Mutter Gottes willen!“ riefen uns die Mexicaner zu und steckten uns dabei die zwei grünen Zweige bis in die Nase hinein.

„Woher sind diese Zweige?“ fragte ich.

„Von dem Baume, der den Sturm verkündigt! Fort! fort! wir haben keinen Augenblick zu verlieren!“

Und Alle, Herren, Maulthiertreiber wie Knechte, liefen in der größten Unordnung durcheinander und verriethen die lebhafteste Angst. Man packte Lebensmittel und Effekten schnell unter einander, belud die Maulthiere, bestieg sie schnell, und uns packte man schnell auf zwei Pferde, so daß wir im Sattel saßen und nicht recht wußten wie. Es war nicht drei Minuten, nachdem der Allarm gegeben worden war und schon war die Karavane in Bewegung und bildete auf ihrem Zuge eine lange, irreguläre Linie.

Die dringende Schnelligkeit des Marsches machte uns bald unsere Schmerzen vergessen und wir dachten bald weder an's Fieber noch an die Zambos oder die Musquites. Es galt jetzt unser Leben, und auch unsere Pferde schienen die Wichtigkeit des Augenblicks zu begreifen; ihr Instinkt lehrte sie wahrscheinlich die Gefahr, in der wir Alle schwebten, kennen.

Die Pferde, auf welche man uns gesetzt hatte, waren Thiere der edelsten Race. Sie schienen alle Hindernisse, die wir auf unserem Wege trafen, wie spielend zu überwinden: Berge, Thäler, Moräste, Schluchten; immer dieselbe Sicherheit im Schritte, dieselbe Sicherheit in der Bewegung. Wir hätten uns also bei solchen Umständen sehr gut in den spanischen Sätteln befunden, wenn wir nur nicht ohne Unterlaß genöthiget gewesen wären, den Kopf zu senken, um den Schlingpflanzen auszuweichen, die uns von den Bäumen herab bedrohten. Manche dieser Schlingpflanzen hatten Dornen, so lang, wie Bayonette, sie konnten leicht einen Menschen durch und durch bohren. Wir schritten indessen, immer in einer lang einherziehenden Linie vorwärts und folgten den beiden Führern, die ebenan marschirten, durch

Hecken, Stauden, Dornen, kurz Alles, was im Wege stand. Wir hatten übrigens nicht lange Zeit, uns die Gegend anzusehen; wenn wir nur einen Augenblick zögerten, so schrieen schon unsere Gefährten: „**Vamos, por Dios, vamos!** Verwärts, um Gottes Willen, verwärts!“ Wenn unsere Pferde diese Worte hörten, setzten sie sich mit erneutem Eifer in scharfen Trab.

Wir hatten so fünf oder sechs starke Meilen gemacht und begannen schon zu glauben, daß wir dem Duragan, dessen bloße Idee schon unsere Freunde, die Mexicaner, so erschüttert hatte, glücklich entgangen wären. Nerville, der brummend sein Pferd tummelte, meinte: es wäre wohl nicht übel gethan, wenn wir unsere Pferde ein Paar Minuten ausruhen lassen würden. In der That waren auch Menschen und Vieh durch die forcirte Schnelligkeit des Marsches ungemein ermattet.

„**Vamos! por la santissima Madre, vamos!** Vorwärts! Um der heiligen Mutter willen, vorwärts!“ schrieen plötzlich unsere Führer und dieser Schrei wurde von allen Mexicanern in einem Tone wiederholt, der unsere Pferde erheben machte. Wir drangen durch Hecken, Büsche, Dornen, die uns peitschen, uns zerreissen und unsere Kleider in Fetzen verwandeln. Es war ein wahrhaftiges Kirchthurmrennen. Die ganze Truppe ist ein wildes Durcheinander; Nerville und ich, die wir uns am wenigsten beeilten, bildeten den äußersten Nachtrab.

„**Vamos! por la Santissima! las aguas!** las aguas!“ schrieen wieder gegen zwanzig Stimmen im Chor.

„Die Pest auf diese Schreier mit ihrem **vamos!** Wir können doch nicht mehr als zwei Meilen nach diesen **rancho** oder Dorfe haben und allem Anscheine nach ist ja nichts so Gefährliches da. Es ist wahr, die Luft scheint sich ein Wenig zu verdicken; aber das ist wahrscheinlich nichts, als die Dünste eines jener verfluchten Moräste, dem wir wieder nahe kommen. Da gucken schon wieder zwei solche verfluchte Alligatoren daraus hervor. Zum Glück sind wir hier auf einem guten Pfade; sie können uns nichts anthun. Wie diese Indianer hier mit Sicherheit wandern! Nur dieses Gesindel kann hier in dieser pestilenzialischen Atmosphäre reisen, leben und arbeiten. Gott sei gelobt! wir sind einmal draußen!“

Während Nerville so vor sich hinbrummte, waren wir in eine neue Landschaft gekommen, noch schöner, als Alles, was wir gesehen hatten. Auf jeder Seite erhoben sich riesige Berge, jene links im tiefen Schatten, jene rechts in einem Lichtgewande strahlend. Auf diesen schien jeder Baum, jeder Strauch, jedes Blatt in Goldfarben zu glänzen. Zu unseren Füßen entfaltete sich das Thal in seiner ganzen tropischen Pracht mit seinen Millionen der schönsten und seltensten Gewächse. Dieser bezaubernde Anblick überraschte uns wie ein Freudentableau in dem Augenblick, als wir aus der Dunkelheit des Waldes hervorkamen.

Aber wir hatten wieder nicht Zeit uns der Bewunderung zu überlassen, die ein solcher Anblick in unserer Brust erregte.

„**Misericordia! misericordia! audi nos peccadores! Misericordia! las aguas!** Erbarmen! Erbarmen! höre uns Sünder! die Wasser!“ schrieen auf einmal alle Mexicaner und begleiteten diesen Ausruf mit Bewegungen, die ihren Schrecken und ihre Verzweiflung im höchsten Grade ausdrückten.

Wir blickten um uns.

„Was giebt's denn? Wir sehen nichts als eine kleine Wolke, die zwischen den Bergen herauf zu steigen beginnt.“

„Was giebt's denn wieder?“ fragten wir.

„**Por la santa Virgin!** Bei der heiligen Jungfrau!“ antworteten uns Zwölfe auf einmal; „jetzt ist keine Zeit zum Plaudern. Wir haben noch gute drei Meilen und der Duragan wird vor einer Stunde hier sein.“

Und sie begannen wieder im Chor zu heulen: „**Misericordia! audi nos peccadores!**“ und sich der heiligen Jungfrau und allen Heiligen des Paradieses zu empfehlen.

„Sind sie denn närrisch geworden, mit allen ihren Litanien?“ rief Nerville aus. „Und wenn euere **aguas** kommen werden, ihr feigen Memmen ihr! sie werden euch nicht zu Wasser machen! Seid ihr denn aus Salz oder Zucker? Was liegt denn an so einem Bischen Regen mehr oder weniger?“

Indessen waren wir, als wir einige Blicke um uns warfen, unwillkührlich über die plötzliche Aenderung betroffen, die in dem Aussehen des Himmels vor sich gegangen war. Dieser schöne tiefe Azur, den wir vor einer Weile bewundert hatten, war jetzt in eine düstere, graue Farbe verwandelt. Selbst die Natur der Luft hatte sich verändert; sie hatte ihre Leichtigkeit und Elasticität verloren, schien wie Blei auf uns zu lasten. Das dunkle Gewölke, das immer weiter am Horizonte heraufstieg, überschritt die Gipfel der Berge und streckte sich wie eine Decke über das ganze Thal aus. Unsere Begleiter schüttelten den Kopf und blickten unruhig nach dem gewitterschwangern Gewölke, das uns immer furchtbarer und düsterer nachzog. Man hätte es für ein fabelhaftes Ungeheuer halten können, das schon aus weiter Ferne seinen gigantischen Schatten über Berge, Thäler, Ebenen und Wälder warf und überallhin Finsterniß und Verwirrung trug. Rechts und vor uns erglänzten die noch von der Sonne beleuchteten Berge im goldenen Schein; links und hinter uns war Alles düster und schwarz.

Die Bewohner der Luft, die Thiere der Wälder stießen ein ängstliches Geschrei und Gebeul aus; sie fliegen und springen ängstlich nach allen Seiten, als suchten sie für die herannahende Gefahr ein Asyl. Selbst unsere Pferde bleiben plötzlich stehen, wiehern, bäumen sich und jagen mit erneuter Hast vorwärts. Die ganze Thierwelt ist in Bewegung und offenbar von einem panischen Schrecken befallen. Der Wald wimmelt von Thieren. Die Habichte, die einige Minuten vorher in den höchsten Lüften kreisten, suchen jetzt im Laubdache der Bäume einen Zufluchtsort; Affen und Tieger, Vögel und Kriechgethier, Alles, was Leben hat, läuft, flieht, verbirgt sich.

„**Vamos! por la Santissima!** Vorwärts, vorwärts! oder wir sind alle verloren!“

Und wir eilen vorwärts, beschleunigen unsern Ritt. Felsenzacken, Dornen, Gesträuch, im Wege liegende Baumstämme, nichts kann uns aufhalten; wir überwinden alle Hindernisse, fliehen mit aller Energie der Verzweiflung vor einer Gefahr, deren Natur wir zwar nicht kennen, von deren Größe uns aber der Instinkt ein richtiges Gefühl gibt. Einen Blick nach hinten werfend, sehen wir zum letzten Male den blutrothen Abglanz der Sonne, die in diesem Augenblick hinter dem riesigen Gewölke verschwindet.

Wir eilen immer weiter. Man fühlt kein Lüftchen wehen und doch scheint die ganze Natur, Pflanzen und Bäume, Menschen und Thiere vor Ahnung zu beben. Unsere kauchenden Pferde jagen wie rasend, mit weitgeöffneten Nüstern, die Augen stier, mit Schweiß bedeckt und an allen Gliedern zitternd; sie gehorchen nicht mehr dem Zügel; ihre gewaltigen Sprünge gleichen den Sätzen eines von Jägern verfolgten Tigers.

Die Mexicaner wiederholten ohne Unterlaß ihre Litaneien und Anrufungen. Das Entsetzen war auf allen Gesichtern deutlich zu lesen. Während einiger Augenblicke herrschte in der Natur eine außerordentliche Ruhe, eine Todtenstille; es war, als thäten die Elemente Athem holen, um ihre Kräfte zu sammeln; es war das Vorspiel zu einer schrecklichen Explosion. Dann hörte man ein dumpf tönendes Krachen, das aus den Eingeweiden der Erde hervor zu kommen schien. Dieses Zeichen war bedeutsam.

„Haltet! haltet!“ schrieen wir unseren Führern zu. „Haltet und laßt uns irgend wo Schutz suchen.“

„Vorwärts!“ antwortete man uns; „vorwärts, um Gottes willen!“

Gott sei gelobt! der Weg erweiterte sich, wir kommen zu einem Abhange, der uns aus dem Walde heraus bringt. Wenn das Gewitter in der Zeit ausgebrochen wäre, während wir unter den Bäumen waren, wir wären vielleicht alle von den herabstürzenden Aesten erschlagen worden.

„**Alerto! alerto!**“ brüllten die Mexicaner. „**Madre de Dios Dios! Dios!**“

Und es war in der That Zeit Gott um Hilfe anzuflehen. Das Gewölke spaltete sich und machte Feuerzungen Platz, deren blei-

Digitized by Google

cher Glanz unsere Augen beinahe blendete. Dieser elektrischen Entladung folgte unmittelbar ein Donnerschlag, der die Erde zu erschüttern schien und darauf eine Pause, während welcher wir nichts hörten, als das Keuchen unserer Pferde, die mit rasender Hast darauf losjagten. Jetzt zerriß das Gewölke noch einmal: eine Sekunde lang war die ganze Gegend beleuchtet. Ein zweiter schmetternder Donnerschlag, und jetzt raste der Duragan, als hätten sich ihm in diesem Augenblick die Pforten seines Gefängnisses erschlossen, in seiner rasenden Wuth und Kraft einher; alles, was ihm im Wege stand, brechend, zertrümmernd und vor sich einher schiebend. Die Bäume des Waldes bogen sich einen Augenblick, als wollten sie dem Stoße des Sturmes widerstehen, umsonst: einen Augenblick später waren ganze Reihen von großen Bäumen zerbrochen, entwurzelt, in Stücke zerrissen und alles das mit einem Lärm, als ob fünfhundert schwere Geschütze auf einmal abgefeuert würden; man sah keinen Wald mehr, sondern blos ein Chaos, einen Ozean von Zweigen, verstümmelten Baumstämmen, unter einander geschüttelt, wie die Wogen des Meeres, oder in die Luft geschleudert, wie leichte Spreu; die Atmosphäre zeigte blos einen unermeßlichen Wirbel von Staub, Blättern und Ästen.

„Gott sei uns gnädig! Nerville, wo bist du? Keine Antwort?! Was ist aus ihnen geworden?“

Aber der Duragan scheint noch seine Heftigkeit zu verdoppeln. Werden die Berge widerstehen? Nein, beim Allmächtigen! Die Erde bebt, der Hügel, auf dessen Rücken wir stehen, ist erschüttert . . . die Luft ist zum Ersticken, voll von Staub, Salpeter und Schwefel. Das Athmen wird bald unmöglich. Man sieht nichts, hört blos das Brüllen des Sturmes, die schnell auf einander folgenden Donnerschläge und das Krachen der Bäume, die von allen Seiten auf einander stürzen.

Plötzlich hört der Duragan auf und es wird stille, aber diese Stille hat etwas Düsteres. Sie gleicht einer plötzlich eingetretenen Pause inmitten einer heißen Schlacht; die Kämpfenden bereiten sich zu einem neuen Angriff vor.

Ein Pistolenschuß krachte, dann ein zweiter, ein dritter, dann hunderte, dann tausende. Das sind die Wasser, **las aguas**; die Kugeln sind Regentropfen, aber was für Tropfen! Sie sind von der Dicke eines Eies. Sie fallen mit der Kraft von großen Hageln, betäuben und verblinden. Bald unterscheidet man schon gar keine Tropfen mehr; die Schleußen des Himmels sind geöffnet; das ist kein Regen, sondern eine Sündfluth, ein Wasserfall, ein Niagara. Der durch die Wasser unterwaschene Hügel gibt unter mir nach; in weniger als zehn Sekunden sehe ich mich in einen plötzlich einherbrausenden Strom gerissen; ich fühle mich aus den Steigbügeln gehoben, ich weiß nicht wie; mein Pferd ist weg, ich weiß nicht wohin. Ich bemerke in einiger Entfernung von mir Nerville, ebenfalls vom Pferde gerissen und mit den Wassern ringend, die uns schon bis zum Gürtel gehen. Ueberdieß treibt das Wasser dicke Äste und ganze Bäume, die uns jeden Augenblick zu zerquetschen drohen. Wir entweichen dieser Gefahr und machen alles mögliche, um nur an den Felsen empor zu klimmen; aber er ist so steil, daß wir allein unmöglich hinauf kommen können. Und woher soll uns Hilfe kommen? Die Mexicaner sind verschwunden; sind vielleicht alle ertrunken oder auf eine andere Weise umgekommen. Sie waren über uns auf dem Hügel, mußten also um desto eher der Gewalt des Sturmes unterliegen und durch die Ueberschwemmung fortgeschleppt worden sein. Das war ohne Zweifel das Loos, das auch uns erwartet. Geschwächt durch das Fieber und die Strapazen der vorigen Nacht, ermüdet durch den langen Ritt, waren wir nicht länger im Stande, den Kampf mit den entfesselten Elementen auszuhalten. Für einen Schritt vorwärts machten wir zwei rückwärts. Indessen stieg das Wasser immerfort, ging uns schon bis zu den Achselhöhlen und begann uns in die Höhe zu heben.

„Es ist um uns geschehen, Nerville! empfehlen wir unsere Seele Gott und sterben wir muthig!“

Nerville war beinahe an meiner Seite. Er gab mir keine Antwort; sah mich aber mit einem ruhigen, melancholischen Lächeln an und warf dann seinen Blick nach Oben, als wollte er den Himmel ein letztes Adieu sagen. Der Strom riß ihn zu mir zu, da stieß er auf einmal ein wildes Hurra! aus und begann stärker als früher gegen das Wasser zu kämpfen, um nur auf dem schüpfrigen und ungleichen Boden des Stromes festen Fuß zu fassen.

„**Tenga! tenga!**“ schrieen jetzt auf einmal ungefähr zwölf Stimmen, die Lustgeistern anzugehören schienen.

In demselben Augenblick pfiff etwas vor meinen Ohren vorüber und peitschte mir das Gesicht. Mit dem Instinkte eines Menschen, der da ertrinken soll, faßte ich den Lasso, den man uns zugeworfen hatte: Nerville that das gleiche. Der Lasso wurde sogleich hinaufgezogen und mit Hilfe dieses Anhaltspunktes begannen wir die steilen Felsen hinaufzuklimmen. Diese Lassofahrt war schrecklich! Auf einigen Punkten unserer gefährlichen Auffahrt waren die Felsen beinahe senkrecht; wir waren genöthigt, uns mit aller Kraft an den Lasso zu halten, der unter unserer Last hörbar krachte. Zwischen uns und einem schrecklichen Tode auf diesen Felsenspitzen oder in den schäumenden Wassern, die zu unseren Füßen rauschten, war blos ein Lederriemen. Aber der Lasso hält fest und die größte Gefahr haben wir überstanden; wir haben schon beinahe festen Fuß; wir können uns bereits an einer Baumwurzel, an einem hier und da befindlichen Felsenvorsprunge festhalten. Noch ein Zug am Lasso, die letzte starke Anstrengung und bravo! Man faßt uns unter dem Arm, man hebt uns hinauf, wir stehen einen Augenblick auf unseren Füßen, dann fallen wir ermattet auf die Erde mitten unter die Mexicaner, Maulthiere, Maulthiertreiber, Führer und Frauen, welche alle in einer natürlichen Höhle Schutz vor dem Gewitter gefunden hatten.

In dem Augenblick nämlich, als hinter mir und Nerville, die

Digitized by Google

wir ein Wenig hinter unseren Reisigefährten zurückgeblieben waren, der Hügel weggeschwemmt wurde, hatten die Andern glücklicher Weise auf einer breiten Granit-Platform festen Fuß gefaßt und hier fanden sie zugleich eine unerwartete Zuflucht unter einigen großen Felsen, die, indem sie übereinander gelegt waren, eine Art natürlicher Höhle bildeten. Von da hatten sie uns bemerkt, wie wir mit dem Strome rangen und da war es ihnen gelungen, uns einen aus Mehreren zusammengeknüpften Lasso zuzuwerfen und uns so unserer schrecklichen Lage zu entreißen. Wir lagen lange besinnungslos da. Die Strapazen, das Fieber, das in's kalte Wasser Fallen in dem Augenblick, wo wir in Schweiß gebadet waren, die Leiden aller Art, die wir seit vier und zwanzig Stunden hatten erdulden müssen, alles das hatte uns in einen Zustand völliger Bewußtlosigkeit versetzt.

Die Heftigkeit des Duragan hatte sich indessen gelegt; er war weiter gezogen und hatte seine Wuth anderswohin gewandt. Die Mexicaner setzten daher ihre Reise fort, mit Ausnahme von vier oder fünf von ihnen, die bei uns bleiben, so wie unsere Maulthiertreiber und unsere Bedienten. Das Dorf, nach dem sie zogen, war blos eine Meile weit; aber selbst diese Entfernung war über unsere Kräfte. Nachdem wir uns hier einen Tag ausgeruht, setzten wir dann unsern Weg nach dem Dorfe fort, von wo aus wir unsere Reise ungestört vollendeten.

Dramatische Novitäten-Schau.

Goldteufel oder die Abenteurer in Amerika,

romantisches Lebensbild in 3 Akten von Karl Elmar.

Der Goldteufel ist ein mit der ganzen Welt im Conflict stehender Mensch, der, um sich an der Welt zu rächen, sein Geld dazu anwendet, Menschen zu ruiniren. Das Stück zeigt uns seine Bekehrung, er findet am Ende sein verlorenes Kind wieder und Alles endet seelich. Obwohl das ganze Stück in seinem Baue etwas Verschrobenes, Unnatürliches hat, so machen es doch die darin enthaltenen Effektscenen unterhaltend und es sprach so ziemlich an.

Reich an Liebe oder nur fünf Gulden.

Lustspiel in einem Akt nach dem Französischen, von Bärenstein.

Ein Eisenbahnbeamter befindet sich in Wien auf einem öffentlichen Balle, findet hier eine Dame, mit der er in Baden Bekanntschaft gemacht hat und soll, o Glück! mit ihr nach Hause fahren. Aber, o Jammer! er hat keinen Kreuzer bei sich. Er stürzt so aus einer Verlegenheit in die andere; endlich hilft ihm ein Deus ex machina aus der Schlinge; er heirathet seine Bekanntschaft aus dem Bade und wird Herr ihrer Person und ihres Vermögens von 30,000 Gulden, was ihm beides sehr angenehm ist.

Man sollte nicht glauben, daß eine so geringfügige Handlung so gut ausgearbeitet werden könne und doch ist es so; das Stückchen sprüht Witz und Laune; der Lacher hat immerfort zu thun — nämlich nach Leibeskräften zu lachen. Solche Pieçen dürfen nur so beurtheilt werden, wie sie sind, und darum kann man immerhin sagen, daß „Reich an Liebe" ein gutes Lustspiel sei, das wenigstens seinen Zweck erfüllt: es macht uns nämlich lachen. Es wurde mit vielem Beifalle aufgenommen.

Des Rathsherrn Töchterlein oder bezahlte Schuld,

Schauspiel in 4 Akten von Mad. Jeanne von Weirathern.

Der Geselle eines Bremer Bürgers verliebt sich in des Bürgermeisters Tochter. Aus der Sache kann nie etwas werden, weil dieser Geselle, Namens Heineich, ein Findelkind ist. Umsonst will ihn der reiche Bürger, der ihn aufzog, als Sohn annehmen, der Bürgermeister bleibt starr auf seinem Willen. Heinrich will fort nach Amerika und scheint Alles verloren zu sein, da kömmt sein Vater aus der neuen Welt zurück, die Sache arrangirt sich und wir sehen die Hände der Liebenden in einander legen.

Man sieht es der Handlung gleich an, daß sie auf der Bühne kein Interesse erregen kann. Es ist Alles zu gemüthlich, zu weich; wir finden kein Leben, kein Pulsiren; das Stück gleicht einem ruhigen See, auf dem ein Schiff — die Handlung — langsam vom Winde hin und her geschaukelt wird. Die Zeit der bürgerlichen Dramen haben wir hinter uns und wir wollen sie bei Leibe nicht aus dem Grabe rufen.

J. Zeitling.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Paris. Bei Gelegenheit der Mittheilung von dem am 28. März erfolgten Tode des General-Lieutenants Baron Delort, eines Soldaten noch aus den glorreichen Tagen der französischen Nation, theilen wir unsern Lesern einiges aus seinem Leben mit. Baron Delort war mit 16 Jahren Soldat und stand in jener berühmten Legion des Jura, aus welcher so viele ausgezeichnete Generale hervorgehen sollten. Er erhielt alle seine Beförderungen auf dem Schlachtfelde, er kämpfte bei Austerlitz, Tarragona, und bei Montereau wurde er Divisions-General. Bei Ligni entschied er die Schlacht durch eine Küraſſiercharge, indem er mit seinen Reitern die preußische Batterie nahm, und mit dieser Wendung die Schlacht beendete. Im Jahre 1815 zog er sich auf sein Landgut zurück bis die Julitage ihn wieder zu neuer Thätigkeit riefen; da wurde er hinter einander Kommandant in Marseille, Grenoble, Lyon und Metz. Auch saß er viele Jahre in der Deputirtenkammer. Er verschied im 73. Jahre seines Lebens als Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion und Ehrenadjutant des Königs. Groß im Leben, war er es auch im Sterben, er vermachte nämlich 85000 Fr. mehreren Wohlthätigkeitsanstalten. — Das französische Postwesen hat zwar schon viele und wesentliche Verbesserungen erfahren, nun erwartet es eine neue, die der Brieftaxe. Das Briefporto soll nun blos so viel betragen, als die jedesmaligen Kosten, welche die Versendung der Briefe dem Staate verursacht. — Vor einigen Wochen wurde ein sächsischer Drechsler, Namens Junger, entseelt auf seinem Zimmer gefunden. Er hatte wahrscheinlich aus Noth sich selbst getödtet. Sein Leidensgefährte, ein Hund, lag ebenfalls todt in seinen Händen. Auf seinem Tische fand man auf französisch mit Kreide geschrieben folgende Worte: „Welche Sorge hat man zu leben, welche Qual zu sterben! Weil niemand für meinen armen Hund sorgen würde, habe ich ihn mit mir zugleich getödtet."

Konstantinopel. Durch großherrliche Verordnung ist unter den ottomanischen Würdenträgern eine neue Rangstufe eingeführt worden, welche Rütheiwale benannt ist, und diese wird denjenigen Beamten erster Klasse ersten Ranges verliehen, welche die nächsten Ansprüche auf die Muschiebe- oder Vezirswürde haben. — Deutsche Menschenfreunde haben hier einen Verein gebildet zur Gründung eines Hospitals, dessen edler Zweck es ist, deutschen Landsleuten, die in weiter Ferne von der Heimath in dem egoistischen Konstantinopel in Noth gerathen, die unterstützende Bruderhand zu reichen. Er steht unter dem Schutze der hiesigen preußischen Gesandtschaft, die ihm auch die von der preußischen Regierung zur Unterstützung von hilfsbedürftigen Deutschen festgesetzte jährliche Summe von 400 Reichsthalern zufließen läßt. Das Hospital ist bereits eröffnet.

Hermannstadt. Hier hatte Jemand — auf Anregung einer Idee in Eugen Sue's ewigen Juden — 100 fl. C. Mz. in die hiesige Sparkassa nutzbringend angelegt; diese Summe soll drei hundert Jahre daselbst liegen, und hernach, wo sie mit den Zinsen und Zinseszinsen auf 12 Millionen gestiegen sein wird, zu von ihm bestimmten wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

Digitized by Google

Breslau. Bei dem Graben des Grundes unweit der Stelle, wo künftighin das Denkmal des hochseligen Königs Friedrichs des Großen zu stehen kommt, ist in einer Tiefe von fünf Fuß ein ziemlich reguläe gelegenes Straßenpflaster gefunden worden.

Amsterdam. Die hiesige Bank setzte den Geldkurs herab; der Diskont wurde von fünf auf vier, die Darleihung auf Effekten und das Geld auf Promessen von sechs auf fünf, und die Darleihung auf Waaren von sechs auf fünf ein halb Prozent vermindert.

London. Zur Vermeidung des öfteren nächtlichen Zusammenstoßens zwischen Dampfbooten und Segelschiffen, wollen sich die englische und französische Admiralität jetzt über ein verbessertes Signalsystem verständigen, das in Signallichtern mittelst färbiger Gläser bestehen soll, die auch in der finstersten Nacht die Richtung des Schiffes deutlich und bestimmt bezeichnen. — Prinz Albert komponirt nicht blos profane, sondern auch Kirchenmusik; so wurden letzlich in der königl. Kapelle von St. James mehrere Gesänge von ihm aufgeführt.

Riemes. Hier ist die Verhaftung eines Banditen, Namens Pintard geglückt, dem man seit zehn Jahren eine Menge Raub- und Mordanfälle dort zuschreibt.

Brüssel. Die Regierung hat sehr dafür gesorgt, daß die von Antwerpen abfahrenden Auswanderer nach Amerika an Bord gut beherbergt werden und reichliche Nahrung finden; und damit die Fremden nicht durch ihre Unwissenheit Leuten in die Hände fallen, die daraus Vortheil zu ziehen suchen, hat der Minister einen Inspektor für den Transport der Auswanderer ernannt, welcher ihre Interessen, wo es Noth thut, zu wahren und in Schutz zu nehmen hat.

Riga. Privatnachrichten zu Folge soll die Cholera wieder in Rußland von Persien her eingedrungen sein.

Berlin. In Folge der von Feilberen von Hackewitz, dem Begründee eines galvano-plastischen Instituts, angestellten und günstig ausgefallenen Versuche, Kanonen auf galvanischem Wege herzustellen, hat Sr. Majestät der König sich bewegen gefunden, dies Institut durch ein eigenes Laboratorium, worin jene Versuche in einem ausgedehnteren Maßstabe fortgesetzt werden sollen, vergrößern zu lassen.

Dresden. Der Bau der sächs. Eisenbahnen geht rasch verwärts. Die nach Böhmen zu laufende dürfte, da sich keine Schwierigkeiten darbieten, noch im Laufe des Jahres bis Pirna vollendet werden. Von da an jedoch wird das Elbethal immer mehr und mehr verengt und gestaltet sich bei Hermskretschen zu einer wahren Felsschlucht; da wird es kühne und schwere Arbeiten geben; und obwohl man von Prag aus große Thätigkeit entwickelt, und für die Felssprengungen, wenngleich großentheil Sandstein verhanden ist, der sich leicht bricht, italienische Baumeister und Ingenieure, als in solchen Arbeiten die Bewandertsten, verwendet, ist doch der einer gänzlichen Verbindung mit Dresden vor dem Jahre 1850 nicht zu rechnen. — Mit größter Freude vernahm man hier den Deputationsbericht der zweiten sächsischen Stände über die Petitionen um Einführung eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches. Es wird in demselben zunächst vorgeschlagen, das österreichische allgemeine bürgerlicht Gesetzbuch nach Sachsen zu übersiedeln.

Posen. Die hiesige Judenschaft steht im Begriffe ein recht bedeutsames und folgenreiches Unternehmen ins Leben zu rufen — die Gründung einer ausschließlich jüdischen Ackerbaukolonie.

Lissabon. Die jungen Beamten in Lissabon sind in Verzweiflung; das Ministerium hat ihnen befohlen, ihre Schnurrbärte abzunehmen. Die Portugiesen sind einer der behaartesten Volksstämme in Europa. Die südliche Sonne beschnurrbartet Jungen von fünfzehn Jahren, und leider auch so viele Damen (deren Stimme überdies durch das Tabakschnupfen vermännlicht wird), daß man die Geschlechter oft nur an der Schürze unterscheiden kann.

Bremen. Vermöge eines Vertrages zwischen dem Generalpostmeister mie H. Edward Mills sollen regelmäßig zweimal im Monate Postdampfschiffe ersten Ranges von New York nach dem Bremerhafen und von da nach New-York gehen.

Karlsruhe. Auch hier ist durch eine Uebereinkunft mit Frankreich das Porto bedeutend herabgesetzt werden.

Wien. Das neue Gefällen-Magazins-Gebäude nächst der Weißgärber Vorstadt ist nun zur völligen Benutzung in seiner ganzen großartigen Räumlichkeit vollendet.

Prag. Auszeichnungen unserer Landsleute in der Fremde. Dr. Med. Dr. Lucka, Badearzt in Marienbad, hat in Anerkennung seines ärztlichen Wirkens und seines neuesten Werkes: „Der Kreuzbrunnen und seine Heilwirkungen" im Laufe dieses Jahres Diplome vom ärztlichen Vereine in München, von der Gesellschaft der Aerzte in Wien und vom ärztlichen Vereine in Ofen und Pesth erhalten, welche deutlich genug den Werth des obbenannten Werkes als auch für den Ruf des Herrn Verfassers als Badearzt sprechen.

Herr J. F. Kittl, Direktor des hiesigen Conservatoriums, hat von Ihrer Majestät, der regierenden Herzogin von Parma, Marie Louise, für die Dedikation seiner großen Ouverture, „die große goldene Medaille für Auszeichnung in Wissenschaft und Kunst" erhalten.

Der junge Clavierspieler, Herr Adolph Pressnitz, wird, wo er sich noch im Auslande hören ließ, für seine Virtuosität mit dem reichsten Beifalle überschüttet. Die Prager Zeitung theilte uns einige schmeichelhafte Referate aus dem rheinischen Telegraphen, dem Journal de Francfort und der Didaskalia über den jugendlichen Künstler mit.

Der durchlauchtigste Prinz Eumill Rohann erhielt in Anerkennung seiner Verdienste um diese Hauptstadt von dem hiesigen Magistrate das Ehrenbürgerrecht.

Damen-Bibliothek.

Die „Gränzboten" erzählen nachstehende hübsche modern-romantische Liebesgeschichte, welche zugleich die englischen Sitten charakterisirt: Eine junge hübsche Dame fährt in der ersten Wagenklasse auf der Eisenbahn von London nach Birmingham. Der einzige Passagier, der mit in ihrem Coupé sitzt, ist ein ihr unbekannter junger Mann von artigen Manieren. Beide sitzen Stunden lang in den weichen Polstern der lehnsfaulartigen Sitze einander gegenüber und es ist daher kein Wunder, daß der junge Mann immer artiger wird. Beim Aussteigen in Birmingham übersteigt jedoch seine Zuvorkommenheit alle Grenzen englischer Etikette und er vergißt sich so weit, den reizenden Wangen seiner Reisegefährtin einen Kuß zu rauben. — „Polizei! Polizei!" ruft die beleidigte Schöne; ein Constabler eilt herbei und verhaftet den stürmischen Liebhaber. Von dieser Art sind die Abenteuer, denen kühne Liebesritter in England ausgesetzt sind, und die Polizei spielt dort die Rolle der bösen Onkel und polternden Väter. Vor dem Polizeigerichte wird der Sünder mit der Grausamen confrontirt und zu einer ansehnlichen Geldbuße verurtheilt; er zahlt mit Vergnügen wie ein Paladin, der für seine Dame „blutet", denn er hat sich inzwischen ernstlich verliebt und bei der gerichtlichen Verhandlung erfährt er, was keine Bitten und Schwüre den Rosenlippen der Miß hatten entlocken können, ihren Stand, Namen und ihre genaueste Adresse. Auch sie scheint indessen versöhnlicher gestimmt zu werden und geneigt, ihre künftigen Küsse nicht mehr so theuer zu verkaufen, denn kaum hat der junge Mann sich in ihre Familie einführen lassen, so erhält er Herz und Hand seiner Schönen.

Frau von Blot, Hofdame der Herzogin von Orleans, ging einst sehr einfach aber geschmackvoll gekleidet, allein in einer Seitenallee des Gartens vom Palais-Royal in Paris ganz unbesorgt spazieren, denn sie glaubte, daß sie allgemein bekannt sei. — Ein junger Herr, der auf galante Abenteuer herumwandelte, sah sie von weitem. Sie gefiel ihm, und indem er sich ihr näherte, steckte er ohne Umstände seinen Arm unter den ihrigen. „Wofür nehmen Sie mich?" fragte Frau von Blot mit beleidigter Würde. „Für mich selbst!" versetzte der Dummdreiste, ohne seinen Mißgriff zu ahnen. — Sie konnte sich über diese naive Antwort des Lachens nicht erwehren und dies würde wahrscheinlich zu einem neuen unangenehmen Mißverständnisse Veranlassung gegeben haben, wenn nicht glücklicherweise einige Herren und Damen vom Hofe dazu gekommen wären, die sie freundlichst grüßten. Ihr unbekannter zudringlicher Anbeter hielt es für's Beste sich schnell zu entfernen.

Heldenmuth einer deutschen Fürstin. Als im Jahre 1547 Kaiser Karl V. nach der Mühlberger Schlacht mit den gefangenen Fürsten und seinem Kriegsheere aus Thüringen nach Franken zog, kam eine Abtheilung desselben unter dem Commando des bekannten Herzogs von Alba, über Rudelstadt.

Die damals verwittwete Gräfin Katharina, eine geborne Fürstin von Henneberg, hatte für ihr Land eine Sauvegarde erhalten, und Herzog Alba selbst nebst seinen Söhnen und andern Herren erhaten sich von der Gräfin auf ihrem Schlosse zu Rudelstadt ein Morgenbrod. — Die Gräfin empfing und bewirthete die Gäste, so gut es ihr möglich war. Indessen kam aber die Botschaft: die Spanier plünderten, des kaiserlichen Schutzbriefes ungeachtet, auf den Dörfern, erpreßten Geld, trieben das Vieh hinweg und verübten Grausamkeit.

Die Gräfin, eine entschlossene und beherzte Frau, rief sogleich ihre Hofjunker und anwesenden Vasallen herbei, hieß sie zu den Waffen greifen, ließ ihre Bedienten bewaffnen, und alle Thore und Pforten des Schlosses schließen und bewachen.

Hierauf trat sie in's Zimmer und erzählte ihren frühstückenden Gästen, was ihren Unterthanen geschehe. Es wurden Entschuldigungen vorgebracht, aber die Gräfin begehrte kurz und rund vom Herzog Alba einen schriftlichen Befehl an seine Soldaten, den Beraubten ihr Geld und Vieh wieder zu geben und von Gewaltthätigkeiten abzustehen. Dazu wollte sich der Herzog nicht fügen. Sogleich ließ die Gräfin ihre Ritter eintreten und erklärte keck: Würden ihre Unterthanen das Geraubte nicht wieder bekommen, so würde keiner der Gäste ihr Schloß lebend verlassen.

Alba sah die kühne Frau mit großen Augen an und erblickte, nicht ohne Bestürzung, die gewappneten Ritter, welche erbötig waren, die Selbsträche der Gräfin zu handhaben.

Digitized by Google

Der Herzog von Braunschweig, der mit Alba gekommen war und sich mit ihm in derselben Verlegenheit befand, zog ihn auf die Seite und sprach mit ihm. Darauf stellten Beide der Gräfin die verlangte Schrift aus. — Sie wurde an die Soldaten abgeschickt, aber die Gräfin wollte ihre Gäste nicht eher fortlassen, bis sie Nachricht von der Zurückgabe des Gesandten erhalten hätte. Als diese endlich ankam, dankte sie den Fürsten und forderte ihnen ihr Ehrenwort ab, sich ob des Vorgangs weder an ihr, an den Ihrigen, noch an ihrem Lande zu rächen. Dieses erhielt sie und Herzog Heinrich von Braunschweig lachte nicht nur ob des Scherzes voll Ernst, sondern lobte auch die Entschlossenheit der Gräfin. Herzog Alba sagte kein Wort. Sie schieden friedlich von einander.

Ein Proletarierweib. Madame Flora Tristan erzählt in ihrer „Union Ouvriere" folgenden Vorfall, der sich im Jahre 1827 zu Bordeaux ereignete und der einen tiefen Blick thun läßt in die gewaltige Leidenschaftlichkeit der untern Volksklassen. Man glaubt in der That, ein Stück altrömischer Geschichte zu lesen.

Unter den Gemüseverkäuferinen, die in freier Luft auf dem Marktplatze ausstehen, war Eine, die von allen Guten wegen ihrer Unverschämtheit, Bosheit und Brutalität gefürchtet war. Der Mann dieser Frau war Straßenfeger und sammelte den Koth. Eines Abends kehrte er nach Hause zurück und findet das Essen nicht fertig. Es erhebt sich ein Streit zwischen Mann und Frau. Von Schimpfreden geht der Mann zu Thätlichkeiten über und gibt seiner Frau eine Ohrfeige. Diese, welche eben mit einem großen Küchenmesser beschäftigt war, stürzt außer sich vor Wuth auf den Mann zu, und stößt es ihm durch's Herz. Er fällt todt nieder. Die Frau wird in's Gefängniß geführt.

Als sie ihren Mann todt erblickt, wird die brutale und böse Frau von einem solchen Schmerz ergriffen, daß sie, ungeachtet ihres Verbrechens, Jedermann nicht nur Mitgefühl, sondern auch Achtung einflößt. Es war leicht darzuthun, daß der Mann sie gereizt hatte, daß der Mord in einem Augenblicke des Zornes, aber ohne vorhergegangene Ueberlegung vollbracht worden war. Ihr Schmerz war so groß, daß man für ihr Leben fürchtete, und da sie ein Kind von vier Monaten säugte, so sagte ihr der Instruktionsrichter, um sie zu beruhigen, sie sollte sich zufrieden geben, sie wird freigesprochen. Aber wie erstaunten alle Umstehenden, als die Frau nach diesen Worten ausrief: „Ich, freigesprochen! Ach, Herr Richter, was sagen Sie da? Wenn man eine Elende wie mich freispräche, so gäbe es keine Gerechtigkeit mehr auf der Welt!"

Man wendete alle Gründe an, um ihr zu beweisen, daß sie keine Verbrecherin sei, weil es nicht ihre Absicht gewesen, den Mord zu begehen. „Ach, was liegt an der Absicht," wiederholte sie, „wenn in mir eine solche Roheit steckt, daß ich bald eines meiner Kinder verstümmele, bald meinen Mann tödte! Bin ich nicht ein gefährliches Wesen, unfähig, in der Gesellschaft zu leben?" — Endlich, als sie fest überzeugt war, freigesprochen zu werden, faßte die rohe, ganz erziehungslose Frau einen Entschluß, würdig der stärksten Männer in der römischen Republik. Sie erklärte, sie wolle selbst Gerechtigkeit an sich ausüben und sich zu Tode hungern. Und mit welcher Kraft, mit welcher Würde führte sie das von ihr selbst gesprochene Urtheil aus. Ihre Mutter, ihre Kinder baten sie flehentlich, mit Thränen, sie solle doch für ihre Familie leben. Sie übergab ihrer Mutter den kleinen Säugling mit den Worten: „Lehre meine Kinder sich glücklich preisen, eine solche Mutter zu verlieren; denn in einem Anfalle von Brutalität könnte ich sie tödten, wie ich ihren Vater getödtet habe." Die Richter, die Priester, die Marktweiber und viele Personen aus der Stadt besuchten sie, um zu ihren Gunsten eine Bitte einzulegen. Sie war unerschütterlich. Man versuchte es in anderer Weise, man brachte in ihr Zimmer Kuchen, Obst, Milch, Wein, Fleisch, man briet sogar Geflügel, das man ihr ganz warm in's Gefängniß trug, damit der Duft sie zum Essen reizen sollte. „Alles, was Ihr da macht, ist nunütz," wiederholte sie mit großer Kaltblütigkeit und vieler Würde; „eine Frau, die roh genug ist, um den Tode ihrer sieben Kinder umzubringen, muß sterben, und ich werde sterben." — Sie erduldete die gräßlichsten Qualen, ohne sich zu beklagen, und am siebenten Tage gab sie den Geist auf.

Vaterländisches.

Blick auf die Riesengebirgsbewohner. Ich hatte neuer Gelegenheit, die Riesengebirgsbewohner kennen zu lernen, und theile meinen geehrten Lesern Einiges über dieselben mit.

Besonders merkwürdig ist es, daß sich auch im hohen Gebirge Bewohner niederließen, und daselbst drei und auch mehr Wohnhäuser nicht weit von einander, ja selbst auch Einzeine, angetroffen werden. Diese Gebirgswohnungen werden hier Banden genannt, wie z. B. die Kühnel-, Einkehr-, Ochsen-, Spiegel-, Reuner-Banden u. a. m. Die höchste darunter ist die Wiesenbaude.

Die Menschen sind hier stark und meistens groß, so ist ein Junge von vierzehn Jahren hier bereits ausgewachsen, trägt bedeutende Lasten, und verrichtet schwere Arbeiten.

In den meisten Jahren fällt hier der Schnee so hoch auf, daß die Inwohner aus ihren Banden durch zwei bis fünf Monate gar nicht herausgehen können, indem der Schnee selbe größtentheils bedeckt, und daher nur von den Produkten ihrer Kuh, den bei Annäherung des Winters angeschafften Erdäpfeln (hier Abarea genannt), etwas beverrätigtem Kern und Haber, woraus sie sich Brod backen, leben. Jede dieser Banden hat im Innern oder gleich beim Eingange ihr eigenes Wasserbehältniß; oft wird das Wasser mehrere Stunden weit durch hölzerne Röhren oder Rinnen von der Quelle bis in die Bande geleitet.

Im Sommer sammeln sich diese Bewohner für den Winter Klaubholz. Ihre Hauptbeschäftigung ist im Allgemeinen Flachs- und Hanfspinnen, der weiter unten wohnenden, die Weberei. Die Geschickteren sammeln im Sommer das unterhalb der Schneekoppe wachsende Krienholz und drechseln in den Wintermonaten daraus verschiedene Sachen, z. B. Dintenzeuge, Salzfassel, Leuchter, Gewürzdosen u. d. gl.

Jüngst geschah es, daß in einer dieser Banden im Winter ein Knabe geboren wurde, und da man aus derselben des aufgethürmten Schnees wegen nicht heraus konnte, wurde er erst im vierten Monate seines Alters getauft. — Man betrachte das Elend, wenn Einer dieser Bandenbewohner in den Schneemonaten schwer erkrankt, und dabei ohne ärztliche Hilfe bleiben muß.

Die Waldungen bestehen hier aus Tannen, Fichten und Kiefern, welche in den Wintermonaten gleichsam mit Eis überzogen zu sein scheinen, ja öfters ganz unter Schnee sind, und so geschieht es, daß oft von der großen Schneemasse, welche sie bedeckt, bedeutende Flächen dieser Waldungen zu Grunde gerichtet, so wie von den hier hausenden Windstürmen die Bäume theils entwurzelt, theils ihrer Gipfel beraubt werden.

So bald der Schnee verschwunden, und die Wiesen, so wie Wälder zu grünen beginnen, wird das Vieh, dessen Geläute weit durch die Wälder erschallet, in's Freie getrieben, und die sie weidenden Kinder jubeln theils, theils erfreuen sie sich durch mancherlei Gesänge der ankommenden grünern Jahreszeit.

Die Älteren bearbeiten ihr mühsam ihr Stückchen sie ernährenden Feldes, und trachten das in den Wintermonaten gesponnene Garn, oder die geschnitzelten Arbeiten in den benachbarten Städtchen und Flecken zu verkaufen, oder sammeln die hier wachsenden mannigfaltigen Arzneikräuter.

In der Kultur sind diese Menschen freilich zurück, und obwohl hier meistens die größte Armuth herrscht, so findet man durchgehends eine musterhafte Reinlichkeit, und die Viehställungen sind reinlicher, als die Werkstätten und Wohnungen manches Handwerkers in unseren Landstädten.

Gebildeter sind die im untern Gebirge in den Dörfern und Städtchen wohnenden Menschen, wo allerlei Handwerke getrieben werden. Beinahe in jedem Hause findet man hier einen, ja auch mehrere Webestühle, indem hier die Weberei der Hauptnahrungszweig der Menschen ist. Auch hier herrscht meistens die Armuth. Mehr wird hier schon der Ackerbau, da der Boden wärmer ist, betrieben. Hier wird sehr viel Flachs und Hanf angebaut.

Auch etwas über die Gebräuche der hiesigen Bewohner, so z. B.:

Am ersten Mai und am Vorabende des heil. Johann des Täufers sind bei ihnen zur Vertreibung der Hexen, Gespenster, und Abwehrung von Unglücksfällen verschiedene Zeremonien üblich. — Stirbt der Hausvatter, so verkündigen sie es der Ähr, den Geräthschaften, und dem sämmtlichen Viehe. Geht der Leichenzug an, so tragen sie den Verstorbenen in's eigentliche Wohnzimmer, stellen daselbst den Sarg nieder, heißen die Leiche sich von ihrer Habe zu trennen, meiden den Leichenzug den Geräthschaften und dem Viehe, worauf die Beerdigung vor sich geht.

Es ist nicht zu wundern, daß man hier abergläubige und weniggebildete Menschen findet, denn es fehlt den Eltern theils an Mitteln, theils an Gelegenheit die Kinder im Nützlichen und Nöthigen unterrichten zu lassen.

C. D.

Blick auf die Kuranstalt Johannisbrunn im Herbste 1845. Mitten in einem Kessel hoher Berge, welche Ketten des Riesengebirges sind, entspringen am Fuße des Schwarzberges einige warme und heilsame Quellen, welche schon vielen Menschen, die ihrer lahmen Glieder wegen halb todt genannt werden konnten, ihre Gesundheit wieder herstellten.

Diese dem Vernehmen nach schon im Jahre 1006 von Albert Trautenberg entdeckten Quellen, welche nach Prüfung und Beurtheilung der Ärzte besonders für Neumationen, Blutstürze, Lähmungen und Gliederreißen anzurathen sind, verdienen ihrer neuen Herstellung wegen durch ihren jetzigen Besitzer, den hochgebornen Herrn Baron Johann von Silbersteia einer Erwähnung, welches auch der Zweck meiner Beschreibung ist.

Der Sprudel ist in drei Hauptquellen, von welchen jede mehrere kleinere Nebenquellen hat, eingetheilt, welche sich sämmtlich unter einem neu aufgeführten ein Stock hohen Gebäude befinden, dessen Eintheilung folgende ist:

Der Haupteingang in das Gebäude ist von der Mittagsseite; in der Hausflur rechts sind zwei Eingänge, welche in die beiden gemeinschaftlichen Sprudelbäder führen; diese Bäder sind jedes etwa vier Quadratklafter im Umfange, und können bis auf zwei Klafter hoch angeschwellt werden. Die Wände des Aufschwellungsraumes sind mit geschliffenen und polirten Kalkspatsteinen, welche am Mittelberge gebrochen werden, bekleidet. Zu beiden Seiten dieser gemeinschaftlichen Bäder sind Ankleidezimmer, eines für Herren, das andere für Frauen. Die Decke dieser Bäder geht bis in's Dachwerk des Gebäudes, ist gewölbt, und in der Mitte der Wölbung, welche kuppelartig ist, ein kleiner Thurm angebracht, welcher einzig mit Fenstern zur Ablassung der aus dem Wasser aufsteigenden Dämpfe versehen ist; in diesen Bädern ist das Wasser seiner Naturwärme nach.

Digitized by Google

Hinter diesen beiden Sprudelbädern, unterhalb demselben Dachwerke, jedoch auf einer Seite frei, befindet sich die dritte und kleinste Quellabtheilung, gleichsam einem sehr großen Rührkasten ähnlich, von wo aus das Wasser in das künstliche, zum Hitzen für die Warmbäder aufgebaute Apparat geleitet wird.

Gegenüber von den vorerwähnten gemeinschaftlichen Bädern im Haupteingange links befinden sich zwanzig bereits vollkommen ausgebaute Badekammern mit Wannen, welche bis auf vierzig Kammern verstärkt werden. Oberhalb dieser Badekammern werden Wohnzimmer, und am südwestlichen Ende dieses Gebäudes, welcher Theil zwei Stockwerke hoch ist, und einen Vorsprung bildet, eine kleine Kapelle zur Andacht der Badegäste, oberhalb derselben ein Glocken- und Uhrthurm aufgebaut werden.

Etwa zwanzig Schritte vom Badehause östlich befindet sich das eigentlich bereits völlig ausgebaute Gasthaus, in demselben ist zu ebener Erde ein großer Speisesaal, ein Billard und ein Schaukzimmer, oberhalb dieser im ersten Stocke zwanzig Gastzimmer; vis-a-vis dem Gasthause ist eine große Colonade als Spaziergang angebracht, unter welcher bei schönem Wetter die Gäste gewöhnlich zu speisen pflegen; gleich neben derselben ist der Sprudelablauf, welcher durch seinen Fall in den tiefer gelegenen Johannisbach ein angenehmes Plätschern verursacht, angebracht. Diesem zunächst, gegenüber dem Badehause, ist ebenfalls ein sechs Zimmer enthaltendes Wohnhaus aufgebaut. Diese drei erwähnten Gebäude sind theils aus Backsteinen, theils aus Stein erbaut, und das im Baue begriffene soll mit Ankunft des nächsten Frühlings fertig werden, welches gewiß alle Benöthigte und Besucher dieser Heilquellen recht herzlich wünschen, da, obwohl durch die heurige Badesaison sehr viele und vornehme Badegäste daselbst anwesend, und die bereits fertigen Bäder immerwährend gefüllt waren, dennoch Viele durch den Bau vom Besuch hätten abgeschreckt werden können. Auch verdient es der Erwähnung, daß der hochgeborne Herr Besitzer auf Verschönerung der Bäder, so wie auf Belustigungen der Herren Besucher bedacht, keine Mühe und Kosten spartt, und Vieles noch mit nächstem Frühjahre beerichten lassen will, nur eines bleibt dann übrig, die Restauration einem geschickten, humanen und beliebten Manne zu überlassen. E. D.

Gaunerstreiche.

Ofen. Ein Herr V—n, Gastwirth, fuhr neulich mit einem Einspänner, den er selbst kutschirte, von einem benachbarten Dorfe nach Ofen. In einiger Entfernung von der Stadt wurde er von zwei Menschen angehalten, welche ihn den Weg versperrend mit folgenden Worten anredeten: „Lieber Herr V—n, wir brauchen sehr nothwendig Geld, also seien Sie so gut, geben Sie welches her, oder wir brauchen Gewalt." — Der erstaunte Gastwirth glaubte anfänglich, sie scherzen, aber als er ihre entschlossenen Mienen sah, bekam er Angst, bat und gab vor, er habe kein Geld. Die beiden Räuber ließen sich aber nicht so leicht abweisen und schickten sich an, den Wirth durchzusuchen; da leerte dieser freiwillig seine Tasche aus und gab ihnen, was er bei sich hatte, etwa 13—14 Gulden. Unsere beiden Spitzbuben bedankten sich sehr höflich, und Einer setzte hinzu: „Wir sind noch nicht fertig, lieber Herr V—n, Sie könnten auf Ihrem Wege noch auf einige unserer Kameraden stoßen, und da Sie kein Geld mehr haben, so könnte es Ihnen sehr übel ergehen; wir wollen Sie also bis zu den belebtesten Straßen der Stadt begleiten." Der Wirth wollte Anfangs davon nichts wissen, aber er besann sich eines Bessern, nahm dieses sendirbare und höfliche Anerbieten an, und die Banditen nahmen bei ihm im Wagen Platz. Nicht lange dauerte es, und er sah ein, daß die dankbaren Diebe nicht Unrecht hatten; noch bevor er die Linie erreichte, stellten sich ihm plötzlich wieder ein paar verdächtige Individuen in den Weg. Du rief ihm einer der Begleiter zu: „Packt Euch fort, Herr V—n hat nichts mehr!" und so geschah es auch. Unser Wirth kam also noch sehr glücklich davon.

Ein Beitrag zur Aufklärung des neunzehnten Jahrhunderts. In einem Gastwirth im Holsteinschen kam kürzlich ein seiner Schlauheit wegen bekannter Schmied und gab demselben drei Stangen, mit der Bitte, ihm dieselben aufbewahren zu wollen, mit dem Versprechen, sie demnächst wieder abzuholen. Der Gastwirth zollte diesen drei Stangen, ihres unscheinbaren Aussehens wegen, wenig Aufmerksamkeit und so kam es, daß die Kinder desselben, mit ihnen spielend, eine davon verschleppten. Nach Verlauf einiger Zeit kam der Schmied wieder, um sein zur Verwahrung übergebenes Eigenthum zurückzufordern und jetzt erst bemerkte der Gastwirth, daß eine der Stangen fehlte. Der Schmied zog ein gewaltig schiefes Gesicht, allein sich schnell tröstend, warf er flüchtig hin: „Es war zwar Silber, was ich Euch anvertraute, allein ich kann den Verlust schon verschmerzen, denn, unter uns gesagt, habe ich nach vielen Versuchen die Kunst entdeckt, Silber zu machen." Der Gastwirth rieß die Augen weit auf und starrte den Meister verwundert an. Der Schmied, bemerkend, daß er in die Falle ging, meinte, wenn es ihm convenire, könne er einmal einen Versuch machen, und zwar der Probe wegen nur im Kleinen. Unser guter Gastwirth versprach, sich die Sache zu überlegen. Er kann bei dem Gedanken an die unerschöpfliche Quelle, die sich ihm auf diese Weise eröffnen könnte, die ganze Nacht nicht schlafen, träumte von Haufen Geld und Edelsteinen, von Pyramiden von preußischen Thalern und geht, kaum daß der Morgen graut, zu seinem Freunde, ihm sein goldenes Geheimniß, seine goldenen Träume und seine Befürchtungen mittheilend. Dieser, ein höchst gebildeter junger Mann, meint, man könne ja einmal einen Versuch machen, und nachdem Beide noch einen dritten ihrer Freunde zu ihrem Vertrauten gemacht haben, begeben sie sich en corpore zu dem Silberfabrikanten, ihm eröffnend daß sie gesonnen wären, sich jeder mit zwei neuen Zweidrittelstücken bei dem Versuch zu betheiligen. Der verhängnißvolle Augenblick kommt. Unter den unheimlichsten Vorbereitungen und mysteriösesten Capricen beginnt unser moderner Faustus seine Manöver. Er empfängt von jedem der Betheiligten zwei neue Zweidrittelstücke und nachdem er geraume Zeit gebraut, gekocht, gerührt und gemurmelt, hebt er mit wahrhaft grotesken Aufsatze den Kessel vom Feuer und auf dem Grunde desselben erblicken die in banger Erwartung ihn Umstehenden einen Haufen gediegenen Silbers, welches der Schmied als das Produkt seines Experiments bezeichnet und seegsam abgewogen unter die Erfreuten vertheilt. Es ergiebt sich, daß sie für ihre zwei neuen Zweidrittelstücke circa fünf wieder empfangen haben und durch dieses wahrhaft staunenswerthe Resultat ermuthigt, beschließen sie, à Personen zwanzig Thaler einzuschießen und eine zweite Herrenbrauerei vorzunehmen. Allein dieser zweite Versuch mißglückt leider, da der Kessel springt. Der Schmied, heilles lamentirend über den ihm dadurch entspringenden Schaden und sich den Kopf über die Ursache dieses Unfalls zerbrechend, empfängt trotzdem neue Subsidiengelder und beginnt von Neuem sein mephistophelisches Handwerk. Aber siehe da, der Kessel springt wieder! Jetzt erst fingen die Dupirten an, Unrath zu merken und einzusehen, daß, wie weiland Böttcher den churfächsischen Hof an der Nase herumgeführt, Meister Schmied sie auf gleiche Weise bebandelt hatte. Allein klug genug, schwiegen sie still, um nicht die Wahrheit des alten Sprüchwortes an sich geltend zu machen: „Wer den Schaden hat, braucht für Spott nicht zu sorgen."

Erheiterungs-Salon.

Ein Dorfschulmeister bielt bei dem Gutsbesitzer um eine Zulage an, er erhielt folgenden Bescheid: „Mein liebe Schulmeister, wer so aufhamen kann wir er, braucht keine Zulage."

Jemand wollte einen Wechsel nicht acceptiren; als er darüber vom Wechselnotär zur Rede gestellt wurde, gab er zur Antwort: „Ich und der Aussteller duzen uns schon seit zwanzig Jahren und hier steht geschrieben: „zwei Monat a Dato zahlen Sie."

Eine sonderbare Zeitungsannonce. „Die wohlberechneten und schändlichen Mittel, welche böswillige Menschen angewendet haben, um den guten Leumund, den tadellosen Ruf eines wahrhaftigen Ehrenmannes von anerkanntester Rechtschaffenheit zu untergraben, haben doch nicht zugelangt, der Bosheit den Sieg zu verschaffen; der größere Theil des bei weitem besser und nobler denkenden Publikums wußte die Schändlichkeiten zu durchschauen, die erbärmlichen Motive solcher Verdächtigungen zu erkennen und in gerechter Indignation zu würdigen, und auf ihren schlammigen Ursprung zurückzuweisen. Für das mir geschenkte Vertrauen dankend, zeige ich an, daß ich das Geschäft meines geliebten, im Herrn entschlafenen Gatten in seiner ganzen Ausdehnung fortsetze, und mich dadurch, daß ich nur ein schwaches Weib bin, nicht hindern lassen werde, ferner die beliebten Bratwürste zu machen, wie früher mein geliebter Gatte.

Domnau, den 22. Nov. d. J.

Ein Edelmann schickte durch einen seiner Bauern einen Brief mit einem Korb voll Krebse an seinen Advokaten in die Stadt. Unterwegs ruhte der Bauer an einem Graswege und schlief ein; als er wieder aufwachte, war er nicht wenig bestürzt, wie er sah, daß die Krebse sich unterdeß aus dem Korb geschlichen hatten und weg waren. Er ging demungeachtet zum Advokaten und gab den Brief ab. Als ihn dieser gelesen hatte, sagte er: „Mein Freund, hier sind' ich ja Krebse im Briefe!" — „So! Nun das ist gut," versetzte der Bauer, „daß sie im Briefe sind; denn aus dem Korb sind sie mir alle herausgekrochen."

Welche Verlegenheit! In B. sind zwei Stadtuhren, die eine bei der Universität, die andere beim Versatz-Amte. Ein Student, der sehr flott lebte, beklagte sich einst bei einem Uhrmacher, daß seine Uhr schlecht gehe, mit den Worten: „Ich weiß nicht, was ich mit meiner Uhr machen soll; ich richte sie immer nach der Universität, und sie geht meistens nach dem Versatzamt."

Ein armer Dichter pflegte sich immer seinem Kaiser in den Weg zu stellen, und ihm etwas von seinen Produkten zu überreichen. Um sich mit dem Poeten zu unterhalten, verfertigt der Kaiser auch einige Verse und versteckt sie, als er wieder ausgeht, in seinem Mantel. In demselben Augenblicke, in welchem der Dichter ihm, wie gewöhnlich seine Arbeit übergibt, grüßt ihn der Kaiser freundlich und überreicht ihm die von ihm entworfenen Verse. Der Poet liest sie auf der Stelle mit lauter Stimme ab, überhäuft den Kaiser bei jedem Verse mit den größten Lobeserhebungen, zieht einige kleine Münzen aus seiner Tasche, und gibt sie dem Kaiser mit den Worten: „Verzeihen, erhabener Fürst, daß ich nicht mehr geben kann; das Geschenk ist blos meiner Armuth, nicht aber der Trefflichkeit Deiner Verse angemessen!" — Der Kaiser lacht, und befiehlt seinem Schatzmeister für den armen Musensohn zu sorgen.

Philipp II., König von Spanien wurde einst genöthigt, auf einer Reise bei einem Bauer einzukehren; allein die Bedienten machten dem

Digitized by Google

armen Landmanne sehe viele Unruhe, die bald dieses bald jenes verlangten. Als daher der König dem Bauer sagen ließ, er möchte sich eine Gnade ausbitten, bat er nur darum: der König möchte niemals wieder bei ihm einkehren. —

Die Antwort. Der kaum zwanzigjährige Börne befand sich einst in einem Kreise disputierender Kaufleute und wurde wider seinen Willen ins Gespräch gezogen. Ein schon ältlicher Herr, der seine ungereimte Meinung mit großer Hitze vertheidigte, fuhr den jungen Börne, der ihm zu widersprechen gewagt hatte, mit den Worten an: „Wie, junger Mann, Sie wagen es, mir zu widersprechen? In Ihren Jahren war ich in solchen Sachen noch ein Esel." — „Da haben Sie sich außerordentlich gut conservirt," erwiederte Börne und kehrte ihm den Rücken zu.

Saphir suchte einst durch folgende Anzeige im Münchner Tageblatt einen verlorenen Stock wieder zu erlangen:

Sehnsucht;

oder:

Ein redlicher Finder wird gesucht.

Aufforderung an alle Stock- und Menschenfreunde.

Trennung ist unser Loos.
Wiedersehen unsre Hoffnung.

Es war einer der schönsten Münchener Maimorgen, ich klapperte vor Kälte und saß im Hofgarten auf einer Bank, mit mir mein Freund, der mich seit Jahren unterstützt und anfeucht erhält: mein Stock. Wir saßen zusammen und dachten an nichts und dichteten. Da stand einer von uns auf, ging von dannen, und ließ den andern zurück; zum Unglück war ich derjenige der ging, und der Stock derjenige, der zurück blieb! Als ich eiligst zurücklief, um meinen Gefährten aufzusuchen, da war er verschwunden.

„Nicht im Felde, nicht auf der Flur,
Fand ich vom Stocke eine Spur!"

Ich fragte Alle, die vom englischen Garten kamen, ob sie keinen Stock gesehen hätten; ob sie nicht von meinem Stock gehört hätten; allein die ganze Welt schien Stock-taub und Stock-blind zu sein.

Ich muß also, ohne deshalb in Hinsicht des Stocks persönlich werden zu wollen, die Oeffentlichkeit ergreifen, und einen redlichen Finder suchen. Wer den redlichen Finder findet, der meinen Stock gefunden, wird gebeten beide davon in Kenntniß zu setzen, daß ich mich nach ihnen sehne. Da der Stock keinen Paß bei sich hat, so dürfte folgende Personenbeschreibung nicht überflüssig sein.

Vaterland: Spanien.
Charakter: Biegsam.
Geschäft: Klopf-Fechterei.
Gesichtsfarbe: Braun.
Besondere Kennzeichen: Besitzt ein grades Wesen, ist im Umgange von gutem Schlag und hat Blei im Kopfe.

Letzteres war Ursache, daß wir uns so sehr aneinander attachirten. Sollte der redliche Finder Bedenken tragen, den Stock zu mir zu bringen, so wird er gebeten, mich zu sich und zu dem Stocke zu beingen, dafür das Bewußtsein einer edlen That und das reizende Schauspiel des Wiedersehens zweier Liebenden als Recompence hinzunehmen!!!

M. G. Saphir,
Besitzer eines verlornen Stockes.

Ein Herr, der auszog, hatte eine Kommode vor die Hausthüre bringen lassen, und holte sich einen Eckensteher, der dieselbe forttragen sollte. „Was wollen Sie dafür haben?" fragte der Herr. „Zehne!" war die Antwort. „Ach! nicht wahr! Mehr als fünf Silbergroschen geb' ich nicht!" „Det haben Se ooch nich nöthig," antwortete der Eckensteher, „lassen Sie se man dasteben un waeten Se bis et Nacht is, da trägt se Ihnen einer umsonst weg!"

Popularität. Offizier der Runde: Nichts Neues? Schildwache vom Bürgerkorps: Nein, Herr Hauptmann! — Wissen Sie nichts?

Die Liebe auf dem Lande. (Drei wahre Anecdoten.) 1. Ein Tagelöhner begegnete, indem er zu Wagen auf einem Sarge saß, seinem Amtmanne. Er ließ halten und wünschte, diesem eine Bitte vortragen zu dürfen. Auf Befragen, worin diese bestünde, erwiederte er: „Ja, sehen Sie, Herr Amtmann! es geht mir schlecht, meine Frau ist mir gestorben, ich sitze hier auf ihr!" — und dabei wischte er sich die Augen, indem er auf den Sarg zeigte, welcher die Leiche umschloß. „Da wollte ich denn," fuhr er, nachdem er seine Thränen gestillt hatte, fort, „Sie gebeten haben, ob Sie mir nicht einige harte Thaler einwechseln könnten?" — „Recht gern!" antwortete der Amtmann; „aber wozu denn das?" — „Ja, sehen Sie, Herr Amtmann!" lautete der Bescheid, „ich werde doch bald wieder heirathen müssen, und wenn man dann so in der Tasche mit harten Thalern klappern kann," und dabei machte er die Gebärde, „dann kriegt man wohl leichter wieder eine Braut!" —

2. Ein Bauer hatte seine Frau, die nach langer Krankheit gestorben war, begraben. Die Schwester derselben, Dorte, lebte bei ihm im Hause und hatte ihn während der Krankheit in Führung des Hauswesens unterstützt. Als er bei dem Prediger die Leichenpredigt auf die verstorbene Gattin bestellte, trug er zum Schlusse seiner die Begräbnißfeierlichkeiten betreffenden Wünsche die Bitte vor: Der Herr Prediger möchte doch in die Rede verflechten (hineinbringen, wie es die Leute gewöhnlich nennen), daß ihn Dorte nähme. Leider konnte er die Erfüllung seines Anliegens nicht erhalten, wie Bauer Nummer Eins vom Amtmann.

3. Ein junger Mensch von 22 Jahren verlangte, zum Zweck seines Aufgebots und der Trauung, seinen Geburts-Schein. Als der Prediger beschäftigt war, denselben aus dem Kirchenbuche auszuziehen, sagte der Jüngling mit einiger Verlegenheit: „Ich hätte wohl noch eine Bitte!" — „Nun welche?" fragte der Geistliche. — „Daß Sie," fuhr jener fort, „den Schein gleich so einrichteten, daß ich ihn, wenn meine Frau mir ja einmal sterben sollte, auch noch bei der zweiten Trauung gebrauchen könnte." — „Das würde dann sich wohl finden!" war des verwunderten Predigers Bescheid.

Diese Geschichtchen, deren Wahrheit verbürgt wird, enthalten eine vollständige Steigerung. Nummer 1 hatte doch nur erst allgemeine Wünsche im Schmerze über seinen Verlust und den Ueberresten des Gegenstandes seiner ersten Liebe noch so nahe; Nummer 2 hegte schon bestimmte Hoffnungen und Pläne auf Ersatz der ihm Entrissenen; Nummer 3 aber empfand, im Jugendrausch des Entzückens und der Aussicht auf den nahen Besitz der Geliebten, schon Vorgefühle künftiger betrübter Wittwerschaft und sucht sorglich für diese Kosten und Umstände im Voraus sich zu ersparen.

Vier Stammbuchblätter.

Nro. 1.

Gras verdorrt, Glas zerbricht,
Lebe wohl, vergiß mein nicht!

Wenn du diese aufrichtigen Empfindungen eines wohlmeinenden Herzens nicht verschmähst, so wirst Du in den Stunden eines aufgeregten Gemüthes stets die Beruhigung empfundenes Wohlthaten und zurückgelegten Lebenswandels genießen können. Dieses wünscht von ganzem Herzen

Dein dich zärtlich liebender Cousin.

Nro. 2.

Daß Menschen stets vollkomm'ner werden,
Dazu setzt sie Natur in Stand;
Denn fest gemauert in der Erden
Steht ja die Form aus Lehm gebrannt!

Dieser wohlgemeinte Rath sollte von allen Jünglingen befolgt werden, denen noch nicht gänzlich der Sinn für's klassische Alterthum im Allgemeinen und für antike Größe im Besondern erloschen ist.

Dein Lehrer und Freund.

Nro. 3.

Wenn Du, o Jüngling, durch die blumigen Auen eines gesegneten Selbstbewußtseins schreitest, so vergiß nicht, daß in der Zukunft dunklem Schooße Gedanken schlummern, die manchen goldenen Keim für der Menschheit schönes Loos entfalten.

Mit diesen unveränderlichen Gesinnungen bin ich Dein unwandelbarer Freund.

Nro. 4.

Was Du nicht willst, daß man Dir nicht thue, das thue auch niemals keinem Anderen nicht; denn dadurch nur erlangt man eine Festigkeit und ein inneres Wohlbehagen, das keinen Familienvater im Kreise der Seinigen jemals an sich selbst irre gemacht hat.

Dein treuer Oheim.

Französisches Gespräch.

(Im Theater.)

Monsieur. U lehfcheh wu, Maddmoasell?

Madmoiselle. Scheh loesch dang la plü derriehr Bleich, troasiehm batong.

Monsieue. Dewang deher?

Madmoiselle. Neng, Wiessjeh, derriehr deher.

Monsieur. Wu sehr ühn Koheist?

Madmoiselle. Wui. Eh wu sehr öng Kabett dang lengfangtrie?

Monsieur. Nong, scheh fwieh öng dessu effizieh dang laertellrih.

Madmoiselle. Wuh parrleh teeh hjeng leh frangzeh.

Monsieue. Jeh treh natüeell. Sche etteh long tang dang Berrlengg eh dang Beeelengg enz parrl tuschnur frangzeh, eh schawweh essi öng Cengpannjeng ki etbe dang la frahnks troa sahn eh awet lökkell sche parrleh tulle schur. Scheh denn lessseng ammeh kammeeahd eh si wu wullt, scheh wäh dennoch essi lessseng awwuh.

Madmoiselle. Wuh?

Monsieue. Wui.

Madmoiselle. Beng!

Monsieur. Treh beng. Sche wäh wennir dehmeng awwu.

Madmoiselle. Beng!

Monsieur. Treh beng!

Digitized by Google

Caricaturen.

Der Schriftſteller am Schreibtiſche, nach Kräften ſeine eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen ſuchend.

Der Autor übergibt der Theaterdirektion ſein neueſtes Drama im Auszuge.

Ich ſah noch keinen Mann, der nicht was hatte, was er nicht wollt' ha'n.

Damon und Phyllis.

Eine ſchwermüthige Idylle.

Damon.

Trauernd freſſen meine Ochſen,
Trauernd graſen meine Küh;
Da ſie wiſſen, daß vergebens
Ich für dich, o Phyllis, glüh'.
Ewig tönet meine Klage;
Doch du willſt mich nicht verſtehn,
Jerend blaſ' ich auf der Flöte;
Und du läßt mich flöten gehn.

Phyllis.

Immer noch die alte Leier
Von der heft'gen Liebespein,
Wenn du ſo langweilig fortſingſt,
Schlafen mir die Hämmel ein.
Willſt du ewig Trübſal blaſen
Auf der Flöte, ohne Ziel?
Unglückſelig ſüßer Damon!
Unglückſelig Flötenſpiel!

Damon.

Willſt du ewig meiner ſpotten,
Ach erbarmſt du dich denn nie?
Sieh, ich bin der einzig dünne
Unter dieſem dicken Vieh.
Wie beneid' ich dieſe Ochſen,
Dieſer Rinder ſtilles Glück!
O wer bringt mir meinen Frieden,
Meine Waden mir zurück?

Phyllis.

Warum mit ſo ſchmutz'ger Liebe,
Süßeſte Damon, drängſt du mich?
Scheer den Bart die, ſüßer Damon,
Süßer Damon, lämme dich.
Statt im Abendroth zu flöten
Und im feuchten Morgenreif,
Wär' es beſſre, dich zu waſchen,
Iſt ſo billig doch die Seif!

Damon.

Selbſt im allerhärt'ſten Kieſel
Schläft ein Funke hell und licht;
Doch in deinem Kieſelherzen
Schläft der Liebe Funke nicht.

Digitized by Google

Mich vergeff' ich bei den Ochsen,
Deiner denk' ich bei den Küh'n,
Bis in lauter dünne Asche
Dieses Herze wird zerglüh'n.

Phyllis.

Laß in's Gras die Ochsen beißen;
Wiederkäuen laß dein Vieh;
Laß die fette Heerde brüllen
In zufried'ner Harmonie!
Niemals glaub' ich, süßer Domen,
Daß dein Herz vor Liebe bricht;
Wer so lang mit Rindvieh umgeht,
Stirbt an zarter Liebe nicht.

Allerlei.

Ruge erzählt in seiner neuesten Schrift: Eines Abends bei Regenwetter hatte sich eine alte Frau hinter einen Baum in den elisäischen Feldern in Schutz begeben. Es war finster und spät. Ganz nahe bei ihrem Baume, sie erkennt die Gesichtszüge, halten zwei Männer einen dritten an und verlangen seine Börse. Er hat nur ein Fünffrancesstück, das gibt er willig hin. Aber das ist den Räubern nicht genug und sie beschließen, ihn zu morden und den Leichnam in die Morgue zu tragen, wo sie dafür zwei Fünffrancenthaler erhalten. Der Unglückliche bittet kläglich um sein Leben; sie hören nicht und ermorden ihn grausam zu den Füßen der Alten, die in Todesangst und regungslos dastzt. Kaum sind die Männer mit dem Todten fort, so eilt sie auf die Polizei und erzählt den gräßlichen Vorfall. Der Beamte nimmt sie mit in die Morgue und schärft ihr ein, ihm ein Zeichen zu geben, wenn sie die Männer erkenne. Zugleich hatte er für Zeugen gesorgt. Im Laufe des folgenden Morgens erschienen nun die Mörder mit der Leiche, erzählten, wo sie dieselbe gefunden hätten, und verlangten ihre zwei Thaler. — „Allerdings," sagt der Beamte, „die kommen euch zu und da habt ihr sie;" und er legt einen Thaler auf den Tisch. Die Mörder bemerken, sie bekämen zwei. „Ja, diesen Thaler und jenen, den ihr bei ihm gefunden habt." Die Räuber erschrecken, verlieren den Kopf und fallen, um Gnade bittend vor ihm nieder. — Diese Scene und die Morgue dazu, man kann sich nichts denken, das schauerlicher wäre.

Todesverachtung. Benincasa, Haupt einer Räuberbande in Neapel, ward von den Seinigen verrathen und, nachdem man ihn im Cassaner Gebirge, während er schlief, gebunden, — nach Cosenza gebracht. General Manches befahl, ihm beide Hände abzuhauen und ihn nach dieser Verstümmelung in seinen Geburtsort San Giovanni in Fiore zu schaffen, wo er gehängt werden sollte; ein grausames Urtheil, welches der Uebelthäter jedoch mit einem verächtlichen Lächeln vernahm. Zuerst ward ihm die Rechte abgehauen, und der Stumpf unter Verband gethan, nicht etwa zur Heilung oder aus Mitleid, sondern damit nicht alles Blut aus den geschauenen Adern rann, weil der Verurtheilte für einen noch elenderen Tod aufbewahrt war. Er verlor keine Klage und legte, — als er die erste Execution vollzogen sah, — von freien Stücken den linken Arm auf das Schmachgerüst in Bereitschaft und sah nun kaltblütig der zweiten Marter zu, sah, wie beide verstümmelten Gliedmassen, zuvor die seinigen, auf der Erde lagen und wie sie hierauf, an den Zeigefingern zusammen gebunden, — ihm vor die Brust geheftet wurden, ein furchtbares und schmerzvolles Schauspiel! Dies geschah zu Cosenza. Noch am nämlichen Tage, während man sich zu Fuße auf den Weg nach San Giovanni in Fiore begeben hatte und die Bedeckung eine Weile rastete, — bat einer von den Wachmännern dem Leidenden Nahrung an und dieser nahm die Atzung, aß und trank, nicht blos aus Lebensinstinct, sondern mit Lust. Er langte im Geburtsorte an, schlief die Nacht darauf behaglich, wies am folgenden Morgen, als die Stunde der endlichen Hinrichtung nahte, die Tröstungen der Religion zurück, stieg gemessenen Schrittes zum Galgen auf und starb, seiner wilden Unerschrockenheit wegen bewundert.

Bei Tarnowitz ist eine gräßliche Mördergrube entdeckt worden. Seit einiger Zeit wurden in dieser Gegend mehrere Menschen vermißt, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihnen geworden, bis endlich das Frauenzimmer durch die merkwürdige Geistesgegenwart eines Frauenzimmers an's Tageslicht gezogen wurde. In einem Walde bei Tarnowitz nämlich lauerte ein Räuber den Vorübergehenden an einer Galmeigrube auf, überfiel seine ausersehenen Opfer, welche er von Allem entblößte und dann in die Grube stürzte. Als nun zuletzt eine vorübergehende Frauensperson dieses Loos treffen sollte und sie, bis auf's Hemd entkleidet, auch noch dieses auszuziehen genöthigt wurde, bat sie den Räuber, daß er sich wenigstens dabei umdrehen möchte, und als er nun dieses gethan, stürzte sie ihn selbst in den zehnfach verdienten Tod. Die Vermißten sind dann in dieser Grube aufgefunden worden.

Es ist ja Fasching! (Humoreske.) Ich war Schüler der untersten lateinischen Schule und hatte eine neue Kleidung bekommen. Wer auf dem ganzen Erdboden war mir gleich? Noch stolzer, als ich, dachten einige Kommilitonen. Sie strebten nach Ruhm, nach Thalia's Künstlerruhm! Diese Ueberglücklichen warben mich nebst einigen bescheideneren Kameraden am letzten Fastnachtssonntage zu einem nachmittägigen Jux, wie sie es nannten. Derselbe bestand aber in nichts Geringerem als in der Aufführung eines Ritterschauspiels, etwa: „Siegfried, Graf von Burgund" oder einem ähnlichen, wo nebst Rittern auch viele Bürger einer Stadt vorkommen. Unserer bescheidenen Einwendung, daß wir von dem Stücke keinen Begriff hätten, ward entgegnet, daß die Hauptrollen in den besten Händen seien, das Zeug gehe wie geschmiert, wir brauchten nichts zu können, im Gegentheile, es gäbe einen größern Jux, wenn wir nicht wo aus wo rin wüßten.

Es war Nachmittag. Wir traten bei Z — ein. Die Darsteller der Hauptrollen erwarteten uns auf dem Gange und führten uns in ein Seitenzimmer. Hier erfuhren wir erst, daß wir Bürger von Worms vorzustellen hätten und wurden zugleich mit der Garderobe bekannt, die in einem alten Waschkorbe als gewöhnlicher Inhalt lag. Ich und einige Kameraden sahen etwas mißtrauisch auf die alten Wäschstücke, wir zogen unsere eigenen Taschentücher heraus, banden sie um die Mitte des Leibes, setzten unsere Mützen verkehrt auf und fragten, ob wir nicht auf diese Art Bürger von Worms vorstellen könnten. „Auch gut," war die Antwort, „so oder so, es ist ja Fasching! —" Einige der Geworbenen aber verschmähten es nicht, sich mit der gebrauchten Wäsche zu kostümiren, und es entstand daher unter den wormser Bürgern schon eine Fakion, da wir uns bereits in die Altbehemdeten und Altunbehemdeten abtheilten.

Wir Schauspieler traten nun auf die Bühne. Diese war durch einen Strick und den darüber hängenden drei Leintüchern kunstvoll vom Parterre getrennt. Das Publikum schien sehr unruhig zu sein, obschon unsere Theateruhr weder im gewöhnlichen Gange noch rückwärts gerichtet war.

„Kinder, fanget an!" rief die Frau vom Hause und half uns die Kortine, nämlich die drei Leintücher in eine Wulst rollen, was in Abwesenheit des Maschineurs ein schweres Stück Arbeit war. Unter dem mittleren Leintuche saß der Souffleur an einem kleinen Tische. Um nicht müßig zu sein, stellten wir uns, in Ermanglung aller Koulissen, um den Souffleur in Form des Halbmondes herum und scheuten uns nicht, dem geehrten Publikum den Rücken zuzukehren. Ueberhaupt benahm sich unser den alten Gerichten etwas mißlungen nachgebildeter Ehrenmann gegen das Publikum und die höhern theatralischen Personen zu sehr vertraut, was jedoch durch die früher angegebene Aufgeblasenheit theils motivirt theils entschuldigt werden kann.

Das Stück begann. Den Darstellern der Hauptrollen sah man wohl einige Verlegenheit, noch mehr Angst aber dem Handinformator an, unter dessen weiser Leitung die Kinderchen, ohne Engels Mimik zu benützen, ihre Rollen trefflich einstudirt hatten. Als Theater-Regisseur blieb der Herr Informator in seinem Ritterkostüm von Pappe, zugleich als Respektsperson, fortwährend auf der Bühne, und sah, wenn er als Schauspieler vakant war, seitwärts auf einem Sessel, von dem er zeitweilig zur Frau von Z — hinblickte, deren Augen schärfer als die des böswilligsten Recensenten die Darstellung prüften.

Die Söhne, Töchter und andere Verwandte hatten nicht Unrecht gehabt zu sagen, das Zeug gehe wie geschmiert. Die Worte perlten einem Jeden von ihnen so schnell vom Munde weg, daß der Souffleur mit dem Lesen nicht nachkommen konnte. Weder wir noch die Zuseher konnten auch nur ein Wort entnehmen. Das gütige Publikum klatschte Beifall und nickte theilweise den Darstellern der Hauptrollen, theilweise der Hausmutter freundlich zu. Die Muhmen, Gevatterinen und andere weibliche Individuen konnten nicht umhin, laute Lobeserhebungen an die Frau vom Hause zu richten. Die letztere war in ihrer Seligkeit. „Nicht wahr, Frau Gevatterin," sagte sie, „meine Kinder wissen ihre Sachen vortrefflich." „Man kann sie nicht besser können," antwortete diese und bat, Frau von Z — möchte ihrer Resi erlauben, auch mitzuspielen. Eine gleiche Bitte that eine auf dem Parkett sitzende Muhme hinsichtlich ihres Hansi. Die glückliche Hausmutter bewilligte alles und sprach: „Wir brauchen ohnehin noch Einige, die dort" — sie zeigte auf uns Bürger von Worms — „die können nichts!" „Die können nichts? rief das baldr Publikum und schlug über unsere Unwissenheit aus Mitleid die Hände zusammen. Das Sprechen im Parterre wurde immer lauter und hätte das Ritterschauspiel zu einer unbedeuten Nebensache gemacht, wenn nicht der Hausvater, dem zwar die Sprache, in der gespielt wurde, bis dahin sehr fremd geblieben war, der aber dennoch am aufmerksamsten zuhörte, durch einige Scht! und Pst! die Ehre des Stücke gerettet hätte.

Inzwischen kam auch die Reihe an uns nicht ansässige Bürger von Worms. Wir nahmen keinen Anstand, die wenigen Worte, die wir zu sagen hatten, aus dem Buche des Souffleurs heraus zu lesen. Aber für diese geringe Gabe ward uns ein mitleidiges Achselzucken und ein höhnisches Lächeln zu Theil, von allen Seiten hieß es: „Die können wirklich nichts!" Dagegen wurden die Hauptdarsteller zu ihren Verwandten gerufen und ihnen alle Anerkennung wegen ihrer künstlerischen Leistungen zu Theil. Die Hausmutter erzählte, daß der Informator von ihrem Pepi gesagt habe, er wisse seine Sachen besser als mancher wirkliche Schauspieler, der die Rollen nicht lernt.

Nun trat eine dreizehnjährige Künstlerin auf die Bühne, die bald von einem verwandten Kinde, bald von dessen Ava gerufen wurde. In ihrer Gutherzigkeit sendete sie Küsse nach allen Weltgegenden, versprach sich aber leider und wurde so verlegen, daß sie auf einmal stockte. Der Informator erblaßte und schielte nach der Hausfrau, welche einen grimmigen Blick

Digitized by Google

ihrer Tochter, dem Infeomater aber zwei Basiliskenblicke zusandte. Der ebenfalls erschrockene Souffleur sammelte sich zuerst und soufflirte recht vernehmbar, wir Bürger halfen mitschreien. Umsonst. Einige von den weiblichen Verwandten, welche früher die Hausmutter um das Talent ihrer Kinder beneidet hatten, gaben sich heimliche Winke. Wir — vordem gekränkten — Bürger von Worms theilten diese Schadenfreude.

„Weine!" rief die Mutter erbost. „Ich kann nicht!" rief Lisi, die Steckengebliebene. Frau Z — eilte wie eine Furie auf die Bühne und brite hinter dem Wandspiegel ein Birkenzweiggeflechte hervor. Lisi wollte kontraktbrüchig werden und davon laufen, aber wie eine ergrimmte Löwin erhaschte sie Frau Z — und wies sie durch einige Berührungen mit dem Birkenfeld zur künstlerischen Pflicht zurück. Das Parterre nahm innigen Antheil an der tragischen Wendung des Schauspiels. Die Kinder und Odalisken weinten, die Gevatterinen und Mahmen redeten zu, und besänftigten Mutter und Tochter mit den Worten: „Nicht weinen, nicht bös sein, es ist ja Fasching!" Wir Bürger ergriffen das Schlagwort und riefen: „Es ist ja Fasching!" Ueber dieses Extemporiren lachte alles, und der kluge Souffleur hatte den prächtigen Einfall gehabt, der öfters auch auf Landbuben gut zu Statten kommt; er ließ einige Blätter umgesprochen, und fing irgendwo eine Stelle an, welche Lisi vortrefflich zu sagen wußte. Die Augen der jungen Künstlerin blickten munter empor, und ihr holder Mund lispelte: „Das kann ich!" Mutter und Tochter gaben sich Versöhnungsküsse, und nachdem Biekefeld hinter dem Spiegel versetzt worden war, begab sich Mama auf einen Parkettplatz.

Während nun das Stück wieder im Gange war, und die Heldin desselben Lorbeeren des Ruhmes erntete, indem auch wir Bürger von Worms laut „Brave!" riefen, kam man zu jener Scene, wo die Heldin über eine Brücke zu laufen hat. Diese Brücke hatte man sehr sinnreich und keineswegs lebensgefährlich durch ein auf den Fußboden flach niedergelegtes Biegelbrett darzustellen gewußt. Da diese Scenerie eine Erfindung des Hausinformators war, so versank er in ein hochmüthiges Träumen, indem er vielleicht unten die Wellen rauschen hörte und vergaß, daß das Schlagwort „er läuft ihr nach" parentheisirt sei. Lisi, die Gerettete, war lange schon über der Brücke in Salvis und winkte ihrem Ritter zu. Auch der Souffleur und wir so unwissenden Bürger riefen aus vollem Halse: „Nun, so laufen Sie ihr doch nach." Der ritterliche Infeomater erhob sich endlich von seinem Sitze und gravitätisch hinausschreitend, sprach er mit Pathos: „Er läuft ihr nach!" Wir Bürger lachten, die Hausmutter aber verwies uns, weil sich so etwas nicht schicke.

Unserdessen hätte sich im Parterre ein großes Unglück ereignen können. Ein dünnes Brett, das über zwei Sessel gelegt war, prasselte unter der schweren Last eines dicken Vetters und einer korpulenten Muhme und brach endlich zusammen. Doch außer kleinen Kontusionen kamen die Darsteller wider Willen von diesem Intermezzo glücklich davon. „Es ist ja Fasching!" riefen Alle und lachten, weil Niemand Schaden genommen hatte.

„Gut, daß ich daran erinnert werde," sagte die Hausfrau und entfernte sich. Das Stück war im besten Gange und neigte sich zur Zufriedenheit der Schauspieler und der Gäste seinem lang ersehnten Ende hin, als die Hausfrau mit zwei vollgethürmten Schüsseln eintrat. Ihr folgte Kathel, die sämmtige Hausmagd, welche noch größere und vollere Schüsseln mit ihren kräftigen Händen unterstützte.

Während sich das gesammte Parterre mundvorräthlich versorgte, schielten die hungrigen Bürger zu den Glücklichen hinab. Pepi und Lisi, die Helden des Tages und Lieblinge der Mutter, machten, während sie ihre Rolle meisterhaft fortdeklamirten, eine bittende Geberde und zeigten mitleidsvoll auf uns. Mama's fragende Miene an den Infermater wurde von diesem mit einem bejahenden Nicken beantwortet. Frau Z — ergriff sofort die kleineren Schüsseln und brachte sie uns auf die Bühne mit den freundlichen Worten: „Esset Kinder, das Stück ist bald aus und ihr habet ohnehin jetzt nichts mehr zu thun." Mit beiden Händen griff männiglich zu, und eben bissen wir in die Krapfen und Bratenstücke, als uns der Souffleur das Letzte zurief: „Rache!" Abwechselnd also bissen wir in die dargebotene Fastnachtskost und Andere schrieen: „Rache! Rache!" indem wir auf solche Art die zweite Faktion, nämlich die Essenden und Schreienden wechselseitig bildeten, bis wir uns endlich im Essen und Rachescheeien glücklich vereinigten.

Doch die Hauptrollen gingen in ihrer Meisterschaft fort, bis zum letzten Auftritte, wo eine Mutter ihren bei einem Einsiedler erzogenen Sohn wieder findet. Die Darstellerin, ein dickes neunzehnjähriges Fräulein, stürzte im Künstlereifer über den öfters genannten Pepi — innig rufend: „Mein Sohn! Mein Sohn! —" so heftig her, daß ihre Mutterliebe den Sohn zu Boden warf und sie selbst auf ihn niederfiel.

Nun hätte eigentlich der Vorhang auch fallen sollen, wir Bürger aber zogen vor, uns mit den Hauptdarstellern nochmals bei den zwei Schüsseln aufzustellen, und indem wir fleißig zulangten und tüchtig hinunter schluckten, riefen wir fortwährend: „Rache! Rache!" das Publikum lachte aus vollem Halse und eines sagte dem andern: „Es ist ja Fasching!"

Fr. Hebenbrock.

Guter Rath. Neulich schrieb ein Frauenzimmer ihrem Geliebten folgenden Brief: „Wilhelm, warum hast Du mir nicht gefolgt, wie ich Dich beschworen habe, in dem hiesigen Universitätssaale die Vorlesungen über die Gedächtniskunst von Pick zu besuchen? Du versprachst es mir und hast mir Dein Wort nicht gehalten. Nun sind die schrecklichen Folgen da — drei Wochen bist Du in Presburg und schon hast Du mich vergessen! Wilhelm, warum war Pick in Wien, als um den Männern zu lehren, daß sie ihre Liebsten und ihre Schwüre nicht vergessen sollen; ach Wilhelm, reise doch sogleich Herrn Pick nach, er befindet sich jetzt in Brünn, damit er Dir ein besseres Gedächtniß einpräge für Deine Amalie."

Ein Kuriosissimum von russischer Justiz lesen wir in den „Grenzboten:" Ein russischer Soldat nahm einem armen Juden seinen Pelz. Der Jude beklagte sich beim Hauptmann. „Wer hat dir den Wolfspelz genommen?" fragte der Hauptmann erzürnt. „Iwan Tovatewitsch war's," sprach der Jude zitternd. „Wie ist das möglich?" rief der Hauptmann, „der ist ja ein ganz braver Soldat." Er ließ den Soldaten kommen und befragte ihn. „Ja wohl habe ich den Wolfspelz dem Juden genommen," sagte Iwan ruhig, „aber ich war dazu vollkommen berechtigt. Ich habe den Pelz erkannt. Auf den Wolf, dem er früher gehörte, habe ich einmal geschossen, ich weiß die Stelle genau, wo ich ihn getroffen. Er lief freilich davon, doch der Pelz gehörte mir, da ich doch auf ihn geschossen." Dagegen war nichts einzuwenden, und der Soldat wurde freigesprochen. Der Jude kam aber nicht so leichten Kaufs davon. Er hatte nicht nur seinen Pelz verloren, er mußte auch noch eine bedeutende Geldstrafe zahlen, dafür, daß er sich an Sachen der Krone vergriffen. Denn ein von einem Soldaten geschossener Wolf ist Eigenthum des Soldaten, und mithin, da alle Effecten eines Soldaten der Krone gehören, Eigenthum der Kaisers.

Wirkung des Schmerzes. Ein altes Weib, welches dem Trunke sehr ergeben war, hatte in der Befriedigung ihrer Leidenschaft den Tod gefunden. Neben der Leiche fand man eine leere Flasche und ein noch halb mit Branntwein gefülltes Glas. Man holte den Mann, welcher in der Nähe arbeitete, und ließ ihn dann einige Augenblicke allein mit seinem Schmerze und mit der Todten. Dann kam der Leichenbeschauer und fragte die Umstehenden um das Nähere des Todesurtheils. „Sie hat sich zu Tode getrunken," sagte Einer; „man hat sie neben einem halb . . . ." Er redete nicht aus, denn zu seinem Erstaunen war das Glas leer. — Der Mann sah ein, wovon die Rede war, und sagte ganz gelassen: „Ah, der Branntwein . . . . Ich glaubte, es sei nicht der Mühe werth, ihn umkommen oder unter Sperre legen zu lassen . . . . ich habe ihn ausgetrunken."

Neulich verhaftete ein Gensd'arm einen Dieb, Namens Fontaine, der 71 Jahr alt war. „Thörichter, unglücklicher Mensch," sagte er zu ihm, „wie kannteß du in diesem hohen Alter eine solche That begehen, die dich für den Rest deiner Lebenszeit in's Gefängniß führt?" — „Ich bin nicht so unglücklich als es scheint," antwortete der Dieb, „denn ich habe seit 60 Jahren gestohlen, und werde jetzt zum ersten Mal in's Gefängniß gebracht."

Novellenstoff. In Marseille ging kürzlich ein Reisender, der aus Spanien angekommen war, Abends am Meere spazieren, als er von einer dürftigen Frau flehend um eine Gabe angesprochen wurde. Er warf ihr, ohne sie anzusehen, etwas Geld hin, als sie, ihm in das Gesicht blickend, mit einem lauten Schrei zu Boden stürzte. Erschrocken wendet er sich zu der Ohnmächtigen und — erkennt in ihr seine Jugendgeliebte, von der ihn einst Armuth getrennt, und wegen welcher er in die Fremde gezogen war.

In der Oper Olympia kommt ein Elephant auf die Bühne. Er ist aus Pappe gemacht und in jedem Beine steckt ein Statist, welcher ihn bewegen hilft. Als diese Oper eines Tages in Berlin gegeben wurde, bewegte sich der Statist in dem einen Beine des Elephanten so stark, daß sein Nachbar im andern Beine sich dadurch genirt fühlte. Dieser rief also jenem zu: „Zum Deibel, was machste denn, halte doch Schritt." — Der Angeredete erwiederte aber: „Laß mir man, meine Jeliebte is heute uf de Jallerie, und die soll mir spielen sehen."

Historisches.

Johann Twardowsky, der Faust der Polen. Ein einziges altes polnisches Buch gibt der Neuzeit von diesem seltsamen Manne einige Kunde, die jedoch von den mündlichen Ueberlieferungen der Polen über ihn weit übertroffen wird. Dies Buch — das uns ohne Titelblatt zugekommen — gibt an, daß Twardowsky in Cablin geboren, sich beiläufig um das Jahr 1419 in Krakau als Arzt ansäßig machte. Sein Ehrgeiz soll gränzenlos gewesen sein, und er strebte nach nichts Wenigerem als danach, es in seiner Kunst so weit zu bringen, daß ihr selbst der Tod weichen müsse. Da dies auf natürlichem Wege sich nicht ausführen ließ, so verschrieb er sich dem Teufel, unter der Bedingung, daß er ihn holen könne, wenn er ihn in Rom fände. Da wandte nun der böse Geist Alles an, um den Doktor nach Süden zu locken, doch dieser war schlau und suchte seinen Gegner unausgesetzt mit Forderung der sonderbarsten Dienstleistungen zu beschäftigen. So mußte dieser alles Silber des Landes holen und bei Olkuß niederlegen, woraus dann dort das reichliche Bergwerk entstand; zugleich auch mußte er bei Piaskowa Skala einen in Form eines Zuckerhutes gebildeten Felsen umstürzen, so, daß er bis jetzt noch auf der Spitze steht und seine ehemalige Grundfläche nach Oden. Die Karpaten mußten alle Edelsteine, die Münzstätten alles Geld hergeben. Aber noch viel wunderlichere Dinge verlangte

Digitized by Google

Twardowsky; zuweilen mußte ihn und sein Liebchen in einem niedlichen Kahne die Weichsel gegen den Strom tragen, zuweilen unternahm er eine Luftfahrt, — doch dies nur um Mitternacht. Eine der schwersten Aufgaben aber war die, daß Twardowsky's Wohnhaus mit Mohnsamen eingedeckt und jedes Samenkorn mit sieben Nägeln befestiget werden sollte. Dies brachte den armen Satan aus der Fassung, und er sann nach, seiner Mühe ein Ende zu machen. Unglücklicher Weise erinnerte er sich, daß auch in Polen ein Ort liege der Rzym heiße, und nur ein kleines unbekanntes Dörfchen sei. — Sogleich beilte er sich nun den armen Twardowsky unter dem Vorwande eines an einer unheilbaren Krankheit schwer daniederliegenden reichen Adeligen nach genanntem Orte zu locken. Dort angekommen stieg Twardowsky vom Pferde, und trat in das jüdische Schenkhaus ein. Aber Satan stellte sich vor ihn und rief ihm auf polnisch zu: „Du bist mein, Twardowsky, denn wir sind in Rzym!“

„Mit nichten, denn nur in der Stadt Rzym versprach ich dein zu werden, nicht im Dorfe.“

Da wurde Satan verlegen und sprach auf gut lateinisch: **Quid cogitas, domine Twardowsky? An oblita pacta nostra? Verbum nobilis etiam debet est stabile!**“ — dieß wirkte auf den polnischen Edelmann — und er ergab sich. K. Sch.

Brief-Portefeuille.

Herrn K. St . . . n. Wir danken für das Gedicht und hoffen es nächstens mittheilen. Um Kal Verlangen wollen Sie gefälligst senken.

Herrn G. M . . . r in L . . . g. Die Schachaufgaben haben wir erhalten und wollen selbe bald verwenden; nur glauben wir Ihnen bemerken zu müssen, daß das Problem des Marschalls von Sachsen schon etwas veraltet und nicht mehr im Geiste der jetzigen Schachzeit sei.

Herrn Theodor M . . . lt in M. L . . . au. Ihre Ballade ist für uns deswegen unverwendbar, weil die Grenzen unseres Blattes zu eng gezogen sind, als daß wir ein Gedicht von diesem Volumen aufnehmen könnten. Gedichte werden heutzutage vom Publikum sehr stiefmütterlich behandelt; wenn es mit kleinen Kindern Mitleid hat, so darf man sich nicht wagen, ihm erwachsene Personen vorzuführen; es würde sie unbarmherzig von sich stoßen. Hinsichtlich Ihrer zweiten Anfrage haben wir Niemand gefunden, der Ihren Antrag acceptiren wollte.

Herrn Kel. in Kgz. Wir haben Ihren uns werthen Beitrag mit Vergnügen empfangen; Zeichnung und Text sollen Sie nicht bald abgedruckt sehen. Wir bitten um fernere Beiträge.

Herrn Jakob Ebl. in G . . . n. Ihre interessante Reiseerinnerung soll recht bald gedruckt werden; wir erwarten Mehreres von Ihnen.

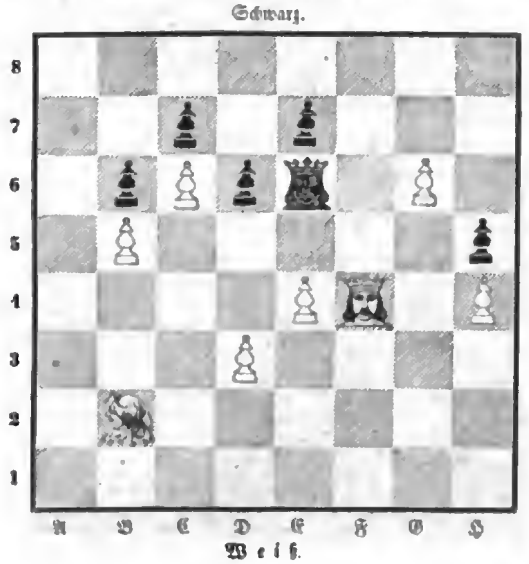
Herrn J. K—er. Ihre recht amüsante Novelette soll bald gedruckt werden. Weitere Beiträge werden uns sehr willkommen sein.

Schach-Aufgabe Nro. 39.

Von Herrn V. Kanders in Prag.

Weiß zieht an und gibt in 5 Zügen matt. Dieses Problem empfiehlt sich ebenso sehr durch seine Schönheit, als durch seine überraschende Lösung.

Schwarz.



Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 40.

Von Herrn Franz Grimm in Prag.

Weiß zieht an und gibt in 6 Zügen matt. Die vielen auf dem Brete stehenden Figuren zeigen, wie der Herr Verfasser alle Schwierigkeiten zu überwinden wußte wenn er auf 6 Züge ein geistreiches nur auf eine Art zu bewerkstelligendes Matt verkünden.

Schwarz.

Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 41.

Von Herrn Nikole Grimm in Prag.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, Weiß in 6 Zügen matt zu machen. Wir wollen die wenige Zustandebringung desselben nicht zu viel loben und überlassen unseren Schachfreunden zu ermessen, wie vielen Witz der Verfasser in diese Aufgabe zu bringen wußte.

Schwarz.

Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 38.

Weiß.		Schwarz.
Läufer von B 7 — A 8 †		König von C 7 — C 6.
Dame „ B 8 — B 8 †		„ „ C 6 — C 5.
Bauer „ D 2 — D 4 †		„ „ C 5 — D 4.
Dame „ C 8 — C 4 †		„ „ D 4 — C 5.
Roß „ C 1 — E 2 †		„ „ C 5 — D 5.
„ „ E 3 — C 2 †		„ „ D 5 — C 4.
Dame „ C 4 — C 6 †		Läufer „ C 2 — D 3.
Thurm „ C 2 — C 2 †		Dame „ D 2 — C 2 matt.

Digitized by Google

Die Folgen eines Meineides.

Romantisches Gemälde von Julius März.

I.

Das ist der Liebe heil'ger Gottesstrahl,
Der in die Seele schlägt und trifft und zündet;
Da ist kein Widerstand und keine Wahl. —
Schiller.

Juan Forbrera verband mit den strengsten Sitten einen frommen gottesfürchtigen Sinn. Von Jedermann geachtet und geliebt, weil er sich Demjenigen, der, wo immer, seinen Rath oder seine Meinung in Anspruch nahm, klug und gefällig zu zeigen verstand, galt er in ganz Sevilla allgemein für den würdigsten und klügsten Bürger dieser Stadt. —

Nicht lange mehr sollte Juan die allgemeine Achtung seiner Mitbürger genießen — er starb. Sein letzter Wille auf dem Todtenbette war der eines frommen gottesfürchtigen Mannes, und bestimmte seinen Sohn dem geistlichen Stande. —

Es mochten bereits vier Monate sein, daß Diego Forbrera nach Beendigung seiner theologischen Studien die Universität verlassen hatte, und nach seiner Vaterstadt Sevilla zurückgekehrt war. Wer den lebensfreben muthigen Jüngling von früher kannte, mit dem offenen, freien Blicke, dem genußsüchtigen Geiste, der wußte es sich jetzt nicht zu erklären, wie Diego so ganz zurückgezogen von den Freuden der Welt, so nur allein den Wissenschaften leben konnte. —

Des Abends, wenn er aus der Bibliothek der Mönche, bei denen er täglich studirte, und womit er fast den ganzen Tag zubrachte, mit dicken Büchern unter dem Arm, in seinem schwarzen, knapp anliegenden Studentenkleide, mit bleichem leidenden Gesichte, tief liegenden Augen und gesenktem Haupte heraustrat, den Weg nach seiner ärmlichen Wohnung einschlagend, da flüsterten die ihm Begegnenden sich zu, wie es doch so Schade wäre, daß so ein junger schöner Mann so ganz der Welt abgestorben sei, nur seinen Studien lebe und sich im Kloster einschließe, als ob er schon in Wirklichkeit dem Mönchsorden eingeweiht wäre. —

Wenn auch Diego nach dem Wunsche seines sterbenden Vaters dem heiligen, geistlichen Stande bestimmt war, so konnte doch ein Jeder, der sich die Mühe gab, mit dem jungen Forbrera näher bekannt zu werden, vom ersten Augenblicke an in Zweifel ziehen, ob das ihm bestimmte Lebensziel sein wahrer Beruf sei. Wer die Gelegenheit hatte das verrätherische Feuer zu sehen, welches aus seinen sonst düstern, thränenfeuchten Augen strahlte, wer ihn beobachten konnte, wie er bis an die Stirne erröthete, wie seine Lippen krampfhaft zuckten, wie alle Fibern seines Körpers zitterten und bebten, so oft der Name Janetta in seiner Gegenwart genannt wurde, dem war es klar und gewiß, daß ihn die heftigste Leidenschaft ergriffen hatte, daß ihm, begraben in den Mauern eines einförmigen traurigen Klosters, die Alles verzehrende Liebe das Herz brechen würde. —

Janetta, das schönste Mädchen Sevillas, eine liebliche, reizende Gestalt von sechszehn Jahren, war die Tochter des reichen Fabio Alvarege, der im Dienste des Königs stand. Ihre Wohnung befand sich in derselben Straße, in welcher Diego mit seiner armen Mutter wohnte. —

Juan Forbrera und Fabio Alvarege waren Freunde gewesen. Der Tod des Erstern löste das Verhältniß, welches unter den beiden Familien Statt gefunden hatte; Diego war seit seiner Rückkehr von der Universität erst einmal mit seiner Mutter dort gewesen. Niemand wollte dies auch besonders auffallend finden, da es nur natürlich schien, daß sich Diego durch strenge Zurückgezogenheit auf die Einsamkeit vorbereitete, die ihm fürs künftige Leben bestimmt war. —

Doch, jede Nacht, wenn die Straßen öde und stille waren, wenn die Bewohner der Stadt im friedlichsten Schlummer versenkt lagen, wenn Niemand mehr wachte, als die trägen, an den Häusern lehnenden Nachtwächter, da schlich Diego tief in einen schwarzen Mantel gehüllt aus seiner Wohnung, und stellte sich, behutsam umherspähend, an das vergitterte Fenster im Erdgeschosse von Alvarege's Hause. Hier stand er nun stundenlange, ja nicht selten bis zum Anbruche der Morgenröthe und unterhielt sich, zärtlich flüsternd, mit einer süß tönenden Frauenstimme, die sich dicht hinter dem Eisengitter des Fensters vernehmen ließ. —

Dies waren die seligen Stunden, wo Diego seiner geliebten Janetta dauernde Liebe und ewige Treue schwur; wo er ihr, von Liebe trunken, sein Leben für immer weihte und ihre schöne weiße Hand mit tausend Küssen bedeckte. —

Und dennoch waren dies nicht die einzigen Stunden, wo Diego und Janetta glücklich waren, wo sie mit sich allein beschäftiget, die Welt vergaßen. Es gab für sie Nächte, wo sie sich weit, weit mehr glücklicher fühlten. Die Liebe, die Allesvermögende, ist eben so schlau als erfinderisch.

Janetta war so glücklich ihrem theuern Diego einen Schlüssel zu verschaffen, der zu einer verborgen gelegenen Thüre ihres Hauses diente, und dieser willkommene Zufall öffnete oft die Pforte, die den Geliebten zu seinem liebenden Mädchen führte. Hier wurde gekost, geherzt, geküßt und — ehe die jungen Leute ihr Vergehen noch recht begreifen konnten, gehörten sie sich auch schon ganz an. —

Digitized by Google

II.

„ Nicht weiß ich, was ich thu', noch wo ich bin.
Ich weiß mich nicht zu trösten, noch zu fassen,
Und fest nun prägt es sich in meinen Sinn,
Wir müssen eiligst diese Stadt verlassen. —
„ „ Und möcht' ich auch noch so heiß Dich lieben,
So wär' es dennoch ewig unverzeihn,
Ein Vaterherz so schmerzlich zu betrüben. —
— „ So scheide ich, doch erst noch diesen Schwur.

Calderon.

Schon seit einer Stunde weilte bereits Janetta am Gitter und harrte sehnsüchtig ihres Geliebten; so lange war er noch nie ausgeblieben und auf sich warten lassen war auch ganz gegen Diegos Gewohnheit. —

„Sollte er vielleicht bei seinem nächtlichen Besuche angehalten und erkannt worden sein? Oder wäre er vielleicht krank?" Derlei Gedanken beschäftigten ihre Seele und machten sie ängstlich. —

Doch horch — Schritte — Jemand erscheint in der Straße, langsam an den Häusern wegschleichend. Er war es, Diego! Janetta eilte ihm entgegen. —

„Theurer Diego, warum kommst du heute doch so spät?" spricht sie, indem sie ihm mit ihren runden Armen umfängt; „Mitternacht ist längst vorüber. Wie lange habe ich dich erwartet. Und woher kömmst du? Nicht aus deinem Hause bist du getreten. O sprich, Geliebter, wo warst du nur diese Zeit?" —

Janetta umfaßte ihn inniger, und auch er hatte mit beiden Händen den Kopf seines Mädchens erfaßt und drückte ihn an Herz und Mund, unvermögend zu antworten. Er bedeckte ihre Stirn und Haare mit unzähligen Küssen, und heiße Schmerzenstränen, die seinen Augen entströmten, benetzten ihre rosigen Wangen!

„Um aller Heiligen willen! Diego, du weinst!" rief sie, ihn schmerzlich anblickend.

„Ja, meine angebetete Janetta, ich weine, ich muß weinen; denn wir sollen uns trennen. So eben komme ich aus dem Kloster, wo mir der Prior befahl, mich morgen mit dem frühesten nach Toledo zu begeben, um in einem Convent ihres Ordens meinen mir bestimmten Stand anzutreten."

„Und wirst du gehorchen?" sprach Janetta, erbleichend über diese Nachricht, die ihr ganzes Lebensglück zu rauben drohte. „Wirst du mich verlassen?"

„Bei meinem Leben, nein. Ich dich verlassen? Nie! Niemals! Du mußt mit mir. Vereint wollen wir entfliehen. Ich habe auf dieser Welt nichts als dich, nur dich ganz allein und du bist mein Leben, meine Seligkeit. Wir fliehen nach Salamanca, dort, o wie fasse ich dieses Glück! dort wirst du mein Weib. O, wir werden glücklich, sehr glücklich sein; ich, ich ertheile den jungen Studenten Unterricht und du — du liebst mich; wir werden zwar arm, aber dennoch glücklich sein. Wie! die Glocke verkündet eben zwei Uhr? Nun haben wir keine Zeit mehr zu verlieren, wir müssen fort, sogleich." Bei diesen in der heftigsten Aufregung gesprochenen Worten hatte er sie stürmisch in seine Arme geschlossen, und wollte sie mit sich fortreißen. —

Janetta aber wußte sich ihm sanft zu entziehen, betrachtete ihn ernst und still, und blieb so nachdenkend vor ihm stehen. Sie war eben so ein Mädchen, wie tausend Andere ihres Geschlechtes; sie verstand zärtlich und schmeichelnd zu sein, wenn es der Augenblick erforderte, konnte sogar, wenn es nicht anders ging, auch weinen und verzweifeln; doch war sie ebenso überlegend und besonnen, wie sie Feind des Unüberlegten und Ueberspannten war. —

Kaum hatte ihr Diego den Plan, sie zu entführen, gemacht, übersah sie auch sogleich die Folgen und begriff das Unglück, welches sie sich durch diese Flucht bereiten würde. Sie, die ihre Erziehung nur in Wohlleben und Ueberfluß genoß, die noch nie das väterliche Haus verlassen hatte, stets in ihrer zierlichen Seiden-Mantilla, das niedliche Füßchen in Atlas- oder Sammtschuhe eingeengt, stolz und ihrer Schönheit wegen von Jedermann bewundert einherging, sie erkannte es nur zu klar, daß, wenn sie Diegos Bitten und Drängen nachgeben, sein Loos mit ihm theilen würde, sie in Zukunft für immer auf alle diese Annehmlichkeiten des Lebens, auf alle diese, ihr so werthen Bedürfnisse verzichten müsse, und daß sie als die Frau eines armen unbekannten Lehrers, eine sehr traurige vergnügungsleere Rolle spielen würde. —

Sie war schlau genug, ihrem geliebten Diego alle diese Gedanken, die sich ihr so lebhaft aufdrangen, geschickt zu verbergen und bemühte sich, ihm andere bedeutendere Gründe für ihre Weigerung zu nennen. — Wie klar und verständig wußte sie ihm die Verzweiflung zu schildern, die sie ihrem Elternhause bereiten würde, wenn sie, die so sehr geliebte Tochter, entfliehen würde; mit welcher Beredsamkeit wußte sie ihm auf die Schande aufmerksam zu machen, die sie auf ihren alten Vater häufen würde, wenn es hieße: des Fabio Alvarego Tochter verließ bei Nacht und Nebel Sevilla. Sie wußte ihre Worte so gut mit den heftigsten Ausbrüchen ihres Schmerzes zu unterstützen, sie jammerte und verzweifelte so herzergreifend, daß sie sich von ihm trennen müsse, küßte und herzte ihn so zärtlich und liebevoll, daß der arme Diego diesem Allen Nichts zu entgegnen im Stande war. Er fühlte es, daß Alles das von ihr Angeführte nur wahr und gerecht sei; er begriff, daß sie als ein gutes Kind nicht anders handeln konnte, als eine sittliche, wohlerzogene Tochter nicht anders handeln durfte; doch im Innersten seiner Seele, in der Tiefe seines Herzens stand es nun klar und fühlte er es schmerzlich, daß Janetta ihn nicht so innig, nicht so warm, nicht so wahr liebe, wie er es zu erwarten berechtiget war. —

Jedoch zu spät kam diese Erfahrung. Die Liebe, die unglückseligste Leidenschaft der Erde, hatte ihn bereits zum Gefangenen, zum Sclaven gemacht. Diego gehörte jenen beklagenswerthen, aber auch seltenen Menschen an, die, wenn sie einmal wahr geliebt, dieser Liebe auch bis zum letzten Athemzuge treu bleiben, und nicht so viel Kraft besitzen, selbst bei dem ernstesten Willen, dem Gegenstande ihrer Neigung zu entsagen.

Diego war durchdrungen vom tiefsten Gefühle des Schmerzes.

Die ersten Strahlen des neuen Tages waren bereits am fernen Horizonte sichtbar. — „Die Zeit der Trennung ist gekommen — die bitterste Stunde meines Lebens. Von dir mich trennen, Janetta?! Wie öde, wie gehaltlos wird mir das Leben sein, weiß ich dich nicht bei mir, bist du mir ferne."

„Ach Diego! ich ermesse diesen Schmerz der Seele. Auch ich werde getrennt von dir leben müssen, mein Herz wird diesen Verlust nicht ertragen können; doch müssen wir nicht der Nothwendigkeit weichen? Sind wir nicht gezwungen zu scheiden um — uns einst wieder, glücklicher zu sehen." Sie war ihm in die Arme gesunken und weinte. —

Diego war von Schmerz außer sich. Er tobte, klagte die Gottheit an, bis sich dieser heftige Seelenzustand in Thränen erleichterte. Er weinte mit Janetten.

„Wohlan!" sprach er, „ich will reisen, will heute noch reisen, will nach dem mir vom Prior bestimmten Kloster. Doch bevor wir scheiden, angebetetes Mädchen, habe ich noch eine Bitte, es ist die letzte, die du deinem treuen Diego gewiß nicht versagen wirst. Schwöre mir, Janetta, schwöre bei unserer heiligen Madonna, ein Jahr meiner zu harren, schwöre, kein anderes Bündniß früher einzugehen, als bis die mir zugeschworene Frist vorüber. Janetta, geliebtes, theueres Mädchen, schwöre mir dies!" —

„Wie, Diego, ein Jahr, nur ein Jahr?" rief Janetta, ihn feurig umschlingend, „immer, ewig bleibe ich dir treu; keine Macht der Erde soll mich dir entreißen. Dir ist mein Leben, meine Zukunft geweiht; nur dir allein gehöre ich an, ich schwöre!"

„Meine geliebte Janetta, ich verlange ja nur, daß du mir ein Jahr die Treue und Beständigkeit bewahrest. — Gestern war der Tag des heiligen Jago, der Tag, wo alljährlich die Festlichkeiten im Garten des königlichen Schlosses bereitet werden; versprich mir im nächsten Jahre an diesem Tage dort zu sein. Auch ich werde an diesem Tage dort erscheinen, gebe es mir, wie immer es das Schicksal wolle. Komme ich nicht früher nach Sevilla, so sehen wir uns unfehlbar am St. Jagotage im Gar-

Digitized by Google

ten des königlichen Schlosses. Bis dahin muß unser Geschick entschieden sein. Entweder sind wir von diesem Tage an für immer vereint, oder auf ewig geschieden; doch bis jenem Tage gehörst du mir, und nur mir allein!“ —

Janetta gelobte, betheuerte und versprach unter Thränen, sich am bestimmten Tage einzufinden. Was würde sie nicht Alles in diesem Augenblicke versprochen haben!! —

Die Trennung war den beiden Liebenden schwer. Immer aufs Neue drückten sie sich an Herz und Mund; endlich rissen sie sich gewaltsam los. —

In derselben Stunde noch eilte Diego nach Toledo. —

III.

Ist das ein Liebeszeichen?
Man sieht's, daß all' die Weiber
sie so ziemlich gleichen.
Calderon.

Weh' dem, dreimal Weh', der den heiligen
Eid lächelnd brechen kann! —
Grabbe.

Seitdem Diego Forbrera Sevilla verlassen hatte, waren ungefähr zehn Monate verstrichen. Man hatte von dem jungen unglücklichen Manne nichts anderes gehört, als daß, wie der würdige Prior der frommen Klosterbrüder versicherte, die Aufführung des jungen angehenden Mönches so musterhaft, der Eifer seit seinem Eintritte ins Kloster so warm sei, daß man keinen Anstand nehmen würde, ihn vor den letzten Wochen des Novitats zu dispensiren, und ihm die Weihe noch vor Ablauf dieser Zeit zu ertheilen. —

Diegos arme Mutter, die seit längerer Zeit krank, und über die Abwesenheit ihres einzigen Kindes untröstlich war, vernahm noch diese, für das liebevolle Mutterherz freudige Botschaft. Es war dies die letzte Nachricht, die ihr von ihrem geliebten Sohne zukam, einige Tage nachher starb sie. —

Janetta, das so liebevolle, zärtliche Mädchen, die von ihrem Geliebten so schmerzlichen herzergreifenden Abschied genommen hatte, wußte sich die ersten vier Wochen nach der Abreise ihres Diego nicht zu trösten. Sie trauerte, weinte, verwünschte ihr Geschick und wollte verzweifeln; doch, wunderbar, nicht lange nach dieser Zeit erholte sie sich von ihrem Schmerze auf fast auffallende Weise, sie erlangte ihren Frohsinn und ihre Munterkeit wieder. —

Sie übersah die Folgen, die da entstehen könnten, wenn sie sich zu sehr ihren Gefühlen hingeben, wenn sie diese kranke, sie verzehrende Aufregung noch länger unterstützen würde; sie mußte sich dem Kreise der düstern schmerzlichen Gedanken loszureißen suchen; sie erkannte es für ihre Pflicht, daß es nun Zeit sei, sich einigen Zerstreuungen hinzugeben, da sie doch auch die Pflichten gegen sich, gegen ihre theueren Eltern im Auge behalten müsse!

Sie verwendete nun eine größere Sorgfalt auf ihre Toilette; doch kleidete und putzte sie sich nur für die Bewohner ihrer Vaterstadt, damit diese nicht merken, wie sehr sie sich im Innersten ihrer Seele härmt und grämt. Wie nie früher, übte sie auch jetzt die feinsten Künste des Kokettensystems; doch that sie dies blos nur darum, um ihre Umgebung zu täuschen; denn in ihrem Herzen, da dachte sie ja doch noch an Diego, an Diego Forbrera, der sich in einem Kloster zu Toledo befand. Jeden Abend promenirte sie auf dem Blumenmarkte, wo sie geschickt ein Netz auszuspannen wußte, in das sich eine große Anzahl junger Leute fing; doch, die treue, beständige Janetta, sie erhörte Keinen; sie ließ Winke, Blicke, ja sogar Seufzer unbeachtet. O! Janetta war in diesem Punkte strenge, sehr strenge, und nur selten wagte es solch ein liebegirrender Jüngling, ihr eine Serenade zu bringen. —

„O, euer Schmachten und Seufzen, eure duftenden Briefchen und feurigen Serenaden, Alles ist vergebens, umsonst; ich werde meinen Diego lieben, ihm treu bleiben!“ so dachte Janetta. Kann man edler, hochherziger denken? —

Daß sie nicht lange so denken konnte, dies schrieb sie ihrem tückischen, unheilvollen Geschicke zu, welches sie so grausam zu verfolgen schien. Es befand sich unter ihren unglücklichen Anbetern ein junger schmucker Mann mit feurigen dunklen Augen und glänzend schwarzem Barte, Don Cäsar, der kühner und daher auch glücklicher war, als die andern Verehrer ihrer Schönheit. —

Don Cäsar Orlando war nicht nur allein jung und schön, sondern auch reich und von guten Sitten. Er besaß ein kleines Landgut unweit Sevilla und hatte eine prächtige Caresse, die von zwei feurigen Andalusiern gezogen wurde. Konnte, ja durfte Janetta diesem Allen widerstehen? Mußte es ihr Auge nicht blenden, ihr Herz nicht rühren, daß solch ein Mann, wie Don Cäsar, ihr seine Hand, sein Vermögen antrug?

Wie glücklich, wie beneidenswerth wird die schöne Tochter des reichen Fabio Alvarego sein, wenn sie als die Gattin des Don Cäsar Orlando in so glänzender Equipage, an die Seite ihres schönen, reichen Gatten daher galoppiret!

Dachte Janetta so?!

O, nein, gewiß nicht! Man glaube ja nicht, daß Janetta ihrem Diego untreu wurde, daß sie ihren Geliebten, ihren Schwur deßhalb vergessen konnte, weil sie Glanz und Reichthum blendete; so klein, so niedrig dachte die treue, beständige, liebevolle Janetta nicht. —

Don Cäsar hatte bei ihrem Vater um ihre Hand angehalten. Fabio Alvarego erklärte sich die Parthie für sehr annehmbar, wollte sein Kind glücklich wissen und stellte dem Verlangen des jungen Mannes nichts in den Weg. Konnte sich Janette dem Willen ihres sie so herzlich liebenden Vaters widersetzen? Mußte sie nicht als eine gehorsame Tochter der Bitte ihrer Eltern nachgeben? Sie mußte ja die Gattin des Don Cäsar Orlando werden!

Wenn ihr auch Anfangs das Gewissen, dieser immer wache und mahnende Zeuge des Handelns und der Gedanken, wenn es ihr auch einige Vorwürfe machte, so wußte sie sich dennoch einigermaßen zu beruhigen, indem sie sich zu bereden suchte, daß der väterliche Wille alle früher eingegangenen Verbindlichkeiten löse, daß sie ihrem Vater gehorchen mußte. Sie machte sich so oft und so lange mit diesen und derlei Gedanken vertraut, daß sie, wie sie glaubte, die Ueberzeugung gewonnen hatte: sie sei ein Opfer väterlicher Tyrannei. —

Wer jedoch das Herz und den Leichtsinn Janettens genau kannte, wer sie zu beurtheilen verstand, dem war es kein Geheimniß, daß sie sich glücklich, sehr glücklich an diesem Tage fühlte, an welchem ihre Verbindung mit Don Cäsar gefeiert wurde, und daß sie in einem Meere von Wonne schwamm, als sie Abends auf dem Blumenmarkte in der prächtigen Caresse, an der Seite ihres jungen Ehegatten gesehen wurde. —

Armer Diego, so war deine unermeßliche Liebe, deine unerschütterliche Treue belohnt! —

IV.

— Harren, Schmerz verhehlend,
Bis uns der Schmerz zermalmt,
Das ist das wahre Elend
Für eine Männerseele. —
E. Egon Ebert.

„Man begegnet im Leben zuweilen einer unwiderstehlichen Macht, einem Willen, welchem man pflichtschuldigst nachgibt, als wenn ihm etwas Höheres beiwohnte, als dem Willen eines Menschen.“
Victor Hugo.

Bis zum Tage des heiligen Jago war nur noch eine kurze Zeit. — Ganz Sevilla und seine Umgebung beschäftigten sich nur mit den glänzenden Vorbereitungen, die man zu diesem Feste veranstaltete. —

Am Abende des Festtages sollte der königliche Schloßgarten, der eigentliche Schauplatz der Feier, durch Lampen aller Art und Farben erleuchtet werden, die Fontainen daselbst in zauberischem bunten Farbenspiele ihre Wasserstrahlen springen lassen, die Musikbanden der königlichen und Bürger-Garden aufgestellt werden, um abwechselnd

Digitized by Google

theils militärische Märsche, theils große Symphonien auszuführen. Alles erwartete von diesem Feste Lust und Frohsinn, und fast die ganze Bevölkerung Sevillas verabredete sich für diesen Tag im königlichen Schloßgarten zu erscheinen; mit Jubel und Freude sah man dem vielversprechenden Schauspiele entgegen; nur eine einzige Person dachte nicht ohne Angst und Beben daran, Janetta, die von ihrem Gatten aufgefordert wurde, mit ihm den Festlichkeiten beizuwohnen. —

Sie gedachte ihrer Unterredung mit Diego, welche Beide bestimmte, sich hier an diesem Tage einzufinden; sie gedachte des Schwures, den sie ihrem Geliebten als Zeichen und Bürgen ihrer Beständigkeit und Treue geleistet hatte. Schrecken und Entsetzen bemächtigten sich ihrer und schon war sie entschlossen unter irgend einem Vorwande zurück zu bleiben; doch — ihr Leichtsinn und ihre Eitelkeit wollten dies nicht zugeben. Sie wußte, daß die reichsten und elegantesten Frauen Sevillas theils zu Fuße, theils blos in einfachen Kutschen bei dieser Feier erscheinen werden; nur sie allein konnte sich in ihrer prachtvollen Equipage sehen lassen. Diese Gelegenheit, wo sie als ein Gegenstand der Bewunderung und des Neides Aufsehen erregen würde, war zu lockend; zudem hatte sie nur einmal Diego heilig und theuer gelobt, am Tage des heiligen Jago dort zu erscheinen, und da war sie gezwungen Wort zu halten. Sie wollte nun in diesem Punkte um so gewissenhafter handeln, da sie, wie sie glaubte mit Gewißheit darauf rechnen dürfe, Diego dort nicht zu treffen; denn seit einem Jahre hatte man Nichts von ihm vernommen; er mußte bereits hinter den Mauern seines Klosters für immer der Welt entsagt haben. —

Der mit so viel Sehnsucht und Ungeduld erwartete Festtag erschien. Schon am frühesten Morgen waren die Gassen und Straßen der Stadt von einer Menge neugieriger Schaulustigen in ihren Festgewändern gekleidet, besucht. Alles wogte hin und her, besuchte die Kirchen, um sich sodann, Jeder nach seiner Art und Weise, zu belustigen. —

Auch Janetta hatte sich des Vormittags, in Begleitung ihres Gemals, im glänzendsten Putze nach der Schloßkirche begeben. Ihre Schönheit und die Pracht ihres Anzuges erregten ein allgemeines Aufsehen; sie war der Punkt, wo sich Aller Blicke begegneten. Von einem Schwarm junger Leute umgeben, freute sie sich kindisch der Huldigung, die man ihr so zuvorkommend darbrachte. Und, wie freundlich grüßte sie Diesen oder Jenen, der, von ihren Reizen geblendet, das brennende Auge von ihr nicht abzuwenden vermochte; wie dankte sie so überaus freundlich lächelnd, wenn hier oder dort eine ihrer Jugendfreundinen, die Janetten im Innersten ihrer Seele ihrer Schönheit und ihres Glückes wegen haßten, ihr vertraulich zuwinkte. O! Janetta verstand und wußte das Leben von der rechten Seite aufzufassen. Sie gedachte ihrer früheren Liebe, ihres Diego und ihres Schwures; und war dennoch als die Gattin eines Andern heiter und glücklich!! Und dennoch gehörte Janetta dem schöneren, dem zarteren, dem liebevolleren Geschlechte an!!! —

Des Abends erschien Janetta, wieder in Begleitung des Don Cäsar Orlando, im herrlich erleuchteten Schloßgarten, in welchem schon eine unermeßliche Menge versammelt war. In den Baum- und Blumen-Anlagen waren auf beiden Seiten Triumphpforten und Heiligen-Bilder angebracht, die von Tausenden von bunten Lampen und farbigen Gläsern glänzend erleuchtet waren, so, daß die Gänge große Lauben bildeten, in denen es den Schaulustigen wimmelte. Hoch auf in Strahlen entsendeten die mit Blumen geschmückten Fontainen ihr gleich Crystall klares Wasser, das von dem Flimmer und Schimmer der tausend und wieder tausend Lampen erhellt, ein prachtvolles Schauspiel darbot. Die Musiker spielten bereits in versteckt gelegenen Lauben, bald süß schmeichelnd, bald wieder das Herz zur Lust und zum Jubel aufforderend. Das Arrangement dieses Festes gewährte in der That einen feenhaften Anblick. —

Ueberall drängten sich heitere und fröhliche Menschenmassen; Jeder weihte diesen Abend der Lust und Freude. So feiern die Spanier den Tag ihres Heiligen. —

Nicht wie sonst immer und bei jeder Gelegenheit waren Rang und Stand geschieden, Alles war frei, Alles war gleich an diesem Tage. Man sah die seltsamsten Figuren, die verschiedenartigsten Costüme, die herrlichsten Gruppen. Hier ein Grand im Hofdienste seiner Majestät, in weißseidenen Strümpfen, gestickten Kleidern und im stolzen Federhute neben einer einfachen Bürgersfrau im hellfarbigen Mentéras mit glänzend schimmernden Knöpfen; dort eine hoch und edelgeborene Ehrendame der Königin, angethan mit schweren Seidenstoffen, einherrauschend in langen Atlasschleppen und mit Edelsteinen überladen, ihr zur Seite ein schon etwas benebelter Soldat im einfachen Koller und dunkler unansehnlicher Uniform; Kapuziner und Benediktiner mit Cuirassieren und Grenadieren; Advokaten und Doktoren in ihrer schwarzen Amtstracht mit Jägern und Lakaien in den buntesten Livreen. Die ganze Menge befand sich in den Gängen des weitläufigen Schloßgartens und das Geräusch, Gesumme und Geschrei ihrer Gespräche und ihres Jubels, die Töne der Musik, das Rauschen der Springbrunnen und der widrige Gesang krächzender Stimmen, dies Alles bot eine seltene eigenthümliche Erscheinung. —

Der Abend war einer der schönsten, den man sich nur unter Spaniens Himmel denken kann. Kein Lüftchen regte sich, Millionen Sterne sahen freundlich dem bunten Treiben da unten zu, kein trübes Wölkchen ließ sich am azurblauen Himmelszelte blicken und der Vollmond schien so klar und helle, wie ein überirdisches Licht, das einen heiligen Glanz über das schöne freundliche Gemälde verbreitete. —

Am Arme ihres Gatten hatte Janetta alle Herrlichkeiten, die da dem Auge eines Neugierigen viel zu sehen gaben, mit fröhlichem, lächelnden Angesichte bewundert, als sie plötzlich durch eine heranwogende Menschenmenge von ihrem Gatten getrennt wurde. Sie wurde von dem Menschenstrome mit fortgerissen, und alle ihre Mühe, die sie sich gab, um wieder zu ihm zu gelangen, war vergebens; sie entfernte sich immer weiter und weiter von Don Cäsar. —

Ein weißer Mönch, der sein Gesicht mit der Kapuze verhüllt hatte, und der ihr schon lange nachgegangen war, benutzte diesen Augenblick und näherte sich ihr. Er stieß und drängte alles auf die Seite und arbeitete sich durch die Menge bis zu Janetten, deren Hand er zitternd erfaßte. Erschreckt wendet sie sich bei dieser Berührung und bis zum Tode erbleichend, erkennt sie das Gesicht dessen, der ihre Hand krampfhaft in der seinen hält. Der Mönch hatte seine Kapuze gelüftet und sah sie starr und fest an, und obgleich sehr verändert, obwohl von Gram und Schmerz entstellt, erkannte sie ihn dennoch auf den ersten Blick; es war — Diego Ferbrera. —

Sie noch immer starr und fest ansehend, hatte er sich, — ohne daß er ihr das mindeste Zeichen gegeben hätte, ohne ihr auch nur ein Wort gesagt zu haben, — durch das Gedränge den Weg zu einem dunklen nicht beleuchteten Laubengang gebahnt, der nach dem Flusse führte und von der Menge nicht besucht war. —

Janetta war erstarrt. Ihre Schuld, ihre Untreue, ihr Meineid standen ihr nun lebhaft vor Augen. Sie hatte recht wohl verstanden, wie sie jenen Blick, den der strenge Mönch ihr kalt und strenge zugeworfen hatte, zu deuten habe; sie wußte es recht gut, daß sie durch diesen Blick aufgefordert wurde, ihm zu folgen. —

Sie überlegte einen Augenblick: „Wäre es nicht besser, wenn ich ihm nicht gehorchen würde? was soll ich ihm sagen? — Doch, bin ich nicht gezwungen ihm meine jetzigen Verhältnisse zu entdecken? Muß ich nicht sein Mitgefühl rege zu machen suchen? Ich will ihm unter Thränen erklären, wie ich durch den Willen meiner Eltern, ihm auf immer entsagen mußte. Ich muß, muß ihm ein Lebewohl für immer sagen!“ — Von einer unwiderstehlichen Macht fühlte sie sich zu ihm hingezogen, sie mußte ihn sprechen — und folgte ihm nach dem einsamen düstern Laubengange. —

Am Eingange der Laube wurde sie bereits von dem Mönche erwartet. —

„Bis hieher und nicht weiter!“ redete er sie an, als sie nahe an ihm herangetreten war. „Ich fühle mich glücklich, daß Sie dem innigen Verlangen meines Blickes nachgekommen sind, und danke Ihnen dafür. Ich glaubte kaum, dieses erwarten zu dürfen!“

Sein Gesicht wurde bei diesen Worten wo möglich noch blei-

Digitized by Google

cher, als es war, seine Stimme zitterte, er war nicht im Stande weiter zu reden. —

Janetta hatte absichtlich ihr Antlitz von ihm abgewandt, um ihre Schuld nicht in seinen Zügen zu lesen, sie hörte kaum, was er gesprochen; dennoch war sie gefaßt und begann:

„Sie werden wissen —"

„Ich bin von Allem unterrichtet;" fiel ihr Diego nun gefaßter und mit schneidender Kälte in die Rede; „ich weiß, daß sie mir Ihre Liebe, Ihre mir auf ewig zugelobte Treue, Ihren Schwur nicht halten konnten; ich weiß, daß Sie vermält sind." —

Hier entstand eine Pause. Janetta, die in diesem Augenblicke nicht sprechen konnte oder wollte, bedeckte mit beiden Händen ihr Gesicht und weinte. —

„Warum weinen Sie?" fuhr er fort; „ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe. Wozu würden diese auch führen? Zudem bin auch ich nicht mehr frei, ich habe gestern mein Gelübde abgelegt." —

Bei diesen Worten machte Janetta plötzlich ihr Gesicht von den Händen frei; ein Strahl der Freude überflog es. —

„Jede Minute kann mein Hiersein verrathen, jeder Augenblick ist kostbar," nahm Diego von Neuem das Wort; „und darum, Señora, hören Sie mich. Wir müssen uns für immer trennen, auf ewig entsagen. Unsere Liebe war verfehlt, wir hatten uns nicht verstanden, und darum auch müssen wir für immer scheiden. Doch bevor dies geschieht, gönnen Sie mir nur noch ein Mal, zum letzten Male Sie zu sehen, um Ihnen mein Lebewohl für diese Welt zu sagen, um mich auf ewig von meinem Glücke loszureißen, um mich bei lebendigem Körper mit kranker Seele begraben zu lassen. Morgen noch kehre ich in mein Kloster nach Toledo zurück, das ich in diesem Leben nie, nie mehr verlassen werde. Ich beschwöre dich hier auf meinen Knieen, Janetta, willige ein, lasse mir meine letzte Bitte in Erfüllung gehen. Dieser Garten, heute so belebt, der Tummelplatz der Freude und des Vergnügens, wird morgen öde und verlassen sein. Dort am Fuße jenes Hügels erwarte ich dich morgen nach Sonnenuntergang. Du kommst?!"

„Ich komme!" entgegnete Janetta.

„Señora; ich rechne darauf, wie auf meine Seligkeit. Also morgen nach Sonnenuntergang!"

„Ich komme morgen nach Sonnenuntergang, so war mir Gott in meiner letzten Stunde gnädig sei!"

Diego verließ mit schnellen Schritten Janetta. Eine wilde Verzweiflung war in dem bleichen Gesichte zu lesen, das er nun wieder mit seiner Kapuze bedeckte, ein düsteres, unheimliches Feuer brannte in seinen schwarzen, glänzenden Augen. —

Janetta hingegen war viel ruhiger und gefaßter. Sie hätte nie zu glauben gewagt, daß dies unglückselige Zusammentreffen, das sie so sehr gefürchtet hatte, so glücklich vorüber gehen würde. Nun hatte sie Diego wieder gesehen, ihn gesprochen; er wußte, daß sie vermält, die Gattin eines Andern sei, und war kalt, ruhig, gleichgiltig geblieben wie — sie. Auch er hatte der Welt entsagt, auch er hatte, gleich ihr, den Schwur der Treue gebrochen, indem er sich für immer dem Klosterleben geweiht. „Er handelte eben so wie ich," dachte Janetta, „folglich sind wir quitt." —

Die Zusammenkunft, die sie ihm auf morgen versprochen hatte, beunruhigte sie keineswegs; denn sie fühlte sich jetzt nun bei Weitem weniger schuldig; ja, dieses letzte Zusammentreffen war ihr sogar höchst willkommen, da sie glaubte hoffen zu dürfen, es werde dazu dienen, die Ruhe ihres Lebens zu sichern, die Vorwürfe, die ihr das Gewissen machte, für immer zu tödten. —

V.

Glaubst Du, auf Rosen steh' ich hier und weise
Mein Lebensglück mit Lächeln von mir ab?
Und reiße ohne Schmerz aus meiner Brust
Ein Hoffen, das verwachsen ist mit meinem Wesen?
Tegner.—

Es mochte ungefähr acht Uhr des Abends sein, als am Tage nach dem St. Jagofeste ein junger schlankgewachsener Garde-Offizier den Weg von Sevilla nach dem, eine halbe Stunde entfernten königlichen Lustschlosse einschlug. — In purpurgoldenem Farbenspiele neigte sich die Sonne über Sevillas Thürme und ihre letzten Strahlen gewährten den Anblick, als ob dieselben in Feuer stünden. —

Den Hut tief in die Augen gedrückt, so, daß man das Gesicht unmöglich erkennen konnte, blieb der junge Offizier oft stehen, um nach dem Wege, der nach Sevilla führte, zurückzusehen; seine Haltung und Mienen verriethen Ungeduld und Sehnsucht. Es schien, als erwarte er Jemanden, der schon längst hätte da sein sollen, aber noch immer nicht erschienen war. Doch, als er die Ueberzeugung gewann, daß der Schloßplatz noch sehr belebt sei, beruhigte er sich einiger Maßen. Zahllosen Spaziergängern, die theils den Anblick der untergehenden Sonne genießen, theils die kühlende Dämmerung abwarten wollten, schien er absichtlich auszuweichen, stets hielt er sich in einiger Entfernung. Er fürchtete vielleicht erkannt zu werden. —

Nicht lange, und die farbenstrahlende Sonne war gänzlich verschwunden, um ihren trauernden bleichen Bruder den Platz zu räumen. Graue, finstere Wolken lagerten sich am Himmel; die Dunkelheit brach ein. —

Jetzt verließ der räthselhafte Krieger seinen Standpunkt, und begab sich rüstig durch das noch offen stehende Thor in den Garten, der bereits menschenleer und öde war; keine lebende Seele in und um denselben zu finden. Der junge Mann athmete tief auf, rückte den Hut aus dem Gesichte und sah mit ängstlichen Blicken besorgt umher. Er durcheilte mit raschen Schritten alle Gänge, spähte jedes Gebüsch, jede dunkle Stelle durch. Er war nun beim Ufer des Flusses angekommen, hier lehnte er erschöpft an einen Baum, um sich zu erholen; sein Kopf glühte, seine Pulse schlugen fieberhaft, die Glieder zitterten — das heftig klopfende Herz drohte zu brechen. —

Jetzt trat halb von Wolken bedeckt der Mond hervor und erleuchtete nur matt den Garten. Wie wenn alles zu verlieren auf dem Spiele stände, so furchtbar aufgeregt schien das Innere des jungen Mannes, als er in diesem Augenblicke seine brennenden Augen rings umher, auch auf den kleinsten Gegenstand haften ließ; nur mit Mühe hatte er am Ende jenes Ganges einen schwarzen Punkt wahrgenommen, dem er nun heftigen Schrittes entgegen eilte. —

Das sinnende Haupt den beiden Händen unterstützt, saß eine schwarzgekleidete weibliche Gestalt hart am Rande des Ufers, und schaute mit starrem Blicke dem Spiele der Wellen zu, als plötzlich ein Geräusch in ihrer Nähe sie aus ihren Träumen weckte. Rasch und erschrocken hatte sie sich erhoben, und als sie die Uniform eines Offiziers erblickte, machte sie Miene augenblicklich diesen Ort zu verlassen. Doch Jener vertritt ihr den Weg und sie sanft beim Arme ergreifend, spricht er:

„Wie es scheint, Señora, kennen Sie mich nicht?"

„Wie! Diego!" ruft sie erschrocken; „Sie sind es! und warum diese Verkleidung? —"

„Janetta, da wir heute hier ungestört und allein sind, so sollen Sie auch alles erfahren. Zuvor jedoch reichen Sie mir Ihren Arm, damit ich Sie nach einer andern Stelle führen kann; der Wind weht kalt vom Gebirge herab, Sie würden frieren." —

Mechanisch folgte Janetta dem Willen Diegos. Ohne zu zögern, reichte sie ihm ihren Arm, und so gingen sie stillschweigend einige Augenblicke längs dem Ufer hin, sich ihren Gefühlen, ihren Gedanken überlassend. Plötzlich blieb Diego stehen und brach das Schweigen.

„Theuere Janetta, wie bist du doch so stille, so traurig gestimmt, als ob wir in Wirklichkeit daran denken sollten, uns für immer zu trennen. Wärest du wirklich, könntest du in Wahrheit zu einer Trennung entschließen sein? Und wäre dem so, wie konntest du glauben, wie durftest du auch nur denken, daß ich so leicht, so schnell darein willigen würde? Janetta! Ach, begreifst du mich noch immer nicht, ahnest du noch nicht, warum der Mönch Diego Forbrera diese Verkleidung gewählt?"

„Wie, Diego! Was sagen Sie! Waren nicht Sie es, der gestern zuerst den ewiger Trennung sprach? waren nicht Sie es, der selbst eingesehen, daß diese Trennung unvermeidlich, daß sie Statt finden muß? Hat uns unser Unglück nicht für immer geschieden?!"

„Uns geschieden?! Uns für immer geschieden?! Wer, was

Digitized by Google

kann uns scheiden!“ rief Diego mit leidenschaftlicher Heftigkeit, indem er Janetta in seine Arme schloß. „Nein, nein, angebetetes Wesen, du kannst und du darfst es nicht glauben, daß wir getrennt leben könnten. Ich bin hier, dich, mein geliebtes Weib! mit mir zu führen, meine Verkleidung wird unsere Flucht begünstigen; die Vorbereitungen hiezu sind getroffen, nicht ferne von hier erwarten uns die Pferde. In einigen Tagen sind wir außerhalb der Gränzen des Königreiches, und dann — dann sind wir frei, glücklich — du bist mein, mein für immer.“

„Woran denken, was sprechen Sie, Diego!“ entgegnete Janetta erbebend, indem sie sich seinen Armen, die er fest um sie geschlungen hatte, gewaltsam losriß. Vergessen Sie nicht, daß ich die Gattin eines Andern bin, und Sie nur Gott allein angehören können. “ —

„Diese unsere Verhältnisse erkläre ich für falsch, für nichtig, da wir gewaltsam dazu gezwungen wurden. Gehörten wir uns nicht längst schon an, ehe uns diese Fesseln aufgedrungen wurden? war und ist unsere Liebe nicht heilig, ein Werk des Himmels? Bindet uns nicht ein heil'ger Schwur? Drum fort, fort, Janetta, fliehe mit mir.“ —

Diego war von der heftigsten Leidenschaft ergriffen, er glühte. Die furchtbarste Angst malte sich auf Janettens Gesichte, sie ahnte das Schrecklichste; sie fühlte, daß hier entschieden und entschlossen gehandelt werden mußte.

Sie begann daher, so sanft und so lieblich, wie es nur immer einem schlauen schönen Weibe möglich, mit von Thränen erstickter Stimme:

„Ach, Diego! Wie erschrecken Sie mich. Sie, der mich so süß, so innig liebt, wozu wollen Sie mich verleiten? Sie, dem ich, wie Sie mir so oft betheuerten, die Seligkeit auf Erden bin, Sie wollen mich elend machen!“ —

„Himmel! Janetta!“ rief Diego, wild ihre Hände erfassend; „ich erschrecke dich, will dich elend machen? — Und das sagst du mir? — Unglückliche! Du liebst mich also nicht mehr!?“ —

„Diego, belohnen Sie so mein Vertrauen, das ich Ihnen so freudig zu zeigen bemüht war, indem ich mich entschließen konnte, allein hieher und um diese Stunde zu kommen? Und wie wild, wie strenge behandeln Sie mich? Diese Leidenschaft, diese Heftigkeit, sind dies vielleicht die Zeichen Ihrer Liebe? Sollen mir diese vielleicht die Achtung beweisen, die Sie mir, wenn Sie mich wahrhaft lieben, schuldig sind?“ —

„Gnade, Gnade, himmlisches Weib!“ flehte er, ihre Kniee umfassend. „O, verzeihe mir; bedenke doch, daß es ein Jahr, ein ganzes Jahr ist, daß ich dich nicht gesehen, nicht gesprochen habe; sie hatten mich wie einen Verbrecher in eine finstere, verpestete Zelle eingeschlossen. Wie oft habe ich mich auf dem kalten, feuchten Boden gekrümmt und gewälzt, um das verzehrende Feuer, das mir im Innern glühend brannte, zu dämpfen, zu ersticken. Wohl drang all' mein Blut zu meinem Herzen, das nun wild und unbändig schlägt; doch die Gluth, das Feuer, sie brennen noch immer im Innersten meiner Seele fort, Nichts vermochte sie zu löschen. Janetta, du machst mir Vorwürfe, kennst kein Mitleid mit meinem Jammer, kannst die Größe meiner Liebe nicht ermessen und weißt nicht, wohin mich diese Liebe noch zu führen im Stande ist!“

„Und haben Sie, Diego, nicht auch Beweise *meiner* Liebe? Denken Sie an die glücklichen Stunden, die wir vereint, so selig verlebt haben. Und beweise ich Ihnen nicht heute noch, wie ich Sie liebe? Ich bin hier ohne Wissen meines Gemales, ohne Wissen meiner Eltern; allein und zu Fuße begab ich mich von Sevilla hieher, um Sie zum letzten Male zu sehen, um Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen. Es war Ihr Wunsch und ich erfüllte ihn! — Verlangen Sie mehr? Soll ich meinen Gatten beschimpfen? Soll ich Ihnen die Ehre meines Vaters, meiner Familie opfern? Was fordern Sie noch?!“ —

„Ich fordere Nichts, ich bitte, ich flehe nur, wo ich selbst zu fordern das Recht hätte. Janetta, gedenke der Schwüre, mit denen du mir ewige Treue und Beständigkeit gelobtest; denke an deinen Eid, der da lautete: *Immer und ewig bleibe ich dir treu, keine Macht der Erde soll mich dir entreißen. Dir ist mein Leben, meine Zukunft geweiht, nur dir allein gehöre ich an.*“ —

„Wohl gedenke ich dieser Worte, doch der Himmel hat unser Glück nicht gewollt, und des Himmels Wille ist mächtiger, als der unserige. — Und nun, Diego, fassen Sie sich, wir müssen unsere Wünsche im Herzen verschließen, wir müssen, wo möglich, vergessen; vielleicht, daß uns eine bessere Welt vereint. Verlassen wir diesen Ort, es ist spät geworden, und da ich nicht allein nach Sevilla zurückkehren kann, so sein Sie mein Begleiter bis zum Stadtthore. Es sei dies der letzte Weg, den wir in diesem Leben zusammen gehen.“ —

Diego war aufgesprungen und seine wild flammenden Augen verriethen die Wuth und die Verzweiflung. „Nimmermehr,“ rief er, „nimmermehr! Janetta, bei allen Heiligen schwöre ich, du wirst mich nicht mehr verlassen! Ich sollte dich deinem Gatten, dem stolzen, höhnischen Orlando wieder zurückgeben! Nein, nein, schon der Gedanke macht mich zittern. Wir trennen uns nicht, und da du mir nicht folgen willst, wohlan, so verrichte dein Gebet. Wir sterben hier, Beide vereint!“ —

Bei diesen Worten näherte er sich der jungen Frau und wollte sie heftig in seine Arme schließen, doch Janetta, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, stieß einen Schrei der Verzweiflung aus und fiel, bewußtlos zusammenstürzend, auf die kalte, feuchte Erde. —

VI.

Wer mag die Qual der Stunde fassen,
In der mein Herz vom Lieben kömmt zum Hassen.
Das sind Momente, wo der Himmel weint. —

Lewitschnigg.

Die Nacht war finster und kalt geworden, graue, düstere Wolken hatten sich in Massen zusammen gezogen, der Wind pfiff heulend durch Busch und Baum, das sonst helle, spiegelglatte Wasser ward trübe und unruhig, und warf hohe schäumende Wellen, die sich zischend nach dem Felsenufer drängend, dort gewaltsam brachen. —

Eben verkündete die Schloßuhr die zehnte Stunde.

„Wie, ist's schon so weit mit der Zeit! Um diese Stunde wollte ich die Mauern Sevillas weit hinter mir haben!“ rief Diego, der verzweiflungsvoll noch immer zu den Füßen der Ohnmächtigen lag. Schnell erhob er sich, nahm die Bewußtlose in seine Arme, trug sie an den Rand des Ufers und netzte ihr Augen und Schläfe mit Wasser, vergebens, Janetta erholte sich nicht.

Diego befand sich in der größten Aufregung, seine Sinne verwirrten sich; auf den Knieen liegend, hielt er den halbentseelten Körper seiner Geliebten in seinen Armen, gab ihr die süßesten Namen, bat, flehte und beschwor sie, ihre Augen zu öffnen und ihn zu hören.

„Mein theueres Leben, ich bin es, ich, dein treuer Diego, der sich bei dir, zu deinen Füßen befindet. O, wache auf geliebte Janetta, fliehe mit mir. — O Himmel! Sie regt sich nicht, ihr Auge ist noch immer geschlossen! — Was beginnen? Wie sie mir retten? — Ha! dieser Gedanke kam von Gott. Das Gartenthor wird bereits geschlossen sein; ich entführe die Bewußtlose über die Mauer.“ Er hob das Mädchen von der Erde, umfaßte sie mit starken Armen und eilte schnell mit ihr fort. Eben wollte er mit der süßen Beute über die Mauer klettern, die den Garten rings umhegte, als die Ohnmächtige durch diese anstrengende Bewegung ins Leben zurückgerufen wurde.

Diego blieb plötzlich, da er fühlte wie Janetta sich rege, stehen, nahm sie sanft aus seinen Armen und lehnte sie gegen einen Baum. Sie erholte sich, die festgeschlossenen Augenlieder öffneten, die leichenähnlichen Wangen rötheten sich und mit irren, furchtsamen Blicken sah sie scheu umher:

„Wo bin ich?“ lispelte sie nach einer Pause.

„Bei deinem Freunde, bei deinem Geliebten bist du, theuere Janetta!“ Er ergriff liebevoll ihre Hände; doch sie, als erinnere sie sich plötzlich des Vorhergegangenen, entriß ihm diese und rief entsetzt:

„Ergreift nicht meine Hände, ich fürchte mich vor Euch, ich kenne Euch nicht. — Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir!?“ —

„Wie, du kennst mich, mich, deinen Diego nicht, den du doch sonst so innig, so süß liebtest!? — O meine Geliebte, sprich, sprich,

Digitized by Google

ist dir nun wieder wohl? O komm, komm, mein süßes Weib, folge mir, laß uns nicht länger zögern." In wilder Leidenschaft wollte er sie umfassen, doch sie umschlang krampfhaft den Baumstamm, indem sie ausrief: „Hinweg von mir, Ungeheuer, ich kenne dich nicht! Zurück! du willst mich tödten, und nie, nie folge ich dir!" —

Wie ein Marmorbild, ohne Leben, ohne Bewegung, stand Diego und sah starr nach Janetten. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben, wähnte, ein böser Traum habe sich seiner bemächtiget. Doch stand er nicht vor ihr, der Treulosen, der Meineidigen, hatte sie ihn nicht mit höhnenden Worten zurück gestoßen?!

Nach und nach wich das Dunkel von seinen Augen, er sah hell und klar, und nun begann es auch furchtbar in seinem Innern zu tagen. Wie ein Blitzstrahl, der verderbend niederfährt, riß er den Degen aus der Scheide und näherte sich ihr. —

„Nun wohlan, so sei es denn," begann er mit der Resignation der Verzweiflung; „was ich für Janetta Alvarego zu vollbringen nie geglaubt hätte, dies will ich der Señora Orlando zum Opfer bringen; ich will und ich werde dich verlassen! Dein Wille sei mir heilig und nicht gewaltsam sollst du von mir entführt werden; doch ich, Diego Forbrera, der dir bis zum Tode treu geblieben, ich werde sterben, hier bei dir, zu deinen Füßen sterben. Jedoch, bevor ich diesen kalten Freund für ewige Zeiten umarme, sage mir wenigstens ein tröstendes Wort, ein Wort des Mitgefühls. Leiste mir das Versprechen, daß du, die mich so heiß zu lieben, einen Schwur ablegte, die jetzt eben so kalt und gefühllos ist, wie sie sonst mild und sanft war, versprich mir, daß du, wenn ich nicht mehr sein werde, mir eine Thräne weihen wirst, daß du meinem Andenken nicht fluchen wirst. Gönne mir, daß ich sterbend noch deine Hand küssen darf, und wenn diese von meinem Herzblute benetzt wird, nenne mich zum letzten Male deinen Diego!" — Er stürzte, die bloße Waffe in der Hand, zu ihren Füßen. —

Als Janetta die im Dunkel blitzende Waffe sich so nahe sah, glaubte sie, Diego wolle sie tödten und wie im Wahnsinne rief sie: „Ha Ungeheuer! das mich hieher zu locken wußte, um mich zu tödten; ich kenne dich nicht, ich kannte dich nie, ich fluche dir!!"

„Ha! elendes heuchlerisches Weib, du kennst mich nicht?! du selbst eidbrüchig, wagst es mir zu fluchen?! Nun gedenke deines Schwures: „Immer, ewig, bleibe ich dir treu, keine Macht der Erde soll mich dir entreißen. Dir ist mein Leben, meine Zukunft geweiht, nur dir allein gehöre ich an!" Ja! keine Macht der Erde soll dich mir entreißen, dein Leben ist mir verfallen, stirb!"

Bei diesen Worten sprang er wüthend vom Boden auf, erfaßte den Degen und durchbohrte sie. Janetta stürzte — ein schwacher Schrei und — sie hatte gelebt! —

Die grauen Wolken, die bis jetzt den Himmel dunkel bedeckt hatten, theilten sich, und der Mond beleuchtete mit seiner ganzen Klarheit die gräßliche Scene. —

Nach geschehener That stand Diego, starr, regungslos; zu seinen Füßen schwamm die Leiche in ihrem Blute. Es schien ihm, als höre er, wie sie ihm noch immer fluche, als höre er, wie sie ihn, laut klagend, zur ewigen Qual verdamme; und dennoch konnte er weder denken noch sinnen, er war eine lebendige Leiche.

Sein Zustand währte so nicht lange; er erwachte aus seiner schrecklichen Betäubung und warf sich zur Erde neben der Gemeuchelten und lauschte, ob sie noch athme. Bald hatte er die Ueberzeugung, daß sie todt sei, und ein geräßliches Lachen folgte dieser Gewißheit. —

Eine schreckliche, grauenhafte Idee hatte ihn ergriffen. „Ja," so sprach er, „ja, ich habe dich heiß, innig, wahnsinnig geliebt, ich liebe dich noch, selbst in deinem Tode will ich dich lieben. Du wolltest mir nicht folgen, wolltest eine liebevolle Tochter, eine treue Gattin, deinem Vater, deinem Gatten zurückgegeben sein! Auch dein letzter Wille sei mir heilig! du sollst ihnen gegeben werden!" Den vom Blute gerötheten Degen weit wegwerfend, fing er wieder überlaut zu lachen an, lud den blutigen Leichnam auf seine Schulter, eilte zur Gartenmauer, welche er ohne Hinderniß überstieg und verfolgte mit schnellen Schritten, die furchtbare Last stets im Auge behaltend, den Weg nach Sevilla. Sein Geist war verwirrt, sein Körper in der größten Aufregung. Sein Zustand verlieh ihm eine übermenschliche Kraft. —

Eben hatten die Glocken der Klosterkirche Mitternacht verkündet, als Diego Sevilla erreicht hatte. Wie ausgestorben waren die Gassen der Stadt, kein Geräusch, keine Stimme, kein Laut ließ sich vernehmen. Ringsumher eine heilige friedliche Stille. —

Diego war vor dem Hause des Fabio Alvarego angekommen. Hier blieb er plötzlich stehen, ohne jedoch den entseelten Körper niederzulegen. Die Zimmer des Hauses waren erleuchtet; man sah an den Fenstern die Schatten einiger Leute, die unruhig hin und her gingen. Die ganze Familie war wach und in der größten Unruhe über Janettens Ausbleiben zu dieser ungewöhnlichen Zeit. —

Näher an die Fenster trat nun Diego, den Leichnam in seinen Armen haltend und schrie hinauf: „Ehrenwerther Fabio Alvarego und Ihr, edler Don Cäsar Orlando, tretet an's Fenster, ich bringe Euch eure liebevolle Tochter und tugendhafte Gattin, die schöne Janetta bringe ich Euch!"

Diego hatte kaum diese Worte gesprochen, kaum den Namen Janetta genannt, so eilte Alles an die Fenster und auf die Straße. Vor allen drängte sich der beseegte Gatte und rief: „Sie, mein Herr, Sie bringen mir meine geliebte Gattin, meine theuere Janetta?"

„Wie! Sie sind der Gemal der schönen Señora! Wenn dem so ist, so ist diese hier wirklich ihre Gattin! In Wahrheit, Sie besitzen ein rechtliches und treues Weib!" Dies sagend, legte er ihm den Leichnam in die Arme. —

Don Cäsar stieß einen Schrei des Schreckens aus und fiel mit dem entseelten Körper bewußtlos zur Erde.

Laut auflachend stand Diego mit übereinander liegenden Armen vor ihm und nannte die Leiche seiner Geliebten eine Meineidige! —

Er war wahnsinnig! —

Drei Monate nach dieser schrecklichen Nacht folgte Diego Forberra seiner Janetta. Er starb im Irrenhause zu Sevilla. —

Die Folgen eines Meineides! —

Das Vermächtniß des alten Soldaten.

Scene aus dem militärischen Leben. Nach dem Französischen von Emil Marco de Saint-Hilaire.

Alle Welt kennt den unglücklichen Ausgang des russischen Feldzuges von 1812; man weiß, wie die französischen Cohorten bei diesem unglückseligen Rückzuge durch eine verwüstete Landschaft zogen; weiß mit einem Wort, wie sich die an allen Gliedern erfrorenen Soldaten der großen Armee mühsam hinter dem Kaiser einherschleppten. Bald sah die Armee nichts vor sich, als ein unermeßliches Eisgrab und jetzt warf die Verzweiflung Disziplin und alle anderen militärischen Nothwendigkeiten über den Haufen; die große Armee wurde ein Chaos. Kaiser, Generale und Soldaten theilten ein und dasselbe Elend; aber alle diese Leiden waren nichts im Vergleich zu der Unruhe des Kaisers, der von Ney, seinem kühnsten Lieutenant, keine Nachricht hatte. Der Marschall, sagte man, hätte sich mit seinem Corps verirrt; war vielleicht schon Gefangener! Napoleon ballte bei dem Gedanken daran krampfhaft die Faust und rief aus:

„Einer meiner Marschälle russischer Gefangener! Ein Marschall des Kaiserreichs gezwungen, seinen Degen einem russischen General zu

Digitized by Google

überreichen! Ney, der Tapfere unter den Tapferen, der Held an der Moskwa! Welche Schande für ihn! oder vielmehr, welches Unglück für uns!"

„Sire," erwiederte ehrerbietig der Graf von Lobau, sein Adjutant; „wenn die Russen den Degen Ney's haben, so haben sie ihn gewiß nur zerbrochen — das heißt: sie haben sicher nur seinen Leichnam."

„Was liegt daran! Für uns ist er immer verloren!"

Jetzt kamen mehrere Stabsoffiziere herbei und rapportirten Napoleon über die muthmaßliche Stellung Ney's und seiner Soldaten. Napoleon bestürmte sie mit Fragen; ihre Antworten vermehrten aber nur seine Ungewißheit und Angst.

„Es ist aus, General!" rief Napoleon wieder aus, indem er seinen Adjutanten trostlos anblickte; „wir werden den Marschall Ney niemehr wiedersehen!"

„Sire, Ew. Majestät werden mir erlauben, nicht so schnell zu verzweifeln. Wenn der Marschall schon unterlegen wäre, so hätten uns doch einige seiner Leute davon eine Nachricht gebracht . . . der Feind selbst hätte ein Mittel gefunden, uns davon zu benachrichtigen . . ."

„Aber bedenken Sie, General, daß der Marschall hat zu Krasnoe die 25,000 Mann des Miladrowitsch finden müssen. Wie soll er über diese Brustwehr von Eisen und Feuer gekommen sein? . . . O! der Zweifel ist schrecklich und selbst die Stille, welche nun uns herrscht, der geheimnißvolle Vorhang, den meine Späher nicht zu lüften im Stande sind, alles das bestätigt meine Ahnung."

In diesem Augenblick ließ Prinz Eugen melden, daß der Aufenthalt zu Orcha immer gefährlicher werde und daß die ganze Armee in Gefahr sei. Die Colonnen des Kutusow rückten immer näher; sie bedrohten sogar das Generalquartier.

„Sollen wir also den Marschall Ney verlassen?" rief Napoleon aus; „nein, ich kann, ich will es nicht!"

„Aber, Sire," entgegnete der Vizekönig; „was können wir thun, um den Marschall zu retten? Die Straße, auf der man zu ihm gelangen kann, ist ja versperrt."

„Wir werden sie uns öffnen! Vorwärts, meine Herren, zu Pferde!"

Napoleon verließ jetzt, begeistert von der heroischen Idee, den Platz, den er seit zwei Stunden eingenommen hatte und eilte nach den Ruinen, die den Platz bezeichneten, wo einst das Dorf Orcha gestanden hatte. Die Finsterniß der Nacht hatte jetzt die Tageshelle verdrängt; sie wurde noch vermehrt durch Schneeflocken, die Menschen und Pferde bedeckten. Als der Kaiser, auf einer kleinen Anhöhe angekommen, die unbeweglichen Wachtfeuer Kutusow's sah, blieb er stehen und sprach, sich zum Grafen von Narbonne wendend:

„Warum rückt denn Kutusow nicht vor? Ah! jetzt bin ich überzeugt, daß der Fürst von der Moskwa noch nicht unterlegen ist; er muß Miladrowitsch noch zu thun geben."

Und ein Hoffnungsstrahl fliegt über das bleiche Angesicht des Kaisers; sein sicherer Blick hatte den Stand der Sache errathen.

„Nein, meine Herren, noch ist nicht Alles verloren; bereiten wir uns vor, Kutusow auf's Genick zu gehen . . . wir werden selbst den Marschall Ney abholen!"

Diese großen Worte, das Signal einer neuen Schlacht, belebten neu die Energie aller niedergeschlagenen Gemüther. Es lag in dem Tone des Kaisers eine Bürgschaft der Befreiung für Ney und ein Siegesversprechen. Der Soldat, der in Wilna das Ziel seiner Leiden zu finden hoffte, dachte nicht mehr an Wilna. „Gehen wir dem Marschall Ney zu Hilfe!" war der einstimmige Schrei im ganzen Lager. Die Verwundeten, die Kranken verlangten Waffen; sie wollten den Kanonen der Russen Trotz bieten. Aber der Schnee fiel mit erneuter Heftigkeit; der Sturmwind peitschte die Gesichter und vermehrte die Finsterniß, so daß man gar nicht marschiren konnte. Man mußte also wieder halten, mußte das Ende des Wetters abwarten, vielleicht bis zum andern Tage.

Napoleon ist über die Hindernisse trostlos, die ihm die Elemente in den Weg schieben. Aber er muß nachgeben; er kann nicht das Unmögliche versuchen und Ney ist wieder blos seinem Muthe und dem Heroismus der Handvoll von Tapferen überlassen, die er um sich hat. Man facht die beinahe schon erloschenen Biwaksfeuer wieder an, stellt die Gewehre in Pyramiden und die Soldaten überlassen sich stille und den Blick auf den Boden gerichtet ihren düsteren Betrachtungen. Wenn sie den Kopf in die Höhe heben, so geschieht es blos, um mit den Augen den Platz zu suchen, wo der Kaiser ist; sie sehen ihn und haben noch immer Glauben an seinen Glücksstern. Plötzlich hört man die Hufschläge eines Pferdes; ein polnischer Lanzenreiter jagt durch Orcha und bringt Napoleon die Nachricht von der Ankunft Ney's und seiner kleinen Mannschaft.

„Ah!" ruft Napoleon froh bewegt aus; „ich habe zweihundert Millionen in den Kellern meiner Tuillerien: ich hätte sie alle für die Rettung des Prinzen von Moskwa gegeben!"

Trotzdem hatte er noch einige Zweifel; er glaubte noch nicht ganz der Erzählung des polnischen Lanzenreiters. Indessen steigt Napoleon zu Pferd; er hat aber kaum einige Schritte gemacht, als die Tambours wirbeln . . . Es ist Ney selbst, der dem Kaiser entgegen kömmt. Der Marschall stieg sogleich vom Pferde; Napoleon umarmte ihn gerührt und sprach:

„Ja, lieber Marschall, das Glück hat uns doch noch nicht ganz den Rücken gewandt, da Sie uns wiedergegeben sind."

Nachdem sie noch einige Worte mit einander gewechselt hatten, begaben sich Napoleon und der Fürst von der Moskwa in das Lager des Prinzen Eugen, wo nach und nach die Miladrowitsch entwischten Truppen ankamen. Als diese den Kaiser ersahen, begrüßten sie ihn mit einem lauten vive l'Empereur, und ihr auf der ganzen französischen Linie wiederholtes Geschrei belehrte die russische Avantgarde, daß Napoleon noch eine Armee habe.

Der Kaiser wollte sich nicht eher entfernen, als bis er den unerschrockenen Waffengefährten des Marschalls selbst Bewirthungsdienste geleistet hatte. Er wachte selbst über die so nöthige Austheilung von Hilfe an diese Tapferen, die so lange der Kälte, dem Hunger und sogar den Kartätschen des Feindes ausgesetzt gewesen waren. Er ließ die Verwundeten auf Wagen legen; lobte und tröstete sie: einige von ihnen gaben vor ihm ihren Geist auf; aber ehe sie die Lippen für immer schlossen, war ihr letzter Schrei ein begeistertes Vive l'Empereur!

Als er seine schmerzliche Pflicht als General und Kaiser gegen die Soldaten Ney's erfüllt hatte, schritt Napoleon auf sein Biwak zu; in dem Augenblick stürzte ein alter Soldat, dessen Ueberrock in Fetzen war, auf ihn zu und überreichte ihm den Fetzen einer russischen Fahne.

„Was willst du, mein Tapferer?" fragte der Kaiser.

„Sire, Ihnen das überreichen, was meine erfrorenen Hände von einer Fahne retten konnten . . . die Kosaken wollten mir blos einen Fetzen lassen. Nehmen Sie ihn, mein Kaiser, denn ich fürchte, ihn nicht lange mehr bewahren zu können."

„Gut, mein Freund, ich danke dir."

Napoleon nahm den Seidenfetzen, den ihm der Grenadier überreichte und betrachtete ihn aufmerksam.

„Ja, das war eine russische Fahne; ich erkenne es. Es gilt mir so viel, als wenn sie ganz wäre. Hast du das Kreuz?"

„Ja, Sire, Sie gaben mir es zu Wagram."

„Wohlan, so werde ich dir etwas Anderes geben."

„Danke mein Kaiser, habe nichts mehr nothwendig; denn ich habe hier einen Schnitt, der mir den Kopf auf den Schultern nicht ganz sicher sitzen macht."

Der alte Soldat nahm bei diesen Worten eine Binde von seinem Halse und zeigte eine tiefe Wunde. Der Kaiser sah sie an und sprach:

„Aber ich will, du sollst leben und daher wirst du leben bleiben. Na, Grenadier, man begebe sich gleich nach der Ambulanz; ich will es, man wird dich dahin führen."

„Das ist unnütz, mein Kaiser, meine anderen Kameraden brauchen es nothwendiger. Meine Beine thuen mir noch recht guten

Digitized by Google

Dienst, ich will also mein Regiment nicht verlassen; will meiner Fahne folgen; falle ich auf dem Marsche, bah! desto ärger!"

Napoleon bestand nicht mehr darauf.

„Wohlan, es sei, du harter Kopf! weil du denn so halsstarrig bist, so bleibe bei deinem Regiment, ich werde nicht an dich vergessen."

„Das „harter Kopf" ist wahr;" sprach der Soldat, indem er die Hand an die Mütze legte; dann machte er einige Schritte, um sich zu entfernen; kehrte aber, sich besinnend, wieder zurück und sprach:

„Unter anderem, mein Kaiser! ich sagte Ihnen ich brauchte nichts: so wahr Marc Chaussard ein ehrlicher Mann ist, ich war ein Lügner. Wenn Sie mir einen alten Oberrock verschaffen könnten, um den meinigen zu ersetzen — denn meiner figurirt nur in dieser Eigenschaft auf meinen Schultern — so wäre ich Ihnen sehr dankbar . . . Ich verlange nichts mehr als das, mein Kaiser und dann sind wir quitt."

Napoleon konnte sich des Lachens nicht erwehren.

„Einen Oberrock!" widerholte er; „ich werde dir einen verschaffen . . . du hast nicht Zeit zu warten, he?"

„Nicht lang, mein Kaiser, leider nur zu wahr."

Napoleon trug über seinem grünen Sammt-Pelzrock einen blauen Mantel, den Constant, sein erster Kammerdiener, ihm wohlweislich in dem Moment über die Schultern geworfen hatte, als der Schnee zu fallen angefangen hatte. Durch eine schnelle Bewegung entledigte er sich dieses Mantels und sprach, indem er ihn dem Grenadier auf den Kopf warf:

„Da, nimm! das ist so viel, wie ein Oberrock . . das gehört dir, ich gebe ihn dir."

Der Soldat sah wie verdutzt bald auf den Mantel, bald auf den Kaiser. Er wollte eben etwas einwenden, als ihm Napoleon mit strengen Worten den Mund schloß.

„Nimm!" sagte er ihm; „ich will es."

„Nun denn, danke, mein Kaiser."

Und Napoleon entfernte sich, während Marc Chaussard, den Mantel mit schwacher Hand aufhebend, einen seiner Kameraden bat, ihm den Mantel auf die Schultern zu legen.

„Er hat, meiner Seele, Recht, der kleine Korporal;" brummte der Grenadier in den Bart; „das ist noch besser, als ein Commissoberrock. So einen Kaiser lasse ich mir gefallen; der zieht seinen Rock aus, um einen seiner Soldaten zu bekleiden! ich habe vielleicht nicht Recht gethan, ihn anzunehmen . . . aber, stille! der kleine Korporal hat befohlen und der Grenadier muß dem Commando gehorchen."

Marc Chaussard hob stolz den Kopf in die Höhe und trat wieder zurück in die Reihen des Peletons Soldaten, das ganz allein das 84ste Linienregiment repräsentirte. Er dachte nicht mehr an seine Wunde und trotz alles Drängens des Chirurgen und selbst des Obersten wollte er sein Regiment nicht verlassen.

II.

Die französische Armee setzte unter beständigen kleinen Gefechten ihren Rückzug fort. Die Russen hatten schon im Vorhinein in den Schneemassen ihr Grab angezeigt; ihre Verfolgung wurde von Tag zu Tag lebhafter, hartnäckiger und die Straße, auf der die Ueberreste der Regimenter zogen, war mit Leichen besäet. Aber auch in dieser großen Unordnung, in dieser Verwirrung gehorchten doch einige Corps den Gesetzen der Disziplin; sie marschirten, als wären ihre Reihen complett. Besonders eins von diesen, das 84ste zeichnete sich durch seine heroische Haltung aus und in seinen dünngesäeten Reihen machte sich ein Mann in einem blauen Mantel bemerkbar, dessen Luxus sonderbar gegen das miserable Aussehen seiner Kameraden abstach. Er war immer der erste im Feuer, obwohl er nur einen Säbel trug. Seine in der Kälte erstarrten Finger konnten kein Gewehr mehr handhaben; aber er feuerte seine Kameraden an; trieb sie durch Worte an, dirigirte das Feuern und mehr als ein russischer Offizier, den er den französischen Kugeln bezeichnete, fiel als ein Opfer der Erfahrung des alten Soldaten; ihn aber schien keine Kugel zu erreichen; er schien unverwundbar oder glaubte, es wenigstens unter dem Mantel des Kaisers zu sein.

Aber er behielt ihn nicht immer für sich, diesen schützenden Mantel. Wenn er einen seiner Kameraden verwundet fallen sah, eilte er gleich zu ihm, zog seinen Mantel aus, um diesen zu bedecken, um seine erfrorenen Glieder zu erwärmen. Er hatte oft erklärt: der Mantel Napoleons gehöre dem 84sten Linienregiment.

Dieser Soldat war Marc Chaussard.

Bis zu dem Uebergange über die Berezina ging Alles ziemlich gut für ihn. Er überschritt diesen Strom unter dem Kartätschenfeuer Tschitschakow's und des Grafen Pahlen und marschirte dann mit ungefähr dreißig Mann, die dieser letzten Katastrofe entgangen waren, auf Wilna zu. Aber nun vollendeten Elend und Verzweiflung die gänzliche Auflösung seines Corps. Bei den meisten Soldaten wurde der Edelmuth durch den Egoismus verdrängt. Das Eigenthumsrecht wurde nicht mehr respektirt; der allein gefundene Soldat, der einige Erdäpfel oder ein schönes Kleid hatte, entging schwer der Habsucht der schrecklichen Maredeurs, die sowohl Franzosen als Russen ausplünderten. Wehe dem Soldaten, der sich von den Colonnen entfernt hatte! er wurde unbarmherzig ausgeplündert und mußte oft genug seinen Widerstand mit dem Leben bezahlen.

So traf auch unser Marc Chaussard eines Tages drei sächsische Küraßiere, welche demontirt, mit ihm einen Weg gingen. Als sie die goldene Agraffe bemerkten, die den Mantel des alten Soldaten auf den Schultern zusammenhielt, wollten sie sich des Mantels bemächtigen und griffen schon danach; da schrie ihnen Marc Chaussard zu:

„Halt, ihr Unglücklichen! rühret diesen Mantel nicht an; er hat dem Kaiser gehört!"

Diese mit einer gewissen Energie hervorgestoßenen Worte, imponirten den sächsischen Soldaten; sie sahen ein, wie unrecht es wäre, den verwundeten Grenadier zu berauben. Die Leute erröthteten ob ihres verbrecherischen Gedankens und erboten sich sogar Marc Chaussard zu beschützen, der ihren Schutz recht gut brauchen konnte, denn seine Wunde hatte sich wieder geöffnet und nur, indem er sich auf die Arme der beiden Küraßiere stützte, vermochte er bis nach Wilna zu kommen.

Nun war aber das 84ste oder vielmehr, was von diesem Regimente übrig geblieben war, nicht mehr in Wilna. Marc Chaussard glaubte daher, er könne jetzt, ohne seiner Pflicht zuwider zu handeln, in eines der hier eingerichteten Militärspitäler gehen. Er erinnerte sich des Rathes, den ihm Napoleon gegeben hatte und diese Erinnerung machte alle Skrupeln des Verwundeten verstummen. Uebrigens war es ihm auch unmöglich, weiter zu marschiren; die Strapazen eines langen Marsches, die Entbehrungen aller Art, die er hatte ausstehen müssen, hatten seinen Zustand bedeutend verschlimmert; er konnte sich kaum aufrecht erhalten. Der alte Soldat bat also nur ein Asyl in dem Spitale von Wilna und der Chirurg en Chef, dem er durch die Geschichte mit dem Mantel vortheilhaft empfohlen war, beeilte sich, ihm alle Hilfe seiner Kunst angedeihen zu lassen. Aber es war schon zu spät: Marc Chaussard sah nur zu bald ein, daß er sich entschließen müsse, sowohl dem Leben als dem Mantel Lebewohl zu sagen; das Opfer des Einen kostete ihn soviel als das Verlassen des Andern. Als Mark Chaussard sich überzeugte, daß er dreihundert Meilen vom Vaterlande entfernt ins Grab steigen müsse, tröstete er sich mit dem Anblick des von seinem Kaiser erhaltenen Liebeszeichens, das am Fuße seines Krankenbettes ausgestreckt lag.

Indessen quälte ihn noch ein Gedanke von hoher Wichtigkeit: wem sollte er den Mantel lassen? Wem konnte er diesen Schatz übermachen? . . . Wenn das 84ste Regiment noch da wäre, so hätte er den Tapfersten des Regiments, etwa den Obristen, zu seinem Nachfolger gemacht. Und dann, er kannte nur zu gut die schrecklichen Chancen des Krieges und die Gefahr, die sein Vermächtniß laufen konnte, wenn er es nicht einem treuen Erben überließ. Aber er mußte auch sein Vermächtniß schriftlich hinterlassen. Marc Chaussard konnte aber nicht schreiben; er mußte also zu der Gefälligkeit eines andern seine Zuflucht nehmen. Diese Ideen gingen ihm im Kopfe herum, als er eines Abends den Regimentsarzt, der ihm immer viel Theilnahme gezeigt hatte, zu sich rufen ließ.

„Herr Regimentsarzt;" redete er ihn an; „habe ich noch zwei Tage?"

Digitized by Google

Der Arzt schüttelte mit dem Kopfe und antwortete nicht. Marc Chaussard verstand dieses Stillschweigen.

„Gut, gut, ich verstehe. Nun, Herr Regimentsarzt, wollen Sie mir einen letzten Dienst erweisen?"

„Gern. Um was handelt es sich? An deine Frau schreiben?"

„Herr Regimentsarzt, ich habe mich nie verheirathen wollen; ich hab's gemacht, wie meine Schwester: bin immer Junggesell geblieben."

„Vielleicht an deine Mutter?" fragte der Arzt.

„Um so weniger, da ich sie nie gekannt habe."

„An wen also denn? An deinen Vater, deinen Bruder, einen deiner Verwandten vielleicht?"

„Nein, Herr Regimentsarzt, sondern an die dritte Compagnie des zweiten Bataillons des 84sten Linienregiments ... bei dem ich zu dienen die Ehre hatte ... denn ich sehe schon, auf der Liste der Lebendigen kann ich nicht mehr figuriren."

„Wohlan, es sei!"

Und der Arzt holte eine Feder, Tinte und Papier.

„Also!" sprach er, sich dem Sterbenden gegenüber setzend; „ich schreibe."

Und Marc Chaussard diktirte folgende Zeilen:

„An meine Freunde, die Grenadiere der dritten Compagnie u. s. w.

„Liebe Kameraden!

Ich bleibe in Wilna und zwar sehr lange ... Euer Alter kann unmöglich weiter gehen. **Item:** Ich vermache und schenke euch in aller Form einen herrlichen, prächtigen blauen Mantel erster Qualität ... dieser Mantel ist Alles, was ich besitze ... Unser Kaiser hat mir ihn zu Orcha gegeben ... Herr Ossaden, Regimentsarzt, ist beauftragt, ihn Euch zu überreichen ..."

„Einen Augenblick, mein Guter," unterbrach ihn der Regimentsarzt; „was Teufel willst du, daß die Compagnie deines Regiments mit diesem Mantel mache?"

„Nur Geduld, ich bin noch nicht fertig; weiter:

Item: Ich will und befehle, daß hinsichtlich besagten Mantels, der Regimentsschneider ihn, nach dem Effectivstande der Compagnie, in gleiche Theile schneide und zwar so, daß jeder Mann ein Andenken habe von seinem Kaiser ... und von

Marc Chaussard."

„Diese Reliquie ist schon was werth;" sprach der Arzt; indem er die letzten Worte des Testaments niederschrieb.

Marc Chaussard konnte kaum seinen Namen zeichnen; er brachte ihn, mit Hilfe des Arztes, so gut er konnte, heraus.

„Jetzt," sprach der Sterbende; „will ich mich auch gegen Sie meiner Schuld entledigen. Hier ist mein Kreuz, mein Kreuz von Wagram! Nehmen Sie's, es gehört Ihnen, Herr Regimentsarzt, es wird Ihnen Glück bringen."

Der Arzt empfing das Kreuz und sprach gerührt, indem er die schon erstarrte Hand des alten Grenadiers drückte:

„Sei ruhig, mein Tapferer! Mantel und Brief werden an ihre Adresse gehen."

Als der Arzt zwei Stunden nach dieser Scene, die den Kranken so bewegt hatte, ihn wieder besuchen wollte, hatte er zu leiden aufgehört; aber seine Züge zeigten keine Spur des Todeskampfes; sein Gesicht blickte sanft und heiter, blos seine krampfhaft geballten Hände drückten den nie von ihm gewichenen Mantel des Kaisers an seine Brust.

III.

Als Napoleon am 2. Mai 1813 das Schlachtfeld bei Lützen besichtigte, hielt er sich einige Zeit im Dorfe Kaya auf, das der Schauplatz eines hartnäckigen Kampfes gewesen war. Er fragte, zu welchem Regimente die Soldaten gehört hätten, die die Wegnahme der preußischen und russischen Batterien mit ihrem Leben bezahlt hatten. Es lagen da hundert und fünfzig Grenadiere neben den feindlichen Kanonen, die sie noch im Tode zu hüten schienen.

Das war die dritte Kompagnie vom zweiten Bataillon des 84sten Linienregiments; ein Jeder von den Offizieren und Soldaten, wie sie da lagen, trug auf seiner Brust ein kleines Stück blaues Tuch: Jeder von ihnen war Erbe des Marc Chaussard, dessen Wilnaer Testament treu vollstreckt worden war.

Digitized by Google

Das nächtliche Fest.

Von W. A. Gerle.

Eine Witwe.

Schon war es dunkel geworden, als ein leichter Reisewagen auf der Landstraße den Thürmen der Residenz entgegen rollte, in welchem zwei wohlgestaltete junge Männer saßen, Herr und Diener, der allbeliebte Marquis Belment, der Sohn eines französischen Emigranten, doch in Deutschland geboren und erzogen, Geheimsekretär und Favorit des Markgrafen Adolar, der eben von einer geheimen diplomatischen Sendung zurück kam, ein Ehebündniß abzulehnen, das seinem Gebieter von einem fürstlichen Verwandten ziemlich nahe gelegt worden war, und hatte allen Grund zu hoffen, der Markgraf werde mit der gewandten und delicaten Führung dieser Angelegenheit vollkommen zufrieden sein.

Der zweite war sein Lieblingsdiener Otto, mit ihm aufgewachsen, und daher, ganz gegen die Sitte des neunzehnten Jahrhunderts, noch immer der Vertraute seines Herrn, wie in der Rococo-Zeit, der sich manchmal größere Freiheiten gegen denselben herausnehmen durfte, als man in der Regel in unserm aufgeklärten Sekulum der Livree zugestehen will.

Beide Reisende waren in tiefe Gedanken, doch von sehr verschiedener Gattung, versenkt. Der Marquis hatte in der Residenz seines Gebieters drei Wesen zurück gelassen, an welchen sein Herz hing, seinen Fürsten, der ihm so eben einen neuen Beweis seines grenzenlosen Vertrauens gegeben, einen Freund, der dem Fremdling mit der rührendsten Zuneigung entgegen gekommen, und selbst die Gunst seines Lehnsherrn ohne Neid mit ihm theilte; der dritte Gegenstand, dem sein Herz in Sehnsucht entgegen schlug, war eine Dame, mit der ihn der innigste Seelenbund vereinte. Die Freiin Natalie von Riese, jung, schön, geistvoll und reich, war seit acht Monaten Wittwe, und die beiden Liebenden erwarteten nur den Ausgang des Trauerjahres um ihre Liebe und ihre Verbindung öffentlich kund zu thun. Nun war in des Marquis Seele die Frage aufgetaucht, ob er im Dunkel des bereits herabgesunkenen Abends noch den Gebieter, den Freund oder die Geliebte aufsuchen sollte? Otto's Gedanken beschäftigten sich mit profaischern Gegenständen; er war nämlich müde, schläfrig und hungrig, dachte daher an nichts mit größerer Sehnsucht, als an ein gutes Abendbrod und sein schwellendes Lager, auf dem er sich in seiner Phantasie schon behaglich dehnte und streckte, als sich die Ueberlegung seines Herrn in lautes Denken Luft machte, und er rief:

„Wo soll ich hin?"

„Nach Hause, gnädiger Herr!" entgegnete Otto phlegmatisch, und da die Gedanken des Marquis einmal ausgesprochen waren, theilte er dem getreuen Diener den Kampf mit, den drei Gefühle in seinem Innern stritten.

„Wahrlich, gnädiger Herr!" kopfschüttelte Otto, „ich dächte, das Beste wäre, Sie führen geradesweges in ihre Wohnung und beschliefen sich die Sache, wohin Sie eigentlich zuerst hätten sollen. Guter Rath kommt, wie bekannt, über Nacht, und ich glaube, den drei Herrschaften wird es selbst lieber sein, wenn Sie erst morgen, hübsch bei Tage kommen, wo man gehörig sehen kann, wie Ihnen die kleine Reise angeschlagen hat. Seine Erlaucht sind wahrscheinlich in der Assemblee, der Herr Kammerherr machen vielleicht einer Dame die Cour, und die Frau Baronin, die in stiller Abgeschiedenheit der Trauer um den hochseligen Gemal ihre Tage widmet, liest wohl im Lamartine oder Beranger — oder wie die Leute heißen; — folglich würden Sie alle drei durch einen Besuch in dieser schwarzen Nacht nur stören."

Unter diesen Gesprächen war der Reisewagen an das hohe eiserne Gitter eines prachtvollen Gartens gekommen, durch dessen Baumwände das Licht einer großen Lampe heraus schimmerte, und es ging Otto, wie allen Rathgebern, welche nicht gerade den Rath geben, welchen man zu erhalten wünscht. Der Marquis befahl anzuhalten, sprang leichtfüßig heraus und rief mit gedämpfter Stimme seinem treuen Otto zu:

„Fahre nach Hause, und erwarte mich. Natalie sitzt noch in ihrer Laube, es wäre himmelschreiendes Unrecht an ihr und mir, wenn ich den süßen Augenblick des Wiedersehens auf morgen verschieben wollte."

Durch eine Anordnung, welche wenigstens Otto der erwünschten Ruhe zueilen ließ, war dieser mit der zärtlichen Ungeduld des Gebieters so ziemlich ausgesöhnt, und fuhr ganz gemüthlich nach Hause, während sein Herr in banger Ungeduld an der hohen Gitterpforte zurück blieb.

Alle Drei.

Der Marquis war, leider! sehr eifersüchtig, obschon ihm die tugendhafte Natalie nie den leisesten Grund dazu gegeben, und selbst in diesem Augenblick der süßesten Erwartung war er nicht ohne Besorgniß, ob nicht ein glücklicher Nebenbuhler seine Abwesenheit benutzt, und Natalie vielleicht in diesem Augenblicke eines seiner zärtlichen Briefchen lese oder beantwortete. Er läutete am Gitterthore auf eine Weise an, die Emerentia, Nataliens Kammerfrau, erkennen mußte; aber selbst als in der folgenden Sekunde Emerentia schon an der Pforte war, erwachte in seinem argwöhnischen Gemüthe neues Mißtrauen, ob sie, — so schnell bei der Hand — nicht auf einen Andern gewartet habe?

„Herr Marquis! sind Sie es?" flüsterte Emerentia, und goß mit diesen wenigen Lauten Trost und Beruhigung in die Seele des Geängstigten.

„Wir hofften heute auf Sie," fuhr die Kammerfrau fort, „doch fürchtete die gnädige Frau, es könnte Jemand Anderer kommen."

Der Marquis folgte der vorwärts eilenden Emerentia mit raschen Schritten; aber Nataliens Furcht, „es könne jemand Anderer kommen," hatte neue Unruhe in seiner Seele erregt, die jedoch im Anschauen der Geliebten und ihrem innigen Liebesgruß schnell unterging.

„O mein Felix!" rief Natalie, „es wird doch nichts Abentheuerliches geschrieben, das nicht einigen Grund hat. Neulich las ich in einer englischen Dichtung von einem Volke, das nur von dem Dufte der Früchte und Blüthen lebe. Ich fand das thöricht, und doch lebe ich nur, wenn ich dich sehe, und erkenne daraus, wie ein Sinn allein dem Menschen Leben verleihen kann."

„Holde Natalie!" entgegnete Felix, die Braut innig an sein Herz drückend, „mache mich nicht stolz durch deine Liebe, die ich wahrlich nicht verdiene, wenn mir nicht die Fülle der meinigen ein Recht darauf gibt. Wahrlich, Geliebte! du kannst einen Mann finden, der mehr von seiner Liebe spricht, doch keinen, der dich mehr liebt, als ich."

Felix mußte Natalien von seiner Reise erzählen, und sie waren ganz verloren in süßes Liebesgeländel, als von Neuem die Glocke an der Eingangsthüre ertönte. Mit wildem Blicke fuhr Felix von Nataliens Seite auf, die ebenfalls einige Unruhe zeigte.

„Wer kann nur diese Stunde noch an deinem Garten anzuläuten wagen?"

„Weiß ich es? Vielleicht ein Irrthum!"

Emerentia eilte mit der Anfrage herzu, ob sie öffnen solle, Natalie verneinte; doch Felix meinte, wer um diese Stunde anläuten dürfe, dem stehe auch das Recht zu, Eingang oder Antwort zu verlangen, und um die eifersüchtigen Grillen des Geliebten niederzuschlagen, willigte Natalie ein, daß Emerentia nachzuschauen gehe, wer an der Pforte geläutet habe.

„Felix!" versetzte Natalie ernst, „kannst du meiner Liebe mißtrauen?"

Digitized by Google

„Nein," entgegnete Felix schmerzlich bitter, „ich mißtraue nur meinem Geschick."

Emerentia kam zurück, zu melden, der Kammerherr von Saar sei an der Pforte, und bitte um die Gnade, ein Paar Worte mit der gnädigen Frau zu sprechen; sie habe vergegeben, sie hätte den Schlüssel vergessen, und kam, zu fragen, ob sie den Kammerherrn einlassen dürfe? Natalie verneinte, doch in wilder Bewegung rief der Marquis:

„Genug der Heuchelei! nun wird mir deine kluge Vorsicht klar, und ich weiß, warum ich dem Freunde nichts von meiner Liebe sagen durfte. —"

„Ich glaube," entgegnete Natalie, auf ihre Halbtrauer deutend, „die Ursache sei dir bekannt."

„Du wolltest keinen den zwei Verehrern einbüßen."

„Ich muß dir bekennen, der Kammerherr —"

„O, kein Bekenntniß; hier ist ja keine Tortur, dir eines abzupressen. Hier bin ich der Gefolterte, und du willst deine Schuld bekennen? — das wäre ja die verkehrte Welt!"

„Von Schuld ist hier nicht die Rede, nur meine Unschuld will ich dir beweisen. Mag Saar mich lieben, er hat dies nie geäußert, und du darfst nur hier bleiben, um zu hören, was ihn zu so später Stunde noch in meinen Garten führt."

„Ei, ein Kammerherr wird doch in Gegenwart des betrogenen Nebenbuhlers zu schweigen verstehen."

„Zieh dich hinter diese Taxuswand zurück, so kannst du, ungesehen, ein Zeuge unseres Gespräches sein, und, wenn er es wagt, mir ein Geständniß zu thun, meine Antwort hören."

Felix nahm den Antrag seiner Verlobten an, doch mit der argwöhnischen Bedingung, daß er sich ihr gegenüber im Gesträuch verberge, um sie stets im Auge zu behalten, und, so wehe Natalien dies unverdiente Mißtrauen that, konnte ihre Liebe doch dem Geliebten nichts versagen.

„Verzeihung, meine Gnädige!" versetzte der Kammerherr nicht ohne Verlegenheit, „daß ich es wage, zu so ungewöhnlicher Stunde Sie zu belästigen. Ich bin gesandt, Sie zu sehen, und wahrlich, ich begreife jetzt, wie selbst die höchste Lust zur Pein werden kann."

„Gesandt? — also zwei Räthsel statt einem. Schon Ihr Kommen um die späte Nachtzeit hat mich, offen gestanden, sonderbar überrascht, das „Gesandt" erhöht mein Befremden, und Sie müssen mir gestehen, die Stunde ist für Eines wie für das Andere schlecht gewählt."

„Das Eine dieser Räthsel will ich Ihnen aufrichtig erklären, das Zweite muß Ihnen wohl längst gelöst sein, denn, wenn ich auch meinen Lippen Schweigen . . ."

„Halten Sie ein, Herr von Saar!" unterbrach ihn Natalie mit scharfem Nachdruck, „war etwas in meinem Betragen, das Sie berechtigte mir, — und um diese Stunde — ein Bekenntniß dieser Art zu thun?"

„Verzeihung — ich vergaß, daß ich nur ein Bote bin. So hören Sie denn die sonderbarste Begebenheit, die sich je zutrug: Ein Verliebter, welcher auf Hoffnung gerechte Ansprüche hat, wählt den zum Vertrauten, der in hoffnungsloser Flamme für dieselbe Dame vergeht. — Der Markgraf hält vor der Gartenthüre und erbittet sich durch mich ein Glas Limonade, um seinen Durst zu stillen."

„Wie! der Markgraf?"

„Bittet um eine Gunst, die Sie ihm nicht versagen können, und ich bin so unglücklich, ihn selbst her führen zu müssen."

Die Wände haben Ohren und — Augen.

Während der Kammerherr den Fürsten in den Garten führte, wollte Felix schnell entfliehen, denn sein Gebieter durfte ihn nicht hier finden, bevor er ihm Bericht von seiner Mission erstattet; doch Natalie bat ihn dringend, noch in seinem Versteck zu bleiben, damit er sich überzeuge, wie sie des Fürsten Liebe, wenn etwa dieser Abendbesuch ein Geständniß seiner Leidenschaft zum Grunde haben sollte, auf einmal jeder Hoffnung berauben wolle. Felix kehrte in das Gebüsch zurück, und Natalie, welcher die Kammerfrau vorleuchtete, ging dem Markgrafen bis an die Hauptallee des Gartens entgegen.

„Euer Erlaucht," versetzte Natalie mit ehrfurchtsvoller Verbeugung, „beglücken mein Haus über alle Maßen."

„Halten Sie ein, schöne Frau!" entgegnete der Markgraf mit zärtlicher Galanterie, „Ihre Artigkeit klingt fast wie Ironie, weil ich diesem Hause noch zu wenig Aufmerksamkeit schenkte; doch Sie sind in Ihrer übergroßen Trauer ja fast unsichtbar am Hofe."

Auf Nataliens Bitte hatte der Markgraf Platz genommen, und während Emerentia die Limonade bereiten ließ, sandte er den Kammerherrn mit der Equipage voraus zu seiner Cousine, Gräfin Jucunde, die ihn zum Souper erwartete, und Felix, die zärtlichen Blicke bemerkend, in welchen sich die Leidenschaft des Fürsten aussprach, beherrschte nur mit der größten Anstrengung seinen Schmerz und Ingrimm. Saar hatte sich entfernt, und der Markgraf pries sein Glück, mit der Schönsten der Frauen ohne Zeugen zu sprechen.

„Gnädigster Herr!" erwiederte Natalie mit einem Anfluge von Schalkhaftigkeit, „ich bin nie mit einem Herrn allein, denn wenn nach dem Sprichworte die Wände Ohren haben, sind diese Taxuswände von so wunderbarer Beschaffenheit, daß sie nicht nur hören, sondern auch sehen."

Der Markgraf setzte, indem er ein Gespräch einleitete, das mit einem Geständniß seiner Neigung zu enden drohte, die Geduld des Marquis auf eine harte Probe; als er aber endlich im wachsenden Feuer des Dialoges Nataliens Hand ergriff, die sie fruchtlos zurück zu ziehen suchte, da konnte er sich nicht mehr halten, hüllte sich in seinen Mantel, und stürzte durch die dunklen Alleen der Gartenpforte zu.

„Was ist das?" rief der Markgraf, von seinem Sitze auffahrend, „ein Mann!"

Sprachlos vor Schrecken, konnte Natalie den Markgrafen nicht aufhalten, der Felix verfolgte; doch war der Schnellfüßige bereits entkommen, und in einem der dunkeln Bogengänge begegnete der Fürst Otto, der seinem Herrn nachgefolgt war, weil er in seiner Wohnung vernehmen, daß der Markgraf mehrmals im Tage und noch spät Abends hatte nachfragen lassen, ob sein Geheimsekretair denn noch immer nicht daheim sei. Er hatte die Pforte offen gefunden, und stand, zum Tode erschrocken, vor dem zürnenden Markgrafen, dem Natalie gefolgt war, um, wo möglich, Unheil zu verhüten.

„Wer bist du?" rief der Markgraf.

„Ich — wer ich bin? — ei, ein Famulus — ein schlechter Knecht, der gar nicht werth ist, daß sich ein so vornehmer Herr nach ihm erkundigt,"

„Und wer ist der Vermummte, der durch diesen Gang entfloh?"

„Ja, Euer Gnaden! eben weil er in seinem Mantel eingewickelt war, konnte man das nicht sehen — theils auch wohl wegen der Finsterniß."

„Bist du etwa sein Diener? — oder kennst ihn?"

„Ich? — Gott bewahre!"

„Wem dienst du denn also?"

Otto zeigte stumm auf Natalien, und folgte gern dem Winke sich zu entfernen, den ihm der Markgraf gab, worauf er sich zu Natalien wandte.

„In der That, Frau Barenin," versetzte er, nicht ohne Spott in Ton und Geberde, „Sie haben ganz recht, in Ihrem Garten haben die Wände Augen und Ohren. Schlafen Sie wohl!"

Eine schlaflose Nacht.

Mittlerweile war dem Kammerherrn, dessen Seele in dem Gedanken verging, daß der schöne Fürst allein bei dem Gegenstand seiner hoffnungslosen Liebe sei, noch eine zweite bittere Aufgabe zugefallen, die Ungeduld der eifersüchtigen Gräfin Jucunde zu beschwichtigen, auf deren wiederholte Fragen, wo denn der Markgraf bleibe, er immer antworten mußte, er habe ihn am Spieltische verlassen.

Digitized by Google

„Ach, Saar!“ seufzte die Gräfin, in banger Ahnung ihres Schicksals, „wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Wer hätte damals, als Adelar in wilder Verzweiflung die Welt durchstürmte, weil das Gebot des Vaters mich meinem hochbetagten Gemale verband, wer hätte in jener Zeit gedacht, daß ein so glühender Liebhaber einst für ein anderes Vergnügen einen Sinn haben könnte, als bei mir zu sein? — Nun hat der Tod meine verhaßten Fesseln gebrochen, ich bin seine erklärte Braut, ich bringe ihm eine Grafschaft zur Mitgift, und er — spielt Ombre oder Whist, während ich in Schmerz und Bangen seiner harre.“

Der Kammerherr schwieg, von seinen eigenen düstern Gefühlen überwältigt, und als die Gräfin ihn aufforderte, ihr offen zu sagen, ob er nicht etwa vermuthe, daß der Fürst sein Herz von ihr abgewandt, beruhigte er sie mit zweideutiger Wahrheitsliebe, dieses sei gewiß nicht der Fall; denn der Kammerherr vermuthete ja nicht, er wußte durch seines Gebieters eigenes Geständniß, daß eine Andre in seinem Gemüthe herrsche, und Jucundens Glückstraum zu nichte zu machen drohe.

Es war Mitternacht, die Gräfin befahl aufzutragen, und nachdem sie mit dem Kammerherrn und ihrer Gesellschafterin gespeist hatte, empfahl sich jener und die Gräfin ging in ihr Schlafgemach einer schlaflosen Nacht entgegen.

„Auch Felix's Augen floh der Schlummer und in diesen ruhelosen Stunden reifte der Entschluß, Natalien, welcher er die Kraft nicht zutraute, seiner Liebe den Glanz eines Fürstenthrons zu opfern, freiwillig zu entsagen, und in das Land seiner Väter zu fliehen, wo er, wenn auch nicht Trost und Glück, doch Zerstreuung und Betäubung zu finden hoffte.

Der erste Gast, der ihn am Morgen heimsuchte, war Saar, der ihn mit zärtlichen Vorwürfen begrüßte, daß er erst durch Zufall seine Anwesenheit erfahren mußte, doch konnte ihm Felix mit vollem Recht versichern, er sei der erste Mann, den er nach seiner Rückkehr gesehen.

„Mein theurer Felix!“ rief der Kammerherr, ihn wiederholt umarmend.

„Nenne mich Infelix!“ entgegnete der Marquis, mit dem Tone des bittern Seelenleidens; „denn so hätte man mich taufen sollen. An meinem Schicksal scheitern Freundschaft und Liebe, wenn sie es zu versüßen streben, ich soll unglücklich sein, wie nie ein Mann, und ich gleiche dem unfreiwilligen Pilger, der in ein Paradies gesandt wird, doch nicht, es zu genießen, sondern um es durch seine unheilbringende Nähe zu zerstören.“

„Welche finstern Grillen! was hast du vor?“

„In kurzer Zeit diese Stadt auf ewig zu verlassen.“

„Unmöglich!“

„Aber gewiß. Ich reise in wenigen Tagen nach Frankreich.“

„So schnell? Fast möchte ich argwöhnen, die Liebe ziehe dich dorthin.“

„Die Lüge ist mir fremd! Ja, die Liebe ist es, die mich von hier vertreibt.“

„Dann begreife ich nicht, wie du so lange hier bleiben konntest; denn, ob ich schon ohne Hoffnung liebe, so vermöchte ich doch nimmer den Gedanken zu ertragen, eine Stadt zu verlassen, welche ihre Nähe zum Himmel auf Erden machte.“

„Wie, du liebst? — liebst in dieser Stadt? und ich habe davon Nichts erfahren?“

„Vorwürfe würden dir schlecht anstehen, da auch du mir ein Geheimniß aus deiner Neigung machtest, die doch so stark ist, daß sie dich von einem Fürsten, der dich schätzt, von Freunden, die dich lieben, loszureißen droht. Doch ich will dir ein Beispiel der Aufrichtigkeit geben, mögest du es nachahmen.“

Noch eine Confidence.

Ein Kammerdiener des Markgrafen wurde gemeldet, welcher dem Marquis anzeigte, Seine Erlaucht wären bereits sichtbar, und erwarteten den Herrn Geheimsekretär, um sich mit ihm über das erhaltene Schreiben Seiner Durchlaucht des Fürsten Benedict zu besprechen. Felix segnete diese Störung, welche einem Geständniß ein Ziel setzte, das ihn über nichts belehren konnte, was er nicht, leider! schon wußte, und dessen Offenheit ihn nur zu beschämen drohte, da er dasselbe weder erwiedern wollte noch konnte.

Mit herzlicher Freundlichkeit empfing der Markgraf seinen Liebling und rief ihm vergnügt entgegen:

„Wahrlich, Belmont! Sie haben ein diplomatisches Meisterstücke gemacht. Mein Vetter schreibt mir voll Herzlichkeit; doch erwähnt er mit keinem Worte mehr des Planes einer näheren Verbindung unsrer Häuser. Er will nächste Woche herüber kommen, mich zu besuchen, doch — verstehen Sie? — Prinzessin Rosa kommt nicht mit. Nun, ich will auch Alles aufwenden, ihn mit Glanz zu empfangen. Benedict liebt etwas extravagante Lustbarkeiten — ein allgemeines Maskenfest im Park soll ihn nach Italien hinüber zaubern. Ich bin frei und das verdanke ich Ihnen, mein lieber Belmont! wie soll ich Ihnen danken?“

„Wahrlich, Euer Erlaucht“ entgegnete Felix stockend — „ich hätte eine große Bitte, die ich kaum auszusprechen wage —“

„Was könnten Sie verlangen, daß ich nicht gern gewährte?“

„So bitte ich denn um meine Entlassung, und die Erlaubniß nach dem Vaterlande meiner Väter zurückkehren zu dürfen, da die politischen Verhältnisse den Bann gelöst haben, der dort auf meinem Namen ruhte.“

„Wie, Sie wollen nach Frankreich? — Ein toller Einfall! und woher so plötzlich dieser Patriotismus für das Vaterland Ihrer Väter?“

„Mehr noch als wegen mir selbst, macht das Glück einer Dame, die ich verehre, meine Entfernung nöthig.“

„Ist es eine französische Dame, die Sie lieben, so will ich Ihnen Urlaub geben, sie abzuholen, und als Gemalin an meinen Hof zu führen.“

„Das ist es nicht, Euer Erlaucht.“

„Ich bin herzlich froh, daß ich Ihnen nicht, wie es in alten Zeiten Mode war, durch Eid und Handschlag im Voraus die Gewährung Ihrer Bitte verbürgt habe; ich müßte mein Fürstenwort doch brechen, denn wenn Sie mir immer unentbehrlich waren, so sind Sie mir es gegenwärtig doppelt, da ich, Ihre Mitwirkung zur Veranstaltung der Feste für meinen Vetter abgerechnet, noch von Ihrem Geist und Ihrer Gewandtheit, wie Ihrer Anhänglichkeit an meine Personen in dem wichtigsten Moment meines Lebens Rath und That zu erhalten hoffe, die ich umsonst bei all den faden Höflingen suchen würde, die mich umgeben. Haben Sie mir diese ertheilt, und ist Benedict heimgekehrt, dann wollen wir wieder von Ihrem Wunsche sprechen, wenn die patriotische Grille nicht mittlerweile vorübergegangen ist — doch habe ich nichts versprochen.“

Der Schlag der Audienzstunde ersparte Felix zum zweiten Male die Qual, der Vertraute eines Liebhabers seiner angebeteten Natalie zu werden; doch war es diesmal nur eine kleine Verzögerung, denn der Markgraf befahl ihm, zu bleiben, und noch vor der Tafel nahm er seinen Arm, und vertraute ihm auf einem Spaziergange durch die Schattengänge des fürstlichen Parks nicht allein seine unbezwingliche Leidenschaft für Natalie, sondern auch sein Abenteuer in ihrem Garten, wo ein glücklicher Geliebter vermummt seiner Verfolgung entkam, und endigte mit dem Auftrag, durch seine Leute das Haus der Baronin genau bewachen zu lassen, das er nach dem Auftritte, den sein letzter Besuch veranlaßt, eben so wenig mehr selbst besuchen, als sich seiner eigenen Domestiken zu solchen Observationen bedienen konnte; durch ihn hoffte er zu erfahren, wer der Vermummte gewesen, und ob Natalie vielleicht doch unschuldig sei.

Als er Markgraf Felix verließ, blieb dieser in einem wahrhaft trostlosen Zustande zurück. Er kam von einer kleinen Reise zurück, er wurde von den drei Personen, die er hoch hielt, mit allen Zeichen der reinsten Neigung bewillkommt, und doch hätte der Verrath von allen Dreien seine Seele nicht schmerzlicher foltern können. Sein Herr schenkte ihm, dem zärtlichsten Freunde gleich, sein volles Vertrauen, ohne zu ahnen, daß der, in dessen Busen er sein Herz ausschüttete, eben der gefürchtete Rival sei, über wel-

Digitized by Google

chen er durch ihn selbst Aufklärung erhalten wollte. Auch Freund Saar war aufrichtiger gegen ihn, als er es sein durfte, und vollends stand die Geliebte rein wie ein Engel des Lichts vor ihm, da die Geständnisse zweier unglücklicher Verehrer es über jeden Zweifel erhoben, daß sie nie einem derselben einen Schatten von Hoffnung gewährt hatte. Was blieb ihm nun zu thun übrig? — Sollte er undankbar an seinem vertrauensvollen Fürsten, grausam gegen die Geliebte selbst — die aus einer der edelsten Familien entsprossen, wohl Anspruch auf die Hand des Markgrafen machen konnte, wenn gleich dieser seine Absicht nicht deutlich ausgesprochen — mit berechnender Eigensucht nur an seinen Vortheil denken, und ihren Glanz vernichten? Das Resultat einer langen schmerzvollen Ueberlegung war die Befestigung des großmüthigen Entschlusses, auf sein eigenes Glück zu resigniren, und weder undankbar gegen den Markgrafen, noch falsch gegen den Freund, und egoistisch der Geliebten gegenüber zu erscheinen.

Das Maskenfest.

Fürst Benedict hatte Wort gehalten, seinen Vetter Adolar nach kurzer Frist zu besuchen, und, wie dieser es versprochen, verwandelte sich seinem zu Ehren, die Residenz des Markgrafen in eine italienische Stadt zur Carnevalszeit. — In den buntesten zum Theil grotesken Travestirungen zieht die Bevölkerung, theils zu Fuße, theils auf den abenteuerlichsten Fuhrwerken durch die Straßen dem fürstlichen Parke zu, der zum Mittelpunkt der Festlichkeit herausgeschmückt worden war. Hier erscheinen Charaktermasken aller Nationen, nebst Idealen und dramatischen Charakteren in bunter Mischung durcheinander. Pulcinella Arm in Arm mit Wallenstein, ein Markquis in weiß seidnen Strümpfen, einem Kleide von Drap d' Argent, Lockenperücke und Haarbeutel, zwischen Medea und der Mutter aus dem Volke, Marie Jeanne; dort wandelt ein derber Geselle von sechs Fuß Länge als Käthchen von Heilbronn einher, während an seiner Seite ein zwölfjähriges Mädchen den Quasimodo verstellt. Ein Kranker in weitfaltigem Schlafrock flieht vor vier Verfolgern: dem Doctor mit einem Recept, das an Länge der Rolle Leporello's nicht nachsteht, auf welcher dieser die Schönen seines Herrn protokollirt hat; dem Apotheker mit der Klistierspritze; der Wärterin mit der kolossalen Medizinflasche und einem Löffel von verhältnißmäßiger Dimension, und endlich dem Sachwalter und seinem Schreiber, die das Testament aufsetzen wollen. Ein Eckensteher führt die Traurische Iphigenia, Samiel die Donna Diana am Arm, welche Figaro rasch verfolgt, während sich Gurli und Lucrezia Borgia um die Begleitung des blinden Belisar zanken. Ein verkleideter Mann im langen faltenreichen Schleppgewande schreitet mit langsamen, graviteätischen Schritten die Straße entlang und sechs Pagen tragen ihm die sieben Ellen lange Schleppe nach, während Kaliban und Martin Luther die zarte Schöne verfolgen. Ein zwergartiges Weiblein in übertriebener Kleidung der gemeinen Stände drängt sich durch die dichten Volksmassen, und fünf riesengroße Bengel, in weißen Blousen mit rosa Leibbinden und kleinen spitzen Nachtmützchen auf den dicken Schädeln, laufen ihr nach und weinen, daß sie die Mama verloren haben. Ein Kleeblatt komischer Karikaturen: ein Tanzmeister mit der dirigirenden Violine, ein Kapellmeister mit einem ungeheuern Tactirstabe und der Architect mit einem Bauplane von beträchtlicher Größe, deciren mit lauter Stimme, daß man zum Tanzen Füße, eine Stimme zum Singen brauche, und, wenn man ein Haus ohne Thor baue, könne Niemand hinein kommen. Wagen aller Art, vom fürstlichen Landauer angefangen, bis zum bescheidensten Einspänner herab, bewegen sich im Schritte inmitten der Fußgänger. Auf leichten Cabriolets fahren schwarze und rosenfarbne Domino's einher, und in einem Steuerwagen von beträchtlichem Umfange sitzt Hanswurst, dem Till Eulenspiegel, Jocrisse, Pickelhäring, John Bull, der deutsche Michel und andere nationelle komische Charakter als Gefolge dienend, aufstehen, und Sapho und Turandot rufen ihn an, mit der Bitte, sie mit sich zu nehmen. Sechszehn muthige Rosse ziehen einen kolossalen Triumphwagen, auf dem eine Pyramide von Gestalten aller Nationen und aller Zeiten aufgethürmt ist. Spanier und Sameoeden, Neuseeländer neben Chinesen und Kamtschadalen, Deutsche und Hottentotten, Tasso und die falsche Catalani, Titus und Staberl, Gottlieb Koke und Minna von Barnhelm sitzen hier friedlich neben und über einander, und eine Unzahl von Reitern, Kalmuken und Brasilianern, Türken und Ungarn, Mexikaner und die Bewohner des Nordpols auf Rennthieren und Eisbären, umschwärmen das Fuhrwerk, dem, gleichsam als Parodie, ein gebrechlicher Stellwagen folgt, von zwei mageren lebensatten Gäulen gezogen, und mit Wurstkrämern, Kesselflickern, Schäfern und Schäferinen beladen, die theils im Kasten und auf der Decke sitzen, theils an dem Schlage hängen.

Wir würden Bogen mit Beschreibungen füllen, wenn wir dem Leser all die bunten Figuren schildern wollten, die in frohem Gewühle durch die Straßen der Stadt liefen, ritten und fuhren, nur Gräfin Jucunde saß trübsinnig am hohen Bogenfenster, ohne das bunte Treiben unter demselben eines halben Blickes zu würdigen. Sie hatte durch ihre Späher erfahren, daß der Markgraf an jenem verhängnißvollen Abende, wo sie ihn fruchtlos mit dem Souper erwartet, bei Natalien gewesen sei, und beschloß, um jeden Preis sich zu überzeugen, ob die Baronin die Neigung des Markgrafen theile.

„Aber, gnädige Gräfin!" versetzte Charlotte, ihre Gesellschafterin, welcher sie ihren Entschluß mitgetheilt hatte, „wie wollen Sie das erfahren?"

„Auf die einfachste Weise," entgegnete die Gräfin; „ich frage sie selbst. Bevor ich nicht ihr Bekenntniß habe, kann ich sie nicht anklagen, nicht Rechenschaft von ihr verlangen, noch Rache an ihr nehmen, und wenn sie ihn nicht liebt, wenn er, von ihr abgewiesen, zu meinen Füßen zurück kehrt, dann will ich mir volle, glänzende Genugthuung nehmen, ich will ihn zurück zu der Spröden senden, die seine flatterhafte Neigung verschmäht, und wir verlassen diese Stadt auf immerdar."

Zwei Nebenbuhlerinen.

Eine schwarze Equipage, Kutscher und Lakaien in Trauer, hielt vor dem Portale, eine schwarzverschleierte Dame stieg aus der Kutsche — überrascht erkannte Gräfin Jucunde die gefürchtete und ersehnte Nebenbuhlerin, die nach wenigen Minuten ihr Zimmer betrat.

„Welch ein unverhofftes Glück führt Sie zu mir, meine theure Baronin?" rief Jucunde mit verstellter Verwunderung; „wahrlich, Sie hätten mich im Voraus davon unterrichten sollen, damit ich einen so seltenen Gast nach Würden festlich zu empfangen im Stande wäre."

„Ihr Spott, Gräfin!" erwiederte Natalie, „ist vielleicht verdient, weil ich so spät erst meine Pflicht erfülle; doch wird er verstummen, wenn Sie erfahren, daß ich als eine Bittende erscheine, die Rath und Trost bei der erhabenen Freundin und Gönnerin zu finden hoffte."

„Rath und Trost von mir? — wahrlich, wenn ich beide zu ertheilen vermag, so sind Sie derselben im Voraus gewiß."

„Sie werden wohl errathen haben, daß es die Liebe ist, die mich in so große Unruhe stürzt."

„Die Liebe? — und Sie suchen Rath bei mir?"

„Nur bei Ihnen, weil ich weiß, daß auch Sie lieben, und daher meinen Empfindungen Theilnahme gewähren werden. Sie sind die Erste und Einzige, der ich mein Gefühl gestehe."

„Gefühl? — für — ?"

„Für Marquis Belmont. — Hohe Röthe deckt meine Wangen, obschon ich nicht glaube, mich meiner Liebe schämen zu dürfen. Ich war noch unvermält, als ich auf einem Maskenballe den schönen Fremdling zum ersten Male sah. Wie ein Meteor stieg er am Himmel meiner Jugend auf, und, gleich einem solchen, war er mir wieder entschwunden. Ich hatte keine Hoffnung, dem schönen edlen Manne jemals im Leben wieder zu begegnen, und bewahrte sein Bild in meiner Erinnerung, wie einen wunderlieben Traum. Mein Gemal warb um mich, die Verwandten waren entzückt über die glänzende Versorgung der Waise, ich achtete ihn als väterlichen Freund — daß ich jemals noch lieben könnte, glaubte ich nicht — und wurde, ohne selbst recht zu wissen wie, Riese's treue Gattin, die ihr stilles Glück

Digitized by Google

in der Erfüllung ihrer Pflicht fand, bis Belmont wieder an diesem Hofe erschien, und gleich dem Donnerschlag aus heiterem Himmel meine erträumte Ruhe vernichtete. Ich floh seine Nähe, so viel es mir möglich war, leider aber war er der Sohn einer Verwandten meines Gemals, und besuchte selbst unser Haus öfter, bis die Krankheit des Barons immer verheerender um sich griff, so daß er keinen Besuch mehr annehmen konnte, und ich meine ganze Zeit nur seiner Pflege widmete. — Diese starb, und während die Töne des Mozartschen Requiem die Hallen des Domes mit dem Schauer der Andacht erfüllten, fielen meine Augen auf den herrlichen Felix, aus dessen Augen das heilige Feuer des Mitleids strahlte. Er war zartfühlend genug, mehrere Tage verstreichen zu lassen, bevor er mir die erste Condolenz-Visite machte, die er nur selten wiederholte; doch glaubte das Auge der Heißliebenden ein ähnliches Feuer in den seinigen zu entdecken, und auf die sonderbarste Weise verrieth sich unser wechselseitiges Gefühl, als wir nach mehreren Wochen am Grabe meines edlen Gemals zusammen traten, der gewiß den Jenseits den Bund unsrer Herzen segnete; um jedoch den Lästerzungen unsrer Stadt keinen willkommenen Stoff darzubieten, bat ich Felix, den Schleier des Geheimnisses über unser Verhältniß gebreitet zu lassen, bis die Schicklichkeit mir erlauben würde, als Verlobte des zweiten Gatten wieder in die Gesellschaftskreise einzutreten. — O hätte ich unsre Verbindung doch nie verheimlicht! — ich würde vielleicht einen unglückseligen Verfall abgewendet haben, der mich nun des Geliebten beraubt hat! Sie wissen, Gräfin! daß der Markgraf den Marquis in einer wichtigen Sendung nach * sandte; im Abenddunkel zurückgekehrt, kam Felix noch in meinen Garten; doch auch der Markgraf besuchte mich in einer Anwandlung galanter Laune, und, da Belmont seinem Herrn die Antwort des Fürsten Benedict noch nicht übergeben hatte, mußte er sich im Dickicht verstecken, wurde aber durch ein Paar unbedeutende Schmeicheleien des Fürsten zu so eifersüchtiger Wuth erregt, daß er durch das Dunkel des Gartens fort stürzend, sich und mich verrieth, und was noch mehr ist, er vermeidet seit jenem Tage mein Haus und macht es mir unmöglich, mich vor ihm zu rechtfertigen. Daß er noch nicht gleichgiltig gegen mich ist, beweist der Umstand, daß ein Paar seiner Leute Tag und Nacht in meiner Straße spioniren, wahrscheinlich um sich zu überzeugen, ob der Markgraf mich öfter besucht; da jedoch dieser seit jenem Abend nie mehr bei mir war, und jenes kleine Abenteuer wahrscheinlich längst vergessen hat, so bedarf es wohl nur weniger Worte, um ihn von meiner Unschuld zu überzeugen. Um nun diese Worte sprechen zu können, rechne ich auf Ihren Schutz und Hilfe. Ich bin in meiner Equipage hergekommen, um mich hier mit meiner Emerentia zu maskiren, und in einem Lohnwagen in das Logis des Marquis zu fahren, während meine Equipage vor Ihrem Pallaste stehen bleibt, und die ganze Stadt, zumal seine Kundschafter, wähnen, ich sei zum Besuche bei Ihnen. Habe ich ihn gesprochen, so kehre ich hieher zurück, und fahre ruhig nach Hause, als wäre ich die ganze Zeit hier gewesen. — Darf ich bei diesem freilich für ein Weib gewagten Entschluß auf Ihren Schutz rechnen?"

Zwei kühne Entschlüße.

Die Gräfin, welche von der arglosen Natalie Alles erfahren, was ihr zu wissen Noth that, hielt ihre eigenen Geständnisse zurück, und war nur beflissen, die Baronin auf das Glänzendste zu maskiren, damit sie recht schnell zu dem Marquis eilen, und ihn zu ihren Füßen zurück bringen könne; doch war Natalie mit ihrer Kammerfrau kaum durch die Hinterpforte entlassen, wo der Lohnwagen ihrer harrte, als Jucunde in triumphirendem Tone ausrief:

„Jetzt will ich mir Licht verschaffen!"

„Wie so denn?" fragte Charlotte.

„Die Baronin spricht von einer leichten Galanterie — ich weiß nicht, ob sie mich über diesen Punkt zu täuschen suchte, oder kurzsichtig, die Sache selbst nicht zu übersehen vermag. Aber um einer Galanterie willen, vernachlässigt man die Braut nicht auf so unverantwortliche Weise. Ich will klar sehen."

„Aber auf welche Weise?"

„Ich ziehe ihre Kleider an, — ihr Schleier ist undurchsichtig, unser Wuchs nicht sehr verschieden. Es dunkelt schon — ich fahre in ihrer Equipage in den Park, bevor fünf Minuten vergehen, weiß der Markgraf daß sie da ist — er wird mich aufsuchen, und ich erfahre aus seinem eigenen Munde, von welcher Art seine Gefühle für sie sind."

„Und wenn er sie wirklich liebte?"

„Wenn er! — schon der Gedanke füllt mein Herz mit allen Qualen der Hölle, und doch, ich muß Gewißheit haben — Leben oder Tod — Trost oder Rache."

Eine Viertelstunde, nachdem die Gräfin in Nataliens Wagen aus ihrem Pallaste fortgefahren war, meldete Felix dem Markgrafen, daß die Baronin seiner Cousine so eben einen Besuch abgestattet habe.

„Natalie bei Jucunden?" rief der Markgraf, „das ist mir nicht lieb. Wo zwei Weiber beisammen sind, wird von ihren Eroberungen geplaudert. Und vollends meine Cousine —"

„Allein, mein Gebieter!" entgegnete Felix, „man glaubt doch —"

„Stille! ich weiß was Sie sagen wollen. — Ja, ich habe Jucunden geliebt — oder vielmehr, ich träumte sie zu lieben; aber ihre unleidliche Eifersucht hat mich aus dem Traume erweckt, und da ist es mir endlich klar geworden, daß jene Neigung eigentlich nichts Andres war, als die Erbsünde der Menschheit, das Verlangen nach einer verbotenen Frucht. — Also Natalie war dort?"

„Ja wohl, doch kaum eine halbe Stunde, und mein Sebastian hörte, daß sie dem Kutscher befahl, in die große Allee des fürstlichen Parkes zu fahren."

„Wie? — So ist sie beim Feste? Und das sagen Sie mir erst jetzt? — Ich muß hinab, sie aufzusuchen —"

„Aber Ihr fürstlicher Gast?"

„Mag sich noch länger mit dem Hofmarschall behelfen — doch das geht nicht, sie ist noch in Trauer, sie wird nicht aussteigen — wie wäre es? — der Anschlag ist kühn, kann aber nicht fehlschlagen, wenn Sie die Ausführung übernehmen."

„Befehlen Sie, mein Fürst!"

„Ich werde Anstalt treffen, daß die Bachanten des Festzuges in der großen Allee einigen Unfug anstellen, Sie machen sich durch eine Maske ganz unkenntlich, Natalie wird erschrecken, sie bieten ihr Schutz und führen sie in den Tempel der Nacht, jenseits des großen Teiches, dort finde ich die Schöne, und habe Gelegenheit, ihr meine Leidenschaft zu erklären."

„Aber, gnädigster Herr —"

„In diesem Augenblick brauche ich keine Rathschläge, dulde keine Einwendungen — gehen Sie und treffen Sie eilig Ihre Anstalten, mein Stallmeister wird das übrige besorgen."

Der Festabend.

Otto ruhte behaglich auf dem schwellenden Sopha seines Herrn, den er für mehrere Stunden fern wußte, als ein leises Klopfen an der äußern Thüre eine Damenhand verrieth, und wie er hinaus ging zu öffnen, stand er vor einer schlanken Zigeunerin, die er freundlich fragte: „Was suchst du hier, schöne Präciosa? willst du mir aus der Hand meine Zukunft verkündigen?"

„Nicht doch," entgegnete die Zigeunerin kopfschüttelnd, „wer kümmert sich um deine Hand und deine Zukunft? — ist dein Herr zu Hause?"

„Bewahre! der ist längst zum Feste gefahren."

„Und kommt er diesen Abend nicht mehr nach Hause?"

„Nicht früher, als bis das Fest zu Ende ist, also wohl erst morgen früh."

„Genug des Scherzes," entgegnete Emerentia rasch, Otto die Hand entziehend, deren er sich zu bemächtigen trachtete, und nahm die Maske ab, „meine Gebieterin sitzt unten im Wagen, komm zu ihr."

Willig folgte Otto ihrem Gebote, und Natalie versprach ihm eine gute Belohnung, wenn er mit ihnen nach dem Parke fahren, und dort Erkundigung einziehen wolle, wo und in welcher Maske sie

Digitized by Google

den Marquis wohl finden würden. Otto war gleich bereit, und wie sie am Schlosse angelangt waren, legte er sich mit so vielem Glück und Geschick auf die Lauer, daß sie bald erfuhren, der Marquis sei als Zauberer maskirt, und habe von Seiner Erlaucht einen Auftrag erhalten, der ihn in den Tempel der Nacht führte. Das war genug, und die beiden Zigeunerinen, von Otto geleitet, begaben sich durch den beleuchteten Park dahin, indessen Clair obscur sich ein bewegliches Tableau von dem höchsten Figurenreichthum und Mannigfaltigkeit entfaltete. Langsam bewegte sich in der Hauptallee von Lindenriesen die stattliche Wagenreihe, zu beiden Seiten in den schmälern Landgängen das Maskengewimmel gegen die maurische Burg, vor welcher das Feuerwerk abgebrannt werden sollte; da erschallt plötzlich ein: „Halt!“ und ein langgedehnter Festzug in allen Farben des Regenbogens schillernd, von einer Musikbande, als Mohren gekleidet, angeführt, durchschneidet quer die Allee, um sich auf den sogenannten Sternplatz, den Mittelpunkt des Parkes zu begeben; den Mohren folgen Sclaven und Priester, und auf hohem von sechs Löwen gezogenen Triumphwagen prangt Sarastro, mit dem siebenfachen Sonnenkreis auf der Brust, und Bären, Affen und andere Thiere des Waldes umschwärmen lustig die Carosse des weisen Oberpriesters der Isis. Der Zug bewegt sich taktmäßig, bald langsam und gravitätisch, bald rasch und munter nach den Melodien des Quodlibets aus den wechselnden Motiven der „Zauberflöte,“ welche die Mohren aufspielen, und wie der Zug an seinem Ziele angekommen, wo zwei ungeheure Pyramiden aus Champagnerflaschen sich im Schatten der tausendjährigen Buchen erheben, steigt Sarastro — der Haushofmeister des Markgrafen — von seinem Triumphwagen herab, der sich gleich wie durch den Schlag einer Zauberruthe in ein prachtvolles Buffet mit allen denkbaren Erfrischungen und Leckerbissen verwandelt. Die Gasbeleuchtung eines colossalen gothischen Tempels, der dem Buffet gerade gegenüber steht, und auf dessen Gallerie die rabenschwarze Capelle Platz nimmt, zeigt, daß Priester, Sklaven, Löwen, Bären und Affen, und die ganze Menagerie nur aus den fürstlichen Lakaien bestehen, welche auf großen Präsentirtellern die verhandenen Delicatessen den Gästen zutragen. Hier bietet ein ungeheurer weißer Bär die schönsten Früchte aus Eis dar, ein Chevalier aus den Zeiten Ludwig XIV. bemächtigt sich zweier Pfirsiche und einer großen Weintraube, um sie einer niedlichen kleinen Türkin darzureichen, auf welche eine etwas zurückstehende Rokoko-Dame neidisch blickt. Ein Esquimaux weist im Charakter seiner Maske die europäischen Erfrischungen stolz zurück, während ein kleiner Merlake, darnach langend, über den dargestellten Fuß eines Arlequins fällt, und seine Nase in dem Saft abdrückt. Ein colossaler Dickwanst, dessen Nase fast so ungeheuer ist, als sein Bauch, nur spitzer und nicht so breit, schleppt sich einen Lehnstuhl zum Buffet, und nähert sich demselben so viel als es ihm sein Embonpoint erlaubt, das heißt, in einer Distance von zwei Ellen, Psyche bindet ihm eine Serviette um, und, seine Fäuste mit Messer und Gabel bewaffnet, attaquirt er muthig eine Straßburger Pastete von beträchtlichem Umfang. Pierrot hat Larve und Mütze abgelegt, und hält das Spitzglas über seinem Haupte, worein ihm Colombine mit weißem spitzen Hütchen, auf dem drei blaue Federn hin und wieder schwanken, den perlenden Champagner, die Flasche so viel sie kann, in die Höhe haltend, einschenkt. Griseldis lehnt, ein halbvolles Glas in der Hand, auf der Lehne von Pierrots Stuhle, während ein Kosak der Jungfrau von Orleans die Cour macht, ein Bretzniger Harfenmädchen das: „Heil dir, mein Vaterland!“ anstimmt, und Don Juan und Faust mit anklirrenden Bechern, die schöne Donna Anna leben lassen. Romeo und der Pariser Taugenichts verfolgen eine schlanke Grisette, die sich von ihren Angehörigen, ehrbaren Bürgersleuten aus der Klasse der Ouvriers verirrt hat, da erschallt plötzlich ein hundertstimmiges: „Evöe! Eleleu!“ und ein Anakreontisches Lied von Flöten und kleinen Pauken accompagnirt, zieht einen großen Theil des neugierigen Maskenvolkes in die große Allee zurück, von welcher der Schall auszugehen scheint, und worin sich dem Auge auch der glanzvollste Bachantenzug darstellte, der vielleicht seit Jahrhunderten gesehen wurde.

Der üppigschlanke Gott, der hier, von einem Purpurmantel umwallt, das Haupt mit Epheu bekränzt, auf dem gold'nen, von Rebengewinden umschlungenen Triumphwagen thront, scheint der indische Bachus zu sein; denn ein sanftgekräuselter Bart von dem schönsten Blond umschattet Mund und Wangen, und die gold'nen Hörner, das Symbol unbesiegter Kraft, werden großentheils von der Fülle des blonden Haupthaars verdeckt, um das sich die gold'ne Stirnbinde schlingt; Bachanten und Bachantinen in Tigerfelle gekleidet, die theils gold'ne Gefäße in den Händen tragen, theils in frohem Jubel den Thyrsusstab schwingen, Satyren, Faunen und Silene ziehen dem Wagen voran, an den sich die Chorsängerinen in langen weißen Gewändern anschließen, auf den Häuptern die heiligen Körbe mit Opferkuchen und den Erstlingen der Früchte tragend. Doch bald soll sich der allgemeine Schall der Lust in Töne des Schreckens verwandeln. Der Bachantenzug schlingt sich nämlich von der rechten Seite um einen schwarzlakirten zweisitzigen Landauer nach dem neuesten englischen Muster, den am linken Schlage einige Bergschotten, in ihrer Mitte ein hochschlanker Zauberer, zu bewachen scheinen. Das stets und in stürmischem Crescendo wiederholte: „Evöe! Eleleu!“ macht die Pferde scheu, sie bäumen sich und steigen gefahrdrohend in die Höhe, dem Kutscher entfährt das Leitseil, ein lauter Schrei ertönt im Innern des Wagens — da fallen die Bergschotten mit nerviger Faust den schäumenden Rossen in die Zügel, der Schlag wird aufgerissen, während die Masken, schreiend, stöhnend und brüllend nach allen Seiten entfliehen. Ein Savard klettert in seiner grenzenlosen Angst auf einen jungen Baum, der unter seiner Last zusammen bricht, und mitleidenswerth liegt der Ritter ohne Furcht und Tadel inmitten der entsetzten Menge, die gleich den Pappenheimern — doch zum Glück für sein junges Leben nicht zu Pferde — über ihn hinwegt.

Der Tempel der Nacht.

In diesem halbdunkeln Asyl der strahlenden Astrisiamante, die in gigantischen Dimensionen am Freskogemälde der Kuppel schwebend, ihren gestirnten Mantel über die Wölbung ausbreitete, saß Natalie, in düstre Gedanken versenkt, und Emerentia langweilte sich beträchtlich, nur Otto stand behaglich am Fenster, seinen Herrn zu erwarten, und nebenbei den Maskenspaß aufmerksame zu betrachten, als plötzlich Tritte in der Nähe des Tempels hörbar wurden, die beiden Zigeunerinen zogen sich vorsichtig in eine dunkle Nebenhalle des Tempels zurück; doch wer beschreibt Nataliens Entsetzen, als der Zauberer, dessen sie in banger Sehnsucht harrte eine ohnmächtige Dame in schwarzer Kleidung herein trug, und auf einen Lehnstuhl niederließ. Eben war er im Begriff ihren Schleier zurückzuschlagen, unter welchem sie eine schwarze Halblarve trug, als sie plötzlich zu sich kam, und gleichsam unwillkührlich seine Hand abwehrte. Vor Schmerz und Angst verginnen Natalie beinahe selbst die Sinne, und umsonst suchte Otto seinem Herrn begreiflich zu machen, wer seiner im Schatten der Seitenhalle warte; er verbot ihm zu sprechen, und jagte ihn endlich, da er immer wieder zu reden und zu deuten versuchte, mit drohend erhobener Hand zur Eingangspforte hinaus.

Tief erschüttert sah Natalie ein nie erwartetes Unheil über ihrem Haupte losbrechen; sie war hieher gekommen, um dem Geliebten ihre Unschuld und Treue zu beweisen, und wußte ihn nun schuldig und treulos finden, ja sie hatte keinen Zweifel mehr, nicht Liebesargwohn hatte ihn von ihr entfernt, sondern eine neue Leidenschaft war es, die ihr Bild in seinem Herzen verdunkelte. Sie wollte aus dem Versteck hervorstürzen, den Falschen entlarven und auf ewig verlassen; doch Emerentia hielt sie durch die Bemerkung zurück, Otto sei vielleicht falsch berichtet worden, und der Zauberer doch ein Anderer als sein Herr.

„Sie können sich nunmehr ohne Furcht enthüllen,“ versetzte Felix, und der erste Ton seiner Stimme vernichtete jeden Zweifel über die Identität seiner Person bei Natalien, der sich gleichwohl von ihrer Kammerfrau bereden ließ, seine Rede mit anzuhören; „hier sind wir vor jeder Ueberraschung sicher — doch nein, entschleiern Sie sich nicht — ich könnte es nicht ertragen, all die Reize zu betrachten, die ich nicht mehr mein nennen darf. Wenn ich

Digitized by Google

in Ihr himmliches Auge blickte, wo würde ich den Muth zu den Eröffnungen hernehmen, die ich Ihnen in diesem Augenblick thun muß."

Felix hielt ein, gleichsam eine Antwort erwartend, und mit heftig pochendem Herzen harrte Natalie dieser unseligen Eröffnungen; da jedoch die verschleierte Dame ihr Schweigen nicht brach, fuhr der Marquis fort:

„Sie glauben, schönste der Frauen! durch einen Zufall bisher gekommen zu sein? Vernehmen Sie, daß Ihre Equipage erkannt war, und der wildbrausende Schwarm der Bachanten, welcher Verwirrung in die bunte Maskenlust brachte, und die unberechnete Folge hatte, ihre Rosse scheu zu machen, absichtlich angelegt, und mit List verbereitet war, um sie zu nöthigen, in diesem stillen Tempel Schutz zu suchen. Ich verfluchte diesen Plan, als ich sie ohnmächtig im Wagen zurück sinken sah; doch war mein Entschluß schnell gefaßt, ich riß den Schlag auf, nahm sie auf meinen Arm und trug sie hieher, wo Sie, Gottlob! zum Leben erwacht sind."

Nataliens Entsetzen wuchs, als sie vernahm, daß Felix's Leidenschaft für eine Andere bis zu gewaltsamer Entführung sich gesteigert habe, und Jucunde war über die unerwartete Wendung ihres Abenteuers so überrascht, daß sie nicht wußte, was zu entgegnen, und Felix abermals nach einer Pause fortfuhr:

„Sie werden mir nicht zürnen, daß ich durch List Sie hieher lockte, that ich es doch um Ihres Glückes, Ihrer Größe willen, und, wenn ich Ihnen entsagen muß, so glauben Sie doch, daß Sie meine erste Liebe waren."

Die Doppeltgängerin.

„Sollen Sie noch einen Zweifel hegen," rief Natalie, die sich in der heftigsten Aufregung von Emerentia losriß, und mit der Schnelligkeit des Pfeiles zwischen Felix und die verschleierte Dame trat, mit bitterem Hohn die Larve vom Antlitz reißend, „so leiste ich Bürgschaft für ihn!"

Sprachlos stand Felix und schaute, fast an einen Zauber glaubend, von einer Dame zur Andern, bis endlich die Gräfin den Schleier zurückschlagend auch die Maske abnahm, und nun die Ueberraschung Nataliens erhöhte, indem sie begann:

„Nicht wahr, Marquis! mein Anblick überrascht Sie, und ich war nicht die Sabinerin, die sie zu rauben dachten? Nur die Equipage hat Sie irre geführt. Sie verzeihen schon, liebe Freundin!" fuhr Jucunde fort, indem sie sich gegen Natalien wendete, „daß ich nicht allein Ihren Hut und Schleier, sondern auch Pferde und Wagen entlehnte, um — mir statt banger Ungewißheit eine traurige Ueberzeugung zu verschaffen. Wenn Sie also glaubten, Marquis! die Geliebte in den Tempel der Nacht geführt zu haben, so sind Sie nun im Besitze derselben, und da beide sich leicht verständigen werden, so erbitte ich mir von Ihnen, liebe Natalie, nur die Gefälligkeit, mir Ihre Emerentia zur Begleitung zu vergönnen, damit ich mich entfernen kann. — Vielleicht erreiche ich meinen Zweck doch noch — Sie haben ja nun einen tapfern Ritter zum Schutze."

Natalie war entzückt über die Wendung dieser Begebenheit, und Jucunde wollte sich entfernen, als plötzlich abermals Mannestritte in der Nähe des Tempels erschallten.

„Er ist es!" rief Felix in höchster Angst, „um Gotteswillen Gräfin! verschleiern Sie sich."

Befremdet schlug Jucunde den Schleier wieder über ihr Antlitz, und in höchster Verwunderung blickte Natalie auf den Marquis, als der Kammerherr eilfertig eintrat, und Felix auf die Seite ziehend, ihm zuflüsterte:

„Der Markgraf folgt mir auf dem Fuße, er hat durch Leopold erfahren, daß es dir geglückt ist, die schöne Barenin in den Tempel der Nacht zu bringen, und will ihr hier sein Herz zu Füßen legen."

Rathlos stand Felix, mit gesteigertem Erstaunen schien Natalie von ihm eine Aufklärung des Unbegreiflichen zu verlangen; doch, so sehr auch Saar seine Stimme gedämpft, hatte die Gräfin doch jedes seiner Worte vernommen, und versetzte in einer seltsamen Stimmung, den Schleier zurückschlagend:

„Nun habe ich den Schlüssel zu dem Geheimniß, welchen mir der Marquis so hartnäckig verweigerte. Für den Markgrafen sollten Sie Natalie hieher locken?"

„Unerhört!" rief die Barenin, sich mit Abscheu von dem vernichteten Felix abwendend, der in halber Verzweiflung ausrief:

„Ist das der Lohn meiner Entsagung, daß ich mein ganzes Lebensglück Ihrer Größe opfern wollte?"

„Und habe ich dir, Grausamer!" entgegnete Natalie leidenschaftlich, „nicht längst bewiesen, daß selbst kein Thron der Erde mich für deinen Verlust zu entschädigen vermag? Kann ein Weib mehr thun, als daß sie selbst die zarte Sitte verletzt, um den Mann ihrer Liebe aufzusuchen, blos daß er erfahre, wie ihr Herz nur für ihn schlägt, während der Undankbare sie der Leidenschaft eines Andern ausliefern will?"

„Und hast du vergessen, daß dieser Andere mein Herr, mein Wohlthäter ist? und — verzeihe mir — ich dir diese Größe der Seele nicht zutraute — kannst du mir nun vergeben?"

Natalie blieb unerbittlich und wollte sogleich mit Emerentia fort, doch die Gräfin hielt sie zurück und versetzte:

„Nicht so. Sie gehen mit dem Marquis, der nun wohl nicht mehr in der Wahl zwischen dem Gebieter und der Geliebten schwanken wird. Auf dem Wege nach dem Salon werdet Ihr euch versöhnen, und dort bitte ich mich zu erwarten; als Siegerin komme ich zu Euch, wenn ich den Treulosen entlarvt und beschämt habe, der mein Herz auf so grausame Weise getäuscht hat. Geht alle fort, ich erwarte allein hier den Markgrafen. Er soll Natalien suchen, und Jucundens Rache finden."

Die letzte Ueberraschung.

Natalie entfernte sich an Felix's Arme, auch Saar folgte ihnen, bang und erwartungsvoll der nächsten Stunde harrend, und, wie es die Gräfin geweissagt hatte, war auf dem Wege nach dem großen Salon, aus dem ihnen eben eine Mufard'sche Quadrille entgegen schallte, die Versöhnung des Liebespaares vollendet, die Verabredung geschlossen, Natalie solle sich für die wenigen Wochen, die noch an dem vollendeten Trauerjahre fehlten, auf ihre Güter zurückziehen, Felix aber sogleich den Dienst des Markgrafen verlassen, und fortan nur der Liebe und der Geliebten leben.

Der Markgraf fand die verschleierte Dame nachlässig, und wie es schien, noch von dem Schrecken angegriffen auf einer Ottomanne ruhend; in der Hoffnung, den günstigsten Augenblick für seine Leidenschaft gefunden zu haben, schilderte er ihr mit aller Beredsamkeit eines glühenden Liebhabers seine Gefühle, und das Zittern ihrer Hand, die er ergriff, schien ihm eine glückliche Vorbedeutung zu sein; doch schwieg die Dame, und erst nach langem Drängen sprach sie mit leiser Stimme:

„Und was soll ich mit diesem Geständniß, mein Fürst? ich bin nicht so stolz, mir mit der kühnen Hoffnung zu schmeicheln, Ihren Fürstensitz zu theilen; was können Sie wohl von einer Frau hoffen, die sich schmeichelt, durch ihr Benehmen einen fleckenlosen Ruf erworben zu haben?"

„Natalie!" rief der Markgraf, nach einem Augenblicke des Bedenkens, die Hand der Dame aufs Neue ergreifend; „ich trotze jedem Vorurtheil, und, wenn Sie meine Hand annehmen, bin ich der Ihrige."

Ein leiser Händedruck schien ein Ja der Schönen anzudeuten, und entzückt sank der Markgraf zu ihren Füßen, als die Pforte des Tempels heftig aufgerissen wurde.

„Endlich finde ich dich, Vetter!" rief Herzog Benedict mit einer etwas heisern Baßstimme, „aber wie finde ich dich?"

„Zu den Füßen meiner Gemalin," entgegnete der Markgraf ruhig, sich aus seiner demüthigen Stellung erhebend, „die ich dir hiemit vorzustellen die Ehre habe. Liebe Natalie," fügte er, sich zu

Digitized by Google

der Gräfin wendend, fort, „wollen Sie nicht die neidische Wolke entfernen, welche meinem Vetter den Anblick Ihrer Reize verhüllet?"

„Im Salon!" flüsterte Jucunde, und, jedem ihrer Wünsche folgsam, reichte ihr Adolar den Arm und begab sich mit ihr und dem Fürsten in den Salon, woselbst der Letztere sich schnell ein Glas Champagner reichen ließ, und, dasselbe hoch empor hebend, laut ausrief:

„Die schöne Markgräfin soll leben — hoch!"

Doch wer beschreibt das Entsetzen des Markgrafen, als in demselben Augenblick die Zigeunerin ohne Maske ehrfurchtsvoll vor ihn trat, und ihm den Marquis Belmont als ihren Bräutigam präsentirte, indem sie zugleich die ihr oft zugesicherte fürstliche Gnade mit der Bitte in Anspruch nahm, ihren Gemal huldvoll seiner Dienste zu entlassen.

Entgeistert stand der Markgraf vor der Baronin, während die ganze Gesellschaft sich um die Gruppe drängte, und der schwarzen Dame am Arme des Fürsten ein begeistertes: „Hurrah!" ausbrachte. Holdselig dankend, schlug die Gräfin den Schleier zurück, und warf, während ein Echo des „Hurrah!" erschallte, dem Markgrafen einen vielsagenden Blick zu, der ihm den Mund hermetisch schloß. Eine Fanfare des Orchesters endigte das Fest, und am andern Morgen, als Adolar, der sehr spät erst eingeschlafen war, nicht eben in der besten Laune erwachte, wurde ihm folgendes Billet überreicht:

„Euer Erlaucht!

Wenn Sie diese Zeilen lesen, nahe ich der Grenze Ihres Landes, um dasselbe nie wiederzusehen. Ich hoffe, daß Sie mir keine so niedrige Gesinnung zutrauen, um die Hand eines Fürsten anzunehmen, die mir aus Irrthum gereicht ward, und bitte, ganz frei mit derselben eine Würdigere zu beglücken.

Euer Erlaucht

ergebenste Cousine

Jucunde."

Auch die Baronin und Marquis Belmont waren im Laufe der Nacht abgereist, und sechs Monate später feierte Markgraf Adolar durch ein noch glänzenderes nächtliches Fest sein Beilager — mit Prinzessin Rosa.

Die drei Goldäpfel.

Ein Märchen, übersetzt aus den uralten böhmischen Volkssagen von J. Mejn.

Vor alten Zeiten hatte ein König eine sehr schöne Tochter. Eitel und stolz auf seine großen Schätze wollte er seine Tochter keinem Prinzen geben, mochte er ein noch so großes Reich haben, und wäre es auch der schönste Jüngling gewesen. Je mehr er aber die Bewerber um seine Tochter vom Hofe zu entfernen sich bemühte, desto mehre bewarben sich um dieselbe. Sie selbst zeigte auch nicht viel Lust, sich einen Gatten zu wählen. Er sann hin und her, auf welche Art er sie vertreiben könnte. Vor dem königlichen Pallaste stand ein Baum, dessen Gipfel so hoch war, daß man das Ende desselben nicht gewahr werden konnte, und es gelang Niemanden zu erforschen, was für Früchte er haben möge. Da gab nun der König das Gebot: „Niemand erhält meine königliche Tochter zur Ehe, außer wenn er den Gipfel des Baumes erreicht, welcher vor dem Pallaste steht, und mir eine Frucht von selben bringt. Auch der Aermste in meinem Reiche kann sich hinauf wagen; auch ihm wird das Versprechen gewährt." Dieser Baum war aber sehr glatt und dazu hatte er keine Aeste, an welchen man sich beim Klettern hätte anhalten können. Manche Prinzen und Fürstensöhne versuchten es, aber kaum waren sie etliche Schuh geklettert, rutschten sie wieder herab. Mit Freuden sah dies der König mit seiner Tochter und bald darauf ließ sich keiner von den Bewerbern mehr bei Hofe sehen.

In einem Dorfe unweit der Residenzstadt lebte ein Hirt, mit einem einzigen aber schönen Sohne, welcher mit ihm das Rind weidete. Dieser sagte einmal zu seinem Vater: „Laß mich doch hin zum königlichen Hof, ich will sehen, ob ich den Baum erklettern könnte. Gelingt es mir, hat unsere Noth auf einmal ein Ende und du kannst dann deine alten Tage ruhig an meinem Hofe vollbringen." Der Alte konnte sich aber nicht entschließen, seinen Sohn an den Hof zu lassen und sagte: „Schon so lange Zeit lebtest du vergnügt in meinem kleinen Häuschen, und noch niemals kam dir der Gedanke nach Reichthum und Würde. Ich kenne den Stolz des Königs, und deßhalb fürchte ich, er möchte dich um das Leben bringen, wenn er hören sollte, ein Hirtensohn bewirbt sich um seine Tochter." „Die Prinzessin aber steht doch dafür," erwiederte Karl, der Hirtensohn. Nach einigen Tagen also ließ ihn der Alte hin ziehen. Karl ging zuerst zum Schmied, ließ sich eiserne Haken für Hände und Füße machen, welche wie Katzenkrallen aussahen, kaufte sich dann vier Semmeln, vier Speckwürste, legte alles in einen Sack und so ging er zur Residenz. Als er dem Könige sein Vorhaben kund gab, lächelte dieser; als er aber vernahm, daß er ein Hirtensohn sei, ergrimmte er über diese Frechheit und sagte: „Nun wohlan, so klettre nur hinan, du frecher Bube; sobald du aber herab gleitest, sollst du sogleich um einen Kopf kleiner sein, als du herkamst." Karl aber achtete nicht auf die Drohung des grimmigen Königs, nahm aus seinem Sacke ein Paar Krallenhaken, befestigte sich dieselben an Hände und Füße, band sich seinen Sack um den Leib und kletterte froh hinauf. Den ganzen Tag war er geklettert, als seine Haken schon abgestumpft waren; auf einmal erreichte er aber einen Ast. Auf den setzte er sich jetzt, nahm eine Semmel und eine Preßwurst heraus und stillte einstweilen seinen Hunger. Dann aber band er sich fest an den Ast und weil die Nacht einbrach, nickte er ein wenig ein, um sich zur weitern Reise zu stärken. Den andern Tag befestigte er sich wieder andere Haken, und kroch wieder weiter. So ging es denn durch ganze vier Tage. Am letzten Tage aber, als er schon alle seine Krallenhacken abgestumpft hatte, und die Preßwürste sammt den Semmeln verzehrt waren, kam er an den Gipfel des Baumes. Hier waren drei kleine Aeste, und auf jedem derselben blitzte ein Goldapfel. Er brach einen Apfel von dem einem Zweige und warf ihn hinunter; den zweiten Apfel brach er ab und gab ihn in seinen Sack; den dritten aber ließ er an dem Zweige. Hier erst theilte sich der Baum in mehre starke Aeste, aber auf keinem mehr war eine Frucht zu erblicken. Muthig kroch er auf dem einen Aste hinauf, aber welcher Anblick für ihn! Hier wurde er eine andere Welt gewahr und bald befand er sich in einer dichten Wildniß. Rings um sich sah er nichts als steile Felsen und hohe Waldbäume. Jetzt wußte er aber nicht was er thun soll. Er kroch auf einen der hohen Bäume, und in einer Entfernung erblickte er ein schönes Schloß mitten im Walde. Er warf seine Mütze auf jene Seite zu, wo das prächtige Schloß stand, kletterte hinab vom Baume und eilte darauf los. Bald kam er durchs offene Thor in dasselbe, aber es kam ihm wunderlich vor, daß er kein lebendes Wesen in demselben antraf. Vom Hunger geplagt, wagte er sich über die marmorne Treppe hinauf, durchlief etliche Zimmer, welche alle sehr schön bemalt, mit goldenen und seidenen Teppichen behangen und mit lauter Edelsteinen ausgelegt waren. Etwa im vierten dieser schönen Zimmer traf er die Königstochter an, welche bei einem Marmortische saß. Er verwunderte sich darüber, wie sie denn her käme; sie schien aber auch darüber sehr verlegen zu sein, kannte ihn aber nicht; jedoch sagte sie zu ihm: „Wie kommst du denn her in meinen Pallast, dessen Schwelle noch kein Sterblicher betrat?" Die Prinzessin war

Digitized by Google

eine Fee und die Beherrscherin des schönen Pallastes, wovon aber niemand, ja auch ihr Vater nichts wußte. Als sich Karl ein wenig erholt hatte, sagte er zu ihr: „Verzeihe mir, gnädige Beherrscherin, daß ich mich hieher wagte! Ich habe mir einen Dienst gesucht, kam in diesem dichten Walde auf einen Abweg, und konnte nicht heraus; da kam ich nun zu diesem Schlosse und glaubte, ich werde hier eine milde Hand antreffen, die meinen Hunger stillet, und vielleicht auch eine gute Herrschaft, die mich in ihren Dienst aufnimmt." Sie sah ihn an, und nach einigem Bedenken gab sie zur Antwort: „Wohlan, ich will dir einen Dienst und auch guten Lohn geben. Du wirst nichts anderes thun als meine drei Pferde putzen und sie reinlich halten. Geh jetzt in das Vorzimmer und sättige dich, dann will ich dir deine Arbeit zeigen."

Er ging hin, und sieh, auf dem Tische standen schon verschiedene Gerichte und auch köstliche Weine. Der Hunger trieb ihn an, daß er sich ohne Scheu niedersetzte und es sich wohl schmecken ließ. Nun kam die Prinzessin, führte ihn in einen Stall, wo drei Metallpferde waren. Das erste von ihnen war ein kupfernes, das zweite von Silber und das dritte ein goldenes. „Diese Pferde da," sagte sie zu ihm, indem sie auf dieselben zeigte, „wirst du stets rein halten und vom Staube reinigen. Das wird deine einzige Arbeit sein und um was anderes brauchst du nicht die geringste Sorge zu tragen, Speise und Trank hast du bei mir und nebstdem einen guten Lohn."

Dies schien ihm ein Räthsel zu sein. Was wollte sie mit den Pferden? Zu was standen sie hier? Bald aber schlug er dies aus dem Sinne und ging an seine Arbeit.

Einige Zeit schien er hier zufrieden zu sein. Bald wurde ihm aber diese Einsamkeit zuwider; es wurde ihm bange nach der Kirche, welche er sonst alle Sonntage besuchte. Die Prinzessin aber putzte sich alle Sonntage auf, und wenn er sie fragte, wohin sie ginge, gab sie zur Antwort: „Ich gehe in die Kirche."

Weit und breit war aber keine Stadt noch ein Dorf zu erblicken. Er forschte ihr nach, aber bald war sie seinen Blicken verschwunden. Von Tag zu Tag war er verdrüßlicher.

Als an einem Sonntage die Prinzessin nach Gewohnheit in die Kirche gegangen war, putzte er wieder die Pferde. Ganz traurig und mit gesenktem Kopfe verrichtete er diese Arbeit. Auf einmal sprach ihn das Kupferpferd an und sagte: „Du bist heute sehr traurig, lieber Karl; verlangst du nach der Kirche?" Er verwunderte sich nicht wenig über diese Anrede und erwiederte: „Wohl möchte ich gern nach der Kirche, welche ich schon so lange nicht besucht habe."

„Ich würde dir dazu leicht helfen, aber du möchtest dich dann nach etwas anderem sehnen und unser vergessen."

„Glaube das nicht," sprach wieder Karl, „um so mehr würde ich mich dafür dankbar bezeigen."

„Wenn du es glaubst, so blase mir in das rechte Ohr."

Kaum hat er es gemacht, lagen schon prächtige Kleider bei ihm; das Pferd wieherte, stampfte stolz mit den Füßen, und als sich Karl die Kleider angezogen hatte, gab es ihm noch eine besondere Belehrung: „Jetzt werde ich dich in die Stadt tragen, wo die Prinzessin ist. Vor der Kirche gibst du dem ärmsten Menschen den Dukaten, welchen du in der Tasche hast; er soll mich so lange halten, bis du wieder zurückkehrst. Dies aber merke dir: Sobald der Priester den letzten Segen gegeben hat, daß du aus der Kirche gehest und dich sogleich auf mich setzest; denn die Prinzessin wird dir nachgehen, um zu erforschen, wer es sei. Erhascht sie dich, bist du verloren und wir mit dir; gelingt es ihr nicht, bist du befreit."

Karl versprach alles dieses zu thun, führte das Pferd aus dem Stalle, schwang sich darauf, und in wenigen Augenblicken waren sie in einer schönen Stadt. Bei der Kirchenthür stand ein Mann in Lumpen gekleidet und bat ihn um ein Almosen. Er aber zog den Dukaten heraus, gab ihn dem Bettler und sagte: „Haltet mir indessen mein Pferd bis ich wieder zurückkomme." Jetzt ging er in die Kirche. Bei der Thür blieb er stehen, blickte herum, und sieh, in der Mitte stand die Prinzessin und als sie ihn erblickt hatte, schien sie Wohlgefallen an ihm zu haben und ließ kein Auge von ihm. Sie versuchte es wohl auch näher zu ihm zu kommen, allein das Gedränge war zu groß und sie vermochte es nicht. Als aber der Priester den letzten Segen gegeben hatte, eilte auch schon Karl aus der Kirche, setzte sich auf sein Pferd und bald waren sie wieder zu Hause. Er kleidete sich wieder um, und kaum war er aus dem Stalle heraus, als die Prinzessin heim kam. Sie schien ganz verdrießlich zu sein und plauderte mit ihm nicht, wenn er aß, wie sonst. Endlich redete er sie an und sagte: „Was ist Euch denn heute begegnet? gnädigste Beherrscherin! Ihr scheint Euch über etwas zu grämen."

„Du wirst mir gewiß nicht helfen," entgegnete sie kalt.

„Vielleicht wüßte ich aber doch einen Rath."

„Es kann wohl sein, aber ich zweifle sehr," versetzte sie wieder. „Wenn du die Ursache wissen willst, so höre mich an. Nach meiner Sitte gehe ich alle Sonntage in die Kirche. In der großen, herrlichen Stadt läßt sich aber selten ein Fremdling sehen. Heute aber trat unvermuthet ein schöner Ritter in die Kirche, es mochte wohl gar ein Prinz sein, so schön, so liebevoll, daß ich noch keinen seines gleichen je erblickte. Bei der Thür blieb er stehen; als aber der Priester den letzten Segen gegeben hatte, ging er fort, ich gleich nach, um zu sehen, nach welcher Seite er hingezogen war; ehe ich mich aber durchdrängte, war er schon fort."

„Deßhalb braucht Ihr euch nicht zu betrüben, gnädigste Beherrscherin!" erwiederte Karl, „vielleicht wird er sich den künftigen Sonntag wieder einfinden."

Diese Rede beruhigte einigermaßen die Prinzessin und sie konnte schon kaum den Sonntag erwarten. Sie war aber kaum fort, ging Karl wieder zu seinen Pferden. Diesmal redete ihn das Silberpferd an, noch prächtigere Kleider fielen aus seinem Ohre und in der Tasche fand er zwei Dukaten. Er entkam wieder der Prinzessin, welche sich jetzt auf seine vorige Stelle gestellt hatte. Weil er es aber vermuthete, ging er zu jener Thür, bei welcher sie vormals stand. Sie kehrte noch mißmuthiger nach Hause und sagte unter andern zu Karl: „Wie thöricht war ich doch! Ich verließ meinen vorigen Platz und ging zur andern Thür, indessen er an meine Stelle hintrat, in der Meinung, mich dort wieder zu finden. Kommt er aber wieder hin, stehe ich gut dafür, er entwischt mir nicht."

Am dritten Sonntag ritt Karl auf dem Goldpferde in noch schönern Kleidern wie vorher, und fand drei Dukaten in denselben. Die Prinzessin stellte sich aber diesmal in die Mitte der zwei Thüren und lauerte, bis er in die Kirche trat. Als er die Gefahr sah, in welcher er schwebte, wartete er kaum den letzten Segen ab und eilte fort. Schon aber hielt ihn die Prinzessin ab, welche sich diesmal durchdrängte, als wollte sie ihm etwas sagen. Kaum blickte sie ihm schärfer ins Gesicht, als sie zurückfuhr, sich aber gleich wieder faßte und zu ihm sagte: „Habe ich dich, du Schelm! der du mich schon dreimal betrogen hast!" Sogleich setzte sie sich mit ihm auf's Pferd, welches sie alsbald nach Hause brachte. Gleich heute sie zwölf Schlösser, welche sie an die Stallthüre anhängte und die Schlüssel nahm sie zu sich.

„Ich muß dir dein Spiel verderben, sonst könntest du mir wieder entschlüpfen; so aber bleibst du jetzt hübsch bei mir. Du wirst mein Mitherrscher sein, und alles, was du hier siehst, ist auch dein Eigenthum."

Sie gewann ihn auch wirklich sehr lieb und so lebten sie beide vergnügt in diesem einsamen Waldschlosse. Zu jeder Zeit, wenn sie sich's nur gedachten, hatten sie den Tisch voll schmackhafter Speisen und Getränke. Sie zeigte ihm nun auch alle schönen Gemächer, in welchen sich große Schätze befanden. Nur in ein einziges Gemach wollte sie ihn nicht lassen und versperrte es sorgfältig vor ihm. Einige Zeit achtete er es gar nicht. Dann aber trieb ihn die Neugier, zu erfahren, was sie dort hatte, warum sie es so sorgfältig vor ihm bewahre. „Sie muß mich doch nicht so lieb haben wie sie sich stellt," sagte er zu sich, „sonst hätte sie kein Geheimniß vor mir, wie auch ich vor ihr nichts verhehle."

Er wartete jetzt nur auf eine günstige Gelegenheit, welche sich ihm bald darbot. Als nämlich die Prinzessin nach ihrer Gewohnheit

Digitized by Google

die Kirche besuchte, vergaß sie den Schlüssel vom Gemache, worin Karl noch nicht gewesen. Sogleich ergriff er denselben und wagte sich hinein. Aber wie verwunderte er sich, als er statt vermeinter Schätze einen großen eilfköpfigen Drachen an eilf Ketten angebunden sah. Er erschrack nicht wenig beim Anblick dieses Ungeheuers und wollte zur Thüre hinaustrennen. Da redete ihn der Drache an: „Weile hier, gnädigster Ueberrscher!“ Er verwunderte sich noch mehr, glaubte von ihm ein Geheimniß zu erfahren und blieb bei der Thür stehen. „Ich bin hier an diese Ketten angebunden und weiß nicht warum,“ fuhr der Drache fort; „sei so gut und reiche mir ein Gefäß voll Wasser, ich will dich um ein ganzes Jahr länger beim Leben erhalten, als dir bestimmt ist.“ Dies schmeichelte Karln und er that es. Kaum hatte aber der Drache das Wasser in sich geschluckt, als ihm eine Kette von einem seiner Köpfe absprang. Er plagte ihn nun so fort mit Bitten und versprach für jedes Gefäß eine längere Jahresfrist, so daß er sich dazu verleiten ließ und ihm alle eilf reichte. Kaum hatte er aber das letzte verschluckt, als auch die letzte Kette abisprang und das Unthier im Gefühle seiner Freiheit mit einem teuflischen Gelächter hoch in die Luft flog. Er erschrack nicht wenig über seine Unvorsichtigkeit; jedoch glaubte er, die Prinzessin würde es nicht gleich bemerken, und sollte sie es in einiger Zeit erfahren, dachte er schon im Voraus auf eine geschickte Ausrede. Gleich schloß er das Gemach wieder zu, hing den Schlüssel auf seine vorige Stelle und erwartete seine Geliebte mit Sehnsucht. Allein es wurde schon Mittag und sie kam nicht. Auf dem Tische erschienen wie sonst verschiedene Leckerbissen, allein diesmal lockten sie ihn nicht, sich derselben zu bemächtigen. Es kam der Abend und noch keine Spur von ihr. Voll Unruhe und Bangigkeit lief er alle Gemächer im Schlosse durch, allein seine aufgeregten Sinne wollten sich nicht beschwichtigen. Unruhig wälzte er sich auf seinem Lager, der Schlaf wich von ihm, und wenn er einnickte, schreckten und beängstigten ihn schaudervolle Träume. Da sie aber weder am zweiten noch am dritten Tage erschien, lief er wie ein Wahnsinniger herum, schrie und rauste sich die Haare aus dem Kopfe, verwünschte seinen Vorwitz, rief wohl tausendmal ihren Namen, allein es war alles umsonst. Da erinnerte er sich auf seine treuen Gefährten, auf die Pferde, welche er wirklich in seiner Freude und Wollust vergessen hatte. Gleich schlug er alle zwölf Schlösser mit einer Keule ab und trat hinein. Diese armen Thiere aber standen hier ganz verunstaltet, die Ohren gesenkt und auf ihre sonst funkelnde Haut hatte sich der Rost gesetzt. Er weinte bittere Thränen bei diesem Anblicke, fing aber gleich an sie wieder rein zu putzen. Als er das durch drei Tage wiederhohlte, sankelte wieder die Haut, sie fingen wieder an zu wiehern, hoben die Köpfe auf und stampften mit den Füßen. Den folgenden Tag redete ihn das Kupferpferd wieder am ersten an und sagte zu ihm: „Warum bist du so traurig?“

„Wüßtest du wohl das noch nicht, liebes Thier,“ erwiederte Karl, „daß du noch fragen kannst?“

„Ich weiß wohl was dich schmerzt, allein du bist selber an diesem Allem Schuld. Habe ich dich nicht genug gewarnt, du sollest sehr vorsichtig sein, um nicht nur dich, sondern auch deine Geliebte und auch uns alle nicht unglücklich zu machen?“

„Ich gestehe es wohl,“ nahm Karl wieder das Wort, „allein es ist schon geschehen. Kannst du mir nicht sagen, wo sich jetzt die Prinzessin befindet?“

„Die Prinzessin,“ antwortete wieder das Pferd, „ist bei dem Drachen, den du von den Ketten befreit hast. Er war ein mächtiger Fürst und bewarb sich um ihre Hand; allein sie schlug ihm diesen Antrag ab und gebot ihm ihre Schwelle nicht mehr zu betreten. Er aber verfolgte sie so lange, bis sie sich gezwungen sah, durch ihre Zaubermacht nicht nur ihn, sondern auch sein Geschlecht in Drachen zu verwandeln nach ihren Jahresaltern. Da lockte sie ihn nun wieder einmal herbei und band ihn an eine starke Kette und sonach verwandelte sie ihn in ein eilfköpfiges Ungeheuer und umschlang jeden seiner Köpfe mit gleichen Banden. Er wäre nie aus ihrer Macht gekommen, hättest du ihm nicht selbst durch deinen Vorwitz die Freiheit gegeben. In eben dem Augenblicke, als er alle seine Ketten gesprengt hatte und in die Luft flog, lauerte er auf die Prinzessin, welche er auch auf dem Heimwege ergriff und selbe auf sein Schloß trug.“

Da Karl dies alles angehört hatte, schluchzte und jammerte er und sagte: „Und sollte ich für ihre Errettung mein Leben wagen, ich muß sie seiner Macht entreißen. Könntest du mich nicht zu dem Schlosse des Drachen tragen?“

„Das könnte ich wohl,“ erwiederte das Pferd, „allein ich kann dich schon im Voraus versichern, daß deine Mühe vergebens sein wird.“

„Glaube das nicht,“ entgegnete wieder Karl und hörte nicht auf, in das Pferd zu dringen, bis es seinen Bitten Gehör gab, sich aus dem Stalle willig führen ließ, und mit ihm durch die Luft bis zum Schlosse des Drachen flog. Die Prinzessin kam gerade heraus, um in der nahen Quelle frisches Wasser für den Drachen zu holen. Sie erkannte gleich Karln; er aber sank vor ihr nieder, weinte bittere Thränen und sagte: „O, nur mein Vorwitz hat dir diese Pein verursacht; du darfst aber nicht länger hier bleiben, mußt fort von hier, wirst mit mir dem Unthier entfliehen.“ Sie machte ihm keinen Vorwurf und sank in seine Arme. Ohne sich lange zu besinnen, setzten sich jetzt beide auf das Kupferpferd und flogen fort. Der Drache erwartete seine Geliebte, und als sie nicht wiederkehrte, stieg er auf das Dach, sah mit allen seinen Köpfen in der Gegend umher, und als er sie in weiter Ferne erblickte, sagte er: „Jemand hat mir meine Geliebte entführet; es thut aber nichts. Ich will noch mein Mittagsmahl halten, werde eine tüchtige Pfeife ausrauchen, ja ich will noch dabei ausschlafen und dennoch werde ich sie einholen.“

Er stieg wieder vom Dache. Es kam der Mittag, er aß sich satt, rauchte dann, legte sich noch dazu nieder und als er nach etwa einer Stunde aufwachte, machte er sich auf. Gleich dem brausenden Winde durchstrich er die Luft und bald hörten die Geliebten hinter sich sein teuflisches Gelächter. Gleich ergriff er die Prinzessin, entriß sie Karln und sagte zu ihm: „Schon hast du dafür ein Jahr deiner Lebensfrist verloren.“ Ehe sich dieser besann, war schon das Unthier sammt der Geliebten verschwunden. Traurig war jetzt sein Heimweg. Er wagte es wohl am folgenden Tage und nahm das Silberpferd, aber es geschah ihm so wie den vorhergehenden Tag. Wiewohl es ihm zweimal nicht gelang, mußte noch das Goldpferd mit ihm. Auf dem Wege sagte es zu ihm: „Es ist uns nicht möglich dem Drachen zu entfliehen. Sage deiner Schönen, sie soll den Drachen fragen, ob kein größerer über ihm ist und nur der könnte sie seiner Macht entreißen.“ Als sie nun wieder hinkamen, sagte es ihr Karl. „Suche es zu erforschen, ich werde den dritten Tag wieder hier sein,“ sagte er zu ihr beim Weggehen. Zwischen Bangigkeit und Hoffnung erwartete er den dritten Tag. Die Prinzessin aber mußte, wenn der Drache nach seiner Gewohnheit sich nach dem Essen niederlegte, ihn kämmen. Er nickte dabei ein. Sie rupfte ihm ein Haar aus seinem Kopfe, und als er aufwachte, fragte er sie: „Kannst du denn nicht besser kämmen und mußt du mich so rupfen?“ „Verzeihe mir,“ antwortete sie, „ich bin ein wenig eingenickt, und da träumte ich von einem großen Drachen; er schien fast größer zu sein als du. Ich aber dachte, es kann kein größerer über dich sein. Da fuhr ich auf und rupfte dich. Nicht wahr, es ist kein größerer Drache über dich?“

„Nein,“ antwortete er und schlief wieder ein.

Auch zum zweiten Male, als sie ihn rupfte, gab er ihr dieselbe Antwort. Das dritte Mal aber war er schon unwillig und sagte: „Es ist noch ein größerer Drache und zwar mein Bruder; der hat noch um einen Kopf mehr wie ich.“

„Und wo ist dein Bruder?“ fragte ihn wieder schmeichelnd die Prinzessin.

„Der ist bis beim rothen Meere im cedernen Schlosse,“ erwiederte dieser.

Die Prinzessin war froh, daß sie es wußte, und als ihr geliebter Karl am dritten Tage wieder bei ihr erschien, sagte sie es ihm. Er nahm nun indeß Abschied, bis er wieder zurückkehrte. Er fragte auch das Pferd, ob es nicht wüßte, wo das Cederschloß ist. „Das kann ich dir nicht sagen und kann dich auch nicht hin begleiten,“ entgegnete dieses; „aber gehe zur Sonne, die wird es vielleicht

Digitized by Google

wissen." Er machte sich gleich auf den Weg, wanderte sieben Monate, ehe er zur Sonne kam. Gleich fragte er sie, wo das Federschloß wäre. „Das kann ich dir nicht sagen, mein Kind," sagte diese; „aber gehe zu meinem Bruder Wind, der wird dir vielleicht eine Nachricht von demselben geben können."

Gleich machte sich Karl wieder auf und wanderte sieben volle Monate, ehe er zum Winde kam. Dieser wohnte in einem dichten Walde. Als er aber dort ankam, war nur seine alte Mutter zu Hause. Diese lief ihm entgegen und sagte: „Geschwind kehre um, du Unglückskind! ehe mein Sohn nach Hause kommt; er würde dich sogleich verschlingen, wenn er dich hier treffen sollte, denn er ist ein Menschenfresser."

„Nein, gutes Mütterchen," entgegnete Karl, „ich will deinen Sohn sprechen und ihn fragen, wo das rothe Meer und bei demselben das Federschloß ist."

Kaum hatte er dies gesagt, ließ sich ein Brausen und Sausen hören. Die Mutter erkannte daran ihren Sohn, und wollte Karln indessen wo verbergen. Sie steckte ihn indessen unter ein leeres Faß. Durch die Ritze konnte Karl den Wind gut sehen. Es war ein sehr großer starker Mann, in der Rechten trug er einen Eichenbaum sammt den Wurzeln statt eines Steckes, und als er ihn vor der Hütte hinwarf, erschütterte selbe von dem mächtigen Schlage. Er hatte kaum seine Mutter begrüßt, fing er schon an herum zu schnüffeln und sagte: „Ich rieche hier Menschenfleisch; wen hast du da?"

„Was fällt dir ein," sagte das Mütterchen, „wer würde sich denn hieher wagen und die Schwelle solchen Herrschirs betreten?"

„Es ist Jemand hier," entgegnete der Wind; „finde ich ihn, so zerreiße ich das Würmchen in Stücke, weil du es so sorgfältig vor mir verbirgst."

Da erschrack das Mütterchen und sagte schmeichelnd zum Sohne: „Wenn du mir versprichst, daß du ihm nichts zu leide thust, so werde ich dir es zeigen. Ein niedliches Kind ist her gekommen, ganz mager und abgezehrt, und will dich fragen, wo das cederne Schloß ist."

„Aha! wird dir schon bange darum?" lachte der Wind; „laß' es doch sehen."

Sie hob das Faß auf, wo Karl in großen Aengsten das Gespräch anhörte und jetzt zitternd vor dem Ungeheuer da stand. Der Wind sah ihn an, und brummte für sich: „Das wäre ein schöner Leckerbissen, so abgezehrt und mager." Er hieß ihn in die Stube mitgehen und befahl der Mutter, das Nachtmahl zu bringen. Da kam sie nun und stellte auf den Tisch eine Schüssel voll Bleischrötte. Der Sohn setzte sich gleich an den Tisch und hieß Karln mitessen. Aus Furcht nahm sich dieser auch ein Schrot, kaute es im Munde eine ganze Stunde und mußte es endlich doch ausspeien, indessen sie der Wind alle auffraß. Früh wurde Karl zeitlich von ihm aufgeweckt und er begleitete ihn noch eine Strecke Weges. Beim Abschiede sagte er zu ihm: „Du willst also das Federschloß auffinden und den zwölfköpfigen Drachen in deine Macht bekommen? — Den hat die Fee meines Bruders Frosch. Gehe hin und spreche um einen Dienst an; hältst du dort drei Tage aus, so kannst du dann verlangen, was du willst. Mit der Frau meines Bruders heißt es nichts, er aber ist sehr gutmüthig. Gleich, wenn du den Dienst antrittst, schließe mit ihm einen Kontrakt; nach Verlauf deiner Dienstzeit verlange den Drachen von ihm, welchen er dir dann herausgeben wird." Nach dieser Belehrung zeigte er Karln noch den Weg nach dem Federschlosse. Die Fee nahm ihn wirklich an und sagte: „Du wirst mir meine drei Pferde weiden; ein jeder Tag wird dir als ein Jahr gerechnet, gib wohl Acht, daß du keines den ihnen verlierest. Hältst du hier diese drei Tage aus, kannst du dann von mir als Lohn verlangen, was du willst; wenn aber nicht, so lasse ich dich von einem zwölfköpfigen Drachen verschlingen." Er gab aber auf ihre Reden nichts, sondern ging zum Frosche, ihrem Manne, und ließ sich von ihm den Kontrakt ausfertigen. Den andern Tag führte er ihn in einen Stall, führte ihm drei Pferde aus demselben, gab ihm ein Gewehr und sagte: „Diese Pferde wirst du jetzt auf die Wiese treiben; aber gib wohl acht, daß dir keines von denselben verloren geht. Hier hast du ein Gewehr, und wenn sich ja ein Wolf auf dieselben wagen sollte, so kannst du dich vertheidigen." Gleich setzte er sich auf eins derselben und die beide andern führte er nebenbei. Kaum war er mit ihnen auf der Wiese angekommen, fingen sie an so zu weiden, wie Schafe. Er band ihnen die Halftern los und ließ sie weiden. Er selbst setzte sich in die Mitte der Wiese; er fing aber an zu schlummern, legte sich nur schlief ein.

Als er aufwachte, war die Sonne schon im Untergehen. Er rieb sich die Augen und konnte sich kaum besinnen, wo er sich befand. Gleich nahm er sein Gewehr, strich herum und suchte seine Pferde. Schon hatte er die Wiese und den nahen Wald durch und durch gesucht, aber nirgends war eine Spur von denselben. Auf einmal kam ein Wolf auf ihn zugelaufen; er hatte schon das Gewehr in der Hand, ihn zu erlegen, als dieser ihm zurief: „Tödte mich nicht, ich kann dir zu etwas verhelfen." Er legte die Waffe wieder ab und ließ den Wolf zu sich treten. „Du suchst deine Pferde; die Fee hat dir sie in Schafe verwandelt. Warte dort bei der Thür, ich will dir sie aus dem Walde auftreiben; werfe die Halftern über sie und so wirst du deine Pferde wieder haben." Er stellte sich gleich zum Eingange der Wiese mit den Halftern, indessen der Wolf im Walde herumlief. Auf einmal liefen die Schafe auf ihn zu; er warf die Halftern über sie und hatte gleich seine Pferde. Gleich setzte er sich wieder auf eins und ritt muthig nach Hause. Als die Fee die Pferde erblickte, war sie sehr aufgebracht, nahm eine eiserne Stange und hieb sie tüchtig durch. „Ihr Dirnen habt euch wohl in ihn verliebt?" und prügelte wieder zu. Den andern Tag verwandelte sie dieselben in Haasen. Ein Hund aber trieb ihm sie wieder auf. Den dritten Tag aber waren sie in Eier verwandelt und sie scharrte sie in der Küche ein und legte Feuer über selbe. Jetzt kam ein Fuchs zu ihm und sagte: „Deine Pferde sind in Eier verwandelt; aber wir gehen jetzt hin in das Schloß Du stellst dich neben der Küche und ich werde auf den Boden laufen und erwürge ihr etliche Hühner; wie sie aber hinauf laufen wird, scharre das Feuer um, nimm die Eier heraus, werfe die Halftern über sie und sogleich hast du wieder deine Pferde." Wie gesagt, so auch vollbracht. Als sich die Fee vom Fuchse betrogen sah, sagte sie zu Karl: „Deine Zeit ist verstrichen, fordere deinen Lohn." Er aber sprach: „Gib mir den zwölfköpfigen Drachen, der mich verschlungen hätte, wenn ich meine Zeit nicht hier ausgehalten." Den wollte sie ihm aber durchaus nicht geben. Er ging aber zu ihrem Manne und auf seinen Befehl gab sie ihm denselben. Als er sich auf ihn gesetzt hatte, flog er mit ihm auf sein Geheiß zu dem Schlosse, wo die Prinzessin war. Eben ging sie wieder nach der Quelle. Karl aber ergriff sie, und sie flohen fort. Bald aber hörten sie ein Brausen hinter sich und der Eilfköpfige war schon bei ihnen. Er wollte die Prinzessin ergreifen. Da legte der Zwölfkopf seine Bürde ab, und machte sich über ihn. Bald hatte er ihn zu Boden geschlagen, und als er ihn durchbohrt hatte, bat der Zwölfkopf Karln, er möchte ihm die Köpfe abhauen. Da er das that, stand ein schöner Jüngling an dessen Stelle. Gleich nahmen sie ihn als Bedienten mit. Und sieh, schon waren auch die drei Pferde bei ihnen, als wenn man sie gerufen hätte. Die Prinzessin bestieg das Goldpferd, Karl das Silberpferd und der Diener das Kupferpferd und rannten mit ihnen auf das Waldschloß zu. Aber welch ein Anblick! auch diese Gegend war schon umwandelt, und wo erst nur Wildniß und Wiese waren, erhoben sich jetzt schöne Städte, lustige Landschaften und fruchtbare Fluren, und alles wimmelte von Menschen. Jetzt erst wurde aus ihnen ein Ehepaar und sie lebten glücklich und vergnügt in ihrem Reiche.

Digitized by Google

Die große Orgel in der Pariser Kirche Saint Denis.

Diese im Jahre 1841 eingeweihte Orgel ist in Frankreich die größte und vollständigste ihrer Art. Man weiß nur zu gut, daß die Blasebälge der Hauptbestandtheil einer Orgel sind. Das Bälgewerk der großen Orgel besteht aus acht großen Lufthältern, die zusammen gegen 8000 Kubikschuhe Luft enthalten. Diese enorme Luftquantität ist demnach immerwährend in Bewegung, um das Instrument auszuhalten und den nicht unbedeutenden Verbrauch von siebenzig aus ungefähr fünftausend Pfeifen bestehenden Registern zu decken. Die 32 Fuß langen Labialpfeifen geben einen Ton, der die Scheiben der Kirchenfenster zittern macht und beinahe dem Klange einer großen Glocke gleichkömmt. Bei den größern Orgeln finden wir vier, auch fünf Claviere; die von Saint-Denis hat nur drei und zwar von vier und ein halb Octaven, von **Ut** bis **Fa**. Nebstbei hat sie ein Pedal-Clavier von zwei Octaven, von **La** bis **Fa**. Jedenfalls ist sie eines der größten Meisterwerke der neueren Orgelbaukunst und macht ihren Pariser Erbauern, Herren Cavaillé und Coll, viel Ehre.

Gregor der Sechzehnte.

Der so eben verstorbene **Gregor XVI.**, zu Mussoi bei Belluno am 18. September 1765 geboren, erhielt in der Taufe die Namen **Bartolomeo Alberto**, und nahm erst den Namen **Mauro** an, als er in den Camaldulenser-Orden zu Murano bei Venedig eingetreten war. In seinem 31ten Jahre schrieb er das Werk: »**Il trionfo della santa sede e della chiesa,**« und zwei Jahre darauf ernannte ihn **Pius VII.** zum Mitgliede der neu errichteten katholischen Akademie zu Rom, bei welcher Gelegenheit der junge

Capellari ein zweites Werk, und zwar über „die Einheit des christlichen Glaubens sowohl im Dogma als in der Moral," erscheinen ließ. Seine umfassenden Kenntnisse in der Theologie machten ihn dem heil. Stuhle frühzeitig bekannt, und so wurde er nach und nach zum Abt, Procurator und Generalvicar seines Ordens, zum Professor der Theologie, Consultor mehrerer Congregationen, apostolischer Visitator der Universitäten von Perugia, Camerico, Macerata und Fermo, Consultor der Inquisitions-Congregation und der Bücher der orientalischen Kirche, endlich am 13. März 1826 zum Cardinal-Priester ernannt. In letzterer Eigenschaft erhielt er die wichtigste Stelle in der katholischen Kirche, nämlich jene eines General-Präfecten der Propaganda, und es wurde ihm später die Auszeichnung zu Theil, mehrere Unterhandlungen zwischen dem heil. Stuhle und zwischen den Niederlanden und Sardinien zu leiten. Seine am 6. Februar 1831 erfolgte Erhebung zur päpstlichen Würde fiel in sehr schwierige Zeiten, denn kurz zuvor waren die Aufruhrversuche in Bologna vorgefallen. Den Ruhm seines Apostolats verkünden laut: Die Durchbrüche des Catilio-Berges zur immerwährenden Beseitigung der Verheerungen des Aniene-Flusses — die Milderung und Herabsetzung der Zölle — die Errichtung der Legationen von Urbino, Pesaro und Velletri — die Gründung der Handelskammer, der römischen Bank, der Sparcasse und Assecuranzgesellschaft — die Aufhebung der willkührlichsten Rechtshandhabung durch Promulgirung eines Gesetzbuches für die Gerichtsstellen — die Wiedererbauung und Verschönerung der Kirche S. Paolo, des Lateranpalastes, der Paolinischen Capelle, der Universitätsaula und der Cameral-Kalkographie — die Prägung des Geldes nach dem Decimalfuße — die Errichtung des Post- und des Mautgebäudes zu Ripetta, der prachtvollen Promenade des Pincio, die Eröffnung der Straße von Civitavecchia nach Orbitello, die Verschönerungen der Porta maggiore, der Bau des herrlichen Monumentes der Acqua claudia — die Gründung der Rittercrden von heil. Gregorius und Silvestes, des Gregorianischen Cursus und der egyptischen und etruskischen Museen — die großen Restaurirungen an den Häfen von Civitavecchia, Ancona, Fiumicino und Terracina — und schließlich die Einführung der Dampfschiffahrt auf dem Tiber.

Während seines Apostolats hatte Gregor XVI. 60 Consistorien abgehalten, 75 Cardinäle ernannt, und über 800 Ernennungen zu Patriarchen, Erzbischöfen und Bischöfen vorgenommen. Unter seinem Pontificate wurde der Halbmond auf den Minaretten von Algier durch das Kreuz ersetzt; ein König von Oceanien hatte ihm Geschenke zugesendet; zur Dekorirung des neuen katholischen Altars der St. Paulskirche hatte der Vicekönig von Egypten, ihm die Säulen von heidnischen Tempeln, als eine Huldigung freiwillig zuführen lassen, und ähnliche Beweise der Verehrung wurden ihm von Seite der Machthaber der Reiche von Tigre, von Amara, von Schoa, und der Republik Equador zu Theil.

Gregor der Sechzehnte.

Papst Gregor XVI. war ein enthusiastischer Bewunderer alles Seltenen und Schönen im Fache der antiken Kunst, und ein tiefer Geschichtskenner. Das bewunderungswerthe Gregorianische Museum wird stets ein Denkmal des guten Geschmacks dieses, mit den kargen Hilfsquellen seines Schatzes kämpfenden Kirchenfürsten bleiben. In den Intervallen seiner schweren und religiösen Anstrengungen war für ihn das Studium der Alterthümer die süßeste Beschäftigung.

Er kannte den orientalischen Sprachen: das Griechische, Syrische, Chaldäische, Arabische und Armenische; im vertrauten Umgange sprach er stets die gelinde Mundart der Venezianer, und bei feierlichen Verträgen wußte er die Tiefe seiner Gedanken durch improvisirtes classisches Latein bewundern zu lassen, wobei ihm eine höchst harmonische und sonore Stimme noch besonders zu Statten kam. Noch im späten Greisenalter genoß er einer ungeschmälerten körperlichen und geistigen Kraft, und hielt bis zu seinen letzten Tagen seinen majestätischen Körper aufrecht. Er war der 258. Nachfolger des heil. Petrus gewesen.

Heirathen oder nicht heirathen!

Selbstgespräch eines ältlichen Hagestolzen in einem schwachen Augenblicke.

Heirathen oder nicht Heirathen! das ist die große Frage. Heirathen und eine Komödie aufführen, deren Ende nicht abzusehen ist, da doch bei einem Heirathscandidaten dem Sehen keine Spur ist, — oder nicht Heirathen und so gar Niemand in der Gesellschaft sein. Freilich sagt man auch von einem verheiratheten Manne: er ist der Niemand im Hause; aber uns Hagestolzen stellt man leider auf die höchste Stufe der Verachtung; man stellt uns noch unter die verheiratheten Männer, man heißt uns: gar Niemand! Hu! mich schaudert, wenn ich nur an die Verachtung denke, mit der mich so eine verheirathete Frau ansehen muß. Noch weniger als ihr Mann!

Also heirathen! — Sonderbar, wie mich dieses Wort immer galvanisch durchzuckt. Alle Schrecken jener Ehen, die ich schon ge-

Digitized by Google

nicht aus den Acten, sondern aus den Berichten des bei der Strafanstalt wirkenden Arztes entnehmen, die Acten selbst bestätigen jedoch alle darin vorkommenden Thatsachen. Bei einem Falle, welcher sich jüngst erst ereignete, und wo die betreffenden Personen noch am Leben sind, geben wir keine Namen, was uns um so weniger nöthig scheint, als dieses Interesse hier ganz in den Hintergrund tritt.

Der Diener einer vornehmen Familie in Berlin trat am Abend des 2. Decembers 1843 in einen Branntweinladen und forderte ein Glas Liqueur. Der Wirth, bei dem er ein älterer Kunde war, befragte ihn, warum er sich so lange nicht eingefunden? Der Diener, in reicher Jägerlivree, klagte über das Jammerleben, das er zu führen habe, Tag aus, Tag ein im Feodndienste, seine Fräuleins, die Herrschaft, von Morgens bis Abends in die Putzläden, zum Juwelier, zu Besuchen begleiten zu müssen; dann nach dem Dienste im Hause, in's Concert, in's Theater. Ein ordentlicher Mensch wisse gar nicht, wo einem der Kopf stehe vor dem vielen Laufen, Rennen, Bestellen und Befehlen. Heute sei es kaum auszuhalten, — wozu er vermuthlich Stärkung bedurfte, — denn das älteste gnädige Fräulein mache Hochzeit. Alles Silberzeug habe hervorgeholt und geputzt werden müssen. Eben jetzt müsse er noch zum Goldarbeiter, um einen Armleuchter zu holen, der dort in Arbeit sei! Der Jäger ging, nachdem er die Hoffnung ausgesprochen, daß, wenn der schwere Tag vorbei, wohl wieder etwas Ruhe eintreten werde.

Ein Mensch in abgetragener Kleidung im Winkel, der aber ein alter und guter Kunde des Ladens war, fragte den Wirth, wer der Jäger sei. Der Wirth nannte den Namen und die Herrschaft, bei welcher der Jäger diene, und setzte hinzu, daß sie ungeheuer reich und freigebig sei; der Dienstherr habe es da gut. Der Fragende stieß einen Fluch aus: „Ja, wer hat, bei dem liegt's in Haufen!“ Er brummte über die ungerechte Vertheilung der Güter und zog sich auf eine Bank im Hintergrunde zurück, wo er noch mit zwei anderen Gästen seines Schlages ein leises Gespräch pflog. Dann bezahlten alle Drei und verließen zugleich den Schenkladen.

Im Dunkel der Straße setzten sie ihr Gespräch fort. Der Eine sagte leise: „Ich will des Teufels sein, wenn ich nicht komme.“ — Der Zweite: „Bruder, verlaß dich auf mich; wenn ich nicht das Bein breche, so komme ich.“ — Der Dritte sagte: „Und soll mich's zehn Jahre kosten, ich bin dabei.“

„Schlag 2 Uhr, wenn der Wächter vorbei!“ war das Losungswort, unter welchem sie sich trennten.

Das Haus, in welchem die Herrschaft des Jägers wohnte, stieß mit seinem Hintergebäude auf eine Gasse, von welcher aus die Diebe ihren Einbruch bewerkstelligten. Kein Wächter störte sie, als sie mit dem Schlage Zwei nach Mitternacht eine mitgebrachte Leiter an ein Fenster der obern Etage setzten. Der Vorderste drückte ohne Geräusch die Scheibe ein und öffnete das Fenster, durch welches alle Drei demnächst stiegen, zu ihrem Zwecke mit Aexten, Nachschlüsseln und Säcken versehen. Der Letzte zog die Leiter nach sich herein und lehnte sie auf dem Gange, wo sie sich befanden, an die Wand.

Mit der Localität des Hauses vertraut, schlichen sie auf dem Gange fort, bis zu einer Treppe, welche nach dem Hofe führte. Ueber den Hof gingen sie in's Vorderehaus. Die Hofthür war nur angelehnt. Erst die Glasthür fanden sie verschlossen. Mittelst eines Dietrichs ward sie leicht geöffnet. Nicht mehr Schwierigkeit stellte ihnen die Flügelthür entgegen, welche zu dem großen Saale führte, wo das Hochzeitsmahl war gefeiert worden. Alles war tief still, als sie ihre Diebeslaterne anzündeten und bei deren mattem Scheine auf der noch unabgeräumten langen Tafel den ganzen Reichthum an Silbergeschirr entdeckten. Freudig erstaunt griffen sie hastig, doch ohne den geringsten Lärm zu machen, zu und warfen und stopften in die Säcke, was ihnen werthvoll schien und darin Platz hatte. Auch dies Werk war vollkommen gelungen, und mit leisen Schritten machten sie sich auf den Rückweg.

Derselbe Jäger, welcher in unbewußtem Uebermuthe der Verräther seiner Herrschaft geworden, war inzwischen erwacht, nicht durch das Geräusch, sondern durch einen kalten Luftzug, der über sein Gesicht strich. Er schlief in dem Hinterhause; seine Kammer ging auf den Gang. Der Luftzug kam aus der zerbrochenen Scheibe. In der Meinung, daß er oder ein Anderer ein Fenster aufgelassen, sprang er auf, um es zu schließen. In der Dunkelheit tappend, stieß er an eine Leiter, die nie hier gestanden hatte. Seine bloßen Füße traten auf Glasscherben und beim nächsten Blicke bemerkte er die eingeschlagene Scheibe.

Schnell bewußt, was es hier gab, und rasch entschlossen, sprang er nach der Kammer zurück, riß den Hirschfänger aus der Scheide und war schon auf dem Gange, als er etwas die Treppe heraufkommen hörte. Muthig stürzte er ihnen entgegen, „Diebe! Diebe!“ schreiend. Sie warfen ihre Säcke fort. Der Eine schwang seine Axt und wollte auf den Jäger losgehen. Geschickter aber hatte dieser bereits, ehe jener seine schwere Waffe brauchen konnte, ihm mit der Klinge einen Hieb über den Kopf gegeben, daß er bewußtlos niederstürzte. Der zweite war während dessen rasch durch das offene Fenster auf die Straße gesprungen. Der Dritte, vor Angst und Furcht regungslos, wagte weder zu fliehen noch Widerstand zu leisten.

Der Jäger hielt ihn gepackt, während auf sein Schreien die anderen Hausbewohner erwachten und herbeieilten. Von draußen war auch der Nachtwächter herbeigekommen und schrie hinauf, was es denn gäbe; auf dem Steinpflaster läge ein Kerl, der jämmerlich ächze. Die Polizei war bald herbeigerufen und verhaftete die Diebe. Zwei von ihnen wurden in das Gefängnißlazareth gebracht.

Derjenige, welchen der Hirschfänger des Jägers getroffen, konnte nicht mehr bekennen und nicht mehr vernommen werden. Die Wunde war zu tief in's Gehirn gedrungen. Nach einem elftündigen Todeskampfe verschied er schon am Tage darauf. Man erkannte in ihm einen mehrmals gestraften Dieb und Betrüger, einen ehemaligen Tischler, der ein wüstes Leben geführt, und bei dessen Leichenöffnung sich ergab, daß sein Körper dermaßen von Ausschweifungen und Branntwein verwüstet war, daß der Hieb des Jägers ihn nur von einem langsamen, qualvollen Tode errettet hatte.

Der zweite Verwundete hatte den rechten Schenkel durch den Sprung aus dem Fenster an zwei Stellen gebrochen. Auch hatte er eine starke Erschütterung des Gehirns und der Brust erlitten und konnte, unter einer schmerzhaften Behandlung furchtbar leidend, nur wenig sprechen. Auch in ihm erkannte man einen schon mehrmals gestraften Dieb, der, früher Maurerhandlanger, sich längere Zeit als Vagabund in Berlin umhergetrieben hatte.

Seine schlechten Säfte erschwerten die Cur. Der Brand war in das rechte Bein gekommen, und um sein Leben zu erhalten, mußte es ihm abgenommen werden. Als der Arzt es ihm ankündigte, schien in seinem Wesen eine Veränderung vorzugehen. Er, der bisher jedem Zuspruche und jeder Ermahnung verschlossen geblieben, seufzte tief auf und rief plötzlich: „Ja, es lebt ein gerechter Gott!“

Von nun an verlangte er nach geistlichem Zuspruche, den er bis dahin kalt zurückgewiesen, verlangte und empfing das Abendmahl kurz vor der Amputation. Bei derselben blieb er standhaft und fiel erst in Ohnmacht, als der Verband angelegt wurde. Die Operation ging glücklich von Statten.

Er legte vor Gericht ein vollständiges Bekenntniß ab, noch vollständiger vor dem Arzte. Es ist eine Lebensgeschichte, die tausendmal sich wiederholt, und doch erinnern wir uns nicht, sie mit so schlichten und doch so eindringlichen Worten schon aus dem Munde eines Verbrechers von seiner Bildungsstufe gehört zu haben.

„Ich bin zu Brandenburg im Jahre 1807 geboren, wo mein Vater Maurergeselle war. Er hatte Arbeit genug, und meine Mutter verdiente als Wäscherin schönes Geld. In meiner Jugend bis zum achten Jahre ging mir nichts ab, ich war gesund und wurde zu kleinen häuslichen Verrichtungen, zum Warten und Wiegen meiner jüngeren Geschwister angehalten, aber zur Schule schickte man mich nicht. Von der Mutter lernte ich das Vater Unser und die zehn Gebote, die ich alle Morgen und Abend beten mußte; vor die Thür zu anderen Jungen durfte ich nicht.

Da es in den damaligen Kriegsjahren an Durchmärschen und Gelegenheit zum Verdienst nicht fehlte, hatte mein Vater einen kleinen Schnapsladen angelegt, und seitdem sah und hörte ich viel Böses, das ich leider schnell genug lernte. Das Fluchen, Schwören und Lästern der Gäste, zumal derer, die täglich kamen, und ihre schmutzigen Reden träufelten Gift in meine junge Seele, und der Branntwein, den mir Einer oder der Andere gab, verwilderte mich vollends. Ich ward trotzig gegen die Mutter, stahl dem Vater heimlich Geld aus der Lade, ging ihm über die Flaschen, und als er mich einige Male ertappte, züchtigte und zur Strafe in die Schule schickte, hielt ich es dort kaum ein Jahr aus. Ich lernte nothdürftig lesen, und da meine Beihilfe in der Schänke erforderlich wurde, behielt mich der Vater wieder ganz zu Hause. Ich habe seitdem viele Bücher gelesen. Räuber- und Diebesgeschichten verschlang ich gleichsam. Ein Gast, der eine Leihbibliothek hatte, erlaubte mir, sie zu benutzen, und verdarb mich vollends; ich wollte auch ein berühmter Räuber werden, und ehe ich 15 Jahre alt wurde, hatte ich sie durchgelesen. Das Alles, was ich von dem freien Leben dieser Menschen las, reizte mich außerordentlich. — Eine Bibel war in unserm Hause nicht zu finden, nur ein alter Katechismus, und meine Mutter besaß ein Gesangbuch, in dem sie zuweilen las. Zur Kirche ging Keiner von uns, denn des Sonntags und Feiertags war die ganze Zeit bei uns Gastverkehr.

Erst als ich eingesegnet werden sollte, bekam ich eine Bibel. Ich wurde sechs Wochen von einem Geistlichen unterrichtet, was mir sehr langweilig vorkam. Nach meiner Einsegnung, wobei ich viel Thränen vergoß, weil auch die anderen Kinder weinten, ging ich mit meiner Mutter zum Abendmahle. Seitdem habe ich es nie im Gefängnisse wieder genossen.

Inzwischen war in unserm Hause eine traurige Veränderung vorgegangen. Mein Vater fand beim Schanke seine Rechnung nicht mehr. Es ging rückwärts, und war er früher schon gerade kein Säufer, aber doch ein Liebhaber des Branntweins gewesen, so trank er jetzt immer stärker, mißhandelte die Mutter und uns Kinder, verschlug in der Besoffenheit Alles, was er ergriff, und wollte sich von der Mutter, die ihm zu stille war und auf die er alle Schuld warf, scheiden lassen. Der Tod der Mutter, die sich abgehärmt, kam dazwischen. Dieser Tod brachte in unser Hauswesen die größte Zerrüttung. Ihm dem Vater war es nicht mehr auszuhalten, er lebte mit der Magd, die uns Kinder ganz vernachlässigte, so daß wir vom Ungeziefer fast aufgefressen waren, viel Schläge, aber keine regelmäßigen Mahlzeiten bekamen und in zerrissenen Kleidern gingen. Was man mir nicht gab, das suchte ich zu nehmen. Aus Schlägen und Schelmworten machte ich mir nichts. Ich wuchs dem Vater über den Kopf. Um mich los zu werden, gab er mich als Handlanger unter die Maurer seiner Bekanntschaft. Hier bekam

Digitized by Google

Caricaturen.

Altengland wird von dem jungen Amerika herausgefordert.

Laterna magica-Bilder.

Konstantinopel. Folgender Vorfall zeigt, wie die Christenverfolgung bei den Muselmännern noch statt findet: Mamik Pascha hatte in Syrien einen griechischen zwölfjährigen Knaben mit Gewalt seinen Eltern entrissen und zum Muselmanne gemacht, was er noch mit mehreren Christenkindern zu thun beabsichtigte. Auf das Flehen des betrübten Vaters wendete sich der englische und französische Consul zuerst an Mamik Pascha selbst, von dem sie aber keine befriedigende Antwort erhielten; nun wendeten sie sich nach Konstantinopel an ihre Gesandtschaften; diese machten der Pforte sogleich die energischsten Vorstellungen, welche sogleich einen Courier an Mamik Pascha absendete, mit dem Befehle, er solle das Kind sogleich seinen Eltern zurückgeben, und sich aller weitern gewaltsamen Proselitenmacherei enthalten.

London. Eine hier bestehende Firma „Beattie et Comp." fallete, ihre Passiva belaufen sich auf 400,000 Pf. Sterling — Der bekannte

Digitized by Google

Aeronaut Green, der schon oft und glücklich in die Luft fuhr, ist kürzlich bei einer Fahrt auf ebener Erde verunglückt; er stürzte nämlich, als er nach einer glücklich zurückgelegten Luftfahrt in einem ländlichen Fuhrwerke von Ipswich nach London zurückkehrte mit dem Wagen, und wurde jedoch nicht bedeutend verletzt. — Ihre Majestät die Königin ist am 25. Mai Nachmittags um drei Uhr von einer Prinzessin glücklich entbunden worden.

Antwerpen. Hier hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche den Schutz und den Transport der Auswanderer bezweckt, und zugleich die Absicht hat, das Loos der Auswanderer, welche sich nach den transatlantischen Ländern begeben, zu verbessern, sie zu schützen und ihre Reise so wenig lästig als möglich zu machen.

Paris. Bei der großen Revue, die hier vor Ibrahim Pascha stattfand, waren 30,000 Mann versammelt. — Zur Warnung möge Folgendes dienen: Ein Kärrner im Alter von 78 Jahren fuhr von Montmeerency nach Paris. Er rauchte, schlief ein und die Pfeife entfiel seinem Munde in den Wagen, wo sich davon das da befindliche Stroh entzündete. Als er erwachte, war das Feuer schon ausgebrochen und das Pferd vor Schrecken durchgegangen. Endlich brachte man nach vieler Mühe das Pferd zum Stehen, da war aber schon der Mann in einem so elenden Zustande, daß er nur noch kaum die Ursache des Unglücks angeben konnte und bald darauf starb. — Die Israeliten von Algier, Blidah, Medah, Oran, Maskara und Tlemsen, Bona, Philippeville und Konstantine hatten den bekannten Herrn Albert Cohn beauftragt, dem Könige ein Dankschreiben für die glückliche Veränderung, die sie unter französischem Zepter erhalten, so wie besonders für die königliche Ordensnanz im vorigen Jahre zu überreichen. Der König bewilligte Herrn A. Cohn eine Audienz, über welche derselbe einen besondern Bericht ertheilt hat. Er ist so interessant, daß wir nicht umhin können, ihn unseren geehrten Lesern mitzutheilen: „Se. Majestät" lassen wir Hrn. Cohn selbst erzählen, „unterhielt sich während mehr als einer Stunde mit mir, nicht allein über den Zustand der algierischen Israeliten, sondern der Israeliten überhaupt, ja über das Judenthum selbst. Es ist so selten, aus einem königlichen Munde Lobsprüche zu Gunsten der Juden, ihrer Neigung und ihres Glaubens zu hören, die Stellung, die dieser Monarch in der Mitte der Mächte einnimmt, ist so hoch, daß seine Urtheile nur einen glücklichen Einfluß auf das Schicksal unserer Glaubensgenossen außerhalb Frankreichs üben können, sei es auch nur als ein Trost, indem sie eine so günstige Meinung aus so hoher Region erfahren. Beim Beginne schon machte der König die Bemerkung, daß, sobald ihn Gott auf den Thron berufen hätte, er geglaubt habe, nicht eine Gunst zu verwilligen, sondern eine Ungerechtigkeit gut zu machen, indem er die französischen Israeliten überall zulasse, und sie überall und in allen Stücken mit ihren Mitbürgern gleichstelle. „Was sich mir immer aufgedrängt hat," sagte hernach der König, „das ist, wie sehr die Juden für die Zivilisation geschickt sind; trotz des religiösen Bandes, welches sie in den verschiedenen Ländern vereinigt, haben sie es verstanden, Franzosen in Frankreich, Engländer in England, Deutsche in Deutschland zu werden. Sie haben sich die guten Eigenschaften, bisweilen selbst die Fehler der Nationen, in deren Mitte sie lebten, angeeignet." Hierauf ging der König in verschiedene Details ein sowohl über die Gewerbe, welche die Juden ausüben als auch über die Künste, welchen sie sich widmen. In Bezug der Musik fragte er auch nach, wie jetzt der Gesang in den Synagogen beschaffen sei. Zum Schlusse trug er mir noch den Ausdruck seiner Befriedigung für die Israeliten Algiers auf und ermuthigte mich, wieder nach jenen Gegenden zu reisen. Dann schloß er die Audienz.*) — Am 8. Juni um fünf einhalb Uhr Morgens fand die Hinrichtung des berüchtigten Lecomte, der kürzlich in Fontainebleau auf den König der Franzosen schoß, durch die Guillotine statt.

Rennes. Ein Herr von Nuncé hatte hier eine der dreistesten Wetten gemacht; er wettete nämlich, mit einer Stute 28 Kilometres (ohngefähr 3½ Meilen) in einer Stunde zurückzulegen, und hat auch Wort gehalten, obwohl er auf diesem Wege von Wagen und Karren, ja sogar durch Heerden zweimal gehindert wurde.

Zürich. Hier stießen die Eisenbahnarbeiter im Sihlfelde auf eine Stelle, wo eine sehr hübsche römische Vase, mit Asche und kleinen Gebeinen angefüllt und mit Ziegelsteinen zugedeckt, vergraben war.

Stuttgart. In Folge der erhöhten Bierpreise haben mehrere Hundert Bürger einen Verein gebildet, der es sich zur Pflicht macht, kein anderes Bier zu trinken als solches, das nur 8 kr. kostet; in Folge dessen haben sich bereits einige Wirthe gefügt.

Ulm war verigen Monats Zeuge von Exzessen zwischen Militär- und Civilpersonen in dem Gasthause zum Mohrenkopf, welche daher entstanden, daß der Bruder des Gastwirthes einen Kavalleristen beleidigt haben soll, dessen Kameraden sich dadurch allesammt beleidigt glaubten, und demnach Selbstgenugthuung nehmen wollten. Erst nachdem mehrere Personen schwer verletzt wurden, und mit Eingriff einer starken Pelzel-Patrouille wurde der Tumult gedämpft. Der Wirth und dessen Angehörige mußten sich lange verbergen halten.

*) Auch in Rußland beabsichtigt der Kaiser die Verhältnisse der Juden besser zu regeln.

Mosel klagt sehr über die herrschende Theuerung und über die Armuth, welche so viele Familien in Verzweiflung versetzt.

Koblenz. Seitdem Lieutenant Waghorn den Versuch machte, den Weg von Ostindien über Triest und Deutschland nach London zu nehmen, ist eine größere Reisefrequenz, besonders von Engländern, welche diese Route nach Ostindien wählen.

Frankfurt a. M. Der älteste Chef des Banquierhauses Rothschild feierte vor mehreren Wochen seine goldene Hochzeit mittelst eines großen Ballfestes in seiner Gartenwohnung, woran viele Gäste, darunter sich Se. k. Hoheit der Churfürst von Hessen nebst Gemalin, die eben hier weilende Prinzessin Caroline von Hessen, Prinz Emil von Hessen und mehrere andere Rangespersonen befanden, Theil nahmen.

Köln. Bei dem hiesigen Dombau hat sich neulich ein trauriger Vorfall zugetragen: Ein dort beschäftigter Zimmermann, welcher in bedeutender Höhe auf einer Leiter stand, wurde von einem Brette, das sich losgerissen hatte, so schwer am Kopfe verletzt, daß er die Besinnung verlor, rücklings in die Tiefe stürzte, wo er sich die Hirnschale zerschmetterte, und in's Bürgerspital gebracht, eine Stunde darauf verschied. Der Bedauernswerthe war noch ein junger Mann und hinterließ Frau und Kinder. — Der hiesige Unterstützungsverein für Handlungsgehilfen, der schon seit mehreren Jahren besteht, erfreut sich, obwohl er in den ersten Jahren nicht die gehoffte Theilnahme fand, nun eines steten Anwachsens der Anzahl von Mitgliedern, so daß er mit Ende des Jahres 1845 ein Vermögen von 7575 Thl. ausweis; der Ueberschuß von den geleisteten Einzahlungen gegen die Ausgaben betrug in diesem Jahre 671 Thl. Zu Unterstützungen wurden 109 Thl. verwendet. *)

Berlin. Die hiesige Stadtkommune läßt neben dem Bürgerhospital, daß der Kaiser von Rußland hier in's Leben gerufen, noch ein zweites sehr großes errichten, worin gegen 1000 Individuen werden Aufnahme finden können. Der nach den Statuten zur Aufnahme Geeignete erhält darin freie Wohnung, Nahrung, Kleidung, Holz, Licht, unentgeldliche ärztliche Behandlung und Arznei, so wie ein einfaches, bürgerliches Begräbniß. — Folgende Begebenheit verdient bekannt zu werden als bleibendes Monument für die Humanität des jüngst verstorbenen Erbprinzen von Stollberg-Wernigerode. Derselbe verwaltete das Forst- und Walddepartement. Bei einer Gelegenheit, als ihm von einem Finanzbeamten der Vorschlag gemacht wurde, bei den Leuten, welche im Walde mit Karrendienst beschäftigt sind, eine Ersparung eintreten zu lassen, weil sie besonders gut bezahlt würden, wollte er die Sache selbst untersuchen, und begab sich mit dem Beamten an Ort und Stelle. Im Walde angelangt, begegnete er zweien Kärrnern, die er sogleich ausspannen hieß; er spannte sich selbst in den einen, und der Beamte mußte den andern übernehmen. Der Prinz, der so ziemlich Kräfte besaß, kam etwas fort, der verweichlichte Beamte jedoch konnte nicht von der Stelle. Nun fragte der Prinz die Kärrner, warum sie so viel aufluden, da erhielt er von ihnen zur Antwort, daß sie sonst nicht genug verdienten, um ihr Leben fristen zu können. Hierauf gab er ihnen noch eine Anlage, anstatt ihren Lohn zu schmälern, mit der Weisung, künftig nicht mehr so schwer aufzuladen. — Der Schriftsteller A. von Schaden, pens. kön. preuß. Major, unser ehemaliger beliebter Mitarbeiter, verschied am 20. Mai in einem Alter von 54 Jahren.

Neu-Stettin. Vor mehreren Wochen fand in hiesiger Synagoge unter der Leitung des Cösliner Rabbiners Dr. Jolowicz die Einführung eines deutschen Gottesdienstes statt; ein solcher fand auch in Cöslin statt, jedoch hier noch mit Orgel und Choralgesang vermehrt.

Leipzig. In der letzten Woche des Mai fand auf der Eisenbahn von hier nach Dresden eine Explosion des Kessels einer Lokomotive kurz vor der Abfahrt statt. Obschon die Explosion sehr heftig war, ist doch kein Mensch dabei beschädigt worden.

Posen. Die Colonisation der Juden in hiesiger Provinz nimmt einen erfreulichen Fortgang. Es haben sich bereits 1064 Familien zum Landbau gemeldet, darunter viele Familien, die sich selbst alles aus Eigenem schaffen, und noch eine Summe für die Unbemittelten beitragen wollen. Wenn man nun bedenkt, daß die Colonisten 15 Jahre (selbst nach Auszahlung des Gutes) über ihr Eigenthum nicht disponiren können, außerdem auch nach den ersten vier Jahren sich keiner christlichen Dienstboten bedienen dürfen, so liefert es einen erfreulichen Beweis von dem Vertrauen, das diese Menschen, die doch all ihr Habe diesem Unternehmen zum Opfer bringen, in ihre Thätigkeit setzen, und es wird dadurch der ungerechte Vorwurf der Nebeirischen, den man den Juden macht, faktisch zurückgewiesen.

Rom. Am 1. Juni um 10 Uhr Morgens erfolgte das Ableben Se. Heil. des Papstes Gregor XVI. (Grafen Mauro Capellari) nach einem kurzen Krankenlager in Folge eines Rothlaufes, der sich auf die edleren Theile der Brust warf. — Die am 16. Juni Abends von den 50 Kardinälen im Conclave geschehene Wahl zum Pabsten fiel auf Se. Eminenz den Cardinal Mastai-Ferretti, Erzbischof, Bischof von Imola, geboren zu Sinigaglia am 13. Mai 1792; er nahm den Namen Pius IX. an.

*) Ein solcher Verein hat sich auch schon vor mehreren Jahren in Prag in der dasigen Israeliten-Gemeinde gebildet, der allseitig Anklang fand, so daß beim Beginne schon bedeutende Unterstützung ergeben werden konnten.

Digitized by Google

Cilly. Nachdem am 18. Mai d. J. die erste Probefahrt auf der Eisenbahnstrecke von Wien bis hieher stattfand, wurde die öffentliche Benützung derselben am 2. Juni feierlichst eröffnet. Nun kann man (wenn man die Zeit des Aufenthaltes in Wien, Gräz und Cilly nicht mitrechnet) die Reise von Pest nach Triest in 51 Stunden machen.

Wien. Se. Majestät haben sich bewogen gefunden, hier eine k. k. Akademie der Wissenschaft zu gründen. — Am 16. Juni fand die feierliche Enthüllung der colossalen Statue weil. Sr. Majestät Kaisers Franz I. im Burghofe statt.

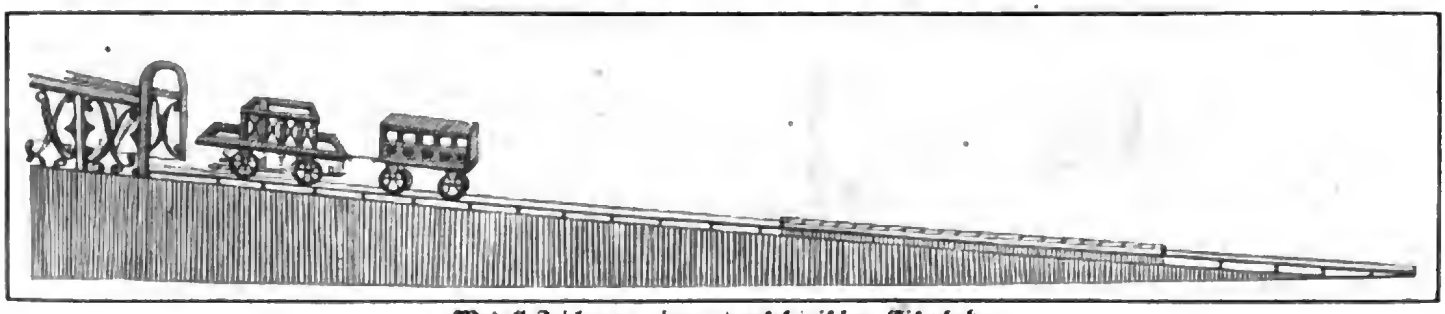
Trebitsch. Wie Fortuna ihre Günstlinge behandelt, möge Folgendes darthun. Der hiesige Kaufmann, Herr J. Kohnberger machte zusammen mit seinen zwei Schwiegersöhnen den ersten Treffer bei der am 1. Mai d. J. vorgenommenen eilften Verlosung der Rothschildischen Anleihe vom Jahre 1834; und seit einigen Jahren hat diese Familie auch in der Tablenlotterie 5, 6 und 10,000 fl. C. M. gewonnen.

Prag. Der hiesige Kaufmann Herr Eduard Pleschner hat den Titel eines k. k. Hofeffekten-Spediteurs mit den damit verbundenen Auszeichnungen erhalten. — Die Einzahlungen in die böhm. Sparkasse waren vom 1. Jänner bis Ende Mai d. J. 2,686,009 fl. 58 ½ kr. C. M., die Rückzahlungen 2,180,664 fl. 58 ½ kr. C. M.; es ist demnach um 505,345 fl. C. M. mehr eingelegt als ausgezahlt worden.

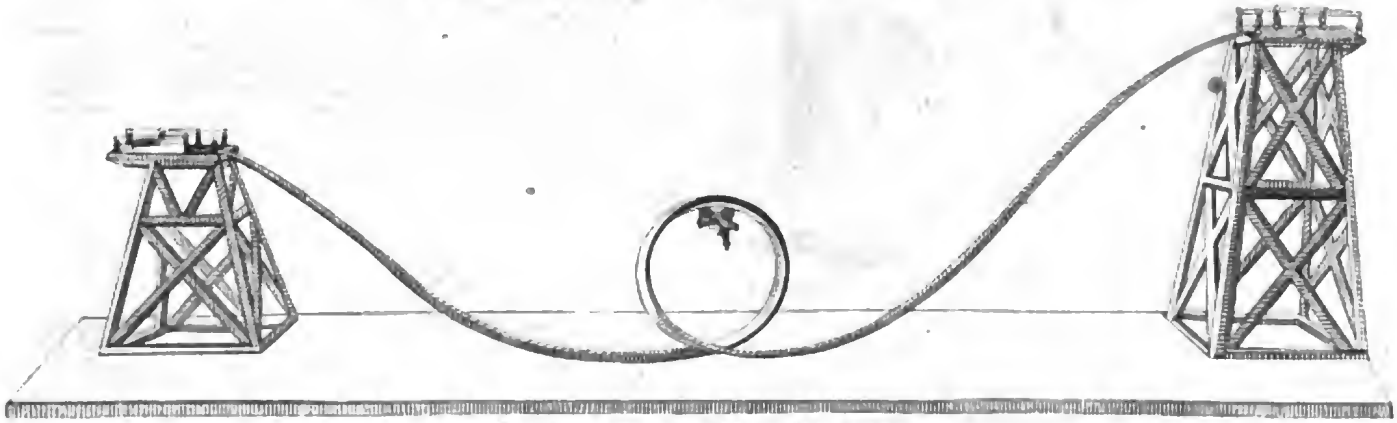
Das Modell einer athmosphärischen Eisenbahn von dem Mechaniker Herrn Karl Steiner.

Die Einrichtung einer solchen Eisenbahn (respective des Modells) ist folgende: Auf der nach gewöhnlicher Art gebauten Eisenbahn wird in der Mitte auf der ganzen Bahnlänge eine große Röhre gelegt, deren obere Theil der ganzen Länge nach eine Spalte hat, welche durch bewegliche Klappen geschlossen ist. Eine Verkittung eigener Art verhindert die Vermischung der äußeren Luft mit jener im Rohre. An dem vordersten Waggon des Zuges, der nun die Bahn befahren soll, wird vermittelst eines eisernen Schaftes, welcher durch die Spalte der Röhre geht, der Schaft eines Pistons, welcher das Rohr genau schließt, befestigt. Durch eine stehende Dampfmaschine von 100 Pferdekraft wird die Luftpumpe in Bewegung gesetzt, wadurch die, in dem Rohre vor dem Piston eingeschlossene Luft verdünnt wird, und der Piston stoßt nun mit dem Uebermaß des atmosphärischen Druckes, welcher hinter ihm auf die verdünnte Luft wirkt, sich fortzubewegen. Friktionsrollen heben und schließen die Klappen, um die zur Befestigung des Zuges mit dem Schaft des Pistons dienende Kuppelung passiren, und die atmosphärische Luft hinter dem Piston wieder eindringen zu lassen. Vermittelst eines mit weißglühenden Kohlen gefüllten Cylinders wird der Kitt bei der Passage geschmolzen, und indem er wieder erkaltet, versetzt er die Röhre in den frühern Zustand. Alles dieses ist in dem Modelle des Hrn. Steiner, das sehr trefflich gearbeitet ist, sehr deutlich sichtbar.

Unser zweites Bild zeigt das Modell einer Centrifugal-Eisenbahn, die in England zur Unterhaltung des Volkes, etwa wie unsere deutschen Rutschbahnen, besteht. Der Wagen schnellt sich vermittelst der Schwerkraft über den Ring und die Anhöhe hinauf, ohne herabfallen zu können, weil die Gewalt des Schwunges das Herabfallen verhindert.



Modell-Zeichnung einer atmosphärischen Eisenbahn.



Modell-Zeichnung der Centrifugalbahn.

Erheiterungs-Salon.

Die alte Fürstin Lieven wollte ihrem Numa, dem Minister Guizot, ihr Portrait zum Geschenk machen, und da sie das Talent Leon Cognets hatte rühmen hören, so schrieb sie einen Brief an diesen und ersuchte ihn, zu ihr zu kommen; da es aber zwei gleichberühmte Maler dieses Namens gibt, einen Historien- und einen Landschaftsmaler, so gelangte der Brief gerade an den, für den er nicht bestimmt war. Dieser stellte sich auch bei der Fürstin ein und wurde vorgelassen.

Der Maler wurde nach den ersten Worten der Fürstin das Mißverständniß gewahr.

Madame, sagte er bescheiden, ich bin nicht Portraitmaler.

Ah! erwiederte sie, Sie sind nicht Herr Leon Cognet, der Historienmaler; Sie malen nur Landschaften, fügte sie mit einem verächtlichen Lächeln hinzu.

Verzeihen Sie, entgegnete der Maler etwas piquirt, ich male auch Ruinen.

In Wien kam in ein Auskunfts-Comptoir ein Mann, zahlte die Gebühr, und erkundigte sich, ob es künftigen Sonntag regnen werde, weil er gesonnen sei, an diesem Tage nach Perchtoldsdorf zu reisen.

Als einen wirklich passirten Spaß können wir folgenden mittheilen: Eines Bauers Sohn machte ganz kürzlich die Reise von Leipzig nach Berlin auf der Eisenbahn. Er kaufte sich auf jeder neuen Station ein Fahrbillet nach Berlin, in der Meinung, das müsse so sein. In Berlin angekommen, ward nach seinem Billet gefragt. Der Unwissende zeigte

Digitized by Google

statt eines, ganzer zehn Billets. — Er erhielt jedoch eine Vergütung von der Eisenbahn.

Der hochweise Rath zu L. ließ einmal folgendes Decret veröffentlichen:

Kund und zu wissen dem Armenhaus:
Dieweil der Fond nicht reichet aus:
Kann nebenbei, um zu bestehn,
Fortan ein Jeder betteln gehn.

König Friedrich der Große besuchte einen Dorfschulmeister in der Nähe von Potsdam, und ließ die Schulkinder in seiner Gegenwart examiniren. Der Lehrer, ohne den König zu berücksichtigen, prügelte diese tüchtig durch und kehrte sich nicht im Geringsten an das finstere Gesicht desselben. Nachdem das Examen beendigt war und die Kinder entlassen worden, setzte der König den Schulmannen zur Rede. Dieser aber entschuldigte sich folgendermaßen: „Ew. Majestät, halten zu Gnaden! Denn wenn ich diesen gottlosen Jungen merken ließ, daß es noch Jemand in der Welt gibt, der mehr zu befehlen hat, als ich, so könnte ich sie wahrhaftig nicht bändigen."

„Wie viele Steigerungsgrade gibt es?" fragte jüngst ein Privatlehrer seinen Zögling, das Söhnlein eines reichen Hausherrn. Der Gefragte säumte nicht zu antworten: „Vier — Lichtmeß, Georgi, Jakobi und Michaeli. Der Vater aber steigert nur zu Lichtmeß."

Schwäbische Serenade.

Du wohnscht in meiner Brusch,
Du gutes, holdes Geischt!
Des mir zur höchschten Lusch
Den Weg zum Himmel weischt.

Du bischt es, Allerbeschte!
Die jeder Dichter preischt,
So wie ein sanfter Weschte
Gern um die Rose kreischt.

Ich hab' nicht Ruh' und Rascht,
Wenn Du nicht bei mir bischt;
Ich werd' mir selbscht zur Lascht
Wo nicht Dein Wesen ischt.

Vor Deinem Fenster fescht
Gefroren steh' ich fascht;
Darum laß' ein, Du Beschte!
Den halberstarrten Escht. —

Der Entschlossene. In der Schweiz sollte neulich ein Mörder geköpft werden, wobei ein Scharfrichter, noch Neuling im Fache, den ersten Kopfabhauungsversuch machen sollte. An der Seite des Schaffots standen mehre Aerzte, um mit dem Haupte dann ärztliche Versuche und Betrachtungen anzustellen. Das Beek fiel aber so schlecht aus, daß auch der zweite Hieb den Hals nur bis zur Hälfte durchschnitt. Darüber erzürnt, sprang der Delinquent vom Stuhle auf, riß sich mit beiden Händen den Kopf selbst vom Rumpfe und trug ihn den Aerzten mit einem tiefen Complimente entgegen.

Ein schönes Mädchen bekam von einem Cavalier einen Brief durch die Post, und zwar zu ihrem geösten Erstaunen geöffnet. Erst als sie die Zeilen durchflog, wurde ihr die Sache klar. Die Schilderung seiner Liebe zu ihr war so warm und heiß, daß davon das Siegel geschmolzen war.

Der Schauspieler Hahn in Würzburg hatte bei seinem Benefiz 2 Gulden über die Kosten eingenommen; er ward gerufen, da sprach er:

„Die Kasse geht in einen hohlen Zahn —
Zwei Gulden nur, darnach kräht wohl kein Hahn!
Doch bring' ich auch kein Geld nach Haus,
Ihr Beifall gleicht mir Alles aus."

„Wie schön leuchtete doch jüngst das Nordlicht," sagte Jemand in einer Gesellschaft. — Eine anwesende alte Dame flüsterte darauf ihrer Enkelin zu: „Frage doch, von welchem Seifensieder es gemacht ist?"

Ein Soldat hatte seine Patrontasche nicht gehörig geputzt, so daß sie noch standig war. Der Unterofficier, sobald er das Dienstvergehen gewahr wurde, fuhr den armen Teufel ganz entrüstet an: Mach er Rechts um kehrt euch, und seh' er mal seine Patrontasche an!"

Ein junger Berliner ging zum Theater. Als er von seinen Freunden Abschied nahm, und ihn selbige ersuchten, baldigst einmal zu schreiben, sagte er: Nicht eine Zeile von meiner Hand! ihr sollt von mir in den Zeitungen lesen, und das in einem halben Jahre. Sein Ausspruch ging in Erfüllung, denn nach obiger Zeit las man in der Theater-Chronik: Der Schauspieler L. aus Berlin wird hiermit aufgefordert, seine bei mir gemachte Schuld zu bezeichnen. Der Gastwirth Müller im rothen Ochsen zu Flinkerstädt.

Der Brief eines Bassisten, der seine Dienste dem Theaterdirektor zu H. anbot, schloß mit folgenden Worten: „Ich singe drei Noten tiefer als möglich, aber noch immer bei weitem nicht so tief als die unbegrenzte Ehrfurcht, mit welcher ich die Ehre habe zu verharren ꝛc. N. N. erster und tiefster Bassist an der Bühne zu U.

„Wie kalt ist es wohl am Nordpol?" fragte ein Lehrer einen seiner Schüler. „So kalt — so kalt" — antwortete der etwas befangene Knabe, „daß mir die Antwort auf der Zunge erfriert, wenn ich nur daran denke."

In der leipziger Zeitung vom 22. Mai d. J. befindet sich unter den Familiennachrichten folgende sonderbare Annonce: „Heute Morgens in der 9. Stunde gebar mir meine gute Ehefrau Friederike, geb. Herrmann, ein munteres Zwillingspaar, einen Knaben und ein Mädchen. Dieses für mich in nun bald 30jährigee Ehe ergrauten Mann hocherfreuliche Ereigniß mache ich hiermit meinen entfernten Verwandten und guten Freunden mit der Bitte um stilles Beileid (?) bekannt.

Greiz, im Fürstenthum Reuß, den 15. Mai 1846.

Carl Nandel,
Oekonom und Ziegelfabrikant.

Damen-Bibliothek.

Kuß und Ohrfeige. In Plewean, in der Bretagne, herrscht bei Trauungen ein sonderbaer Gebrauch. Gleich nach der heiligen Ceremonie gibt der Bräutigam der Braut eine Ohrfeige mit den Worten: „So schmeckt's, wenn ich böse bin", und dann einen Kuß mit den Worten, „So schmeckt's, wenn ich gut bin."

Allerlei Curiosa.

Das militärische Verfahren. Es war im Winter 1810. Wir saßen in der Kaiserstadt um einen Theetisch versammelt; einer der Gäste kam eben von Paris, wo er der Beisetzung Napoleon's im Dome der Invaliden beigewohnt. Er erzählte uns, was damals die Zeitungen Jedermann erzählten, nur besser — denn er sprach, und welcher Styl kann wohl den Reiz eines lebhaften mündlichen Vortrags ersetzen! Als der Erzähler geendigt mit der Beschreibung, wie wenig Theilnahme er für den Mann, die Leiche Napoleon's, bemerkt, und wie das allgemeine Interesse nur noch dem Pomp seiner Beerdigung gegolten, sagte ein junger Mann: „Also mußte er auch noch die Demüthigung erleben, seinen Franzosen, seinen Parisern nicht einmal mehr Interessant zu sein."

Digitized by Google

Wir konnten uns des Lachens über das Wort „erleben“ nicht enthalten; doch der Sprecher vertheidigte seinen Ausdruck, so gut es gehen wollte. Was wäre denn Unsterblichkeit, wenn man von einem Manne wie Napoleon nicht immer den Ausdruck „erleben“ brauchen könnte! Und selbst wenn man an sein Leben den gewöhnlichen Maßstab legt, kann man doch mein Wort noch anwenden, denn die Eitelkeit stirbt zuletzt im Menschen, und wer weiß, ob nicht die unendlich große Eitelkeit eines so unendlich großen Mannes um zwanzig Jahre seine übrigen Gefühle überlebt!

Glauben Sie im Ernste, frug eine naive junge Dame, daß die Eitelkeit beim Sterben noch vorhält? Ich meine, wenn es an den Act geht, verliere sich die Eitelkeit zu allererst.

Wir nickten, mit nickten! — Es wurde nun lange hin und her gestritten, welche Empfindung wohl am längsten im ersterbenden Menschenherzen wach bleibe. Jeder nannte natürlich eine andere — ein junger Lieutenant die Angst vor dem Jenseits, ein alter Diplomat die Reue, ein Dichter das Bedauern, da drüben noch keinen Namen zu haben. Also die Eitelkeit! fiel der erste Sprecher ein. Man lachte ihn wieder aus und wandte sich an die Dame des Hauses, die mit stillem Lächeln die Discussion mit angehört; sie sollte entscheiden. Sie sagte nichts, ein Schatten flog aber über ihr edles, blasses Gesicht, und sie blickte nach ihrer Tochter, wie eben nur eine Mutter bei dem Gedanken des Todes auf ihr Kind blicken kann, und in ihren sanften Zügen konnten wir deutlich lesen: die Liebe dauert länger als alles Andere! Ueber den Ausdruck dieser dunkeln Augen war man plötzlich ernst geworden; als es die Dame bemerkte, erschrak sie und machte sich einen Vorwurf daraus, die leichtsinnige, lustige Stimmung der Gesellschaft so umgeändert zu haben; sie wollte wieder einlenken und forderte deshalb auf, Züge napoleonischer Eitelkeit zu erzählen. Jeder wußte nun etwas, und von ihm selbst ging man zu seinen Generalen über, die auch gehörige Beiträge lieferten. So war man denn in das dritte Geleise der Anecdoten gerathen. Anecdoten sind ja schon oft mit Lawinen verglichen worden — eine zieht unwiderstehlich die andere nach sich. Die Tochter des Hauses forderte ihre Mutter auch zu einem Beitrage auf. Bitte, erzähle doch die Anecdote von dem Schauspieler in Danzig!

Im Winter 1812, begann die Dame darauf, hielt ich mich in Danzig auf. Die Stadt wimmelte von Truppen. Ein französisches Theater, welches alle Abende Vorstellungen gab, war die Unterhaltung all dieser Menschen. Mein Mann hatte auch für mich eine Loge genommen; aber ich weiß kaum, was mich mehr unterhielt — das Leben auf den Brettern oder die Lebhaftigkeit unten auf den Bänken des Parterre. Immer Kopf an Kopf und Uniform an Uniform — und dabei in den Zwischenacten eine Bewegung wie die eines tobenden Meeres. An einem Abende war es vor dem Aufgehen des Vorhanges besonders lebendig da unten; ein Officire, der uns in der Loge besuchte, theilte uns die Ursache mit.

Der Sohn des Directors hatte vor einigen Wochen bei dem Schlusse eines kleinen Stückes ein dem Publicum mißfälliges Couplet gesungen. Als das Mißfallen in lautem Geschrei sich Luft machte, war der junge Mann bereits zwischen den Coulissen verschwunden und dem Zorne des gereizten Publicums abhanden gekommen. Sein Vater ließ ihn eine Kunstreise machen. Jetzt, wo die Garnison gewechselt und lauter neue Truppen da waren, hoffte er, daß seines Sohnes Vergehen vergessen sei, und ließ ihn zurückkommen; heute Abend sollte er zum ersten Male auftreten. Die Tradition ist aber mächtiger, als man glaubt, und die Schuld des jungen Schauspielers war dem ganzen Publikum bekannt. Eine kleine unschuldige Verschwörung hatte Statt gefunden — er sollte ausgepfiffen werden. Und so geschah es; kaum erschien der Sünder auf den Brettern, als ein hundertfaches Pfeifen den Saal erfüllte. Eine tiefdunkle Purpurröthe flog über das Gesicht des jungen Schauspielers. Er trat dicht vor die an die Lampen, ein augenblickliches Stillschweigen erfolgte nun. „Meine Herren, Sie können nicht pfeifen, ich will es Ihnen besser zeigen!“ Und mit diesen herausfordernden Worten legte er beide Finger an den Mund, und ein furchtbar gellendes Pfeifen schall durch den Saal — dann war er verschwunden. Eine gränzenlose Wuth brach nun im Parterre aus. Lächelnd beugte sich mein Gegenüber-vis-à-vis über die Brüstung. Es war der Gouverneur von Danzig, General Rapp. Offenbar machte ihm die Aufregung seiner Cameraden Spaß.

Der Vorhang, der nach dem Pfeifen des jungen Mannes sich gesenkt, hob sich nun wieder, und es erschien der Director, der Vater des Schuldigen, der für seinen Sohn jetzt büßen mußte. Alles nur Erdenkliche flog auf die Bühne, die zornigen Franzosen warfen zuletzt sogar mit Geld — dabei schrieen sie wie besessen. — Der Vorhang fiel wieder. Nun stürzte Alles hinaus, um sich Bombardirungs-Material zu holen; ganze Körbe voll Aepfel und Milchbrod wurden hereingeschleppt.

Komödienzettel waren damals in Danzig nicht an der Tagesordnung. Jeden Abend nach dem Schlusse des Stücks verkündigte der Director, was morgen gegeben würde. Weiter hatte auch eben der alte Mann nichts gewollt; er war wohl klug genug, einzusehen, daß für heute den Leuten nichts mehr vorzuspielen war! aber man hatte ihn nicht zu Worte kommen lassen.

Ich blickte eben wieder in General Rapp's Loge, als ich zu meiner Verwunderung den Director bei ihm eintreten sah. Tiefgebückt flüsterte er dem Gouverneur etwas zu. General Rapp lächelte, nickte, und ein Adjutant, dem er einen kurzen Befehl ertheilt, verließ mit dem Director die Loge.

Es verging eine gute Viertelstunde, im Poeterre theilte man unter Geschrei und Lärmen Obst und Gebäck aus. Endlich ertönte die Schelle, Jeder Arm hob sich zum Wurf, keine rechte Hand blieb gesenkt. Der Vorhang flog auf — aber was war das? — kein einziger Wurf — versteinert mit hochgehobener Rechten stand das ganze Publicum und blickte auf die Bühne, als sähe es dort das Haupt der Medusa.

Eine Compagnie der alten Garde stand auf den Brettern, vor ihnen der Tambour, der einen kurzen Wirbel schlug; da war es todtenstill im ganzen Hause. Lächelnd trat der alte Director vor die Bärenmützen und kündigte mit tiefem Bücklinge dem „hochverehrten Publikum“ sein Stück für den folgenden Tag an. Dies Mal wurde er nicht gestört. Der Mann hatte wohl gewußt, wovor die Leute damals Respect hatten. — Was müßte man heut zu Tag aufmarschiren lassen?

Sonderbare Philosophie. Der selige Präpositus Berg aus Büstow bei Neustett ließ sich durch einen eingebornen Bauerknecht seines Gemeinde nach Warnemünde fahren, um ein auf der dortigen Rhede liegendes Kriegsschiff in Augenschein zu nehmen. Unterwegs erzählte der Präpositus dem Knecht von dem großen Schiff, welches sie sehen würden. „O“ sagte der Knecht, „so ein Schiff habe ich schon oft gesehen.“ — „Wo willst du denn Kriegsschiffe gesehen haben?“ — „O, zu Portsmouth, als das Regiment, bei dem ich war, ausgeschifft wurde.“ — „Wie kamst Du aber dorthin?“ — „Das war, als wir von Quebeck kamen, da, in Kanada, habe ich lange gestanden; da waren viele Indianer, die lagen so auf der Straße herum; das waren alle Betrüger, sie hatten auch gar nicht so eine Farbe als wir.“ — „Aber mein Gott, wie kamst Du denn dorthin?“ — „Von Gibraltar, wo es so häßlich heiß ist; nichts als Stein und Felsen; Läuben that es dort gräulich und Affen gab es dort auch.“ — „Na, und wie kamst du nach Gibraltar?“ — „Das war gleich nach der Schlacht bei Waterloo, da stand ich unter den Braunschweigern, bei denen gefiel es mir aber nicht und da ging ich zu den Engländern.“ — „Wie bist du aber unter die Braunschweiger gerathen?“ — Der Knecht kratzt sich hinter den Ohren und schmunzelt: „Ich lief hier weg, weil ich Soldat werden sollte.“

Der König von Preußen. Friedrich der Große hatte die Gewohnheit, wenn er Abends sich entkleidet hatte und sich zur Ruhe legen wollte, von dem Kammerdiener sich ein Abendgebet vorlesen zu lassen, wobei er mit besonderer Andacht zuhörte. Als einstein neu angetretener Kammerdiener das Abendgebet zum ersten Mal vorlas, glaubte er, es der Ehrfurcht gegen den König schuldig zu sein, die Worte „der Herr segne dich,“ in wie solche in dem Gebete standen, abändern zu müssen und sagte: Der Herr segne Ew. Königl. Majestät. „Was liest du da?“ rief der König. Der Vorleser wurde bestürzt und in der Meinung, dem Monarchen durch diesen Zusatz noch nicht genug Ehre gegeben zu haben, sagte er nun: Der Herr segne Allerhöchst Ihre Königl. Majestät. Hierüber gerieth der König in heftigen Zorn und rief: „Willst du mir das Gebet verhunzen? Vor Gott bin ich so gut ein Hundsfott wie du! „Dich“ heißt es. Der Herr segne dich, dich, dich. Gegen Gott bin ich ein armer Wurm.“

Geistesgegenwart. Ein englischer Offizier, der sich mit seinem Regiment in Indien befand, zog eines Morgens seine Stiefeln an und fühlte darin etwas Kaltes, Schlüpferiges, das sich krümmend bewegte und offenbar eine Schlange war. Hätte er gezögert, hätte er den Fuß zurückgezogen, so mußte der Tod eine unmittelbare Folge sein. Rasch entschlossen fuhr er also mit dem Fuße vollends in die Stiefel hinein, dann sprang er auf und stampfte mit der Wuth der Verzweiflung einige Minuten lang den Fuß zur Verwunderung seines Dieners auf, der seinen Herrn für verrückt hielt. Dann sank er auf einen Stuhl und befahl dem Diener, ihm den Stiefel auszuziehen. Dabei fiel eine kleine grüne Schlange, der giftigsten ihrer Art, heraus, die er durch das feste Auftreten todt gestampft hatte.

Seltsame Sitte. Aus den Dächern mehrerer chinesischen Häuser, erzählt Dr. Selberg, sah ich Töpfe, bald mit der Oeffnung, bald mit dem Boden der Straße zugekehrt stehen. Eine sonderbare Sitte beurkundet sich hierdurch. Der Topf, welcher den Boden der Straße zukehrt, zeigt an, daß eine Tochter im Hause sei, welche aber noch unerwachsen ist; wird die Chinesin heirathsfähig, so wird dieser Topf mit der Oeffnung nach vorn gekehrt; verheirathet sie sich, so wird der Topf heruntergenommen.

Ein bon mot. Ibrahim Pascha, der sich bekanntlich in Paris aufhielt, ist ein eifriger Bewunderer Napoleons, und verfolgt eifrig jede Spur, welche dieser Eroberer hinterlassen hat. Vor Kurzem besuchte er in Begleitung Soliman Paschas (Oberst Seives), seines besten Offiziers und Vertrauten, welcher unter Napoleon gedient hat, das Grabmal des Kaisers in der Invalidenkirche und zollte hier dem Andenken desselben auf orientalische Weise seine Verehrung. Die Scene hatte etwas Eigenthümliches und schmeichelte die gerade anwesenden Franzosen, von denen Einer im Extase ausrief: „Das ist ein Besuch, welchen eine Piramide der andern abstattet!“

Der Naturfehler des Stammelns hat zuweilen den merkwürdigen, wenigstens schreibbaren Widerspruch im Gefolge, daß der Stammelnde zwar nicht zusammenhängend sprechen, wohl aber ganz gut und ohne Unterbrechung singen kann. Der Commis eines Materialienhändlers in B. . . litt an dem genannten Uebel und zwar in so hohem Grade, daß er manchmal, besonders wenn er in Gemüthsbewegung war, nicht drei Worte

Digitized by Google

hervorzubringen vermochte. Eines Tages tritt der junge Mann in die Kellerräume seines Prinzipals, und — wer malt sein Entsetzen, als er gewahrt, daß sich der Spiritus in einem großen Fasse entzündet hat und ein großer Theil der Kellerräume bereits von einem Feuermeere durchwogt ist. Athemlos stürzt er die Treppe hinauf und in's Gewölbe seines Prinzipals, aber — o Mißgeschick! — er bringt kein Wort hervor, nur das Entsetzen, welches auf seinem bleichen Gesichte gemalt ist, verkündet ein großes Unglück. Der erschreckene Prinzipal erinnert sich in diesem Augenblicke ängstlicher Ungewißheit an die oben angedeutete sonderbare Eigenschaft vieler Stammelnden und hat die Geistesgegenwart, seinem Commis zuzurufen: „Nun, wenn Sie nicht sprechen können, so versuchen Sie's, wie das Unglück, das sich begeben, vorzusingen!“ So ernstlich die Gefahr war, in welcher sich das Haus des Kaufmannes befand, konnte sich doch keiner der Anwesenden des Lachens enthalten, als der bleiche Commis mit sehr lauter Stimme die Melodie aus dem „Freischütz“: „Wir winden dir den Jungfernkranz“ anstimmte, dazu aber den nachstehenden Text sang:

„Im Keller brennt es lichterloh,
Der Weingeist ist entzündet ꝛc.“

Auf der Anhalt'schen Eisenbahn reisten ein Herr und eine Dame allein in einem Wagen zweiter Klasse. Der Erstere versuchte ein Gespräch mit der Dame anzuknüpfen, diese gab jedoch erst kurze, dann gar keine Antwort. Darauf zündete der Herr sich eine Cigarre an, die Dame jedoch, wohl wissend, daß das Rauchen auf dem zweiten Platze nur mit Bewilligung der übrigen Reisegesellschaft gestattet ist, will ihrem Nachbar darauf hinweisen, und bemerkte in schnippischem Tone: „Mein Herr, Sie scheinen den Unterschied der Plätze auf Eisenbahnen nicht zu kennen.“ — „O ja,“ erwiedert er, „der Unterschied ist der: in der dritten Klasse ist der Conducteur gegen die Passagiere grob, in der ersten Klasse sind die Passagiere grob gegen den Conducteur und in der zweiten sind die Passagiere gegeneinander grob.“

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 39.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von B 2 — G 3.	Bauer von D 6 — D 5.
Bauer „ G 4 — G 5.	„ „ D 5 — D 4.
König „ A 4 — C 4.	„ „ D 4 — C 3.
Bauer „ D 3 — D 4.	„ „ C 3 — C 2.
„ „ D 4 — D 5 matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 40.

Weiß.	Schwarz.
Roß von C 8 — E 7 †	König von E 6 — E 5.
Bauer „ B 3 — B 4 †	„ „ E 5 — D 4.
Dame „ A 2 — D 2 †	„ „ D 4 — C 5.
„ „ D 2 — A 4 †	„ „ C 5 — A 4.
Roß „ C 7 — B 6 †	Dame „ G 7 — G 6.
Läufer „ A 5 — C 7 matt.	

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 41.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von D 8 — A 5 †	König von A 8 — B 8.
Thurm „ G 7 — G 7 †	„ „ B 8 — A 8.
„ „ G 7 — G 8 †	„ „ A 8 — A 7.
„ „ A 5 — A 3 †	Roß „ B 6 — D 5.
Dame „ B 1 — D 3 †	„ „ C 1 — D 3.
Läufer „ C 8 — E 6 †	Thurm „ A 5 — D 5.
„ „ A 5 — C 3 †	Bauer „ B 2 — B 1 wird Dame oder Thurm und gibt gleich matt oder zum Laufer; dann zieht Weiß:
Thurm „ A 3 — D 3 †	Laufer von B 1 — D 3 † oder er wird ein Roß und dann gibt Weiß mit seinem Rosse von C 4 — D 2 Schach. Schwarz muß mit seinem neuen Rosse auf D 3 und muß Schachmatt geben.

Brief-Portefeuille.

An alle unsere abonnirten und nicht abonnirten Leser. Da wir unserm dem Texte beigedruckten Holzschnitten eine wo möglich vaterländische Richtung geben wollen, so erlauben wir alle Jene, die sich schon die Mühe nehmen, Lieb und Leben zu lesen, noch um die kleine Mühe, uns in unserem Bestreben künstlich der Illustrationen behilflich zu sein und uns alles mitzutheilen, was durch Zeichnung darzustellen interessant genug wäre. Wir nehmen darunter: schöne Ansichten, neue Bauten, Ruinen, Denkmäler, Gebäude ꝛc. ꝛc. Das Verfahren hierbei ist sehr leicht. Wenn unser auswärtiger Leser Etwas in seiner Vaterstadt kennt, was der Darstellung würdig wäre, so hat er blos eine mit Bleistift gezeichnete Skizze derselben einzusenden und allenfalls einen erklärenden Text dazu zu geben. Das Honorar dafür erfolgt gleich nach Erhalt. Wir erwarten die Resultate dieser Aufforderung recht bald.

Herrn J. D . . . fa in Pg. Wir sind mit Mosellesprüngen Gedichten und Uebersetzungen so sehr überhäuft, daß wir jede neue Einsendung zurückweisen müssen. Biographieen mit dazu gehörigen Portraits nehmen wir sehr gerne; unsere Aufforderung bezieht sich aber blos auf Interessen der Gegenwart und überhaupt auf Sachen, die noch nie der Oeffentlichkeit kund gegeben waren; der Gegenstand Ihrer Biographie ist gar zu sehr besprochen und schon zu oft besprochen. Es soll uns sehr freuen, Etwas der Art von Ihrer Feder zu erhalten. Der Brief-Austausch berührt Local-Interessen und diese zu besprechen, liegt nicht in unserem Plane.

Herrn J. B . . . r in N . . . b . . . w. Ihre gestrichte Aufstellung an der Schachaufgabe Nr. 40 ist nur zu richtig, indem die drei von Ihnen eingesandten Lösungen nicht verwendet werden können. Was ist da zu thun? Obwohl auch wir einen kleinen Theil der Schuld tragen, so fällt doch die Hauptschuld dem Verfasser zu, und wir hoffen, daß derselbe sein Versehen recht bald durch eine brillante Aufgabe sühnen werde. Die zwei von Ihnen erwähnten Probleme konnten wir deßwegen nicht bringen, weil sie beide auf gegno, pend spielten und wir den diesen Aufgaben beinahe schon zu viele besitzen. Warum lassen Sie Ihre Schachmuse in neuester Zeit so lange schweigen?

Herrn C . D . . sa in H . . . B . . . Das Erhaltene wurde bereits von uns abgesetzt. Wann erhalten wir wieder einige Beiträge?

Herrn Johann Gfd in G . . . n. Wir können uns dem besten Willen die erhaltene Lösung nicht entziffern. Der Zeichner, dem sie übergeben war, meinte Anfangs, es Stande zu bringen; jetzt zeigt Sie aber die Unmöglichkeit. Konnten Sie uns nicht eine genauere Zeichnung zukommen lassen? Wir wollen den Text so lange liegen lassen. Auch die Zeichnung des Treppfalls ist zu undeutlich; wir wollen also auch mit dieser warten, bis Sie uns eine genauere Zeichnung einsenden.

Schach-Aufgabe Nro. 42.

Von Herrn Karl Mayer in Hamburg.

Weiß zieht an und zwingt Schwarz, Weiß in 6 Zügen matt zu setzen. Das Problem zeichnet sich nicht so durch die Schwierigkeit der Lösung, als vielmehr durch die geregelte Zusammenbringung des Matt aus.

Schwarz.

A B C D E F G H

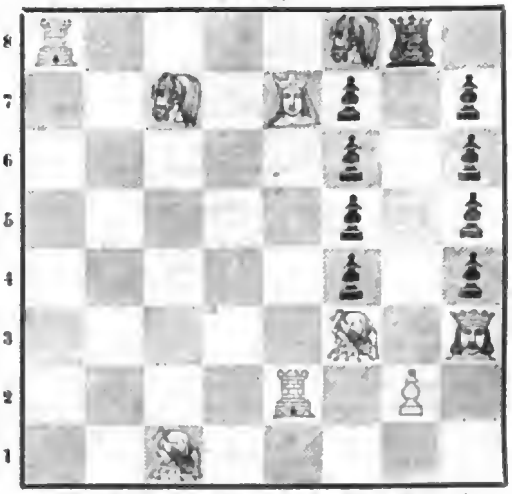
Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 43.

Eingesandt von Herrn Karl Mayer in Hamburg.

Diese von unserm Schachfreunde eingesandte alte Aufgabe, die einem alten Marschalle von Sachsen zugeschrieben wird, mag vielen unserer Schachliebhaber noch unbekannt sein. Sie ist eben so einfach, als bizarr und zeigt uns die Stufe, auf der das Schachspiel vor ungefähr einem Jahrhunderte stand. Die Aufgabe besteht darin, daß der Weiße mit seinem Bauer, ohne auch nur einen einzigen Stein oder Bauer des Gegners zu nehmen, den Schwarzen in netto 14 Zügen matt macht. Wir rathen denjenigen unserer Schachliebhaber, die diese Aufgabe noch nicht kennen, sich ernstlich Mühe damit zu nehmen; die Auflösung ist sehr geistreich und unterhaltend.

Schwarz.



A B C D E F G H

Weiß.

Digitized by Google

Des Webers Heimkehr.

Schlesisches Zeitbild aus dem Fabrikleben, von Julius Krebs.

Ein eleganter Reisewagen nahete sich einer schlesischen Gebirgsstadt, in welcher die Industrie in Leinen und andern Zeugwaaren von jeher einen Hauptsitz hatte. In dem Wagen saßen zwei feingekleidete Männer, von denen der Eine in reifem Alter, der Andere aber noch in der ersten männlichen Blüthe stand. Beide hatten miteinander einen weiten Weg gemacht; denn sie kamen aus Nordamerika.

Sir Paul Creckley — so hieß der Ältere — schauete lange stumm, aber tiefbewegt, in die Gegend hinaus, und eine Thräne rieselte über seine gebräunte Wange. Tom Parsens, sein junger Begleiter, bemerkte es, und ergriff mit einem fragenden Blicke seine Hand.

Creckley drückte die des jungen Mannes, und sagte nach einer kleinen Pause: Mich bewegt nicht das allein, was du vermuthest, mein guter Tom; nicht blos die bange Erwartung, ob und wie ich meine arme alte Mutter und meine Familie überhaupt wiederfinden werde. Es tritt noch ein anderes, mehr umfängliches trübes Gefühl hinzu, und dies gilt meinen Landsleuten, meinen Gebirgsschlesiern. Ich finde hier Alles ganz anders wieder, als ich es vor fünfzehn Jahren verließ, leider aber so, wie jener Schlesier in Hamburg mir es bereits schilderte.

Meinst du das Fabrikswesen dieser Gegenden? fragte Tom mit ungläubiger Miene. — Mich dünkt, eine blühende Industrie wäre ein Segen für dein Vaterland.

Aus deinem allgemeinen Gesichtspunkte freilich, lieber Tom, versetzte Jener; — ich aber sehe die Dinge hier zu Lande nach meiner gründlichen Kenntniß mit andern Augen an, und wehmüthig ergreift mich der Anblick dieser imposanten Fabrikgebäude und ihrer aufwirbelnden Dampfsäulen, bei der Ueberzeugung, daß so viele fleißige Menschenhände dadurch entbehrlich geworden sind, ohne den frühen eigenthümlichen Flor des schlesischen Gewerbfleißes in der Leinenproduction erhöhen oder wenigstens erhalten zu können. Ich fürchte aber nach jenem Berichte in Hamburg noch andere bedeutende Nachtheile, als im Handelsverkehre, daraus erwachsen zu sehen, daß die Schlesier, zufolge einer falschen Handelspolitik, das Fabrikensystem der Engländer nachahmten, statt auf dem alten soliden Manufacturwege zu bleiben, auf welchem die Gebirgsbevölkerung so lange ihren Hauptnahrungszweig fand.

Creckley schwieg, und sein verdüstertes Auge und seine zuckenden Mundwinkel schienen bald darauf eine übermannende bittere Empfindung anzudeuten, welche der eingeschlagene Gedankengang in ihm angeregt hatte.

Die Reisenden kamen in der Stadt an. Nach einiger Erfrischung begab sich Creckley mit Tom zu einem angesehenen Fabriksherrn, der mit behaglicher Üppigkeit, wie eine straßburger Gänseleberpastete, sich präsentirte. Er nahm den Fremden, den überreichten gewichtigen Empfehlungen zufolge, mit jener kalten Höflichkeit auf, welche der Reiche, dem Gebildeten gegenüber, sich angelegen sein läßt, sobald er selbst auf Bildung Anspruch macht; und selten sind reiche Gewerksleute, die sich unter allen Umständen im Flegelthume gefallen wollen.

Die Fabrikslokale wurden besichtigt. Es wimmelte dort von jungen Mädchen und Knaben, die im Alter von vierzehn bis achtzehn Jahren standen, also recht eigentlich in der Entwickelungsperiode und Lehrzeit des Lebens. Doch gerade für diese Zeit, wo der Körper durch freiere Bewegung ausgebildet und für die Lasten eines ganzen Lebens in Arbeit und Armuth ertragungsfähig gemacht werden soll, waren diese Unglücklichen durch das eiserne Gesetz des Hungers verurtheilt, schlimmer als Zuchthaussträflinge, von früh bis spät in Räumen zu verkümmern, deren Atmosphäre weder den Lungen noch der Haut zuträglich sein kann.

Creckley machte auch wirklich für sich die Betrachtung, daß zwischen dem Leben des Arbeiters in einer Spinnfabrik und dem des Zwangsarbeiters in einer Strafanstalt nur ein gewisser moralischer Unterschied stattfinde. Dieser besteht in der Spanne persönlicher Ungebundenheit, welche der freie Arbeiter vor dem Zwangsarbeiter voraus hat, sobald, außer dem Sonntage, von dem angestrengten Tagewerke alle körperlichen Kräfte aufgezehrt sind. Bei dem einen ist dies möglich größte Arbeitsmaß durch die harte Nothwendigkeit der Lebenserhaltung, bei dem andern durch die Furcht vor der harten Strafe erzwungen. Beide gehorchen dabei einem strengen Hausgesetze. Der freie Fabriksarbeiter muß sich von dem Brodherrn seine Armuth stillschweigend gewissermaßen zum Verbrechen anrechnen, und demgemäß verächtlich behandeln lassen, während den Zwangsarbeiter das Gesetz für ein wirkliches Verbrechen verurtheilt hat. Doch in dem Fluche der Armuth, zu dem Verbrechen als zunächst befähigt angesehen zu werden, liegt auch schon der Keim zu demselben, und in des Fabriksklaven Lebenslage ändert sich, außer dem geringen Maße persönlicher Freiheit und einer streng geregelten Lebensordnung, nicht sonderlich viel, sobald er aus der Privatfabrik in die Straffabrik des Staats spaziert.

Bald war der Reisende des traurigen Schauspiels müde, in der Nähe künstlicher Maschinen die Menschenhand zu Beschäftigungen, welche selbst so nahe als möglich ans Mechanische grenzen, angewandt zu sehen. Er beklagte für sich dies geisttödtende Maschinenleben, und nahm mit schweigender Wehmuth Abschied von den bleichen jugendlichen Gesichtern, auf denen sich zum Theil schon das häßlichste Gepräge des Lasters erkennen ließ.

Digitized by Google

Als er mit dem Fabrikherrn Wallner die Anstalt verlassen hatte, machte er gegen ihn über die stadt- und gegendkundige Entsittlichung ihrer Arbeiter, deren man im Gasthause gegen ihn gedacht hatte, einige Bemerkungen, und Herr Wallner gefiel sich nun in sehr umständlichen Schilderungen des liederlichen Lebens der Fabriksleute, mit denen er seine Noth habe. Ereckley entnahm daraus die demoralisirende Wirkung des Fabrikswesens auf das Leben des Volkes. Er hörte, wie sehr die Wirthshäuser und niedrigsten Kneipen oft bis zum hellen Morgen bei Spiel und Trunk durch die Fabriksarbeiter belebt würden, so daß auch nicht einmal eine zeitweise, äußere Wohlfahrt bei ihnen möglich werden könne. Er erfuhr aber auch, aus der Erzählung einer Menge kleiner Vorfälle, daß Gotteslästerung, Verhöhnung und Lösung aller Familienbande, Fluchen, freches Lügen, Diebstahl, Unzucht, zu fast jedes Laster, zu den Gewöhnlichkeiten dieser Menschenklasse gehörte, daher jedes bessere Gefühl von einer so moralisch gebrandmarkten Menge sich mit Jammer und Abscheu wegwenden müßte.

Und wird denn dieser entsetzlichen Sittenverderbniß auf keine Weise gründlich abgeholfen? fragte Ereckley, glühend von edlem Zorne. — Warum werden die Fabriksarbeiter nicht mehr familienartig behandelt, nicht mit ihnen Andachtsstunden gehalten, keine zweckmäßigen Bewegungen im Freien angeordnet, die Mädchen nicht in Kosthäusern unter die Aufsicht achtbarer Matronen gestellt, und abwechselnd zur Führung des Hauswesens angehalten u. s. w., wie dies von allen amerikanischen Fabriksherren geschieht, die in gutem Rufe stehen wollen?

Der Mann sah den wohlmeinenden Eiferer mit einer Miene an, als wolle er sich überzeugen, ob dieser bei Sinnen wäre, oder sich vielmehr nur einen Scherz machen wolle; endlich entgegnete er: Das fehlte noch, sich mit dem Gesindel so herumzuplagen. Man hat genug zu thun, um seine Arbeit gethan zu bekommen, und wir würden bei solchen Maßregeln schwerlich von den Behörden kräftig genug unterstützt werden. Die Hauptsache aber ist, wir würden dann keine Arbeiter bekommen.

Dieser Aussage nach wäre also in Schlesien noch keine Noth um Broderwerb? reflectirte Ereckley für sich; — der deutsche Hunger aber, diese nachgiebigste Seele von der Welt bis auf den äußersten Punkt, kann von der Gewalt der Reichen eben so gut zur Tugend als zum Laster verbraucht werden. Der Hunger würde die Fabrikenbevölkerung schon bessern, wenn man unter keinen andern Bedingungen, als den heilsamen einer ehrbaren Lebensordnung, ihnen Arbeit gewähren wollte.

Das Gespräch hatte beide Männer verstimmt, und sie waren dabei verstummt. Ereckley war offenbar nicht der Mann für Wallner; indeß mußte er, der Ehre seines Hauses zu Gefallen, den Reisenden schon für den Abend zu sich laden, wo ohnehin große Gesellschaft stattfinden sollte. Ereckley nahm es für sich und seinen Tom an. Obschon seine Stimmung ihn für den Reiz der Gesellschaft wenig empfänglich machte, war ihm doch auch in dieser Hinsicht an einer Kenntniß der hiesigen Zustände gelegen.

Die zahlreich besuchte Soirée bot Alles dar, was die raffinirte Genußsucht nur ersinnen kann. In einem glänzend decorirten Gartensaale wurde zuerst der bescheidene Thee als Einleitung servirt. Allein die Hausfrau kokettirte dabei mit schwerberingten Fingern an dem geschmackvollen Silberservice, und die feinen im Ueberflusse aufgehäuften Backwaaren schienen einigermaßen mit dem nüchternen Getränke versöhnen zu sollen. Die Damen verbargen ihre Geistesarmuth hinter dem Strickstrumpfe, den sie so emsig handhabten, als müßte ein karger Fabrikslohn damit errungen werden. Die Gespräche drehten sich auf der rechten Seite mit erheuchelter Theilnahme um die allerliebste kleine Emma, auf der äußersten linken um den küssenswerthen trotzigen Knaben Oskar, von dem sich das Thema auf eine interessante Wachtelhündin Norma hinüberspielte. Im Centrum war von einer problematischen Verlobung die Rede, und das Leiden mit Dienstpersonen mußte den endlich ausgegangenen Stoff ergänzen, zu dem eine verhabende Reise nach Breslau noch Zuschuß lieferte. — Die Herren goßen viel Rum in den Thee, sprachen von den schlechten Handelsconjuncturen und vom wahrscheinlichen Wetter. Einige flüsterten sich geheime Liebesabenteuer zu, Andere erzählten Jagdanekdoten, und was dergleichen tiefsinnige Gegenstände mehr sind.

Nun kamen die nahrhaftern Tafelaufsätze in feinen Pasteten, Fisch- und andern Speisen, die köstliche Ananas und die goldene Orange; dazu schwerer Ausbruch und Oberungar in ungezählten Flaschen. Der geweckte Geist der Gesellschaft stieg von Etage zu Etage, worauf die Herren sich von den brechenden Tischen zurückzogen, und in einem Nebenzimmer zwangloser am Champagner erbauten. Der Wirth wußte zu leben; es fehlte an Nichts, und was man nicht mehr genoß, wurde großartig vergeudet. So arrangirte jetzt Herr Wallner z. B. Champagnercascaden, womit ein Freund von ihm zur Geburtstagsfeier überströmt wurde. Derselbe Herr Wallner, der um einen Silbergroschen geforderten höheren Arbeitslohn vor Wuth schäumen konnte, ließ zur sogenannten Ehre seines Hauses hier in wenig Minuten viele Thaler für Clicot's theueres moussirendes Fabrikat mit Vergnügen auf den Boden schäumen, und während drüben im einsamen Häuschen der fleißige Weber die schlechtgerathene Kartoffel beseufzte, und fort und fort mit dem Riesengespenste des Hungers rang, konnte in Wallners Hause jede träge Magd im Winkel den Ueberfluß köstlicher Speisen kaum bewältigen.

Alles schon recht hübsch engländisch! flüsterte Ereckley bitter seinem Tom zu. — Die schlesischen Fabrikanten sind, statt ihrer frühern patriarchalischen Einfachheit, schon recht glücklich in der Nachahmung des grellen Contraste zwischen dem faulen schlemmenden Reichthume und dem hungernden nackten Fleiße gewesen, wobei aus düsterer Zwischenkluft in England die Hochwegmänner und Taschendiebe hervorgehen.

Tom Parsons war durch seinen Erzieher und Vormund jetzt von den schlesischen Fabriksverhältnissen hinlänglich unterrichtet, und sein schmerzvoller Blick zeigte, wie richtig er Ereckleys Bemerkung zu würdigen wisse. Der junge Mann spielte in der Gesellschaft dieser Geldmenschen natürlich eine sehr untergeordnete Rolle, da man über seine Verhältnisse nichts Näheres wußte. Geist, Talent und Kenntnisse aber galten hier Nichts, auch wenn der damit wohlausgestattete Tom sie wirklich hätte zeigen können. Wäre nur eine Ahnung von der Wahrheit entstanden, daß dieser bescheidene Tom Parsons ein reicher Erbe sei, dessen Dollarsmenge den Thalerbesitz jedes hier Anwesenden weit überstiege, welche Fülle von Höflichkeiten, von Selbstverleugnungen, von angebotenen Diensten würde ihn überschwemmt haben! Wie bedeutsam und liebenswürdig wäre plötzlich sein Charakter, insbesondere für heirathslustige Damen, herausgetreten.

Indeß war Tom Parsons wirklich liebenswürdig, auch ohne seinen Dollarsack; aber er, wie sein väterlicher Freund hatten wahren Grund genug zur Selbstachtung, um sie von dem Mammon unabhängig erhalten zu wollen; daher vermieden Beide, sorgfältig jede Andeutung ihrer beträchtlichen Vermögensverhältnisse.

Der junge Mann saß stillvergnügt neben einer reizenden Brünette, mit der er sich in geläufigem Deutsch eifrig unterhielt. Theodore war eine Verwandte des Wallnerschen Hauses, wo sie nach dem Tode ihrer Eltern eine Freistätte gefunden hatte, während ihr Vermögen in dem Geschäfte des Hauses angelegt war. Das jugendlich frische Gesicht des Mädchens, ihre schöne Gestalt, das geistvolle Auge und jener Zauber echter Weiblichkeit, welcher unbewußt in jedem Kreise stille Auszeichnung erwirbt, hatten Parsons veranlaßt, sich Theodoren schüchtern zu nahen, und ihr gebildeter Geist, ihr warmes, edles Herz, welche sie zu dem jungen Fremden bei dem bald erkannten rechten Verständnisse desselben reden ließ, machten ihm die übrige nichtssagende Gesellschaft bald vergessen.

Er sprach, da sie selbst auf den Gegenstand gerieth, vertrauensvoll mit ihr über die schlesischen Fabriksverhältnisse, und sie stimmte mit tiefem Gefühl in seine mißbilligenden Ansichten davon ein. — Der Kaufmann ist zewiß höchst ehrenwerth, sagte sie, insofern er seinen Geschäftsberuf durch das Mittel des Geldes zur angemessenen Verbindung und Verwerthung der vereinzelten Arbeitskräfte des Volks macht, und bei seinem erzielten Gewinne die Stimme der Billigkeit und Menschlichkeit nicht überhört. Aber entsetzlich ist es, wenn jede

Digitized by Google

andere Sorge für die geschaffenen Arbeitskreise bei dem Kaufmanne in grober Selbstsucht aufgeht; wenn er herzlos ist, wie das Metall, das seiner Thätigkeit dient, und die moralischen und physischen Opfer der arbeitenden Armuth nur seinen gedankenlosen verwerflichen Luxus herstellen müssen.

Tom und Theodore schieden mit einem lebhaften Interesse für einander, als nach Mitternacht die Soirée geendigt war, und die weinglühenden Gäste zu ihren Wägen eilten.

Am andern Morgen fuhr Erockley nach seinem nahen Geburtsdorfe, um seine alte Mutter, Geschwister und Verwandte aufzusuchen.

Der Kaufmann Richard Erockley aus Newyork, der bei seiner Rückkehr von dem breslauer Wollmarkte vor fünfzehn Jahren durch dieses Dorf fuhr, lernte damals hier den Webergesellen Paul Neubert kennen, und der wohlgebildete, geistig regsame junge Mann gefiel dem Amerikaner so wohl, daß er ihm die Begleitung in seine ferne Heimat verschlug, wo er gut für ihn sorgen wolle. Pauls Eltern erkannten darin ein Glück, das sie nicht hindern dürften, und willigten in die Trennung um so eher, da der zwanzigjährige Paul nicht recht für den mechanischen Fleiß am Webstuhle geschaffen war, mit dem sie ihre dürftige Existenz errungen, sondern zu etwas Anderm und Besserm bestimmt schien.

So kam der schlesische Webergesell nach Amerika, und wurde der jetzige Paul Erockley. Denn Richard Erockley hatte sich nicht getäuscht, als er von einer sorgfältigen Ausbildung Pauls für das Handlungsgeschäft die besten Früchte hoffte. Mit Fleiß und Treue vergalt der bald umsichtig und kenntnißreich gewordene Mann seinem Wohlthäter fünfzehn Jahre lang die Erhebung aus seinem niedern Geburts- und Berufskreise. Da starb Erockley, und Paul war in dessen Testamente mit einer ansehnlichen Summe bedacht, zum Compagnon und Vormunde seines minderjährigen Neffen und Universalerben Tom Parsons bestimmt, aber auch als Adoptivsohn Erockley's verpflichtet, dessen Namen zu führen, den der kinderlose Wittwer mit seinem Tode nicht persönlich in der Handelswelt erlöschen sehen wollte.

Paul hatte stets mit allen seinen Ersparnissen die Eltern und Geschwister unterstützt, obschon er später bei einer glücklichen Heirath mehr an die eigene Familie denken mußte. Indessen hörte er selten etwas Freudiges aus der Heimat. Jeder Brief enthielt die Botschaft irgend eines Unglücks, und nahm neue Opfer in Anspruch; durch den einen erfuhr er auch den Tod seines Vaters. Da Richard Erockley vor fünfzehn Jahren schon sein früheres Wollgeschäft aufgegeben hatte, so fehlte für Paul jede Gelegenheit zu einem Besuche in Schlesien, wobei er auf die brieflichen Mittheilungen seiner Familie beschränkt blieb. Jetzt war er unumschränkter Herr des großen Geschäfts; eine äußerst glückliche Speculation hatte überdies sein Vermögen ansehnlich vermehrt, und es wurde mit Tom eine Reise nach Europa beschlossen.

Das armselige Weberhäuschen am Bergesabhange, wo Paul geboren und erzogen war, zeigte als Folge seiner reichen Gaben keine Verbesserung; vielmehr schien dessen Baufälligkeit auf die volle Zeit hinzudeuten, seit er es nicht wiedergesehen hatte. Drinnen tobten wilde Knabenstimmen und als Paul eintrat, verhöhnten und schimpften ein paar Buben von zwölf bis fünfzehn Jahren eine alte Frau, welche zusammengekrümmt auf einem niedern grünen Lehnstuhle im Winkel saß.

Empört trat Paul hinzu, und schrie, die kleinen Quäler von der Armen wegschleudernd: Ungerathene Buben! wer ist diese unglückliche Alte, daß ihr sie zu mißhandeln wagt?

Der eine trunkene Knabe starrte ihn mit gläsernen Augen an, und antwortete dann trotzig mit lallenden Tönen: Wer wird es sein, als die alte geizige Großmutter, die immer Geld von dem Vetter aus Amerika kriegt, und Nichts herausgeben will.

Was Paul beim ersten Anblicke der empörenden Scene kaum zu glauben wagte, war dennoch nur zu begründet. Die alte ehrwürdige Frau war wirklich seine Mutter, welche von den undankbaren Enkeln so schändlich behandelt wurde. Die krampfartige Gewalt seines Schmerzes umflorte einen Moment lang sein Auge, dann übersah er mit einem Blicke den ganzen Umkreis des Elends, welches über seine Familie gekommen war. Inzwischen erhoben die beiden trunkenen Jungen unter niedrigen Schimpfreden und Drohungen ein Hohngelächter gegen den Fremden, der nach ihrer Meinung sich unbefugt zum Richter zwischen ihnen und der Großmutter aufgeworfen hatte. Wie wilde Katzen schlugen und bissen sie aber um sich, als Paul jetzt Einen nach dem Andern zur Thür hinausstieß, und diese verriegelte.

Während die kleinen Bösewichter daran umhertobten, trat Paul zu der Alten, und fragte: Wie ist es gekommen, daß die frechen Buben, Euch, die Großmutter, so zu behandeln wagen? Wer hat die freche Brut erzogen?

Ach, lieber Herr! antwortete das Mütterchen, — mein Unglück ist so groß, daß ich nicht weiß, womit ich anfangen soll, um Euch zu sagen, was Ihr wissen wollt. — Was führt Euch in unser elendes Haus?

Mich schickt Euer Sohn Paul aus Amerika, daß ich mich nach Euerm Befinden erkundige. Er gedenkt, Euch bald selbst wiederzusehen.

Ein leiser Schrei freudiger Ueberraschung entfuhr der Matrone, und wie verklärt erschienen einen Augenblick die vor Alter und Kummer verschrumpften düstern Züge ihres niedergebeugten Gesichts. Dann sagte sie kaum hörbar: Ach Herr, mein Gott! wenn du mich nach deiner harten Prüfung noch das erleben lässest, dann laß mich auch nicht länger mehr leben, damit ich nach solch einem Glücke keine Ursache mehr zu einem Seufzer habe.

Stillweinend schwieg Paul, doch bald fragte er: Warum seht Ihr mich nicht einmal an, mein liebes, liebes Mütterchen?

Ich kann es nicht! war die Antwort, indem die Alte ihr Gesicht erhob, und zwei todte Augen ihn anstarrten. — Seit einem Jahre bin ich blind, und kann mein Elend nicht mehr, aber auch meinen Paul nicht sehen, sobald er wiederkommen sollte.

Gerechter Gott! seufzte Paul, die Hand vor das Gesicht drückend; — was muß ich heute Alles erfahren!

Von mir nichts Gutes, Herr! da Ihr ein Freund meines lieben Sohnes, und nun mich, seine Mutter, so bekümmert seid.

Aber ich sehe Euch und dies Haus in so tiefer Dürftigkeit, fuhr Paul fort. — Unmöglich hat Euer Sohn Euch gänzlich ohne Unterstützung gelassen!

Nein, nein, Herr! widersprach die Alte heftig; — er hat uns Alle immer reichlich bedacht, beinahe zu reichlich! Ihr hörtet ja vorhin, was die bösen Buben sagten. Ach, das ist mein bitterer Gram, daß Alles ganz anders und wir durch meines Sohnes Wohlthaten recht zufrieden und gute versorgte Leute sein könnten, wenn Alles anders angefangen worden wäre.

Nun, so erzählt doch, wie ist denn das Unglück über Euch hereingebrochen?

So lange wir Weberei und Spinnerei nach altem Gebrauche noch mit Nutzen treiben konnten, ging Alles ganz gut, sagte sie. — Als aber der Leinenhandel immer mehr verfiel, und die großen Maschinen aufkamen, als wir endlich auf den Märkten das Webe beinahe um den Garnpreis verkaufen mußten, da wollte es bald nicht mehr hin, nicht her zulangen. Der Mann und meine beiden Schwiegersöhne waren wacker und fleißig; da es aber oft gar nicht gehen wollte, und das letzte Geld von Paul längst fort war, faßte der Teufel den Gottlieb bei einem Haare, und machte ihn sein eigen auf immer. Er war einmal in schlechte Gesellschaft gerathen, und das liederliche Leben gefiel ihm. Seine Tochter war ein hübsches sechzehnjähriges Mädel, schlank wie eine Tanne, der man an den rothen Backen die Stubenluft und das Spinnrad nicht anmerkte. Der schlechte Vater vermiethete sie an einen jungen Fabrikherrn, und nahm, um wieder Geld zum Trunke zu haben, ihr verkürztes Lohn auf ein Jahr vorweg. Das Kind ging zu Grunde, und ich und mein Mann, den Gott bald darauf zu sich nahm, rauften uns die in Ehren ergrauten Haare aus.

Entsetzlich! jammerte Paul dazwischen, und hielt sich fester an den Schemel, auf den er sich zur Anhörung der Unglücksgeschichte gestützt hatte.

Mein anderer Schwiegersohn, Franz, wurde bald durch den Gottlieb verführt, fuhr die Alte fort. — Auch er wollte die Armuth,

Digitized by Google

in der er aufgewachsen war, länger nicht ertragen, da sie bei der Leinenweberei auch nicht mehr trockenes Brod und Kartoffeln übrig ließ. Beide hatten durch Pauls mir geschicktes Geld, das ich hergeben mußte, zuweilen ein besseres Leben kennen gelernt, und wenn sie nun hörten, daß ein Handels- und Fabrikherr oft in einigen Stunden mehr vertränke, als sie in einem Vierteljahr erwerben könnten, so dachten sie darauf, wie auch sie müßiger das Leben durchbringen möchten. Sie wurden bei einem nächtlichen Einbruche entdeckt, und kamen in's Zuchthaus. Die Verzweiflung über Armuth und Schande machte nun auch ihre Weiber zu leichtsinnigen Creaturen, die sich zu jedem ehrlosen Gewerbe bereit fanden. Sie verließen die schwerverschuldeten Häuschen im Dorfe, und zogen in die Stadt, wo ihre Kinder schon in der Fabrik untergebracht waren. Hier wurden auch diese mit jedem Laster vertraut, lernten Branntwein trinken und spielen, und quälten mir das Letzte ab, was ich noch hatte. Meine Töchter und ihre aus dem Zuchthause zurückgekehrten Männer halfen ihnen dabei treulich. Als ich Nichts mehr geben konnte, kam es von Schimpfreden und Drehungen zu Schlägen. Sie meinten, ich bekäme immer heimlich Geld von meinem amerikanischen Paul, während ihre eigenen Bettelbriefe an ihn ohne Erfolg blieben, und sie sich in der Fabrik um wenig Lohn abquälen müßten.

Warum habt Ihr Euerem Sohne nicht Euer Leid und die Unmenschlichkeit Euerer Kinder geschrieben? fragte der tiefbewegte Paul.

Ach, ich hab' es einmal versucht, aber nie wieder. Durch einen Zufall war der Brief, den ich mit meinem ganzen Jammer durch den Schullehrer schreiben ließ, meinem Schwiegersohne Franz in die Hände gerathen, und die schrecklichsten Mißhandlungen waren mein Lohn. Ich brachte lange auf dem Krankenlager zu, und von vielem Weinen erblindeten endlich meine ohnehin geschwächten Augen gänzlich. So hatte der liebe Gott wenigstens dafür gesorgt, daß ich das lasterhafte Elend um mich her nicht mehr sehen konnte. Da aber nun von Paul Brief und Geld länger als je ausblieben, so erneuerten sich die Mißhandlungen, weil die Unmenschen wieder glaubten, ich hätte einen Brief erhalten, und lebe von dem beigeschlossenen Gelde heimlich in Freuden, während ich in meiner hilflosen Blindheit täglich oft kaum von einer erbettelten Brodrinde mein Leben fristete.

Seit einem Jahre war Euer Sohn immer Willens, selbst herzukommen, daher seine Zögerung, bemerkte Paul mit zerrissenem Herzen. — Er trug mir indeß auf, mich nach einer gewissen Katharina Amsdorf zu erkundigen. Was ist aus ihr geworden?

Des Cantors Käthe meint er; ich weiß es wohl! sagte die Mutter. — Sie war nach des Vaters Tode hilflos, und zog nach Breslau, wo sie sich von weiblicher Arbeit anfangs ehrlich nährte. Aber ihre Schönheit und Eitelkeit wurde das Grab ihrer Ehre. Sie sank von Stufe zu Stufe, und soll endlich im Hospital gestorben sein.

Paul war auf's Neue schmerzlich zusammengezuckt, und seiner kaum mehr mächtig. Alles, was aus dürftigen, aber frohen Jugendtagen her seinem Herzen theuer war, hatte die vom herzlosen Reichthume beherrschte und verlockte Armuth in den Abgrund des schmachvollsten Elends gedrängt, sogar das edle schöne Mädchen, dem er einst seine erste heimliche Jugendliebe weihte, und das er damals zu hoch für seine Wünsche fand. Während er selbst in Wohlhabenheit und bürgerlicher Ehre immer höher stieg, hatte ein geheimnißvoll finsteres Fatum dürftiger Schande über seiner ganzen Familie gewaltet, und die alte Mutter, die sich allein rein erhielt, wie sie es war, trug das ganze schmerzvolle Gewicht der unheilvollen Zustände seines Vaterhauses.

Eine tiefe Mannsstimme, von Knabengekreisch unterbrochen, ließ sich jetzt draußen drohend vernehmen, und bald ward an der verschlossenen Thür so heftig gepocht und gerüttelt, daß sie beinahe aus den Angeln sprang.

Paul öffnete sogleich. Eine hohe Mannsgestalt mit wildbärtigem kupferfarbenen Gesicht und wüthenden Blicken trat herein, von den beiden Knaben begleitet, welche schimpfend auf den Fremdling losfuhren.

Wer ist der Herr? brach der betrunkene Kerl los. — Wie kann er sich unterstehen, meine Jungen hier aus der Stube zu werfen, und sich mit der Alten da in unserm Hause einzuschließen?

Ach Jesus! das ist mein Schwiegersohn Franz! jammerte die alte Frau.

Ja, er ist es! brüllte Franz. — Den Gottlieb haben eben die Gensd'armes weggeschleppt, weil er gestohlen haben soll. Aber wozu kann die Noth nicht bringen, in der wir gar nicht zu sein brauchten, wenn der alte Geizdrache dort sein vergrabenes Geld herausgeben wollte.

Er wankte einige Male in der kleinen Stube auf und nieder, und blieb dann wieder glotzend vor Paul stehen, der ihn mit verschränkten Armen in finsterer Ruhe betrachtete.

Nun, beliebts dem Herrn, eine Antwort zu geben? Was hat er für ein Recht in dem Hause hier? fuhr Franz abermals gegen ihn los.

Ein Älteres als Ihr, denn ich bin Paul Neubert, der Amerikaner!

Mit offenem Munde standen der erstaunte Franz und seine Knaben da; einen Freudenschrei aber stieß Pauls Mutter aus.

Er eilte zu ihr; er faßte die kalten magern Hände, und wiederholte: Ja, meine arme gute Mutter! ich bin es selbst, bin Euer Paul, der gekommen ist, Euch fortzuführen aus den Kreisen des lasterhaften Elends und der Undankbarkeit in die des Wohlstandes und der Sohnesliebe.

Die plötzliche Freude arbeitete krampfhaft in dem alten, so lange freudlosen und zerknirschten Mutterherzen der Greisin. Sie rang nach Worten, aber die tieferschütternde Bewegung war nicht mehr zu überwinden. Kaum hörbar sprach sie noch mit Innigkeit: Mein lieber, lieber Paul! dann sank sie entseelt zurück. Gott hatte sie durch den Blitzstrahl der Mutterfreude getödtet.

Während in der ärmlichen väterlichen Weberhütte draußen sich jenes düstere Drama seines Familienelends vor dem wackern Paul abrollte, und mit einem auf so neidenswerthe Weise gebrochenen Mutterherzen schloß, war Tom in dem heitern palastartigen Hause Wallners mit der holden Theodore schon in ein näheres Verständniß getreten. Beim Abschiede wurde die Erlaubniß zu einer vertrauten Correspondenz der Anfangspunkt eines zärtlichen Verhältnisses, welches die Respectspersonen Crockley und Wallner mit Freuden billigten. Nach zwölf Wochen, als der brave Tom mit dem Vormunde von einer Reise nach Oesterreich und Oberitalien zurückkehrte, beglückte ihn die eheliche Verbindung mit Theodoren.

Crockley selbst überließ die verworfenen Glieder seiner Familie, welche die Schwäche eines Mutterherzens zu ihrem eigenen Verderben mißbraucht hatten, ihrem Schicksale. Er war überzeugt, daß seine Unterstützung sie nicht mehr zu retten, nicht zu bessern vermöchte. Aber er nahm mit diesem einzelnen Familienbilde auch die traurige Ueberzeugung aus dem Geburtslande hinweg, wie sehr zur Entsittlichung der arbeitenden Klassen gerade die Fabrikverhältnisse Schlesiens, trotz der englischen, geeignet wären. Wie wohl war ihm dagegen in dem heitern Oesterreich geworden, wo die weise Regierung, vor aller hochfliegenden anderweitigen Weltverbesserung, zunächst dafür sorgt, daß die arbeitenden Klassen auf angemessene Weise Brod und daneben ein freundliches Lebensbewußtsein finden, und wo sie — wie bei der jüngsten Webernoth im Riesengebirge — sogleich energisch auf Abhilfe bedacht ist, sobald irgend eine Nahrungsquelle stocken will.

Digitized by Google

Der Kaufmannslehrling.

Eine Novelle aus dem Leben, von Wilhelm Wolfner.

In dem Laden, umringt von Fässern, Papierdüten und Ballen, stand Peter und war emsig beschäftigt, gebrannten Kaffee aufzuschütten und mit der Kelle umzurühren. Es war noch sehr früh am Tage. Er hielt inne, um einige Betrachtungen über sein Metier anzustellen, die eben nicht zu Gunsten desselben ausfielen. In der Hitze des Sommers Kaffee brennen, im Winter sich die Hände erfrieren beim Zuwägen von Salz, Pfeffer, Zucker oder Ingwer — dies wären Agréments, um welche ihm Niemand beneidete. Er seufzte schwer auf und machte dem Himmel stille Vorwürfe, daß dieser ihn nicht zu dem leichtern Gewerbe eines reichen Rentiers bestimmt hatte. Da öffnete sich die Ladenthür und ein eleganter Herr mit einem Bouquet in der Hand trat herein. „Ei!“ rief der Commis, „Herr Senker! Sie schon auf?“

„Ist Aurora — ich will sagen: ist Madame Gräbe noch nicht sichtbar?“ fragte der Gekommene.

„Nein,“ erwiederte schlau lächelnd der Ladendiener, „Madame schläft noch. — Ach, es ist sehr angenehm, jetzt schlafen zu dürfen,“ setzte er wehmüthig hinzu, „außer den Sperlingen sind nur die unglücklichen Leute, wie ich Einer bin, auf den Füßen.“

„Du vergessest die Verliebten! Ich stecke schon seit einer Stunde in den Kleidern, auf Ehre!“

„Erstaunlich! Wenn ich so reich wäre wie sie — ich schliefe bis zum Mittagessen — aber ich muß Düten machen, oder brennen, oder sonst etwas — ich muß immer!“

„Warum bist du Gewürzkrämer geworden?“

„Die Natur hat mich dazu bestimmt — aus Leidenschaft für den Syrup und den Zucker hab' ich mich dem Stande ergeben — und daß ich hieher kam, geschah auf Recommandation des Accise-Einnehmers Stöbermann; dem schlagt der Prinzipal nichts ab.“

„Sieh, sieh! der Stöbermann — er dankt meinem Vater seine Stelle!“

„Ich weiß nicht, ob ich mich sehr bedanken soll für die meinige! Der Prinzipal ist freilich so weit ein braver Mann — aber wie alle höllische Teufel auf die Arbeit — wo er eine Hand sieht, die still liegt — patsch! gibt's eins d'rauf.“

„Wann kommt er denn zurück, dein Ungethüm von Prinzipal?“

„In acht Tagen denk ich — immer noch zu früh — er hat freilich einen guten Stellvertreter.“

„Oh, den alten Rampel — den fatalen Spion. —“

„Der maltraitirt uns teller, als der Herr selbst — ist ein Erbstück in der Familie — mich wundert, daß er so lange draußen bleibt.“

„Ich mache ihn zahm, mein Junge! Ich habe ein Mittel seinen Zorn zu besänftigen, daß nie fehlschlägt. Ja, wir Leute aus der großen Welt werden mit allerlei Volk fertig. Wir haben immer Kniffe parat — immer Finten — wir wissen uns zu helfen.“

Das gefiehl dem Ladendiener, er sah auf den rauchenden Kaffee, und die lockendsten Bilder vom Leben der großen Welt stellten sich seiner sehnsüchtigen Fantasie dar. Er ward aber sehr unangenehm aus seinem Traume geweckt. Der alte Rampel war leise durch die Hinterthür hereingekommen, gab dem Feiernden einen tüchtigen Klaps auf den Rücken und brummte: „Arbeiten, arbeiten, Peter! — Fleiß vermehrt, Faulheit verzehrt!“ Dann wandte er sich gegen Senker, guckte ihn mit grimmigen Blicken durch die Nasenbrille an, und fragte: „Was soll's hier? Hier ist kein Kaffeehaus, wo geplaudert wird!“

Senker that, als ob er ihn nicht hörte und sprach barsch zum Ladendiener: „Zwei Pfund Mokka, ein Loth Vanille und ein viertel Pfund Rappé!“

Der Ladendiener lachte heimlich über die Kriegslist und ging etwas saumselig daran, das Verlangte abzuwägen. Rampel war wie auf den Mund geschlagen; wie sehr er auch den Gast wegen dessen Absichten und geckenhaften Wesen haßte, so flößte ihm doch ein solcher Kundmann Respekt ein. — Die Moral befand sich in einem augenscheinlichen Conflikt mit der kaufmännischen Spekulation. Er nahm schweigend eine Prise, und fing an, Gegenstände, welche sich nicht an ihrer gehörigen Stelle befanden, oder die doch nicht symetrisch genug lagen, zu ordnen. Senker winkte dem Ladendiener, sich ja nicht zu übereilen, und spähete fortwährend, ob die hübsche Gewürzkrämers-Frau nicht sichtbar würde. Dies entging jedoch dem spionirenden Rampel nicht; er trieb den Diener an, rasch zu Werke zu gehen, um dem Herrn nicht die kostbare Zeit zu stehlen, worauf dieser bemerkte, daß er ganz und gar keine Eile habe. Alles Säumen war vergebens — Aurora Gräbe kam nicht. Die Waare lag eingepackt, mit Bindfaden umschnürt da, das Geld wurde verabreicht, absichtlich in recht großer Münze, um noch einige Zeit mit dem Wechseln zubringen zu können — die Erwartete blieb aus. Endlich mußte doch der elegante, junge Herr ein Ende machen, er durfte sich durch Zögern über die Gebühr das Wiederkommen nicht verderben; verdrießlich nahm er das Gekaufte und ging mit einem „guten Tag!“ zum Laden hinaus.

„Sie sollen sich mit dem Windbeutel in keine Gespräche einlassen,“ fuhr der alte Rampel den Diener an, als er sich ohne Zeugen sah; „ich habe es Ihnen schon tausendmal gesagt! Da wird nichts Gutes gelernt — Lust an Tagedieberei und noch schlimmere Dinge!“

„Ich habe ja gar nichts mit ihm —“ wollte Peter sich entschuldigen. —

„Schweigen Sie still,“ unterbrach ihn der Alte, „Sie gehören zu der jungen Welt, und die ist faul, wie schlechte Kastanien! Da ist keine Gottesfurcht mehr und kein Besenrühren des Morgens, kein Respekt vor dem Alter und keine Applikation! Alles will den Herrn spielen — faullenzen und genießen! Und nun gar dieser Herr Senker! Aber wart nur, ich will dir schon einen Strich in die Rechnung machen, dicker als der Wagbalken im Magazin ist! Laß nur den Prinzipal wieder kommen — laß ihn nur kommen — er soll Alles erfahren!“

Er brummte noch eine Weile in den Bart, aber der horchende Ladendiener vermochte nur abgerissene Sätze, wie: infames, gewissenloses Treiben! oder: Familienglück untergraben! und ähnliche Exclamationen zu erhaschen. Er durfte auch nicht zu aufmerksam scheinen, denn der alte Rampel hatte trotz seiner Brille einen Falkenblick, und wußte auf ein Haar zu unterscheiden, ob Jemand zu arbeiten schien, oder ob wirklich gearbeitet wurde. Um also sich nicht Unannehmlichkeiten zuzuziehen, mußte der Lehrling sich im Ernste beschäftigen, welches er denn auch mit einiger Unlust that. Rampel saß am Fenster hinter dem offenen Contobuche und schrieb. Da fuhr ein Wagen vor. Der Alte blickte hinaus, legte die Feder weg und rief erfreuet: „Der Herr Prinzipal!“ Peter überzeugte sich, ob Rampel richtig gesehen hatte, und als kein Zweifel darüber war, wiederholte er den Ausruf desselben, aber in einem ganz andern Tone: „Der Herr Prinzipal!“ stöhnte er, als ob er gerne hinzugesetzt hätte: „ich wollte er wäre, wo der Pfeffer wächst!“

Herr Gräbe war aus dem Wagen gestiegen, trug seinen Mantel über dem Arme, Pfeife und Tabaksbeutel in der Hand und begrüßte eintretend die beiden Ladenleute mit der freundlichsten Miene von der Welt.

„Guten Tag, Alter! — grüß dich Gott, Peter!“ rief er, und der Letztere beeilte sich höflich, ihm die Mütze und die andern Reiseutensilien abzunehmen.

Digitized by Google

„Mein werther Herr Prinzipal!“ sprach Rampel, „der Himmel führt Sie wieder nach Hause. —“

„Nun, wie steht's?“ fragte Herr Gräbe, „wie geht das Geschäft?“

„Ach, das Geschäft geht gut, wie immer,“ entgegnete Rampel, „aber —“

„Das ist dir Hauptsache!“ rief der Prinzipal, „sonst Alles wohl auf?“

„Alles wohl auf,“ antwortete Rampel, „ganz wohl auf; aber —“

„Was ist denn das für ein Aber?“ fragte lachend der Gewürzkrämer.

„Ach, es ist ein bösartiges Aber,“ entgegnete kopfschüttelnd der Commis, „ein Aber, das mir nicht aus der Kehle will.“

Er sah, daß Peter dem Gespräche zuhörte, und richtete sein Wort an diesen: „Was stehen Sie da und maulaffen? Ist die Hirse gesiebt? Scheeren Sie sich vor die Thür und sieben sie — zu Allem muß getrieben werden, das thut nichts Nützliches aus sich selbst!“ Peter nahm Hirse und Sieb, und ging vor die Thür, verdrießlich, daß ihm die interessante Unterredung entging, welche die beiden Männer jetzt mit einander haben würden; er konnte sich denken, daß von Senker die Rede sein würde und dieser, so wie dessen Verhältniß zu Madame, nahm seine Theilnahme in Anspruch, wie irgend ein hübscher Roman, der, heimlich gelesen, seine Laden-Einsamkeit verschönerte.

„Mein verehrter Herr Prinzipal!“ sprach Rampel, als er sich mit Gräbe allein sah, „nun muß mir Alles rein von der Brust weg! Ach, Ihr Haus ist auf den Kopf gestellt! Da ist alle Solidität gewichen! Es gehet darin zu, daß es ein Aergerniß gibt für einen alten Diener!“

Gräbe polirte den angelaufenen Silberbeschlag an seinem Meerschaum-Pfeifenkopfe und sagte lächelnd: „Alter, ich kenne dich! Du saugst Gift aus jeder Kleinigkeit!“

„Kleinigkeit?!“ entgegnete beinahe unwillig der Commis; „haben Sie denn meinen letzten Brief nicht erhalten? Haben Sie nicht geprüft, was ich hinsichtlich dieses Senkers angedeutet habe?“

„Senker? — Ach, das ist der Stutzer, welcher selber Kaffee und Zucker in meinem Laden kauft? Ich habe mich oft darüber gewundert.“

„Das ist nicht genug! Geärgert, sollten Sie sagen. Er kommt nur der Madame wegen. Und in Ihrer Abwesenheit ist er täglich gekommen, hat herum geschwenzelt um Madame, und Bouquetchen gebracht oder Bonbons.“

„Sieh Einer den Hasenfuß! Nun, meine Frau wird ihn schon in Respekt halten, wie es sich gehört!“

„Man verlasse sich nicht auf Frauen, verehrtester Herr! dies Geschlecht ist eine Waare, welche dem Einflusse jeder Witterung unterliegt — Salpeter — heut blendend weiß, und morgen, wenn's nicht unter strenger Presse gehalten wird, unreines Wasser!“

„Du wirst doch meiner Frau keinen Vorwurf machen wollen?“

„Sie hört ihn an, liebster Herr Prinzipal, sie läßt ihn in Gottes Namen reden, so viel er will!“

„Um sich über ihn lustig zu machen!“

„Glauben Sie? Ich wollte nicht darauf schwören! Ich will nicht damit sagen, daß schon was vorgefallen ist — eh, ich habe offene Augen — ich war überall hinter ihnen drein; meine Wachsamkeit war dem Windbeutel so fatal, daß er mich schon einmal alte Gouvernante titulirt hat.“

„Alte Gouvernante! Ha! ha! ha! dich?

„Lachen Sie nicht, lieber Herr Prinzipal! an der Sache ist eine verdammt ernsthafte Seite. Madame hat sich auch schon über mein Nachschleichen mequirt, und durch die Blume vom unnützen Spioniren gesprochen.“

„Alle Wetter! das sieht ja aus, als ob du —

„Als ob ich Unrecht gethan hätte? Wie? Es wäre wohl besser gewesen, ich hätte beide Augen zugemacht, und Alles d'runter und d'rüber gehen lassen!“

„Nun, werde nur nicht ärgerlich! Du meinst es gut, Rampel, das weiß ich ja. Wo ist Aurora. Ich verlange darnach, ihr einen guten Tag zu bieten.“

„Ja, wo ist sie? Das sind lauter Dinge, die kopfschüttelnd erregen!“

„Ist sie so früh aus?“

„Nein, im Gegentheile: sie schläft, wie sie in ihrem Leben nicht geschlafen hat — warum? Sie liest Romane, gottlose Liebesgeschichten, die ihr der Herr Senker leiht, bis tief in die Nacht hinein, und dann kann sie Morgens nicht aus dem Bette.“

„Mag sie lesen, was sie unterhält — sie ist kein unerfahrenes Mädchen.“

„Heiliger Vater im Himmel! Hat man je solche Sorglosigkeit gesehen? Liest sie denn die alten, schönen Romane, in denen immer sechs Seiten lange herzrührende Betrachtungen vorkommen, bis etwas passirt — solche schöne Werke, die wir leider öfters zum Einwickeln von Anis und Berliner-Blau verwenden? Nein, sie liest brühwarm aus dem Französischen übersetzte moderne Schreiberei, die das Gehirn verdreht, und die Gottesfurcht lächerlich macht. Oder Bücher von den jungen Leuten, welche die Weiber frei machen wollen, um sie für sich selbst dutzendweise einzufangen — so etwas liest sie — und da sagen Sie: Mag sie lesen!“

„Dir schwindelt der Kopf, Alter, vor lauter Einbildungen!“

„Machen Sie sich keine Sorge, verehrter Herr Prinzipal! um meinen Kopf — es gibt Köpfe, welche mit viel größerer Sorgsamkeit bewahrt sein wollen!“

„Ich bin ruhig, grämlicher Alter, ich kenne mein Weib! Sie ist unlöbig — — und dann weiß ich auch, sie hat Geschmack — ohne Eitelkeit kann ich sagen: Ich nehme es wohl mit dem Hasenfuß Senker auf!“

„Sie sind zehnmal so angenehm, Herr Prinzipal, zehnmal so hübsch — aber Sie sind der Ehrmann! Der andere zeigt niemals ein ernsthaftes Geschäftsgesicht, immer die lächelnde, süßliche Larve, gibt nach wie Gummi und ist glatt wie Quecksilber! Wenn man dir Gefahr kennt, so baut man vor — das will die Vorsicht, und wer Vorsicht unterläßt, hat sich selbst alles Unheil zuzuschreiben. Ich habe meine Schuldigkeit gethan!“

Der Gewürzkrämer zog doch einige bedenkliche Falten über der Nase, aber sein gutes, leichtes Blut siegte bald über die leisen Skrupel, welche in seiner Seele aufsteigen wollten. Er entschloß sich sogleich zu Aurora hinauf zu gehen, um aus dem Empfange zu schließen, ob er ihrem Herzen noch immer so werth wäre, wie er sonst gewesen, und falls er aufgenommen würde, wie er hoffte, mit herzlichem Kuß und offenem Auge alle Nederein zu verlachen. Er war im Begriff diesen vernünftigen Entschluß auszuführen, als Peter mit der gesiebten Hirse in den Laden kam, um zu melden, daß ein Frachtwagen mit Fässern durch den Thorweg in den Hof gefahren sei und des Abladens harre.

„Das geht vor,“ sagte der Gewürzkrämer, „Geschäfte über Alles“! Er nahm sein Notizenbuch und einen Bleistift und wandte sich an Rampel mit den Worten: „Komm Alter — es ist wegen der Qualität. Auf deiner Zunge kann ich mich besser verlassen, als auf meine eigene.“

„Das können Sie, Herr Prinzipal! und ich denke, auf mein Auge auch.“

„Komm, komm,“ trieb ihn Gräbe an, und Beide wollten sich zum Magazin hinbegeben; aber dem Prinzipal schien noch etwas einzufallen, er stand einen Augenblick still, dann sagte er zu Peter: „Höre du — wenn meine Frau herunter kommt, so sollst du mir es sogleich melden. Verstanden?“

Peter kleidete sein „Ja!“ in einen tiefen Bückling und der Prinzipal ging mit Rampel hinaus.

Peter ließ sogleich alle Geschäfte ruhen und lehnte faul am Tische, was er „sich bene thun“ nannte, und was er stets that, so-

Digitized by Google

bald er ohne Zeugen war, und man ihm keine bestimmte Beschäftigung, welche zu kontrolliren war, aufgetragen hatte.

„So sollst du es mir sogleich melden!“ spottete er seinem Herrn nach, „sollst — wenn du willst nämlich! Das gehört nicht mit in die Gewürzkrämerei, dazu bin ich keineswegs verpflichtet! Er soll sich Domestiquen zum Melden anschaffen! Ich werde melden, wenn Madame kommt, oder ich werde nicht melden, wenn Madame kommt, just wie es mir passend erscheint!“

Ein Gesicht sah in die Ladenfenster — es war Senkers Gesicht. Da sich dem spähenden Auge keine verdächtige Personen darstellte, so öffnete der Lauschende die Thür und schlich herein.

„Herr je!“ rief der Ladendiener, „da sind Sie ja schon wieder, Herr Senker! Soll ich wieder Waare abwiegen? Wenn das so fort geht, so kaufen Sie binnen ein paar Tagen den Laden leer! Wie viel Kaffee, Zucker und Rappé soll's sein.“

„Schweig mit deinen Witzen,“ entgegnete hastig der Stutzer, „ich kaufe nur, wenn ich muß — hab' ich doch zu Hause schon ein förmliches Waarenlager, das ich nächstens zu veranctioniren gedenke, auf Ehre! Nicht in Jahr und Tag könnte ich es aufzehren, und wenn ich mir alle Klatschschwestern der Stadt Morgens und Nachmittags einladen wollte. — Nun wie ist es? Die göttliche Aurora noch nicht sichtbar?“

„Nein,“ erwiederte mit einiger Bosheit der Lehrling, „dafür ist aber der göttliche Herr Prinzipal sichtbar geworden — er ist angekommen und befindet sich, nicht dreißig Schritte von hier, im Magazin.“

Senker machte eine Bewegung, als ob sein Rücken mit irgend einem harten Körper in Berührung gerathe. Er hatte nicht Lust, noch einmal, auf's Geradewohl hin, Einkäufe zu machen, und er wollte auch nicht gern ohne Ursache im Laden angetroffen werden. Es war sehr verdrießlich, wieder wegzugehen, ohne auch nur der Angebeteten wenigstens von fern einen Liebesgruß zuschicken zu können, aber unter den angedeuteten Umständen blieb ihm nichts Anderes übrig.

„Peter!“ sagte er bittend, „Peter! ich habe dir eine schöne neue Weste machen lassen — aber thu' mir den Gefallen und sage Madame, ich sei zweimal hier gewesen, zweimal, hörst du? um ihr zu huldigen! Feindselige Dämone trennten mich heute von ihr, aber ich werde mit Kühnheit alle Schranken durchbrechen, — ich werde keine Gefahr, keine Mühe, kein Leiden scheuen, um ihr zu sagen —“

„Sagen Sie nur darauf los, Herr Senker!“ unterbrach ihn mit einfältigem Lächeln der Ladendiener, und deutete auf die Glasthür, welche nach der innern Treppe führte, „Madame kommt so eben herunter!“

Diese Nachricht elektrisirte den verliebten Elegant — er schämte sich, ein junger Held, zu fliehen; er trotzte dem angekommenen Prinzipal und — blieb.

Aurora Gräbe, die hübsche Gewürzkrämersfrau, hatte ein geöffnetes Buch in der Hand, als sie in den Laden trat; es war dies ein Roman nach neuestem Zuschnitte, in welchem sie schon seit ein paar Stunden gelesen hatte. Aber die Zerstreuung schien nicht sonderlich auf ihre Laune eingewirkt zu haben, sie gähnte recht herzlich, als sie den Drücker der Thür erfaßte, und ihre Züge sprachen deutlich einen gewissen Unmuth aus, wie er bei Frauen durch Langweile erzeugt wird. Als sie jedoch den anwesenden, eleganten, jungen Herrn bemerkte, wurde ihre Haltung sogleich graciöser, der zum Gähnen geöffnete Mund schloß sich mit Blitzesschnelle, und sie that den letzten Schritt in die geöffnete Thüre mit solchem Anstand, als ob sie an der Seite eines Tänzers in den Ballsaal getreten wäre. Senker ging der Dame entgegen, reichte ihr mit gespitzten Fingern das zierliche Sträußchen, und bat um die Erlaubniß sich erkundigen zu dürfen, ob sie diese Nacht sanft geruhet habe?

„Ganz und gar nicht,“ entgegnete Madame Gräbe, „ich bin von einem so erschrecklichen Traume gequält worden; ich ging in einem schönen Wald spazieren, da kam plötzlich ein großer Orang-Uttang, und wollte mich umarmen!

„Madame!“ fiel ihr Peter etwas boshaft in die Rede, „ich soll Ihnen sagen, daß der Herr Prinzipal angekommen ist.“

Senker schmeichelte sich, die junge Frau werde den Traum-Orang-Uttang auf ihren Mann beziehen, aber dies schien doch nicht der Fall zu sein; sie gab im Gegentheil Freude bei dieser Nachricht zu erkennen und rief: „Endlich! Es ist einmal Zeit!“

Das verdroß den Stutzer, er sah traurig auf den Boden, dann seufzte er: „Glücklich Derjenige, bei dessen Ankunft diese Rosenlippen ein „Endlich“ hauchen!“

Aurora lächelte geschmeichelt: „Ei dies Glück ist Ihnen auch schon widerfahren, Herr Senker!“

„Mir? Wo? Bei wem?“

„Bei mir!“ versicherte die Gewürzkrämerfrau; „habe ich nicht oft „endlich“ gerufen, wenn Sie kamen und mir den zweiten Theil eines Romans, dessen erster Band recht spannend war, brachten?“

„Ja, das ist etwas Anderes!“ entgegnete der Elegant, „hier galt das „Endlich“ dem Buche, nicht dem Bringer!“

„Wer uns etwas Angenehmes bringt,“ belehrte ihn die Dame, „ist uns stets eine willkommene Erscheinung.“

„Wie wenig auch bei dieser Artigkeit auf Rechnung meiner Person zu schreiben ist,“ schmachtete Senker, „so bin ich doch schon selig, wenn Sie nur sagen, Sie hassen mich nicht!“

„Wie könnte ich Sie hassen,“ sprach Aurora, „Sie sind ja so galant und aufmerksam, haben mir während der langweiligen Zeit, daß mein Mann abwesend war, so schöne Bücher geliehen, und so interessante Dinge erzählt. Ich bin Ihnen außerordentlich dankbar und möchte Ihnen wohl auch eine Freude machen können!“

Diese Rede klang sehr ermuthigend; Senker winkte dem Ladendiener, er sollte sich ein wenig auf die Lauer stellen, welchem Verlangen dieser auch sogleich mit der, solchen Leuten eigenen Schadenfreude nachkam, indem er that, als ob seine Beschäftigung ihn abriefe.

„Himmlisches Wesen!“ rief Senker, als er sich ungestört wußte, „welch eine Freude Sie mir mit einem kleinen Wörtchen machen könnten — seit ich Sie kenne, ist meine Ruhe dahin! Freudevoll und leidvoll — gedankenvoll sein — oh, Sie verstehen die Sprache der heißesten Empfindung — ich liebe Sie, angebetete Frau, Schönste der Schönen, zarter Diamant in Gewürzkrämers Händen!“ Er kniete nieder und wollte der Dame Hand ergreifen.

Aurora befand sich in unglaublicher Verlegenheit. Eine innere Stimme gebot ihr, den stürmischen Liebhaber so abzufertigen, daß er niemals in Versuchung geriethe, seinen Antrag zu erneuern; aber gute und nicht gute Anlagen, welche das Weib von ihrer Stamm-Mutter empfing, stemmten sich dagegen — erstens: die Dankbarkeit für des jungen Herrn Aufmerksamkeit, und dann: die Eitelkeit, welche in jeder Liebeserklärung einen Triumph findet. Doch gewann ihr Rechtsgefühl in so weit die Oberhand, daß sie ihre Finger aus den seinigen frei machte, wenn sie auch diese Weigerung durch die gestotterten Worte: „Um des Himmelswillen, was thuen Sie? wenn nun Jemand käme!“ entschuldigte, und dadurch in Senkers Augen verdächtigte. Sie konnte sich weiter zu keiner Härte entschließen, und daher kam es, daß Senker die verwegensten Hoffnungen faßte. Er sprang auf und hatte nicht übel Lust, den, wie er glaubte, geschlossenen Bund durch eine Umarmung zu besiegeln, als Peter mit dem Rufe: „Der Herr! der Herr! Und Rumpel!“ in den Laden stürzte.

„Ich wage Alles für dich, Geliebte!“ rief Senker der erschreckten jungen Frau ins Ohr, „ich werde dich besitzen, um jeden Preis, mit Gefahr von Ehre und Leben — bei Gott!“ und darauf sprang er hastig und gewandt zur Thür hinaus. Diese letzten Worte jagten der Dame das Blut ins Gesicht, ein Erröthen, an welchem Scham, Angst und Aerger gleichen Antheil hatten.

Der Gewürzkrämer, welcher ohne Rumpel kam, wurde von seiner Frau zwar mit Herzlichkeit, aber doch mit sichtbaren Zeichen von Verlegenheit empfangen. Dies gefiel ihm nicht; er sandte Peter hinaus zu Rumpel hin, der noch allerhand auf dem Hofe zu schaffen hatte, um mit Aurora allein zu bleiben. Peter gehorchte brummend,

Digitized by Google

da häusliche Begebenheiten ihn bei weitem mehr interessirten, als Packen und Fässer, was ihm von dem bereits übel disponirten Prinzipal einen scharfen Verweis zuzog. Der Junge antwortete naseweis. Das ließ sich Gräbe niemals von seinen Ladenleuten bieten; er gab dem Burschen eine Ohrfeige. Peters Zorn war auf's Höchste gereizt.

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Prinzipal!" sprach er heulend, „daß ich dieses Lebens überdrüssig bin. Ich lasse mich nicht schinden! Was in das Metier schlägt, das hab' ich zu thun; ich werde herum gehetzt wie ein Pudel, und meine Gratification sind Scheltworte von Herrn Rampel oder Püffe von Ihnen! Ich gehe ab! Suchen Sie sich einen andern Haukleß, an dem Sie Ihren Grimm auslassen können!"

Der Gewürzkrämer befahl dem Burschen, seine Effekten zusammen zu raffen und das Haus zu verlassen, widrigenfalls er ihm auf eine unsanfte Art die Richtung zeigen werde, welchen Weg er zu nehmen habe. Dies hatte doch Peter nicht erwartet, er hielt sich, wie alle Personen ähnlichen Gelichters, für höchst nützlich und ziemlich unentbehrlich; die kurzgefaßte Weisung des Prinzipals überzeugte ihn plötzlich vom Gegentheile. Das gute Essen an Grädes Tisch, das weiche Bett und noch manche andere kleine Vortheile, traten vor des Dieners Seele und bewirkten ein Zögern; aber der aufgebrachte Prinzipal donnerte ihn mit den Worten an: „Wenn er die Thür nicht finden kann, so werd ich ihm mit der Nase darauf führen!" worauf der Erschreckene eilig das Weite suchte.

Nun wandte sich Gräbe gegen seine Frau und fragte, wie sie die Zeit während seiner Abwesenheit verlebt habe.

„Langweilig genug, Theodor," erwiederte Aurora, „du fehltest mir in allen Ecken und Winkeln!"

„Wirklich?" versetzte der Mann, „sollte es im ganzen Quartiere kein Eckchen und keinen Winkel geben, wo du dich befunden hättest, ohne mit Liebe an mich zu denken?"

„Ei frage dich selbst! Bin ich nicht mit dir gereist? Hast du nicht meinen „guten Morgen" im Geiste vernommen? Ist dir nicht die „gute Nacht" ins Ohr geklungen — war ich nicht um dich im Wachen wie im Traume?"

„Du sprichst auf einmal so poetisch; so etwas lernt man nur aus schönen Büchern. Ich sehe eben, du hättst eines in der Hand. Sieh, sieh! Woher hast du das Aurore?"

„Herr — — Senker ist so gütig gewesen, mir Bücher zu leihen."

„Herr Senker? So! Das ist ja wohl der Stutzer, welcher glaubt, ihm könne keine Frau widerstehen? Ei, der hat dich also recht oft besucht?"

„Er hat mich nicht besucht, Theodor, er kam nur, um mir Bücher zu bringen."

„Und er hat dir nicht zu verstehen gegeben, daß das Bücherbringen nur ein Vorwand ist; er hätte niemals den dem Eindrucke gesprochen, den deine Reize auf ihn hervorgebracht?"

Aurora war in der Klemme. Zu gut nun zu lügen, war sie doch listig genug, in diesem Falle einer bestimmten Antwort auszuweichen. Sie bediente sich deshalb einer Gegenfrage, einer Auskunft, die einem Diplomaten Ehre gemacht haben würde.

„Hätte er dergleichen gewagt," sprach sie, „kannst du es für möglich halten, daß ich ihn dann ohne dein Beisein sehen würde?"

„So pflegen Weiber zu handeln," entgegnete ernst der Mann, „so lange ihnen die Liebe des Gatten über Alles geht, so lange ihnen ihr Ruf heilig ist. Wenn sie anfangen, über das Letzte leichtsinniger zu denken, wenn sie sich dem Geschwätze der Hausleute preis geben, weil ihnen der Besuch eines Gecken gar so viel Vergnügen gewährt; wenn sie den ganzen Tag sich in Bücher vertiefen, die sie halb gar nicht und halb falsch verstehen, so läßt sich annehmen, daß es auch mit ihrer Liebe zu dem Gatten zu wackeln beginnt. Und wackelt Ihr erst, so bläst euch ein Lüftzug um!"

„Geschwätz der Hausleute?" wiederholte Aurora, die von dem ganzen Sermon nur diese Worte als besonders wichtig aufgefaßt hatte; „also hat man dir Verleumdungen hinterbracht?! Das kann von niemand anderem herrühren, als von dem Rampel, der herumspionirt und horcht, um aus der erhaschten Mücke einen Elephanten zu machen und diesen dir als Willkommnungsspeise vorzusetzen! Und du, anstatt den alten Schleicher in seine Schranken zurückzuweisen, leihest ihm dein Ohr, und bringst mir von der Reise nichts mit als unverdienten Argwohn und Vorwürfe!"

„Du gabst Anlaß dazu!"

„Ich bin mir nichts bewußt — —"

„Du hättest eben bleiben sollen, wenn er — —"

„Freilich, ich wußte immer, daß der Herr kommen würde!"

„Das ist zu arg! So reden Alle! —"

„Liebloser ungerechter Mann!"

„Verstellung —, Hinterlist!"

„O du großer Gott — hab ich das verdient?" Die Augen der Gewürzkrämersfrau füllten sich mit Thränen, sie kehrte ihrem Manne den Rücken zu und ging auf ihr Zimmer. Gräbe war in der übelsten Stimmung von der Welt; es gibt nichts Beängstigenderes, als Personen, die man zärtlich liebt, gekränkt zu haben, selbst wenn diese die Kränkung provociren.

Rampel suchte jetzt den Prinzipal auf. Er fand ihn auch gegen sich voll Verdrusses, denn es liegt in der Natur, daß man Hiobsbotenungern sieht.

„Hat's eine Ehestandsscene gegeben, Herr Prinzipal? Besser vorher als nachher!" meinte der alte Diener.

„Ist auch wohl vieles übertrieben worden!" rief Gräbe, „der Laffe wird mein Haus nicht wieder betreten!"

„Glauben Sie? Heut noch ist er hier!"

„Nein!"

„Ja, Herr Prinzipal, ich verstehe mich darauf."

„Schon gut, schon gut!" endete Gräbe das Gespräch, „dann werde ich wohl selber wissen, was ich zu thun habe!"

Der alte Rampel faßte sich aber wohlweislich schnell, denn er kannte seit langer Zeit den Prinzipal, der in gewissen Stimmungen keinen Spaß verstand, und ging, laut sagend: „Ich will doch nachsehen, ob der Ofen geheizt ist," hinaus.

Gräbe blieb allein und monologisirte lang über eheliche Treue, über „nein" und „ja" und über die Maßregeln, welche er zu nehmen hatte, wenn der Stutzer die Besuche nicht einstellte. Er kam zu keinem Entschlusse. Durch Grobheit machte er sich lächerlich, durch Höflichkeit munterte er den Zudringlichen auf. „Ei," rief er endlich, „ich will's auf den Zufall ankommen lassen. Nicht immer muß das Glück auf der Seite solcher Naschen sein, — ein Ehemann kann auch einmal Glück haben!"

Kaum hatte der Gewürzkrämer seinen reflektirenden Monolog beendet, so sah er mit Erstaunen Senkers Gesicht am Fenster der Ladenthüre, außerhalb erscheinen. Gräbe glaubte nichts anders, als der zudringliche Gast werde bei seinem Anblicke sogleich wieder das Weite suchen, aber dieser öffnete mit vieler Dreistigkeit die Ladenthür und trat herein. Herr Senker war allerdings, was Halstuch, Weste Beinkleider und Stiefel betraf, sehr elegant gekleidet, den schönen, neuen stahlblauen Frack mit gelben Knöpfen hatte er jedoch abgelegt und trug jetzt einen einfachen Ueberreck. Der Gewürzkrämer gab seinem Gesichte allen nur möglichen Ausdruck von Gleichgiltigkeit und hielt es für gerathen, keine voreilige Äußerung zu thun, sondern den Gecken, wie man zu sagen pflegt, „kommen zu lassen", um nach dessen Schritten die seinigen einzurichten. Herr Senker machte dem Gewürzkrämer eine ganz andere Verbeugung, als er der hübschen Frau zu machen gewohnt war; er spielte einen ernsthaften, soliden und etwas niedergedrückten jungen Mann.

„Entschuldigen Sie, Herr Gräbe, wenn ich störe," sprach er ernsthaft; „mich führt ein wichtiges Anliegen zu Ihnen. Erinnern Sie sich meiner?"

„Gewiß;" entgegnete eben so höflich und eben so ernsthaft der Gewürzkrämer, „Sie haben ein ausgezeichnetes Gesicht, welches man so bald nicht wieder vergißt."

„Ich erwartete Ihre Ankunft mit Ungeduld," fuhr mit bescheidenem Wesen der Elegant fort, „täglich erkundigte ich mich hier,

Digitized by Google

ob Sie noch nicht eingetroffen wären, noch heute Morgen — hat man es Ihnen nicht gesagt?"

„Freilich hat man mir gesagt —"

„Aber den Grund dieser Zudringlichkeit," unterbrach ihn Senker, „kann ich Ihnen nur selbst berichten, nicht einmal Ihrer Frau Gemalin habe ich ihn anvertraut. Ich hoffe auf Ihren Beistand."

„Auf meinen Beistand?"

„Ja, mein Herr. Ach, es ist sehr drückend, wenn man so lang unter den glücklichsten Vermögungs-Umständen lebte, und wird plötzlich durch Unglücksfälle tief herabgestürzt!" Senker zog bei diesen Worten einen Brief hervor und gab ihn dem Gewürzkrämer, sprechend: „Doch diese Zeilen werden Sie besser aufklären, als es meine schüchterne Zunge vermag."

„Ein Brief," wunderte sich Gräbe, „ein Brief an mich, durch Sie!" Gräbe entfaltete das Papier und sah nach der Unterschrift. „Sieh' da! Accise-Beamter Stöbermann — ein Mann, dem ich vielfältig verpflichtet bin!"

Er war neugierig, was Stöbermann ihm durch Senker für Mittheilungen zu machen hätte und begann zu lesen: „Werther Herr Gräbe! Ich empfehle Ihnen hiermit Herrn Senker, einen jungen Mann, an welchem meine Frau ein lebhaftes Interesse nimmt." — Ein Husten unterbrach Gräbes Lesen, während dessen Senker Gelegenheit nahm, einen Blick in den Hintergrund zu werfen; er stand aber sogleich wieder mit niedergeschlagenen Augen da, als der Gewürzkrämer fortfuhr: „Mißgeschicke — welches sehr zu beklagen ist — zwingen den trefflichen jungen Mann, seine Zuflucht zum Erwerb zu nehmen; es ist daher seine Absicht, sich dem Waarenhandel zu widmen, und zu diesem Zwecke gründlich die Gewürzkrämerei zu erlernen. Ich glaube Ihnen ein Geschenk zu machen, wenn ich Ihnen den Jüngling für Ihr Geschäft rekommandire. Geben Sie ihm auf einige Zeit ein Unterkommen, so werden Sie höchlich mich und meine Frau verbinden."

Gräbe legte den Brief zusammen und sagte in großen Pausen, während welcher er wahrscheinlich die nächste Zukunft erwog: „So — — so! — Sie wollen sich dem Handel widmen? — Das ist ja recht schön! Ich bin Ihnen jedenfalls sehr dankbar, daß Sie mir den Vorzug geben — — wenn ich wüßte, daß unsere Charaktere zusammenpaßten —"

„Mein hochgeehrter Herr!" unterbrach ihn Senker mit kaum zu verhehlendem Triumphe, „können Sie zweifeln, daß ich Alles thun werde, mir Ihr Wohlwollen zu gewinnen? Keine Mühe soll mir zu groß, keine Arbeit zu schwer sein — der Zweck, welchen ich im Auge habe — nämlich mich zu einem tüchtigen Handelsmanne zu bilden — ist so wichtig, daß ich kein Mittel scheue —"

„Sie wollen ernsthaft an das Werk gehen," fragte Gräbe, „und nicht widersprechen, wenn ich Ihnen ein Geschäft auftrage?"

„Ihr Wille soll für mich ein Befehl sein," entgegnete der Elegant mit Freudigkeit; „Sie werden Herr, ich der Diener sein!"

„Nun wohl, mein Lehrling Peter verläßt das Geschäft; hätten Sie Neigung zu probiren, ob seine Stellung Ihnen zusage?"

„Ich habe keinen andern Wunsch."

„So betrachte ich Sie von diesem Augenblicke an als Hausgenosse, und rechne auf Ihren Eifer."

Sie reichten einander die Hände und Senkers Gesicht leuchtete von Hoffnung und Vergnügen.

Er legte seinen Hut weg und fühlte sich unbeschreiblich angenehm, in einem Hause mit Aurora zu sein. Er spottete heimlich über die Tölpelhaftigkeit der Ehemänner und sah schon im Geiste, wie er seinen Freunden diese Geschichte, wenn er binnen einiger Tage sein Ziel erreicht hätte und erlöst wäre von seiner Lehrlingsstelle, unter Scherz und Lachen bei einer Flasche Champagner erzählen würde. — Der alte Rampel fand sich ein.

Der alte mürrische Commis war höchlich erstaunt, als er hörte, Herr Senker sei um sein Vermögen gekommen; aber die Nachricht, daß der Prinzipal ihn als Lehrling in's Haus genommen habe, erfüllte ihn mit dem lebhaftesten Unwillen. Er nahm Gräbe bei Seite und stellte ihm die Gefahr einer solchen Unbesonnenheit vor; er erinnerte ihn an das, was während seiner Abwesenheit geschehen war; der Gewürzkrämer aber wollte von Nichts hören — er entgegnete trocken, daß er wohl wisse, was er thue. Rampel erschöpfte sich in Gründen, allein der Gewürzkrämer blieb unerschütterlich. In seinen, sonst gutmüthigen Zügen lag eine gewisse Bosheit und sein Ton war so fest, als ob er nach einem lang durchdachten Plane handle und nicht den Improvisirungen des Zufalls nachgäbe. Senker hatte sich unterdessen im Laden häuslich niedergelassen, und spähete fortwährend, ob der Gegenstand seiner Flamme nicht sichtbar werden möchte. Es schien ihn sehr unangenehm zu berühren, als statt Aurora, die beiden Männer wieder hereinkamen, und besonders des alten Rampels Gesicht mit den tiefen Furchen, der Tabaksnase und den buschigen Brauen machte einen höchst unangenehmen Eindruck auf den Schwärmer. Doch faßte er sich und richtete sogleich an Gräbe die Frage: „Was soll nun geschehen, Herr Prinzipal? Werde ich an den Contebüchern beschäftigt?"

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als Rampel wie der Blitz zu dem am Fenster befindlichen Pulte hinfuhr, beide Arme schützend auf die großen Ladenbücher legte und den neuangekommenen Lehrling anfuhr: „Unterstehen Sir sich, Mussje! Das ist meine Sache und da laß ich mir den keinem Milchbart hineinpfuschen, es müßte denn sein, daß der Herr Peinzipal meiner Dienste auch überdrüßig wäre, wie Piters!"

„Nicht doch," nahm Gräbe das Wort; „Buchführung, überhaupt das ganze Federgeschäft liegt dem alten gedienten Commis ob; der Lehrling verkehrt mit dem Praktischen, mit den Waaren, und da ist jetzt gerade eine gute Gelegenheit, Ihre Zunge zu prüfen." — Rampel war zufriedengestellt, daß er sein Terrain unangefochten behaupten durfte, öffnete sein Buch und fing an zu arbeiten, ohne sich weiter um die beiden Redenden zu kümmern. Senker horchte dem lehrenden Prinzipal aufmerksam zu. „Die Hauptsache ist, daß Sie Ihren Geschmack ausbilden, um die reine preiswürdige Waare sogleich von der verfälschten unterscheiden zu können," fuhr Gräbe fort; „ich habe hier eben drei Fäßchen Rum; zwei davon enthalten treffliches Getränk, prima Sorte, eines ein ziemlich täuschend nachgemachtes Gebräu. Wir wollen einmal sehen, ob wir Hoffnung haben, in Ihnen dereinst einen tüchtigen Waaren-Mäckler zu begrüßen. Versuchen Sie die drei Sorten und sagen Sie mir, welche ist die falsche?"

Senker war wohl an Champagner-Trinken gewohnt, keineswegs aber an so heftige Spirituosa, doch dachte er, diese erste Probe wohl zu bestehen und verließ sich auf sein gesundes Urtheil hinsichtlich Wein-Geschmackes, welches sich gewiß auch auf Rum anwenden lassen würde. Gräbe nahm drei Gläser, zog mit dem Heber aus jedem Fäßchen die gehörige Portion und füllte die Gläser damit an. Der Rum hatte eine ganz gleiche goldgelbe Farbe. „An's Werk!" befahl Gräbe, und Senker ergriff das erste ihm zunächst stehende Glas. Er nahm einen Schluck, der ihm ein unwillkührliches „Br!" erpreßte.

„Wie schmeckt diese Sorte?" fragte der Prinzipal.

„Sie brennt wie das höllische Feuer!"

„Das ist ein gutes Zeichen!" meinte Gräbe. „Der Spiritus ist rein, er enthält wenig Wassertheile; nicht so?

„Gewiß," entgegnete der Lehrling.

„Nun vergleichen Sie die zweite Sorte mit dieser," fuhr Gräbe fort, ihm eines der andern Gläser versetzend; „sagen Sie mir, ob Sie einen Unterschied schmecken?"

Senker nahm das Glas und nippte.

„Das ist zu wenig," erinnerte ihn der Gewürzkrämer, „Sie müssen gleiche Quantitäten zu sich nehmen, sonst erscheint ja die größere Portion in der Qualität natürlich stärker."

Senker mußte den Befehl vollziehen, er nahm einen tüchtigen Schluck, daß ihm beinahe die Augen übergingen.

„Schmecken Sie reines Getränk, oder spüren Sie Zusatz?"

„Ich schmecke nur das Brennen!" erwiederte der Lehrling thränenden Auges.

„Das wird sich geben," ermunterte ihn der Prinzipal, „wenn Sie

Digitized by Google

des Kostens erst mehr gewohnt werden sind. Haben Sie einen Nachgeschmack auf der Zunge?"

„Als ob ich Scheidewasser darauf gegessen hätte," klagte der elegante Lehrling.

„Geben wir zur dritten Sorte über!" sprach der Gewürzkrämer, ohne den den Gebärden Senkers Notiz zu nehmen. Dieser seufzte, überwand aber seine Abneigung und trank. Um sich keinen Verwurf zuzuziehen, da der aufmerksame Prinzipal den Schluck mit aufmerksamen Augen controllirte, that er des Guten etwas zu viel, und daher brannte die Flüssigkeit in seinem Halse, als ob sich dieser wirklich entzündet hätte. Stets fragte der Prinzipal nach dem Unterschied und Senker antwortete unrichtig, welches dann sogleich ein wiederholtes Kosten zur Folge hatte. Bereits wurde durch den ungewohnten Genuß des scharfen Getränkes die Zunge des Stutzers schwer, seine Augen glänzten — er fühlte, daß der Laden anfange, sich mit ihm im Kreise herumzudrehen.

Der Gewürzkrämer unterbrach jetzt den Unterricht seines neuen Lehrlings; er wandte sich an Rampel mit der Frage:

„Ist das Oel schon in die Flaschen gefüllt?"

Rampel stand geschwind vom Pulte auf und antwortete: „Nein, Herr Prinzipal! die Bouteillen liegen dort hinten auf dem Tische, und die Kanne stehet daneben."

Gräbe deutete auf Senker und sprach: „Lassen Sie ihn an's Werk gehen und zeigen Sie ihm, wie es zu machen ist; ich habe anderweitig zu thun." Darauf verließ er den Laden und ließ Senker in Rampels Händen zurück. Dies war jenem eben nicht angenehm, er wollte lieber mit dem Gewürzkrämer selbst zu thun haben, als mit dem alten Sauertopf, der, wie er wußte, ihn nicht leiden konnte. Doch war der Zustand seines Denkvermögens nach dem genossenen Rum nicht zu tiefsinnigen Betrachtungen geeignet, er gefiel sich also noch immer in seiner Rolle und fragte guten Muths den alten Rampel, wie er sich zu benehmen habe.

„Was ist da zu benehmen?" entgegnete mürrisch der alte Commis; „nehmen Sie die Oelkanne und füllen Sie die kleinen Flaschen an."

Senker lachte heimlich über dies etwas schmutzige Geschäft, zu welchem ihn Gott Amor condemnirte und ging wankenden Schrittes — denn die Wirkungen des Getränkes wurden immer stärker — den Auftrag zu vollziehen. Seine Augen aber sahen nicht richtig, und seine Hände waren noch unsicherer als jene. Die fettige Substanz floß auf den Boden statt in den Trichter, überfloß, wenn die kleine Bouteille zu voll wurde, die Hand des Gießenden und lief ihm in den Aermel, auch wohl über Weste und Beinkleid. Der alte Rampel, der gewohnt war, dergleichen Verrichtungen mit sehr ernsthaften Augen anzusehen, rief dem Arbeitenden zu: „Heda! Was sind das für Schmutzereien? Den Rock aus und die Schürze um! Wollen Sie sich das schöne Zeug verderben?"

Senker, dem es ganz unheimlich wurde unter den nassen Aermeln, warf den Überrock ab, und der alte Rampel bekleidete ihn mit einer Schürze, die, eigens für dieses unreinliche Geschäft bestimmt, eine Musterkarte von Flecken in allen Größen und Farben zu sein schien. Ungeachtet dieser schützenden Bedeckung floß jedoch fortwährend das Oel, der Ungeschicklichkeit des Gießenden wegen, auf seinen Körper nieder und bald bekam er das Ansehen eines berauschten Lampenanzünders, dem man sich ohne Widerwillen nicht nähern mag.

Des Prinzipals Stimme rief Rampel hinaus und Senker hatte nun die schönste Muße, über seine Lage nachzudenken. Es lag freilich viel Komisches darin, als einer der bekanntesten Elegants der Stadt, sich in der übernommenen Rolle anzuschauen, aber das Komische wurde bereits durch den Ekel aufgehoben, der ihn überfiel. Der einzige Trost lag noch in dem Erscheinen Auroras, die doch gewiß von diesem außerordentlichen Beweise von Liebe gerührt werden mußte, und die ihm Ersatz für alle Widerwärtigkeiten und Leiden geben konnte.

Er malte sich mit seiner von Rum exaltirten Fantasie, das Wiedersehen unter den jetzigen Verhältnissen mit glühenden Farben aus, und sah in dem ganzen Unternehmen einen Roman, den die Vereinigung der Liebenden schließen würde. Ihm war jetzt der erste unbewachte Moment vergönnt, einen Blick in das Revier des Hauses zu werfen, wo sich die Dame seines Herzens befand. Er warf Kanne und Flaschen bei Seite, öffnete die Thür nach dem hintern, dunklen Raume, durch den man auf die Hausflur und zur Treppe gelangen konnte. Geblendet von dem Tageslicht, sah er keinen Gegenstand, der sich dort befand. Er that einige Schritte nach der Flur zu, aber sein Unstern hatte ihm eine Bank in den Weg gestellt, an die er heftig mit dem Schienbein anstieß. Der Stoß warf die Bank um, und da Senker weiter schreiten wollte, stolperte er über die emporstehenden Beine derselben und fiel der Länge nach über sie weg. Es war in seiner Verfassung nicht leicht, sich wieder aufzurichten, doch bewerkstelligte er dies unter einigen leise gemurmelten Flüchen. Er wollte weiter tappen, aber das Klingeln der Ladenglocke und ein Bierpaß, der schrie: „Holla! Ist Niemand da?" riß ihn rückwärts. Eilig schritt er wieder in den Laden und fand einen Handwerksgesellen, der für einen Groschen Schnupftabak forderte.

„Was für Schnupftabak?" fragte der berauschte Lehrling.

„Meine gewöhnliche Sorte!" erwiederte der Gesell.

„Was weiß ich von seiner Sorte!"

„Sieh den Esel an; weiß nichts von meiner Sorte!"

„Kerl! wenn er grob ist, werf' ich ihn zum Laden hinaus!"

„Kerl?! I, du Ladenreiter — ich will dir Höflichkeit beibringen!" So sprechend, gab der Gesell dem Burschen eine kräftige Maulschelle, und als dieser ergrimmt nach einem Stocke taumeln wollte, rief der stämmige Handwerker: „Junge! murr nicht! Gott soll mich! — oder ich kleyse dir den linken Backen eben so roth, wie den rechten! Halt dich still, Oelfliege! Thust du noch einen Schritt, laß ich meine Hand los! Sag deinem Herrn, er soll sich Leute anschaffen, die Lebensart haben. Unsereiner ist in der Herberge an nobles Benehmen gewohnt. Hier kauf ich keinen Tabak mehr!" Er drehete Senker noch einmal mit der geballten Faust und verließ den Laden.

Gräbe und Rampel fanden den Lehrling noch ganz consternirt von dem gehabten Rencontre mit dem Handwerksgesellen, aber er schämte sich, etwas davon zu erzählen und that, als ob nichts vorgefallen wäre. Er hütete sich überhaupt, viel zu sprechen, da er wohl wußte, daß seine Zunge schwer war, und man ihm den Rausch anmerken mußte.

„Ist das ein Regenguß!" rief Gräbe, „und die kleinen Ballen liegen noch auf dem Hofe — die müssen unter Dach!"

„Soll ich —?" fiel ihm der dienstfertige Commis in die Rede.

„Nein," entgegnete Gräbe, „du leidest ohnehin an Gicht, Alter, du mußt dich wahren. Senker und ich — wir wollen das schon besorgen." Rampel ging zu seinem Buche. Gräbe warf einen Regenreck über, und befahl dem Lehrling, ihm zu folgen. Rampel gebot er noch vor dem Hinausgehen, die Oefen in Ordnung zu halten, da Senker, wenn die Gäste kämen, Gerstenzucker machen sollte. Senker horchte hoch auf, weil ihm dies wieder etwas ganz Unbekanntes war; der Herr ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken und nahm ihn mit sich auf den Hof. Ein Schlagregen strömte vom Himmel, Gräbe öffnete das Magazin, trat unter Dach und ließ den Lehrling die kleinen Päcke bis dicht vor die Pforte bringen, dann übernahm er selbst das Weitertransportiren, so daß Senker fortwährend im Regen hin und herlaufen mußte. Der Elegant fluchte heimlich alle Teufel aus der Hölle heraus, aber er verbiß vor Gräbe seine Wuth, um sich nicht lächerlich zu machen. Das Wasser lief ihm wie ein Bach von der Mütze in den Nacken, es strömte aus Ärmeln und Beinkleidern hervor — der unerbittliche Gewürzkrämer hatte kein Mitleid mit dem angehenden, jungen Kaufmanne; er ließ ihn arbeiten, bis kein Päckchen mehr in irgend einem Winkel des Hofes zu finden war, ja, auch dann zeigte er sich noch nicht zufrieden, er ließ ihn die Reise zusammenlesen, jedes Stückchen Matte und dergleichen, und bewies ihm, daß man durch die scheinbar übertriebene Ordnung sich am besten der Oekonomie befleißigen lerne. Senker war naß, wie eine gebadete Katze, seine Backe schwoll von der erhaltenen Ohrfeige auf, und gab ihm das Ansehen eines Menschen, der heftig an Zahnschmerzen gelitten hat, und der nun eine gute Weile mit schiefem Gesichte herumgehen muß.

Digitized by Google

Gräbe schloß langsam und bedächtig die Magazin-Thür, während dessen Senker immer noch sein unfreiwilliges Bad aushalten mußte; dann ging er ruhig vor Senker her, in den Laden zurück. „Rampel! du mußt eine Weile nach den Weinen sehen," sprach er hier zu seinem Buchhalter, „ich gehe mich umzukleiden, damit mich meine Freunde nicht in diesem Aufzuge finden. Beschäftige den Burschen!"

Er verließ Beide und stieg die Treppe zu seinem Schlafzimmer hinauf.

„Sieh, sieh!" hob der alte Commis mit sichtbarer Schadenfreude an, „Sie sind ein Wenig naß geworden."

„Ein Wenig?" erwiederte Senker mit lallender Zunge, „ein — Pudel, der einen Stock aus — aus dem Strome holt, auf Ehre — ist trockener als ich!"

„Bewegung ist darauf sehr gut," meinte der alte Praktiker, „stoßen Sie Pfeffer!" Er schüttete eine Quantität Pfefferkörner in den Mörser und gab Senker die schwere Keule, mit dem Bedeuten, tüchtig die Arme zu brauchen.

„Das ist ja ein Leben, um toll — zu werden!" lallte der Lehrling.

„Im Gegentheil," belehrte ihn der Buchhalter, „es ist ein Leben, um vernünftig zu werden — ein Geschäftsmann, kein Herumspürer nach anderer Leute ehrlichen Frauen, und kein Tagedieb! Frisch!"

Senker fing an zu stoßen; da er noch nicht aus Erfahrung wußte, daß man beim Pfefferstoßen das Gesicht abwenden müsse, flog ihm der Staub in Nase und Mund; Husten und Niesen war die Folge und wurde nur durch Verwünschungen unterbrochen.

„Angefaßt! Angefaßt!" rief der Alte, wenn Senker ruhen wollte; „Müßiggang ist aller Laster Anfang und Sie sind doch wohl zu uns gekommen, um die Laster zu verlernen!"

Senker biß die Zähne auf einander und schwieg; er ließ seinen Grimm an dem Pfeffer aus, dieser chikanirte ihn aber wieder durch in die Nase Fliegen, und der Husten begann von Neuem.

„Ei der Tausend," rief plötzlich Rampel, „hab' ich alter Sünder vergessen, nach den Oefen zu sehen; derweil wir zu Abend essen, sollen Sie Gerstenzucker machen — wir nennen das in der Kunstsprache: „ein Schwitzbad nehmen"; Ihnen wird es jedoch auf das Naßwerden ganz angenehm sein!"

„Schon wieder was Neues!" dachte Senker, als er sich allein befand. Er warf die Keule weg und ging mit großen Schritten in dem Laden auf und nieder. „Ich muß durch Feuer und Wasser gehen, wie Tamino in der Zauberflöte," monologisirte er; „aber wenn nur der Plan gelingt, wenn Aurora mein wird, so bilden die Widerwärtigkeiten den schönsten Rahmen um die Geschichte. Aurora! Was hab' ich deinetwegen schon gelitten! könntest du mich hören — du würdest, von Bewunderung und Liebe hingerissen, in meine Arme sinken! Freilich sehe ich etwas entstellt aus, aber die Liebe hängt nicht an Aeußerlichkeiten! Ach, käme sie — um mir Ersatz zu bringen für mein Dulden!" Leise Tritte ließen sich hören — Senker ahnte ein Herannahen seines Glückes!

Diesmal schien Gott Amor dem verkleideten Seladon günstiger als früher; es war wirklich die hübsche Gewürzkrämersfrau, welche in den Laden kam. Nun schien der verhängnißvolle Augenblick gekommen, der seinem Unternehmen die Krone aufsetzen sollte. Der genossene Rum hatte ihn ohnehin verwegen gestimmt. Aurora, in der Meinung, es sei Peter, der wie immer hinter dem Ladentische stand, fragte ganz unbefangen nach ihrem Manne. Senker warf schnell die Regenkappe vom Kopfe, breitete seine Arme aus und rief mit funkelnden Augen, aber schwerer Zunge: „Geliebte meiner Seele!"

Die Gewürzkrämersfrau erschrack anfangs nicht wenig; als sie sich aber ein Wenig erholt hatte, und den Elegant in solchem Aufzuge vor sich sah; konnte sie sich des Lachens nicht erwehren und sie fragte ihn, ob er toll geworden sei.

„Toll, rasend, aus Liebe zu dir!"

„Ich kann mir nichts andres denken," nahm Aurora das Wort, „als daß sich mein Mann heute einen Spaß machen will, sonst müßte ich in der That glauben, es sei nicht ganz richtig mit Ihnen!"

„Hast du nie davon gehört, himmlisches Weib!" rief der exaltirte Anbeter, „wozu Leidenschaft fähig ist? Liebe wagt Alles! Ich bin jetzt ein Hauseinwohner, angestellt in deines Mannes Geschäft; dies geschah nur, um in deiner Nähe weilen zu können, um selig zu werden im Besitze deines Herzens!" Er kam hervor und näherte sich Aurora. Diese trat einige Schritte zurück. Senker wollte jedoch um jeden Preis an das Ziel seiner Wünsche gelangen, verfolgte sie und griff nach ihrer Hand. Die Gewürzkrämersfrau befreiete sich von ihm, und sprach ziemlich derb: „Mein Herr! wenn ich Sie schon einmal Sitte gelehrt habe, als Sie im elegantesten Costüm vor mich traten, so gehört ein großer Dünkel dazu, die Meinung zu haben, ich würde nachsichtiger gegen Sie sein, wenn Sie sich mit Schmutz überdeckt mir aufdringen werden! Hüten Sie sich ja vor der Unverschämtheit, daß ich nicht wirklich den Lehrling meines Mannes in Ihnen sehe, und gezwungen werde, Ihnen fühlbare Beweise meiner Rechtlichkeit beizubringen. Ich sehe nun wohl ein, daß Ihre Höflichkeit gegen mich, Ihre Erkundigungen nach Gräbe nichts Anderes bezweckten, als meiner Ehre zu nahe zu treten. Ich muß Ihnen also sagen, daß ich mich schäme, Artigkeiten von Ihnen angehört zu haben. Wenn Sie sich jetzt, so lange Sie, wie ein — Thor, hier im Hause weilen, nicht bescheiden betragen, so gebe ich Ihnen mein Wort darauf, als eine honette Bürgersfrau, daß ich meinen Mann bitten werde, mir vor Ihnen Ruhe zu verschaffen!".

Senker war wie aus den Wolken gefallen! Das war ein übles Ende vom Liede! „Also darum Räuber und Mordbrenner?" konnte er rufen; er rief aber nichts, er biß sich in die Lippen, verzog sein Gesicht zu einem spöttischen Lachen und sprach: „Ich bin Ihnen nicht recht, Madame?! Also haben Sie sich einen ausgesucht, der Ihnen besser gefällt — —!"

„Wahren Sie Ihre Zunge, Sie zudringlicher, eitler Geck!" unterbrach ihn die gereizte Bürgersfrau; „vergessen Sie ja nicht, daß es nur bei mir steht, Ihnen bei meinem Manne einen höchst unangenehmen Abschied auszuwirken. Wahrlich, wenn ich diese Vogelscheuche ansehe, empfinde ich erst, was ich an Gräbe besitze!"

„An Gräbe!" höhnte der Lehrling, „diesen stets mit Krämerstaub bedeckten Philister! Machen Sie mir dergleichen nicht weiß! Irgend ein Offizierchen oder Sekretärchen hat mir Ihr Herz abgewendet — man braucht ihren Mann nur anzusehen, um zu wissen, daß er nicht der Gegenstand Ihrer Liebe ist!"

Diese verwegenen Worte hätte er nicht gesprochen, wenn nicht sein Gehirn durch den Rum-Dampf noch immer gefangen gehalten werden wäre; auch brachten sie die Krämersfrau in wirklichen Zorn. Ihr Gesicht wurde schaelachroth. Es verletzt nichts die Eitelkeit des Weibes so sehr, als den Mann ihrer Wahl, wenn er ihre volle Zuneigung besitzt, verspottet zu sehen. „Sie wollen sich doch nicht mit Gräbe messen?" sprach sie verächtlich, „Sie lächerliche Persenage! der Sie stolz sind auf Vorzüge, die Sie dem Schneider verdanken! Freilich, wenn Sie frisirt und parfümirt, gekleidet wie eine Modepuppe erscheinen, sehen Sie noch passabel aus; aber betrachten Sie sich einmal jetzt in einem Spiegel — mit dem geschwollenen Gesichte, dem strahhangenden Haar, dem verglasten Auge, in diesem Anzuge — wahrhaftig, Peter ist ein Adonis gegen Sie! Wie wollen Sie wagen, über meinen Mann zu sprechen?"

Senker fiel diese Rede wie ein Berg von Steinen auf die Brust; er hatte gar nicht daran gedacht, sich zu betrachten, und verwünschte nun die Unbedachtsamkeit, nicht erst etwas Toilette gemacht zu haben, ehe er sich den Blicken seiner Angebeteten aussetzte. Im Laden befand sich gar kein Spiegel, und es war demnach unmöglich, zu prüfen, ob sein Aussehen wirklich gar so entsetzlich sei. Der einzige Trost lag noch in dem Gedanken, daß Gräbe, beschäftigt gewesen, wie er, sich nicht viel besser ausnehme. Daß dieser gegangen war sich umzukleiden, hatte Senker in seiner Stimmung überhört. Das

Digitized by Google

Schicksal schien sich gegen den verliebten Elegant verschworen zu haben; denn kaum hatte er sich Gräbes Bild tröstend vor die Seele gerufen, so erschien dieser selbst, rasch aus dem dunklen Raume, wo Senkers Mißgeschick mit einem Fall über die Bank begonnen hatte, tretend. Wir lassen dahin gestellt, wie lange er sich schon dort befunden hatte, und schildern blos sein Hereintreten. Sein Gesicht, frisch gewaschen, barbirt, freundlich lächelnd, war von der reinsten Wäsche umgeben; er hatte sich nicht geckenhaft närrisch, aber seinem Stande gemäß, nett und ordentlich gekleidet. Eine weiße Piqué-Weste leuchtete unter blauem Fracke hervor und in dem zierlich gefalteten Jabot blitzte ein Kranz von Brillanten. Aurora warf einen liebevollen Blick auf ihren Mann, dann einen verachtungmessenden auf Senker, brach in ein helles Gelächter aus und hing sich an den Hals des Wiedergekehrten, der diesen Gruß auch sogleich mit einem langdauernden Kusse erwiederte. Senker wollte in die Erde sinken. Der alte Rampel, welcher sachte hinter seinem Herrn hereingeschlichen war, näherte sich dem Lehrling, klopfte ihn auf die Schulter und sprach schadenfroh: „Pfeffer stoßen! Senker! Pfeffer stoßen! Dergleichen muß ein junger Windbeutel nicht sehen — er kriegt lange Zähne!"

„Was sagst du zu dem neuen Lehrling?" fragte Gräbe seine Frau, während er sie um die Taille faßte und zärtlich an sich drückte.

„Ich glaube," erwiederte sie mit einigem Nachdruck, „er wird seine Stellung für gar nicht passend erkennen!"

„Wie so dies?" lächelte der Gewürzkrämer; „er versprach mir, keine Mühe und keine Arbeit zu scheuen, wenn er sich nur zu einem tüchtigen Geschäftsmanne bilden könne. Da muß man freilich mit Kleinem und eben nicht Angenehmem beginnen. — Morgen früh haben Sie den Laden zu fegen, auch die Stufen an der Thür — —"

„Was?" rief Senker mit Entsetzen, „habe ich mich bei Ihnen als Hausknecht verdungen?"

„Als Hausknecht nicht, aber als Lehrling," antwortete Gräbe sehr ruhig, „und den Boden rein zu halten, ist Lehrlings Pflicht."

„Ich weiß nicht, ob ich morgen — —"

„Halten Sie das Maul," fuhr ihn der Prinzipal an, „der Junge redet nur, wenn er gefragt wird. Sie sind sehr vorschnell mit Ihrer Zunge," fuhr Gräbe mit einem Seitenblick auf seine Frau fort; „wahren Sie sich — es geschähe nicht zum ersten Male, daß der Bursch von seinem Herrn etwas aufs Maul bekäme!"

Aurora machte eine vermittelnde Bewegung, Gräbe beruhigte sie; Senker stampfte mit dem Fuße, aber leise und schüchtern; er fürchtete den nervigten Arm des Gewürzkrämers, in dessen Gewalt er sich einmal begeben hatte. Der alte Rampel rieb sich vor Vergnügen die Hände und lachte.

„Geben Sie mit dem Burschen zu den Oefen und zeigen Sie ihm das Gerstenzucker-Machen!" befahl Gräbe dem alten Commis, und der unglückliche Liebesabenteurer mußte sich fügen, um nicht noch Schlimmeres auf sein Haupt herabzuziehen. Als der Gewürzkrämer mit seiner Frau allein war, gab er ihr ein kostbares seidenes Kleid und Handschuhe, die er von der Reise mitgebracht hatte. „Sieh, Aurora!" sprach der verständige Mann, „ich habe dir und deiner Liebe vertraut und mein Vertrauen ist gerechtfertigt worden. Du bist mir noch eben so werth, wie am frohen Tage unserer Hochzeit — laß uns also zusammen halten, bis an's Ende unseres Lebens!"

Mit thränenden Augen fiel die Gattin dem Gatten um den Hals. Da kam das Dienstmädchen, und meldete, daß bereits einige Gäste, die der Herr zum Abendessen hätte einladen lassen, eingetroffen wären. Das einige Paar ging hinauf und empfing die Freunde, unter welchen sich auch Personen befanden, welche Senker ziemlich genau kannten. Gräbe wußte es so einzurichten, daß die ganze Gesellschaft ihm in den Laden folgte, um die neue Einrichtung desselben zu besehen. Als sich auf diese Weise ein zahlreiches Publikum in dem untern Raume versammelt hatte, und auch Madame Gräbe aus der Küche herbeigerufen worden war, schien es Gräbe an der Zeit, die Katastrophe vorzubereiten. Er gab das verabredete Zeichen an Rampel. Der alte Commis trat herein und meldete, daß es mit dem neuen Lehrling nicht auszuhalten wäre, er sei ungeschickt und widerspänstlich, und wenn der Herr Prinzipal nicht Ernst brauche, so würde der größte Schaden im Geschäft entstehen. Gräbe hieß ihn den Störrigen sogleich herzubringen. Senker, welcher nicht ahnte, daß er so viele Zeugen antreffen würde, stürzte, triefend von Schweiß, mit verbranntem Finger in den Laden und schrie: „Hol' der Teufel die Mummerei, ich bin ihrer müde — ich will fort!" Gräbe ging zu ihm und sagte leise, aber kräftig: „Sprechen Sie ja nicht von Mummerei in Gegenwart der Leute, ich wäre sonst genöthigt mein Hausrecht auf eine Weise zu gebrauchen, die Sie lange nicht vergessen würden. —" Senker war wie vom Donner gerührt, als er die Anwesenden überschaute, und besonders, als einige Heeren ihn mit dem verwunderungsvollen Ausruf: „Herr Senker!" begrüßten.

„Ja, ja, Senker heißt der Bursch," bestätigte Gräbe; „er benimmt sich gegen mich höchst insolent, und hätte verdient, daß ich, wie mir das Recht zusteht, einen Stock nehme und ihn vor Ihren Augen derb abstrafte!"

„Mein Herr!" rief ergrimmt der verkleidete Elegant.

„Halten Sie sich ja ruhig, junger Herr!" fuhr der Gewürzkrämer fort, „nicht ein Wort, nicht eine Bewegung, die auf etwas anderes, als den Krämerlehrling anspielte, ich würde — bei meiner Ehre! verstehen Sie? bei meiner Ehre!! die Drohung sogleich erfüllen! Den tölpelhaften Lehrling bagnüge ich mich fortzujagen, und er danke mir, daß es mit heiler Haut geschieht. Betreten Sie aber ja diesen Laden nicht mehr, denn ich schwöre, wo ich Ihnen begegne, wenn es in meinem Eigenthume ist, werde ich mit einem fühlbaren Komplimente den Anfang machen! Marsch! Auf der Stelle hinaus! Ihre Kleider über — ungewaschen, ungekämmt hinaus, und wenn Sie auf der Straße sind — danken Sie Gott!"

Das Auge des Gewürzkrämers flammte, es stand deutlich auf seinem Gesichte geschrieben, daß er der Mann sei, der in gewissen Augenblicken die gehörige Energie an den Tag legen kann. Senker hielt es für gerathen, das Aeußerste nicht abzuwarten, er warf den Oberrock um, nahm seinen Hut, und schlich beschämt wie ein Dieb aus dem Hause. Da kam Peter mit zerknirschtem Herzen von seiner Stube herab. Er hatte nur einen günstigen Augenblick abgewartet, um den erzürnten Prinzipal zu versöhnen. Gräbe, der im Grunde den Jungen leiden konnte, gab den Bitten Gehör, und die schöne Beschäftigung des Gerstenzuckeranfertigens wurde von diesem Lehrling mit der größten Bereitwilligkeit angetreten; das weiche Lager des Nachts und das gute Essen am Tage versüßten ihm die Arbeit. Die Gesellschaft war freilich über den ganzen Vorfall nicht klar geworden, sie bestand jedoch größtentheils aus Leuten, die über dergleichen Dinge nicht gerne nachgrübeln, und als man später bei einem guten Gericht Karpfen saß, dachte kein Mensch mehr an den verabschiedeten Lehrling. Nur der alte Rampel war in der Seele vergnügt, daß der Stutzer, im eigenen Netze gefangen, so hübsch angeführt worden war, und daß der häusliche Friede im Hause seines Prinzipals auf der sichern Grundlage der Rechtlichkeit fortdauernd zu blühen versprach. Gräbe nahm das gefüllte Glas und brachte die Gesundheit aus: „Allen Ehemännern, die ein treues Weibchen besitzen!" worauf die Gesellschaft mit dem Gegentoast: „Den Gewürzkrämern!" erwiederte. Der alte Rampel bedankte sich mit seinem Prinzipal auf das Wärmste, denn er ließ sich nicht abdisputiren, daß auch er auf den Titel „Gewürzkrämer" den vollgültigsten Anspruch habe.

Digitized by Google

Napoleon und die zwei Gräber.

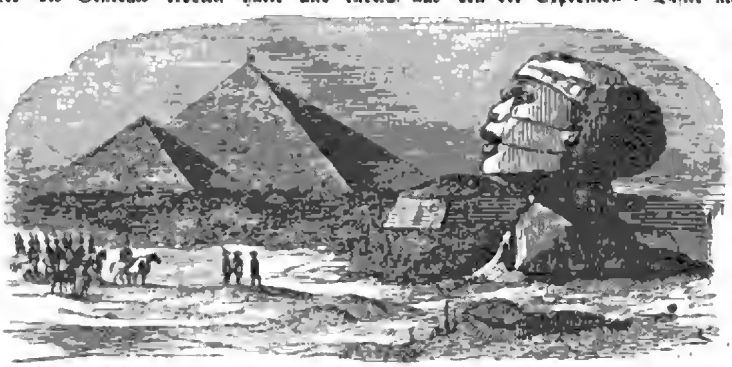
Nach dem Französischen des Emil Marco de Saint-Hilaire.

I.

Das Grab des Sesostris in der großen egyptischen Pyramide. 1798.

Die Einnahme Alexandria's und die siegreiche Schlacht an den Pyramiden hatten der Eroberung Egyptens durch die französische Armee ein glorreiches Prognosticon gestellt. Die Mamelucken, diese von Gold und Perlen strahlende Miliz, die sich aus Fanatismus den französischen Soldaten entgegenstemmte, wurde von ebendenselben Soldaten, die sie früher ihres ärmlichen Aussehens halber verachtete, geschlagen und vernichtet. Bonaparte war endlich dazu gekommen, sich im Lande festzusetzen, und in einem Augenblick der Ruhe fiel es dem jungen General ein, das Innere jener hohen Pyramiden zu besuchen, von deren Höhe, nach seinen eigenen Worten, vierzig Jahrhunderte auf die Handvoll Tapferen herabgesehen hatten, die sich hier um die Fahne der Republik drängten. Vom Gedanken zur Ausführung war bei Napoleon ein kurzer Schritt; in dem Augenblick, als er den Entschluß faßte, waren auch die Vorbereitungen schon getroffen; seine sprudelnde Phantasie, sein unersättlicher Durst, Alles zu sehen, Alles zu lernen, ließen ihn bei solchen Gelegenheiten nicht eher ruhen, als bis er sein Ziel erreicht hatte.

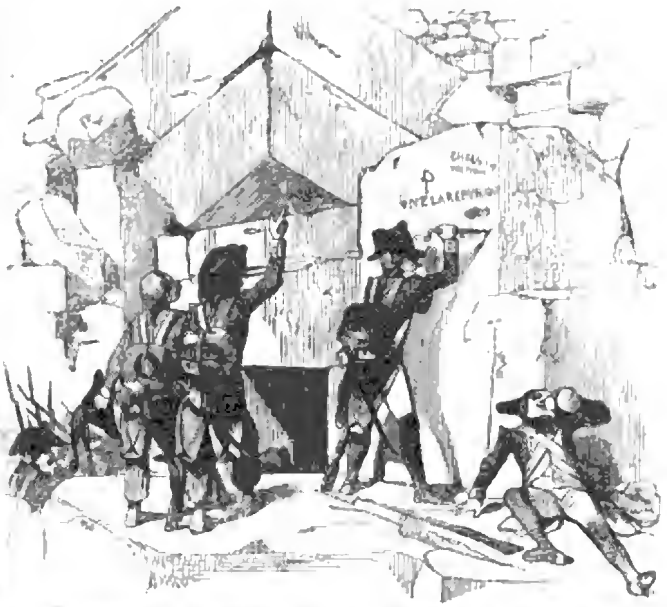
Es erhielt also am 25. Thermidor des Jahres VI (12. August 1798) ein Bataillon Grenadiere den Befehl, mit Tagesanbruch die Sandebene von Gizeh zu besetzen, in deren Mitte sich die berühmten Pyramiden erheben. Um acht Uhr Morgens stieg Bonaparte zu Pferde und ritt aus Kairo, begleitet von einigen Offizieren seines Generalstabes, einem Imam, Namens Muhamed, einem beinahe achtzigjährigen Greise, der aber noch jung und rüstig war und sich zum Führer des Generals erboten hatte und endlich aus den der Expedition



zugetheilten Gelehrten, die ebenfalls zu Pferde waren. Die kleine Karawane ritt den Pyramiden zu. Als man bei jener des Cheops ankam, stieg Alles ab. Bonaparte ließ den Eingang dieser Pyramide öffnen und stieg, von einigen Fackelträgern, einem halben Dutzend Grenadiere und seinem Gefolge begleitet, langsam auf Granitstufen in die egyptischen Katakomben hinab.

Bonaparte und sein Gefolge schritten ungefähr eine Stunde lang durch das ungeheuere Labyrinth dieser riesengroßen Pyramide; hielten sich lange vor den in den unzerstörbaren Mauern hier und da zerstreuten Hieroglyphen auf, um ihren Sinn zu errathen. Die Gelehrten zeichneten Verschiedenes ab und die Grenadiere, die in die Grabgewölbe mit hinabgestiegen waren, konnten sich nicht genug über die sorgfältigen Nachforschungen wundern, bei denen sie stille Zuschauer bleiben mußten.

„Was Teufel macht der kleine Korporal hier?" sagte einer von ihnen, der Pariser genannt, zu seinem Kameraden Merlandier;



„mit den Mumien hier werden wir nichts anfangen. Wenn der General durchaus wissen wollte, was es in diesen Kellern eigentlich gebe, so hätte er ja blos von einem Bataillon seiner Gelehrten hier eine Visite machen lassen können."

Die Soldaten sahen damals Alles, was man Gelehrter nannte, mit der tiefsten Verachtung an; sie sprachen dieses Wort nie ohne Ironie aus. Alles, was keine Uniform trug, war in ihren Augen ein Gelehrter und folglich ein wenigstens unnützes Geschöpf.

„Um so mehr," fuhr der Pariser fort; „als diese Gelehrten zu nichts weiter gut sind, als alle diese Ratten- und Fledermaus-Löcher, die der Teufel holen soll, zu durchsuchen! O! Merlandier, wo ist Italien, wo die Lombardei, wo Alles so schön war; während man hier nichts als Dromedare und Krokodile zu Gesichte bekömmt; und dann die Erfrischungen: ein glühender Sand und eine Hitze, daß die Bayonette schmelzen. In die Hölle mit diesem Land, diesem verfluchten Egypten!"

„Alles, was du da sagst, ist recht gut;" entgegnete Merlandier; „wenn uns aber die einzige und untheilbare Republik hierher gesandt hat, so muß sie sicher ihre Gründe haben."

„Die Republik?" sprach der Pariser kopfschüttelnd; „hierher hat uns nicht die Republik gesandt, sondern die Advokaten von Paris und diese vermaledeyten Gelehrten; ein Haufen Nichtsnutziger und Intriguanten, die da wissen wollten, ob mit Tagesanbruch Sonne oder Mond in diesem vertrackten Land zuerst aufgehe. Das ist Alles. Donnerwetter! was geht das uns an, wenn wir nur unsere Zeit verschlafen können?"

„Das ist unläugbar;" antwortete Merlandier kaltblütig und strich sich seinen Schnurbart.

„Aha!" winkte Merlandier seinem Kameraden zu; da streicht schon so ein Gelehrter um uns herum."

Dieser Gelehrter war Niemand anderer, als der General Caserelli, ein Mann von außerordentlichem Wissen und eine der Hauptstützen der Expedition. Der General hatte bei den letzten Rhein-Feld-

Digitized by Google

zügen ein Bein verloren und trug daher ein hölzernes Bein; trotzdem war er aber doch im Feuer und überall der Erste und Schnellste.

„Er ist wenigstens sicher, immer mit einem Fuß in Frankreich zu sein;“ sagte der Pariser halblaut zu Merlandier.

Casarelli, der den Soldatenwitz hörte, lächelte darüber und sprach zu dem ein Wenig aus der Fassung gebrachten Grenadier:

„Ja, Kamerad; ich bin immer mit einem Fuße in Frankreich, aber mein Herz und mein Aem sind immer bei Euch.“

Die Besucher hatten indessen schon alle Todtenkammern der großen Pyramide durchsucht, als Bonaparte an eine bronzene Thür kam, welche die Zeit mit einer dicken Lage grauen Mooses belegt hatte. Er blieb stehen und fragte den Iman, wohin diese Thür führe. Dieser erklärte durch den Dolmetscher, ohne direkt zu antworten, daß er nicht weiter gehen könne.

„Warum?“ fragte Bonaparte.

„Hoher Herr!“ antwortete der Iman; „weil diese Pforte seit dem großen Alexander nicht geöffnet wurde, außer einem einzigen Male unter der römischen Herrschaft.“

„Mir liegt sehr wenig daran, wann und durch wen diese Pforte geöffnet wurde,“ entgegnete der General, dessen Neugierde aufs Höchste gespannt war; „ich will Antwort haben, wohin führt sie?“

„Hoher Herr! diese Thür führt zum Grabmale des großen Pharaonen Allah-Achem, das heißt: Liebling Gottes; und kein ungeweihtes Auge hat noch sein ehrwürdiges Gesicht gesehen, außer dem großen Alexander und dem Feldherrn der römischen Armeen (Cäsar). Das Große, das Allah-Achem vor drei tausend sechs hundert Jahren an Egypten that, läßt es nicht zu, daß sein Grab in irgend einer Beziehung mit Jenen in Berührung komme, die nicht an denselben Gott, wie er, glauben.“

„Iman!“ antwortete der General begeistert; „ich bin nach Egypten gekommen, um das Reich Allah-Achems neu zu begründen und Gott hat mir erlaubt, das Grab dieser Sonne der Pharaonen zu besuchen. Fürchte nichts, sage ich dir, ich werde ganz allein mit dir und deinem Dolmetscher hineingehen.“

Bonaparte nahm einem der Fackelträger eine Fackel ab und gab dem Iman einen Wink, der den schnellsten Gehorsam befahl. Beherrscht durch den Ausdruck der Physiognomie des Generals, vernelgte sich der Iman und öffnete, indem er an eine im Sande verborgene Feder drückte, die Thür, die einen tiefen Gang zeigte, in dem eine noch dichtere Finsterniß herrschte, als in den übrigen Theilen der Pyramide. Als Bonaparte eintreten wollte, hielt ihn Junot, sein Adjutant, beim Arme zurück und sprach:

„Mein General, was denken Sie? wie! Sie wollen sich diesem Menschen anvertrauen? . . . Erlauben Sie wenigstens, daß ich Sie begleite.“

„Ich sage es heraus, hoher Herr!“ sprach der Iman, dem der Dolmetscher die den Junot ausgesprochenen Befürchtungen übersetzt hatte; „daß, und ließen Sie mich hier durch Ihre Soldaten auf der Stelle tödten, Niemand mehr als Sie, Ihr Dolmetscher und ich die Schwelle dieses Heiligthums überschreiten werden: Sie haben mir's versprochen.“

„Schon recht;“ erwiederte Bonaparte und sprach, sich zu seinem Adjutanten wendend; „du hörst es, Niemand als er, Ventur und ich dürfen hier hinein. Erwarte uns also hier; was da kommen soll, geschehe.“

„Aber erlauben Sie mir, General,“ sprach Junot dringend; „daß ist eine enorme Unvorsichtigkeit. Sie können nicht allein Ihre Sicherheit gefährden, sondern auch . . .“

Bonaparte ließ ihn nicht ausreden, sondern sprach, indem er ihn wohlwollend am Ohrläppchen zog:

„Na, mein guter Junot, nur keine Kinderei, laß uns; ich weiß, was ich zu thun habe.“

Der Oberanführer der egyptischen Armee gab jetzt dem Iman ein Zeichen, zuerst einzutreten und stürzte sich dann, gefolgt von Ventur, ein zweiter Curtius in den Schlund, wo sie bald alle drei den Blicken der Offiziere, Soldaten und Gelehrten entschwanden.

Der Iman führte Bonaparte durch zahllose Gänge. Endlich nach einem halbstündigen Marsche kamen sie, ohne ein Wort gesprochen zu haben, in eine große Todtenkammer, deren Marmor- und Porphyr-Wände in dem Glanze der vom Iman getragenen Fackel widerstrahlten. Hier wurde Bonaparte von einem Schauspiele überrascht, das nur in den Märchen von Tausend und eine Nacht seines Gleichen sucht.

Auf einer durch die Zeit versteinerten Estrade von Ebenholz ruhte der zur Mumie gewordene Körper des großen Sesostris; die Einwicklung, die seinen Körper umgab, war mit Gold besäet; auf dem Kopfe trug er die Krone der Pharaonen, auf seiner Brust ruhte der Degen, mit dem er so viele Völker bezwungen hatte. Auf den vier Seiten des Sarges waren Hieroglyphen geschnitzt, die wahrscheinlich die Thaten des Kriegers erzählten. Vierundzwanzig Räucherpfännchen, wahrscheinlich am Tage des Begräbnisses mit Räucherwerk gefüllt, standen neben einander gereihet, auf den Stufen des Grabes; sie waren von Bronze. Um die königliche Mumie herum standen mehr als hundert offene Särge, jeder mit seiner Mumie. Dieser schweigsame Hof des großen Königs war zusammengesetzt aus seinen Ministern, Frauen und den berühmtesten Feldherrn; auf ihren Särgen waren die Attribute dessen zu sehen, was sie bei Lebzeiten gewesen waren. Die Frauen hatten Tauben und Enten als Zeichen ihrer Reize und Fruchtbarkeit; die Minister den Pflug und den Ibisvogel; die Generale, Löwen und Trompeten. In einer Wölbung standen die colossalen Statuen der Isis und Osiris und sahen majestätisch auf das Bild der Zerstörung herab. Diese Statuen waren von Jaspis und ihre Köpfe hatten eine Art Goldmützen auf, die hier in der fleckfinstern Nacht wie Sterne am Firmament erglänzten.

In vier auf Granit-Piedestalen stehenden siebartig gefeilten Gefäßen lagen gemünzte Gold- und Silberstücke, nebst Medaillen, die die glorreichen Ereignisse unter der langen Regierung Sesostris' darstellten. Hier und da hingen in Staub zerfallene Standarten, von denen nichts mehr da geblieben war, als der erzene Schaft; dann Waffen-Trophäen, medische Säbel und assyrische Bögen und Pfeile.

Bonaparte betrachtete schweigend diese Pracht im Tode, diese heiligen Ueberbleibsel eines seit viertausend Jahren erloschenen Ruhmes. Er betrachtete den Leichnam des großen Sesostris, der hier in seiner Hülle schlief und noch jetzt die Kniebeugungen der Frauen zu empfangen schien, die er geliebt hatte, der Minister, die ihm gehorcht hatten und der Krieger, die er so oft zum Siege geführt hatte. Die Seele des jungen Generals schien ein Raub tausendfacher Bewegungen; er war ganz in seine Träume versunken.

„Hoher Herr!“ sprach der Iman; „es wird Zeit sein, zu Ihren Soldaten zurück zu kehren. Kommen Sie!“

Der General machte mechanisch einige Schritte und schien zum Weggehen bereit zu sein; da wandte sich Bonaparte plötzlich um und rief aus, indem er die Hand auf den Körper Sesostris' legte:

„Pharaone! Egypten soll nicht mehr Sclave sein und ich will es in seinen früheren Rang unter den Nationen der Erde einsetzen!“

„Hoher Herr!“ sprach jetzt der Iman, nachdem er sich ehrerbietig vor dem großen Sesostris verbeugt hatte, und nahm aus einem der Siebe eine Medaille heraus; „Sie sind seit dreitausend Jahren der dritte Krieger, der dieses den Profanen unbekannte Grab besucht hat. So wie Ihre Vorgänger, dachten auch Sie nicht daran, dieses Gewölbe seiner Reichthümer zu berauben. Seien Sie deshalb geeignet und empfangen Sie als Andenken an Ihren Besuch am Grabe des großen Allah-Achem dieses mit seinem Bilde versehene Goldstück. Es wird für Sie ein Talisman und Glückspfand sein; so lange Sie es bei sich tragen werden, so lange wird der Sieg bei Ihnen bleiben, und Alles wird Ihnen nach Wunsch gehen. Alexander und Cäsar haben ehedem von meinen Vätern auch eine solche Gabe erhalten und der Tod fand sie nicht eher, als bis sie dieses geheimnißvolle Pfand ihrer Verbindung mit den Pharaonen verloren hatten.“

Bonaparte nahm die Medaille und fragte, indem er den Iman starr anblickte:

Digitized by Google

„Solltest du mehr sein, als du zu sein scheinest? Deine Worte strafen deine Kleider Lügen!"

„Verzeihet, hoher Herr! ich bin blos ein armer Iman; aber ich bin aus dem Stamme der Abassiden, und Niemand als ich hätte so tief in die Geheimnisse dieser Pyramide eindringen und Ihnen zum Führer dienen können; weil Niemand sie so kennt, wie ich. Schon in meiner frühesten Kindheit nahmen mich Vater und Großvater mit herunter und lehrten mich die Hyroglyphen lesen, welche die ganze Geschichte Egyptens ausmachen."

„Iman, ich danke dir;" entgegnete Bonaparte; „und ich werde meinen Besuch am Grabe Sesostris' immer im Andenken behalten, so wie die Medaille, die du mir gegeben."

„Es wird wohl gethan sein; aber, hoher Herr!" fügte er hinzu; „ich habe noch eine Bitte."

„In was besteht sie? sprich."

„Der Eingang zu diesem Heiligthume ist, wie ich es schon einmal erwähnte, nur mir bekannt. Es wäre gefährlich, wenn Fremde und selbst Egyptier, von den Nichtdümern Kundschaft bekämen, die hier verschlossen sind. Nicht jeder Mensch ist ein Alexander, Cäsar oder Bonaparte, und der Geiz könnte hier leicht ein Verbrechen verursachen. Schwören Sie mir also, hoher Herr! schwören Sie mir auf das Buch unseres heiligen Propheten, daß Sie nie anstecken werden, was Sie hier in dieser dunklen Falte der großen Pyramide sahen."

Bei diesen Worten zog der Iman den Koran aus dem Busen und hielt ihn dem General hin.

„Ich schwöre es dir;" sprach Bonaparte und legte die Hand auf das heilige Buch.

„Gut;" sagte der Iman zufrieden; „jetzt können wir zu Ihrem Gefolge zurückkehren, das ohnehin über Ihre lange Abwesenheit unruhig sein wird."

Indessen waren die in der Pyramide des Cheops zurückgebliebenen Soldaten der Eskorte in großer Unruhe über das Loos ihres Generals. Es waren schon mehr als zwei Stunden seit seinem Weggehen verflossen und die Grenadiere sprachen schon davon, mit aufgepflanztem Bayonette in die finsteren Gänge zu dringen.

„Der kleine Korporal ist auf dem Wege sicherlich mit einem Krokodile zusammengetroffen;" sprach Merlandier; „und da diese verfluchten Thiere, wie man sagt, Alles verschlingen, so kann es sehr leicht möglich sein, daß sie zum Frühstück unsern Obergeneral, den Gelehrten und den Mammuki aufgefressen haben, welcher letzterer vielleicht gar im Einverständnisse mit ihnen war."

„Zum Teufel mit den Gelehrten, Krokodilen und Mammuki's!" brummte der Pariser, indem er den Stein seines Gewehres nachsah; „du hast Recht, wir müssen unsern General haben, vorwärts!"

„Stille, Ihr da!" rief ihnen Junot zu, der selbst aber auch für Bonaparte fürchtete. Man las so auf allen Gesichtern eine düstere Unruhe, als plötzlich Schritte vernehmbar wurden und am Eingange der Thür, auf die man ängstlich blickte, Fackelschein sichtbar wurde.

„Da ist er! da ist er!" schrieen auf einmal die Generale, Gelehrten und Soldaten.

Endlich erschien Bonaparte ruhig, als ob nichts vorgegangen wäre. Alles drängte sich um ihn; man wünschte ihm Glück, hätte ihn bald umarmt, wenn der Respekt nicht die Freude zurückgehalten hätte.

Bonaparte wurde auch von den Gelehrten gefragt, was er in dem Grabe des Sesostris gesehen habe; aber er behauptete ein hartnäckiges Stillschweigen. In der That sprach er auch nie davon; erst auf St. Helena gab sein Memorial Aufschluß hierüber.

II.

Am Grabe Karl des Großen in Aachen. 1804.

Einige Monate nach der Krönung Napoleons zum Kaiser, bereiste er mit der Kaiserin Josefine alle Provinzen und kam so nach Aachen, damals eine französische Provinzstadt. Die Kaiserin war einige Tage früher angekommen als der Kaiser; sie wollte da die Bäder gebrauchen.

Die Ankunft des Herrschers, am 18. August 1804, wurde mannigfaltig gefeiert; die Theater, Kaffeehäuser, Promenaden, kurz, alle öffentlichen Orter wiederhallten von den Ausbrüchen einer allgemeinen Freude.

Eines Morgens besuchten Napoleon und sein Großmarschall die prachtvolle Kathedrale der Stadt und blieben da vor einer Seitenkapelle stehen, die ihnen durch ihr mysteriöses Aussehen auffiel. Napoleon fragte den Domherrn Camus, der ihnen zum Begleiter diente, was es mit dieser Kapelle für eine Bewandtniß habe?

„Sire!" antwortete der Domherr; „dies ist die Todtenkapelle, wo Ihr glorreicher Vorgänger Karl der Große ruht."

„Hier liegt der Körper Karl des Großen?" wiederholte Napoleon tiefsinnig. „Sind Sie dessen gewiß?"

„Gar sicher, Sire!"

„So will ich mir sein Grab ansehen."

„Sire!" erwiederte der Domherr; „die Stufen, die in das Gewölbe hinab führen, sind rauh und bekreicht und seit Karl dem Fünften hat Niemand seinen Fuß darauf gesetzt."

„So werde ich es thun, Herr Domherr;" entgegnete Napoleon. Er flüsterte dem Großmarschalle Duroc einige Worte ins Ohr; Duroc ging hinaus und kam einen Moment darauf mit sechs Artillerie-Unteroffizieren zurück.

„Hebet den Stein auf," sprach der Kaiser zu ihnen; „und zündet Fackeln an . . . Soldaten!" fügte er nach einem kurzen Stillschweigen hinzu, indem er den Hut abnahm; „Ihr kommt jetzt in das Grab des großen Karls!"

Die Unteroffiziere nahmen ihre Mützen ab und hoben sogleich den Riesenstein in die Höhe, der den Eingang zum Gewölbe verschloß. Dann nahmen zwei den ihnen Fackeln und stiegen zuerst hinab. Napoleon, der Großmarschall und der Domherr folgten.

Die Stufen, die in das Gewölbe hinab führten, waren von der Zeit so arg zugerichtet, daß man sie gar nicht mehr für das ansehen konnte. Bei jedem Schritte glitt man aus; bei jedem Schritte traf man auf neue Hindernisse. Man kam endlich die Stufen hinab und befand sich in einer Art gewölbtem Keller, dessen große durch die Jahrhunderte geschwärzten Steine salpeterartige Tropfen ausschwitzten. Hier befand sich das Grab Karl des Großen.

Dieses Grab ist außerordentlich einfach. Wie alle in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung erbauten Gräber, hat es die Form eines Troges, mit einem flach gebogenen Steine gedeckt. Es hat keine andere Inschrift als: **Carolus magnus imperator; obiit 814.** Sonst ist an dem ganzen Grabe nichts Bemerkenswerthes.

Napoleon blieb einige Augenblicke in stummer Betrachtung vor dem Steinbette des carolingischen Stammvaters, und dann hoben die Artillerie-Unteroffiziere, auf ein schnell verstandenes Zeichen, den Deckel des Grabes in die Höhe und die sterbliche Hülle Karl des Großen lag vor den Augen der Umstehenden.

Knochen! das war alles, was von dem Manne da war, der die ganze Welt hatte erbeben gemacht. Hier und da zeigte ein Staubpünktchen an, daß die Chlamyde, der kaiserliche Mantel, dem Sohne Pipin des Kurzen zum Leichentuche gedient hatte. Die Krone, das Scepter, die Sporen, die Hand der Gerechtigkeit, der kaiserliche Ring, Alles lag mit einer dicken Moosslage bedeckt da und ruhte an der Seite der Gebeine, denen sie ihren Glanz verliehen. Der riesenmäßige Wuchs des Besiegers von Wittekind zeigte sich deutlich in der Länge seiner Knochen, und seine großen Ideen wurden leicht erklärlich, wenn man die Dicke seines Schädels und die Entwickelung seiner Wandknochen sah.

Napoleon beugte sich vor diesen großen Ueberresten und brachte ehrerbietig sein Gesicht an die Stirn Karls . . . Vielleicht drückte er den Friedenskuß darauf. Dann sagte er, sich mit Würde erhebend, zu Duroc:

„Da habt Ihr die Ueberreste von Jenem, der einst Herr der Erde war!"

Digitized by Google

„Sire!“ sprach jetzt der Domherr; „Ew. Majestät wissen, daß Karl der Große heilig gesprochen ist; wollen Sie mir also, weil mir der Himmel die Gnade gewährt, dieses Heiligen sterblichen Reste zu sehen, erlauben, hier ein Gebet an Jenen zu richten, den Gott auf Erden zu einem der mächtigsten Monarchen und im Himmel zu einem ewig Glücklichen gemacht hat.“

„Beten Sie, Herr Domherr,“ antwortete ihm Napoleon; „und beten Sie besonders für Frankreich, dessen Größe Karl der Große gegründet hat!“

Der Priester ließ sich auf seine Kniee nieder und betete mit Inbrunst. Napoleon stand, mit über die Brust gekreuzten Armen, den Blick starr auf das Grabmahl gerichtet, einige Schritte hinter ihm, während der Großmarschall und die Artillerie-Unteroffiziere bewegt die sonderbare Scene mit ansahen. Nachdem der Domherr sein Gebet beendigt hatte, befahl Napoleon, daß der Sargdeckel wieder aufgelegt werde, was auch, wie früher, schnell und prompt ausgeführt wurde.

„Karl der Große wird bald diesen seines Aufenthaltes so wenig würdigen Ort verlassen,“ sprach jetzt Napoleon zum Domherrn. „Ich werde ihm ein Mausoläum erbauen, das durch seine Pracht und Bauart im Stande sein wird, den künftigen Generationen eine augenscheinlichere Idee von der Größe dieses großen Mannes zu geben.“

„Sire!“ sprach der Priester, „man sagt, daß Karl der Fünfte bei seinem Besuche dieses Grabes das Nämliche gelobt, und doch hat dieses Grab seinen Platz nicht gewechselt.“

„Karl der Fünfte war kein Franzose!“ entgegnete Napoleon lebhaft. „Wenn er das Andenken Karl des Großen ehren wollte, so that er es weniger aus Pflicht, als aus kindischer Eitelkeit; denn sagen Sie mir, Herr Domherr! was für eine Sympathie konnte denn der Besieger der Sachsen, Engländer, Spanier und Lombarden dem bedächtigen, ränkesüchtigen Monarchen einflößen, der weder seine Siege noch seine Politik zu benutzen wußte, um über Europa zu herrschen? Der Einsiedler von Saint-Just, dessen Fähigkeit blos in der Unfähigkeit seiner Zeitgenossen lag*), mochte wohl ein gewandter Diplomat sein; aber ein Fürst, groß genug, um Karl den Großen würdigen zu können, war er nicht. Karl der Fünfte hat übrigens seine falsche Größe sattsam genug bewiesen, als er in den letzten Jahren seines Lebens unter die Mönche ging.“

„Sire!“ entgegnete der Domherr; „auch Kasimir, König von Polen zog sich auch Paris in das Kloster Saint-Germain zurück und wurde da Abt; und war dieser Prinz nicht groß und mit hervorragenden politischen Eigenschaften begabt?“

„Wahr,“ sagte Napoleon; „aber ein König darf nur auf seinem Throne oder auf dem Schlachtfelde sterben!“

„Ach!“ antwortete der Domherr seufzend; „der Mensch hat die Wahl seines Endes nicht immer in Gewalt; Monarch oder Unterthan, er ist immer dem Willen Gottes unterthan, und glücklich Jener, der da, wenn er am Grabe steht, sagen kann: „Ich habe gehandelt, wie ich handeln sollte.“

Diese mit sanfter Ruhe ausgesprochenen Worte schienen den Kaiser nachdenkend zu machen. Er sprach:

„Sie haben Recht, Herr Domherr! Was ich übrigens hinsichtlich dieses Grabes gesagt, will ich halten. Ich hoffe mit der Hilfe Gottes mächtig genug zu werden, um dem größten Könige unserer Geschichte einen, wenn auch verspäteten, so doch glänzenden Tribut darzubringen.“

„So sei es, Sire!“ sprach der Domherr, sich kreuzigend. „Ich wünsche von ganzem Herzen, daß Ew. Majestät, die schon den Waffenruhm Karl des Großen besitzt, auch noch alles das erringe, was der Welt und unserer heiligen Religion zu Nutz und Frommen sein könne.“

Während dieses Gespräches hatten Napoleon, der Domherr, der Großmarschall und die Artillerie-Unteroffiziere die Stufen erklommen, die sie wieder auf die Oberwelt brachten. Als Napoleon von dem Domherrn, an dessen Conversation er Geschmack gefunden hatte, Abschied nahm, sagte er ihm:

„Adieu, Herr Bischof! ich hoffe, wir werden uns noch wiedersehen.“

Der gute Priester glaubte, der Kaiser hätte sich in seinem Titel geirrt und antwortete bescheiden:

„Sire, ich bin blos Domherr am Kapitel dieser Cathedrale und habe nicht die Ehre, Bischof zu sein.“

„Ich weiß, was ich spreche, Herr Bischof!“ entgegnete Napoleon lächelnd, und schied.

Der Domherr war aber nicht wenig überrascht, als er, nach der Abreise Napoleons von Achen, seine Ernennung zum Bischof erhielt. Und als später der neue Bischof nach Paris kam, um dem Kaiser zu danken und in seine Hände den Schwur abzulegen, stellte ihn Napoleon seiner Gemalin Josefine mit den Worten vor:

„Madame! hier stelle ich Ihnen den geistlichen Herrn vor, der mich über das Grab Karl des Großen belehrte. Ich habe ihn zum Bischof gemacht und ich rechne darauf, daß er eines Tages eine der Säulen der Kirche wird. Fahren Sie, Herr Bischof! in Ihrem segensreichen Wirken fort, und rufen Sie oft den heiligen Karl den Großen an, der Ihnen und mir Glück gebracht.“

Jr.

Nach Jahr und Tag.

Ballade von Braun von Braunthal.

Drei junge Männer saßen am Rhein'
Im Schänkengärtlein gemüthlich,
Bestrahlt vom lieblichen Vollmondscheia;
Die kosten traut und thuen am Wein',
Am edlen Rheinwein' sich gütlich.

Sie kannten sich nicht, es führte sie her
Der Zufall zur selben Stunde;
Bald näherten sie sich mehr und mehr,
Voll wurden die Herzen, die Flaschen leer,
Und neue machten die Runde.

Gar mancherlei war schon besprochen, da kam
Das Kleeblatt auf Lieb' in Vertrauen.
Der Älteste, aufgefordert, nahm
Das Wort und sprach: Ich bin Bräutigam
Mit der reizendsten aller Witfrauen.

Kaum ist ihr Mann erst ein Jährchen todt
Und ihre Halbtrauer zu Ende;
Sie aber ist jung und weiß und roth,
Voll fröhlichen Sinn's und ich wag' es, bei Gott,
Wie auch mein Geschick sich wende.

*) Diese Herabwürdigung Karl des Fünften mag doch ein Wenig zu stark sein. Anmerk. d. Übersetzers.

Digitized by Google

Der Zweite sprach: Einer Jungfrau bin
Ich ergeben mit Leib' und Seele,
Die ist von schüchternem, frommem Sinn,
Dabei voll Geist und Dichterin
Ein Wesen ganz ohne Fehle.

D'rauf sprach der Jüngste: Bin selbst ein Stück
Von einem Versesschmide;
Ein Bräutlein von glühender Art macht mein Glück,
Nie ward ein schönerer Flammenblick
Gefeiert in einem Liede!

Wir wollen, nahm wieder der Erste das Wort:
Nach Jahr und Tag uns sprechen,
Wo möglich hier am nämlichen Ort?
Dies gehen sie ein, dann machen sie fort,
Kein Wort soll Keiner brechen . . . .

Und Jahr und Tag sind gegangen ein,
Und es sitzen im Gartenschatten
Zur selben Stell' am herrlichen Rhein
Bei köstlichem Rüdesheimer allein
Die drei jungen Männer, jetzt Gatten.

Beginnen muß diesmal der gute Poet,
Der ist sehr blaß anzuschauen;
Er seufzt: Fragt mein Antlitz, wie mir es ergeht,
Die Glut meines Weib's sengt mich früh und spät,
Ich denk' an mein Haus mit Grauen.

Der Zweite stammelt': Noch schlimmer daran
Bin ich mit meiner Erwälten;
Den halben Tag betet sie, ach, und dann
Muß ich schreckliche Verse hören an,
Die schon zur Verzweiflung mich quälten.

D'rauf schwingt der Alt'ste den Römer und ruft:
Hoch lass' ich mein Weibchen leben!
S'ist gesund und heiter wie Bergesluft,
Eine offene Rose voll frischem Duft,
Die mir schon ein Knöspchen gegeben.

Liebe und Treue.

Novelle von J. K—er.

Unvergleichlicher Fasching! du, die holdeste der Zeiten, die des Jahres Wechsel in seinem Schooße birgt, und alljährig wiederkehrend uns vorführt! Unerschöpflicher Spender der schönsten Freuden, nach denen sich ein jugendlich Herz nur sehnen mag! Unverwüstlicher Kuppler liebelechzender Seelen, die vor allzugroßem Zartgefühle oder vor übergroßer Stupidität den Gegenstand ihrer Sehnsucht nicht zu erreichen vermögen! Vorläufer des Frühlings in der Natur, Frühling selbst aber in dem Kalender der lebenslustigen Jugend.

Doch ich will diese unendlich poetische Epistel lieber abbrechen, zu meinem Besten sowohl, als auch zum Besten der Leser; — zu meinem Besten, um nicht meine ganze Poesie zu erschöpfen, mit der ich ungeheuer sparsam haushalten muß, wenn ich ja noch einmal in den Fall käme, sie in Anspruch nehmen zu müssen; zum Besten der meisten Leser dieser Blätter, von denen ich ohnehin weiß, daß ihnen die gewöhnliche Hausmannskost der einfachen Prosa weit besser mundet, als die schwungvollste Poesie, die ja doch nur den eigentlichen Feinschmeckern in der Literatur behagt.

Darum lieber zur Erzählung selbst.

Der langersehnte Fasching war endlich gekommen. Daß ich, jung und lebensfroh, wie ich war, und in einem Alter von drei und zwanzig Jahren, eine ziemliche Anzahl von Bällen mitmachte, brauche ich wohl nicht zu erwähnen. Tanzlust oder eigentlich Tanzwuth ist es aber nicht allein, was junge Leute so magnetisch zu den Freuden des Tanzsaales hinzieht. In dem Alter weiß man schon so ziemlich, daß das Herz außer dem sinnlichen, noch einen andern weit edlern Zweck habe, dem nachzukommen, Bälle eben die günstigste Gelegenheit darbieten. Herzen verschenken und Herzen erobern ist den meisten jungen Leuten eigentlicher Grund zum Besuche der Bälle.

Wollte ich nun den Leser alle meine körperlichen und geistigen Vorzüge hier aufzählen, so würde er wohl bald überzeugt sein, daß mir in dieser Beziehung gar nicht bange sein durfte, besonders wenn die Mädchen bei Herzensangelegenheiten nicht sehr wählerisch sein wollten, wie dies, Dank den letzten statistischen Berechnungen, glücklich der Fall ist, weil bei der Ueberzahl des schönen Geschlechtes die Meisten fürchten, am Ende unter die Zahl derjenigen zu gehören, die bei möglichem Ausverkaufe der Männer zuletzt leer ausgehen könnten, und die daher, wenn man ihnen in der Liebe nur einen Finger reicht, nach dem Sprichworte gleich die Hand haben wollen.

Allein viel zu bescheiden, als daß ich mich mit meinen Verzügen brüsten wollte, sage ich nur so viel, daß ich in Bezug auf mein Aeußeres und Inneres immer als ein „hübscher" und „ganzer Kerl" passirte und noch passire, und auch von einigen Damen schon Beweise ihrer Gunst erhielte; aber nicht in dem gewöhnlichen Sinne der Modegecken, die selbst das gleichgiltigste und unschuldigste Wort aus schönem Munde für ein untrügliches Zeichen halten, daß selbe ganz in sie vernarrt seien.

Unter all den Bällen, die ich während der Faschingszeit besucht hatte, versprach der des Herrn Schönau der interessanteste zu werden. Dort war die Elite der weiblichen Schönheit von ganz Prag versammelt, was viel sagen will, da Prag selbst über die Grenzen des Landes hinaus seiner schönen Mädchen wegen berühmt ist.

Ein jeder, selbst wer sich eines minder gefühlvollen Herzens rühmen durfte, mußte bei dem herrlichen Anblicke dieser jugendlichen Flora überrascht sein, der sich gleich bei dem Eintritte seinen Blicken darbot. So erging es auch mir.

Doch hatte ich mich bald wieder zurecht gefunden, und jetzt war das Erste, dem nachzukommen, was mich eigentlich hierher gelockt hatte, nämlich über die anwesende weibliche Jugend Musterung zu halten, um darunter einen Gegenstand zu finden, dem ich meine Huldigungen darbringen könnte.

Wenn das Resultat anfangs weniger günstig ausfiel, als ich es erwartete, so war dies blos deßhalb der Fall, weil einem unter so vielen graziösen Gestalten die Wahl schwer fiel. Die Eine tanzte göttlich; die Zweite hatte ein Füßchen, niedlich zum Küssen; die Dritte ein Auge, worin der Schelm Amor Versteckens spielte; die Vierte — doch wozu all' die Vorzüge aufzählen, — genug, eine jede konnte sich wenigstens eines Zuges rühmen, der ihr Anspruch auf das Epitheton: „hübsch" gab. Dies wußten auch nicht blos die Eigenthümerinen dieser Reize, die ohnehin bei Schätzung eigener Vorzüge oft weit günstiger urtheilen, als die ganze übrige Welt. — Nein, auch

Digitized by Google

die bebärtete schöne Welt war fest davon überzeugt. Diese, meistens Ritter von der Elle, umschwirrten die zarten Wesen gleich Schmetterlingen, und bemühten sich, durch Wort und That zu zeigen, daß sie salonfähig seien, d. h. daß sie eine ziemliche Quantität Aufgeblasenheit mit einer tüchtigen Portion Frech- und Keckheit versüßen.

Dies gab auch dem ganzen wespenartigen Wesen dieser Modelöwen einen solchen Anflug von Anmuth, daß sich jedes Mädchen glücklich zu fühlen schien, einen aus ihrer Zahl zum Anbeter zu haben. Ja, manche war noch glücklicher, als glücklich, da sie sich zweier, ja sogar dreier solcher Anbeter rühmen konnte, die ihr gewiß Liebe und ewige Treue — bis nach Beendigung des Balles geschworen hätten.

Dieses bunte Treiben, daß sich den Blicken hier darbot, mußte für jeden Unbefangenen ungemein ergötzlich sein. Bei mir brachte es gerade die entgegengesetzte Wirkung hervor. Die Hoffnung, mir ein Liebchen zu erringen, sah ich hier gänzlich gescheitert; denn wie sollte ich mich mit den anwesenden jungen Männern in eine Konkurrenz einlassen, wo ich im voraus wissen konnte, daß ich da zu kurz kommen würde, da ich in ihren unübertrefflich zarten Manieren und Redeweisen gegen das holde Geschlecht doch nur ein wahrer Stümper war. Diese geringen Aussichten auf das Gelingen meines Vorhabens verstimmten mich auch so, daß ich schon entschlossen war, den Ort, den ich mit so schönen Erwartungen betreten hatte, wieder zu verlassen, und die Ausführung meines Vorsatzes auf gelegenere Zeit zu versparen.

Da traten aus einem Nebenzimmer zwei Mädchen, die ich früher noch nicht gesehen hatte. Ihre Kleidung war mehr einfach in Vergleich zu den übrigen anwesenden Damen, und doch mußte jeder bei dem ersten Anblicke gestehen, daß sie schön seien, obwohl es ihm vielleicht schwer gewesen wäre, anzugeben, weßhalb er sie eben schön nennen müsse.

Jetzt, glaubte ich, würde eine ziemliche Anzahl der Tänzer gleich Bienen — oder um den Vergleich richtiger zu treffen — gleich Hummeln diese Blumen umschwärmen. Doch ich hatte mich getäuscht; keiner schien sie zu betrachten.

Da hatte ich ja mit einem Male einen Gegenstand gefunden, der einer Eroberung würdig gewesen wäre, und wo ich keine Konkurrenz zu fürchten brauchte. So erwünscht mir dies letztere sein mußte, so machte es mich auch wieder mißtrauisch. Sollten sie diese Schönheiten nicht erkannt haben?

Ein Ritter von der Elle,
Der weiß doch auf der Stelle,
Ob schön ein Mädchen sei.

Was war also der Grund ihres Betragens, das ich mir mit ihrem ganzen Wesen nicht vereinbaren konnte?

Ich betrachtete die beiden Mädchen noch einmal, und abermals, und noch einmal; — doch je länger ich sie betrachtete, desto schöner erschienen sie mir. Besonders die jüngere, ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren, ein allerliebstes Stumpfnäschen, eine reizende Brünette mit schwarzen strahlenden Augen. Ihr volles, schwarzes Haar hatte sie in Flechten wohlgeordnet, deren eine in etwas schräger Richtung oberhalb der hohen gewölbten Stirn hinlief. Ihre ganzen Gesichtszüge waren weniger hervorstechend, als vielmehr niedlich schön.

Jetzt galt es, zu erfahren, wer sie sei? Bei dem größten Nachdenken und Grübeln hätte ich mir diese Frage nicht beantworten können. Darum unterließ ich es auch weislich. Und doch wollte und mußte ich es erfahren; es ließ mir keine Ruhe. Also wie? Da stieg in mir ein Geniegedanke auf, ein Gedanke, der selbst dem genialen Spiegelberg Ehre gebracht haben würde; ein Gedanke, der nur einem vom Schicksale besonders Begünstigten zur Zeit der Noth eingegeben wird. Ich dachte: „Was du selbst nicht weißt, kann ein anderer wissen. Und dann kostet es ja nur eine Frage, um auch in den Besitz des Geheimnisses zu kommen.“ Gedacht, gethan.

Ich fragte also den mir zunächst stehenden jungen Mann, wer die zwei Damen seien, die seitwärts des Orchesters allein säßen? Dieser, ein wahrer Löwe mit seinem furchtbaren, röthlich schimmernden Barte und den kleinen verschmitzten Kalmückenaugen, maß mich vom Kopf bis zum Fuß, schien um die Antwort verlegen, — wahrscheinlich wollte er mich durch eine Pause auf das Folgende gespannter machen — platzte endlich unter einem selbstgefälligen, ziemlich vernehmlichen Lachen heraus: „Mädchen!“ und verlor sich schnell unter der Masse seiner Sinnesverwandten, die er sogleich von dem ungeheuern Witze, den er jetzt gerissen hatte, in Kenntniß setzte. Diese schienen ungemein erfreut über die Nachricht ihres Kameraden. Später erfuhr ich den eigentlichen Grund ihrer Freude.

Den ganzen Abend hindurch war ich ihnen ein Dorn im Auge, da sie mich, einen armen Teufel von Studenten, nicht für ebenbürtig hielten, vielmehr für einen Eindringling in ihre honette Gesellschaft betrachteten. Deßhalb erschöpften sie alle ihr Genie und ihre Erfindungsgabe, um mich auf irgend eine minder auffallende Art wegzubringen. Sie begafften mich von vorn und von rückwärts, von oben und von unten, vorzüglich mein armer Frack wurde arg mitgenommen, wahrscheinlich hätten sie gern einen Quäcker aus ihm gemacht, um mir dann zu verstehen zu geben, daß ich nicht ballmäßig gekleidet sei. Es ließ sich nicht thun.

Da sie nun vernahmen, daß es Einem aus ihnen gelungen sei, mir Eins anzuhängen: wie freuten sie sich da, in der Meinung, ich würde jetzt vor Wuth und Aerger nur trachten fortzukommen. Ich machte ihnen jedoch, ohne es selbst zu ahnen, einen gewaltigen Strich durch ihre Rechnung. Anstatt fortzugehen, ging ich im Gegentheil ganz wohlgemuth, als ob nichts vorgefallen wäre, an ihnen vorüber, auf eben jene Brünette los, in der Hoffnung, vielleicht von ihr selbst zu erfahren, was ich wissen wollte. Ich forderte sie zu dem eben beginnenden Tanze auf.

Alles schien heute gegen mich verschworen. Sie entschuldigte sich mit den gewöhnlichen Phrasen bei dergleichen Gelegenheiten, wo ein ganz einfaches: „ich mag nicht tanzen!“ dieselben Dienste verrichtete.

Schon wollte ich mich wieder zurückziehen, da hörte ich abermals das fatale Gekicher der nahe stehenden jungen Männer, die sich über meinen erhaltenen Korb lustig machen wollten. Jetzt galt es also. Meine ganze Rednergabe erschöpfend, selbst meinen unwiderstehlichen Blick in's Treffen führend, bestürmte ich sie so lange, bis sie endlich meiner Anforderung nachkam.

Wie sie tanzte? Das kann der Leser ohne große Divinationsgabe leicht errathen. Sie hat mir gefallen, und ich war entschlossen, sie zu meiner Herzenskönigin zu erwählen. Mußte sie da nicht wenigstens in meinen Augen in jeder Beziehung vollkommen, oder mit einem gemeineren Ausdrucke: „ein Engel“ sein. Ja, sie tanzte göttlich, oder um mich ganz poetisch auszudrücken: sie tanzte nicht, sie schwebte dahin, so zephyrleicht, wie — wie — Grisetten durch das Alltagsleben dahin schweben.

Nach dem Tanze knüpfte ich ein höchst interessantes Gespräch mit ihr an. Um den Steff war ich nicht verlegen, eben so wenig um den Anknüpfungspunkt. Ich begann, wie fast jeder Tänzer das Gespräch gewöhnlich beginnt, von der ungeheuern Hitze des Tanzsaales, ging zur schönen Witterung in der freien Natur über, verstieg mich, glaube ich, sogar bis zur herrlichen magischen Beleuchtung einer hellen Mondscheinnacht, und schloß endlich mit dem eigentlichen Grundgedanken des ganzen Gespräches, mit Erkundigungen nach ihrer Wohnung und ihrem Lieblingsspaziergange, nach der Stunde ihres sonntägigen Kirchenbesuches, und welcher Kirche selber gelte? Bald hatte ich auch erfahren, was ich wissen wollte; ja mehr noch, als ich eigentlich gefragt hatte. Aus ihrem Blicke konnte ich nämlich deutlich genug schließen, daß ich ihr gerade nicht mißfalle. Und genau genommen, war dies denn doch die Hauptsache.

Was noch weiter geschah?

Sie tanzte, unterhielt sich, und verschwand. Mit ihr oder eigentlich gleich nach ihr mußte auch ich, als nenangehender Liebhaber, verschwinden.

Wer war denn die Holde? dürfte der Leser vielleicht fragen. Jetzt kann ich ihn schon etwas näher mit ihr bekannt machen, und zugleich hinzusetzen, was ich erst später über sie und ihre Familie erfuhr.

Tildchen und Julchen waren Schwestern, die Töchter eines Kaufmanns, der in der Handelswelt so zu sagen von Pieke auf gedient hatte. Er war Buchhalter in dem Geschäfte einer kinderlosen Witwe, die ihn eigenhändig zum Prinzipal, und nach ihrem baldigen

Digitized by Google

Tode zum einzigen Besitzer der Handlung machte. Während seiner kurzen Ehe erging es ihm so, wie es den meisten armen Schluckern ergeht, die alte Witwen mit Vermögen heirathen. Bei ihm war der Tod jedoch so gefällig, ihm bald möglichst wieder von der theueren Last zu befreien, die er sich aufgebürdet hatte. Seine nun erlangte Freiheit glaubte er jedoch nicht besser benützen zu können, als daß er sich noch einmal unter das rosige Joch des Ehestandes beugte, und jetzt erst die Freuden genießen wollte, die er früher hatte entbehren müssen. Was ihm seine nunmehrige Ehehälfte mitbrachte, war wenig und auch viel — eine hübsche Figur, ein schönes Gesichtchen und in der Folge die zwei obenerwähnten Mädchen.

In seinem Hausstande fühlte er sich jetzt glücklicher, in seinem Geschäfte ging es aber immer mehr rückwärts, so daß er schon ziemlich sicher seinen gänzlichen Ruin voraussehen konnte. Da lächelte ihm das Glück noch einmal, und gab ihm Gelegenheit, zu zeigen, daß er ein tüchtiger Kaufmann sei, der gut zu spekuliren wisse. Von den öfteren Launen des Glückes überzeugt, benützte er den ihm günstigen Augenblick auf das trefflichste. Er nahm Gelder auf, kaufte sich von dem Vermögen Anderer zwei hübsche Häuser, ein recht einträgliches in der Stadt, und ein niedliches Landhäuschen, ließ beide schnell seiner theuern Gattin verschreiben, und erklärte sich dann für zahlungsunfähig. Seine Frau mochte nicht zahlen, wie sich von selbst versteht. Dieser glücklich gelungene Geniestreich setzte seine Gläubiger so in Erstaunen und Bewunderung, daß sie ihn aus Erkenntlichkeit dafür auf einige Zeit aus ihren eigenen Mitteln verköstigen ließen. Bald jedoch dessen überdrüßig, mußten sie ihn endlich doch sein sauer Erworbenes in Ruhe genießen lassen.

Jetzt lebte er den Sommer über auf seinem Landhause, bei Beginn des Winters zog er in die Stadt. Nach einigen Jahren jedoch schon sagte ihm das Landleben nicht mehr recht zu, er vertauschte also den Landaufenthalt mit einer Reise in einen Badeort, und brachte jetzt wie vordem den Winter in der Stadt zu.

Als die Mädchen herangewachsen waren, konnte es ihnen, Dank den Fortschritten der Civilisation, an Bewerbern nicht fehlen, wozu der Umstand vielleicht nicht wenig mit beitrug, daß der Herr Papa um diese Zeit seinem Hause ein neues Gewand anziehen, und es recht grell anstreichen ließ, wahrscheinlich, damit es recht in die Augen fallen möchte. In früheren Zeiten hätte ihm dies freilich wenig genützt, er wäre sammt Kindern und Kindeskindern ehrlos geblieben, und seine Töchter hätten sich vielleicht nicht sobald eines Bewerbers um ihre Hand rühmen können. Aber jetzt — o jetzt ist man schon so weit in der Bildung vorgeschritten, daß man weit weniger darauf sieht, was ein Mann in moralischer Beziehung war und noch ist, als vielmehr blos darauf, was er hat.

Da gab es Bewerber um die Hand und das Vermögen der Fräulein Kluge, alle jedoch aus der Klasse der Handelswelt. Und einem solchen mochte Herr Kluge durchaus keine seiner Töchter geben. Sollte er sein Vermögen, daß er sich so redlich und so mühsam erworben hatte, wieder denen zurückgeben, denen er es so glücklich abgejagt hatte? Nein, das schien ganz gegen seine Politik zu sein. Ueberhaupt fühlte er, seitdem er Kapitalist war, eine ordentliche Antipathie gegen das ganze Krämervolk, wie er die Klasse zu tituliren beliebte, zu der er doch selbst einmal gehört hatte.

Dadurch mußte er sich nothwendigerweise ihren Haß zuziehen, ja sogar seine armen Töchter traf dasselbe Loos. Dies zeigte sich an eben jenem Abende, wo ich ihre erste Bekanntschaft machte. Keinem wäre es eingefallen, mit einer von den beiden Schwestern zu tanzen, selbst wenn sie nicht erst deßhalb eine Verabredung unter einander getroffen hätten. Wie ergötzten sie sich an ihrer Rache, an den Qualen, die sie den armen Mädchen bereitet hatten; denn bei einem Balle sitzen bleiben, ist für junge Mädchen eine eben so große Pein, wie im Leben sitzen bleiben, da die Zeit, Gottlob, schon lange vorüber ist, wo man es sich zur Ehre schätzte, als Jungfrau zu sterben.

Und ich, der ihnen ohnehin ein Dorn im Auge war, mußte ihnen dies um so mehr werden, als ich ihnen auch in dieser Beziehung, freilich auf die unschuldigste Weise, einen so argen Streich mitspielte. Wie sie sich dafür an mir zu rächen suchten, dürfte jedoch den Leser eben so wenig kümmern, wie es damals bei mir der Fall war. Dafür will ich lieber den weitern Erfolg meiner Liebesangelegenheit hier mittheilen.

Der nächste Sonntag nach dem Balle, es war so herrlich, der Himmel ganz rein. Ich stolzirte auf die Kirche los, wo ich wußte, daß die Angebetete sein würde, den Regenschirm, ungeachtet des herrlichen Wetters unter dem Arme, einmal um ihr zu zeigen, daß ich einen hatte — was bei Mädchen einen sehr günstigen Eindruck hervorbringen soll — dann konnte es denn doch auch noch regnen, und ich hätte den besten Vorwand gehabt, mich als Begleiter antragen zu dürfen. Der Himmel schien jedoch meinen sehnsüchtigen Wunsch nicht zu beachten, es blieb heiter. Da hieß es, das Bischen Keckheit zusammennehmen, und den Ton der Modelöwen annehmen, die auch über Mädchen herfallen, und sie begleiten, obgleich sie selbe zuvor noch nie gesprochen haben.

Ich reihte mich also in das Spalier, das junge Herren zu beiden Seiten des Kirchenweges bildeten, und das eine schöne Allee gab, freilich nicht von grünenden Bäumen, sondern meist blos von tüchtigen Stöcken. Sehnsuchtsvoll harrte ich ihres Anblickes, all die Schönheiten nicht beachtend, die sich durch die Doppelreihe der Herren durchwanden, und im Nachdenken über den Stoff des zu beginnenden Gespräches so vertieft, daß die Holde an mir vorübergegangen wäre, ohne von mir bemerkt worden zu sein, hätte sie ihren magnetischen Blick nicht auf mich gerichtet. Dieser brachte mich zur Besinnung, aber auch zugleich aus dem Concepte. Und am Ende wäre mir es ergangen, wie so manchem Liebesritter, der seinem Liebchen in bescheidener Ferne nachschleicht, weil er nicht weiß, was er eigentlich mit ihr sprechen sollte. Ich hatte jedoch zum größten Glücke den Anfang so taktfest inne, daß ich ihn gar nicht vergessen konnte. Es war nämlich das Formular für das erste Gespräch nach einem Balle, und zwar für alle Fälle anwendbar, und begann mit der geistreichen Frage: „Wie haben sich Fräulein bei der letzten Unterhaltung amüsirt?“ Die eben so geistreiche Wendung ihrer Antwort: „So ziemlich, und wie Sie?“ paßte zwar nicht ganz in mein Formular; indeß, ihre Frage brachte so viel Stoff zum ferneren Gespräche, daß wir bei ihrer ziemlich entfernten Wohnung ankamen, ohne noch selben ganz erschöpft zu haben, und ich endlich gezwungen wurde, ganz davon abzubrechen, wollte ich erfahren, wo sie künftig zu treffen sein würde.

Von jetzt an geschah es immer, aber nur durch bloßen Zufall, daß, so oft sie das Haus allein verließ, ich sie treffen mußte und dann begleitete. Der Herr Papa ahnte freilich, wie dies gewöhnlich der Fall ist, nicht das Geringste von der neuen Begleitung seiner Tochter, sonst hätte er ihr wohl schnell ein Ende gemacht. Aber auch mir wollte die bloße Begleitung nicht lange behagen. Mein Streben ging nur dahin, bei ihr im Hause eingeführt zu werden. Die Schwierigkeiten, die sich dagegen erheben, übersah ich zwar keineswegs, hielt sie jedoch auch nicht für unüberwindlich. Mein Plan war bald gefaßt. Um mehr Hoffnung zum Gelingen desselben zu haben, mußte mich ihr Vater selbst einführen, was auch geschah, ohne daß er jedoch das Geringste von meiner wahren Absicht ahnen konnte. Wie ich dies aber anstellte, das zu verrathen, werde ich mich wohl hüten zum Besten so vieler Familienväter, die schöne Töchter haben. Es könnte ihnen sonst öfter geschehen, daß sie unter der Larve eines Schafes einen Wolf bei ihrer Familie einführten, und diese Entdeckung erst machten, wo es schon zu spät wäre.

Auch Tildchen wußte von meinem Vorhaben nichts, und saß eben an ihrem Stickrahmen, als ihr Vater mich den beiden Mädchen als einen neuen Bekannten vorstellte, der sein Haus wohl jetzt öfter mit einem Besuche beehren würde. Hätte er bei diesen Worten zufällig Tildchen etwas näher in's Auge gefaßt, so hätte er aus ihrer sichtbaren Verlegenheit und der Röthe, die mit einem Male ihre Wangen überzog, wohl ziemlich sicher schließen können, daß ich ihr eben kein ganz neuer Bekannter sein müsse. So aber beschäftigte er sich mehr mit seiner ältern Tochter und meiner Wenigkeit.

Und als Tildchen aus meinem ganzen Thun und Reden merkte, daß ihr Vater von unserem Verhältnisse nichts wissen möge, so wußte auch sie sich, als sie später in das Gespräch gezogen wurde, so unge-

Digitized by Google

zwungen zu benehmen, als ob ich ihr wirklich bisher ganz fremd gewesen wäre. Daß unter diesen Umständen keine Anspielung auf unsere Gefühle sein konnte, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Doch was wir nicht mit Worten sagen durften, sagten weit beredter unsere Blicke.

Schon bei meinem nächsten Besuche wußte ich einige Male die günstige Gelegenheit zu benützen, wo wir allein waren, um ihr meine Gefühle auch in Worten kund zu thun.

Herr Kluge konnte aber auch bald einsehen, daß meine häufigen Besuche denn doch nicht ihm allein, sondern vielmehr seinen Töchtern oder eigentlich einer seiner Töchter galten. Doch daß er mir bei dieser Entdeckung alsogleich alle ferneren Besuche untersagt, und überhaupt den weitern Umgang mit seiner Tochter verboten hätte, wie ich wirklich befürchtete, das that er nicht. Was ihn aber so zu handeln bestimmte, das konnte ich mir ungeachtet alles Grübelns nicht enträthseln. Ich glaube, nur dem abermaligen Erwachen seines Spekulationsgeistes war es zuzuschreiben. Er sah nicht darauf, was ich jetzt war, noch was ich jetzt hatte, sondern er mochte nur bedenken, was ich einst werden könne. Er schien gut zu wissen, daß der Kopf eines Studenten ein Schacht, eine Fundgrube genannt werden müsse, und es in der That auch sei. In der Jugend wird eingeschlagen, und im Alter zeigt es sich, was in ihm enthalten war. Oft freilich ergibt es sich, daß nur taubes Gestein, öfter sogar blos gewisse vegetabilische Stoffe, im gewöhnlichen Leben Stroh benannt, in ihm vergraben waren, oft aber auch wird er zu einer wahren Gold- und Diamantengrube im eigentlichen Sinne des Wortes. Vielleicht hatte Herr Kluge auch von jenem Professor gehört, der seine Zuhörer mit den Worten begrüßte: „Meine Herren Minister, Kammerräthe, Hofräthe, ꝛc. ꝛc." Konnte also nicht auch in mir ein künftiger Minister oder doch sonst ein bedeutender Mann stecken? Hatte dann seine Tochter nicht das glänzendste Loos gefunden?

Wie gesagt, nur diese oder eine ähnliche Spekulation mochte es sein, die ihn bestimmte meinen Liebesideen nicht blos nicht hinderlich, im Gegentheile, wie ich dies öfter zu bemerken Gelegenheit hatte, ihnen eher förderlich zu sein.

Dadurch bekam aber auch meine Liebesangelegenheit mit Tildchen eine ganz andere Gestalt. Der letzte poetische Anflug, das Geheimthun in der Liebe, der verschwand, und es ward aus ihr eine jener gewöhnlichen Liebschaften, wie man sie im Alltagsleben nicht duzend-, sondern schockweise antrifft, und wo die Liebe, freilich mit Unrecht, ordentlich handwerksmäßig behandelt wird.

Wir tändelten und koseten, schwatzten und unterhielten uns, entzweiten uns auch einige Male, nur um mehr Abwechslung in unsere Liebe zu bringen, und dabei zugleich die süßen Freuden des Versöhnens zu genießen. Einmal wäre freilich aus dem Spaße bitterer Ernst geworden, und die Trennung schien unheilbar, so daß ich schon zu dem letzten Mittel in derlei Fällen meine Zuflucht nehmen mußte, nämlich zu einem Briefe, worin ich ihr mit Erschießen, Vergiften u. dgl. drohte. Dieses Hausmittel in der Liebe ist zwar jetzt schon ziemlich außer Mode gekommen; auch wissen die Mädchen sehr gut, daß das Gedrohte nie ausgeführt wird: indeß seine Wirkung äußert es doch in den meisten Fällen noch immer. So auch bei mir, oder eigentlich bei Tildchen.

Doch kaum war ich mit ihr ausgesöhnt, so hatte ich schon wieder Hoffnung, eine neue Wonne der Liebe kennen lernen zu dürfen, nämlich die Freude des Wiedersehens nach längerer Trennung.

Tildchen reiste wie gewöhnlich für die Dauer des Sommers mit ihrer Familie in einen Badeort.

Unser beiderseitiger Abschied war rührend. Wie sich von selbst versteht, spielte der Schwur ewiger Treue dabei eine Hauptrolle. Nach Tildchens Abreise fühlte ich mich gar so einsam in meinem Stübchen, dem einstigen Zeugen der Liebesklagen, in die ich mich hier ergoß, und all der Sonette „an Sie", die ich in Ermanglung eines andern Zuhörers, den vier Wänden vordeklamirte. Es kam mir jetzt Alles so unheimlich und düster in demselben vor, so daß ich mich endlich entschloß, meine Wohnung zu verändern, und auf das Land zu ziehen, da ich gehört hatte, daß Landluft bei Liebesleiden sehr heilsam sei, weil man dabei nicht so leicht dick und fett werde, wie dies so häufig in der Stadt bei denen der Fall ist, an denen Liebesgram zehrt.

Mein Wahlspruch war den nun an: „Aufs Land!" Und doch konnte ich in mehr als einer Beziehung nicht. Aber da war leicht zu helfen. Ich machte es, wie dies alle thun, die sich in gleicher Lage befinden, wie ich damals. Ich suchte eine Wohnung in der Stadt, wo wenigstens der Blick hinaus in Gottes weite, freie Natur schweifen konnte, wo ich nur das Fenster zu öffnen brauchte, um die gesunde, reine Landluft sogleich aus der ersten Hand zu bekommen. Ich fand auch bald eine solche. Was ich nun hier während meines Sommeraufenthaltes erlebte, könnte ich eigentlich übergehen, es bildet mehr eine Episode zu meiner Liebesgeschichte. Indeß zum Nutzen und Frommen so Einiger und Mancher, die sich vielleicht daran erbauen möchten, will ich es doch anführen.

Nahe an der Bastei war ein kleines, nettes Häuschen. Dort bezog ich ein recht freundliches Dachstübchen. Ein Fenster gewährte eine herrliche Aussicht auf die Fluren und Felder der nächsten Umgebung, und auf die unendlich reizenden Baumpartien, die sich außerhalb der Stadt an den Hügeln hinzogen; das zweite ging in den Garten des Nachbarhauses.

Anfangs hielt ich mich mehr an ersteres; doch kaum hatte ich mich in meiner Nähe ein Wenig orientirt, so fand ich, daß bei letzterem die Aussicht wohl beschränkter, aber bei weitem interessanter war.

Zwischen dem Grün der Bäume hindurch konnte man in das Erdgeschoß des gegenüber liegenden Hauses sehen. Dort erblickte ich einmal beim Rekognoszieren an dem einen Fenster ein Frauenzimmer, jung und schön, wie ich auf den ersten Blick weg hatte, in das Lesen eines Buches vertieft.

Da bot sich ja mit einem Male die herrlichste Aussicht auf Linderung meines Liebeskummers; denn bei Liebesgrame ist eine neue Liebschaft das beste Heilmittel. Das weiß die erwachsene Jugend sehr gut, darum bringt sie es auch so häufig in Anwendung, ja öfter sogar, als es eigentlich nöthig wäre. Ich strengte meine Augen so viel wie möglich an, um selbst ihre feinsten Gesichtszüge, um die Farbe ihres Auges zu erkennen, und verlor mich sogar schon in abenteuerlichen Betrachtungen eines möglichen Liebesabenteuers.

Tildchen war für den Augenblick rein vergessen, was bei mir, einem solchen Sanguiniker, eben nicht sehr zu verwundern war.

Zwischen den Phantasiegebilden, die ich mir schuf, tauchte endlich doch die ganz prosaische Frage auf: Wer ist sie denn? Kann ihr Herz und ihre Hand nicht schon vergeben sein? und dann war sehr wenig Aussicht auf Verwirklichung meiner Liebesgedanken.

Schneller, als ich glaubte, sollte ich darüber Auskunft erhalten. Meine Quartiersfrau erschien mit meinem Frühstücke. Die, dachte ich, weiß doch wahrscheinlich, wer die Holde ist, da sie in der löblichen Gewohnheit, sich mehr um Andere, als um sich selbst zu kümmern, wahrhaft ausgezeichnet genannt werden mußte. Bei der konnte ich also mit ziemlicher Gewißheit auf Auskunft rechnen.

Um sie jedoch nicht den wahren Grund meiner Frage errathen zu lassen, holte ich ganz von weitem aus, kam erst nach langen Umschweifen, wie dies bei ihrer Redseligkeit nicht anders der Fall sein konnte, auf den Besitzer des gegenüber liegenden Gartens, und brachte sie endlich so weit, daß sie mir von der eigentlichen **causa quaestionis** erzählen mußte, ohne jedoch zu ahnen, daß ich sie eigentlich darum gefragt hatte, und wie sehr mich dies interessirte.

Was ich aber hörte, war eben nicht geeignet, mein aufkeimendes Wohlgefallen an dem schönen **vis-a-vis** zu vermehren. Sie war Gattin eines Güterinspektors, und wie es schien, glückliche Gattin. Wenigstens glaubte ich dies aus dem, was ich schon den nächsten Tag sah, schließen zu können. Ihr Abschied in der Früh, wenn ihr Gatte den Geschäften nachgehend das Haus verließ, seine Zurückkunft, das Herzen und Küssen, wobei sie ihm neckisch mit der Hand über Augen und Stirn hinstreifte: wahrlich, wer sie so gesehen hätte, hätte glauben müssen, es sei ein schwärmerisches Liebespärchen, oder sie lebten noch in den honigsüßen Flitterwochen ihrer Ehe. Und doch waren sie

Digitized by Google

ſchon mehrere Jahre vermählt, ja drei hoffnungsvolle Sproßen ihrer Verbindung balgten und rauften ſich ſchon während der zärtlichen Liebkoſungen der Eltern.

Welchen Eindruck dieſer Anblick auf mich machte!

Ich ſtand in ſtummer Bewunderung, ich glaube, ich faltete ſogar die Hände, und dachte: Wahrlich, an der Seite eines ſolchen Weibes müßte einem ſelbſt die Hölle zum Himmel werden. O ihr Thoren den Romanſchreibern, die ihr da fabelt, als währten die Flitterwochen kaum die Zeit von zweimal vierzehn Tagen!

Und gegen ſolch ein Weſen nur irgend einen Liebesgedanken hegen, das hätte mir ein himmelſchreiendes Unrecht geſchienen, freilich ganz gegen die Maximen der jetzigen jungen Männer, die im Gegentheile gerade da Alles aufbieten, um die Liebe einer Frau zu erlangen, die einem Andern angehört, nur um ſich dann im Kaffehauſe gegen die Confreten mit ſeiner Eroberung rühmen zu können, weil ein ſolcher Triumph ihnen weit glänzender erſcheint, als über die Eroberung eines Mädchens, das nach ihrer Anſicht leichter Liebe gibt und Liebe nimmt.

Und ihr ſchmachtend blaues Auge ſchien ja mit ſolch einer Hingebung an ihrem Gatten zu hängen, daß es Wahnſinn geweſen wäre, von dieſem Weſen zärtliche Gefühle für einen Andern hoffen zu wollen.

Um den Anblick dieſer zärtlichen Gattenliebe noch zu genießen, vermied ich es ſorgfältig, irgend eine Veränderung in der Nähe meines Fenſters vorzunehmen, was ihnen den unberufenen Beobachter hätte verrathen können, weil ſie ſich dann vielleicht aus zu großem Zartgefühle gehütet haben würden, mich ferner zu einem Zeugen ihrer Herzensergießungen zu machen. Aus eben dieſem Grunde zog ich mich auch immer mehr in das Innere meines Stübchens zurück, um von da, beſſer geſchützt vor Entdeckung, mich an dem herrlichen Anblicke zu weiden.

Einmal war das Weibchen die Zärtlichkeit ſelbſt, ſo daß ich mich gar nicht von meinem Beobachtungspoſten trennen konnte. Lange Zeit war ihr Gemal ſchon weg, und noch ſtand ich da, ja verſäumte ſogar das Collegium, — was viel heißen will, — um nur noch länger den Anblick dieſes göttlichen Weſens zu genießen.

Und als hätte ſie meine Aufopferung geahnt, und ſich für meine enorme Bewunderung dankbar bezeigen wollen: ſie blieb am Fenſter, nahm ein Buch zur Hand, war jedoch nicht im Leſen deſſelben ſo vertieft, wie frühere Male, vielmehr ſchweifte ihr Blick öfter nach dem Garten, wahrſcheinlich um die Kinder zu beobachten, dachte ich, die ſich daſelbſt herumtummelten.

O nein! Bald erfuhr ich den eigentlichen Grund. In dem meiner Wohnung zunächſt gelegenen Hauſe wohnte ein junger Offizier, und dieſem galten ihre Blicke. Ein Kuß, den ihr zartes Händchen ihm zuwarf, diente als Zeichen, daß das Feld rein ſei. Er hatte es ſehr gut verſtanden, — nun freilich, er mochte ſchon eine tüchtige Praxi darin haben, — erſchien bald bei meinem zärtlichen vis-a-vis, und gab nun den Kuß, den ſie ihm früher zugeworfen hatte, ſammt wuchernden Intereſſen in natura zurück.

Und nun begann das Schauſpiel von neuem, von dem ich ſchon früher Zeuge geweſen war, nur mit dem Unterſchiede, daß die Zärtlichkeit ihrerſeits bei weitem in höherem Grade verſchwendet wurde, wie früher, was auch ganz natürlich; frühee galt ſie blos dem Gemale, und jetzt — dem Liebhaber.

Bei dieſem Anblicke ſtand ich wieder wie angewurzelt, aber keineswegs aus allzu großer Erbauung. Im Gegentheile, ich war ſo entrüſtet, daß ich der Aeger faſt zitterte. Aber nicht Eiferſucht war es, was mich ſo in Wuth verſetzte, denn früher hielt ich ſie für zu erhaben, als daß ich an Liebe gedacht hätte, und jetzt mußte ich ſie verachten; nur der Gedanke, mich ſo ſchändlich in ihr getäuſcht zu haben, nur der brachte mich in ſolche Wuth. Alſo auch dieſer unſchuldige Blick, der alles eher, nur nicht Heuchelei zu bergen ſchien, auch ein ſolcher konnte trügen! Dann, Shakespeare! haſt du nicht unwahr geſprochen: „Weib, dein Name iſt Gaukelhaftigkeit!“

Doch dies war nicht Alles, was ich ſehen ſollte.

Als der Buhle ſein Liebchen ſchon verlaſſen hatte, ſollte ich als Drangabe erſt noch Zeuge eines echten, zärtlichen Familienbildes werden.

Die Kinder tobten und lärmten im Garten, hüpften und prügelten einander, daß ſie vor Schmerz ein wahres Zetergeſchrei erhoben; — und die zärtliche Mutter ſitzt träumeriſch am Fenſter, blättert in einem Romane — oder ſollte es ein Kochbuch geweſen ſein?? — und tauſcht Blicke und Küſſe mit dem Buhlen.

Jetzt hätte mich kein Menſch aus meinem Zimmer, kein Menſch von meinem Beobachtungspoſten gebracht. Ich ſchob mir einen Seſſel zurecht, poſtirte mich ſo, daß ich das gegenüberliegende Fenſter nicht aus den Augen verlor, und erwartete höchſt geſpannt die Zurückkunft und den Empfang ihres Gatten.

Um die Mittagsſtunde erſchien er.

Wie ſie ihn empfing? — So zärtlich und ſo unſchuldig, als wäre nicht das Geringſte vorgefallen.

Jetzt war ich nicht länger mehr meines Meiſter. Ich trat an's Fenſter, ſang oder brüllte vielmehr nach einer ſchnell componirten Melodie Schillers herrlichis:

Selig durch die Liebe,
Götter durch die Liebe!

und accompagnirte ſelbes aus allen Leibeskräften auf den Fenſterſcheiben.

Und wahrlich, dieſer Ausſpruch war vielleicht nie wahrer, als eben hier. War der liebe Güterinſpektor nicht ein Gott? — freilich ein verkappter, — Jupiter, als er die holde Europa entführte.

Ob ſie meine Anſpielung verſtanden, zweifle ich; gehört aber hatten ſie mich, denn ſie zogen ſich gleich bei Beginn meines Liedes vom Fenſter zurück.

Seit der Zeit blieb auch das Fenſter fortwährend verhängt. Ich kümmerte mich auch weder um Gemal, noch um Gemalin, noch um den Liebhaber, wohl aber um ſo mehr um meine alte Liebſchaft, um Tildchen. Konnte ſie nicht auch, was in einem Badeort ſo leicht geſchieht, eine intereſſante Bekanntſchaft machen, wo ſie mir dann, wenn ich ſie noch bekäme, gleich einen galanten Hausfreund mitbrächte? Dies hätte mich jedoch weniger beunruhigt, da ich Tildchen in dieſer Beziehung zu kennen glaubte; allein ſchon ſeit längerer Zeit hatte ich kein Schreiben von ihr erhalten, und wußte nicht, was ich davon denken ſollte. Dies beunruhigte mich eigentlich. In ihrem letzten Briefe hatte ſie mir geſchrieben, daß ſie ſtets etwas unwohl ſei. Konnte ſie da nicht ernſtlich krank geworden ſein? Wenigſtens hielt ich nur Krankheit für die Urſache, weßhalb ſie ſo lange nichts von ſich hören ließ.

Mit Ungeduld ſah ich den Ferien entgegen. Kaum waren die Collegien geſchloſſen, ſo ſaß ich ſchon auf dem Stellwagen, und ſteuerte auf . . .d los, wo Tildchen ſich aufhielt. An dem letzten Abhange, wo die Straße ſich in das Thal hinabſenkte, und man . . .d mit ſeinen freundlichen Umgebungen überſchauen konnte, ſtieg ich ab, übergab meine Sachen dem Kutſcher in Verwahrung und ſuchte mir ein Plätzchen, wo ich mit gehöriger Muße die herrliche Gegend betrachten, und zugleich meinen Gedanken, durch die baldige Zuſammenkunft mit Tildchen hervorgerufen, nachhängen konnte. Nicht fern von der Straße ſtand eine Kapelle, rings von hohen Linden umgeben. Dort im Schatten der Bäume ſtreckte ich mich auf den üppigen Raſen. Der Reiz der Gegend, der anfangs ſo angenehm überraſchend auf mich wirkte, vermochte jedoch nicht lange meine Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Der Gedanke an die Nähe der Geliebten verdrängte bald alle anderen Gedanken, und rief ein Unbehagen und eine Beklemmenheit in mir hervor, wie wir dies ſo oft fühlen, wenn wir wiſſen, daß wir bald mit geliebten Perſonen zuſammentreffen, von denen wir jedoch lange nichts hörten, und wo die Ungewißheit ihres Schickſals und die Sorgen um ihr Wohlbefinden mit der Freude des Wiederſehens in unſerer Bruſt ſtreiten, und dadurch eben jenen unbehaglichen Zuſtand hervorrufen.

Ich verſank allmälig in einen mehr traumähnlichen Zuſtand, wo die verſchiedenartigſten Gefühle einander bekämpften, ganz unbekümmert um die Außenwelt, ſo, daß ich gar nicht bemerkte, wie ſchnell die Zeit verrann. Der Abend dachte ſchon hereinzubrechen, und doch hatte ich noch ein hübſches Stück Weges bis nach . . .d zurückzulegen. Ich achtete nicht darauf.

Digitized by Google

Da ertönt mit einem Male aus der nahen Kapelle ein vierſtimmiger Männergeſang. Meine frühere Stimmung war dahin. Ich lauſchte den Tönen, die mich endlich in das Innere der Kapelle zogen. Es war eine Trauung. Nur wenige Perſonen waren anweſend. In einem der Herren glaubte ich Tildchens Vater zu erkennen. Voll trüber Ahnung eilte ich haſtig, jedoch unbemerkt dem Altare näher. Noch ein Pfeiler, und ich konnte das Antlitz der Braut ſehen. Es war — Tildchen.

Den andern Tag Abends ſchon ſah ich wieder die Thürme des alt-ehrwürdigen Prag. In meiner Wohnung angelangt, fand ich einen Brief, der Tags zuvor unter meiner Adreſſe war abgegeben worden. Er war von Tildchens Schweſter, worin ſie mir Tildchens Vermälung mit einem bekannten Sänger des Hoftheaters zu W — kund that, hinzufügend, daß nur der unabänderliche Wille ihres Vaters ſie zu dieſem Schritte vermocht habe.

Papſt Pius IX.

Digitized by Google

Biographiſche Skizze aus dem Leben Papſt Pius IX.

Giovanni Maria Maſtai Ferretti, geboren am 13. Mai 1792, iſt der Sohn des Grafen Maſtai von Sinigaglia, eines nicht gerade reichen, aber doch begüterten Mannes. Anfangs wollte er ſich dem Militärdienſte widmen, und war auch bereits nach Rom gekommen, um Aufnahme in die adelige Leibwache Papſt Pius XII zu erhalten. Allein ſeiner Kränklichkeit halber wurde ihm ſein Wunſch abgeſchlagen, worauf er den Entſchluß faßte, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Er ſtudirte nun mit dem größten Eifer Theologie, und wurde Prieſter **canonicus di S. Maria di via lata** in Rom.

Im Conſiſtorium vom 17. Dec. 1832, wurde er von Papſt Gregor **XVI.** aus der erzbiſchöflichen Diöceſe von Sinigaglia, zu welcher Zeit er bereits die Stelle eines Direktors des unter dem Namen **Tata Giovanni** bekannten **Hospitiums dell' Ascenta** in Rom, dann die des Präſidenten des apoſtoliſchen Hoſpitiums St. Michele bekleidete, und früher in Angelegenheiten des heil. Stuhles (unter Papſt Leo VII.) nach der Republik Chili in Süd-Amerika war geſendet worden, zum Biſthume von Imola überſetzt. In Anerkennung ſeiner Verdienſte und ſeines Hirteneifers wurde er im Conſiſtorium vom 23. Dec. 1839 vom verſtorbenen Papſte zum Cardinal ernannt, welcher Ernennung er ſich mit einer das ganze Collegium erbauenden Demuth unterwarf, und dieſe Wahl wuede am 14. Dec. 1840 publicirt. Er erwarb ſich auch große Verdienſte um Wohlthätigkeitsanſtalten. Er errichtete im biſchöflichen Seminare ein Convict für unbemittelte Cleriker, er gründete Verſorgungen für Waiſen beiderlei Geſchlechts, Stiftungen zum religiöſen Unterrichte der Kinder aus den untern Volksklaſſen, berief aus Neapel die barmherzigen Schweſtern vom Orden Vinzenz de Paula, und übertrug ihnen die Obſorge der Anſtalten der Giuſeppine der Findlinge und des Krankenhauſes, deſſen ökonomiſche Verwaltung er durch die Reformirung ſeiner Statuten verbeſſerte; er errichtete unweit der Kirche del Cimitero ein Verſorgungshaus für die Geiſtlichkeit und dotirte es in angemeſſener Weiſe. Er gründete eine bibliſche Akademie mit entſprechenden Satzungen. In den letzteren Tagen war er mit der definitiven Gründung eines Rettungshauſes für aufſichtsloſe Mädchen beſchäftigt, zu welchem Zwecke er auch die nöthigen Räumlichkeiten angekauft hatte.

Es iſt in der Kirchengeſchichte vielleicht ohne Beiſpiel, daß nach zweitägigem Conclave, im vierten Skrutinium 37 Stimmen unter 50 ſich für die Wahl eines neuen Papſtes vereinigten, der nun zu Ehren ſeines Vorgängers im Biſthume von Imola, Pius des VII., den Namen Pius IX. ſich beilegte.

Die Marmorſtatue des Columbus.

Dieſe in Marmor gehauene Gruppe bildet eine der Zierden auf der vorderen Façade des Capitols in Waſhington. Das Sujet iſt die Entdeckung der neuen Welt. Chriſtoph Columbus betritt endlich die von ſeinem Genie errathene Erde; er wendet ſich gegen Europa und zeigt den Bewohnern desſelben einen Globus, als Sinnbild der wahrhaften Form der Erde. Er thut dies triumphirend, denn Neid und Unwiſſenheit haben ihn bis jetzt ſeine Meinung ſtreitig gemacht.

Während er ſich ſo ganz den Gedanken überläßt, die ſeine Seele mit einem heiligen Enthuſiasmus füllen, ſtarrt ihn eine Indianerin mit Bewunderung und zugleich mit Furcht an: in ihren Augen iſt Columbus eine übernatürliche Erſcheinung, ein Halbgott; ſie weiß nicht, ſoll ſie fliehen, ſoll ſie ſich niederwerfen und ihn in Ehrfurcht anbeten? Der Unterſchied der beiden Racen iſt durch die ſchwellende Nacktheit der jungen Indianerin im Gegenſatze mit der männlichen Energie und edlen Stellung des europäiſchen Helden dargeſtellt. Dieſe Gruppe wurde vom Bildhauer Perlito in Neapel gearbeitet; ſie wurde nach einer fünfjährigen Arbeit vollendet.

Digitized by Google

Das Kaiser Franzens-Monument

auf dem innern Burg-, nunmehrigen Franzens-Platze in Wien.

Auf einer länglich viereckigen, granitenen Unterlage von 38 auf 40 Schuh erhebt sich ein grosses Piedestal, um welches ein bronzener Meander herumläuft; dieses dient einem zweiten Granitblocke mit vorspringenden Würfeln zur Unterlage, auf welch letzterem 4 kolossale 10½ Schuh hohe Statuen angebracht sind: die Religion, den Frieden, die Gerechtigkeit und die Kraft in sitzender Stellung vorstellend. Auf dem Mittelwürfel erhebt sich eine achtseitige Säule, deren Fuss mit bronzenen Oliven- und Eichen-Kränzen geziert ist. In den Flä-

Digitized by Google

chen der achtseitigen Säule sind 8 Basreliefs angebracht, dessen 9 Schuh hohe Figuren, die Wissenschaft, den Krieg, die christliche Kunst, die Viehzucht, Landwirthschaft, Bergbaukunde, Industrie und den Handel verstellen. Auf zwei von der achteckigen Säule getragenen Sockeln erblickt man die kolossale, 17½ Fuß hohe Statue Sr. Majestät weiland Kaiser Franz I. stehend, in römischer Toga; die linke Hand hält den Scepter, die rechte ist ausgestreckt. Das ganze Monument mißt über 50 Fuß. Die Hauptfronte mit der Inschrift:

„AMOREM MEUM POPULIS MEIS"

sieht gegen den Schweizerhof zu.

Australische Lebensbilder.

Von Charles Newcroft. (Esq. *)

Ein Zusammentreffen mit einem Lebenslänglich-Deportirten; dessen Geschichte.

Ich hatte einige Geldangelegenheiten mit einem Ansiedler in der Nähe von New Norfolk zu ordnen, schlug also diesen Weg ein, und wollte von dort aus quer durch's Land nach dem Clydefluß reiten. Ich blieb in New Norfolk über Nacht, und setzte am andern Morgen in aller Frühe meine Reise fort; es war möglich, daß ich noch vor Abend meine Behausung erreichte, obwohl das Land hügelig war, denn mein Pferd war ein tüchtiger Paßgänger. Vor Buschkleppern oder Eingebornen fürchtete ich mich nicht, denn alle Buschklepper bis auf zwei waren gefangen genommen worden, und die Eingebornen brauchte ich nie zu scheuen, wenn ich bewaffnet und beritten war. Indeß stieß mir auch nichts Bemerkenswerthes mehr auf, bis ich etwa noch ein paar Stunden vom Hause entfernt war; hier sah ich auf einmal ein Rudel Schafe, die mein Zeichen trugen, und die ich dann sogleich für ein paar Stücke von meiner Merineheerde erkannte. Von jener Art Instinkt angetrieben, welche den Ansiedler veranlaßt, seiner verlornen Heerde nachzugehen, wo er sie findet, jagte ich nun hinter den Schafen her, die mich bergauf, bergab in's Land hinein lockten.

Es waren höchstens ihrer zwanzig, aber sie jagten davon wie Hirsche, denn die versprengten Schafe verwildern in Van Diemensland gar schnell, und wem dieses Faktum noch neu ist, der kann sich gar nicht genug wundern, wie stark und wie anhaltend sie laufen können; es ist eine wahre Parforcejagd. Allein und ohne Hund vermochte ich indeß nichts gegen sie auszurichten; meine Jagd auf diese Schafe hatte mich überdem in die Nähe eines der steilen Hügel gelockt, welche die Ufer der Clyde einschließen, und da der Ritt über das Hügelland dieses Distrikts mein Pferd ziemlich ermüdet hatte, hielt ich es für das Gerathenste, ihm eine kurze Rast und einen frischen Trunk zu gönnen; ich stieg also ab, führte es im Zickzack an der steilen Bergfläche hinab zum Wasser, das eine grüne Grasmatte einfaßte, und band es hier an. Hierauf stieg ich den Hügel wieder hinan, um mich ein Wenig in der Gegend umzusehen, denn mir schien, als habe ich hier einen Landstrich entdeckt, der eine vorzügliche Weide für 5 — 600 Stück Schafe geben könne, und auf welchen noch Niemand vor mir verfallen sei.

Höchst zufrieden überschaute ich mir die Gegend und war bis an den Rand eines Abhangs vorgetreten, der steil und in einer Tiefe von etwa 100 Fuß nach dem Flusse hinabfiel, um eine bessere Fernsicht zu haben, als ich in einiger Entfernung einen Mann mit einer Flinte in der Hand aus einem dichten Gebüsche unfern von mir heraustreten sah. Er glich seinem Aeußern nach einem Schafhalter oder Schäfer, und da ich in diesem Augenblicke an nichts weniger dachte als an Buschklepper, hielt ich ihn für irgend einen ehrbaren Schäfer, der schon vor mir diesen trefflichen Wiedegrund entdeckt hatte.

Diese Wahrnehmung ärgerte mich freilich einigermaßen, denn ich hatte mir im Geiste schon meine Heerde hier weidend und die Hirtenhütte daneben vergegenwärtigt, und überschlug eben im Stillen, wie viel Schafe hier wohl hinreichendes Futter fänden, während der vermeintliche Schafhalter auf mich zukam. Ich hatte meine Flinte in's Gras gelegt, um mich zu erleichtern, während ich mir die Gegend beschaute, denn ich dachte wahrlich nicht an die Möglichkeit, mich ihrer bedienen zu müssen, da ich so nahe am Clyde war und mich vor Buschkleppern nicht fürchtete.

Unterdessen kam der Unbekannte immer näher auf mich zu, und die Art und Weise, wie er seine Muskete hielt, dünkte mir so auffallend, daß ich Argwohn schöpfte. Nun faßte ich ihn genauer in's Auge, und erkannte in ihm mit Schreck und Erstaunen den Zigeuner, der der Anführer der letzten Bande von Buschkleppern gewesen war. Ich hatte nur noch Zeit meine Flinte vom Gras aufzuheben, als er, sein Gewehr auf mich anlegend, mir aus einer Entfernung von fünfzig Schritten den Befehl zurief, meine Waffen abzulegen. Ich zielte bereits nach ihm, und statt aller Antwort auf seinen Anruf, spannte ich den Hahn, legte den Finger an den Drücker und machte mich zum Feuern fertig. —

So standen wir uns etwa eine Minute starr gegenüber, bis mir das Anschlagen meines Gewehres unbequem ward und ich es absetzte, ohne jedoch die Mündung desselben von ihm abzukehren oder den Finger vom Drücker zu entfernen. Ich sah, daß er bei dieser meiner Bewegung stutzig wurde, zögerte, und endlich seine Flinte absetzte wie ich. — Ich wußte nicht, was ich aus diesem seltsamen Abenteuer machen sollte; ich wollte nicht zuerst feuern, will er Spiessgesellen in der Nähe haben konnte, und mir schien, als wage er ebenfalls nicht auf mich zu feuern, aus Furcht, in meiner Gewalt zu sein, wenn er mich fehle.

Wie ich nun meinen Gegner genauer betrachtete, schien mir's, als sei er sehr ermüdet und gebeugt. Sein Anzug und sein wilder grauer Bart ließen ihn zwar noch immer wild genug erscheinen, allein in seinem Blicke lag gleichsam eine Versicherung, daß er, wenn irgend möglich, ein Gefecht vermeiden würde. Durch diese Muthmaßung kühner gemacht, warf ich meine Flinte über die Schulter, und winkte ihm ein Gleiches zu thun.

„Wer seid Ihr?" rief ich ihm zu, „und was wollt Ihr hier?"

„Wer seid Ihr?" rief er herüber.

„Einer, der Euch nichts zu leide thun möchte, selbst wenn Ihr wäret, was Ihr zu sein scheint!"

„Und wofür haltet Ihr mich denn?" rief er.

„Für Einen, der sich in den Busch geschlagen hat," versetzte ich; — „allein ich will nichts von Euch, wenn Ihr nichts von mir begehrt!"

Auf diese Worte hin trat er auf mich zu, bis er kaum noch zwölf Schritte von mir entfernt stand. „Ich sehe," sagte er, „daß Ihr nicht zu den Soldaten gehört, und glaube Euch trauen zu dürfen!"

„Kommt mir nicht näher!" rief ich; „es thut mir leid um

*) Nach dessen höchst interessanten Tales of the Colonies, wovon wir eine längere Reihe von Auszügen mittheilen werden.

Euch, aber es sind gefährliche Zeiten; Ihr mögt mir wohl trauen, aber dürft nicht erwarten, daß ich Euch traue!"

„Ihr habt Recht!" gab er zur Antwort, schaute sich scheu um, zögerte eine Weile, blickte mir dann fest in's Gesicht und fragte: „Ihr seid wohl Einer von den alten Ansiedlern?"

„Allerdings," versetzte ich, „und mein Gehöfte liegt an den Ufern dieses Flusses, kaum zwei Stunden von hier. Mein Name ist William Thornley, und nun wißt Ihr Alles von mir, was Euch zu wissen noththut. Wer seid Ihr?"

Ich wußte nur allzu gut, wer er war, hielt es aber nicht für gerathen, ihn dies merken zu lassen, und wollte überhaupt der Sache ihren Lauf lassen.

„Wer ich bin?" fragte der Buschklepper; „ach, das läßt sich nicht so leicht sagen; ich will Euch jedoch zeigen, daß Ihr mir trauen dürft," wenn Ihr mir nur Euer Wort geben wollt, den Vortheil nicht zu benützen, denn ich Euch über mich einräume .... nicht etwa, daß ich fürchtete ...."

„Ich gebe Euch gerne mein Wort, daß ich nichts gegen Euch unternehme," gab ich zur Antwort; — „aber was wollt Ihr von mir? Was ist Euer Begehren?"

Er gab keine Antwort, legte aber seine Flinte sachte in's Gras, ging um mich herum und saß einige Schritte von mir auf den Boden nieder, so daß ich zwischen ihm und seinem Gewehre stand. „Nun, Mr. Thornley?" fragte er jetzt, „sind Sie damit zufrieden? Sie sehen nun, ich bin ohne Waffen. Ich verlange von Ihnen nicht dasselbe, weil ich nicht erwarten darf, daß Sie mir trauen; allein ich möchte in der That etwas mit Ihnen reden. Ich habe etwas auf dem Herzen, was mich fürchterlich drückt, und was ich gar zu gerne auch einem Andern mittheilen würde. Ich kenne Ihren Charakter und weiß, daß Sie niemals hartherzig und grausam gegen die Sträflinge sind, welche Sie beschäftigen, wie manche Andere. Irgend Jemandem muß ich mich unter allen Umständen mittheilen. Wollen Sie mich nun anhören?"

Diese Anrede zu solcher Zeit und an diesem Orte rührte mich tief; in der ganzen weiten Wildniß um uns her war kein Ton zu hören, kein lebendes Wesen zu erblicken; unter uns strömte der Clyde am Fuße eines steilen Abhangs dahin, ringsumher war nur wellenförmiges Hügelland ohne Baumschlag, und in blauer Ferne der Schneeberg, der die Gränze der Landschaft bildete. Ich schaute mir den Mann argwöhnisch an, denn ich hatte schon so manche Fälle von der Heimtücke und Hinterlist solcher Buschklepper gehört, daß ich einen Moment fürchtete, sein Betragen sei nur eine Kriegslist, um meine Vorsicht einzuschläfern. Indem war er ja derselbe Bursche, den ich erst vor Kurzem an der Spitze der Rotte verzweifelter Buschklepper gesehen hatte, die am großen See gefangen genommen worden waren. Er bemerkte das Zaudern und den Zweifel in meinem Blicke, deutete auf sein Gewehr, welches etliche Schritte hinter mir lag und sagte: „Was kann ich sonst noch thun, um Sie zu überzeugen, daß ich weder Gewalt noch Hinterlist gegen Sie im Schilde führe? Gewiß, wenn Sie erst mein Anliegen erfahren haben, werden Sie sehen, daß mir keine schlimmen Absichten gegen Sie einfallen können!"

„Was ist denn Euer Begehren?" fragte ich, „sagt mir's rund heraus: gehört Ihr vielleicht zu der Rotte Buschklepper, welche neulich so viel Unheil auf dieser Insel angerichtet hat?"

„Freilich," versetzte er, „und noch mehr! ich bin — oder vielmehr ich war ihr Anführer. Der Anschlag zu unserer Flucht von Macquarie Harbour rührte von mir her, ich hielt diese Männer zusammen, und lehrte sie ihre Stärke kennen und benützen. Aber das gehört nicht hieher, und ich brauche Ihnen nichts hievon zu sagen. Ich sage Ihnen nur, wer und was ich bin, damit Sie sehen, daß ich keinerlei Hehl vor Ihnen habe, und weil ich eine Gefälligkeit, eine sehr große Gunst von Ihnen erbitten möchte; ja, wenn ich diesen Liebesdienst von Ihnen nicht auf andre Bedingungen erhalten kann, so will ich mir's sogar gefallen lassen, daß Sie mich gefangen nehmen, in's Lager der Soldaten bringen, und das Kopfgeld, welches auf die Gefangennehmung des Zigeuners — aha, ich sehe, Sie kennen diesen Namen und den Schreck, den er hier im Lande einflößt, besonders bei den hartherzigen Schurken, die mich verfolgen! — das Kopfgeld einstreichen, welches auf die Gefangennehmung des Zigeuners gesetzt ist, — ja daß sein Tod — denn es kommt ja doch noch so weit — der Preis der Gunst sein soll, welche ich von Ihnen erbitten will!"

„Sprecht nur, armer Mann!" sagte ich; „Ihr habt zwar ein paar böse Stücke auf dem Gewissen, allein hier ist nicht Ort und Zeit, davon zu reden! Was wollt Ihr von mir? wenn Euer Begehren von der Art ist, daß es ein ehrlicher Mann erfüllen kann, so seid im Voraus gewiß, daß ich es thue!"

„Sie wollen also?" rief er; „aber Sie wissen ja noch nicht, was ich wünsche! Hören Sie mich an!"

Ich setzte mich in's Gras und er hub an:

„Sie wissen vielleicht nicht, daß ich schon seit zehn Jahren in den Kolonieen bin — ich war ein „Lebenslänglicher." — 'S ist aber zu schwer, solche Strafe. — Lieber einen Mann gehängt, als für sein ganzes Leben gestraft — es muß noch die Hoffnung eines Aufhörens von Jammer und Elend da sein. — Der Mensch kann dann doch, und wenn es noch so weit hinausgerückt wäre, die späteren Jahre herbeisehnen — es wäre ihm etwas geblieben. Doch fort mit dem! ich habe es auch nur erwähnt, weil ich glaube, es war gerade dies Gefühl der Verzweiflung, was mich zuerst zum Unrecht verführte und nachher immer weiter und weiter trieb.

Gleich nach meiner Landung wurde ich einem sehr guten Herrn übergeben; damals waren nicht viele Ansiedler hier, und wir wußten auch noch nicht so viel vom Lande wie jetzt; da ich aber in vielen Dingen Geschick zeigte und Manches verstand, womit ich Geld zu verdienen wußte, so konnte ich mich auch bald meiner Freiheit unter der alten Bedingung erfreuen; ich brauchte nämlich nur wöchentlich eine gewisse Summe an meinen Herrn zu bezahlen. Das geht jetzt freilich nicht mehr an; damals geschah es aber häufig, und noch dazu mit den Ersten des Landes. Alles was ich wollte, war meine Freiheit, und der konnte ich mich für sieben Schillinge die Woche erfreuen. Dennoch aber fühlte ich, daß ich Gefangener sei, wußte, daß ich jeden Augenblick, je nach einer Grille meines Herrn, wiederum zu öffentlicher Arbeit verwendet werden konnte, und was meinen Widerwillen noch vermehrte, ich hatte ein junges Mädchen kennen gelernt und heirathete es. Jetzt erst wurde mir die Sklaverei eine Last, denn ich liebte mein Weib wahrhaft, und konnte mir eine Trennung von ihr nicht denken. Als ich mich daher etwa drei Jahre auf diese Art erhalten hatte, machte ich einen Versuch, mit ihr in einem Schiff nach England zu entfliehen. Es war ein toller Plan, ich weiß es; was thut aber ein Mann nicht Alles, um seine Freiheit zu erlangen?"

„Weßhalb wolltet Ihr denn nach England zurück?" fragte ich ihn; „warum wurdet Ihr hieher gesandt?"

„Ach, Sir! wenn ich Ihnen das auch sagen wollte, Sie glaubten es mir doch wohl nicht; kaum ein Gefangener ist auf der ganzen Insel, der nicht, wenn man fragt, weßhalb er gestraft sei, sagen wird, er sei unschuldig. — Ich weiß auch nicht, ob es eine eheliche Frage ist; wie kann man verlangen, daß sich ein Mann selbst verdammen soll?"

„Ich hätte Euch nicht gefragt, wäre es nicht Euer eigener Wunsch gewesen, mir Eure Geschichte zu erzählen — doch — wir können das übergehen; fahrt fort."

„Ich habe keine Gründe, es zu verschweigen. Ich wurde mit anderen Wilddieben in Herefordshire eines Nachts von den Jägern und Aufpassern überrascht — es kam, ich weiß selbst nicht einmal mehr wie, zu Schlägen und vier der Leute wurden getödtet."

„Und Euch klagte man auf Mord an?"

„Mich mit zwei anderen. — Einen hängten sie, wir anderen beiden wurden auf Lebenszeit deportirt."

„Je weniger wir darüber reden, desto besser ist es — fahrt jetzt lieber in Eurer Erzählung fort und sagt mir, was Ihr von mir verlangt."

„Das soll gleich geschehen; doch jetzt zu meiner Geschichte, oder

Digitized by Google

Sie würden mich nicht verstehen können. Ich wurde in dem Schiffe, hinter Fässern verborgen, von dazu beauftragten Leuten entdeckt, und mit meiner Frau an's Land geschafft. Wahrscheinlich wissen Sie, daß hier auf diesem Vergehen der Tod steht; Colonel Davey aber schenkte mir das Leben, ich wurde jedoch zu — Ketten-Arbeit verdammt. Das war ein entsetzliches Leben und der Entschluß stand nach kurzer Zeit fest in mir, es nicht zu ertragen. Bald fand ich noch mehrere unter den Kettengefangenen, die ebenfalls bereit waren in den Wald zu fliehen, wenn sie nur Jemanden gehabt hätten, der den Plan für sie entwarf. Zu Kopfarbeit zeigte ich von früher Jugend auf Geschick, und es dauerte nicht lange, so gelang es mir in einer Nacht, uns von unseren Ketten zu befreien. Noch drei außer mir gehörten zu den Verschworenen.

Wir erstiegen jetzt die Mauer mit leichter Mühe, und zuerst glitt Einer hinunter — es war stockfinster und nicht möglich zu erkennen, was aus ihm wurde, — dann der zweite, dann der dritte und zuletzt ich. Kein Wort wurde gesprochen und das Herz pochte mir leicht und fröhlich, als ich an der Außenseite des Gefängnisses, mit Hilfe des obenbefestigten Seiles hinunterfuhr — meine Freude war aber nur von sehr kurzer Dauer. Einer der feigen Schufte hatte uns verrathen, und als ich den Boden erreichte, fand ich mich in den Fäusten von zwei Konstabeln, die mich umklammerten. Den Einen schlug ich zu Boden und wäre auch leicht mit dem Andern fertig geworden, hätte dieser nicht das Alarmzeichen gegeben; aus jeder Himmelsgegend kamen sie jetzt herbeigeströmt, und Lichter und Soldaten folgten ihnen auf dem Fuße. So Vielen erlag ich natürlich bald; sie banden mir Hände und Füße, und dann wurde ich, für Ausbruch und Widersetzlichkeit gegen einen Konstabel, vor Gericht gestellt und verurtheilt, nach Macquarie-Harbour geschafft zu werden."

„Ich möchte Euch nicht in Eurer Erzählung stören," sagte ich; „aber was hat dies Alles mit dem Dienst zu thun, den ich Euch leisten soll? Die Sonne geht hinter jenem Hügel unter und . . . ."

„Nur einen Augenblick harren Sie noch, nur einen Augenblick! Sie sollen gleich sehen, wie Alles zusammenhängt. Noch habe ich nicht gesagt, daß meine Frau mir eine Tochter geboren hatte. Sie ist jetzt sieben Jahre alt. Ich liebte das Kind, Mr. Thornley, mehr wohl, heißer wohl, als Eltern ihre Kinder gewöhnlich lieben; es war mein Alles, der einzige Glanz- und Lichtpunkt meines trüben, freudenlosen Lebens. Als ich nach Macquarie-Harbour geschickt wurde, hätte ich es für eine Barmherzigkeit angesehen, gehängt zu werden, und ich selbst würde mich meines qualvollen Lebens entledigt haben, wäre nicht damals der Gedanke an mein Kind gewesen, was mich noch an diese Erde fesselte. Doch ich will nichts mehr hierüber sagen. Wenn ein Mann Buschklepper wird und das thut, was ich jetzt gethan habe, dann hält man ihn gewöhnlich für ein Ungeheuer, das gar keines Gefühls, keiner Zuneigung mehr fähig ist; die Leute kennen uns aber noch nicht. Keiner, Herr! nicht ein Einziger unter den wildesten Schuften ist so böse, daß nicht noch ein Fünkchen Gutes in ihm glimmte; ich erwarb mir darin einige Erfahrung, denn dies Macquarie-Harbour ist die wahre Hölle auf der Erde. Doch Sie haben jetzt keine Zeit, all' das Elend, all' die Qual anzuhören, welche die unglücklichen Gefangenen in jenem fürchterlichen Platze erdulden müssen — sie halten es auch nie lange aus. Mein größter Jammer war aber jetzt, daß ich von meinem Liebling, von meinem kleinen Mädchen, meiner einzigen Freude, getrennt wurde. Kaum war ich nämlich einen Monat in Macquarie-Harbour gewesen, als ich die Nachricht bekam, daß mein Weib gestorben sei.

Die Wahrheit zu gestehen, wie sehr ich sie auch liebte, freute es mich fast, als ich es hörte. Der Gedanke, sie in eines Andern Armen zu wissen, wäre mir fürchterlich, unerträglich gewesen — und eine Wiedervereinigung mit ihr war für mich nicht zu hoffen und unerreichbar; — jetzt war sie aber todt, lag in der stillen, kalten Erde, und wahrlich, es gewährte mir ein Gefühl der Genugthuung, sie alles Schmerzes, alles Grames enthoben zu wissen. Aber mein armes kleines Kind, was war aus dem geworden? Tag und Nacht peinigte mich der Gedanke an dies, und so stark wurde endlich die Sehnsucht, es wiederzusehen, daß ich die Möglichkeit überdachte, aus Macquarie-Harbour zu entfliehen; wenn auch der Plan im Anfang fast wahnsinnig scheinen mochte, nicht allein die Flucht zu bewerkstelligen, sondern dann auch noch durch den Wald ohne Waffen und Lebensmittel zu ziehen und dabei fortwährend den Angriffen der wilden Eingeborenen ausgesetzt zu sein. Was kann aber nicht durch Geduld und feste Entschlossenheit, wie durch das Ergreifen des rechten Augenblicks, ausgeführt werden — ich habe das Geheimniß gelernt."

Des Zigeuners Geschichte begann mich jetzt zu interessiren, da ich auch hoffen durfte, einige nützliche Nachrichten über seine Flucht zu erfahren, und ich fragte ihn fast zu eifrig: — „Aber wie konntet Ihr entfliehen? auf welche Art gelang es?"

„Ja, es ist der Mühe werth, das zu hören," sagte er; „doch, da ich Sie mir gern zum Freunde machen will, sollen Sie es erfahren."

„Wie viele entflohen mit Euch?"

„Wir waren vierzehn im Ganzen. Sie wissen vielleicht, daß die Arbeit in Macquarie-Harbour entsetzlich schwer ist und die Entbehrungen dabei fürchterlich sind; würden die Gefangenen nicht einzeln so genau und sorgfältig bewacht, es bräche jeden Tag eine Empörung aus, so aber arbeiten sie in Ketten, die alle Tage untersucht werden, daher Flucht beinahe Unmöglichkeit wird. Wenn es aber auch wirklich einem Unglücklichen gelingen sollte, zu entfliehen, so ist nachher der Marsch d u r c h, das Leben im Walde ohne Waffen und Provisionen, kaum weniger schrecklich. Das achteten wir aber nicht, wir hatten den Entschluß gefaßt, unter jeder Bedingung den uns umgebenden Schrecknissen zu entgehen, und setzen unser Leben daran, ihn auszuführen.

Eine besondere Schwierigkeit stellte sich uns darin entgegen, daß wir so wenig mit einander reden konnten, um den Plan zur Flucht zu besprechen, um so mehr, da ich schon einmal verrathen war und äußerst vorsichtig zu Werke ging, mein Geheimniß nicht jedem zu eröffnen.

Sie müssen hiebei wissen, daß die verschiedenen Abtheilungen der Kettengefangenen von Aufsehern begleitet werden, die sie fortwährend beobachten und bewachen, während Schildwachen mit geladenen Musketen die Plätze umstellen; manchmal jedoch trifft es sich, daß einzelne Abtheilungen an die äußersten Linien der Arbeitsplätze, von der Masse abgesondert, hinbeordert werden. Auf eine solche Gelegenheit wartete ich.

Wir waren vierzehn zusammen, und emsig beschäftigt, den Tag über Bäume zu fällen und zu der Sägemühle hinzuschleppen, was die gewöhnliche Arbeit dort ist; wohl vermieden wir jedoch bis gegen Abend, irgend einen Verdacht zu erwecken, und sahen nur zu, daß wir heimwärts uns etwas zurückhielten. Zwei Schildwachen, an denen wir vorbei mußten, waren an der Linie und zwei Aufseher folgten uns; nach einem gegebenen Zeichen aber warfen sich Einige auf den am weitesten entfernten Soldaten, während ich den mir zunächst Stehenden umklammerte, daß er nicht schießen und kein Nothzeichen geben konnte. Unterdessen banden und knebelten Andere die beiden Aufseher, und so hatten wir sie Alle in unserer Gewalt und das Ganze dauerte kaum eine Minute, obgleich es längere Zeit erfordert, es zu erzählen. Die Musketen nahmen wir jetzt den Soldaten ab, und diese, mit den Patronentaschen, in deren jeder wir zwanzig Patronen fanden, machten unsere erste Bewaffnung aus. Auf diese Art wurde auch kein Leben genommen, obgleich wir damit wohl nicht gezögert hätten, wenn es nöthig gewesen wäre — es war es aber nicht, und meinem Grundsatz nach ist's nicht gut, unnütz Blut zu vergießen — erstlich beweist es Grausamkeit und dann — bringt es auch bei dem Verhören großen Nachtheil. Unsere nächste Sorge war jetzt, die Ketten los zu werden, denn wir hatten keine Zeit zu verlieren, und wußten, wir würden gleich nach dem Eintritt in das Gefängniß bei der Musterung vermißt und dann augenblicklich verfolgt werden.

Wir flohen jetzt so schnell wie möglich in den Busch, bis wir ein Stück Weges fort waren und nicht mehr gehört werden konnten, dann gingen wir mit Eifer daran, unsere Ketten zu sprengen, was

Digitized by Google

uns auch mit Allen, drei ausgenommen, gelang. An diesen war das Eisen so befestigt, daß es fast unmöglich schien, es abzuschlagen; wir schleppten aber die drei Geschlossenen, so gut es gehen wollte, mit uns fort, denn wir hatten nicht im Sinne, sie zurück zu lassen, und es gelang uns nach vieler Arbeit endlich am nächsten Morgen, auch diese in Freiheit zu setzen. Wir waren die ganze Nacht marschirt, denn wir hatten die Sturmglocke und die Alarmzeichen gehört; übrigens blieben wir immer im Vortheil, da uns eine Stunde Vorsprung schon sehr weit fortbrachte, und das Auffinden und Befragen der Geknebelten den Verfolgern ebenfalls Zeit geraubt haben mußte.

Hiezu kam noch, daß sie uns bewaffnet wußten und bei unserer Anzahl nicht wagen durften, sich so sehr zu vereinzeln, wobei denn die Fährten gar schwer im Dunkeln zu finden sind.

Zwar hatten wir keine Provisionen mit uns, machten uns aber wenig daraus und mußten nur unsere ganzen Kräfte anstrengen, das Marschiren auszuhalten, an das wir gar nicht mehr gewöhnt waren. Der Gedanke, frei zu sein, hielt uns aufrecht und wir flohen in gerader Linie, soweit wir diese nämlich verfolgen konnten, durch das Land. Am zweiten Tage jedoch fühlten wir uns fast Alle matt und elend, was noch durch die kalte, rauhe Nacht im Freien vermehrt wurde. Den zweiten Abend krochen wir in eine Höhle, die uns, da sie inwendig sandig war, ziemlich warm hielt, doch plagte uns der Hunger auf eine entsetzliche Art. Wohl hätten wir am vorigen Tag mehr als ein Känguruh schießen können, wir fürchteten aber, die Verfolger durch den Knall des Gewehres auf unsere Fährten zu locken. Wie wir so zusammengekauert da lagen, hörten wir das Quieken der Opossums in den Bäumen, und die am wenigsten Ermüdeten versuchten einige zu fangen. Das war aber eine böse Arbeit; sobald wir den Baum erklettert hatten, sprangen sie wie die Eichhörnchen fort, und überdies konnten wir sie kaum in der Dunkelheit erkennen. Doch gelang es uns endlich, einige von ihnen in niedere Büsche zu treiben, wo wir sünf mit Steinen erlegten, dann aber auch wieder einzeln herunterholen mußten, da sie sich, selbst schon todt, noch mit den Schwänzen an die Zweige klammerten und dort hängen blieben. Ganz hinten in der Höhle, damit es nicht gesehen würde, zündeten wir nun ein Feuer an und rösteten sie, wie es die Eingebornen machen. Sie schmeckten aber entsetzlich, und selbst wir, ausgehungert wie wir waren, wurden fast krank von dem Genuß derselben. Am nächsten Tage erlegten wir ein Känguruh, verziehten es jedoch roh, da wir sowohl durch das Feuer als durch den Rauch verrathen zu werden fürchteten. Doch will ich Ihre Zeit jetzt nicht damit in Anspruch nehmen, Mr. Thornley, Ihnen alle die einzelnen Zufälle und Schicksale eines solchen Marsches zu erzählen; wir kamen endlich. . . ."

„Habt Ihr irgendwo gutes Land gefunden?" fragte ich; „der Theil zwischen Macquarie-Harbour und den Ansiedelungen ist noch nie untersucht worden!"

„Nicht viel; fast alles, durch das wir kamen, war buschig; viele Steinhügel. Wenig Känguruh's sahen wir dabei und eben so wenig Fährten derselben; es ist ein furchtbares, rauhes Land, doch sind hie und da gute Stellen."

„Genug Wasser?"

„Wasser zur Genüge; jener Strich würde sich aber nicht zum Weidegrund eignen, denn dazu wollten Sie ihn doch benutzen. Der beste Boden von Van-Diemensland liegt östlich — dort könnte ich Ihnen herrliche Plätze zeigen."

„Danke," sagte ich; „aber kommen wir nicht ein wenig von unserem Gespräche ab?"

„Ach ja, ich wollte Ihnen erzählen, wie wir die äußeren Gränzen der New-Norfolk-Ansiedelungen erreichten und hier überlegten, was wir thun sollten. Einige stimmten dafür, den Platz anzugreifen, um Waffen zu bekommen, ich überredete sie aber, daß es besser für uns sein würde, der Seeküste näher zu rücken und zu versuchen, dort ein Boot zu stehlen, mit dem wir das Land ganz verlassen konnten; wobei wir uns aber freilich jetzt für eine Weile ruhig verhalten mußten, um keinen Verdacht zu erregen. Meine Gefährten waren das zufrieden, und wir schlugen eine gerade Richtung durch das Land nach den Brighton-Ebenen, und von da nach Pitt-Water ein, wo wir einige große Boote oder vielleicht irgend ein kleines Schiff zu finden hofften, mit dessen Hilfe wir entfliehen könnten."

„Und warum thatet Ihr es nicht?"

„Wir wollten es; erreichten Pitt-Water und lagen dort eine Zeit lang still, mußten aber endlich eines Ansiedlers Haus überfallen, um Lebensmittel zu erhalten, und das gab denn Alarm. Zwar warfen wir uns jetzt auf ein Boot, es war aber zu spät, die Soldaten hatten schon ihre Vorsichtsmaßregeln getroffen und verfolgten uns, so daß wir uns von Pitt-Water zurückziehen mußten und nun nach den See'n hinauf flohen, um uns von dort aus später westlich bis an die Küste zu ziehen, wo wir weit genug entfernt gewesen wären, um nicht mehr so viel von Verfolgung fürchten zu dürfen."

„Bei Pitt-Water habt Ihr aber viel Unheil angestiftet."

„Ich weiß es, Mr. Thornley — ich gestehe es; meine Leute waren aber entschlossen, sich Waffen zu verschaffen, und die Ansiedler widersetzten sich dem natürlich, dabei wurden mehrere von uns verwundet, und das machte sie wild."

„Später überfielt Ihr Mr. Moos' Ansiedlung."

„Meine Leute hatten erfahren, daß er eine große Summe Geldes in seiner Hütte aufbewahre; es wundert mich übrigens, wie Ansiedler noch so thöricht sein können, so etwas mit in den Wald zu nehmen — nur sein Geld wollten wir."

„Warum aber schlepptet Ihr den armen Mann mit fort?"

„Ich mußte es, um sein Leben zu retten. Einige der Männer hätten ihn unfehlbar umgebracht, wäre ich ihnen nicht dadurch zuvorgekommen. Es ist wahrlich so, Mr. Thornley, ich habe sein Leben gerettet."

„Gut, das wenigstens spricht sehr zu Euren Gunsten; jetzt aber, da die Sonne schon im Untergehen ist und es nur zu bald dunkel werden wird, sagt mir lieber schnell, was Ihr von mir verlangt."

„Mr. Thornley," sagte der Buschklepper, — „ich habe Ihnen von meinem kleinen Mädchen erzählt. — Ich habe es seit unserer Niederlage am großen See wieder gesehen. Sie wissen, daß ich und ein Anderer entkamen. Seit jener Zeit wagte ich mich selbst bis nach Hobart-Town hinein, um dort, unter der Hülle einer Verkleidung, mein Kind zu umarmen. Der Anblick der Kleinen, ihre Liebkosungen haben eine wunderbare Veränderung in mir hervorgebracht — ich möchte mein Leben opfern, um sie glücklich zu machen. Ich kann mir auch nicht verbergen, daß ich endlich doch einmal gefangen werden muß, und wenn ich nicht elendiglich im Walde umkomme, so werde ich irgendwo einmal verrathen, und erschossen oder gehängt."

„Und was könnte ich thun, das zu verhindern?"

„Nichts — nein, das weiß ich wohl, ich stehe zu schwarz angeschrieben, um noch auf Gnade hoffen zu können, die Regierung müßte mich schon hängen, und wenn es nur des Beispiels wegen wäre. Nein, nein, ich sehe mein Schicksal deutlich genug voraus; aber nicht an mich denk' ich jetzt, sondern an mein Kind. Mr. Thornley, wollen Sie das für mich thun, wollen Sie eine Handlung der Milde und Barmherzigkeit an einem Elenden ausüben, dem nur noch eins in dieser Welt am Herzen liegt? Ich weiß, ich verlange viel — darf mich nicht beklagen, wenn Sie es mir verweigern, dennoch wage ich es. — Wollen Sie mein armes, verlassenes Kind im Auge behalten, und soviel es Ihnen möglich ist, beschützen? Ich kann Sie nicht bitten, für dasselbe zu sorgen, sein Sie aber sein Beschützer, lassen Sie sein kleines, unschuldiges Herz wissen, daß Einer in der weiten, weiten Welt lebt, zu dem es um Rath, im Unglück vielleicht um Hilfe, auf jeden Fall aber um Theilnahme, um Mitgefühl aufblicken kann. Das ist meine Bitte, wollen Sie mit dem armen, verdammten und gehetzten Buschklepper so viel Erbarmen haben, um ihm die Erfüllung dieser Bitte zu versprechen?"

Mit Erstaunen, ja, wohl kann ich sagen, nicht ohne Rührung und Theilnahme horchte ich dem Flehen dieses wilden Mannes in der Sorge um sein Kind. Ich sah, er sprach aus vollem Herzen, in der Herzensangst lauerte kein Falsch, kein Verrath; in meinen Gedanken überlegte ich jedoch auch schnell alle die Unannehmlichkeiten, die die Sorge um eines gerichteten Verbrechers Waise mit sich führen könnte. Da begegnete

Digitized by Google

ich dem Blick des Vaters, dessen Auge mit solch' einem unaussprechlichen Gemisch von Angst und Erwartung an meinem Munde, an meinen Augen hing, der so ganz alles Andere vergessen hatte und nur von der Sorge um sein liebes Kind, um seine kleine Tochter gepeinigt wurde, daß es mir nicht möglich gewesen wäre, in diesem Augenblick dem Mann eine abschlägige Antwort zu geben.

„Ich will nach ihr sehen," — sagte ich, — „ich will für sie sorgen — aber kein Blut müßt Ihr mehr vergießen — versprecht mir das. Verlaßt Euch darauf — ich sorge für sie — ich habe noch nie mein Wort gebrochen."

„Genug, genug! mehr als ich hoffen durfte!" rief der Buschklepper; „ich danke Ihnen, Mr. Thornley, könnte Ihnen auf meinen Knieen danken; — aber was ist das? sehen Sie dort! einen Reiter . . . noch mehr zu Fuß . . . . ich muß fort!"

In demselben Augenblicke galoppirte ein Mann schnell auf uns zu und die Fußgänger kamen in geschlossener Reihe näher; ich sah, daß es Soldaten waren. Der Zigeuner betrachtete sie einen Augenblick aufmerksam, dann lief er nach seinem Gewehr, zu eilig aber es zu ergreifen, stolperte und stürzte er. Der Reiter, Einer der Konstabel von Hobart-Town, war zu schnell für ihn; ehe er sich wieder aufraffen und seine Flinte ergreifen konnte, hielt er an seiner Seite.

„Ergib dich, nichtswürdiger Schurke! ergib dich, oder ich zerschmettere dir den Hirnkasten!" rief er ihm zu.

Der Zigeuner griff in den Zügel des Pferdes, das wild aufbäumte und den Konstabel aus dem Sattel warf. Dieser jedoch war ein starker und behender Mann und ergriff im Fall den Zigeuner, den er umschlang und dessen Arme er einzuklammern versuchte, was ihm jedoch nicht gelang, und ein entsetzliches Ringen begann.

„Kommt!" rief der Konstabel jetzt, „kommt! so fangen wir ihn lebendig."

Die Soldaten rannten in wilder Eile herbei und der Konstabel hatte den Zigeuner unter bekommen, dieser aber hob sich mit einem gewaltsamen Ruck empor, schlang seine Arme um den Feind und reißt sich mit der Kraft der Verzweiflung dem Abgrunde zu.

„Um Gottes Willen, helft! . . ." schrie der Konstabel in Todesangst; „Hilfe Hilfe; wir stürzen." Aber es war zu spät. Die Soldaten wollten eben die Kleider des Unglücklichen ergreifen, als der Buschklepper mit letzter konvulsivischer Anstrengung den Körper seines Verfolgers über den schrecklichen Abhang riß, und mit diesem in die Tiefe hinabstürzte.

Wir blickten über den Rand hinunter und sahen die beiden Feinde, fest in einander verschlungen, sich in der Luft um und um drehen, bis sie mit einem gräßlichen Schall, zerschmettert und todt, auf das Ufer des Stromes niederschlugen, der sie gleich darauf in seine Fluthen hineinriß und mit sich fort führte. —

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Kleine Erzählungen.

Eine Täuschung. In einem kleinem Wirthshause kamen jeden Abend vier alte Kartenspieler zusammen, von denen der Eine immer mit der Mitgift seiner Tochter renommirte.

Eines Abends, als er die gewöhnlichen Worte: „Ich gebe es meiner Tochter in Tausenden mit," wiederholte, hörte dieselben ein hinter einem Tische sitzender Schneidergesell. Sein Entschluß war sogleich gefaßt, er wollte der reichen jungen Dame seine Ehrerbietung bezeigen, und erkundigte sich demnach bei dem Wirthe nach Stand und Namen des gewünschten Schwiegervaters.

„Es ist der Nagelschmid Pinkepank," antwortete der Wirth, und beschrieb den Schneidergesellen dessen Wohnung.

Dieser stellte sich am nächsten Morgen dem Herrn Pinkepank unter irgend einem Vorwande vor, verwickelte ihn in ein Gespräch, und schaute dabei nach der lieblichen Tochter desselben, die neben der Esse stand und — den Blasebalg trat. „Auch arbeitsam ist sie," sagte der Schneidergeselle befriedigt, nachdem er im Stillen schon gemurmelt hatte: „Sie ist jung, schön, reich und freundlich."

Endlich ging er, aber nur nach der Versicherung, recht bald wieder vorsprechen zu wollen.

Herr Stichweiter, so hieß der Schneidergeselle, hatte Vater und Tochter sehr wohl gefallen, und man sah seinem Wiederkommen freundlich entgegen. Er erschien. Ging fort. Kam wieder; kurz, eines Abends, als er mit Josephinchen, der Nagelschmiedstochter, allein war, gelobten sich die Beiden unter heißen Umarmungen und brennenden Küssen — ewige Liebe!

Tags darauf erschien beim Vater der Schneidergesell, aber diesmal minder redselig als sonst. Er drehte verlegen seinen Hut in den Händen, zupfte an den Vatermördern und Manschetten, schlug mit den gelben Glacé-Handschuhen auf die Kniee, betrachtete die Spitzen seiner blankwichsten Stiefel, und machte, um seine Verlegenheit zu verbergen, tausenderlei Manövers. Der alte Nagelschmid, ein Schlaukopf, merkte sogleich, daß hier heute etwas Besonderes gebeichtet werden würde, und schickte deshalb unter einem schlaueredachten Vorwande Josephine hinaus, um mit Herrn Stichweiter allein zu sein und seine Herzensergießungen zu vernehmen.

„Wir sind allein," sagte der Nagelschmid, — „Sie schienen mir ganz etwas Besonderes auf dem Herzen zu tragen?"

„Ja, ganz etwas Besonderes," wiederholte mechanisch der Schneider.

„Nun denn, so erzählen Sie. Machen Sie durch Mittheilung Ihrem Herzen Luft."

„Ach, ich kann nicht!"

„Fassen Sie Muth."

„Ach, ich habe keinen!"

„Wie? Sie haben keinen Muth? Das schien doch früher nicht so."

Stichweiter schwieg und wischte mit dem Ellbogen seinen Hut glatt.

„Aber, mein Himmel, was ist Ihnen denn eigentlich begegnet? Sie erschrecken mich. Sie, der Sie früher so heiter waren, mir immer spaßhafte Geschichten erzählten, oder Barcarolen und Lieder sangen, machen ja heute ein Gesicht, als ob Ihnen die ganze Welt abgestorben wäre. Singen Sie doch 'Mal das Lied: „Es hat ein Schlosser ein Gesell'n gehabt," das wird Sie erheitern."

„Ach, mich könnte nur Eins erheitern."

„Und dies wäre?"

„Ach, das kann ich nicht nennen. Es will nicht über die Zunge."

Der Nagelschmid schritt verdrießlich der Thür zu, als wollte er hinaus gehen.

„Bleiben Sie noch," sagte der Schneider. „Ich will versuchen, mich Ihnen deutlich zu machen, Ihnen auf die Sprünge zu helfen. — Ich will Meister werden."

„Brav, brav!"

„Will Gesellen und Lehrlinge halten —"

„Gut, gut!"

„Und da werden Sie zugeben —"

„Daß Sie einer Frau bedürfen."

„Ach Gott, ja."

„Nun haben Sie denn schon gewählt?"

„Ja."

„Darf man wissen, wer sie ist?"

„Gewiß, — es ist — es ist — ich kann es nicht sagen."

„Nun da sitzen wir wieder auf der Sandbank," sagte der Nagelschmid ärgerlich.

„Ja, hier sitzen wir fest," ergänzte der Schneider kläglich.

„Nun, wenn ich es auch nicht wissen darf, wer Ihre Angebetete ist," fuhr der alte Pinkepank fort, „so errathe ich doch ungefähr, was Sie wünschen." —

„Wir, Sie wüßten?" rief Stichweiter hocherfreut.

„Daß Sie mich zu Ihrem Hochzeitszeugen einladen wollen."

„Gewiß, aber vorher fehlt mir Etwas."

„Und das wäre?"

„Die Zusage des Vaters."

„Wozu?"

„Zur Heirath mit seiner Tochter."

„Haben Sie denn noch nicht um sie beim Vater angehalten?"

„Nein, noch nicht."

„Aber warum nicht?"

„Weil ich keine Courage dazu habe."

„Nun, dann werden Sie wohl ledig bleiben!" rief der Nagelschmid lachend, „oder Sie müßten denn eine Waise heirathen."

Digitized by Google

„Meine Angebetete ist zwar eine Waise, aber nur von mütterlicher Seite," sagte der Schneider; „ihr Vater lebt noch und —"

„Nun, und?"

„Steht vor mir! — Gottlob," setzte Stichweiter leise hinzu, „es ist heraus!"

„Wer? Ich? Ich wäre der Vater Ihres Liebchens?"

„Ja, Sie Herr Pinkepank. Ich habe Ihre Tochter kennen gelernt, und würde unglücklich sein, wenn sie nicht meine Gattin würde."

„Gut, ich habe nichts dagegen. Wenn meine Tochter Sie liebt, so—"

„O, sie liebt mich auch, da sein Sie außer Sorgen, künftiger Schwiegerpapa, — sie hat mir ewige Treue und Liebe gelobt."

„Mein Himmel, was hör' ich? So weit sind Sie schon mit ihr?"

„Ja!"

„Josephine!" rief der Alte zur Thüre hinaus.

Sie erschien.

Der Vater machte sie mit Stichweiters Wunsche bekannt.

Vier Wochen später war die Hochzeit

Drei Tage später ging der junge Ehemann, einen Theil der Tausende, die der Alte als Mitgift gelobt hatte, zu holen.

Er brachte seinen Wunsch nach vielen Umschweifen mit Bescheidenheit vor.

Der Alte holte die Mitgift herbei, sie bestand in mehreren tausend — Schuhnägeln.

„Mein Gott, ich meinte —"

„Ich würde meiner Tochter mehrere tausend Thaler mitgeben? Es thut mir sehr leid, daß Sie eine so schlechte Meinung von mir hegten. Ich habe, wie gesagt, was ich meiner Tochter zu Tausenden mitgeben würde, und so wäre es, um Irrungen zu vermeiden, sehr gut gewesen, Sie hätten sich näher bei mir erkundigt. „Bedaure sehr."

Der Schneider starrte sprachlos auf die Nägel, und — eilte hinweg.

Damen-Bibliothek.

Cerrito. Die jetzt in Berlin den gewöhnlichen, das heißt unsinnigen, Enthusiasmus erregende Tänzerin Cerrito wird in der Vossischen Zeitung also besungen:

O Du, die Du beseelt seiend von göttlichem Schwunge,
Ausstreckend die Füß' himmlisch, zum Himmel bebend,
Mit Engelsläckeln, seid'ne Röcke schwebend,
Mährchen zauberest mit nimmer endendem Sprunge!

Folgen der Nachlässigkeit. Voriges Jahr ging eine Frau auf's Kirchweihfest nach Klein Zell bei Pesth und verlor daselbst ihr 7jähriges Mädchen, das sie den angestrengtesten Nachforschungen zum Trotze nicht wieder auffinden konnte. Dieses Jahr besuchte sie denselben Wallfahrtsort, als eine klagende Mädchenstimme ihr Ohr traf, die sie sonderbar bewegte. Sie geht näher und sieht einen Bettler, der ein blindes Mädchen auf einem Karren führt, um durch dessen klägliches Weinen die Vorübergehenden zum Mitleid zu bewegen. Die Mutter tritt näher an das unglückliche Kind und erkennt in ihm ihr — eigenes Mädchen, das sie voriges Jahr auf so unbegreifliche Weise verloren, und das der Bettler geraubt und geblendet, um bequemer betteln zu können, um ein mitleiderzwingendes Mittel mehr zu besitzen. Der Bettler wurde sofort eingezogen. Bestätigt sich diese Geschichte, lieferte sie einen neuen Beitrag zu der gräßlichen Entsittlichung unserer sogenannten civilisirten Zeit!

Allerlei Curiosa.

Ein kritischer Fall. In einem in Berlin im Staats-Examen begriffenen Medicaner kommt eine arme schwangere Frau und bittet ihn, wenn die Zeit herannahe, sie entbinden zu wollen. Der Doktor erklärt ihr, daß er dazu noch keine Befugniß habe. Während er ihr aber diesen Bescheid gibt, stellen sich bei der Frau bereits die Wehen ein. Der Doktor geräth außer sich, und da er Niemand sonst zu schicken hat, rennt er selbst fort, um eine Hebamme zu holen. Er läuft in die Behausung der einen, in die Behausung der zweiten, dritten, keine von diesen ist anzutreffen. Endlich nach stundenlangem Suchen findet er eine Hebamme, mit der er in seine Wohnung zurückeilt. Dort angekommen, sieht er, daß die Frau bereits fort ist; statt ihrer schreit ihm ein neugeborenes Kind aus seinem Bette entgegen. Der Doktor macht eilig der Polizei von dem Vorfalle Anzeige. Diese erklärt ihm, er habe so lange für die Erhaltung des Kindes zu sorgen, bis er die Mutter ausfindig gemacht. Aber ach, er hat die Mutter das erste Mal gesehen und glaubt kaum, daß er, wenn auch der Zufall sie ihm in den Weg führt, sie wiedererkennen würde. — So erzählt die Breslauer Zeitung.

Unfehlbarkeit. Eine Frau in Cremona wurde im Jahre 1763 zum Hängen verurtheilt, weil sie ihren Mann um's Leben gebracht haben sollte, der verschwunden war, ohne daß Jemand wußte, wohin? Anfangs läugnete sie, später aber, mit Hilfe der Folter, gestand sie Alles, wie man es wünschte, und — war gehängt. Einige Tage darauf erscheint plötzlich ihr Mann, der eine Reise gemacht, die er geheim zu halten für nothwendig erachtete. Er fragt nach seiner Frau und fordert sie zurück. In jener Zeit aber war ein Richter ein unfehlbares Subjekt; der arme Mann wurde als ein Flausenmacher, als ein Betrüger angesehen, und man drohte zuletzt: „daß auch er des Todes schuldig sei, weil seine Frau um seinetwillen gehängt werden!" Vergebens suchte er sein Recht geltend zu machen; man erließ einen Verhafts-Befehl gegen ihn, und es war die höchste Zeit, daß er sich flüchtete, damit die Richter nicht ein zweites Verbrechen begingen, um ihre Unfehlbarkeit zu beweisen.

Literarisches Industrieritterstückchen. Als in einem Pariser Salon kürzlich das erste Kapitel eines neuen Romans aus dem Feuilleton eines Journals vorgelesen wurde, ward ein Zuhörer, Herr Pisent, plötzlich ohnmächtig, und mußte nach Hause gebracht werden. Ein Aderlaß stellte den Patienten vollkommen wieder her. Befragt nach dem Grunde seiner plötzlichen Unpäßlichkeit, erzählte er dem Arzt Folgendes: Vor etwa einem Monate ward ich bei meinem Heimwege aus dem Theater von einem maskirten Manne angefallen, der mir ein Pistol auf die Brust setzte. Es war beinahe 12 Uhr und ich befand mich in einer öden finstern Straße, wo alles Leben erstorben schien; auf Hilfe war deshalb nicht zu hoffen. Ich bot meinem Angreifer Börse, Uhr und sonstige Sachen von Werth an, die ich bei mir führte. Umsonst. „Das brauche ich nicht," rief er, „ich will Ihr Leben." — „Mein Herr," bat ich, „Gnade, ich bin Familienvater." Auf den Unmenschen machte nichts Eindruck. — „Ich will Ihr Leben," erwiederte er, „rasch, oder ich erschieße Sie." Wir waren gerade zu einer steinernen Bank gelangt, hier ließ der gefährliche Mann sich nieder, und zog mich neben sich. — „Erzählen Sie mir die Geschichte Ihres Lebens, — kurtzig, machen Sie nur die geringsten Umstände, so sind Sie ein Kind des Todes." Mit diesen Worten setzte er mir das Mord-Instrument wieder auf die Brust. Ich mußte nolens volens erzählen. Meine Jugend ist stürmisch und nicht ohne Interesse; je weiter ich daher in meiner Geschichte kam, desto fröhlicher ward der Mann. Endlich rief er „Genug!" und entfernte sich eilig; die halbe Nacht war mittlerweile verstrichen. Sie fragen, Herr Doctor, was machte der Mann mit meiner Geschichte? Da liegt auf meinem Pult das verfluchte Journal, lesen Sie den Schluß des Feuilletons. — Dieser enthielt eine Ankündigung, unter dem vorgelesenen Kapitel des neuen Romanes. Die Ankündigung lautete: „Jugendschicksale und Abenteuer des Herrn Pisent" erscheinen nächstens beim Herausgeber dieses Journals in zwei Bänden, Preis 12 Franken.

Arabische Poesie. Ein Araber machte durch seinen Blick ein junges Mädchen erröthen. Und er sprach zu ihr: „Meine Blicke haben Rosen auf deine Wangen gesäet; kannst du mir verbieten, sie zu pflücken? Denn das Gesetz erlaubt uns, zu ernten, was wir gepflanzt haben.

Die Männer sind besser, als die Weiber. Die Tochter eines Königs von Persien faßte einen heftigen Widerwillen gegen den Vezier ihres Vaters, und sagte eines Tages zu ihrer Mutter:

„Könnte ich diesen Menschen vernichten, ich thäte es mit Vergnügen, denn sein Anblick ist mir unerträglich."

„Beruhige dich, mein liebes Kind," sagte die Mutter; „ich will diese Sache schon gut machen!"

Sie schrieb hierauf in des Königs Namen an die Gattin des Vezier einen Brief, in dem sie sagte:

„Tödte Deinen Mann, denn ich liebe Dich, und wünsche, daß Du die Meine werdest; da Du aber Deinem Gatten geneigt bist und er mein Vezier ist, würde es als eine Ungerechtigkeit erscheinen, wollte ich Dich aus seinen Armen reißen und zu meinem Weibe machen, während er noch am Leben ist."

Als des Vezier's Gattin diesen Brief las, bemächtigte sich der Ehrgeiz ihres Herzens, und sie sann auf ein Mittel, sich ihres Mannes zu entledigen.

Bald darauf wurde er unwohl und sie benutzte diese Gelegenheit; sie tödtete ihn ohne Barmherzigkeit, schnitt ihm das Haupt ab und übersendete dieses durch ein junges Mädchen an den König.

„Wessen Haupt ist das?" fragte der König mit großer Befremdniß.

„Es ist das Haupt deines Vezier's," sagte die Dirne; „die Frau des Vezier's schickt es dir — du weißt schon weshalb."

Der König gerieth so in Zorn, forschte der Wahrheit nach, und als er sie entdeckte, ließ er der Frau des Vezier's, seiner eigenen, seiner Tochter und dem jungen Mädchen die Köpfe abschlagen. Als dies geschehen war, versammelte er seine Generale und seine ersten Staatsbeamten und sagte zu ihnen:

„Ihr alle müßt mir euere Weiber geben!"

Doch alle weigerten sich, dies Begehren zu erfüllen und sagten: Lieber würden sie Gut und Leben opfern.

Darauf begab der König sich heimlich zu den Weibern seiner Generale und Großen, und sagte einer Jeden:

„Ich möchte dich zu meinem Weibe nehmen, wenn du dich von deinem Gatten frei machen kannst."

Und noch in derselben Nacht schnitten alle diese Weiber ihren Männern die Köpfe ab, und sendeten sie am Morgen dem Könige zu. — Von Entsetzen ergriffen über den blutigen Anblick, rief der König aus:

„Wie! Ich verlange von diesen Männern, daß sie mir ihre Weiber abtreten sollten, und keiner wollte sich von dem seinigen trennen; — ich

Digitized by Google

verlange von den Weibern eine grausame Handlung, und keine zögert, sie zu vollbringen!"

Nun noch an demselben Tage ließ er alle die Weiber hinrichten, die nach der Ehre gezielt haben, seinen Thron zu theilen.

Ein nicht uninteressanter Prozeß, der kürzlich in erster Instanz entschieden wurde, nimmt die Aufmerksamkeit der Prozeßliebhaber in Frankfurt am Main gegenwärtig in Anspruch. Im verflossenen Herbste sandte nämlich ein dortiger Kaufmann einige Loose zwei bis drei Tage vor der Ziehung an einen seiner Kunden in einem etwa sieben Meilen entfernten preußischen Städtchen, und zwar mit der ausdrücklichen Bemerkung: daß er ihm trotz empfangener Abbestellung doch noch diese Loose offerire. Die Loose blieben sammt dem eingetroffenen Schreiben auf dem Postamte des preußischen Städtchens liegen, da der Adressat nicht anwesend war. Inzwischen erfolgte aber die Ziehung und eines der Loose gewann 70,000 Thaler. Der selber zurückgekehrte Empfänger beeilte sich, die Summe in der Seehandlung zu Frankfurt ganz im Stillen zu erheben, obgleich er Brief sammt Loosen erst empfangen hatte, als der Gewinn bereits entschieden war. Nach dem Lotterieplane war der Gewinn erst nach 3 Monaten auszubezahlen, aber die Seehandlung hatte die Realisirung gegen entsprechendes Distente antizipirt. Es leuchtet ein, daß der Rechtsfall ein sehr zweifelhafter und mancherlei Gesetzesauslegung unterworfen ist. Ob nun gleich der Empfänger der Loose in erster Instanz gewonnen hat, sind doch die meisten Rechtsverständigen der Meinung: in höherer Instanz werde der Gewinn dem Absender zugesprochen werden.

Laterna magica-Bilder.

Tyrol. Im Dorfe Madice entstand durch das Entzünden von Reibhölzlein, welches von Kindern durch das Spielen mit denselben hervorgebracht wurde, ein furchtbarer Brand, wobei sieben und zwanzig Häuser ein Raub der Flammen und mehrere Familien dem Elende Preis gegeben wurden.

Paris. Kürzlich fand auf der Eisenbahn von Orleans hieher eine Verhaftung seltener Art statt. Ein Mann, der sich für einen italienischen Fürsten ausgab, hielt sich einige Zeit in Orleans auf; er gab vor, dem Prinzen Louis Buonaparte zur Flucht verholfen zu haben, geflüchtet zu sein, und er erwarte seine Equipagen und Dienerschaft, er kaufte sogar ein Landgut, jedoch ohne etwas darauf zu zahlen. Als er jedoch vorgab, nach Paris zurückkehren zu wollen, um noch seiner Dienerschaft und Gepäck selbst zu sehen, wozu er auch Geld ausleih, kam das verdächtig vor, es kam ein Commissär in den Bahnhof, und erkannte den angeblichen Fürsten als einen entwichenen Sträfling, der sogleich festgenommen wurde. — Die französischen Prinzen pflegen bekanntlich neben ihren andern Studien noch irgend ein Handwerk oder eine Kunst zu erlernen; der künftige Thronfolger, der Graf von Paris wird Buchdrucker, und es soll für ihn bereits eine kleine Buchdruckerei eingerichtet sein. — Am 5. Juli war hier die Hitze auf 29 Gr. R. Mehrere Theater haben auf einige Tage ihre Vorstellungen eingestellt. — Folgende lustige Geschichte trug sich auf der Nordbahn in Valenciennes zu: Ein Reisender, daselbst angelangt, nahm an der Table d'hote Platz und legte seinen Reisesack neben sich auf einen Stuhl. Bei der Bezahlung forderte der Wirth von ihm für zwei Couverts, mit dem Bemerken, es sei dadurch, daß der Reisesack auf einem Stuhle lag, ein Platz für einen Gast verloren gegangen, und der Wirth müsse demnach Entschädigung für diesen Verlust haben. Der Reisende sagte kein Wort als Entgegnung und bezahlte. Einige Zeit darauf kam der Reisende wieder und nahm von jeder Speise eine doppelte Portion, eine nämlich aß er selbst, und die andere steckte er in den Reisesack, den er aber diesmal bei sich behielt. Der Wirth sprach zwar sein Befremden aus; der Reisende jedoch erwiederte, der Reisesack sei diesmal hungrig und nehme mit Recht das, was er jüngst unrechtmäßiger Weise hat bezahlen müssen. — Ein sich jüngst ereignendes Unglück auf der Pariser Nordeisenbahn nimmt alles Interesse in Anspruch. Man gibt eine bedeutende Anzahl Todter und Verwundeter an.

Saint Quer. Ein Limonadier in dieser Stadt hatte sich seit Kurzem mit einem jungen sehr schönen Frauenzimmer verheirathet. Geschäfte halber mußte er einige Tage nach Paris reisen. Als er zurückkehrte, hatte er eine fuchtbare Ueberraschung: Er tritt ins Haus und findet Niemand, er ruft und erhält keine Antwort; da fängt er an, alles durchzusuchen, und findet im Keller seine Frau auf eine gräßliche Weise ermordet. Der Verdacht fiel auf einen Aufwärter, der mit der Frau allein blieb und den die Nachbarn fortgehen sahen. Sogleich wurde bei den Polizeibehörden die Anzeige gemacht, und namentlich die Pariser brachte ihn zu Stande, der er bereits das Verbrechen eingestanden.

Wien. Dem Bildhauer Pompro Marchesi, der den ehrenvollen Auftrag der Anfertigung des Monuments zum Andenken weiland Sr. Majestät des höchstseligen Kaisers Franz I. zur allgemeinen Zufriedenheit ausführte, wurde von Sr. Majestät unserm Kaiser mit allerhöchstem Kabinetschreiben vom 16. Juni als Beweis auch allerhöchst Seiner Zufriedenheit der österreichisch-kaiserliche Orden der eisernen Krone dritter Klasse mit Nachsicht der Taxe verliehen und allerhöchst eigenhändig übergeben. — Sr. k. k. Majestät haben mit allerhöchster Entschließung dem Gründer der Gräfenberger Wasserkuranstalt, Vinzenz Prießnitz, die große goldene Civil-Ehren-Medaille mit dem Bande allergnädigst zu verleihen geruht.

Rom. Vier und dreißig Stimmen waren die zur Papstwahl nöthige Zahl. Cardinal Mastai-Ferretti hatte eben in dem dritten Skrutinium mit zwei anderen Cardinälen die Stimmzettel zu prüfen. Als das vier und dreißigste Votum in seine Hand kam, fiel er in Ohnmacht zu Boden. Die neben ihm stehenden Cardinäle hoben ihn von der Erde auf und begleiteten ihn auf seinen Platz. Er widerstrebte lange; endlich, auf einstimmiges Zureden der Cardinäle willigte er ein, und sprach mit Thränen in den Augen und zitternden Lippen: „Ecce indignus servus tuus; fiat voluntas tua."

Mannheim. Am 5. Juli sah man von hier aus einen Waldbrand. An der Gränze der Gemarkung von Käfertal und Lampertheim begann er, und durchlief in einer außerordentlichen Schnelligkeit die Strecke von einer Stunde Länge und einer halben Viertelstunde Breite. Der Brand soll angelegt sein.

Petersburg. Auf den 7. Juli war die Verlobung der Großfürstin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg in Peterhof anberaumt.

Amsterdam. Durch königl. Beschluß vom 3. Juli ist Herr M. A. J. Baron von Rothschild zu Paris zum Ritter des niederländischen Löwenordens ernannt.

Pesth. Vor Kurzem verliebte sich ein 65jähriger Mann in ein blutjunges feuriges Mädchen, wurde aber abgewiesen; um seine Rache abzukühlen, lauerte er auf das Mädchen mit zwei scharfgeladenen Pistolen, verwundete sie mit der ersten in die Hüften, und mit der zweiten wollte er sich eine Kugel durch den Kopf jagen, wurde aber von den Vorübergehenden ergriffen und in Sicherheit gebracht.

Prag. Der als umsichtiger Leiter seiner Kapelle, wie auch als Componeur mit Recht beliebte Kapellmeister der Musikkapelle des löbl. k. k. Inf. Reg. Graf Latour, erhielt von Sr. kais. Hoheit unseren Herrn Erzherzog Landeschef für die Widmung mehrerer seiner Tanzkompositionen eine goldene Cylinder-Taschenuhr sammt Kettr als Zeichen Höchstdero Zufriedenheit.

Erheiterungs-Salon.

In der Leipziger Zeitung Nr. 123 befindet sich folgende Anzeige: Heute Morgen in der 9. Stunde gebar mir meine gute Ehefrau, Friederike, geb. Herrmann, ein munteres Zwillingspaar, einen Knaben und ein Mädchen. — Dieses für mich in nun bald 30jähriger Ehe ergrauten Mann höchsterfreuliche Ereigniß mache ich hiermit meinen entfernten Verwandten und guten Freunden mit der Bitte um stilles Beileid bekannt. — Greiz im Fürstenthum Reuß, den 15. Mai 1846.

Karl Rantel, Oekonom und Ziegelfabrikant.

Der Leipziger „General-Anzeiger" enthält folgende Anzeige: „Schulden müssen bezahlt werden, das sieht die Welt! — Um dieses bewerkstelligen zu können, wünsche ich daher, daß sich eine fünfzigthalerige Kassenanweisung, gleichviel ob gebraucht oder nicht, aus den Geldkassen eines reichen Mannes in meine Tasche überfiedele, wenn sie auch, um Weiterungen zu ersparen, Heimathsschein und Verbalstschein nicht mitbringt. Ein einfaches Couvert um dieselbe, darauf die Worte: „Schenkung bis auf den Todesfall" und dieses in die Expedition des General-Anzeigers rostanto niedergelegt, würde die größte Heiterkeits-Wirkung nicht verfehlen können.

Darum, Sie reicher Mann, der Sie wer weiß wie oft schon fünfzig Thlr. siebenzehn Ngr. vier Pf. verpulvert haben, machen Sie sich einmal den Spaß und schenken Sie einem armen fideiren Kerle ein solches 50thäleriges Ding; Sie können auch dafür meinen Namen erfahren und vielleicht eine Ihre Hypochondrie kurirende Bekanntschaft machen.

Aber das sagte ich Ihnen gleich, ein Mädchen bin ich nicht, wohl aber ein hiesiger Schutzverwandter männlichen Geschlechts und unverheiratheten 27jährigen Standes.

Also vergessen Sie mich nicht! — Wenn Sie aber das Geld nicht gleich da liegen haben, so borgen Sie sich's einstweilen von Ihrem guten Freunde! —

Auch gut! „Hör' mal Christian," sagte der Baron N. zu seinem Bedienten, „wenn der Schneider mit der Rechnung kommt, so sagst du, ich sei verreist." — „Zu Befehl, Herr Baron." In diesem Augenblick klopft Jemand an die Thür. Der Baron schickt geschwind seinen Bedienten hinaus und stellte sich an die Thür, um zu horchen. Es war wirklich der Zahlung verlangende Schneider. „Was wollen Sie?" schreit ihn Christian an, dem sein Herr schon beigebracht hat, wie man mit solchen Leuten umgehen müsse. „Kann ich nicht Ihren Herrn sprechen?" — „Ist verreist." — „Seit wann denn?" — „Weiß nicht." — „Wo ist er denn hin?" — „Weiß nicht." — „Wann kehrt er zurück?" — „Das kann ich Ihnen sagen." — Hierbei öffnet Christian die Thüre, hinter welcher sein Herr horcht und sagte: „Herr Baron, der Schneider möchte gern wissen, wann Sie wieder nach Hause kommen?"

Eine junge Dame zog in Gegenwart mehrerer Herren gegen das Rauchen los; „besonders die Cigarren sind schädlich," sagte sie, „sie verkürzen das Leben." — „Pah! ich habe einen Onkel, welcher den ganzen Tag raucht und sich wohl wie ein Fisch befindet, er ist schon siebenzig Jahre." — „Er wäre schon achtzig, wenn er nicht rauchte," fiel die Dame lebhaft ein.

Digitized by Google

Scherzfragen; von G. Franz.

Welches sind die beneidenswerthesten Menschen?
Die Doktoren; denn sie dürfen allen Damen ungescheut die Cur machen.
Wer hat die meiste Nachsicht?
Die Damen, wenn sie jung und schön sind; denn denen sieht Alles nach.
Warum sind Damen schwer zu poetisiren?
Weil sie nicht gerne sitzen bleiben.
Welche Bitte des Vaterunser kömmt nach dem Fasching am häufigsten vor?
Die Fünfte; denn sie lautet: vergib uns unsere Schulden.

Scherzfragen; von Julius R . . n . . d

Welchem Instrumente gleicht ein Hypochondre?
Einer Pauke, denn die kömmt am schnellsten aus der Stimmung.
Warum singt das Weib um eine Octave höher, als der Mann?
Weil es niemals mit ihm einstimmig sein kann.
Warum schmeichelt eine Frau ihrem Manne, wenn sie ein Geschenk von ihm haben will?
Das muß so sein; erst wäscht man den Pudel, dann scheert man ihn.

Caricaturen.

Szene vor dem Theater.

„Bitte, geben Sie mir Ihr Parterre-Retourbillet; ich werd's verkaufen und kauf' mir dafür Schnaps!"

Brief-Portefeuille.

Herrn J. D . . fa. Unter Erzählung versteht man die dem Leser in gehöriger Form gegebene Auseinandersetzung einer vorgefallenen Begebenheit. Die Begebenheit muß aber derartig sein, daß sie das Interesse des Lesers in Anspruch nimmt; wenn A oder B auf Reisen geht, seinen Geldbeutel verliert, ihn wieder findet, der Kindern ein Trinkgeld gibt und dann wieder nach Hause eilt, so ist das wohl eine Begebenheit, aber eine so natürliche und kapplose, daß sie durchaus nicht des Erzählens werth ist. Nach dem Gesagten werden Sie einsehen, daß wir die uns gesandte Novelle nicht verwenden konnten, ja, daß wir es fast Fopperei halten müssen, wenn man uns mit solchen Zusendungen überhäuft.

Herrn J. W . . it in Gitschin. Die etwas deutlichere Zeichnung haben wir erhalten und wollen sehen, wie wir uns damit behelfen; in der Folge müssen wir um noch größere Deutlichkeit bitten. Wir hoffen recht bald neue Einsendungen von Ihnen zu erhalten.

Herrn H. L . . h . . n. Ernste Gedichte, wie das uns gesandte, sind unserem Plane zu Folge, aus unseren Spalten gänzlich verbannt; jedoch soll uns eine Ballade aus Ihrer Feder sehr erfreuen.

Herrn J. B . . . in Neubidschow. Wir müssen uns als unseres Irrthums sehr entschuldigen und haben, um unsern Fehler wenigstens theilweise wieder gut zu machen, diesem Hefte Ihre zweizügige Aufgabe beigegeben. Die versprochenen Probleme erwarten wir mit Vergnügen.

Herrn J. W . . ldst . . n in Neubidschow. Ihre Lösung der Aufgabe Nro. 43 in 13 Zügen ist sehr umständ; wir geben sie der Lösung in 11 Zügen bei. Ihre Lösung ist um so hübscher, als sie sogar in 11 Zügen gemacht werden kann; wenn nämlich der Mohr anstatt von D n auf E 1 zu gehen, um den Läufer auf A 5 zu decken, gleich auf D 4 stehen bleibt; es deckt den Läufer ebenso gut und das Matt ist so in 11 Zügen gemacht. Jedenfalls ist die Aufeinanderfolge dieser Lösung sehr geistreich.

An einen verzweifelnden Einsender. Das verzweifelte Gedicht können wir unserem oft ausgesprochenen Grundsätzen zu Folge nicht verwenden.

Schach-Caprice Nro. 44.

Von Herrn J. Bär in Neubidschow.

Die Aufgabe besteht darin, daß Weiß Schwarz in acht Zügen matt setzen soll und zwar ohne einen Stein zu nehmen. Jedes Matt, zu dessen Bewerkstelligung ein Stein des Schwarzen genommen werden muß, ist also ungiltig.

Schwarz.

A B C D E F G H

Weiß.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nro. 42.

Weiß.	Schwarz.
Roß von G 5 — D 7 †	König von A 6 — A 5
Bauer „ H 3 — H 4 †	„ „ A 5 — A 4.
Roß „ A 2 — B 3 †	„ „ A 4 — A 3.
Thurm „ G 8 — A 8 †	Roß „ C 5 — B 6.
Dame „ H 3 — D 1 †	Thurm „ A 2 — C 2.
Thurm „ E 8 — C 7	Läufer muß ziehen und gibt auf 6 2 matt.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 43.

Weiß.	Schwarz.
Roß von A 8 — D 7 †	König von G 8 — G 7.
Thurm „ A 6 — A 8.	„ „ G 7 — G 6.
Roß „ C 7 — E 6.	Bauer „ A 7 — A 6
Dame „ G 7 — A 7 †	König „ G 6 — H 5.
Roß „ D 7 — E 5.	Bauer „ F 6 — F 5.
Läufer „ A 3 — C 1.	„ „ A 5 — A 4.
„ „ C 1 — E 3.	„ „ A 4 — A 3.
Dame „ A 7 — G 7 †	König „ H 5 — G 6
König „ D 3 — D 2.	Bauer „ E 4 — E 3.
Bauer „ G 2 — G 3.	„ „ E 5 — E 4.
„ „ G 3 — G 4.	„ „ E 6 — E 5.
„ „ G 4 — G 5.	„ „ E 7 — E 6.
Dame „ G 7 — A 6 †	König „ G 6 — E 7.
Bauer „ G 5 — G 6 matt.	

Auflösung in 13 Zügen,

eingesandt von Herrn Joseph Goldstein in Neubidschow.

Weiß.	Schwarz.
Roß von A 8 — D 7 †	König von G 8 — G 7.
„ „ E 7 — E 6.	„ „ G 7 — G 6.
„ „ E 6 — D 4.	„ — G 7 oder G 5
„ „ D 4 — E 2.	„ — G 6.
„ „ E 2 — F 4.	„ — G 5 oder G 7
Thurm „ A 8 — E 8.	„ — G 6.
Dame „ — A 8.	„ — G 5.
„ — E 8.	„ — G 6.
Roß „ D 7 — F 8 †	„ — G 5.
Läufer „ C 1 — E 3.	Bauer nimmt Läufer.
Dame „ E 8 — G 8 †	König auf F 4
König „ E 3 — E 2.	Bauer von E 4 — E 3.
Bauer „ G 2 — G 3 † matt.	

Digitized by Google

Die Harfnerin vom Boulevard.

Novelle von Julius Krebs.

An einem heißen Sommertage luſtwandelte Henri Chevreuil durch das bunte tolle Leben der pariſer Boulevards. Mit wechſelnden Gefühlen war er an den Gruppen des tiefſten Elends und des luſtigſten Unglücks vorübergegangen. Hier zeigte ein Blinder auf, deſſen Pudel die Gaben für ihn ſammelte; ein Kerl mit einem Beine tanzte und ſprang; eine hungrige Familie ſang Schmähcouplets auf öffentliche Verhältniſſe, und ein allgemein bekannter, ewig betrunkener Gaſſenpaganini erzählte eben wieder ſeine unglückliche Lebensgeſchichte, ehe er ein Stück aufſpielte. Dort ſaßen in Lumpen gehüllte hungernde Kinder von drei bis vier Jahren auf einem Haufen; eine Mutter mit ihrem kranken, unweit davon eine andere mit ihrem eben geſtorbenen Kinde in den Armen, ohne Thränen, aber ſchmerzlichen Blicks zum Himmel ſchauend. Und dazwiſchen die ſchmutzigen Savoyarden mit ihren Drehorgeln, Affen und Murmelthieren, die Stadtſergeanten und Gensd'armen, die Ausrufer von Journalen und Flugſchriften und das vorüberhüpfende Heer der Phrynen. — Wie wohl that es nach dieſem drängenden ſinnverwirrenden Lärme, nach dieſen theils jammervollen, theils ekelhaften Bettelſzenen, Henri's Auge, Ohr und Herzen, was er fünfzig Schritte weiter jetzt ſah und hörte.

Ein dichter Zuhörerkreis umzog ein Harfenmädchen in niedlichem Strohhute und grünem Kleidchen, welches eine deutſche Romanze mit wunderſüßer Stimme ſang. Es war eine Hebegeſtalt, von den gewöhnlichen Sängerinen der Boulevards verſchieden, wie die friſche entfaltete Roſe von der verwelkenden Butterblume. Noch ſchien der Samum der Leidenſchaft nicht über dieſe Wangen gehaucht zu haben. Eine kindlich ſüße ſchüchterne Anmuth war über das liebe Weſen ausgegoſſen, und nur bisweilen ſtreifte aus den geſenkten tiefblauen Augen ein Blitz auf die horchende Menge. Henri empfand vor der Magie dieſer Unſchuld eine Ehrfurcht, wie ſie der Franzoſe ſelten vor einem ſchönen Mädchen empfindet. Es ſchwieg ſcheu die frivole innere Stimme, die ihm wohl ſonſt lockend zurief: Sei kein Thor! Benutze den Augenblick! Ob dein Finger dieſe Blume bricht, oder der eines Andern, iſt gleichviel; gebrochen wird ſie doch! — Aber er wünſchte dennoch die Bekanntſchaft des Mädchens, das offenbar nicht für dieſe Erwerbsart gehörte, ja ſie vielleicht heute zum erſten Male ergriff, wie die befangenen Blicke und die ein wenig ſchwankende Stimme zu ſagen ſchienen.

Sie hatte geendigt. Francs und Sous regneten auf das Notenblatt. Henri legte ein Fünffrancenſtück darauf. Eben hatte er einen glücklichen Einfall, und trat zu der Sängerin, die freudig erſtaunt auf den Silberſegen ihres Liedchens niederblickte. — Ich kenne eine Dame, ſagte er, deren Geburtstag übermorgen fällt, und möchte ſie gern durch ein deutſches Lied überraſchen. Ein Freund wird mir gern heute noch einige Strophen dichten. Wollten Sie wohl den Geſang übernehmen?

Von Herzen gern, ſtammelte ſie erglühend. — Wo und wann ſoll ich die Verſe abholen? Oder wollen Sie mir ſie ſenden, ich wohne —

Nein, lieber wäre mir's wohl, Sie morgen bei mir zu ſehen, um Manches für die Ueberraſchung bequemer beſprechen zu können, entgegnete Henri. — Ich bin der Modehändler Chevreuil, und wohne in der Rue Vivienne.

Ich werde kommen, ſagte ſie, nachdem ſie einige Sekünden gezögert hatte, ſich mit geſenktem Blicke verneigend. — Sie nahm dann ihre Harfe und verließ den Boulevard, augenſcheinlich froh, ſoviel erworben zu haben, um mehre Tage ihn nicht wieder betreten zu dürfen.

Emmeline — ſo hieß die deutſche Harfnerin — kam wirklich. Henri bat ſie, in ſein Bureau zu treten und Platz zu nehmen. Dort überreichte er ihr die Verſe, einer beliebten Opernmelodie angepaßt, theilte ihr ſeine kleinen Arrangements für den Feſtmorgen mit, und äußerte zum Schluſſe, indem er ihre Hand ergriff, ſeine herzliche Theilnahme an ihrem Schickſale.

Bis jetzt hatte ſie ihn feſt mit den frommen leuchtenden Augen angeſchaut, nun aber ſenkte ſie plötzlich den Blick, die Wangen überflog das Pfirſichroth der Scham, und ihre Hand zitterte in der ſeinen. — Er fühlte die ganze Angſt des lieben Weſens mit; ein minutenlanges Schweigen trat ein. Er hatte nie einem Weibe mit ſo ſüßen Empfindungen gegenüber geſeſſen. Ihm war, als befände er ſich in der Stiftshütte, in dem Allerheiligſten weiblicher Würde. Kaum konnte er ſich endlich ſoweit faſſen, daß er ſie um die Erklärung bat, ob er etwas für die Verbeſſerung ihrer Lage thun könne und dürfe.

Sie ſchwieg immer noch; ihre Wangengluth ſchien höher zu flammen; endlich verſetzte ſie leiſe: Ich bin arm, aber mit meinem Looſe zufrieden, das leicht noch ſchlimmer werden könnte — ich meine: ehrloſer, ſeelenquälender, als es iſt! — Thränen ſtürzten bei dieſen Worten aus den ſchönen Augen. Sie entzog Henri die Hand, und bedeckte das abgewandte Geſicht mit dem Taſchentuch.

Er begriff wohl den edeln Schmerz der ſchönen Seele. Sie wollte ihm nicht verpflichtet ſein; ſie wollte lieber mit dem kriſtallklaren Bewußtſein, mit dem beſcheidenen Vertrauen in ihr Talent die Sängerin des Boulevards bleiben, ſo widerwärtig ihr auch dieſe Rolle ſein mochte, als bei Henri's Wohlthaten auch nur einen leichten Schatten des Zweifels auf ihrem Leben vor ſich ſelbſt ſehen.

Digitized by Google

Denn was hatte sie von der pariser öffentlichen Meinung zu fürchten, die alle Lebensverhältnisse mit so lächelnder Nachsicht umfaßt? Vielleicht sah sie auch — und es war ihr nicht zu verargen — in Henri's Worten die Anschlagsfäden eines gefährlichen Netzes, und es war eben der Schmerz, der ihr Thränen erpreßte, daß die Noth sie zwang, solchen Versuchungen ausgesetzt zu sein, weil man bei der Harfnerin am Boulevard keine Unschuld mehr für möglich, und ihre Tugend höchstens für Koketterie halten würde.

Sie erhob sich endlich. Wie strafend, als ob sie Henri schuldig glaubte, fiel die Gasflamme ihres Auges auf ihn, so daß er verwirrt das seinige senkte. Seine ehrliche Gesinnung gab ihm indeß Worte.

Emmeline! sagte er wieder, ihre Hand fassend, sein Sie ruhig; ich werde Ihren Frieden auf keine Weise stören.

Sie sah ihn dankbar an, verneigte sich, und ging. Ach, diese Unschuldsblicke waren vergiftete Pfeile. — Der Festmorgen kam. Alles ging vortrefflich. Henri's deutsche poetische Freundin war ebenso entzückt von Emmelinens Gesange selbst, als von der Idee, das beide Mädchen als Iduna, die altnordische Hebe, zu costumiren.

Henri hütete sich jetzt, Emmelinen unzart offenbar Wohlthaten aufzudringen, aber er führte sie, wie eine wandernde liederreiche Frühlingsgöttin, im weiten Kreise seiner Freunde von einem häuslichen Feste zum andern; ja es konnte dort bald kein recht freier Familienabend gedacht werden, wo Emmilinens Gesang und Harfe fehlten, und bei den artigen Summen, welche sie erwarb, bedurfte die Genügsame des Erwerbs vom Boulevard nicht mehr.

Immer tiefer senkte sich indeß die deutsche Nachtigall in Henri's Herz. Es war Frühling darin, heißer, sehnsüchtiger Liebesfrühling, und das kindlich-trauliche Verhältniß, daß sich zwischen ihm und Emmilinen gebildet hatte, wollte bald nicht mehr für ihn ausreichen, und er litt an tantalischen Qualen. — Seit einigen Tagen bemerkte er eine leise Schmerzesfurche in ihrem Gesicht; die rothen Rosen desselben schienen sich in weiße verwandeln zu wollen. Vergebens bat der Bekümmerte sie um Aufschluß über ihre veränderte Stimmung; sie versicherte, ihr wäre Nichts, ihm aber schien dabei, als ob ein Thränenschleier über ihren Augen schwebte. Da flüsterte endlich sein Herz ihm zu: Sie liebt dich; sie vergeht in heimlichem Schmerze um dich. — Er hatte beschlossen als Hagestolz zu leben und zu sterben; aber es gab nur eine Emmeline, er träumte einen Himmel in den Armen der Himmelreinen, und beschloß, ihr seine Hand anzubieten.

Er ging zu ihr. Sie hüpfte ihm mit leuchtenden Augen entgegen, einen Dukaten in der Hand: Ach! Wie glücklich bin ich! sagte sie. Unter dem Gelde, das Sie gestern mir schickten, befand sich dieser Dukaten, derselbe, den meine sterbende Mutter mir gab. Ich trug ihn stets als ein heiliges Vermächtniß auf der Brust; mit tausend Thränen beweinte ich noch vor Kurzem seinen Verlust, und nun bringt der glückliche Zufall mir ihn wieder. Ich kenne den goldenen Schelm nur zu genau. Sehen Sie hier diese leichten Feilenstriche und das Loch zum Bande. Vaterland und Jahreszahl heben endlich jeden Zweifel.

Ich freue mich Ihrer Freude, versetzte er, — um so mehr, da ich selbst, wenn auch unbewußt, die Veranlassung dazu geben konnte.

Das Gespräch zwischen Beiden flatterte, leicht wie ein Vogel von Zweig zu Zweig, auf den nächsten Tagesinteressen umher. Vergebens suchte Henri lange für seinen Herzenswunsch einen Anknüpfungspunkt, und als er endlich ihre Hand ergriff, und sie fragte: ob sie sein werden wolle, da sah er — leider eine ganz andere Wirkung, als er gehofft hatte.

Bestürzt blickte sie zu Boden, zitterte heftig, und war keines Wortes mächtig! Das war nicht mädchenhafte Scham, nicht freche Ueberraschung; das war namenlose Angst, die solche Sturmwellen des reizenden Busens trieb. Endlich hob sich aus dem heißen Seelenkampfe das schwimmende Auge zu Henri empor, und sie sagte tonlos: Ich kann die Ihre nicht werden, Herr Ebereuil! Fragen Sie aus Barmherzigkeit nicht nach dem Warum. Sie sind der edelste, liebenswürdigste Mann, den ich kenne auf dieser Erde. Ich würde Sie vor Tausenden wählen, wenn nicht —

Sie schrack hier vor den eigenen Worten zusammen, als hätte sie ein Gespenst gesehen, und starrte schweigend vor sich hin.

Ihn faßte ein namenloses Gefühl. — Aber theure, heilig geliebte Emmeline! rief er, kühn den Arm um sie schlingend, welche Hölle zündest du in mir an mit deinen mystischen Worten, mit deinen fürchterlichen Thränen! Und ich soll dich nicht um Aufschluß beschwören, nicht um den Namen des Giftes, das plötzlich wie Blausäure dein ganzes inneres Leben zu vernichten droht?!

Wenn Sie mich lieben, nein! sagte sie mit unendlich rührendem Tone, und ihr Auge blickte Henri durch einen Thränenschleier an, wie der Mond durch Nebelgewölk. — Was ich Ihnen verschweige, ist ein Geheimniß, das nicht der Welt und ihren Verhältnissen gehört. Das muß Ihnen genügen. Mehr dürfen Sie nur nach meinem Tode erfahren, und ich verspreche Ihnen die Lösung bei dem Geiste meiner Mutter. Doch jetzt, theurer Freund — so drängte sie mit fliegender Angst — jetzt verlassen Sie mich! Ich muß allein sein. Nur in der Einsamkeit vermag ich den Sturm zu beschwören, der mich zum Tode ermattet. Ach, es gibt so viele krankhafte Seelenzustände, wo Schweigen die einzige Arzenei ist.

Nun, so leben Sie wohl, Emmeline! versetzte Henri mit mühsamer Fassung. — Ich muß ja wohl um Ihrer Ruhe willen Ihr Schweigen ertragen lernen.

Damit ging er. Nach einigen Tagen kam er wieder, sie zu einem Feste einzuladen. Da sagte ihm Madame Lasleche, ihre Wirthin, sie wäre ausgegangen, und solle noch wiederkommen. Er schrieb ihr ein Billet, worin er ihr seinen Wunsch und das Nähere darüber anzeigte. — Das Fest erschien, nicht aber Emmeline.

In diesem Schmerz durchirrte er nach dem seltsamen Mädchen mehre Wochen lang täglich die Boulevards und halb Paris; vergebens, Emmeline war und blieb verschwunden.

Es war in jenen Tagen des Juli 1830, wo Paris abermals im Donner der Kanonen und Gewehre die schrecklichen Signale des Bürgerkrieges vernahm. Es wurde lebendig auf allen Straßen und öffentlichen Plätzen; die Sturmglocken läuteten, und die dreifarbigen Fahnen wehten; die Brücken und Quais füllten sich mit Streitenden, und um die Thurmspitzen flatterten die Sturmvögel der Empörung. — Am Morgen des zweiten Tages war der Kampf am heftigsten. Auch Henri stand hinter einer Barricade. Da sah er an einem Fenster einen Mann mit einem Pflastersteine gegen ihn ausholen. Neben Jenem stand Emmeline, und fiel ihm im Augenblick in den Arm, unter dem Ausrufe: Ach, mein Gott! — und der Stein stürzte einige Schritte seitwärts zu Henri's Füßen kraftlos nieder. Entzückt rief er ihren Namen, doch der Rettungsengel war schnell vom Fenster verschwunden, die Thür verschlossen, und die Kameraden riefen: Fort, fort! — Es fiel Henri ein, ein Stück von dem Steine loszuschlagen und mitzunehmen, und er ließ es später als ein Andenken dieser Szene in einen Ring fassen. Um an Emmelinen zu denken, bedurft' er keiner äußern Anregung.

Drei Jahre vergingen nach jener blutigen welthistorischen Zeit dem Liebenden, ohne wieder eine Spur von dem Mädchen seiner Seele entdecken zu können. Da trat im März jenes geheimnißvoll und furchtbar mordende Gespenst, welches Europa durchzog, auch in Paris plötzlich auf. Es wurde ämtlich bekannt gemacht, daß die Cholera in der Hauptstadt ausgebrochen sei; trotzdem war am selben Tage ein ungewöhnlich bewegtes Leben auf den Boulevards, ja es gab sogar Caricatur-Masken auf die gefürchtete Krankheit, durch welche die Pariser den gewöhnlichen Lebensspaß sich durchaus noch nicht verderben lassen wollten. Abends waren die Redouten besuchter, als je. Henri steckte sich selbst in eine Maske, und fuhr nach einem Salon. Tolles Gelächter jauchzte ihm entgegen; kaum war dazwischen die laute Musik zu vernehmen. Bunte Arlequine sprangen umher; Alles raste im Chahut, einem nicht sehr zweideutigem Tanze. Die Erhitzten griffen fleißig zu Eis- und Limonadebechern, und es konnte kaum der asiatischen Henkerin bei ihrer Ankunft ärger Hohn gesprochen werden, als eben am Tage des Demi-Carême. Auf einmal verstummte der bacchantische Lärm. Um einen der ausgelassensten Arlequine zog sich

Digitized by Google

raſch ein dichter Kreis. Er hatte wegen einer plötzlichen Kühle in den Beinen die Maske abgenommen, und mit eiskalter Verwunderung erblickten die Hinzutretenden ein veilchenblaues Geſicht. — Die Cholera ſelbſt ſchien Alle im gräßlichen Triumphe anzublicken und Alle begriffen jetzt den Ernſt der Sache. Aber damit war es nicht abgethan. Hier und da beg ſich bald Einer der belehrten Zuſchauer unter den bedenklichſten Symptomen in einem Winkel zuſammen; wie durch einen Zauberſchlag war die tolle Arlequinade in eine Jeremiade verwandelt, und mehre Wagen voll Masken fuhr man aus dem Salon gleich in das Hôtel-Dieu, wo ſie alsbald verſchieden, und ſogar in den Narrenkleidern begraben wurden.

Auch Henri verließ voll Schreck den Schauplatz der grauenhaften Wandlung. Aber kaum zu Hauſe angekommen, fühlte auch er ſich von der geheimnißvollen Henkerin ergriffen, die von dem lebensfrohen Paris 13,000 Opfer forderte. —

Verlaſſen lag Henri da. Die Todesfurcht verödete ſein Haus. Es mochte am andern Tage um Mittag ſein, und er dachte eben mit Ergebung an den Tod, — da öffnete ſich leiſe die Thür, und hineintrat, bleich und traurig, wie eine geknickte Lilie, ſein Lebensengel — Emmeline. Sie nahte mit leichten elaſtiſchen Schritten ſeinem Bette. Er ſtreckte ihr in ſtummer Freude die Hand entgegen, und ſie drückte ſie zärtlich mit wehmüthigem Lächeln. Dann aber flog ſie fort, kam bald mit einem Arzte wieder, eilte mit deſſen Recepte nach der Apotheke, und verrichtete behend und ſtill die ſchmutzigſten Arbeiten. Sonſt aber ſaß ſie Tag und Nacht an Henri's Bette, und pflegte ihn, wie nur die Liebe oder die Dankbarkeit pflegen kann. Die Krankheit entſchied ſich zur Geneſung. Henri konnte bald ohne Mühe ſprechen, bald umhergehen. Auf alle ſeine Fragen: weßhalb ſie ihn fliehe, wo ſie bisher geweſen, und wo ſie ſich jetzt aufhalte, — waren Thränen und Schweigen ihre Antwort. Sie ſprach nur, was ſie mußte, aber mit dem weichſten, wärmſten Laute der Liebe. Indeß erklärte ſie ihm, auf die Nachricht vom Ausbruche und der Verbreitung der Seuche ſei es ihr erſter Gedanke geweſen, zu ihm zu eilen, um ihn, wenn er darniederläge, zu pflegen.

So wie Henri völlig hergeſtellt war, verſchwand die Räthſelhafte wieder plötzlich, und keine Nachricht war von ihr einzuholen. Er fühlte ſich leiblich geſund, aber die alte ſchlecht vernarbte Herzenswunde war mit Emmelinens Erſcheinen wieder aufgeriſſen. Traurig wandelte er nach einigen Tagen durch das kranke Paris. Da begegnete ihm die kleine Nichte von Madame Lafleche, und erzählte weinend, Emmeline ſei vorgeſtern wieder dageweſen, ſchnell an der Cholera erkrankt, und noch in derſelben Nacht — geſtorben; ihre alte Tante aber wäre die ganze Nacht am offenen Fenſter ſitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; ſie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf ſie ſelbſt, als der Morgen anbrach, von der Cholera ergriffen, am Fenſter — als Leiche geſeſſen habe.

Tief erſchüttert eilte Henri mit dem verlaſſenen Kinde nach dem Faubourg Montmartre, wo Madame Lafleche gewohnt, um vielleicht noch Etwas von Emmelinens Nachlaß als theuere Reliquie zu retten. Er beflügelte den Schritt, als Ninon ihm ſagte, die Harfnerin hätte ihr aufgetragen, nach ihrem Tode ihn zu holen, um einen in ihrem Bette verborgenen Brief ſelbſt zu ſuchen, wahrſcheinlich, damit die Kleine ihn nicht verlieren ſollte.

Grauen der Verwüſtung umfing den erwartungsvollen Henri in dem kleinen Gemache. Eine herrliche Blüthe und eine wurmſtichige Frucht waren hier raſch nacheinander vom großen Lebensbaume der Gegenwart gefallen; nur die Knoſpe — das Kind — hatte der Krankheitsſturm verſchont. Henri's Augen ſchwammen, wie ſein Herz, in einem großen heiligen Schmerze. Vielleicht nur darum war Emmeline ein Opfer Morbonas geworden, weil ihre Lebenskräfte an ſeinem Krankenbette hinſchwanden! So dachte er, und betrachtete durch ſeinen Thränenſchleier dort ihre Harfe in der Ecke, hier auf dem Bette ihr niedlich Hütchen. Sie war offenbar nur zum Beſuch hier geweſen.

Henri durchwühlte das Bett, und fand eine verſiegelte Schrift — an ihn ſelbſt adreſſirt. Hoch ſchlug ihm das Herz beim Anblicke des theuern Vermächtniſſes. Sie hatte alſo ihr Verſprechen nicht vergeſſen, die edle Todte, und alle die unheimlichen Räthſel ihrer Liebe und Weigerung, ſo wie ihres Schickſals überhaupt, ſollten nun gelöſt werden. Denn er wußte darüber Nichts weiter, als daß ſie aus Schleſien gebürtig, ihren Eltern nach Paris gefolgt war, wo ihr Vater, ein ſchwankender unglücklicher Charakter, ſich in ſeinen Hoffnungen getäuſcht, und bald ein Grab fand, in welches die Gattin ihm in Kurzem nachfolgte.

Allein Henri war jetzt nicht in der Stimmung, eine Zeile von der geliebten Hand zu leſen. Seine Gedanken und Empfindungen flatterten ängſtlich wie Todtenvögel um das Grab ſeiner Hoffnungen. Soviel es ſeine Zerſtreutheit zuließ, ordnete er die geringe Verlaſſenſchaft der Matrone, ließ Harfe und Hut Emmelinens in ſeine Wohnung tragen, und ſorgte für die Unterkunft der kleinen Ninon. Dann aber ging er hinaus auf den Kirchhof Père-la-Chaiſe, wo die Millionen Pariſer für immer ausruhen von ihren Freuden und Schmerzen, von ihren Arlequinaden und Revolutionen, mitten unter weltbiſtoriſchen Todten.

In dieſen erinnerungsreichen Gefilden ruhete auch, weit von ihrem deutſchen Vaterlande, die räthſelhafte Harfnerin vom Boulevard. Still und fremd war ſie durch's Leben gegangen, bei all' ihrem Liebreize, bei aller Lebenswärme, und das Herz, das ihr mit wahrhaftiger Theilnahme, mit heißer Liebe offen entgegentrat — Henri's Herz — floh ſie um ihres unſeligen Geheimniſſes willen. Hier ſchlummerte ſie, aber er wußte ihr Grab nicht. Wer hätte es ihm zeigen ſollen? — Wahrſcheinlich hatte auch ihr ſchöner Leib nicht mal einen Sarg; denn es fehlte an Särgen, und der größte Theil der Todten ward in Säcken beerdigt. Von dem Dukaten der armen Unglücklichen, dem heiligen mütterlichen Erbtheile, das ſie immer bei ſich trug, hatten ſich wohl die Leichenwächter oder Todtengräber bezahlt gemacht.

Lange wandelte Henri auf dem weiten Gefilde des Todes, in dem dichten Cypreſſenhaine, der hier den Wanderer umfängt. Irgendwo mußte Emmeline doch ruhen; und eigentlich war's ja gleichviel, ob er den kleinen Erdhügel genau kannte, der ſie mit andern bedeckte. Iſt doch die ganze Erde nichts weiter als ein großes Grab! — Henri's Verhältniß zu der Harfnerin erſchien ihm wie ein ängſtlicher, aber dennoch reizender Sommernachtstraum, dem nun ein nüchternes trauriges Erwachen folgte. Er hielt ihr und Paris eine erhabene Todtenfeier in ſeinem Herzen. Auf den höchſten Hügel des Kirchhofes ſtieg er, und ſah lange wehmüthig auf die kranke Weltſtadt, die ſich ſo ſchön auf dem rothgoldenen Hintergrunde der untergehenden Sonne malte; und als dieſe verglüht war, und der Nachtwind ihn anfröſtelte, eilte er hinunter, ſchlüpfte durch die ſich immer noch drängenden Leichenwagen, kam nach Hauſe, und ſetzte ſich zu Emmelinens Papieren nieder.

Wenn Sie dieſe Zeilen leſen, mein edler Freund, bin ich nicht mehr! begann Emmeline ihre Bekenntniſſe. — Ich ſchreib ſie in trüber Todesahnung, nachdem ich Ihnen den einſtigen Aufſchluß über meine räthſelhafte Weigerung, Ihre Gattin zu werden, verſprochen hatte. Empfangen Sie nun dieſen Aufſchluß unter der Verſicherung meiner ſchweſterlichen Liebe! Ja, wie eine Schweſter, innig, ungetheilt, liebte ich Sie, und durfte ich Sie lieben.

Da mein Schickſal eine herbe Anklage gegen eine mir ſehr nahe ſtehende Perſon — meinen Bruder — enthält, ſo kann ich mich auch jetzt nicht entſchließen, Ihnen meinen wahren Familiennamen zu nennen, obſchon Sie über mein früheres Leben bereits wiſſen, daß ich, eine Deutſche von Geburt, mit meinen Eltern 1828 nach Paris kam, wo mein Vater durch die Verſprechungen eines Freundes und die eigene Vorliebe für Frankreich angelockt, als Muſik- und Sprachlehrer glücklicher als im Vaterlande zu leben hoffte. — Aber unſere Hoffnungen ſchlugen fehl. Kurz vor unſerer Ankunft war meines Vaters Freund geſtorben. Es fehlte uns an jeder Empfehlung, jeder Unterſtützung. Meinen ſchmerzlich getäuſchten Vater trieb der Unmuth aus einem Weinhauſe in's andere, wo ſein geringer Erwerb verſchwand, und meine Mutter erlag bald ebenſo dem Grame als den übermäßigen

Digitized by Google

Anstrengungen, um mit meiner Hilfe das Nöthigste für den Haushalt zu beschaffen. Beide starben rasch nacheinander, und hinterließen mir Nichts, als das niederdrückende Gefühl der Verlassenheit in dem fingehenern Paris.

Ich war von vier Kindern den Eltern allein geblieben. Mein älterer Bruder und meine Schwester waren schon in früher Kindheit von einem reichen Amerikaner, der unseren Wollmarkt in Breslau besuchte, adoptirt und nach Boston mitgenommen worden. Mein jüngerer Bruder studierte anfangs mit eisernem Fleiße Theologie; sein unruhiger Geist warf sich indeß später auf andere Wissenschaften. Er wollte Alles kennen, Alles ergründen. Bei den Umtrieben auf den deutschen Universitäten war er stark compromittirt, und wurde relegirt. Er ergriff planlos bald Dies, bald Jenes, und der Hang zu einem abenteuerlichen Leben bildete sich in ihm aus. Endlich verließ er die Heimath, und wir erfuhren nie wieder etwas von ihm. Ebenso wenig weiß ich von meinen beiden andern Geschwistern, ja nicht mal genau den Namen, den sie führen; die zärtliche Mutter hatte sie nur mit blutendem Herzen von sich gelassen, als der Amerikaner sie abholte. Allein mein Vater, in seiner finstern Sorge um die Zukunft bei seinem ungewissen Erwerbe, seinem reichlichen Kindersegen, ließ nicht eher nach mit dringenden Vorstellungen und bittern Vorwürfen, bis die Mutter sich in die Trennung von den Kindern ergab. Ein Brand in unserm Hause vernichtete alle ältern Papiere, und meine Mutter, die der Gram wortkarg machte, seufzte nur still um die verlorenen Kinder, und nur einmal hörte ich von ihr, daß der Amerikaner, wenn ich nicht irre, Robins heiße.

Statt der weiblichen Arbeiten, die meinen Augen wehe thaten, entschloß ich mich, auf Zureden von Madame Lafleche, mein Glück mit Gesang und Harfe auf dem Boulevard zu versuchen, und da war es, wo Sie, Theurer, mir so edel entgegentraten, und dem schüchternen Mädchen die schmerzliche Oeffentlichkeit des Erwerbs für die Zukunft ersparten.

Als ich noch in Breslau lebte, begleitete ich einst eine Freundin zu einer berühmten Kartenschlägerin, die ihr wahrsagen sollte. Die mystische Alte wohnte in einem engen verrufenen Gäßchen. Ein häßliches braunrothes Branntweingesicht, ihre Schwester, trat uns entgegen, und deutete kurz und trocken die Thür zu der Seherin an.

Mein junges Gemüth empfand den widerwärtigsten Eindruck, dessen ich mich nur erinnere, als ich das enge Stübchen öffnete. Dicke Tabakswolken drangen uns entgegen, denn im Hintergrunde saß auf niedrem Schemel, mit einer kurzen qualmenden Gipspfeife, die weise Frau mit verschränkten Beinen. Sie erwiederte gleichgiltig unsern Gruß, fragte nach unserem Begehr, und bat, als ich ihn genannt, ohne ihre Stellung zu verändern, wir möchten Platz nehmen.

Der rauhe stolze Ton des zigeunerbraunen Weibes, ihr ganzes pöbelhaftes Wesen, so wie der phantastisch aufgeputzte Altar im Hintergrunde, vor dem sie saß, machten mir unser Jahrhundert beinahe lächerlich, in welchem doch noch eine Menge abergläubiger Thoren die Wahrsagekunst gut genug bezahlen mußten, um diese niedere Weibsperson so ungeschliffen übermüthig zu machen. Die Mißgestalt der Kartenschlägerin selbst aber, mit den brennenden unheimlichen Augen, den schwarzbraunen, verworfenen, männlich starken Zügen, in dem schmutzigen, sonderbaren Anzuge, von einem breiten Ledergürtel gehalten, und ringsum der verschiedene, mystische Apparat, erregten mir einiges Grauen. Die Natur oder vielmehr das Leben hatte diesem Halbweibe einen höchst abenteuerlichen Charakter aufgedrückt, und ich gestand mir, daß es vollkommen dem Bilde entsprach, welches meine frühere lebhafte Phantasie sich von einer Hexe entwarf.

Die Wahrsagerin legte die Pfeife weg, leitete ein Gespräch ein, und schälte und verspeiste dabei gemächlich eine Orange. Sie gab uns Bruchstücke aus ihrem abenteuerlichen Leben zum Besten, und wir erfuhren, daß sie theils als Soldat selbst, theils als Marketenderin die Feldzüge Napoleons in Spanien und Rußland mitgemacht, und in den Ruinen eines Maurenschlosses ihre geheime Kunst gelernt hätte. Sie ward immer gesprächiger, wußte gut zu erzählen, und ein Schriftsteller hätte aus ihren Skizzen Manches benutzen können. Endlich zündete sie die Lichter auf dem Altare an, nahm ein Spiel Karten und schob schnell einige blitzende Ringe auf die langen starken Finger, vielleicht halb aus Respect vor uns, halb aus Eitelkeit.

Die verhängnißvollen Blätter lagen vor ihr ausgebreitet, und sie öffnete den prophetischen Mund, um den ein leichter Schnurrbart blühete. Nachdem sie meiner neugierigen Freundin den Zukunftschleier gelüftet, kam ich an die Reihe, und das Wesentlichste, was sie mir in feierlichem Tone sagte, war, ich möchte mich vor einer Heirath hüten, denn ich würde meinen Bruder heirathen. Daneben verkündete sie mir ein unruhiges, sorgenschweres Wanderleben.

Sie sagte das Alles mit so trockenem, festem Tone, daß es mich kalt durchrieselte. Ich war von je für mystische Eindrücke sehr empfänglich, und meine Phantasie konnte das Hexenbild und seinen entsetzlichen Ausspruch durchaus nicht los werden. Mein Bruder hatte mir einst aus einem Trauerspiele des Sophokles von einem griechischen Könige Ödipus erzählt, der seinen Vater erschlug, und dann seine Mutter heirathete, nachdem er, um die Wahrheit des Orakels zu vernichten, von dem Vater an wüster Stätte ausgesetzt worden war, und eben in Folge dieses Umstandes das Schicksal den Götterspruch erfüllte. Die große antike Tragödie jagte in ihren einzelnen fürchterlichen Gestalten und Szenen unaufhörlich durch meine kranke Phantasie. Immer stand das ungeheuere Unglück des Königs vor meinen Augen. Ich hörte seinen Fluch der Verzweiflung gegen das falsche Schicksal; ich sah ihn wüthen gegen das unselige Weib, das ihn gebar, und gegen die in Blutschande mit ihr erzeugten Söhne, und endlich die Heldengestalt vernichtet dahinsinken in seinem verödeten Königshause, als ein Opfer der geheimnißvollen Eumeniden. Und mit Schaudern dachte ich mir den alterthümlichen Fluch der Götter gegen einzelne Menschenschicksale fortwirkend in unsern Tagen, in meinem eigenen Leben. Auch ich sah mich voll Grauen unter dem verderblichen Einflusse geheimnißvoller Mächte. Ich sah sie lauern an dem unsichtbaren Netze, ob ich es nicht bald betreten würde, um es sogleich hohnlachend über mir zusammenzuziehen. In stummer fürchterlicher Angst, die sich zu einer Art stillen Wahnsinnes ausbildete, zogen meine Tage vorüber. Hundert wunderbare Fügungen, hundert tolle glänzende Märchen, durch welche der Ausspruch der unheimlichen Kartenlegerin erfüllt werden könnte, schuf meine angstbewegte Phantasie, und zum Schlusse all' die schneidenden Töne, die grellen, vielleicht auch blutigen Wahnsinnsbilder. Der Umstand, daß mein älterer Bruder fern vom väterlichen Hause unter fremdem Namen in einem weiten unbekannten Lande lebte, daß wir gar keine Nachricht von ihm hatten, war der Boden, auf dem meine bleiche Furcht wucherte, die bald in so wüsten Träumen mein ganzes Sein und Denken umrankte.

Die Reise nach Frankreich, der bunte lustige Wechsel an Menschen, Sprachweisen, Sitten, Szenen und Gegenden, drängte die grauenhaften Gespensterbilder in den Hintergrund meiner Seele, und gab mit den neuen Bildern und Gedanken meinen geistigen Kräften ein minder gefährliches Spielwerk. Endlich umfing mich die Weltstadt an der Seine, eine neue Welt mit fremdem reizendem Zauber, das reichbewegte glänzende Leben von Paris. Ich taumelte, davon berauscht, von Erscheinung zu Erscheinung, und die unheimlichen Kämpfe und Träume schienen keine Gewalt mehr über mich zu haben; ja, ich vergaß wochenlang in jener glücklichen Zeit den Ausspruch der breslauer Hexe in der Töpfergasse. Aber wenn ich seiner gedachte, wirkte es lange nachhallend auf mich ein. Dann sah ich die schwarzbraune Alte mit funkelnden Augen an mein Bett treten; sie erhob drohend den Zeigefinger, und wiederholte die Prophezeihung mit leisem, rauhem Tone. Nur langsam, nachdem die jagenden Erscheinungen des Tages mich mehr oder weniger zerstreuten, verschwand das häßliche Bild und sein eminöses Wort vor meinem innern Auge und Ohre.

Nur in den stillen bangen Krankheitsnächten meiner Mutter schien der finstere phantastische Zauber mich wieder zu umringen. Doch die tägliche graue Sorge, der Blick in die nebelvolle Zukunft erhielten mich schwebend über dem unseligen Gedankensumpfe. Ich

Digitized by Google

kämpfte glücklicher als sonst gegen seine gespenstigen Irrlichter. Das Klosterleben haßte ich als etwas Unnatürliches, aber ich that einen heiligen Schwur vor der Madonna, nie zu heirathen. Einige Bücher, an die ich damals gerieth, veranlaßten mich zu einem Raisonnement über die Ehe. Ich fand bald einen Trost darin, mir einen systematischen Haß gegen sie einzuimpfen, und nannte sie ein unwürdiges Spiel mit Wort und Treue, nachdem ich Gelegenheit gehabt hatte, tiefer in einige pariser Ehen zu blicken.

Das war die Zeit, wo meine Eltern kurz nacheinander starben, und ich bald darauf Sie, mein theurer Freund, auf dem Boulevard kennen lernte. — Sie werden sich nun die seltsame Unruhe erklären können, mit der ich Ihren Eheantrag aufnahm. Ich liebte Sie wie eine Schwester; ich wollte mich diesem wohlthuenden Gefühle nicht entfremden, das ich so mühsam in meiner innern Zerrissenheit ausgebildet hatte; ich wollte, ich durfte kein anderes Verhältniß zu Ihnen kennen, als das bestehende. Ich hatte Grundsätze erlangt, in denen ich eine Schutzwehr vor dem feindseligen Verhängnisse sah, das ich fürchtete. Ob Sie mein Bruder waren oder nicht, wer konnte, wer sollte mir das mit Gewißheit sagen?! Nur einen Schritt vielleicht aus dem sichern Kreise, und meine dämonischen Geister erwachten plötzlich aus ihrem magnetischen Schlafe, und ich fand nicht wieder das Zauberwort, sie darin festzubannen; und sie umbrausten mich als wilde hohnlachende Stürme für immer, umzischten mich als Nattern, um meiner Ruhe tausend Todeswunden beizubringen.

Ich zog es vor, so schwer es mir auch ward, Ihre Nähe zu meiden. Ich wollte mir und Ihnen einen fruchtlosen Kampf, einen unnöthigen Schmerz ersparen. So verließ ich Madame Lasleche, ohne ihr Adieu zu sagen, und kehrte nicht mehr wieder. Es gelang mir, einige Unterrichtsstunden auf der Harfe zu erhalten. — Da kamen die blutigen Julitage. Wie glücklich war ich, in der Rue St. Germain den drohenden Stein von Ihrem Haupte abzuwenden! Wie unglücklich, in der Verwirrung meinen Bruder Karl wiederzufinden.

Er war ein wüster Aventurier geworden, ein Mensch, der mit mehr als zwanzig Segeln auf dem sturmbewegten Meere seiner Leidenschaften lustig umhersteuerte. Aus einem abenteuerlichen Lebensverhältnisse in das andere geworfen, bildeten Noth, Gewinnsucht und Neigung die vielseitigsten, seltsamsten, gefährlichsten Talente in ihm aus, und mit ihnen wucherte er seit kurzer Zeit in Paris. Er hielt Bank, copirte Handschriften auf's Täuschendste, figurirte als Geisterbeschwörer, war Falschmünzer und Diebshehler, trieb betrügerische Agentengeschäfte im Großen, und excellirte nebenher als Sprach-, Reit-, Tanz- und Fechtlehrer. In den entlegensten Winkeln von Paris, in den schmutzigsten Gassen waren die geheimen ausgedehnten Werkstätten seines lichtscheuen nichtswürdigen Treibens, welches sich über halb Frankreich verbreitete. Sein durchdringender Verstand, seine Menschenkenntniß, seine tausend Mittel und Verbindungen, die er mit seltenem Takte zu verbrauchen wußte, ließen ihn nicht leicht ein Ziel verfehlen, nicht leicht entwischte ihm ein Opfer, und die Argusaugen der pariser Polizei täuschte er in hundert Masken, mit hundert Listen. Alle jene vornehmen armen Teufel, die obdach- und nahrungslos sich im Palais-royal umhertreiben, zur Arbeit zu faul, zum Betteln zu verschämt sind, standen auf seinen Wink zu soliden Schurkereien zu Befehl. Oder sie ließen für eine Mahlzeit beim nächsten Restaurateur sich zu Spionen und Botschaftern brauchen, ohne je zu wissen, welchem größern Zwecke sie dienten. Sie waren Karls beste Werkzeuge. Sonst aber reichte sein Arm mit Leichtigkeit in das glänzende Vorzimmer Louis Philipps, wie in die schmutzige Höhle des Chiffonniers. — Theils seine eiserne Natur, theils seine unerschütterliche Consequenz im Maßhalten des Genusses, ließen diese Lebensweise ohne Nachtheil für ihn, denn sein Lebensprinzip war: „Der Weise genießt und weiß; der Thor entbehrt und glaubt."

Sie können leicht denken, mein Freund, daß Jahre dazu gehörten, den ganzen Umfang des Abgrunds kennen zu lernen, in welchem dieser gefährliche Mensch sich leicht und zierlich wie in einem englischen Garten bewegte. Dieser selbstgeschaffene Abgrund war sein Lebenstheater, von dem er um keinen Preis abgetreten wäre. Er schien dafür geboren, die Intrigue war ihm Bedingung seiner Existenz geworden, nothwendig, wie die Luft zum Athmen, und ich glaube, man hätte sein Todesurtheil unterschrieben mit dem Machtbefehl: er solle seine ungeheuern Nachthümer ohne Sorge und Gefahr genießen. — Mit mir hatte der geniale Teufel, wie es schien, einen großartigen Plan vor. Ganz klar ist mir dieser nie geworden; denn ein Treppe Vertrauen war schwerer von Karl zu erlangen, als tausend Louisd'or. Doch glaube ich, er wollte mich nach und nach zu einer vertrauten hilfreichen Genossin seiner ausgedehnten Anstalt erziehen, die wie des Satans Werkstatt auf Erden anzusehen war, und als tiefer Krebsschaden am Busen des Staates wucherte.

Karl miethete mir ein prächtiges Hôtel, wo ich ganz meinen stillen Neigungen leben durfte. Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung von seinem Treiben, und er gab vor, seinen Reichthum der Lotterie zu verdanken. Leise untergrub er indeß meinen sittlichen Glauben, umgab mich mit den feinsten Sinnenreizen, und jubelte über meine abnormen Ansichten von der Ehe. Er drang nun rasch weiter mit seiner vergiftenden Moral, die er einen Fortschritt der Zeit nannte. Es schien ihm nöthig, vor Allem die antiquirten moralischen Albernheiten, wie er meine Grundsätze nannte, in moderne Natürlichkeit zu verwandeln, ehe sich etwas Großes mit mir ausführen ließe. Er erreichte meine Bekehrung in seinem Sinne bis auf einen gewissen Grad, doch vergaß meine weibliche Würde sich nicht bis zur Dienstbarkeit für seine gemeinen habsüchtigen Zwecke.

Eines Tages führte Karl den spanischen Grafen Jose de Moncada bei mir ein. Er war ein stolzer Castilier mit dunklen fordernden Augen, und mein Herz empörte sich bei der Vertraulichkeit, die er sich gegen mich herausnahm. Karl flüsterte mir zu, daß der Graf ungeheuer reich sei. Ich entgegnete ihm, es wäre mir ungeheuer gleichgiltig. Aber ein glänzendes Fest jagte jetzt das andere. Mein stilles Hôtel war plötzlich der nächtliche Schauplatz der lauten gedankenlosen Freude, und der Tag sah uns stets nach Wechselgenüssen das weite Paris von einem Ende zum andern durchjagen. Mein Bruder ordnete Alles an, ein Meister in der Kunst, auch die trägste Sinnlichkeit zu wecken. Auch mein Herz schwamm in unwillkührlicher Hingebung eine Weile in den buntschäumenden Wellen dieser Tage; ich lernte ein neues Leben kennen, das Leben des Genusses, während ich bisher nur das der Entbehrung kannte. Es fesselte, aber es blendete mich nicht so sehr, um nicht entschieden jeder Zudringlichkeit des Grafen zu wehren.

Lassen Sie mich rasch über diese Zeit hinwegeilen, Freund. Genug, ich war an den Spanier verkauft; doch der Tausendkünstler Karl konnte den Sündensold nicht verdienen. Er zog endlich die Maske ab, und zeigte mir seinen ganzen entsetzlichen Grimm. Ich schauderte vor dem Abgrunde der Verworfenheit, den ich jetzt erst allmälig kennen lernte. Ach, mein Freund, wie sehnte ich mich zurück in den Frieden meines Dachstübchens bei Madame Lasleche, in die reinen heitern Kreise, in die Sie mich eingeführt hatten, wo meine Lieder so offene Herzen fanden; wie sehnte ich mich selbst mit meiner Harfe auf den Boulevard. Es war zu spät. Eines Abends beredete mein Bruder mich mit gewinnender Freundlichkeit zu einer Spazierfahrt. Die Nacht lag schon über Paris, als wir zurückkehrten. Er lenkte das Cabriolet in eine enge dunkle Gasse, angeblich wegen eines nähern Weges zu meinem Hôtel. Da sprangen plötzlich vor einem niedern Hause einige Männer herzu, der Wagen hielt, und ehe ich denken, ehe ich schreien konnte, war ich herausgehoben und in's Haus geschleppt. Mein nichtswürdiger Bruder folgte. — Was soll das? fragte ich bebend. — „Du wirst jetzt bei mir wohnen, und bist hier zu Hause," antwortete er mit kaltem Hohne.

Länger als ein Jahr bewohnte ich eine Reihe Zimmer unter der Erde, die übrigens mit Pracht ausgestattet waren, und alle Genüsse der Erde boten, außer dem ersten und edelsten, der Freiheit. Ihr Verlust war die Strafe für die Rechnung ohne den Wirth, welche Karl in Bezug auf mich und den Grafen Moncada gemacht hatte. Ich hatte nun mancherlei Gelegenheit, die Höllenmaschinen kennen zu lernen, welche hier, fein wie Spinnengewebe, die Netze arbeiteten für die sorglosen, lebenslustigen Fliegen von Paris. Was dabei meinen Bruder so sicher machte, war die außerordentliche Ver-

Digitized by Google

zweigung seiner Kräfte und Mittel und ihr äußerst verrückter Verbrauch. — Wahrscheinlich war ich so lange zu dieser glänzenden Kerkernacht verdammt, bis es seinem unbeständigen Sinne einst gefallen würde, einen andern weit entfernten Wirkungskreis für seine verderblichen Talente zu wählen. Er brauchte mich zu verschiedenen Ämtern in seinem nächtlichen Staate, deren treue Verwaltung er mehr von meiner langen Weile, als von meiner Ergebenheit für ihn hoffte. Und wirklich machte die lange Weile mich insofern zur Verbrecherin, daß sein Sündengeld, seine Rechnungen durch meine reinen Hände gingen. Zu tausend Eiden der Verschwiegenheit erbot ich mich, wenn er mich freilassen wollte, doch er entgegnete kalt lächelnd: „Ich habe keinen Glauben an Eide! Auch der Vermessenste auf die heilige Hostie gilt bei mir bei weitem nicht so viel, als der schwächste Eisenriegel in meiner Gewalt. Dann setzte er hinzu: „Du trägst selbst dir Schuld, Emmeline, daß ich dich hier gefangen halten muß, so ungern ich es thue. Warst du in deinem Hôtel nicht ein so eigensinniges Kind, du ersparteit uns Beiden viel Schmerz und dir die Verachtung, welche du jetzt für mich hegst. Doch sei getrost! Bald soll deine Erlösungsstunde schlagen!“

Allein sie erschien nicht eher, als mit der Cholera. Die geheimnißvolle Asiatin, welche Tausende dem Tode weihete, gab mir das Leben der Freiheit wieder. Ach, und ich wollte so gern noch leben; mein noch so junges Herz träumte von Nichts als frischer Luft, von Waldesgrün und Frühlingssonnenschein. Ich hatte Nichts verschuldet, und konnte moralisch rein vor jedem Richter bestehen. Aber auch die Thränen um das Unschuldige waren versiegt in der langen, langen Nacht, und ich fühlte zuletzt lebhaft die Wahrheit der Worte des großen deutschen Dichters, daß der Mensch, von den gewaltigen Stunden besiegt, vom Höchsten wie vom Gemeinsten sich entwöhnen lerne. Indeß blieb mir noch *ein* Gefühl. Es war die Sehnsucht nach Freiheit.

Die Stunde der Erlösung nahl. Angst fliegt über die Gesichter des höllischen Personals. Scheu streichen die dienstbaren Dämonen, meine Wächter, aneinander vorüber. Endlich hör' ich's dumpf murmeln: „Cholera!“ — Nach einigen Tagen sinkt Einer nach dem Andern hin, von Morbona's Arm ergriffen. Mein brüderlicher Höllenfürst ist nicht zu sehen. Gott weiß, wo auch ihn die Seuche plötzlich niederwarf. Triumph! Der Kerker öffnet sich; die Morgenröthe der Freiheit bricht an. Ich eile, diese Blätter zu schließen. Sobald ich frei bin, ist mein erster Weg zu Ihnen. — — —

(Vierzehn Tage später). Mein geliebter Freund! Ich war bei Ihnen, ich durfte Sie pflegen in dieser grauen- und verhängnißvollen Zeit, wo ganz Paris einem ungeheuern Hospitale gleicht. Sie sind wieder gesund, wofür ich dem Allmächtigen danke. Gern will ich für Ihr Leben nun das meine der großen Heuterin opfern. — Schon fühle ich mich wirklich ernstlich krank; ich habe nur noch so viel Kraft, diese letzten Zeilen zu schreiben, um meine Bekenntnisse zu schließen. Hoffentlich kommt es sicher durch Ninon in Ihre Hände. Leben Sie wohl, mein theuerster einziger Freund! Ich muß zu Bett und werde es wohl lebend nicht mehr verlassen. Erbarmen Sie sich der verlassenen Ninon, im Falle auch Madame Lafleche ein Opfer der Seuche werden sollte, und denken Sie bisweilen der unglücklichen

Emmeline.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Emmelinens Tode wühlte Henri Chevreuil in einem Schreibsecretair voll alter Papiere seines verstorbenen Vaters. Er mochte eine verborgene Feder berührt haben, denn eine geheime Schublade sprang auf, in der er eine Menge wichtiger Familienbriefe und unter diesen einen über sich selbst entdeckte. Er war von einem Bruder seines Vaters in London, und er entnahm daraus, daß der Amerikaner Robins, ihr anderer Bruder, der den Namen seines Adoptivvaters in Boston annehmen mußte, vor zwanzig Jahren in Schlesien zwei kleine Kinder eines Musik- und Sprachlehrers Braunhold adoptirt und mit sich genommen habe, um so die Gunst des Schicksals, die ihn einst durch einen edlen Mann in Wohlstand gebracht hatte, an armen fremden Kindern wieder zu vergelten. In London aber tödtlich erkrankt, hatte Robins die Adoptivkinder mit reichen Vermächtnissen seinen beiden kinderlosen Brüdern in London und Paris überlassen, und Oheim Chevreuil meldete in dem bewußten Briefe Henri's Vater die Verfügung ihres verstorbenen Bruders, mit der Anfrage, ob er zur Adoption und Aufnahme des Knaben Heinrich bereit sei, er selbst werde nach dem Willen des Testaters das Mädchen behalten. Daß dies wirklich geschehen, ging zweifellos aus einem andern Briefe hervor. Ein Schlagfluß tödtete Henri's Vater plötzlich, und so kam er um die Nachricht über seine wahren Geburtsverhältnisse, die er wahrscheinlich für sein Todbett verspart hatte. Robins hieß ja aber der Amerikaner, den Emmeline in ihren Mittheilungen als den Adoptivvater ihrer beiden ältern Geschwister genannt hatte. Alle übrigen von ihr angegebenen Umstände stimmten mit dem Briefe des Oheims überein, und es war kein Zweifel — die unglückliche Emmeline war Henri's Schwester, und die unheimliche Kartenschlägerin in der Töpfergasse zu Breslau hatte Recht gehabt.

Bald nach dieser Entdeckung beschloß Henri eine Reise nach Deutschland und Schlesien, seinem eigentlichen Vaterlande. Es war seinem Gemüthe, welches das Schicksal seit mehren Jahren so fieberisch bewegt hatte, der Wechsel des Reiselebens ein tiefsinniges Bedürfniß, wie seine Freunde bei seinem zunehmenden Tiefsinn erkannten, und ihm deßhalb dringend dazu riethen. Mächtig zogen ihn außerdem natürliche Sympathien nach dem Lande, wo seine Eltern gelebt und gelitten hatten; wo die Mutter ihn und die Schwester mit zerrissenem Herzen einst in die Fremde führen ließ, weil sie nicht mehr Brod genug für ihre Lieblinge zu verschaffen wußte; wo Emmeline endlich die drohende Prophezeihung erhalten hatte, von deren furchtbarer Wahrheit er nun überzeugt war. Ja, es drängte ihn, das unheimliche Weib in der Töpfergasse zu Breslau, dem so tiefe Blicke in das Schicksalsgewebe vergönnt waren, selbst kennen zu lernen.

Henri nahm indeß den Weg durch Böhmen, und schwärmte zwecklos durch das alte Prag. Eben jetzt aber saß er im Gastzimmer „beim goldenen Engel“. Ihm gegenüber nahm ein schottländischer Fleischermeister Platz, mit der Stea eines Lords auf dem wohlgenährten Gesicht und in der ansehnlichen Figur, deren carrirte Kleidung ihm das Ansehen eines wandelnden Damenbretts gab. Er drückte das breite Fettkinn in ein ebenfalls carrirtes Halstuch, versenkte die Hände in die Hosentaschen und streckte die Beine weit vorwärts, so daß sie mit denen Henri's in unmittelbare Correspondenz geriethen. Als der Kellner vorüberging, stieß er den Befehl: „Punsch!“ hervor, und blieb nun unbeweglich, obgleich seine Nichte, eine muntere, blauäugige, allerliebste Schottländerin, sich neben ihn setzte, und ihm über die getroffenen gasthäuslichen Arrangements einen kurzen Bericht in's große Ohr flüsterte.

Während der reiche Master Gough beharrlich die passive Rolle eines Gentleman zu spielen fortfuhr, war Miß Tony desto beweglicher und gesprächiger, und konnte nicht müde werden in ihren Mittheilungen und Witzen über ihre Erfahrungen auf dem Continent. Sie brachte endlich auch die Unterhaltung auf's Schauspiel und die Oper, und da sie von dem musikalischen Ruhme Prags gehört hatte, wollte sie, trotz ihrer Ermüdung, selbst heute noch Weigl's alte liebe „Schweizerfamilie“ sehen, welche der Zettel ankündigte. Schmeichelnd bat sie den Oheim um die Begleitung in's Theater, und er nickte beifällig mit dem Pagodenhaupte. Dann wandte Tony sich an Henri mit der Frage, ob er die Oper auch besuchen werde. — Er war bereit, und als die Zeit herannahete, setzte man sich nach dem Schauspielhause in Bewegung.

Für die Parthie des sehnsüchtigen Schweizermädchens Emmeline war ein Fräulein Bergfeld als Gästin angegeben. Sie trat auf und sang, und Henri's Aug' und Ohr wurde gespannt und immer gespannter durch die helde Sängerin, und das Herz trat ihm in's Gesicht und Gehör. Er sah und hörte nur sie, nur diese Emmeline

Digitized by Google

mit dem anschwellenden Herzen; denn es war, es konnte nicht anders sein, die unglückliche Schwester Emmeline, die liebliche Harfnerin dem Beuleraed, die muthige Retterin und Pflegerin, die er nur als ein Weib lieben durfte, und doch mit ganz andern höhern Flammen liebte. Aber sie ruhete ja längst auf dem Père-la-Chaise zu Paris; das schöne Herz war todt, wie das seelenvolle Auge und die schöne Gestalt! Wie konnte sie hier im prager Theater in voller Lebensfrische singen und sprechen! Eine Doppelgängerin also mußte es sein, die mit ihrer frappanten Ähnlichkeit in Erscheinung und Stimme alle Pulse seines Seelenlebens in so fieberhafte Gluth versetzen konnte.

Die Oper war zu Ende. Henri schwankte aus dem Hause, ein in seine geheimsten Sympathien völlig aufgelöster Mensch. Wohin er kam, hörte er viel Gutes und Rühmendes über die Sängerin Emmeline Bergfeld, und sie hatte also auch denselben Vornamen, wie die theuere ihr so ähnliche Todte. Jedes Wort über sie spielte als eine kreisende wohlthuende Flamme um sein innerstes Leben. Sie hielt sich in der sittigsten Eingezogenheit. Niemand wußte Etwas über ihre nähern Verhältnisse, und wie sollte er sich nun nähern, selbst wenn er den Muth dazu gehabt hätte!

Über seinem süßen Geheimnisse vergaß Henri ganz, nach den schlanken üppigen Slavenmädchen an der Moldau zu schauen, die ihm auf seinen täglichen Wanderungen begegneten. Er forschte nur nach Emmelinens Sylphidengestalt unter den reizendsten Erscheinungen, nur nach ihren Zügen in jedem Gesichte, und stets vergebens. Das Pflaster glühete ihm unter den Füßen, denn sie waren längst wund geworden auf den Rennbahnen, die er sie täglich durchlaufen ließ. Aber sobald der Morgen kam, zog es ihn dennoch unwiderstehlich hinaus auf das Pflaster, in die dumpfe prager Straßenluft, und er stampfte wüthend mit den kranken Füßen, sobald sie ihm den Dienst zu versagen drohten. Immer noch hoffte er auf die Vermittelung des Zufalls, dieses größten Agenten der Welt, bei dem man nicht um Einschreibegebühren geprellt wird, daß er die Pseudo-Emmeline irgendwo sehen, verfolgen und sich würde zu ihren Füßen werfen können, und immer vergebens.

Daß er täglich in's Theater rannte, verstand sich von selbst; aber man gab keine Oper, und die Sängerin war sonst weder zu hören noch zu sehen. Sie bewohnte ein Gartenhaus, und in den Garten konnte er sich nicht Zutritt verschaffen, so viele Mühe er sich auch gab. Der Besitzer war ein wunderliches Subject, und sofortige Entlassung bedrohte den Gärtner, sobald er einen Fremden einließ. Endlich hörte Henri, Fräulein Bergfeld sei verreist, kehre jedoch wieder, und einige Tage darauf hieß es, sie wäre von einer Landpartie krank zurückgekehrt.

Das alte Prag war für Henri ein weiter Zauberkreis. Er konnte sich nicht daraus entfernen, ohne eine Art Heimweh, und als er einmal nach Brandeis fuhr, um die Herzogin von Berry zu sehen, war ihm das Herz auf dem Wege wie in Stücke zerfleischt.

Eine glänzende Gartenillumination war angekündigt, und er ging hin. Lodernde Feuerpfannen empfingen ihn am Eingange. Er glaubte in die Hallen eines Feenpallastes zu treten, denn Tausende von Lampen schimmerten ihm durch die langen dunkeln Gänge entgegen, und das Herbstgrün lauschte schüchtern zwischen dem magischen Brillantfeuer. Volle prächtige Musik rauschte durch die laue Septembernacht. Wie badend in den weichen Tonwellen wogte eine bunte, laute, glückliche Menge auf und ab; hohe schöne Frauengestalten in reichem Schmuck gaukelten dazwischen als siegende Herzensfürstinen, als reizende Nachtblüthen der Freude, und es gab hin und wieder süße Blicke aus blauen und dunkeln Augen und traute Händedrücke. An den Tischen strömten reichlich Wein- und Punschquellen zum festlichen Bacchanal; die Kellner flogen, die Zecher lachten trunkenfröhlich der Nacht in die glänzenden Augen. Es war ein Fest für die Götter des Olymps, die leider keine Begriffe von einer irdischen Gartenillumination hatten.

Als Henri betäubt durch das rauschende glänzend bewegte Nachtleben dahinstrich, und bisweilen seine Augen in den dunklern Parthien des Gartens erhellte, da trat ihm plötzlich am Arm eines Mannes — Emmeline entgegen. Erschrecken trat er zurück; sie aber riß sich von ihrem Begleiter los, und schlüpfte mit einem leisen Schrei in einen dunkeln Nebengang.

Henri wußte nicht eigentlich, was er that, indem er ihr nachstürzte. Aufgeregt durch die rauschende Sinnlichkeit dieser Nacht, durchblitzte ihn nur der Gedanke, die geheimnißvolle Doppelgängerin, die sich vor ihm sichtlich entsetzte, zu sprechen, zu fragen, zu beschwören, welche Bewandtniß es mit diesem Räthsel der Ähnlichkeit habe. Er sah sie in den glänzenden Gartensaal eilen, und eilte nach. Sie öffnete rasch ein matt erleuchtetes Nebengemach; er folgte ihr auch dahin. Sie wandte sich schüchtern um; Henri breitete, überwältigt von dem Momente, wie bewußtlos der theuern Erscheinung die Arme entgegen, und rief: Emmeline!

O Gott! stöhnte sie, und sank mit geschlossenen Augen an seine Brust. Eine halbe Minute hielt er Emmelinen an dem glücklichen Herzen fest, indem er träumte, es sei wirklich *seine* Emmeline, die von dem Todten auferstandene Schwester. Mit seinem heißen Kusse erwachte der Betäubten Besinnung wieder. Sie riß sich mit einem Seufzer los, und war verschwunden, noch ehe Henri es denken konnte.

An der Saalthür empfing den Nacheilenden ein Mann mit stechenden Falkenaugen. Mein Herr, auf ein Wort! sprach er zu Henri. — Was hatten sie mit der Dame in jenem Gemache zu schaffen, und in welchem Verhältnisse stehen Sie mit ihr? —

Wer hat darnach zu fragen? erwiederte Henri.

Sie werden wohlthun, eine entscheidende Antwort statt Ihrer trotzigen Gegenfrage zu geben, sagte Jener scharf, ihn mit den dunkeln Augen messend.

Bis jetzt weiß ich keinen Grund zur Furcht vor Ihnen, erklärte der Franzose, und so lange Sie nicht Ihr näheres Recht an die Dame nennen, begegne ich Ihnen als einen unbefugten Frager.

Das werden Sie bereuen, versetzte der Gegner kalt, und nahm Tabak.

Wie so, Herr? Reizen Sie mich nicht! brauste Henri.

Nein, nein, das will ich nicht, fuhr jener ruhig fort. — Den Grund meiner Frage kann ich nicht angeben, dennoch muß ich auf *Ihrer* Erklärung bestehen, oder ich sehe mich genöthigt —

Hat es je eine größere Unverschämtheit gegeben! rief Henri erstaunt. — Was wollen Sie thun, Herr? den Augenblick Antwort, oder ich rufe nach der Polizei.

Henri's Heftigkeit hatte mehre Personen herbei gelockt, deren Kreis sich mit jedem Augenblicke dichter zog. Der Frager drehte Jenem den Rücken und wollte sich entfernen. Henri faßte seinen Arm. Erst Antwort, Herr! Wer sind Sie?

Erlauben Sie, *wir* kennen den Herrn bereits, und suchen ihn schon lange, rief eine Stimme, und mehre Polizeibeamte durchbrachen den Kreis. — Nicht wahr, Herr Benfen, Sie wissen, was es bedeutet, wenn ich Sie einlade uns zu folgen? hieß es leonisch.

Benfen antwortete nicht, aber er zog rasch ein Stilet aus der Tasche, und versuchte mit einem gewaltigen Satze, unter verwundenden Stößen rechts und links, durch die Menge der drohenden Haft zu entkommen. Allein vergebens. Ein kräftiger muthiger Mann fiel ihm an der Thür in den Arm und entwand ihm glücklich die Waffe, worauf er nun von dem Haufen leicht überwältigt, und im Triumphe der Gerechtigkeit fortgebracht wurde.

Erschüttert vom raschen Wechsel der süßen Situation in Emmelinens Armen und der ihr nachfolgenden brutalen Szene, irrte Henri noch eine Weile im Saale und Garten umher, um die Verschwundene aufzufinden. Es war nicht möglich. Sein Gehirn brannte mehr als je vor fieberhafter Sehnsucht zur Lösung der geheimnißvollen Verhältnisse der Sängerin. Ihre Flucht vor ihm von der Seite des Begleiters, als sie ihn im Garten erblickt hatte; der tiefe Seufzer, unter welchem ihr überwältigendes Gefühl sie in dem Gemache in seine Arme trieb; ihr abermaliges Entrinnen — das schien auf eine Bekanntschaft mit ihm hinzudeuten, das war ein Betragen, wie er es an der *wahren* Emmeline in Paris kennen gelernt hatte. Sollte es möglich sein — ? Er konnte im Widerstreite der auf ihn einstür-

Digitized by Google

menden Gefühle den Gedanken nicht vollenden. Aber er wollte Uiberzeugung, Gewißheit haben um jeden Preis. — Er warf ſich in einen Wagen und fuhr nach dem einſamen Gartenhauſe, wo die Sängerin wohnte. Eine Extrapoſt hielt vor der Thür.

Mit vieler Mühe läutete Henri den ſtörriſchen Gärtner heraus, den die Hand voll Zwanziger nicht eben zugänglicher machte, und höchſtens von offenen Grobheiten abhielt. — Ich will, ich muß das Fräulein Bergfeld ſprechen, erklärte Jener.

Jetzt, bei Nacht? Wo denken Sie hin? murrte der Gärtner. — Aber wenn Ihr Beſuch auch nicht gegen meine Pflicht und alle Reputation der jungen Dame wäre, ſo könnte es höchſtens hier am Wagen geſchehen. Sie ſehen die beſtellte Extrapoſt. Mit dieſer wird das Fräulein ſogleich abreiſen.

Mein Gott, wohin denn? fragte der beſtürzte Henri.

Weiß ich nicht, geht mich auch nichts an, antwortete der Verdroſſene. — Wollen Sie hier warten, bis die Dame herauskommt, und Sie vielleicht anhört, ſo geht mich's auch nichts an. Hinein aber kommen Sie nicht zu ihr. Das iſt gegen Pflicht und Reputation.

Henri entſchloß ſich zu warten; der Gärtner erhielt den Auftrag, der Sängerin ſeinen Namen zu nennen, und daß er um zwei Minuten Gehör am Wagenſchlage bitte, worauf Jener ſich entfernte.

Bald erſchien er wieder, auf alle Fälle mit einer Stange bewaffnet, und hinter ihm Emmeline mit ihrem Stubenmädchen in Reiſekleidern.

Die Sängerin trat dem Harrenden raſch und leiſe entgegen, faßte ſeine Hand, und rief halblaut mit ſanftem Vorwurfe: Henri, theurer Henri! warum ſuchen Sie mich auf, und ſtören meine erkünſtelte Ruhe?

Wie, Sie kennen mich? brach er hervor.

Sollte ich Sie nicht kennen, meinen Wohlthäter vom Boulevard? fragte ſie, ſeine Hand drückend.

O Gott, du biſt wirklich Emmeline, meine Emmeline! rief er, ſie vom Wagen fortziehend. Du biſt nicht todt! Du liegſt nicht begraben auf dem Père-la-Chaiſe, wo ich vergebens nach deiner Ruheſtätte forſchte?

Ich lag allerdings dort begraben, aber nur ſcheintodt, wie dies bei Cholera-Leichen häufig vorgekommen iſt, erklärte Emmeline. — Mein ſeltſames Schickſal machte ſich dieſen Scherz mit dem Tode in der grauenvollen Zeit, wo Tiſchler und Todtengräber mit Särgen und Gräbern nicht fertig werden konnten. Man hatte auch meinen vermeintlichen Leichnam daher blos in einen Sack geſteckt und mein Grab leicht mit Erde beſtreut. Ich erwachte aus dem Todesſchlummer, arbeitete mich leicht empor, und ſah, als ich mich des leinenen Sarges entledigt hatte, bei vollem Mondlichte einen andern Sack aus einem Grabe ſich aufrichten. Sogleich eilte ich hinzu, befreite hilfreich den ſcheintodt Geweſenen, und erkannte in ihm mit Entſetzen meinen Bruder Karl, deſſen ruchloſen Händen ich kurz vorher auf Ihnen bekannte Weiſe entronnen war; denn ich hoffe doch, daß Sie meine Bekenntniſſe gefunden und geleſen haben.

Henri gab ein bejahendes Zeichen, und ſie fuhr fort: Mit einem Schrei entfloh ich abermals; allein Karl hatte mich erkannt, und verfolgte mich rachſüchtig. Es war eine ſeltſame Jagd auferſtandener Todten über Gräber und Leichenſteine. Endlich ſtürzte Karl über ein Grab, und verletzte ſich den Kopf heftig an dem Monumente desſelben. Auf ſeinen Weheruf kehrte ich zu ihm zurück, verband ihm die Wunde mit einem Fetzen ſeines Leichengewandes, und ließ ihn in meinem Schooße ruhen, bis der Morgen grauete, und Hilfe kam. Dann aber, als ich den Entſetzlichen in ſichern Händen wußte, eilte ich von dannen, erhielt im nächſten Hauſe nothdürftige Kleidung und durch eine Sammlung milder Gaben ſo viel Geld, um eine Harfe kaufen zu können. Nun verließ ich Paris, aus Furcht vor dem Bruder, und durchwanderte als Sängerin Frankreich und Belgien. In der Oper verſuchte ich mich bei einer reiſenden Schauſpielergeſellſchaft in einem deutſchen Grenzſtädtchen, und der Zufall wollte, daß der Director einer ſtehenden Bühne die Vorſtellung beſuchte, dem meine Stimme ſo wohl gefiel, daß er mich engagirte, und für den dramatiſchen Geſang weiter ausbilden ließ. Ich machte eine Gaſtreiſe hierher nach Prag, wo ich unter verändertem Namen auftrat, um Karls Nachſtellungen zu entgehen. Allein auch er hatte Paris verlaſſen, und mein böſer Dämon kettete ihn auch in der Mitte Böhmens an meine Ferſe. Er wußte mich hier, wo er unter dem Namen Benſon ſein verbrecheriſches Weſen trieb, heute trotz meinem Incognito aufzufinden, und verſuchte unter furchtbaren Drohungen mich wieder in ſein Intereſſe zu ziehen, für deſſen Geheimniß er fürchtete. Ich gab ſeiner Bitte nach, ihm zu der Gartenillumination zu folgen, und — das Uebrige wiſſen Sie. Ihnen und ihm zu entfliehen, beſtellte ich ſogleich Extrapoſt, und nun, mein theurer Freund, nachdem ich Ihnen das Räthſel meiner Auferſtehung aus dem Grabe gelöſt, das Schickſal meines neuen Lebens geſchildert habe, leben Sie wohl, und laſſen Sie mich reiſen!

Nimmermehr! rief Henri. — Benſon iſt verhaftet, und du biſt vor ihm ſicher. Ich aber bin jetzt dein natürlicher Beſchützer. Unzweifelhaft iſt es nämlich erwieſen: das wahrſagende Hexenbild in Breslau hätte Recht gehabt, wenn wir uns heiratheten, denn — du biſt meine Schweſter!

Alſo doch! ſchrie die Erſchütterte, und fuhr unwillkührlich mit der Hand nach dem Herzen, welches durch die Gewißheit plötzlich von ſeinen ſchwankenden, unheimlich drohenden Träumen erlöſt war. — Henri erklärte nun den Grund ſeiner Ueberzeugung, während ihre Hand in der ſeinigen ruhete, und als er geendigt hatte, ſank die Schweſter ſtill weinend ihm an das Herz, mit den Worten: So ſei denn, Bruder, jetzt mein Retter und Ritter! Gelobt ſei Gott, daß ich endlich nicht mehr allein in der Welt ſtehe, daß ich eine würdige Stütze habe, an die ich mich, wie die Rebe an die Ulme, ſchmiegen kann!

Die Extrapoſt fuhr das Geſchwiſterpaar nur bis in die Stadt zurück, wo Emmeline mit der Dienerin im Gaſthauſe abſtieg.

Als Henri am andern Mittage mit der Schweſter an der Gaſttafel ſpeiſete, hatte ſich auch Maſter Gough mit der muntern Tony eingefunden. Henri ſtellte ihnen die gefundene Schweſter vor, indem er die nöthigen Aufklärungen über die betreffenden Familienverhältniſſe gab. Der Schottländer hatte mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört, was ſonſt, wenigſtens ſcheinbar, nicht der Fall war. — Sie ſind Sir Henri Chevreuil aus Paris? fragte er dennoch trocken.

Henri bejahte, und Jener fuhr fort: Ich habe aufgeſucht dort einen Vetter dieſes Namens, der ſollte ſein gereiſt nach Deutſchland. Sollten Sie nicht ſein dieſer Vetter?

Vielleicht, — wenn die Verhältniſſe es ſo herausſtellten, — meinte Henri.

Nun, ich kann Aufſchluß geben, verſetzte Gough mit einem leiſen Lächeln. — Nach Allem, was ich aus Ihrer Erzählung weiß, halten Sie ſich für den adoptirten Sohn des verſtorbenen Jakob Chevreuils in Paris; der aber ſind Sie nicht, denn dieſer deutſche Heinrich ſtarb ſchon nach einem Jahre. Jakob heirathete indeß bald darauf, und der aus dieſer Ehe lieblich hervorgegangene Sohn ſind Sie!

Wie, ich wäre nicht ein geborener Schleſier, ein Braunhold? fragte Henri, Emmelinen geſpannt anblickend. — Wie könnten Sie dies ſo genau wiſſen?

Ich weiß noch mehr, verſicherte Gough. — Hier meine Tony iſt eine geborene Braunhold und die echte Schweſter Ihrer vermeintlichen Schweſter. Ich bin der Schwager des Michel Chevreuil in London, welcher Tony nach des verſtorbenen Amerikaners Wunſche adoptirte, wie Jakob in Paris ihren Bruder. Als Michel geſtorben war, nahm ich Tony zu mir, und ſie paſſirte für meine Nichte.

Alſo wäre Emmeline nicht meine Schweſter? fragte Henri mit freudigem Beben, um den Kern des verwandtſchaftlichen Wirrwarrs herauszuſchälen.

Keineswegs, da Sie ein echter Chevreuil und nicht ihr Bruder ſind, ſchloß Gough, und trocknete ſich den Schweiß von der Stirn, denn ſo viel hatte er den ganzen Tag über nicht geſprochen.

Henri und Emmeline blickten ſich an, und die vollſtrömenden

Digitized by Google

Herzen ſpiegelten ſich in den feuchten Augen. Sprachlos bei der plötzlichen Trennung ihrer Blutsverwandtſchaft, reichten ſie einander die Hände, in dem ſeligen Gefühle, jetzt durch ein anderes, engeres, ſchöneres Band ſich verknüpfen zu können. Dann zogen ſie Schweſter Tony in die Arme, welche mit weiblichem Scharfblicke das Geheimniß des Paares bald errieth. Mit freudiger Geſchäftigkeit eilte ſie dann fort, um für den Abend heimliche Arrangements zu treffen; und als er gekommen war, klangen im traulichen Kreiſe bei feſtlichem Mahle die Gläſer zu dem Spruche: „Es leben die verlobten Geſchwiſter!“

Katharina von Szuniogh.

Hiſtoriſch-romantiſche Erzählung von J. C. Hickel.

Die Ebene außerhalb des Städtchens Neutra wimmelte von Menſchen; die meiſten der dort Verſammelten waren in der reichen, kleidſamen Ungartracht, mit umgürtetem Säbel, die Uebrigen trugen Bauernkleider und waren mit Hakenſtöcken bewaffnet; während in der Ferne die ruhigen Bürger in ihren Sonntagskleidern ſtanden und dem wilden, verworrenen Treiben zuſahen. Es galt die Wahl eines Vicegeſpans für das Neutraer Comitat und da ging es toll und laut her; der ganze Adel der Geſpanſchaft, vom reichen Grundbeſitzer bis zum armen **Boscorot nemeséмber** (Bauernedelmann), der nicht ein Mal ein Feld oder eine Hütte, wohl aber einen Adelsbrief beſitzt, war verſammelt, es wurden Reden gehalten, es kam zu Thätlichkeiten zwiſchen einzelnen Partheien, wobei nicht ſelten der Säbel oder Fegos den blutigen Ausſchlag gab; bis endlich die Anhänger des reichen und tapfern Herrn Kaſpar Szuniogh, Burgherrn von Budethin und beſtändigen Kapitains von Szendrö ſiegten. Sie hoben ihn auf ihren Schultern empor, um ihn der Verſammlung zu zeigen, ein jubelndes, vielſtimmiges éljen! in das ſich hie und da einzelne Ziſcher oder Pfiffe miſchten, begrüßte den Gewählten, der bald darauf ſeinen feierlichen Einzug in die Stadt hielt, in der es heute lebhaft zuging, wie kaum in der Königsſtadt Ofen. Ueberall ſah man reichgekleidete Edelleute mit ihren Dienern, die Fenſter waren mit Teppichen behangen und meiſt von Damen beſetzt, welche den Einzug des neuen Vicegeſpans ſehen wollten, zu beiden Seiten der Straße ſtand die ſchauluſtige Menge dichtgedrängt, aus allen Schenken tönte Muſik und der Lärm der Zechenden, von den Thürmen flatterten bunte Fahnen und feierliches Glockengeläute verkündete das Nahen des Zuges. Voran ritt eine Schaar bewaffneter Edelleute mit gezogenen Säbeln, hinter ihnen der Bannerträger des Comitats; von ſeinen Freunden umgeben folgte der Neugewählte, hinter dem eine Abtheilung gleichförmig uniformirter Haiduken ritt, um die nachdrängende Volksmenge in gebührender Entfernung zu halten. Der Biſchof mit der Geiſtlichkeit erwartete den neuen Vicegeſpan am Portale der Kirche und führte ihn vor den Altar, wo er den Eid ablegte, dem ein feierliches Te deum folgte, worauf ſich der Zug nach dem Schloſſe verfügte, wo ein Feſt den feierlichen Tag beſchließen ſollte.

Jeder Streit war nun vorüber, man ſetzte ſich zu Tiſche und ſprach Flaſchen und Schüſſeln wacker zu, das Geſpräch, theils in ungariſcher und ſlaviſcher, noch mehr aber in der damals faſt allgemeinen und ſelbſt vom gemeinen Manne geſprochenen lateiniſchen Sprache geführt, drehte ſich eben ſowohl um die politiſchen Angelegenheiten des Landes und Comitates, wie um die Türkenkämpfe, welche Ungarn viel zu ſchaffen machten, und wechſelten mit Trinkſprüchen und der Erzählung von Kriegs- oder Jagd- und Liebesabenteuern. Die Geſundheiten des Königs und Palatins, des neuen Vicegeſpans, ſo wie ſämmtlicher Anweſenden wurden ausgebracht, Freudenfeuer flammten auf dem waldbewachſenen Berge Zobor und erhellten die Nacht; als die weithin ſchallenden Trompetenſtöße und Paukenwirbel verkündeten, die Tafel ſei aufgehoben und der Ball beginne. Während die älteren Herren in politiſche Geſpräche vertieft, beim Becher ſitzen blieben, eilten die jungen in den Tanzſaal, woſelbſt ſich die Blüthe der Edeldamen und Fräuleins aus dem ganzen Comitate verſammelt hatte; eine Bande Zigeuner beſorgte die Muſik und ſpielte die halb melancholiſchen halb wildfröhlichen Ungartänze mit dem ihrem Stamme eigenen Ausdruck; die Paare ſtellten ſich an und der Tanz begann.

Unter den Tanzenden zog ein Paar, das am oberſten Ende des Saales ſtand, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich; es war Gabriel von Forgáts, ein junger Edelmann aus einem alten, reich begüterten Geſchlechte, und Katharina von Szuniogh, die Tochter des neuen Vicegeſpans. Schien ſie ein Ideal weiblicher Anmuth, ſo war er ein Bild männlicher Schönheit und Kraft, eine ächte Heldengeſtalt. Sein Geſicht trug das dem Magyarenſtamme eigenthümliche, orientaliſche Gepräge, die Naſe war ſtolz gebogen, die Augen ſchwarz und feurig, die Lippen von einem dunklen Barte beſchattet, die Haare, glattgeſtrichen und kurz geſchnitten, von der Farbe des Ebenholzes; der enganliegende Delmány von dunkelblauem Tuche, reich mit goldenen Schnüren und Knöpfen beſetzt, hob die breite Bruſt und ſchlanke Taille, das enganliegende Beinkleid von gleicher Farbe mit breiter Goldtreſſe auf den Nähten, die Halbſtiefel von ſchwarzem Korduan mit Silberſpornen, die ſchönen, kräftigen Formen noch mehr hervor. Er tanzte zierlich und mit Ausdruck und ſein Blick ſchien mit dem innigſten Wohlgefallen auf ſeiner Tänzerin zu ruhen.

Katharina von Szuniogh war neunzehn Jahre alt, eine junge aufgeblühte Roſe; ihr Geſicht, von langen, dunklen Locken eingerahmt, war vollkommen oval, der erſte Jugendglanz gab ihren runden, ſammtweichen Wangen ein friſches Ausſehen, ihre Augen waren Sterne, welche mild und feurig zugleich leuchten, ihre Geſtalt in ſchönſtem Ebenmaße gebaut. Der Tanz hatte dunkleren Karmin auf ihre Wangen gegeſſen, ihr Buſen hob ſich raſcher und wenn Forgáts ſie bei einer Tour mit ſeinem Arme umſchlang, um ſich mit ihr im Kreiſe zu drehen, ſo ſchmiegte ſie ſich warm und hingebend an ſeine Bruſt. Ein Geflüſter des Beifalls und der Bewunderung lief durch die Reihen der Zuſehr, der in einen lauten Zuruf ausbrach, als der Tanz zu Ende war und Forgáts ſeine Tänzerin zu ihrem Sitze neben der Mutter zurück führte.

Leiſe und angelegentlich unterhielt er ſich mit ihr und ſchien, in ihren Anblick verſunken, Alles um ſich her zu vergeſſen; ein inniges, zärtliches Verhältniß beſtand zwiſchen Beiden, welche die Natur für einander geſchaffen zu haben ſchien.

Katharina, ſagte der Jüngling nach einer Pauſe traurig; warum dürfen wir uns nur ſo ſelten ſehen und ſprechen; warum iſt mir der Eintritt in deine väterliche Burg verwehrt? Was kann ich dafür, daß die Forgáts und Szunioghs ſich ſeit langen Jahren haſſen und als Erbfeinde betrachten; daß noch keine Ausſöhnung zu Stande kam zwiſchen den beiden mächtigen Familien, wahrlich zwei der edelſten und berühmteſten des Ungarlandes? Willig böte ich die Hand dazu; aber jeder Verſuch ſcheiterte bisher an dem Haſſe und Eigenwillen deines Vaters.

Katharina ſeufzte und eine Thräne perlte unwillkührlich über ihre Wange.

Gabriel, entgegnete ſie zärtlich; wir müſſen hoffen und der Zukunft vertrauen. Meine Mutter weiß um unſre Liebe und würde

Digitized by Google

unser Bündniß mit Freuden segnen; nur der Vater grollt dir, aber vielleicht wird auch er sich erweichen lassen durch unsere Bitten. Er liebt mich, wenn er auch hart und rauh ist, und wird sein einziges Kind nicht unglücklich machen wollen!

Tiefer herab neigte sich der Jüngling zur Geliebten und leise flüsterten Beide mit einander, bis die Musik sie auf's Neue zum Tanze rief.

Wenn der Wanderer den nördlichen Theil der Trentsiner Gespanschaft durchzieht, wenn er an die Waag gelangt, welche wild tosend zwischen rauhem Hochgebirge, von den kahlen und theilweise mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln der Arver-Alpen überragt, dahinstürmt, so öffnet sich ein weites, wildromantisches Thal vor seinen Blicken; es ist das Kissutza-Thal, so genannt von dem aus Gebirgsströme, der sich hier in die Waag ergießt. Unscheinbar und ungefährlich, leicht zu durchwaten, rollt er in den Sommermonaten dahin; aber wenn Regengüsse kommen, schwillt er mächtig an, Felsstücke und Baumstämme im Hochgebirge losreißend und mit sich wälzend, und tritt nicht selten aus, die Ebene überschwemmend; arm sind die Bewohner dieses Thales, größtentheils vom Holzhandel lebend und dem Ertrage kleiner Grundstücke, die sie mühsam bebauen, aber ein kräftiger Slavenstamm, hoch, schlank und abgehärtet, ächte Gebirgskinder und kühne Floßleute.

Zwei Schlösser, freilich jetzt längst Ruinen, bleiche steinerne Herolde einer großen, thatenreichen Vergangenheit, beherrschten den Ein- und Ausgang in dies Thal — Burg Budethin und Löwenburg.

Aufragend aus der Ebene stand Budethin da, wie ein steinerner Wächter, stolz und unbezwinglich, von der Waag und Kissutza umflossen; während wenige Stunden entfernt auf steilem Felsen, nicht minder fest, die Löwenburg das Thal beherrschte, die Wiege und der Sitz des mächtigen und kriegerischen Geschlechtes der Jakusits, innig befreundet mit dem der Szunieghs.

Wenige Tage nach der General-Congregation zu Neutra kehrte der neue Vicegespan mit den Seinigen nach seiner Burg zurück; er ritt ein kleines, aber kräftiges und windschnelles Pferd, das seine tartarische Abkunft nicht verläugnen konnte; während die Frauen in Sänften saßen, welche von wohl abgerichteten und an steile Wege gewohnten Gebirgspferden getragen wurden.

Finster blickend saß Kaspar von Szunieghs im Sattel, die schwarzen, buschichten Brauen zusammen gezogen, die Stirne in Falten gelegt und schien über wichtige Pläne nachzudenken; nachlässig hatte er die Zügel seinem Pferde auf den Hals gelegt und drehte von Zeit zu Zeit den Schnurrbart. Er war ein harter, rauher jähzorniger Mann, unzugänglich der Milde und jedem sanfteren Gefühle; sein Wille war unerschütterlich und mußte als Gesetz gelten, dessen Uebertretung die strengsten Strafen nach sich zog, er konnte keinen Widerspruch vertragen und Niemand wagte ihn auch; Jagd und Krieg waren seine Lieblingsbeschäftigungen und schon oft hatten die Türken seinen starken Arm und sein Führertalent kennen gelernt. Frühe mit Susanna Bárffy von Losson vermält, war seine Ehe lange kinderlos geblieben, bis sie ihm spät eine Tochter gebar; sie war die Einzige, welche es zuweilen wagen durfte, seinen Groll zu besänftigen, seine Härte zu mildern. Aber je älter er ward, desto mehr nahm seine Schroffheit zu, er grollte mit dem Geschicke, daß es ihm einen Sohn, den Erben seines Namens, seiner Reichthümer und seiner Macht versagt hatte; und wenn er auch Katharina aus natürlichem Instinkte, den jeder Vater für sein Kind hat, liebte, so machte er doch oft seinem Unmuthe gegen sie selbst Luft, daß sie kein Knabe sei. Sein einziger Gedanke war es, ihr einen würdigen Gemal zu geben, ein Bündniß einzugehen, das sein eigenes Ansehen, seine Macht auf den höchsten Gipfel heben könnte.

Im Saale des Schlosses hatten sich die Heimgekehrten versammelt; Katharina saß mit ihrer Mutter am Stickrahmen, der Burgherr lehnte im Fenster und sah hinaus in die reizende Gegend, ein Gefühl des Stolzes schwellte seine Brust, bei dem Gedanken, daß die ganze Gegend, so weit sein Blick reiche, sein Eigenthum sei. Plötzlich drehte er sich um und sagte kurz und abstoßend, wiewohl sichtlich bemüht, so viel Zärtlichkeit als möglich in seine Stimme zu legen:

Katharina, du bist kein Kind mehr und in dem Alter, wo das Mädchen aus dem Elternhause treten soll, um einem Manne anzugehören in Liebe und Treue, ihre Bestimmung zu erfüllen. Wenn ich sterbe, stehst du allein und schutzlos in der Welt; ich muß daran denken dir einen Gemal zu geben, deiner würdig durch Adel der Geburt, Reichthum und Stellung in der Welt. Es hat sich in Neutra Einer gemeldet, er gefällt mir, ich habe ihm mein Jawort gegeben und du magst ihn von nun an als deinen Bräutigam betrachten!

Katharina erröthete bis unter die dunklen Locken, eine süße Ahnung füllte ihre Brust; sollte Gabriel um ihre Hand angehalten, den Groll des Vaters besiegt haben? Die Liebe glaubt ja so gerne an das, was sie wünscht und hofft; auch Frau Susanna schien sich dieser Täuschung hinzugeben.

Du wirst zufrieden sein mit meiner Wahl, fuhr Szunieghs fort; und eine gehorsame Tochter, die mit Freuden die Wünsche ihres Vaters erfüllt.

Gewiß, sagte die Mutter; und ich zweifle nicht, daß der Mann deiner Wahl, auch der ihres Herzens, ihrer Liebe sei.

Ihrer Liebe? fragte der Burgherr erstaunt. Katharina liebt und man verheimlichte es mir?

Gewiß weißt du es schon und willst unser Kind nur ängstigen, zur Strafe, daß es sich fürchtete dir zu gestehen, was sie mir nicht länger zu verhehlen vermochte; er wird es dir selbst gestanden haben und nun machst du die Beiden glücklich!

Macht mich nicht toll mit euern Räthselworten, rief Szunieghs, sondern sprecht klar und deutlich, wen meint ihr, und was ist vorgegangen hinter meinem Rücken. Katharina liebt, sie hat ein Verhältniß angeknüpft mit irgend einem Fante und du die zärtliche Mutter gespielt; Gottes Zorn! sprecht, wie heißt er, wer ist er, oder ich werde rasend!

Katharina erbleichte und auch Frau Susanna sah, daß sie zu vorlilig gewesen; sie bereute es, gesprochen zu haben, doch ließ sich das Wort nicht mehr zurück nehmen.

Gabriel Forgáts, sagte sie ängstlich und mit unsicherer Stimme; ein wackerer Edelmann und reich begütert.

Einen Augenblick stand der Burgherr, wie versteinert; dann brach er los.

Gottes Zorn! wer spricht hier von dem Laffen aus dem mir verhaßten Geschlechte; welche Teufeleien spuken euch im Kopfe, daß ihr mir diesen Namen nennt, der allein hinreicht, mein Blut sieden zu machen.

Aber Katharina liebt ihn, er wollte mit dir sprechen, wandte die Gattin schüchtern ein; und du wirst dein Kind nicht unglücklich machen.

Liebt? sie liebt ihn? unterbrach sie Szunieghs rauh und mit wildem Gelächter. Hat man je so etwas gehört? Hinter meinem Rücken Verbindungen mit dem Feinde meines Hauses anzuknüpfen! Gottes Zorn! lieber sähe ich meine Tochter todt vor mir im Sarge, von meiner eigenen Hand ermordet, als vor dem Altare mit einem Forgáts. Es ist gut, daß mir eure Schwatzhaftigkeit diese Liebelei noch frühe genug entdeckte; um so ernster werde ich auf meinem Willen bestehen, um so schneller soll eine Verbindung geschlossen werden, die dem Mädchen die Grillen aus dem Kopfe bringt. Der ihr bestimmte Bräutigam ist Stephan Jakusits von Löwenburg; er hat mein Wort und ihr kennt mich!

Wie vernichtet saß Katharina da und große Tropfen rannen über ihre Wangen, sie galten ihren, gleich Blumen gewaltsam gebrochenen Hoffnungen; Susanna wagte es schüchtern zu widersprechen.

Er, der Greis? sagte sie zitternd; der Wilde, Rauhe, der nur Krieg kennt und Fehde; willst du ihm dein einziges Kind opfern?

Schweig! donnerte Szunieghs; wo Männer beschließen, reden Weiber nicht mit drein. Der Mann ist Herr des Hauses, er allein hat zu bestimmen, was geschehen soll.

Katharina stand auf, bleich, wie eine Lilie, ihr Busen hob sich ge-

Digitized by Google

waltsam, ihr Herz klopfte in unnennbarer Angst; sie wußte es, daß dieser eine Augenblick entscheiden müsse über ihr Lebensglück; sie schwankte auf den Vater zu, der unbeweglich und mit verschränkten Armen da stand, und sie mit finstern Blicken maß; sie stürzte ihm zu Füßen, und umfaßte seine Kniee.

Gnade! rief sie, oft von strömenden Thränen unterbrochen; Schonung, Vater! Ich liebe; ja ich will es Ihnen gestehen, ich liebe namenlos, unaussprechlich ihn, den Sie Feind nennen, und der Sie achtet und liebt, wie ein Sohn. Ich liebe Gabriel Forgáts und habe ihm ewige Treue gelobt, zwingen Sie mich zu keinem Meineide, zwingen Sie mich zu keiner Verbindung mit einem Manne, den ich nie lieben kann, den ich hassen müßte, wollte er mich gegen meinen Willen zu einer Verbindung zwingen, die mich unglücklich machte für die Dauer meines Lebens.

Wild und höhnisch lachte Szunioghy auf.

Gottes Zorn! schrie er; schöne Geschichten! Da liegt die Tochter vor mir am Boden und bittet mich, ich soll sie mit dem Erzfeind meines Hauses vermälen; eine Szunioghy scheint ihre Ehre vergessen zu haben und das edle Blut, daß in ihren Adern rollt! Bei Sankt Stephan! kein Wort mehr, oder die Galle läuft mir über!

Vater, flehte Katharina; nicht diese Strenge, nicht diese Härte. Kann das Herz dafür, daß es liebt, ist die Liebe nicht der Blitz, der es trifft, wie der Wetterstrahl die Eiche? Nein, Sie können nicht so hart, so grausam sein, Ihr Kind, Ihr einziges Kind zu tödten; denn nicht überleben würde ich den Tag der Trauung mit dem Verhaßten, und sollte ich von Budethins Zinnen mich in die Waag stürzen müssen.

Sie umklammerte seine Kniee; aber kalt und rauh stieß er sie von sich.

Schweig, Ungerathene! rief er aufgebracht, keine Widerrede mehr; noch heute trifft Jakusits hier ein, in acht Tagen ist Hochzeit, das wird dich auf vernünftigere Gedanken bringen. Dem Forgáts aber fahre ein Donnerwetter auf den Hals, wenn er mir je auf Schwertslänge zu nahe kömmt.

Er ging rasch zum Saale hinaus, ohne die Bittende weiter zu beachten, die ohnmächtig zu Boden fiel.

Noch am selben Abend traf Jakusits auf Budethin ein.

Wie ein Lauffeuer machte die Nachricht von der Verlobung der schönen Szunioghy mit dem mächtigen Löwensteiner und den großartigen Anstalten zur Vermälungsfeier die Runde in der Umgegend, man bedauerte die Braut und beneidete den Bräutigam. Auch in Forgáts' Burg drang die Kunde davon und schreckte ihn plötzlich auf aus seinen Hoffnungsträumen. Seit jenem Feste in Neutra hatte er über Mittel gesonnen, den alten Groll der Szunioghy zu versöhnen, bei seinen Verwandten die Runde gemacht, sie beschworen, den alten Haß aufzugeben und die Hand zur Versöhnung zu bieten; sie willigten nach langem Widerstreben ein und nun wollte er nur den günstigen Augenblick abwarten, um vor den Burgherrn hinzutreten. Die Nachricht von Katharina's bevorstehender Vermälung stürzte den Hoffnungsbau in Trümmer, Verzweiflung und Muthlosigkeit faßte ihn; er war an ihr irre geworden, er glaubte sie habe ihre Liebe, ihre Schwüre vergessen. Aber in ruhigern Augenblicken machte er sich selbst Vorwürfe über seine Zweifel, er kannte Szunioghy's Härte, die Festigkeit seines Willens, er sah in ihr eine Geopferte; es litt ihn nicht länger in dieser Ungewißheit, er mußte sie sprechen. Er warf sich auf seinen flüchtigsten Siebenbürger Renner und jagte, nur von einem treuen Diener begleitet gegen Budethin, in dessen Nähe er sich im Forste verbarg und Mikles in's Schloß schickte, um Kundschaft einzuziehen und der Geliebten einen Brief zukommen zu lassen, in dem er sie beschwor, ihm eine Zusammenkunft zu bewilligen, welche über ihr beiderseitiges Lebensglück entscheiden sollte.

Die Nacht war hereingebrochen, der Mond stand im Kreise der Sterne am wolkenlosen tiefblauen Himmel, ein leiser West säuselte durch die Laubwipfel der Bäume und in den Büschen schlugen Nachtigallen, als sich das kleine Eisenpförtchen öffnete, welches aus dem Schlosse in den Garten führte und eine tief verschleierte Dame in weißem, leichten Nachtkleide durch dasselbe schlüpfte. Leicht wie eine Elfe eilte sie dem Baumgange zu, durch dessen grünes Dach sich kaum einzelne Mondesstrahlen stahlen, kaum schien ihr Fuß den Boden zu berühren, kaum knisterte der Sand unter ihren Sohlen, wie eine Geistergestalt schien sie dahin zu schweben. Plötzlich stand sie stille, ein Mann in einen dunklen Mantel gehüllt trat hinter einem Baume hervor.

Katharina! — Gabriel! — tönte es von ihren Lippen und die Liebenden hielten sich umschlungen, in einem langen, seelenvollen Kusse, Alles um sich her vergessend. Forgáts vernahm von Katharinas Lippen, was seit ihrer letzten Trennung vorgefallen, das innigste Geständniß ihrer Liebe folgte und die Bitte sie zu retten vor Verzweiflung oder Selbstmord; es gab kein anderes Mittel sich der Gewalt Szunioghy's zu entziehen, als schleunige Flucht. Gabriel wollte die Geliebte befreien, das Roß des Knappen sollte sie nach der Burg Forgáts bringen und sein Kapellan den Bund der Liebe heiligen, unauflöslich machen; Katharina zauderte, sie dachte an ihre Mutter, mädchenhafte Schüchternheit und Furcht vor dem verhaßten Ehebunde stritten in ihrer Brust. Weinend lag sie in Gabriels Armen, an seiner Brust, sie konnte keinen Entschluß fassen; er suchte sie zu bereden, ihm zu folgen: wohin sie auch blickte, sah sie keinen andern Rettungsweg und endlich willigte sie ein. Schon schlang Forgáts den Arm um ihren schlanken Leib, um sie über die Gartenmauer zu heben, schon träumten sich Beide frei; da schollen Stimmen am Ende des Baumganges, blutend aus einer Todeswunde stürzte Mikles herbei und zu den Füßen seines Herrn nieder.

Verrath! rief er mit brechendem Auge und letzter Kraft; sie haben mich überfallen wie Meuchelmörder, sie kommen, rettet Euch!

Doch schon war es zu spät, an keine Flucht mehr zu denken; schon stürmten Bewaffnete, Szunioghy mit bloßem Schwerte an ihrer Spitze, die Allee herab.

Rette dich, Gabriel! rief das Mädchen mit Todesangst; sie werden dich tödten, wenn du bleibst!

Ich, ich sollte dich verlassen, dich dem Grimme, der Grausamkeit deines Vaters Preis geben, wehrlos und ohne Kampf? sagte er begeistert. Nein, der echte Ungar kennt keine Furcht, er scheut den Tod nicht, wo es das Liebste, das Heiligste gilt; und kommen sie auch in überlegener Zahl, ich bleibe und sterbe für meine Liebe!

Szunioghy stutzte, als er seine Tochter in Forgáts Armen sah, der das Schwert in leuchtenden Kreisen umher schwirren ließ, den Rücken an einen Baumstamm gelehnt, um die Geliebte zu vertheidigen, er brüllte laut auf, wie ein verwundeter Bär beim Anblicke seines Todfeindes, und gab den Knechten das Zeichen zum Angriffe, die wie eine entfesselte Meute auf ihn losstürzten. Katharina sank auf die Kniee und betete, Forgáts kämpfte mit der Kraft und dem Löwenmuthe der Verzweiflung; da schmetterte Szunioghs Schwert herab auf sein Haupt, daß er betäubt einige Schritte zurücktaumelte; mit starker Hand faßte der Burgherr die Knieende und riß sie vom Boden auf — sie war wieder in seiner Gewalt.

Forgáts blutete aus mehreren Wunden, er fühlte seine Kraft allmälig schwinden, er sah ein, daß er verloren; da änderte er schnell seinen Entschluß. Konnte sein Heldentod die Geliebte befreien, konnte er ihr von Nutzen sein; ja schwand ihr nicht jede Aussicht auf Rettung mit ihm, war sie dann nicht ganz und für immer in die Gewalt ihres tyrannischen Vaters gegeben? — Wüthend drang er gegen die Knechte vor, welche sich dieses Ueberfalles nicht versahen und einige Schritte zurück wichen; dann wandte er sich und sprang mit der Behendigkeit eines Rehes über die Mauer.

Katharina! ich komme dich zu retten, zu befreien, rief er, so wahr mir Gott helfe und die heilige Jungfrau!

Er erreichte den Wald, noch ehe ihm die Knechte nachfolgen konnten, warf sich auf sein Pferd und jagte mit verhängtem Zügel nach seiner Burg zurück, wo er alle Anstalten zum Fehdezug traf und an alle Verwandten und Freunde Eilboten sandte, um sie zum gemeinschaftlichen Handeln aufzufordern.

Digitized by Google

Eine lautlose Stille war eingetreten, im Kreise ſtanden die Knechte, an welche ſich viele mit Fackeln angeſchloſſen, die der Lärm des Kampfes geweckt hatte, um den Burgherrn, der auf ſein Schwert geſtützt, regungslos, wie ein ehernes Standbild in der Mitte hielt, die Augenbrauen finſter zuſammengezogen, die Lippen zwiſchen die Zähne geklemmt, daß ſie bluteten. Zu ſeinen Füßen lag Katharina und las bebend ihr Urtheil in den harten, wuthverzerrten Blicken des Vaters; jedes Gefühl ſchien in dieſem Augenblicke in ſeiner Bruſt erſtorben, ſeine einzigen Gedanken Rache und Mordluſt. Selbſt die Knechte zitterten bei dem Anblicke des Gefürchteten, der ſein Auge ſtier auf das Opfer heftete, das ſeinem Grimme verfallen; zitterten, als ſie den Vater ſo der Tochter gegenüber ſtehen ſahen.

Katharina! ſagte Szuniogh nach langer Pauſe mit dumpfer Stimme; du mußt ſterben! Du biſt das dürre Reiß an meinem Stamme, ich will es abhauen; du biſt der Beſtfleck an dem Silberſchilde meiner Ehre und ich will ihn reinwaſchen mit deinem Blute!

Das Mädchen ſtieß einen herzzerreißenden Schrei aus.

Gnade! wimmerte ſie, Erbarmen! laßt mich erſt beten, laßt mich erſt mit meinem Gotte mich verſöhnen!

Bete, antwortete kalt der Vater; aber mache es kurz. Die Gerechtigkeit will ihr Opfer!

Wie ein Marmorbild lag Katharina regungslos auf den Knieen, ihr Antlitz war todtenbleich, ihr Auge ſtier gegen Himmel gerichtet, ihre Hände krampfhaft gefaltet, ihr reiches, dunkles Haar losgegangen und rollte in ſchwarzen, glänzenden Wellen über Nacken und Schultern; ihre Schönheit, ihre Todesfurcht, ihr Schickſal rührte Alle, ſelbſt Knappen, welche großgezogen im Getümmel der Schlacht, wiſchten ſich verſtohlen eine Thräne von den Wimpern. Szuniogh allein blieb ungerührt und kalt.

Biſt du zu Ende? fragte er rauh und kalt.

Ich bin es, antwortete ſie mit ſchwacher, zitternder Stimme; Gott wird milder und barmherziger ſein, als Sie. — Gnade! laſſen Sie mich nicht ſo jung ſterben, nicht von Ihrer Hand ſterben!

Ruhig hob Szuniogh das Schwert, Todesſchauer rieſelte durch das Gebein des Mädchens und machte das Blut in ihren Adern erſtarren; ſchon ſchwebte der Stahl über ihrem Haupte wie ein leuchtender Blitzſtrahl, eine Sekunde noch, und der grauſe Kindesmord war vollbracht; da beſann er ſich und ſtieß das Schwert in die Erde. Frei athmeten alle wieder auf; aber kein Gedanke an Gnade war in ſein entmenſchtes Herz gekommen.

Nein, rief Szuniogh mit Hohn und Verachtung, du ſollſt nicht ſterben durch meine Hand; nicht den Ehrentod durch das Schwert! Die Schändliche, welche verlobt, Braut eines Ritters, fremde Buhlſchaft gepflogen, iſt unwerth des Todes durch Heldenhand; ſie hat meine Ehre mit Schmach bedeckt, ewige Nacht decke ſie! Lebendig werde ſie begraben, ſterben ſoll ſie den Hungertod, eingemauert, wie Roms Veſtalinen, wenn ſie ihr Gelübde gebrochen, und Zeit gewinnen zu beten, zu büßen! Auf, ihr Knechte, und brecht mir zur Stelle eine Blende in die Burgmauer, groß genug für die Verbrecherin; wo ſie geſündigt hat, auf der Stelle ſoll ſie auch büßen!

Ein dumpfes Gemurmel des Entſetzens und des Unwillens lief durch die Reihe der Knechte; doch verſtummte es bald vor dem drohenden Blicke des Gebieters, Jedem den Tod verheißend, der es wagen würde zu widerſprechen. Muthlos und widerſtrebend gingen Alle an die Arbeit, während Katharina ohnmächtig am Boden lag; binnen wenigen Stunden war die Blende fertig, eng, niedrig, kaum einen Menſchenleib faſſend. Szuniogh ſelbſt trug die Bewußtloſe in ihr Gefängniß, er ſelbſt legte den erſten Stein vor die Öffnung und trieb die Knechte an, die Arbeit zu vollenden; als die Sonne aufging, war das Entſetzliche geſchehen, Katharina lebendig eingemauert und ihr nur ganz eben eine kleine Luftöffnung gelaſſen, ihre Qualen zu verlängern und dem gewiſſen Hungertode zu überliefern. Ruhig wandte ſich der Burgherr von der Stätte, wo ſein Kind ſterben ſollte, mit Tod bedrohte er jeden, der einen Befreiungsverſuch wagen würde, und kehrte zur Mutter zurück, die er ſelbſt kinderlos gemacht in dieſer Nacht, ihr das Loos ihres Lieblings mitzutheilen.

Ein wildes kriegeriſches Treiben herrſchte mit der heraufſteigenden Sonne im Schloſſe Gabriel Forgáts'; gerüſtet ſtieg er die Wendeltreppe herab in den Burghof, wo ſein Streitroß ungeduldig im Sande ſcharrte und ſeine Knechte ſich wohlgerüſtet und bewaffnet um ſein Banner geſammelt hatten, das luſtig im Winde flatterte und auf dem das Wappen der Forgáts, die Jungfrau zwiſchen einem ſilbernen Halbmonde und einem Sterne, in bunten Farben prangte. Schon beſtimmte er die Art des Angriffes, ſchon vertheilte er die Rollen bei dieſem blutigen Drama und wollte eben zum Aufbruche blaſen laſſen als ein Knecht, in Szuniogh's Farben gekleidet in den Burghof trat. Sein Pferd war am Fuße des Berges geſtürzt, er blutete aus einer Stirnwunde und konnte ſich vor Anſtrengung kaum mehr auf den Füßen erhalten. Mit geflügelten Worten erzählte er den Vorgang der verfloſſenen Nacht, die grauſame That Szuniogh's; er ſagte, Entſetzen habe alle Diener ergriffen über dieſe Grauſamkeit, ſie fürchteten die Strafe des Himmels, hätten aber nicht den Muth ſich ihrem Gebieter offen zu widerſetzen; ſie hätten ihn daher heimlicher Weiſe an Forgáts geſendet, um ihn aufzufordern, die Geliebte, wo möglich noch zu retten, wo nicht, wenigſtens zu rächen, und ihn ihres Beiſtandes zu verſichern.

Forgáts wollte augenblicklich fortſtürmen zum Kampfe; aber der Bote beſchwor ihn, ſeine Ungeduld zu mäßigen bis zum einbrechenden Abend, wolle er nicht ſein, und noch mehr Katharinas Leben auf's Spiel ſetzen. Budethin ſei feſt und uneinnehmbar und ſelbſt wenn die Kameraden ihm alle Thore öffnen würden, von des Burgherrn Haß und Grauſamkeit zu erwarten, daß er ſeine Anhänger ſammeln, Katharinas Kerker aufbrechen und ſie eher mit eigener Hand tödten, als der Gewalt ſeines Erbfeindes überlaſſen würde. Forgáts mußte ſich bezwingen. Langſam und mit trügem Flügelſchlage zog Stunde um Stunde vorüber, jede eine qualvolle Ewigkeit; Ungewißheit, ob er die Geliebte noch am Leben finden, ob es ihm gelingen würde ſie zu befreien, folterte ihn; endlich gab er das Zeichen zum Aufbruche, unter dem Schutze der Nacht erreichte er den Wald, wo er ſeine Mannſchaft zurückließ, mit dem Auftrage ihm auf ſein Hornſignal zu Hilfe zu kommen, und eilte, nur von einem kleinen Häufchen Getreuer begleitet, nach dem Orte, wo ein Vater ſein eigenes Kind dem qualvollen Hungertode Preis gegeben.

Rüſtig ging man an's Werk, mit Schwertern und Streitärten wurde Breſche gebrochen und bald lag Katharina, ohnmächtig, erſchöpft, doch lebend in dem Arme ihres Retters. Die weithin ſchallenden Schläge, der Fackelſchein und Waffenlärm im Burggarten hatten den Burgherrn geweckt; an der Spitze einiger Knechte, welche ihm nur mit Widerſtreben folgten, eilte er hinab und kam gerade zur rechten Zeit, um zu ſehen, wie Forgáts die Gerettete auf einen Zelter hob, ſich in den Sattel ſchwang und pfeilſchnell mit ihr von hinnen jagte; während die Knappen ſich zurückzogen, ohne den Kampf anzunehmen und ihm das leere Nachſehen ließen. Szuniogh wüthete, er ſchickte ſich an, die Flüchtlinge zu verfolgen, er rief nach den Roſſen; aber ehe dieſe noch aus den Ställen gezogen werden konnten, waren die Liebenden ſchon weit weg.

Die Sonne war emporgeſtiegen über die waldbewachſenen Berge, eine flammende Königin, die Lerche hob ſich trillernd aus den Saatfeldern in die Luft und wie Diamanten blitzten Thauperlen an den Spitzen der Gräſer im Sonnenlichte; durch den Paß von Oblazow ritt ein kleines Häuflein Bewaffneter, in ihrer Mitte Forgáts, der Katharina, die ſich kaum mehr im Sattel halten konnte, unterſtützte und ihr Muth einſprach. In der Mitte des Engpaſſes ſtießen ſie plötzlich auf eine Reiterſchaar, welche von der entgegengeſetzten Seite kam und in deren Mitte Jakuſits' Banner wehte. Er war es ſelbſt, der nach Budethin wollte. Die Ueberſten riefen ſich an, zurück konnte Forgáts nicht mehr und ſo war denn das einzige Mittel, ruhig den Weg fort-

Digitized by Google

zuſetzen und dem Glücke zu vertrauen, daß Jakuſits argios vorüber reite; Katharina hüllte ſich dichter in ihren Schleier, aber ſchon hatte ſie des Löwenſteiners Falkenauge erkannt. Wüthend riß er das Schwert aus der Scheide, rief ſeine Knechte zum Kampfe auf und ſtürmte auf den Räuber ſeiner Braut ein; bald ward der Kampf allgemein. Forgáts war jung, ſtark, in Waffen geübt, er vertheidigte ſich lange mit Löwenmuth, ſein theures Kleinod mit dem Schilde deckend; da ſtürzte ſein Roß, von einem Lanzenſtiche in die Bruſt getroffen, und zugleich ſpaltete ihm des Löwenſteiners Schwert den Helm. Aus einer Todeswunde blutend, ſtürzte er zu Boden, noch im Sterben ſeine Braut umklammernd, die ohnmächtig neben ihm lag; die Knappen, von denen mehrere getödtet und ſchwer verwundet worden waren, flohen, und Jakuſits hob die Braut, welche noch immer leblos war, in den Sattel, und ſprengte mit ihr auf ſeine Veſte zurück.

Langſam kam ſie dort zu ſich und ſchlug die Augen auf, ihr erſter Blick traf den Löwenſteiner; ſie ſchauderte, denn ſein Anblick rief ihr das grauſe Bild der jüngſt verfloſſenen Stunde vor die Seele. Jakuſits, der von Katharina's Liebe zu Forgáts keine Ahnung hatte, der wirklich glaubte, ſie aus der Gewalt eines frechen Räubers befreit zu haben, ſtaunte, als er ſtatt des gehofften Dankes, nur bittere Vorwürfe erhielt, ſie ſich nach dem Geliebten erkundigte, und bei der Todesnachricht mit herzzerreiſſendem Schrei ſich das Antlitz verhüllte.

Wenige Stunden ſpäter kam Szuniegh auf den Löwenſtein und forderte ſeine Tochter zurück, um ſie auf's Neue dem Tode Preis zu geben, dem ſie kaum entriſſen; vergebens weigerte ſich Jakuſits, den die Grauſamkeit des unnatürlichen Vaters empörte, die Gerettete herauszugeben. Szuniegh pochte auf ſein Vaterrecht, er drohte dem Löwenſteiner mit Fehde und konnte nur mit Mühe dahin gebracht werden, auf ſeine Rache zu verzichten, wenn ſie ihre Hand dem beſtimmten Bräutigame reichen würde. Katharina flehte vergebens um Gnade; ſie mußte ſich in ihr Schickſal fügen, wollte ſie nicht einem gewiſſen, grauſamen Tode überliefert werden; ſie warf ſich ihrem Bräutigame zu Füßen, ſie geſtand ihm ihre Liebe zu Forgáts, ihre Abneigung gegen ihn, ſie bat ihn um Gnade; Jakuſits wußte keinen andern Ausweg, doch übten ihn die Bitten und Thränen des Mädchens. Er gelobte ihr bei ſeiner Ritterehre, ihr auch nach vollzogener Trauung vollkommene Freiheit zu laſſen, ſie nur als ſeine Schweſter betrachten zu wollen.

Wenige Stunden ſpäter vollzog der Burgkapellan die Trauung; mit Schaudern legte Katharina ihre Hand in die Jakuſits, welche den Geliebten ihrer Seele getödtet.

Zwei Jahre ſpäter ſtarb zu Preßburg im Kloſter der Urſulinerinen eine junge Nonne, Schweſter Maria, an der Abzehrung; ſie hatte den Tod mit Freuden erwartet und ſchlief ein, ein ſeliges Lächeln auf den Lippen.

Im Weltleben hatte ſie Katharina von Szuniegh geheißen.

Der Degen des Herzogs von Alba.

Am 8. Auguſt 1556 wüthete mit Einbruch der Nacht ein ſchreckliches Gewitter in den Straßen von Gent. Während jeder Bürger ſich beeilte, unter ſein Dach zu kommen, um den Regenſtrömen zu entgehen, die ſchon die Gaſſen überfluthteten und bei jedem Blitzſtrahle, der ſich aus den pechſchwarzen Wolken losriß, andächtig ein Kreuz machte; währenddem ſchien ein junger Mann an dem Aufruhre der Natur Gefallen zu finden, denn ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Dieſer junge Mann hieß Joos Claas und betrieb wie ſein Vater, das Handwerk eines Drechslers, in welcher Eigenſchaft er auch excellirte.

Niemand im weiten Königreiche der Niederlande wußte ſo wie er, die Lehne eines Stuhles oder das Ebenheft eines Meſſers zu ſchnitzen; er konnte aber auch nicht genug arbeiten; ſo viele Beſtellungen lagen bei ihm vor. Er hätte alſo eben ſo viel Geld verdienen können, als er geſchickt war; aber Joos arbeitete ſelten. Wenn er ſich an die Drehbank ſtellte, vergaß ſein Fuß das Rad in Bewegung zu ſetzen und ſeine Hand ließ das Meſſer fallen. Der Kopf fiel ihm dann auf die Bruſt herab, er überließ ſich ſeinen Träumereien, und wenn ihn dabei die Stimme ſeiner Mutter aus dieſem dumpfen Brüten weckte, erhebte er, als wäre er aus einem tiefen Schlummer erwacht und wandte ſich ab, um die Thränen zu verbergen, die ſeine Wangen benetzten. Dann bat ihn die Mutter, die rathlos ihr einziges Kind einem nagenden Kummer preisgegeben ſah, ihr das Geheimniß mitzutheilen, das ſeine Bruſt bedrückte; ſie wolle ihm ſchon helfen; ſeine Antwort war aber ſtets: er habe kein Geheimniß vor ihr. Dann ging er wieder an die Arbeit und es dauerte nicht lange, ſo verfiel er wieder in ſeinen früheren Zuſtand von dumpfem Hinbrüten.

Man kann ſich von dem Schmerze der armen Witwe einen Begriff machen, wenn wir hinzufügen, daß ihr von einem zärtlichen Gatten und ſieben geliebten Kindern nichts als dieſer einzige Sohn geblieben war. Die Kinder waren alle in einer Woche einer Epidemie zum Opfer gefallen, und der Vater, der dieſen ſchrecklichen Verluſt nicht überleben konnte, war ihnen in's Grab gefolgt. Mutter Gertrud hatte aus dieſem Schiffbruche nichts, als ihren vierjährigen Joos gerettet. Seit der Zeit hatte ſie alle ihre Freuden auf ihn übertragen, und ſie hätte gern ihr Leben hingegeben, um auf den Lippen des jungen Mannes ein ſolches heiteres Lächeln zu ſehen, wie ſie es aus ſeinen Kinderjahren gewöhnt war; aber wie geſagt, ein Gram, deſſen Grund er durchaus nicht angeben wollte, nagte unaufhörlich an ſeinem Herzen.

Jeden Abend, wenn ſich die Nacht über die Stadt breitete und die Glocke alle Bürger ermahnte, ſich nach Hauſe zu begeben, trat Joos aus ſeinem Hauſe und begann, Gott weiß wohin, durch die Stadt zu irren; ohne Furcht vor den Patrouillen, die die Stadt durchſtreiften, und Befehl hatten, jeden nächtlichen Wanderer anzuhalten. Einmal wollte ihm ſeine Mutter dieſe gefährlichen Ausgänge verbieten; aber das ſonſt gehorſame Kind leiſtete hier hartnäckigen und entſchiedenen Widerſtand. Sie wagte es alſo nicht mehr, ihm das, worauf er ſo trotzig beſtand, zu verbieten und ließ ihn, trotz der tödtlichen Angſt, die ſie jedes Mal befiel, gewähren.

An dem Tage alſo, von dem wir im Anfange unſerer Erzählung geſprochen, ſchritt Joos wie gewöhnlich um zehn Uhr Abends in einen weiten Mantel gehüllt aus ſeiner Straße hervor und eilte auf Um- und Querwegen dem am Ufer der Lievre erbauten Stadtviertel zu. An dem Fluſſe angekommen, machte er eine am Ufer befeſtigte Barke los, ſprang hinein und ruderte ſich mit Hilfe eines Ruders bis zu einem Hauſe, das ungefähr zweihundert Schritte entfernt war, und deſſen hintere Fronte von den Wellen des Fluſſes beſpült wurde. Nachdem er ſorgſam zu den Fenſtern hinaufgeſehen hatte, in denen meiſtentheils noch Licht war, ſetzte er ſich ruhig nieder und wartete geduldig auf ſein Erlöſchen, ohne ſich um den Regen, der in Strömen fiel, auch nur im Mindeſten zu kümmern.

Als endlich nach einer Viertelſtunde das letzte Licht erloſchen war, öffnete ſich langſam ein Fenſter. Joos hob haſtig den Kopf in die Höhe, machte vor Freude zitternd, eine um ſeinen Gürtel gerollte Strickleiter los und knüpfte ſie an einen kleinen Strick, der längs der Mauer vom Fenſter herabging. Der kleine Strick ging jetzt in die Höhe, die Strickleiter mit ihm, und nun konnte Joos beim Leuchten eines Blitzes ſehen, wie zwei kleine, weiße Hände die Leiter an die Eiſenbarren knüpften, die das Gitter des Fenſters bil-

Digitized by Google

deten. Joos kletterte raſch die ſchwankende Brücke hinauf, und oben angekommen, befand er ſich einem jungen Mädchen gegenüber, dem er ſogleich einen heftigen Kuß auf die Stirn drücken wollte; ſie wich aber ſanft zurück und die Lippen Joos' berührten blos die eiſerne Stange.

„Nein, Joos!“ ſprach ſie; „nein! Ihr ſchwert bis zu dem Tage mein Bruder zu ſein, an welchem die göttliche Gnade den Bund unſerer Herzen ſegnen wird; haltet Euer Verſprechen. Mein Gott! Wagt ein junges Mädchen nicht genug, wenn ſie ihr Leben und ihre Ehre auf dieſe Art in die Schanze ſchlägt? Denn wenn man in der Stadt etwas von unſeren nächtlichen Zuſammenkünften erführe, mein Ruf wäre verloren — und wenn erſt mein Vater erführe, daß ich Euch trotz ſeines Verbotes noch immer liebe; er würde mich tödten!“

„Ihr habt nicht nothwendig, mich daran zu erinnern;“ entgegnete der junge Mann aufgebracht; „ich habe nicht vergeſſen, daß Stina Bekmans die Tochter des Fleiſcher-Zunftmeiſters iſt; daß ſie reich iſt und daß mich unüberſteigliche Hinderniſſe von ihr trennen . . . Adieu!“

„Schon wieder Euere gewöhnlichen Thorheiten, Joos; das ſieht wahrhaftig dafür, uns ſo vielen Gefahren auszuſetzen, um uns nur zanken zu können.“

War es zufällig oder vorſätzlich, genug, bei dieſen Worten war ihre weiche, ſchneeweiße Hand außerhalb des Gitters und ſo nahe bei den Lippen des Drechslers, daß er ſeinen glühenden Mund darauf drückte und ſo den Kuß, den eigentlichen Gegenſtand ihres Streites, bekommen hatte. Stina zog ihre Hand nicht eher zurück, als bis ihr Geliebter Zeit gehabt hatte, drei oder vier Mal zu wiederholen.

„Nun!“ fragte ſie jetzt; „habt Ihr Euern Onkel Ullens geſprochen und gönnt uns von dieſer Seite einige Hoffnung?“

„Ach! mein Onkel wollte mich nicht einmal anhören. O! glaubt mir dies Mal, Stina, entſaget Euerer unglückſeligen Liebe für einen Elenden, der Euch bis jetzt nur Thränen gekoſtet hat und Euch vielleicht noch in einen Abgrund von Elend ſtürzen kann.“

„Kann mein Joos wirklich glauben, daß Stina Bekmans ſo wenig Entſchloſſenheit und Ausdauer beſitzt! Nein, bei der heiligen Juſtina, meiner Patronin, ich bin die Tochter meines Vaters; meinen Entſchluß ſoll nichts wankend machen.“

„Dank, Stina, Dank; das macht mich muthig und glücklich.“

„Adieu, Joos, bis morgen! Ich höre ein Geräuſch im Hauſe, fliehet, fliehet ſchnell!“

Dies Mal drückte Joos ſeine Lippen auf die Stirn Stina's. Vor Freude trunken, ſtieg er ſchnell die Leiter herab, um in die Barke zu kommen. Die Füße des jungen Mannes kamen aber blos auf das Waſſer auf, die Barke war verſchwunden. Joos glaubte anfangs, die Wellen hätten ſie vielleicht ein Wenig vom Flecke gebracht und ſtreckte daher den Fuß weiter aus, um ſie wieder an ihren früheren Platz zu bringen; ſeine Bemühungen waren umſonſt. Und als Stina, die ihn ſehen von der Leiter herabgeſtiegen glaubte, in demſelben Augenblick die Leiter vom Fenſter los machte, fiel er bis an den Gürtel in's Waſſer und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſeine Hände nicht mechaniſch nach einem eiſernen Ringe gepackt hätten, der hier wie durch eine Art Wunder, blos deßhalb in der Mauer eingemauert zu ſein ſchien, um damit er ſich daran halten konnte.

Er verſuchte es, ſich an dem Ringe feſt zu halten, fühlte aber nur allzubald, daß der zwiſchen Ziegeln befindliche Eiſenring nur zu ſchnell nachgeben würde und er ſo in die Fluthen zurückfallen müſſe. Geſchah dies, ſo war ſein Tod unfehlbar; denn an dieſer Stelle war der Fluß wenigſtens zwanzig Fuß tief. Es blieb ihm alſo nichts als der Verſuch übrig, den Damm durch Schwimmen zu erreichen; aber die Strecke war groß, die Finſterniß ungeheuer, das Gewitter in ſeiner ganzen Wuth. Um das Unglück voll zu machen, hatte er beim Herabſteigen von der Leiter ſeinen Mantel anbehalten und die Falten des vom Waſſer ſchwer gewordenen Mantels legten ſich ſchlangenartig um ſeinen Arm und hinderten ihn in jeder Bewegung. Er empfahl ſeine Seele in einem kurzen Gebete der göttlichen Barmherzigkeit, ließ den Ring los und ſtreckte den Arm aus, um zu ſchwimmen. In dieſem Augenblick ſchlug ihn ein Ruder auf den Kopf und ein ſchallendes Gelächter miſchte ſich in den Lärm des Windes und Wetters. Dann entfernte ſich ein von zwei Männern geführter Kahn, der ſchon ſeit dem Augenblick, wo Joos auf die Leiter geſtiegen war, unter dem Fenſter geſtanden hatte, unter ſtarkem Ruderſchlage von dem Orte des Schreckens, wo der entſetzliche Mord begangen worden war.

Während das draußen geſchah, trat Meiſter Bekmans in das Zimmer, ſeiner Tochter und leuchtete der entſetzten Stina mit einer Handlaterne höniſch in's Geſicht.

„Mein lieber Schatz,“ ſprach er, vor Wuth grinſend; „die jungen Mädchen, die ſich Abends am Fenſter der friſchen Luft ausſetzen, können leicht einen Schnupfen bekommen. Du haſt den nun an das Kabinet, das die Ausſicht in mein Zimmer hat. Fort, Verderbte, hinein in das Zimmer. Dieſer finſtere Ort paßt übrigens herrlich dazu, ein de profundis zu beten und du würdeſt wohl daran thun, an ein ſolches Gebet zu denken; du könnteſt es nothwendig haben.“

„Vater, Vater! wen meinen Sie damit?“ rief Stina entſetzt aus, in der die Furcht vor etwas Schrecklichem aufſtieg.

„Niemand;“ antwortete der Fleiſcher ruhig; „ſind wir nicht einem jeden Chriſten unſer Gebet ſchuldig? Und dann iſt draußen ein ſchreckliches Ungewitter, und wenn ſich ein Führmann um dieſe Stunde auf dem Fluſſe befände, könnte ihm vielleicht ein Unfall zuſtoßen. Bete alſo dein de profundis!“

„Mein Vater! Erbarmen! retten Sie ihn!“ jammerte das junge Mädchen, weinend die Kniee ihres Vaters umarmend.

„Schweige, ſchandbeladene Tochter! ſchweige und ſprich mir nicht von dieſem Elenden, der mit deiner Ehre ſpielt und dich der öffentlichen Schande Preis gibt. Glaubſt du, daß dieſe geheimen nächtlichen Zuſammenkünfte lange der Stadt verborgen geblieben wären? Horch! man hört nichts mehr, weder Ruder noch Menſchenſtimmen . . . Das Hausthor knarrt . . . deine Brüder kommen zurück . . . ſie haben die Ehre meines Hauſes gerettet.

Stina hörte ihn nicht mehr; ſie lag ohnmächtig zu den Füßen des Fleiſchers. Dieſer ſah es kalt mit an, warf ſie auf das Bett und ging zu ſeinen zwei Söhnen hinaus, die ihn im Nebenzimmer erwarteten.

„Nun Burſche?“ fragte er.

Der ältere zeigte ihm ſein blutbeflecktes Ruder.

„Zerbrich dieſes Ruder,“ ſprach Bekmans; zerbrich es und wirf die Stücke in's Feuer, damit Niemand unſere Rache erfahre. Der Tod unſeres Feindes muß dem Zufalle zur Laſt fallen. Wenn man euch morgen davon erzählen wird, ſo müßt ihr ſagen: Schade, es war ein guter Kerl. Gute Nacht! Leget euch jetzt ſchlafen, ihr ſeid meiner würdige Söhne.“

Er umarmte ſie, ſetzte ſich dann an den Heerd, wo noch die Ueberreſte des blutigen Ruders brannten und ſchlummerte hier, nachdem er zwei oder drei große Krüge Bier ausgetrunken hatte, ruhig ein.

Während ſich das hier zutrug, ſchritten zwei in weite Mäntel eingehüllte Männer ſchweigſam durch die Straßen von Gent. Von Zeit zu Zeit blieb der Eine ſtehen, um ſich beim Leuchten der Blitze die Gebäude zu beſehen; dann ſetzte er ſeinen Weg fort, immer in Begleitung ſeines ſtummen Gefährten. So kamen ſie auf den Damm, der längſt des Fluſſes hinlief. Der Anblick des wild einherwogenden Stromes ſchien auf den Einen einen beſondern Eindruck zu machen; er ſetzte ſich auf einen hervorragenden Stein und ſtarrte träumeriſch in den Aufruhr der empörten Elemente hinein. Sein Gefährte, der nichts weniger, als träumeriſch zu ſein ſchien, ſtampfte mit den Füßen, um ſich zu erwärmen, wickelte ſich feſter in ſeinen Mantel und ſchien eben nicht viel Vergnügen daran zu finden, um dieſe Stunde am Ufer der Lievre zu ſchwärmen. Indeſſen wagte er es nicht im mindeſten, ein Zeichen der Ungeduld von ſich zu geben. Das Gewitter legte ſich endlich; die Wolken, die den Himmel verſchleierten, zerriſſen, und der Mond warf durch ſeinen ſchwarzen Wolkenſchleier einen breiten Lichtſtrahl auf die Beiden, von denen der ältere Sitzende ausrief:

Digitized by Google

„Da, Graf, da sehen Sie das Bild meines ganzen Lebens! Erst das Gewitter und die Nacht, dann endlich die Ruhe und den Glanz des ewigen Lebens: die Weltgedanken, schwarz und düster — die Himmelsgedanken glänzend und rein!“

Eine tiefe Verbeugung des Andern diente als Antwort auf diese Anrede.

„Aber was ist das da unten auf dem Wasser?“ sprach jetzt der Alte. „Sehen Sie nicht auch da unten etwas schwimmen? Gott steh' mir bei! das ist ein Mensch im Ertrinken! . . . Man muß ihm zu Hilfe kommen . . . nein, es ist ein Leichnam. Sein Kopf scheint blutig zu sein; helfen Sie mir, lieber Graf, ihn herausbringen. Da, die Wellen bringen ihn hieher und mit Ihrem Degen werden wir ihn vielleicht aus dem Wasser ziehen können.“

Der ungeduldige Alte entriß den Händen seines Gefährten den Degen, dessen sich dieser nicht recht zu bedienen wußte, neigte sich über das Wasser und brachte den Griff der Waffe in die Kleider des Ertrunkenen, worauf er ihn an der Spitze der Klinge zu sich heranzog und ihn so mit einer nicht gewöhnlichen Kraft aus dem Wasser herauszog.

„Es ist ein junger Mann,“ sprach er; „sein Herz schlägt nicht mehr, seine Lippen sind ganz kalt. Wir wollen doch nichts unterlassen; vielleicht bringen wir ihm zum Leben zurück. Helfen Sie mir ihn tragen.“

Er nahm den Leichnam auf die Schulter, sein Gefährte trug die Füße, und beide schritten auf den Platz Emposl zu. Auf dem Wege trafen sie eine Patrouille und der sie befehligende Offizier wollte wissen, wie sie zu dem Leichnam gekommen wären. Kaum hatte ihm aber der Gefährte des Alten einige Worte zugeflüstert, als sich der Offizier ehrerbietig verneigte und zweien seiner Soldaten befahl, die Last auf ihre Schultern zu nehmen und in Allem den Befehlen der Unbekannten zu gehorchen. Diese ließen den Leichnam zur Schwelle einer kleinen Thür tragen, zu der der Alte einen Schlüssel hatte; er öffnete und alsogleich liefen eiligst drei Bediente hiezu und nahmen auf einen Wink aus den Händen der Lanzknechte den Leichnam, den sie, eine schmale Wendeltreppe hinauf, in ein anderes Zimmer trugen, wo sie ihn auf ein Bett legten. Zwei von ihnen begannen nun unter der Leitung des Alten alle mögliche Rettungsversuche; dem Dritten sagte dieser:

„Hole einen Priester und einen Arzt; auf daß man wenigstens die Seele rette, wenn auch der Körper nicht mehr zu retten wäre.“

Es waren kaum einige Minuten verflossen, als der Arzt und der Priester eintraten.

Der durch seinen Ausflug ermüdete Alte setzte sich oder ließ sich vielmehr in einen großen Lehnsessel neben dem Feuer fallen. Man konnte leicht sehen, daß nicht so das Alter, sondern die Strapazen, seinen Rücken gebeugt und seine Stirn gefurcht hatten; sein röthlich falber, spitzzulaufender Bart und seine lebhaften Augen gaben seinem blassen Gesichte einen mehr traurigen als harten Ausdruck, und doch flößten seine Züge eine gewisse Ehrfurcht ein, deren sich Niemand seiner Umgebung, selbst der Priester und der Arzt, nicht erwehren zu können schien. Sein Anzug bestand in einem Rocke von grauem flander'schen Tuche; der Schneider schien bei der Verfertigung desselben mehr auf die Bequemlichkeit, als auf die Eleganz gesehen zu haben. Auf einen Wink seiner wohlgeformten Hand nahm man ihm seinen vom Regen durchnäßten Mantel ab und gab ihm für seine mit Koth bespritzten Stiefel weiche Pelzpantoffeln. Das Alles verhinderte ihn aber nicht, auf die Rettung des Ertrunkenen zu denken, in dem unsere Leser ohne Zweifel den armen Joos erkannt haben werden.

II.

Im sechszehnten Jahrhundert waren die Maßregeln, die man zur Rettung von Ertrunkenen anwandte, sehr sonderbarer Art. Eines der damals gewöhnlichsten Mittel bestand darin, den Ertrunkenen auf den Kopf zu stellen, um ihn so das Wasser, das er getrunken, von sich geben zu lassen. Ein Mittel, das einen Menschen bei voller Gesundheit tödten mußte. Gott sei Dank! der zu Joos gerufene Arzt behandelte ihn nicht auf diese Art: Er ließ ihm zur Ader, rieb ihm die Schläfen mit Weingeist, ließ ihn an allen Gliedern reiben, und als der leblose Körper einige Zeichen der wiederkehrenden Wärme gab, hüllte er ihn in eine wollene Decke und überließ alles Andere der sich eingefundenen Transpiration. Als der junge Mann den ersten Seufzer ausstieß, die Augen öffnete und die Arme bewegte, winkte der Alte Allen, die im Zimmer waren, sich zu entfernen und es blieben blos an seinem Bette der Alte, der Priester und der Arzt.

Joos richtete sich auf dem Bette auf und besah sich mit verstörtem Blick den unbekannten Ort, an dem er sich befand. Als er zu seiner Rechten den ehrwürdigen Mönch und zu seiner Linken den Alten bemerkte, glaubte er sich zwischen dem heiligen Peter und dem Satan zu befinden, die sich um seine Seele stritten, und instinktartig warf er sich in die Arme des Gottgeweihten und rief aus:

„Beschützet mich!“

Der Alte verstand die Gedanken des Auferstandenen und lächelte auf eine Art, die nur den Schrecken des armen Burschen vermehren mußte.

„Nur von mir allein hängt dein Loos ab,“ sprach er mit seiner tiefen, Ehrfurcht gebietenden Stimme. „Ohne mich wärst du todt, folglich gehört dein Leben mir. Mit einem Worte, mit einem Winke kann ich dich dem Grabe, aus dem du erstanden, wiedergeben.“

Man kann sich leicht denken, daß diese Worte nicht dazu gemacht waren, den armen Joos zu beruhigen.

„Antworte ohne Umschweife auf die Fragen, die ich an dich

Digitized by Google

richten will," fuhr der Alte fort, „und glaube ja nicht, mich täuschen zu wollen; ich bin Keiner von Jenen, die man ungestraft betrügt. Durch welche Reihenfolge von Ereignissen befandest du dich am Kopfe blutend in dem Strome, ein lebloses Spielzeug der Wellen? Sprich schnell; sprich ohne Umschweife, ich wiederhole es dir, so wie, wenn du auf deinem Todenbette beichten möchtest."

Der junge Mann wurde durch diese Worte ein Wenig beruhigt, denn sie überzeugten ihn, daß er noch nicht gestorben sei und mit keinem Dämon, sondern mit lebendigen Menschen zu thun hatte. Er erzählte mit sehr wenig Worten und auf eine sehr naive Art sein Liebesverhältniß mit Stina, seine nächtlichen Zusammenkünfte und das unglückliche Ende der letzten Zusammenkunft.

„Und warum verweigert dir der Fleischer die Hand seiner Tochter?"

„Weil ich arm und von gemeiner Herkunft bin, während er reich und Zunftmeister seines Gewerbes ist."

„Warum hast du deiner Mutter diese Liebe verheimlicht?"

„Weil ich wußte, daß mir meine Liebe kein Glück, sondern blos Unglück und Verzweiflung bringen würde; ich wollte also meine Mutter nicht mit mir in diesen Abgrund stürzen."

„Und du hast sie doch hineingestürzt;" antwortete der Alte. „Sie ist nun auf immer ihres Sohnes beraubt, ist ohne Trost, ohne Stütze für ihr Alter. Sie ist jetzt Wittwe ihres Sohnes, wie sie schon Wittwe ihres Mannes ist."

Joos verbarg die thränenden Augen in seinen Händen.

„Was übrigens Stina betrifft, so scheint mir ihr Loos nicht viel glücklicher. Wenn man Euere nächtlichen Zusammenkünfte entdeckt, wenn man dich unter ihrem Fenster erschlagen hat, so geschah es nur auf Befehl ihres Vaters. Der Vater aber, der den Geliebten seiner Tochter ermorden läßt, scheint mir nicht nachsichtig genug, um daß er nicht auch die Tochter, die ihn betrogen, ermorden ließe."

„Mitleid! o Mitleid" schrie Joos außer sich. „Ich gäbe mein Leben darum, könnte ich damit die unglückseligen Folgen dieser tollen Liebe zu nichte machen; ich gäbe das Heil meiner Seele darum . . . Gott verzeihe mir diese Gotteslästerung!" unterbrach er sich, indem er schnell ein Kreuz schlug.

„Das sind leere Worte, die in der Wirklichkeit bald in Nichts verschwinden;" sprach der Alte mit einem bittern Lächeln.

„Nein, ich schwöre es!" wiederholte Joos, dem sein Glaube an den Satan mit erneuter Kraft wieder kam.

„Höre mich wohl an, Joos Claas und überlege wohl die Antwort, die du mir geben willst; denn du verhandelst in diesem Augenblick die wichtigste Angelegenheit deines Lebens. Wenn man dir anböte, die Folgen deiner Fehler wieder gut zu machen, deine Mutter zu trösten, Stina Ehre und Ruhe wieder zu geben und dann noch nebst diesem Allem dir zwischen deiner Mutter und deiner Geliebten einen glücklichen Monat zu verschaffen — wenn Jemand dir alles dieses anböte, fühltest du wohl sobiel Dankbarkeit für ihn, daß du ihm Leib und Seele zur Verfügung stelltest, so oft er davon Gebrauch machen wollte? Leib und Seele, verstehest du mich wohl?"

Joos fühlte einen kalten Schweiß an allen Gliedern; er blieb sprachlos.

„Siehst du wohl, du bist blos ein elender Egoist, unwürdig einer jeden Theilnahme. Du weigerst dich, auf deine Kosten das gut zu machen, was du an zwei Frauen verbrochen, die Beide blos deßhalb in's Unglück kamen, weil sie dich zu sehr liebten, weil sie für dich jene Aufopferung hatten, die du für sie zu fühlen nicht im Stande bist."

„Ihr leset nicht in meiner Seele," antwortete Joos nach einer kurzen Ueberlegung. „Meine Bedenklichkeiten sind anderer Art. Aber fort mit ihnen; es handelt sich hier um das Leben meiner Mutter, meiner Stina — ja, ich schwöre — und wäret Ihr der Vater der Hölle"— bei diesen Worten bekreuzte er sich andächtig und sah mit Vergnügen, daß es den Alten nicht beirrte — „ja, ich schwöre Euch und Euerem Willen Leib und Seele zu weihen, so lange als es Euch gefallen wird, vorausgesetzt, daß Ihr meiner Mutter und meiner Stina helfet. Ihr werdet Beide aller Verdrießlichkeiten entheben und mich einen Monat mit ihnen leben lassen."

„Ich nehme es an," sprach der Alte. „Nun nimm aber, da dich das viele Reden ermüdet hat, diesen Trank zu dir und schlafe ruhig ein; du sollst bald die Folgen meiner Versprechungen sehen."

Joos nahm den Becher, den man ihm reichte und leerte ihn. Bald überfiel ihn ein fester, sanfter Schlaf.

Indessen hatte die arme Mutter Joos' die Nacht in furchtbarer Angst zugebracht. Wie oft war sie zum Fenster gelaufen, in der Meinung, jetzt käme er; umsonst, Stunde für Stunde sank in den Schooß der Nacht hinab; der Tag begann zu dämmern — Joos war noch nicht gekommen. Endlich hörte sie Schritte nahen —ach; sie erkannte sie gleich, es waren nicht seine . . . indessen blieb Jemand an der Thür stehen; man klopfte mit dem Hammer, verlangte Eintritt, sie stürzte hinunter, öffnete die Thür — ein alter ehrwürdiger Mann trat in das Haus.

„Mein Sohn! . . Meinem Sohne ist ein Unglück zugestoßen, nicht wahr!" schrie die trostlose Mutter.

„Ich bin blos der Ueberbringer guter Nachrichten. Wenn Ihr Euern Sohn sehen wollt, so braucht Ihr mich blos zu begleiten. Allein ich kann Euch nach den mir ertheilten Befehlen nur dann mit mir nehmen, wenn Ihr Euch die Augen mit dieser Binde verhüllen lasset; seid aber ruhig, ich schwöre Euch bei den Leiden unseres Erlösers Jesus Christus, daß Ihr für Euere Person weder Sorge noch Furcht zu haben brauchet."

Es handelte sich darum, ihren Sohn wieder zu sehen, ihren Sohn, um den sie die Nacht hindurch in so tödtlicher Unruhe war. Mutter Getrud zögerte nicht. Sie ließ sich die Augen verbinden, nahm den Arm ihres Führers, und dieser führte sie durch mehrere Straßen, bis sie zu einer kleinen Pforte kamen.

Während sich dieses mit Mutter Getrud zutrug, schlief der Fleischer noch ruhig an dem Heerde. Plötzlich weckt ihn ein barsches Klopfen an seiner Thür. Aus seinem Schlafe aufgeschreckt, steigt er die Treppe herab und frägt unwillig, was man so zeitlich von ihm wolle.

„Öffnet, im Namen Sr. Majestät des Königs der Niederlande!" antwortete man ihm.

Er sah durch das Guckloch der Thür und sah draußen zwei Offiziere mit einem ansehnlichen Trupp Soldaten.

„Und was will seine katholische Majestät von mir?" fragte er.

„Öffnet, öffnet ohne Zögern," schrie der eine Offizier; „sonst, mein lieber Meister, habe ich Ordre, Euere Thür zu sprengen. Ich bemerke Euch freundschaftlich, daß jeder Widerstand nutzlos ist. Euere Wohnung ist auf allen Seiten von Soldaten umgeben und Köhne bewachen die Fenster, die auf den Strom hinaus gehen."

Der Fleischer, dessen Gewissen, wie man sich leicht denken kann, nicht rein war, sah nur zu deutlich, daß die Obrigkeit von dem Morde bei Nacht etwas erfahren haben mußte. Er gab dem Drängen des Offiziers nach und öffnete die Thür.

„Seit wann," fragte er, „bedient man sich der Soldaten, um den Zunftmeister der Fleischer zu vermögen, sich zum Gerichte zu begeben?"

„Seitdem man unter den Fenstern das Fleischer-Zunftmeisters blutende Leichname findet;" gab der Offiziere trocken und leise zur Antwort. „Ihr werdet, guter Meister, mit mir dahin gehen, wohin ich Euch zu führen Ordre habe. Euere zwei Söhne und Euere Tochter müssen mit. Macht kein Aufsehen und empfehlt ihnen Ruhe und Folgsamkeit."

Der Fleischer hätte den Offizier gern niedergeschlagen, allein seine Begleitung imponirte ihm zu sehr. Er rief also seine Söhne und seine Tochter. Darauf wurden ihnen allen die Augen verbunden und so führte man sie fort. Als man ihnen die Binde abnahm, befanden sie sich vor dem Alten, der Joos gerettet hatte.

Als der Fleischer den Alten erblickte, fiel er demüthig auf seine Kniee.

„Wozu diese leeren Ehrerbietungsbezeigungen!" sprach der Alte zornig. „Ihr habt einen Mord begangen und habt jetzt eine Viertel-

Digitized by Google

ſtunde Zeit, Ihr, mit Eueren Söhnen Eure Seele Gott zu empfehlen. Auf dem Freitagsplatze erwarten Euch drei Galgen. Laßt die Beichtväter kommen."

Meiſter Bekmans war wie vom Schlage gerührt. Die Stimme verſagte ihm; mit großer Anſtrengung ſtieß er die Worte hervor: „An wem hätte ich einen Mord begangen?" Der Ton ſeiner Stimme zeugte aber gegen ihn

„An Joos Claas."

„Joos, Joos iſt todt!" rief Stinn mit einem Jammerſchrei und fiel ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters, ohne daß dieſer ſich auch nur bückte, um ihr beizuſtehen.

„Kann ich mein Leben mit einem Bußgelde retten?" fragte jetzt Bekmans.

„Die Güter des zum Tode Verurtheilten gehören ohnehin dem Staate."

„So hole man mir einen Krug Bier und einen Prieſter;" ſprach er mit einer erlogenen Gleichgiltigkeit; denn ſeine Wangen wurden kreideweiß.

„Ihr könnt Euer Leben nur unter einer Bedingung retten."

„Welche?"

„Wenn Ihr unter dieſes Blatt, ohne aber die Bedingungen, die es enthält, zu leſen, ſchreibt: Ich nehme die obenſtehenden Bedingungen an und verpflichte mich, ſie als gut und giltig anzuerkennen, ohne Widerrede und ohne Proteſt."

„Ich kann nichts unterzeichnen, ohne zu wiſſen, was ich unterſchreibe."

„Dann dauert unſer Geſpräch ſchon zu lange. Ruft den Prieſter und laßt den Henker kommen! . . . Führt dieſes junge Mädchen, das Gottlob wieder zum Bewußtſein gekommen iſt, in's anſtoßende Zimmer."

Der Alte ging und der Prieſter nahte ſich dem Fleiſcher und ſprach zu ihm:

„Mein Sohn, bereuet Euere Sünden und denket an die Ewigkeit, der Ihr ſo nahe ſtehet. Ihr habt Euere Hände in Blut getaucht, und Gott hat verheißen: Weh den in Blut getauchten Händen!"

„Ich möchte noch einmal mit meinen Söhnen ſprechen;" äußerte Meiſter Bekmans, deſſen Todesangſt immer ſichtbarer wurde.

„Sie beſchäftigen ſich mit dem Heile ihrer Seele und ich beſchwöre Euch, mein Sohn, thuet deßgleichen; denkt nicht an die Güter dieſer Erde, ſondern richtet Euere Gedanken auf den Tod und auf das ewige Leben."

„Wiſſt Ihr nicht, was die Schrift, die ich unterzeichnen ſoll, enthält?"

„Ich weiß nicht; es wäre auch ſchon zu ſpät, daran zu denken, da Ihr es von Euch gewieſen. Betet, mein Sohn, betet und bereuet Euere Sünden!"

In dem Momente erſchien der Henker mit einem großen Bündel Stricke.

„Meiſter Bekmans," ſprach er; „verzeihet mir den Tod, den ich Euch geben muß; aber ich muß die Pflicht meines Amtes erfüllen."

Dem Meiſter Bekmans klapperten beim Anblick der Stricke die Zähne. Er ſchrie oder heulte vielmehr die Worte: „Ich willige in Alles, was man verlangt, mein Vater. Ich beſchwöre Euch, gehet, ſagt, ich ſei zu Allem bereit, zu Allem, was es auch ſei."

„Ich willfahre Eurem Wunſche, aber ohne Ausſicht auf Erfolg;" ſagte der Mönch. „Gott weiß, ob ich gar bei dem vorkommen werde, von dem Euer Loos abhängt."

„Macht ſchnell," ſprach der Henker; „mein Befehl läßt mich blos noch eine Viertelſtunde warten."

Es iſt wohl nicht nothwendig, die Angſt des Fleiſchers während der Abweſenheit des Mönches zu beſchreiben. Endlich kam dieſer zurück, begleitet von dem Alten, deſſen Geſicht mehr als je den Stempel der Ironie und des Sarkasmus trug.

„Aha, mein Meiſter, ſeht einmal, wie Euch die Furcht vor dem Galgen blaß gemacht hat. Nun da, unterſchreibt . . . Gut! jetzt bleibt Ihr ſo lange mein Gefangener, bis es mir gefallen wird, Euch heraus zu laſſen. Vergeßt es nicht, der geringſte Verſuch des Entwiſchens macht unſern Vertrag null und nichtig. Geht alſo jetzt in das Zimmer, in das man Euch führen wird."

Ein bis zu den Zähnen gewaffneter Soldat führte ihn in ein kleines Zimmer, in dem ein Bett ſtand. Auf dieſes warf er ſich und hörte, ohne ſchlafen zu können, wie die zwei Schildwachen draußen auf und abgingen.

III.

In einem Zimmer, das auf ein Haar einem Gefängniſſe glich, eingeſperrt und noch dazu von zwei Schildwachen bewacht, war der Fleiſcher-Zunftmeiſter noch immer nicht von ſeiner Unruhe befreit. Er ſah mit banger Erwartung die Stunden verſtreichen, ohne daß ihn Jemand in Freiheit geſetzt hätte und ſeine Freude war wahrhaftig nicht gering, als er endlich die Schlüſſel im Schloſſe knarren hörte. Die Freude wurde aber ſogleich zum Schrecken, als er in der eintretenden Perſon den Henker erkannte.

„Meiſter," ſprach jetzt der Mann, der ſich aus dem Schrecken des Gefangenen ein Vergnügen zu machen ſchien; „ich komme, Euch den Willen desjenigen zu überbringen, den Ihr ſo gut kennet. Ich komme, Euch zu ſagen, daß, wenn Ihr dieſem Willen im Geringſten nicht Folge leiſtet, meine Hände Euch ſogleich den Orden des Strickes um den Hals legen werden. Derſelbe, der mich ſchickt, läßt Euch auch ſagen, daß, wenn Ihr nur mit einer Sylbe, oder einer Andeutung verrietbet, wer er iſt, Ihr ſogleich Euer Gebet zu machen hättet. Nun könnt Ihr in Euere Wohnung gehen, wo Euch neue Befehle erwarten."

Der Fleiſcher ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſprang die Treppe zu vier Stufen hinab und ſog, als er draußen war, mit Wolluſt die friſche, freie Luft ein. Er ſchlug den Weg nach ſeinem Hauſe ein, und ſah, hier angekommen, zu ſeinem größten Erſtaunen, wie ſeine Diener die vordere Front des Hauſes mit grünen Zweigen, Bändern, Guirlanden ſchmückten, während die Zunftglieder vor dem Hauſe Spalier machten.

„Wie?" ſchrie man ihm von allen Seiten zu; „Ihr ſeid noch im Morgenkleide, und die Stunde der Ceremonie wird gleich ſchlagen! Was iſt denn aus Euerer gewöhnlichen Pünktlichkeit geworden?"

„Die Ceremonie?" wollte der Fleiſcher fragen, aber die Worte erſtarben auf ſeinen Lippen, als er unter der Menge den Henker bemerkte, der drehend das Pergament in der Hand ſchwenkte, das Meiſter Bekmans am vorigen Abende hatte unterſchreiben müſſen.

„Ich werde in einigen Minuten bereit ſein;" antwortete er. Und er trat in das Haus, um ſein Feiertagskleid zu nehmen und zugleich zu erfahren, was eigentlich da vorgehe; er konnte aber nichts erfahren. Als er ſeinen Anzug beendet hatte, nahm er ſeinen Platz in dem Zuge ein, der ſich nach alſobald in Bewegung ſetzte. Der gute Bürger, der zu träumen glaubte, fragte ganz leiſe ſeinen hinter ihm gehenden Altgeſellen: „Sag' mir doch einmal, Peter, wo wir eigentlich hingehen?"

Peter antwortete mit einem hellen Gelächter und ſprach: „Mir ſcheint, Ihr wollt Euch über mich luſtig machen, Meiſter?"

„Sprich, ich befehle es dir; wer hat dir befohlen, mein Haus zu ſchmücken?"

„Ein Alter, der auf Euern Befehl kam. Alſo war er nicht von Euch geſchickt?"

„Ja wohl," antwortete ſchnell der Fleiſcher, der den Henker ſah, wie er ihn beobachtete und ſein Pergament ſchwang. Was hat er geſagt, wozu ſoll dieſes Feſt gegeben werden?"

„Wozu? Aber der Ort, wohin wir gehen, erklärt es ja deutlich genug! Meiſter, Ihr wollt mich auslachen?"

„Wo gehen wir denn hin?" murmelte der Fleiſcher wüthend.

„Der vordere Zug ſteigt gerade die Treppen der Kirche hinauf; der Klerus erwartet uns ſchon. Vivat!" ſchrie der Burſche, ſeinen Hut ſchwingend. „Vivat!" und ſtimmte in die freudigen Ausrufungen der Menge ein.

Digitized by Google

Meiſter Bekmans trat alſo in die Kirche, ohne zu wiſſen, was er darin machen würde und überließ ſich tauſend Vorausſetzungen, von denen Eine nach der Andern verworfen wurde. Der Klerus führte den Bürger feierlich bis zum Altar und hier ſetzte ſich Meiſter Bekmans auf einen ſchön bereit ſtehenden Sammtſeſſel, um den herum ſich noch andere fünf Sitze befanden. Plötzlich begann die Orgel zu ſpielen, die Trompeten der Zunftmuſik bliesen luſtige Fanfaren und herein trat von rechts Stina im Brautkleide, geführt von ihren zwei Brüdern, und von links Mutter Claas, auf den Arm ihres Sohnes geſtützt. Meiſter Bekmans riß erſtaunt die Augen auf.

„Das ſtand dafür, ihn todtzuſchlagen, um ihn heute mit Stina zu verheirathen;“ ſprach ſein älteſter Sohn, indem er ſeinem Vater ein Käſtchen überreichte. „Da, das hat mir der Alte von der vorigen Nacht für Euch gegeben, nachdem er ſowohl mich, als meinen Bruder einen Eid ablegen ließ, über alles in dieſer Nacht Vorgefallene das ſtrengſte Stillſchweigen zu beobachten.“

Der Fleiſcher öffnete das Käſtchen; er fand darin ungefähr zehntauſend Goldſtücke und zwei koſtbare Verlobungsringe.

„Na,“ dachte er ſich; „das fängt an, immer weniger arg zu werden. Wenn der verfluchte Alte ſeinem Schützlinge dieſes Heirathsgut geſtern gegeben hätte, ſo hätte er mir und ihm viel Angſt erſpart. Alſo, mein lieber Joes,“ ſprach er mit lauter Stimme; „umarmt mich und laßt Euch als meinen Sohn erklären, ehe die Einſegnung . . .“

Joes kniete vor Meiſter Bekmans nieder; dieſer hob ihn auf, drückte ihn an ſeine Bruſt und flüſterte dem jungen Manne ganz leiſe in's Ohr: „Das Vergangene iſt vergeſſen und vergeben, nicht wahr?“

„Ich werde Euch lieben und achten, wie meinen leiblichen Vater,“ antwortete der Bräutigam.

Ein freudiges Vivat ertönte in der Kirche, Mutter Gertrud trocknete ſich die Augen, Stina brach in Freudenthränen aus, als ſie ihren Vater mit Joes in ſo gutem Einvernehmen ſah und die Heirathsceremonie ſchloß ohne weitern bemerkenswerthen Vorfall.

Als der Zug aus der Kirche herauskam, ſchritt er gerade auf das Zunfthaus der Fleiſcher zu; hier war ein Bankett vorbereitet, das, obwohl improviſirt, immerhin zu den großartigſten in der Art gerechnet werden konnte. Die Zunftglieder ſtanden um ihren Meiſter herum und wünſchten ihm Glück zu der Ueberraſchung, die er ihnen gemacht. Dieſer entſchuldigte ſich, ſo gut er konnte und trat dann zu ſeinem Schwiegerſohne, der, Stina's Hand in der ſeinigen, gar nicht müde wurde, ſie mit liebendem Auge zu betrachten und ſich wiederholen zu laſſen, daß ſie ihn liebe.

„Ich wage es gar nicht, an mein Glück zu glauben!“ ſprach Joes zu Meiſter Bekmans. „Es gibt Augenblicke, wo ich das Spielzeug eines Traumes zu ſein glaube. Wer iſt denn jener Unbekannte, dem ich mein Leben verdanke und der wie durch einen Zauberſchlag mein ganzes Loos umgeſtaltet hat? Wie hat er von Euch für mich die Hand Stina's erhalten? Als ich dieſen Morgen erwachte, ſah ich neben mir den Alten, meine Mutter und meine Geliebte. „Meiſter Bekmans erwartet dich am Altar der St. Bavonskirche,“ ſagte er mir; „lebe wohl.“ Darauf verſchwand er. Dann kamen Euere zwei Söhne die Schweſter abholen und ich warf mich in die prächtigen Kleider, die ich am Fuße meines Bettes fand. Wozu dieſe Geheimthuerei? Warum ſoll ich meinem Wohlthäter nicht danken dürfen? Warum entzieht er ſich meiner Dankbarkeit?“

„Um ſo mehr, als er dir zur Ausſteuer zehntauſend Goldſtücke gegeben!“ antwortete der Fleiſcher.

„Wer iſt aber dieſe geheimnißvolle Perſon? Wiſſet Ihr es nicht?“

„Ich! kein Wort. Er hat dich ausgeſteuert; deiner Heirath ſtanden alſo keine Hinderniſſe mehr im Wege und ſo wurde die Heirath geſchloſſen; das iſt Alles.“

„Zu Tiſche! zu Tiſche!“ ſchrieen die Brautführer.

Die Muſik ſpielte; Jeder ſetzte ſich an den ihm beſtimmten Platz, aß, ſang, lachte und unterhielt ſich bis acht Uhr Abends.

Joes war mit den Ueberraſchungen des Tages noch nicht fertig. Als er ſeine Frau in das Haus der Mutter Gertrud führte, da fand er in ſeinem Zimmer eine prachtvolle Silber-Einrichtung. Herrliche Woll- und Seidenſtoffe, für die junge Frau beſtimmt, ſetzten der Freigebigkeit des Unbekannten die Krone auf. Endlich überreichte Bekmans ſeinem Schwiegerſohne das Käſtchen mit den zehntauſend Goldſtücken.

Unſere Leſer werden nach Allem, was wir erzählt, Joes gewiß für einen der beglückteſten Menſchen halten. Dies war aber doch nicht ganz der Fall. Der Gedanke an das Geſchehene ſchien ihn manches Mal zu beunruhigen; ein geheimer Kummer ſchien an ſeinem Glücke zu nagen. Dieſe Symptome wurden immer beunruhigender, je näher das Ende des Monats heranrückte, und in den erſten Tagen des Juli ſtieg ſeine Unruhe ſichtbar auf den höchſten Gipfel. Wenn ihn Stina mit thränenden Augen befragte, was ihn ſo betrüben könne, was zu ſeinem Glücke fehle, da drückte er ſie krampfhaft an ſeine Bruſt und antwortete ihr, daß er der Glücklichſte der Menſchen ſei — verfiel aber gleich darauf wieder in die vorige Melancholie. Als endlich der Monat zu Ende war, ſchien ihm ein Stein vom Herzen gefallen zu ſein und er wurde wieder ſo luſtig und fröhlich, wie er es an ſeinem Hochzeitstage geweſen war. Das Glück und die Zufriedenheit zogen wieder in ſein Haus ein. Joes arbeitete den ganzen Tag an der Drehbank und am Abende ging er mit ſeiner Frau ſpazieren, um da tauſend Pläne zu machen; denn die niedliche Stina war bereits in der Hoffnung, Mutter zu werden. Man kann ſich das Entzücken der beiden Gatten leicht denken.

An einem Tage des Auguſt, d. i. zwei ganze Monate nach dem Jahrestage ihrer Ehe, befand ſich Stina etwas leidend, und ſetzte ſich auf die Kniee Joes', wobei ſie ihren Kopf an die Schulter ihres Mannes ſtützte. Mutter Gertrud ging ab und zu und bereitete das Nachtmahl.

In dieſem Augenblick trat Jemand in den Laden und ſchritt ohne Umſtände durch den Laden in das Zimmer, in dem die beiden Gatten ſaßen. Joes ſtieß einen Schreckensſchrei aus und auch Stina erbebte; denn Beide hatten den geheimnißvollen Alten erſehen.

„Ein ſchönes Willkommen für den, dem Ihr Leben und Glück ſchuldig ſeid!“ ſagte dieſer traurig. „O! ich betrog mich nicht, wenn ich ſagte, alle Menſchen ſeien undankbar! Ich hatte Unrecht, zu glauben, du wäreſt beſſer, als alle Andern. Adieu, Meiſter Joes! Gott vergebe Euch Euere Undankbarkeit, wie ich ſie Euch vergebe!“

Joes ſtürzte auf ihn zu und führte ihn in das Zimmer zurück.

„Nein, mein theuerer Wohlthäter!“ rief er aus; „nein, ich werde nicht undankbar gegen Euch ſein! werde nicht den verlaſſen, dem ich Alles ſchulde. Adieu, meine Mutter, lebe wohl, Stina! Ich muß ihm folgen. Gott ſegne euch während meiner Abweſenheit und vereinige uns eines Tages!“

Die beiden Frauen brachen bei dieſen Worten in ein lautes Schluchzen aus; der Alte ſah ſie einige Momente ſtillſchweigend an, dann ſprach er:

„Lebt wohl! Was liegt daran, ob ich auf der Welt allein, verlaſſen, ohne einen einzigen wahren Freund bleibe! Dieſer Troſt meines Alters würde Euch zu viel Opfer koſten; ich will es nicht. Lebt wohl!“

Es lag in dieſen Worten des Unbekannten eine ſolche Abgeſchlagenheit, daß ſelbſt Stina Mitleid mit ihm fühlte.

„Nein, Joes,“ ſprach ſie gerührt; „Gott ſtrafe die Undankbaren! Wir verdanken dieſem Greiſe unſer Glück, wir müſſen es ihm auch opfern. Lebe wohl, mein Heißgeliebter!“

Nach einer bittern Trennung ſchied Joes, und der Alte führte Joes zu einem mit vier Pferden beſpannten Wagen, in den ſie ſich ſetzten und im Galopp fortfuhren. Der Alte ſchien Alles um ſich her vergeſſen zu haben; er ſprach laut und murmelte ganz deutlich vor ſich hin.

„Dank dir, Gott!“ ſprach er. „Du haſt mir die Kraft gegeben, mein Opfer bis zum Ende zu vollführen. Ich habe den allem Irdiſchen Abſchied genommen, habe die Eitelkeiten dieſer Welt mit dem Fuße von mir geſtoßen! Ich gehöre nicht mehr der Erde an! Mit den Augen gen Himmel gerichtet, will ich in das mir ſo nahe Grab gehen! Das Grab, mein Gott! O welche ſchreckliche Stunde, in der du Rechenſchaft von meinem Leben verlangen wirſt! Herr! richte mich mit Erbarmen, denn du weißt es, das unglückſelige Amt,

Digitized by Google

das ich hatte, legte mir traurige Pflichten auf. Ich mußte sie erfüllen und viele Male hob ich schwerzvoll meine Hände zu dir empor."

Nach einer Reise von einigen Tagen kamen sie an's Meerufer und hier erwartete sie schon eine Schaluppe, die sie an Bord eines Schiffes führte. Die beiden Passagiere hatten kaum den Fuß auf das Schiff gesetzt, als es unter Segel ging. Der Alte zog sein Gebetbuch hervor und betete inbrünstig.

Der arme Joos schluchzte und dachte an seine Mutter und Stina.

IV.

Die ersten Stunden der Fahrt hindurch blieben Joos und der Alte auf dem Verdeck, in traurigen Betrachtungen vertieft und nach dem theueren Vaterlande blickend, das immer mehr und mehr verschwand. Als sie nichts mehr, als Himmel und Wasser sahen, brach der Alte zuerst das Schweigen.

„Na, Joos, Muth, mein Sohn! Du sollst recht bald dein Gent wiedersehen. Ja, recht bald, denn ich fühle, ich werde deine Dienste nicht lange nöthig haben."

„Und doch," sprach Joos in herzlichem Tone; „ich will Euch im Leben und Tode treu ergeben sein!"

„Und mein Tod wird dich befreien, Joos! Ach! ich dachte mir in dir, der du jung, der du mir Leben und Glück schuldig bist, einen treuen, uninteressirten Diener zu schaffen . . . Nun wirst du immer den Tag herau wünschen, wo man ein **de profundis** über meinem Grabe singen wird!"

„Edler Herr! welch' ungerechter Gedanke!"

„O! ich kenne die Menschen!" unterbrach ihn der Alte bitter; „ich kenne sie schon von lange her und ihren Egoismus und ihre Undankbarkeit! Doch ich will dich mit meinen misanthropischen Worten nicht betrüben. Gott behüte dich vor gleichen Erfahrungen!"

Bei diesen Worten knöpfte der Alte seinen Mantel sorgfältig über der Brust zusammen; denn die Luft begann kühl zu werden und der Wind mit Heftigkeit zu blasen.

Der Alte stieg jetzt mit dem Genter in seine Kajüte hinab. Jeder wich ihm erfurchtsvoll aus und Joos bemerkte dies nur zu deutlich.

Die Kajüte des Alten war mehr groß als prächtig. Die Möblirung bestand aus zwei Holzsesseln, und was auch Joos erschreckte — aus einem Bette in Form eines Sarges.

Die geheimnißvolle Person schien von dem Eindrucke, den dieses sonderbare Möbel auf Joos machte, erfreut. Ein Todtenkopf, einige Becher, eine Geißel und eine Mönchskutte hingen über dem Bette.

„Du bist jetzt mein einziger Diener," sprach der Alte zu Joos. „Die Dienste, die ich von dir verlange, sind nicht sehr ermüdend. Sie bestehen darin, jeden Morgen diese Kammer aufzuräumen und mir mein Mahl zu bringen. Um fünf Uhr Morgens wird man dir für mich ein Wenig warme Milch geben; zu Mittag wirst du mir ein Stück Gerstenbrod abschneiden und Abends wird mir die gewöhnliche Matrosen-Fleischportion genügen. Du aber wirst beim Kapitän am Tische essen; du brauchst nicht wie ich, ein Cönobitenleben zu führen. Dafür aber darfst du nie zu entdecken suchen, wer ich bin; ich will, daß du es blos von mir erfahrest und wenn es Zeit sein wird."

Die Ueberfahrt dauerte eilf Tage. Der Alte, der von der Langweile geplagt wurde, vertändelte mit Joos die Zeit. Sie sprachen mit einander von der Vergangenheit, Zukunft, und plauderten so die Zeit hinweg, bis das Fahrzeug endlich an der Küste von Spanien, bei Biscaja, Anker warf.

Sobald man im Angesichte des Hafens war, begab sich der Alte auf das Verdeck hinauf.

„Ach!" sagte er zu Joos; „mein Name wird nicht lange mehr ein Geheimniß für dich sein. Sicherlich harrt schon die Menge seit vielen Wochen an diesen Ufern auf die Ankunft meines Schiffes. Du wirst die mir zugedachten Ehrfurchtsbezeigungen sehen. Staub des Staubes, Eitelkeit der Eitelkeiten, die mir nichts als Verachtung und Ekel einflößen."

Diese Besorgnisse schienen ungegründet, denn Niemand befand sich im Hafen, als die Schaluppe Joos und seinen Diener an's Land setzte. Man schien sie gar nicht zu beachten. Der Alte, der früher sich über die Ehren, die man ihm erzeigen würde, beklagt hatte, beklagte sich jetzt über die Undankbarkeit der Menschen, daß sie ihn gar nicht beachteten.

„Verlassen wir diesen Ort," sagte er aufgebracht zu Joos; „wir wollen uns in unsern Zufluchtsort zurückziehen, fern von diesen Elenden, Undankbaren!"

Er ließ sogleich den ausgeschifften Wagen anspannen und bereitete sich zur Abreise, als ihn eine Einwendung Joos' zurückhielt.

„Edler Herr," sagte dieser, „Ihr befahlt mir, Euere Cassette mit Geld dem Kapitän zu übergeben, damit er das Geld an die Schiffsmannschaft vertheile. Wo aber jetzt Geld zur Fortsetzung der Reise vernehmen — wir sind ganz fertig mit unserem Gelde!"

Der Alte lächelte.

„Du hast Recht, Joos. Gehe zum Gouverneur der Stadt und sage ihm, er solle gleich zu mir kommen."

„Aber den wem soll ich ihm diesen Befehl bringen?"

„Von Seiten des Kaisers Karl des Fünften!"

„Der Kaiser!" rief Joos auf und fiel auf seine Kniee.

„Ja, mein Kind;" fuhr der Monarch gütig fort und hob seinen Kammerdiener auf. „Bedauerst du nun, deine Frau verlassen zu haben, um der Diener Karl des Fünften zu werden?"

Sire, ich . . . kann nicht wagen . . ."

„Siehst du, diese deine Verlegenheit fürchtete ich. Bewahre deinem Herrn, der nichts mehr, als ein gewöhnlicher alter Mann ist, deine Fröhlichkeit und Freimüthigkeit. Beeile dich jetzt zum Gouverneur."

Joos entledigte sich schnell seines Auftrages. Der Gouverneur begab sich sogleich zum Monarchen.

„Herr Gouverneur," redete ihn Karl an, „wollen Sie mir zehntausend Piaster auszahlen."

„Es wäre für mich eine große Ehre, den Befehlen Ihre Majestät zu gehorchen;" entgegnete dieser, „aber so heftig auch mein Verlangen zu gehorchen ist ich habe diese Summe nicht in meinem Besitze."

„Ich verlange sie auch nicht von Ihnen," erwiederte der Kaiser; „ich gebe Ihnen den Befehl, mir aus den Ihnen anvertrauten Staatskassen zehntausend Piaster auszuzahlen."

„Ich kann über diese Kassen nur auf schriftlichen Befehl Sr. katholischen Majestät verfügen."

„Papier her, ich will Ihnen diesen Befehl gleich schreiben; schicken Sie um das Geld . . . Nun, Sie haben noch nicht gehorcht; Sie zögern, sind noch da?"

„Ich muß einen schriftlichen Befehl Sr. Majestät des Königs haben, Sire,"

„Da ist ja der Befehl!" schrie Karl zornig.

„Se. katholische Majestät ist jetzt zu Brüssel;" murmelte der Offizier mit gesenktem Blicke.

Der vor Zorn wüthende Karl griff mit der Hand nach dem Gürtel, als suchte er dort einen Dolch. Seine Blässe war erschreckend, das Blut lief ihm aus den Lippen, die er sich wüthend zerbiß.

„Fort, aus meinen Augen, Elender! fort!"

Er schlug die zitternden Hände vor's Gesicht; als er den Kopf in die Höhe hob, zwang er sich zu einem Lächeln und sprach mit einer vom Zorn unterdrückten Stimme:

„Ich wollte ja Mönch werden — Bettler bin ich schon. Fort, Joos, reisen wir zu Fuß, den Reisestock in der Hand; wir wollen vor jeder Thür, wo wir ein Stück Brod verlangen werden, sagen: „Laßt den Kaiser nicht Hungers sterben; handelt nicht an ihm, wie sein Sohn und seine Höflinge!" O, Joos! gib deinen Kindern nie dein ganzes Vermögen, du möchtest es verzweifelnd bereuen!"

Während Karl in der Hitze seines Zornes so sprach, schien sein Diener etwas auf dem Herzen zu haben, mit dem er aber nicht recht herausrücken wollte.

Digitized by Google

„Ich ertrabe es," sprach der Kaiser; „zu willst mir ein Anleihen verschlagen."

„Wenn Euer Majestät geruhete, mir zu erlauben."

„Ja, in Ihrer Tbat, ich erlaube es dir. Du wußt ein hübsches Summchen im Verwigen haben; ich kenne die Flamänder; sie sind kluge Leute und schiffen sich wie auf's Gerabewohl und ohne Verrabte ein."

„Ich habe in meinem Gürtel zweitausend Plaster."

„Mehr, als wir brauchen, Jeos. Die Geschichte soll es aber auch meiden, daß der Kaiser Karl der Fünfte, dem die Goldminen Amerikas zu Gebote standen, ohne die Hilfe seines Kammerdieners nicht hätte in's Kloster reisen können, wo er die Mönchskutte anlegen wollte!"

Im Kloster Saint-Juil, wohin sich der Kaiser nach einer fürmischen Regierung zurückzog, angekommen, wurde er nach und nach heiterer. Er beschäftigte sich mit Gartenbau und Uhrmacherei, welches Letztere seine Lieblingsbeschäftigung war, und Jeos verschaffte allerhand niedliche Sächelchen.

Sie waren einige Tage im Kloster, als Karl eines Tages plötzlich nach Jeos rief, ihm einen seinen erhaltenen Brief zeigte und sprach:

„Sie haben den Carranza, meinen Beichtvater, in die Kerker der Inquisition geworfen! Diese Verräther haben es gewagt, mich so zu kränken! Auf! Jeos, Don Carranza ist verloren, wenn ich ihn nicht rette. Sie werden ihn auf die Folter spannen, um ihm die Geheimnisse zu entreißen, die ich ihm anvertraut; aber vielmehr, sie werden ihn tödten; denn er wird eher sterben, als etwas verrathen. Man muß ihn retten!"

„Wenn Majestät an Ihren Sohn, den König Philipp den Zweiten schreiben . . ."

„Sieh! du denn nicht, daß das Alles auf seinen Befehl gethan wird? Uebrigens, wenn er auch jetzt Carranza retten wollte, er vermöchte es nimmer! Die Inquisition läßt ihre Beute nicht fahren."

„Was also thun? Wenn der König Spaniens und der Niederlande mit der Inquisition nicht ringen kann!"

„Nicht wahr? Wie sollen also wir, ich, ein elender Mönch und du, ein schlichter Bürger, mit ihr kämpfen? Nun so höre! Diese Mönch und dieser Bürger werden mit der Inquisition ringen und werden ihr ihren Gefangenen entreißen. Jeos, ich kenne dich als einen verläßlichen, klugen und fähigen Diener. Du wirst insgeheim nach Rom reisen. Ich werde an den Papst Paul IV. schreiben, werde ihn bitten, Carranza vor sein Gericht nach Rom zu rufen, und geschieht dies, ist er gerettet."

„Ihre Majestät wissen, daß mein Leben Ihrem Dienste gehört. Wie werde ich aber nach Rom kommen können, ohne den Verdacht der Inquisition zu erwecken? Man weiß, daß ich zum Hause gehöre, und wie wird meine Abreise den wachsamen Spähern der Inquisition entgehen?"

„Sei ohne Furcht," erwiederte Karl, der indessen den Brief an den heiligen Vater beendete.

Nachdem der Brief beendet war, machte sich der Kaiser selbst an die Bereitung einer Tinktur, zu der er mehrere Pflanzen aus dem Garten herauf holte. Hierauf schnitt er dem erstaunten Jeos in wenigen Minuten mit seinen kaiserlichen Händen eine regelrechte Tonsur, ließe ihm einen falschen Bart an, förbte ihm das Gesicht und gab ihm endlich das ganze Aussehen eines fremmen Bruders, indem er ihm eine Mönchskutte anzog. Als er mit Allem fertig war, nahm er die Hände Jeos' in seine zitternden Hände und sprach:

„Jeos, Gott ist Zeuge meines Schmerzes über die Trennung von dir. Aber es handelt sich um die Rettung eines alten treuen Dieners den mir und se müssen wir scheiden. Wenn du den Rom zurückkehrest, begib dich auf einige Wochen nach Genf zu deiner Frau und zu deiner Mutter; dann, wenn du hörst, daß dein alter Herr noch am Leben ist, denke darnach nicht noch einmal. Lebe wohl, mein Kind, Gott beschütze dich!"

Jeos kniete der Karl nieder.

„Steh', sprach er; „gehe mir, bevor ich abreise, Euern Segen. Wenn ich in dem Geschäfte, das mir aufgetragen ist, sterbe, denke an meine Frau, an meine Mutter."

„Sei unbesorgt, so lange mir ein Athemzug innewohnt, sollen sie an mir einen Beschützer haben!"

Er legte die Hände segnend auf den Kopf Jeos' und dieser nahm, nachdem er die Briefe Karls in seiner Kutte versteckt hatte, vom Kaiser Abschied. Als er den Fuß über die Schwelle setzte, schlug die Klosteruhr gerade Mitternacht.

V.

Die Verkehrungen Karls machten, daß der junge Flamänder bis nach Rom kam, ohne auch nur den leisesten Verdacht zu erwecken. Auf dem Territorium des heiligen Stuhles angekommen, nahm er wieder das Laiencostüm und erhielt bald vom Papste die Audienz, um die er bald anfuchen lassen. Der große Name Karl des Fünften räumte alle Schwierigkeiten hinweg. Carranza wurde nach Rom der das Tribunal des Papstes gebracht und hier blieb er Gefangener.

Die Inslandsbringung dieses Geschäftes dauerte zwei Jahre. Als Jeos nach dem Ablaufe dieser zwei Jahre sein Geschäft beendet sah, machte er sich auf den Weg nach Gent. Er war Willens, dann nach Spanien zurückzureisen, erfuhr aber auf dem Wege den Tod des Kaisers. Diese traurige Nachricht ließ ihn die Ankunft in seiner Familie noch mehr vereinchen.

Eines Abends klopfte er mit bebendem Herzen und thränenden Augen, leise an die Pforte seines väterlichen Hauses. Seine Frau kam, ihm zu öffnen; aber anstatt sich in seine Arme zu werfen, anstatt ihm ihre Freude zu bezeigen — brach sie bei seinem Anblicke in bittere Thränen aus und gab alle Zeichen des Schreckens und der Verzweiflung. Auf das Geschrei ihrer Schwiegertochter lief auch Mutter Gertrud herbei und stimmte in das Wehklagen Stina's mit ein.

„Gott sei uns gnädig!" rief sie aus. „Nun ist es um meinen Sohn geschehen! Ach! mußte ich ihn darum nach einer so langen Abwesenheit wiedersehen, um ihn noch einmal auf eine noch hundertmal grausamere Weise wieder entreißen würde!"

„Wo ihn verbergen?" jammerte Stina; „sie werden weiter kommen; gewiß, sie werden; man muß ihn vor ihren Nachforschungen verstecken."

Und beide zogen Jeos in den Keller, wo sie einen Winkel suchten, in dem sie ihn verstecken konnten.

Erst hier erhielt Jeos von ihnen einige Erklärungen. Seit ungefähr vier Monaten, das war seit dem Tode Karl des Fünften, waren jeden Tag Diener des Herzogs von Alba gekommen und hatten die Wohnung untersucht, ob der junge Flamänder noch nicht zurückkehrt; sie hatten Spione in alle Gassen gestellt und selbst das Haus des Fleischers war bis auf den Grund untersucht worden.

„Was soll du denn gemacht?" fragte ihn seine Mutter, „daß du die so den Zorn dieses Henkers der Niederländer zugezogen?"

„Nichts, was nicht eines Christen Pflicht gewesen wäre; ich würde es bei dem Haupte meines Kindes schwören, nicht wahr, Jeos?" unterbrach sie Stina mit ihrer sanften Stimme.

Jeos erinnerte sich an seine Befreiung Carranza's; die Erwähnung seines Kindes ließ ihn aber auf Alles vergessen.

„Mein Kind!" rief er aus; „mein Kind, Stina! o! laß mich es umarmen, es an meine Brust drücken, und dann komme der Herzog von Alba! mein Kind! ach! ich erblickt während meiner langen Abwesenheit seine Nachricht den euch und wußte nicht einmal, daß Gott unsere Ehe gesegnet hatte. Mein Kind! ich will es sehen! will es umarmen!

Und trotz aller Einwendungen seiner Frau und seiner Mutter, sprang er aus dem Keller und lief zu der Wiege, wo ein niedliches Mädchen von achtzehn Monaten schlief.

Leidenthalte der arme Vater das kleine Geschöpf kaum umarmt, als die Gerichtsdiener schon das Haus umzingelten.

„Im Namen des Herzogs von Alba!" sprach der Anführer, der

ſie beſchuldigte; „Joos, ehemaliger Diener Sr. Majeſtät Kaiſer Karl des Fünften, Ihr ſeid mein Gefangener!“

„Was für eines Verbrechens beſchuldigt man mich?“ fragte Joos.

„Bindet die Hände dieſes Menſchen und ſchlingt um ſeine Füße einen Strick, der ihm, ohne ihn im Gehen zu hindern, die Flucht unmöglich macht. Der Herzog von Alba wartet ſchon lange auf dieſen Menſchen; er darf uns nicht entwiſchen. Vorwärts, junger Mann!“

„Laßt mich wenigſtens meine Frau, meine Mutter, mein Kind umarmen.“

„Wahr,“ entgegnete der Anführer; „das Ausbleiben wird ohnehin wahrſcheinlich ſehr lange ſein. Gott gebe, daß Ihr Sie anderswo, als im Himmel wiederfindet. Amen! und vorwärts!

Einer von den Gerichtsdienern ſetzte ihn hinter ſich auf das Pferd und das kleine Detachement machte ſich auf den Weg nach Brüſſel. Als man am andern Tage in Brüſſel ankam, war er todtmüde; man führte ihn aber ſogleich nach dem Pallaſte des Herzogs von Alba.

Der Herzog von Alba ließ damals auf Belgien ein ſchreckliches, blutiges Joch laſten. Beſitzer einer Vollmacht von Seiten ſeines Königs, ohne Gränzen und ohne andern Zügel, als die Launen ſeines grauſamen Willens, verheerte er Alles mit Feuer und Schwert, vernichtete alle Privilegien der Provinzen, ſchlug allen Edlen die Köpfe ab, kerkerte die Bürger ein und gab dieſe Letzteren dem Stricke des Henkers mit einer ſolchen Gleichgiltigkeit Preis, als hätte ihr Leben gar keinen Werth. Elend und Verzweiflung herrſchten überall. Mehr als hunderttauſend Flamänder wanderten aus, um in England ein Aſyl zu finden, wo ſie ihre mitgebrachten mitgenommenen Gelder und über nicht weniger werthvollen Induſtrie-Geheimniſſe genießen konnten.

Man kann ſich leicht den Schrecken denken, den Joos empfinden mußte, als er ſich in dem herzoglichen Pallaſte ſah. Schon der Gedanke, daß der ſchreckliche Lieutenant Philipp's II. über ſein Loos entſcheiden würde, hatte etwas Entſetzliches. Die Nacht begann, ihre ſchwarzen Schatten in den weiten Sälen auszubreiten, die man noch nicht beleuchtet hatte; kein Ton ſtörte die düſtere Stille, außer hin und wieder das unheimliche Raſſeln der Waffen, wenn eine Wache die Gänge paſſirte. Die Hände von den feſtgeknüpften Stricken angeſchwollen, vor Hunger und Durſt ſterbend, wartete Joos hier vier Stunden, ein Raub der finſterſten Gedanken!

Endlich öffnete ſich die Thür im Hintergrunde und herein trat Don Juan de Vargas, der Präſident des Blutrathes, begleitet von einem Diener, der eine brennende Fackel trug. Er gab, ohne ein Wort zu reden, ein Zeichen, und der Anführer der Gerichtsdiener faßte ſeinen Gefangenen beim Arme und führte ihn ohne Weiteres zum Sekretär des Herzogs von Alba hin.

Don Juan ließ Joos durch einen langen Corridor führen und es währte nicht lange, ſo ſtand er vor dem Herzog von Alba. Der Herzog ſaß, von fünf oder ſechs Perſonen umgeben, in einem Lehnſeſſel vor verſchiedenen Papieren und diktirte einige Ordres. Kaum daß er den Kopf ein Wenig in die Höhe hob, als Joos und Don Juan eintraten.

„Joos!“ murmelte Don Juan de Vargas.

„Laßt einen Mönch kommen, und dieſen Menſchen beichten;“ antwortete der Herzog von Alba. „Er muß auf das, was kommen wird, vorbereitet ſein.“

Dann fuhr er ruhig in ſeiner Arbeit fort, ohne den todtblaſſen Joos weiter die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Indeſſen erſchien alſogleich ein Mönch und führte den armen Genter in ein nahes Kämmerlein.

„Ich ſoll alſo ſterben!“ fragte ängſtlich der Gatte Stina's, der noch immer an die Wirklichkeit ſeines Schickſals nicht glauben konnte.

„Ach! mein Sohn,“ antwortete der Mönch; „ſelten traten jene, die in dieſer Kapelle ihre Sünden gebeichtet, wieder in das Leben zurück. Der Henker und ich, wir bleiben den ganzen Tag und die ganze Nacht im Pallaſte des Herzogs.“

„Wie! ohne mich das Verbrechen wiſſen zu laſſen, deſſen man mich beſchuldigt! ohne mir die Mittel zu geben, mich zu rechtfertigen, mich zu vertheidigen!“

„Mein Sohn, benützen wir die Zeit,“ fuhr der Mönch fort; „die Augenblicke, die man Jenen, die in dieſe Kapelle kommen, gewährt, ſind ſehr kurz. Empfehlet Euere Seele Gott; entſaget allen irdiſchen Gedanken und kehret jetzt alle Euere Hoffnungen blos gen Himmel!“

„Mein Weib! meine Mutter! mein Kind!“

„Gott wird ſie Euch im Himmel wiedergeben. Im Namen Jeſu Chriſti unſeres Heilandes, mein Bruder, denkt an das Heil Euerer Seele!“

Joos kniete vor dem Mönche nieder und beichtete ihm alle Sünden, die er begangen zu haben glaubte.

„Verheimlichet mir nichts!“ ſprach der Prieſter; „bedenket, daß Gott Euch höret und daß Ihr bald vor ihm erſcheinen werdet!“

„Mein Vater, ich habe Alles bekannt!“

„Empfanget denn die Abſolution, junger Mann. Gebet Gott als Sühnopfer Euere Leiden und Eueren Tod, und alle Euere Sünden werden Euch vergeben ſein!“

Joos blieb indeſſen in dem Zimmer des Mönchs und es verfloß eine Stunde — man holte Joos noch nicht. Zwei neu eingebrachte Gefangene hatten indeſſen dem Mönche gebeichtet und waren wieder weggeführt worden — es ſchlug Mitternacht und der Genter wartete noch immerfort auf die Entſcheidung ſeines Schickſals.

Endlich gegen ein Uhr Morgens erſchien Don Juan de Vargas und befahl dem Gefangenen, ihm zu folgen. Er führte ihn in das Zimmer des Herzogs von Alba. Die halb herabgebrannten Kerzen zeigten, daß der Herzog die Nacht nicht müſſig zugebracht hatte.

„Hat dieſer Menſch gebeichtet?“ fragte der Herzog, und zog ſeinen langen, zweiſchneidigen Degen aus der Scheide, den er auf den Tiſch legte.

„Er hat gebeichtet;“ wiederholte Don Juan mit kaum vernehmbarer Stimme.

Digitized by Google

„Wie heißest du?“ fuhr der Herzog, zu Joos gewendet, fort.

„Joos.“

„Dein Vaterland?“

„Die Stadt Gent.“

„Warst du nicht im Dienste Sr. katholischen Majestät, des seligen Kaiser und König Karl des Fünften?“

„Ich habe ihm treu und ergeben gedient.“

„Warst du nicht von ihm mit einer Sendung an unsern heiligen Vater, den Papst, beauftragt?

„Ich habe mich dessen zur Zufriedenheit des heiligen Vaters und meines erlauchten Herrn entledigt.“

„Schwörst du, bis zu deinem Tode der heiligen katholischen, römisch-apostolischen Kirche treu zu bleiben?“

„Ich war und werde immer ein guter Katholike sein!“

„Auf die Kniee!“

Joos gehorchte; der Herzog nahm seinen Degen und sprach:

„Höre mich gut an; denn so lautet der Wille meines erlauchten Herrn. Falte die Hände, neige den Kopf und bete aus ganzem Herzen und mit ganzer Seele.“

Er hob den Degen; er fiel ihm aber aus der Hand und auf die Erde.

„Ich kann nicht, meine Kraft verläßt mich. Nie hat mich das Zipperlein so heftig geplagt. Don Juan, versehet Ihr meine Pflicht!“

Don Juan ergriff den Degen mit kräftiger Hand. Joos schloß die Augen, empfahl seine Seele Gott und erwartete den tödtlichen Streich. Zu seinem Erstaunen schlug ihn zwar der Degen, aber nur mit dem Flächen der Klinge und auf seine Schultern.

„Im Namen der heiligen Dreieinigkeit, Sr. katholischen Majestät Philipp II. und im Angedenken meines erlauchten Herrn, des seligen Kaiser Karl des Fünften, der mich ausdrücklich an sein Bett rufen ließ, um mir Joos, den Bürger von Gent, anzuempfehlen, adle ich dich und mache dich zum Ritter. Denke daran, daß du dich loyal und der jetzt empfangenen Ehre würdig beträgst. Erhebe dich und empfange von mir den Ritterkuß.“

Dieser unerwartete Schluß war für Joos' erschöpfte Kräfte zu viel; er war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen. Als er sich erholte, sprach der Herzog von Alba, ihn umarmend: „Haha! sie haben ihn gebunden, als ob er Gefangener in den Kerkern der Inquisition bleiben sollte! Don Juan, zerschneidet seine Bande mit Euerem Dolche. Nun, da Ihr frei seid, Sire Joos, empfanget das Eigenthumsrecht des Schlosses und der Domäne von Steen, und hier eine Anweisung von viermalhunderttausend Piastern auf den königlichen Schatz. Gebet mir, ehe wir uns trennen, Euere Hand; Ihr wart ein treuer Unterthan meines seligen vielgeliebten Herrn!“

Wir brauchen wohl nicht zu erzählen, mit welcher Freude Joos zu Hause von seiner Mutter und seiner Gattin empfangen wurde. Nach einigen Tagen zog die glückliche Familie auf ihre Güter und noch nach langen Jahren erinnerten sich die liebenden Gatten mit inniger Rührung des kaiserlichen Greises, der ihnen als rettender Schutzgeist gedient hatte.

Belgien, dieses Land der industriellen und politischen Wunder, zeigt dem Reisenden ebensoviele naturhistorische Wunder, und einige von diesen wollen wir hier unseren Lesern zum Besten geben. Wir meinen nämlich die unterirdischen Grotten, die durch ihre Bedeutenheit immerhin Aufmerksamkeit verdienen.

Die erste und merkwürdigste ist die Han-Grotte in der Provinz Namur. Man fährt auf einem kleinen Kahne hinein, und die Führer, die den Reisenden auf die zu erwartenden Merkwürdigkeiten aufmerksam machen wollen, feuern beim Eingange ein Feuergewehr ab. Der Knall macht in den Gewölben eine ungeheuere Wirkung. Die Berge scheinen von dem unterirdischen Donner zu erbeben. Wenn der letzte Schall verhallt ist, fährt der Kahn in die Grotte hinein. Je weiter man hinein kömmt, desto spärlicher wird das Sonnenlicht. Nachdem es endlich ganz finster geworden ist, kömmt man bei Fackelschein in der Landungsgrotte an. Hier steigt

Digitized by Google

man aus und beſieht nun mit Erſtaunen die ungeheuren Tropfſteinbildungen, die ſich in fabelhaften Maſſen dem Auge darbieten.

Eben ſo beachtenswerth iſt die Grotte von Remouchamps in der Provinz Lüttich, ungefähr zwei Meilen von der berühmten Badeſtadt Spaa entfernt. Sie zog ſeit dem Jahre 1828 die Aufmerkſamkeit der Gelehrten auf ſich. Ein Profeſſor von der Univerſität in Gent fand in der Grotte einige noch nicht ganz verſteinerte Gebeine einer Hyäne. Ein Lütticher Doktor fand die Sparen einiger Foſſilien. Die ſchöne und merkwürdige Geſtaltung der Verſteinerungen erſieht man theilweiſe aus der Abbildung.

Grotten in Belgien.

Unterirdiſche Gänge in Belgien.

Badeleben in Bilin.

Wie reichlich die Natur Böhmen mit ſegenbringenden Heilquellen ausgeſtattet, iſt zu bekannt, als daß wir unſere Leſer erſt darauf aufmerkſam zu machen brauchten. Vorzüglich iſt es das Eger- und Bilathal, eine ungefähr 600 bis 900 Fuß über der Meeresfläche gelegene Ebene, welche aus dem Elbogner Kreiſe in den Saazer und Leitmeritzer ſich hinüberzieht und im Norden von dem Fuße des ſchön bewaldeten Erzgebirges, im Süden von dem romantiſchen Mittelgebirge begrenzt und von den beiden erwähnten Flüſſen durchſtrömt wird, wo ſo zahlreiche, in ihren chemiſchen Beſtandtheilen ſo verſchiedene Mineralwaſſer einem überaus fruchtbaren Boden entquellen und großen Segen für die leidenden Menſchen verbreiten.

Auf einem Ende des Bilathales, eine Viertelſtunde von der dem Fürſten von Lobkowitz gehörigen Stadt Bilin, entſpringen die ſogenannten biliner Sauerbrunnen. Obgleich es zwar kein Land gibt, in welchem nicht eine größere oder geringere Menge von Säuerlingen anzutreffen wäre, und wie bereits erwähnt, Böhmen und vorzüglich das Egerthal an Säuerlingen ungemein reich iſt, indem von Rodisfort an, faſt jedes Dorf am ſüdlichen Egerufer eine dergleichen Quelle beſitzt, ſo iſt es doch vorzüglich der biliner Sauerbrunnen, der ſich vermöge ſeiner vortrefflichen arzneilichen Kräfte und ſelbſt auch als Lu-

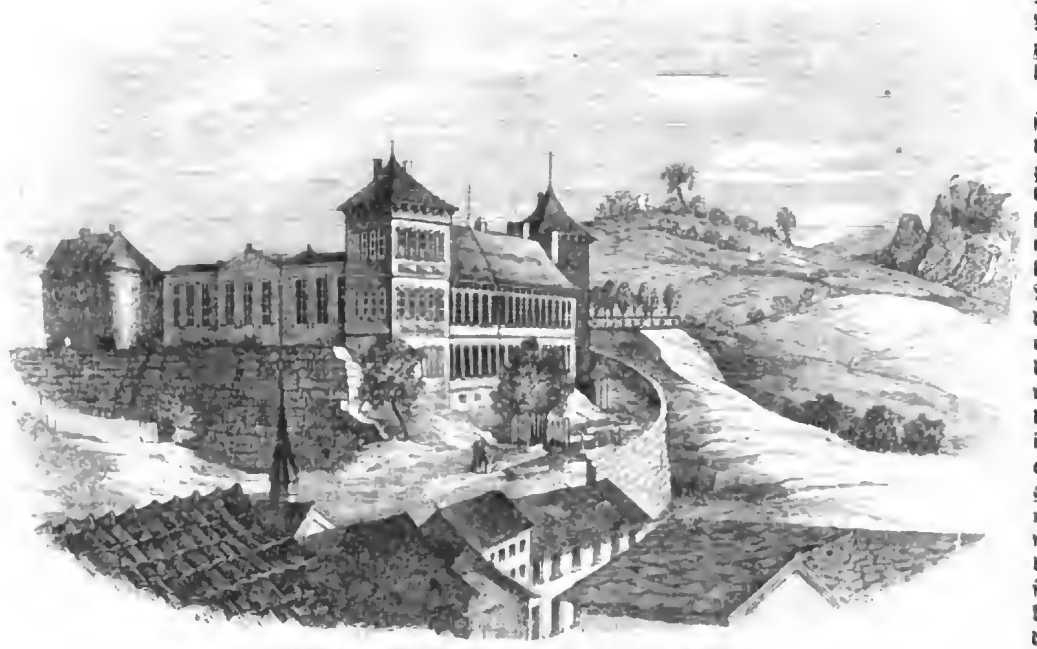
Digitized by Google

ruzgetränk einen ausgebreiteten Wirkungskreis geschaffen hat; ja, in Bezug auf seinen Gehalt an kohlensaurem Natron, dem wirksamsten der Bestandtheile, nimmt der biliner Säuerling unbestritten den ersten Platz unter allen deutschen Säuerlingen ein, übertrifft das so reiche Fachingen weit und schließt sich zunächst an Vichy an.

Obschon der innere Gehalt einer Mineralquelle hauptsächlich ihren Werth begründet, so kann doch nicht geleugnet werden, daß das Alter derselben, ihr lange Jahre hindurch unverändertes Emporquellen zum Ruhme derselben ein nicht Unbedeutendes beizutragen vermag, denn in dem langen Verbandensein liegt ja gerade die Sicherheit, daß sie auch fernerhin segensreich emporsprudeln werde, wie sie lange Zeit schon gethan hat. Sicherlich läßt sich nun aber diese Behauptung von den biliner Quellen aussprechen, die schon lange bekannt, segensreich gewirkt haben, und man kann ihre eigentliche Benutzung schon in das erste Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts hinausrücken. Hagek erwähnt zwar in seiner böhmischen Chronik „von dem Ursprunge der Böhmen, ihren Herzogen und Königen", daß schon im Jahre 761 die Diener des Keschal unfern von der Stadt Bilin einen gesalzenen Quellbrunnen aufgefunden, daß Keschal in Folge dessen die Salzsieder, welche unter dem Salz- oder Schlanerberge — bei Schlan im Rakonitzer Kreise — ihre Wohnung hatten, hieher zum Salzsieden beordert habe, daß ferner der Salzgewinn daselbst bedeutender gewesen sei als zu Schlan, diese Salzbrunnen jedoch, gleich wie zu Bilin, des andern Jahres versiegten und die Salzsieder nach und nach fortgewandert seien. Diese Ueberlieferung ist jedoch sehr in Zweifel zu ziehen, indem der Gehalt an Kochsalz in diesen Quellen höchst unbedeutend ist, und man kann doch unmöglich glauben, daß die damaligen, in Bezug auf Genüsse nicht sehr wählerischen Bewohner sich des widrigen Natrons statt des Kochsalzes zum Küchengebrauche bedient haben sollten.

Eine unterirdische Grotte in Belgien.

Nachdem schon die Fürstin Eleonore von Lobkowitz, deren segensvolles Wirken bis zum Jahre 1721 so manches Gute in's Leben rief, den Quellen ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatte und durch Bergleute zur Ableitung der wilden Wasser einen Bau anlegen ließ, der leider nicht gelang, so suchte man 1761 das Eindringen dieser wilden Wasser dadurch zu verhindern, daß man die drei damals vorhandenen Quellen in eigene Behälter von zugehauenen Sandsteinen faßte und den ganzen Bau mit einer Mauer umschloß. Erst im Jahre 1781 wurde man durch den zunehmenden Begehr dieses Mineralwassers im Inlande und durch das beginnende Verlangen nach demselben im Auslande auf den Werth desselben aufmerk-



Das fürstlich Lobkowitzsche Schloß in Bilin.

Digitized by Google

ſant. Leider aber trübte wiederum die Hoffnungen, die der ſteigende Begehr des Waſſers hatte aufkommen laſſen, plötzlich ein Wolkenbruch, der 1789 auf den Sauerbrunnberg niederfiel und große Verheerungen anrichtete. Von allen Seiten drangen den Mineralquellen wilde Waſſer zu, die im Verhältniß ihrer Menge die Güte und Säure des Mineralwaſſers nothwendig vermindern mußten. Dieſem Uebel wurde jedoch wieder nach Möglichkeit abgeholfen, allein die geringe Aufmerkſamkeit, die man während der letzten Pachtung den Quellen ſchenkte, und mehre naſſe Winter bewirkten, daß die Verſendung dieſes Mineralwaſſers in Folge des unbedeutenden Gas- und Salzgehaltes gänzlich unterbleiben mußte. Fürſt Franz Joſeph Lobkowitz war es, der dieſen Induſtriezweig, welcher in vielfacher Hinſicht alle Aufmerkſamkeit verdiente, wieder in eigene Leitung nahm. Er unternahm ſehr koſtſpielige Bauten an der Quelle, ließ viele tauſend Kubikklafter Erde und Felſen aus der Tiefe fördern, um den verlorenen Quellen nachzuſpüren, und war endlich ſo glücklich, ſtatt der vormaligen viel tiefer liegenden vier Quellen, drei neue aufzufinden, die an feſtem Gehalte die älteren weit übertreffen und gegen alle nachtheilige atmoſphäriſche Einwirkungen geſichert ſein dürften.

Die Gemeinquelle in Bilin.

Dieſe drei Quellen ſind: 1) die Haupt- oder Joſephsquelle, die kräftigſte unter allen, welche ein geſchmackvoller Tempel deckt und deren Waſſer allein zur Verſendung benutzt wird; wenige Schritte von erſterer entfernt liegt 2) die Karolinenquelle, welche zur Probefüllung der zu verſendenden Krüge beſtimmt iſt, und endlich 3) die unterhalb dem Packhauſe gelegene Gemeinquelle, woraus die Bewohner Bilin's gegen amtliche Anweiſung den häuslichen Bedarf unentgeltlich ſchöpfen können. Die Mineralquellen ſind von geſchmackvollen Anlagen umgeben, die ſich bis auf den Kamm des ſogenannten Sauerbrunnberges erſtrecken und welche der jetzige Beſitzer Ferdinand Fürſt von Lobkowitz, Herzog von Raudnitz, mit bedeutendem Koſtenaufwande in's Leben rief. Ueberhaupt verdient es einer dankbaren Erwähnung, daß dieſer Fürſt durch die ſorgfältige Einrichtung der Quellen ſowohl, als auch durch die Errichtung einer Commerzdirektion, welche ſich mit der Production und dem Verkauf verſchiedener Induſtrieprodukte befaßt, für den Brunnen ſorgte; er errichtete ſich dadurch ein bleibendes Denkmal ſeiner umfaſſenden Kenntniſſe, ſeiner großherzigen Geſinnungen und ſeines gütigen, wohlwollenden Charakters. Von dieſen in Rede ſtehenden Anlagen bietet ſich eine ausgebreitete entzückende Ausſicht dar; zu ſeinen Füßen ſieht der Beſucher das lachende Thal, in welchem ſich der Bilafluß mit ſeiner Erleneinfaſſung ſortſchlängelt, während denſelben üppige, in einem friſchen Grün prangende Wieſengründe einſchließen. Im Oſten wird dieſes anmuthige Thal von der Stadt begrenzt, im Weſten verliert es ſich zwiſchen den ſich nähernden Gebirgsabhängen. Im Rücken hat man den ſanften, mit kleinen Wäldchen, Feldern und Obſtgärten prangenden Abhang des Sauerbrunnberges, der die Gegend, in welcher die Quellen entſpringen, amphitheatraliſch einſchließt. Im Vordergrunde erblickt man mehr links die Stadt mit dem auf der Anhöhe gelegenen, imponirenden Schloſſe, den Eingang in das reizende Thal Egiſka, dann den eben zwar kahlen und unebenen, aber an dem Fuße des nördlichen Abhanges mit Obſt und Getreide herrlich bebauten und ſo einem Garten ähnelnden Hügelrücken, mit dem an ſeinem Fuße liegenden Dorfe Augezd, ſich rechts an den groteskklippigen Borzen oder biliner Stein anſchließend. Dieſer Berg iſt wegen ſeiner Höhe und phantaſtiſchen Form äußerſt merkwürdig und zeichnet ſich vor allen übrigen ſchon in der Ferne aus. Er beſteht eigentlich aus zwei beſonderen Abſätzen, deren oberſter ſäulenförmig, während der unterſte tafelförmig geſpalten iſt. Die ziemlich hohe Kuppe deſſelben beſteht aus unregelmäßigen, aber ſehr hohen und ungeheuer dicken Säulen, von denen die meiſten vierſeitig ſind. Nur eine einzige iſt ſechsſeitig und dieſe iſt zugleich die ſchönſte des ganzen Berges, denn ſie hat nicht nur 4 bis 5 Ellen im Durchmeſſer, ſondern iſt auch faſt ganz regelmäßig und dabei von ungeheuerer Höhe. Ihr oberer Theil ragt etliche Ellen ganz frei und iſolirt empor, indem alle Säulen, die ehedem um ſie herumſtanden, hinabgeſtürzt ſind. Dies bildet nun eine eigene, zugleich aber auch eine der ſchönſten Partien des Berges. Die meiſten der übrigen Säulen

Digitized by Google

haben sehr unebene Flächen und sind so zusammen verwachsen, daß sie sich in der Ferne schöner ausnehmen, als in der Nähe. Da diese Art der Zerklüftung die mechanische Zerstörung ausnehmend begünstigt, so liegt auch in ihr die Ursache der grotesken Form dieses Berges, besonders an der Nordseite, welche ganz kahl, sehr steil und unersteigbar ist. Außerdem aber zeigt sie, so wie dies auch an anderen Stellen der Kuppe statt hat, noch verschiedene mehr oder weniger große Klüfte und Spalten, große Höhlen, wie durch herausgefallene oder stückweise losgebrochene Säulen entstanden sind, Säulenmassen, welche sich ablöseten, im Herabstürzen sich einklemmten und mehrere dergleichen Merkwürdigkeiten, welche die Natur hier täglich noch hervorbringt, indem durch die bei jedem Gewitter hervorgebrachte Erschütterung und durch die Regenfluthen, Säulen nachbrechen. Der Gipfel des Felsens gewährt eine weite und reizende Aussicht über einen großen Theil des nordwestlichen Mittelgebirges und das Erzgebirge von dem höchsten Punkte, dem Fichtelgebirge, bis dahin, wo es sich an das Sandsteingebirge der Elbe anschließt, und jene große, zwischen beiden liegende Ebene, die sich bis an die Ufer der Eger zurückzieht und eine Ausdehnung von 3 bis 4 Meilen erhält. Eine bunte Abwechselung von sanften Hügeln und reichen, malerischen Thälern, grünen Wäldern, Gebüschen und zahlreichen Aeckern voll jungen üppigen Saaten, oder goldenen Aehren, ferner mehre Städte, als: Saaz, Brüx, Dux, die sich dem unbewaffneten Auge hier nach der größeren oder geringeren Entfernung dunkler oder deutlicher darstellen, mehre in der anmuthigsten Weise zerstreut liegende Dörfer mit Kirchen, Meiereien, einzelnen Capellen und Bildsäulen entzücken das Auge, und entschädigen vollkommen für die etwas beschwerliche Besteigung dieses Basaltfelsens.

Von der Stadt führt eine Fahrstraße bis zur Quelle, für Fußgänger bietet jedoch ein Fußsteig an der Südseite des Bilaflusses, der immer an seinen Ufern, im Schatten hoher Erlen und auf blumenreichen Wiesen hinführt, einen weit angenehmern Weg. Ganz in der Nähe der Quellen befindet sich das Pack- und Vorrathshaus, in welchem die Krüge, nachdem sie an der Quelle gefüllt und verkorkt worden, gepicht und versiegelt werden. Der obere Theil des Gebäudes wird von einem Restaurateur benutzt und gewährt den Besuchenden Schutz bei ungünstiger Witterung.

Nur wenige Schritte vom Packhause entfernt entspringen die etwas tiefer gelegene Josephs- und Karolinenquelle. Erstere quillt in der Mitte des ebenen, mit einem Abzugsgraben umgebenen, von Akazien, Tannen und verschiedenem Gesträuche eingefaßten Platzes empor und wird von einem tempelartigen Gebäude beschützt. In der westlichen Ecke liegt die Karolinenquelle, deren Wasserspiegel um 2½ Zoll höher ist, als jener der Josephsquelle, welche von dem Wasserspiegel bis auf den Felsen hinab eine Tiefe von 2 Fuß 5½ Zoll, einen Durchmesser von 3 Fuß 3 Zoll hat. Ist diese Quelle ganz ausgeschöpft, so füllt sie sich in dem Zeitraume von 5 Stunden 55 Minuten wieder und liefert in 24 Stunden 82 Kubikfuß Wasser. Die Karolinenquelle, welche zwar die beträchtlichere Tiefe von 1 Schuh hat, ist im Durchmesser nur 2 Fuß 6½ Zoll, die unter dem Packhause am tiefsten gelegene Gemeinquelle hat eine Tiefe bis auf den Felsen von 2 Fuß 10½ Zoll, im Durchmesser 3 Fuß 1½ Zoll, und erneuert sich in 7 Stunden 55 Minuten.

Betrachten wir die physikalischen Eigenschaften der Quellen, so finden wir das frisch aus der Quelle geschöpfte Wasser vollkommen krystallhell; längere Zeit der Luft ausgesetzt, läßt das Wasser der Karolinenquelle einige leichte Flocken Eisenoxyd zu Boden fallen, jenes der Josephsquelle behält dagegen seine vollkommene Klarheit; auch bei längerer Aufbewahrung ist das Wasser ferner geruchlos, wenn man nicht das Prickeln in der Nase, indem man diese sehr nahe an den Wasserspiegel hält und das die Kohlensäure verursacht, dafür gelten lassen will.

Der Geschmack ist wegen des bedeutenden Kohlensäuregehaltes und der geringen Beimischung von Glauber- und Kochsalz sehr angenehm und erfrischend, angenehmer und erfrischender noch als jener des Selterwassers. Mit säuerlichem Wein oder Citronensaft und Zucker vermischt, braust dieses Mineralwasser wie Champagner und ist, vorzüglich an der Quelle getrunken, höchst lieblich und erquickend, weßhalb auch während der Sommersaisen daselbst täglich zahlreiche Gesellschaften zu finden sind, und besonders sind es die teplitzer Badegäste, die häufig Ausflüge hierher unternehmen.

Um die Josephsquelle herum laden Tische, Sopha's und Stühle ein, unter dem Schatten weitästiger Akazien die Ruhe zu genießen, während die nahe Restauration den ermüdeten Wanderer mit mehren Sorten guter, zur Mischung mit dem Sauerbrunnen vorzüglich geeigneter Weine, sowie auch mit verschiedenen warmen Getränken und kalten Speisen zu erquicken und zu stärken vermag. An gewissen Tagen unterhält das Musikcorps der biliner privilegirten bürgerlichen Schützencompagnie die Brunnengäste, und ist dies nicht der Fall, so bieten die zahlreichen Nachtigallen einen nicht minder hohen Genuß, denn ununterbrochen ertönen deren herrliche Schläge in dem, den Quellenplatz amphitheatralisch einschließenden Birkenwäldchen, wo man sie sorgfältig hegt.

Was nun die Krankheiten, gegen welche man den biliner Säuerling als vorzügliches Heilmittel anpreisen kann, betrifft, so müssen wir vor allen die chronischen Krankheiten der Brust anführen, übermäßige Schleimabsonderung der Athmungsorgane, Schleimasthma, beginnende Lungensucht, Hypochondrie und Hysterie, Krankheiten der Urinwege, vorzüglich Stein- und Griesbeschwerden, Verschleimung und einige andere Krankheiten der Nieren, Krankheiten des Drüsen- und Lymphsystemes u. s. w.

Bei Brustkranken ist dieser Brunnen von vorzüglichem Werthe und hat eine fast specifische Heilkraft; man vermischt das Wasser alsdann mit dem dritten oder vierten Theil warmer Milch — am besten Ziegen- oder Eselsmilch — und trinkt dasselbe, des Morgens zu 3, 4 bis 5 Becher, wo es der Arzt auch für nöthig findet, des Abends, und verbindet damit eine reizlose, leicht verdauliche Nahrung. Bei solchem Gebrauche bildet das Mineralwasser das Mittel, welches kühlend, entzündungswidrig, besänftigend und einhüllend das leidende Organ zu regelmäßiger Thätigkeit zurückzuführen und die gefährlichen Folgen abzuwehren vermag, so daß es selbst bei ausgebildeter Lungensucht, zwar mit Vorsicht, wo nicht als Heil- doch als Linderungs- und Erquickungsmittel, angewendet werden kann. Selters, Salzbrunn, Ems und Bilin sind gewiß die Hauptquellen, welche den unglücklichen Menschen, die mit langwierigen Brustübeln behaftet sind, wenn irgend noch Hülfe möglich ist, diese gewähren, und als besonderer Vortheil des biliner Wassers muß in Bezug auf diese Uebel erwähnt werden, daß es bei einem bedeutenden Antheile an Kohlensäure und Natron nur eine unbedeutende Menge Eisen enthält, und daher keine nachtheilige Aufregung, wie andere, mehr eisenhaltige Mineralwässer verursachen kann.

In Krankheiten der Verdauungswerkzeuge wird der biliner Säuerling mit vielem Nutzen angewendet, besonders wenn der Grund in dem auf die Verdauung so mächtig einwirkenden Organe, der Leber, liegt; dagegen ist bei absoluter Magenschwäche und daher rührender gestörter Verdauung seine Anwendung zu vermeiden, da ein salinisches Mineralwasser ohne allen, oder mit äußerst geringem Eisengehalt nur noch eine größere Störung verursachen muß.

In Heilung der Nieren- und Blasenkrankheiten kann man dieses Mineralwasser, wegen seines Gehaltes an doppeltkohlensaurem Natron, als überaus heilkräftiges Mittel ansehen.

In der Skrophelkrankheit ferner, diesem so sehr verbreiteten Uebel, findet es gleichfalls vorzügliche Anwendung, gleich wie in der Gicht und bei allerlei Hautausschlägen, da die Wirkung der Alkalien auf Schmelzung lymphatischer und anderer Geschwülste, ja überhaupt auf Zersetzung organischer Gebilde längst bekannt ist. Verbindet man daher eine Trinkkur mit dem Gebrauche von Sauerbrunnbädern, so sieht man in diesen Krankheiten die überraschendsten Erfolge.

Leider mangelt hier eine eigentliche Badeanstalt, da eine bedeutende Menge dieses Mineralwassers zur Erzeugung der salzsaueren Magnesia verbraucht wird, und zwei im Laboratorium befindlich Bäder sind kaum hinreichend, den Andrang der Einwohner Bilins zu befriedigen. Diese wurden durch die menschenfreundlichen Gesinnungen des hohen Besitzers eingerichtet und sind eine große Wohlthat für

Digitized by Google

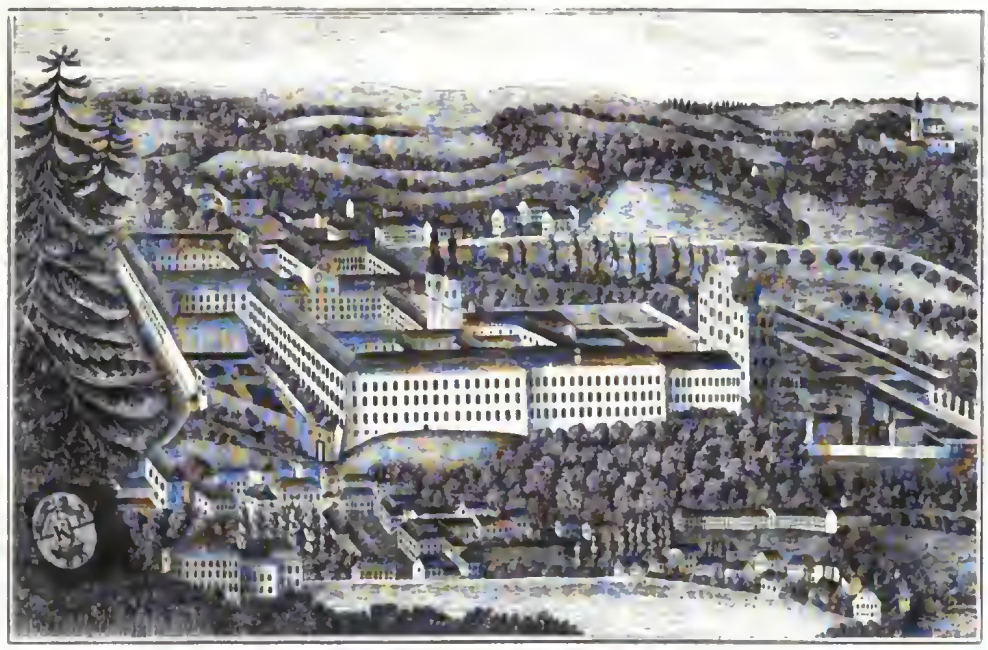
dessen Unterthanen, deren schon viele dieser Heilquelle ihr Leben verdanken.

Nicht aber nur am Orte selbst wird das Wasser häufig in Gebrauch genommen, sondern auch weit versendet, da der Ruf seiner Heilmächtigkeit sich überall hin verbreitete.

Das Versendungsgeschäft wird von der Herzog Raudnitz Fürst Ferd. v. Lobkowitz'schen Industrie- und Commerzdirektion besorgt und geschieht mit der größten Pünktlichkeit und Sorgfalt. Die Zahl der jährlich versendeten Krüge beläuft sich nahe an 200.000 Stück, welche theils in Kisten, theils blos und nur in Stroh verpackt, verladen werden.

Bei der größten Reinlichkeit und Vorsicht, welche während der Füllung dieses Mineralwassers in steinerne Krüge beobachtet wird, und durch die mittelst einer eigens construirten Maschine vorgenommene schnelle Verkorkung, wobei von dem kohlensauren Gase nichts entweichen kann, erhält sich dieses Mineralwasser auf gutem trockenen Lager mehre Jahre hindurch in gleicher Güte.

Das Stift Kremsmünster.



Diese in Oberösterreich, mitten in dem naturschönen und fruchtbaren Kremsthale gelegene Abtey führt ihren Namen von dem kleinen Flusse Krems, welcher die Anhöhe, auf der die Abtey liegt, mit seinen grünlichen Wellen bespült; daher der Name Kremsmünster so viel bedeutet, als ein Münster (Dom) am Kremsflusse. Diese Abtey wurde im Jahre 777 vom Herzog Thassilo II. von Baiern gegründet, als derselbe einst mit seinem Sohne Günther in dieser Gegend jagte. Der Herzogssohn verfolgte einen Eber, der ihm, nachdem er sich in der Hitze der Jagd weit vom Jagdgefolge entfernt hatte, die Lende zerschlug. Als der tief bekümmerte Vater nach langem Suchen den geliebten Sohn in seinem Blute daliegen sah, soll er betheuert haben, er würde gern in dieser Wüstenei einen Münster bauen, wenn er nur wüßte, ob seinem Sohne auch jenseits Gnade zu Theil geworden sei. Darauf soll, der Sage nach, ein stattlicher Hirsch aus dem Gestrippe hervorgebrochen sein, auf dessen Geweihe drei himmlische Lichter flackerten. Daraus erkannte Herzog Thassilo, daß Gott seinen frommen Wunsch erhört habe, und baute, seinem Gelübde getreu, dem Herrn eine Abtey.

Zwar wurde sie im Laufe der Zeit, von vielen Drangsalen arg heimgesucht; durch Krieg, Feuer etc. verwüstet; aber immer stieg sie, wie ein Phönix, schöner aus ihrer Asche hervor. Jetzt ist dieses Kloster eines der reichsten in der österreichischen Monarchie; es besitzt eine schöne Stiftskirche mit vielen und kostbaren Altarbildern und dem reich verzierten Grabe des heiligen Benedikts, des Stifters dieses Klosterordens. Ferner hat es eine reichhaltige Schatzkammer, eine ansehnliche Stiftsbibliothek mit vielen alten Manuscripten. Am rechten Ende der Façade befindet sich der etwas sonderbar gebaute astronomische Thurm (der einzige in Oberösterreich), dessen Dach bei astrologischen Beobachtungen geöffnet werden kann. In demselben befindet sich auch ein großes Naturalienkabinet, eine Bildergallerie, eine Camera obscura etc.

Das Kloster hat seine eigenen Meiereien und ist wegen seiner Gastfreundschaft gegen Fremde berühmt. Auch haben hier ein Lyceum und ein k. k. Convikt ihren Sitz. Thr. Krl.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Historische Miscellen.

Zur Zeit Rudolphs II. von Oesterreich, gegen Ende des 16. Jahrhunderts, wurden durch Verrath, Feigheit und Ruhrube der Söldlinge die wichtigsten Plätze Ungarns, selbst Raab und Kanischa, den Türken in die Hände geliefert; vor den Thoren Wiens hörten die Hinrichtungen nicht auf; ja die Schmach des Namens, die man sich durch Hochverrath, Feldflüchtigkeit und Uebergabe anvertrauter Festungen zuzog, ging, wenn dem Schuldigen das Leben geschenkt wurde, auf die Familien über; an sich, an ihren Häusern, Schlössern, Staatswagen, Livreen mußten sie beschimpfende Zeichen führen, besonders das Hasenpanier. — So wurde dem Befehlshaber, der 1594 das als Wiens einzig gebliebene Vormauer wichtige Raab in

Digitized by Google

mückische Gewalt hatte kommen lassen, auf mächtiges Fürbitten zwar die Todesstrafe erlassen, ihm aber geboten, daß er Hasenbilder, als Zeichen der Feigheit, und Rad, Pfahl und Galgen auf seine Häuser und Schlösser malen ließe. Dazu doch nicht leicht entschlossen, verband er endlich beides auf eine kluge Weise, und ließ die Executionen an den Hasen vornehmen, so daß 32 Felder voll Scenen aus Hasengerichten und Hinrichtungen unter sich, an Jägern und Hunden, den ergötzlichsten Anblick mit reicher Ironie und Satyre darbieten. Die genaue und lesenswerthe Beschreibung derselben von einem Manne, der sie selbst noch gesehen hat, ist abgedruckt im Wiener Archiv für Geschichte, Statistik f. 1825 April p. 212 ff. Das jetzt ganz renovirte Haus in der Kärntnerstraße zu Wien heißt noch das Hasenhaus. —

*** Die große Pest v. Jahre 590 n. Chr. ist in mehrfacher Hinsicht wichtig. In Rom wüthete sie ganz besonders, auf Veranlassung eines ungewöhnlich starken Austritts der Tiber, sagte man. Gregor der Große ließ das Volk zusammen kommen, ermahnte es zu einem bessern und gottseligern Leben: „Gott wolle den Tod des Sünders nicht, und habe den Niniviten und dem Schächer am Kreuze vergeben, da sie Buße thaten.“ Dann ließ er sie des andern Tages alle ihre Kantierungen niederlegen und in Unserlieben-Frauen-Kirche kommen. Und hier ward zum erstenmal die große Litanei gesungen, am St. Marcus-Tage, daher man später immer den St. Marcus in der großen Litanei anrief. Das Volk war bei der Prozession in sieben Haufen getheilt: 1) Die hohe Geistlichkeit, 2) die Mönche, 3) die Nonnen, 4) die Kinder beiderlei Geschlechts, Jünglinge und Jungfrauen, 5) die Laien und Handwerker, 6) die Wittwen, 7) die verehlichten Frauen. Aber in einer Stunde fielen achtzig davon während des Gebetes nieder. Man wiederholte die Litanei alle Tage und die Pest ließ endlich nach. Dabei, so erzählte man, sei auf der Burg Hadrians ein Engel gesehen worden, der sein blutiges Schwert getrocknet und in die Scheide gesteckt habe; deßhalb habe Papst Gregor „in aller Engel Ehre“ daselbst die Engelsburg errichten lassen. — Noch wird hinzugesetzt: „Diese Pestilenz war so giftig, daß die Leute im Niesen und Gähnen dahinstarben, und wenn man Einen niesen sah, sprach Jedermann: „Nun helf' Dir Gott!“ Daher noch die Gewohnheit, daß wir zu dem Niesenden sagen: „Gott helf!“ und wenn einer gähnt, pflegt man das Zeichen des Kreuzes vor den Mund zu machen.“ —

Kleine Erzählungen.

Aus dem Logbuche eines Freibeuters vor hundert Jahren.

An Mrs. N. N.

Verehrteste Frau!

Ihrem Verlangen gemäß will ich Ihnen aus dem Tagebuch meiner Jugendzeit einige Abschnitte aus meinem an Abenteuern reichen Leben vorlegen. Während ich sie niederschrieb, schilderte ich die Gefühle meines Herzens ohne Rückhalt, und ich werde nicht ein Wort abändern; denn so viel ich weiß, wünschen Sie zu erfahren, was damals vorging, nicht was jetzt meine Gedanken sind, und deßhalb will ich meine Vorrede nicht weiter ausdehnen, sondern sogleich mit der Erzählung einer Jagd auf Hispaniola beginnen, die ich auf dem Kaperschiff „die Rache“ mitmachte.

Die „Rache“ führte vierzehn Kanonen, und stand unter den Befehlen des Kapitäns Weatherall, eines sehr bekannten Freibeuters. Eines Morgens entdeckten wir mit Tagesanbruch ein Fahrzeug aus dem Mastkorbe. Augenblicklich setzten wir alle Segel bei und machten Jagd auf dasselbe. Als wir näher kamen, sahen wir, daß es ein großes schwer beladenes Schiff war und hielten es für eine leichte Prise. Als jedoch sein Rumpf höher aus dem Wasser emportauchte, zeigte es sich, daß es sehr gut bemannt war und vorn und hinten eine volle Lage Kanonen hatte. Wie es sich in der Folge erwies, war es ein Schiff von sechshundert Tonnen und vierundzwanzig Kanonen, das von St. Domingo nach Frankreich unterwegs war.

Es war von einem Franzosen in Fracht genommen, den wir als einen äußerst tapfern Burschen kennen lernten. Er hatte ein großes Vermögen in Westindien erworben, und wollte eben seine ganze Habe nebst seinem Weibe und seinem einzigen Sohne, einem Jungen von ungefähr siebenzehn Jahren nach Frankreich in's Trockene bringen. Sobald er unsere Manöver entdeckt und die Unmöglichkeit, einem solchen Schnellsegler zu entkommen, eingesehen hatte, faßte er den Entschluß, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen. Er hatte in der That auch Alles zu vertheidigen: sein ganzes Vermögen, sein Weib und sein einziges Kind, seine Freiheit, sein Leben vielleicht — Alles stand auf dem Spiele; wahrlich er hatte jeden Sporn, der einen Mann stacheln kann. Wie wir nachher erfuhren, kostete es ihn außerordentlich viel Mühe, die Mannschaft zu diesem muthigen Entschlusse zu begeistern, und erst, nachdem er sich anheischig gemacht hatte, ihnen, falls sie sich glücklich durchschlügen, und ihn wohlbehalten nach Frankreich bringen würden, den halben Werth der Ladung zu bezahlen, vermochte er sie zur Erfüllung ihrer Pflicht zu bestimmen.

Durch sein Beispiel — denn er versprach ihnen, kein Mann solle mehr leisten, als er selbst. — und vielleicht noch mehr durch sein großmüthiges Anerbieten gewonnen, erklärte sich die französische Mannschaft bereit, ihm mit Blut und Leben beizustehen. Als wir ziemlich nahe bei ihm waren, zog er, zum Kampfe bereit, einige der Segel ein und nöthigte sein Weib in den untern Raum hinunter, um dort in Todesängsten den Ausgang eines Kampfes abzuwarten, von welchem Alles abhing, was ihr auf Erden theuer war. Hierauf machte sich das Schiff kampffertig und baeg die Segel, als wir heranfuhren; das entschlossene Benehmen der Mannschaft und der besonnene Muth, womit sie uns erwartete, bestimmte auch uns zur Vorbereitung auf einen Kampf, welcher voraussichtlich heiß werden mochte. Obgleich der Kauffahrer mehr Kanonen führte als wir, so hatte doch „die Rache“, als vollständig ausgerüstetes Kriegsschiff, abgesehen von ihrer Überlegenheit an Mannschaft, bedeutende Vortheile vor ihm voraus. Ein paar Jagdstücke waren zu unserem Empfang abgefeuert worden, als wir uns ihm gegenüberlegten und eine halbe Stunde lang volle Lagen mit ihm wechselten, bis unser Kapitän zu entern beschloß. Wir fuhren längs des Fahrzeuges hin und suchten unsere Mannschaft an Bord zu werfen, fanden aber den entschlossensten Widerstand. Der Schiffsherr, der sich an die Spitze der Mannschaft gestellt hatte, machte mit eigener Hand zwei unserer Tapfersten nieder und verwundete einen Dritten auf den Tod; durch sein Beispiel angefeuert, fochten seine Leute mit einer Entschlossenheit, die uns nöthigte, nach einem heißen Kampfe das kecke Spiel aufzugeben, und uns eiligst auf unser Schiff zurückzuziehen, indem wir acht bis zehn unserer Kameraden im Blute liegen ließen.

Unser Kapitän, der nicht mit an Bord des Kauffahrers gewesen war, gerieth in den heftigsten Zorn über unsere Niederlage und schalt uns erbärmliche Memmen, daß wir uns von einem Verdeck hätten treiben lassen, auf dem wir bereits Fuß gefaßt hätten. Er befahl uns, den Kampf zu erneuern und stürmte an Bord des Kauffahrers voran. Sogleich gerieth er in's Handgemenge mit dem tapfern französischen Gentleman, der schon ein so furchtbares Blutbad unter unsern Leuten angerichtet hatte. So tapfer und kampfgeübt auch Kapitän Weatherall unstreitig war, so fand er hier doch in seinem Gegner mehr als seinen Mann. Er erhielt eine leichte Wunde, und wäre wohl in seinem Kampfe „unterlegen,“ hätte ihn nicht die Masse unserer Mannschaft, die jetzt das Verdeck gewonnen hatte und vorwärts stürmte, von seinem Gegner getrennt. Obgleich durch die Überzahl übermannt, focht die französische Mannschaft dennoch mit der bewunderungswürdigsten Tapferkeit, aber trotz allen ihren Anstrengungen und ihres Anführers außerordentlichem Heldenmuth, gelang es uns, sie auf das Hauptverdeck zurückzudrängen. Hier erneuerte sich der Kampf mit der größten Hartnäckigkeit, sie boten Alles auf, um ihren letzten Standpunkt zu behaupten, wir aber strengten alle Kräfte an, um unsere Eroberung zu vollenden. Die Franzosen konnten sich einstweilen zurückziehen, und unsere Vordermänner wurden durch die Masse auf sie hingeschoben, welche sich von hinten heandrängte, um an dem Kampfe Theil zu nehmen. Da ihnen jeder Ausweg abgeschnitten war, kämpften sie mit allem Muthe und Ingrimm der mit tödtlichem Haß gepaarten Verzweiflung, während wir, über den hartnäckigen Widerstand in Wuth versetzt, ebensosehr nach Rache, als nach Blut dürsteten. In einem Knäuel zusammengeballt, hatten wir keinen Raum mehr zu einem ordentlichen Gefechte, und hackten einander mit den Händen, suchten mit Dolchen und Messern nach dem Herzen der Gegner, umklammerten uns und rollten miteinander auf das Verdeck unter die Todten und Sterbenden, oder wurden von den noch Stehenden, die den Kampf mit ungebrochener Wuth fortübten, unter die Füße getreten.

Endlich trug die Ueberzahl den theuer erkauften Sieg davon; wir waren Meister des Verdecks; schon hatten wir die Flagge weggenommen und suchten nach dem heißen Kampfe den verlorenen Athem wieder zu holen, denn wir glaubten uns in vollem Besitze des Schiffes, als es sich zeigte, daß dem nicht also war. Der erste Lieutenant des Kapers war mit sechs andern von unseren Leuten, unter denen auch ich mich befand, die Hütte hinabgestürmt und wollte sich in die Kajüte werfen, um Beute zu suchen. Was erblickten wir aber hier! Der tapfere französische Gentleman, nebst seinem Sohne, seinem Kapitän und fünf französischen Matrosen und hinter ihnen die Frau des Schiffsherrn, zu deren Schutze die Andern sich zu opfern bereit waren, standen vor unsern Augen. Der Lieutenant bot ihnen Pardon an, aber der Bettelstab und die Gefangenschaft, die er vor sich sah, hatten den Franzosen bis zu dem Grade von Wahnsinn verblendet, daß er das Anerbieten mit Verachtung zurückwies, auf den Lieutenant losstürzte, seine Waffe zu Boden schlug, und eben im Begriff war, ihm den Todesstoß zu geben. Da feuerte ich eine Pistole auf ihn ab, um meinem Offizier das Leben zu retten; die Kugel traf ihn in's Herz und so starb einer der tapfersten Männer, die ich je getroffen. In gleicher Zeit wurde sein Sohn mit einer Streitaxt zu Boden geschlagen; die übrige Mannschaft warf sich auf die Kniee und bat um Pardon. Unsere Leute jedoch waren über diese Erneuerung des Kampfes so sehr in Wuth gerathen, daß es alle Anstrengung und Autorität des Lieutenants erforderte, um sie davon abzuhalten, das Gemetzel durch die Ermordung derjenigen zu vollenden, die nicht länger Widerstand leisteten. Doch wer vermag den Zustand der unglücklichen Frau zu schildern, welche Zeuge dieses entsetzlichen Auftritts war! Ihre Augen zitternd beim Anblick des Gemals, der vor ihrem Angesichte geschlachtet worden, ihr einziger Sohn röchelnd am Boden liegend und sich in seinem Blute wälzend, und sie allein, allein in der weiten Wüste des Lebens, alles dessen beraubt, was ihr theuer war, eine Wittwe, vielleicht kinderlos, eine Gefangene, eine Bettlerin, und in der

Digitized by Google

Gewalt einer zuchtlosen Bande von Ungeheuern, deren Hände noch von dem Blute ihres Gatten und ihres Sohnes tauchten, ihnen wehrlos Preis gegeben, und jeder Unbilde ausgesetzt, die einer schönen und schutzlosen Frau von denjenigen bevorsteht, die aller Grundsätze, alles Mitleidens und aller Zucht baar sind! Kein Wunder, wenn die Wahnsinnige sich auf unsere Waffen stürzte, und den Tod suchte, der die größte Wohlthat für sie gewesen wäre! Mit Mühe hielten wir sie zurück, Hand an sich selbst zu legen! Nach einem fürchterlichen Kampfe war ihre Natur erschöpft. Sie sank ohnmächtig auf die Leiche ihres Gatten, und ihre Hände tauchten sich in den Blutstrom, der den Boden der Kajüte übergoß. Selbst die Mitwirkenden entsetzten sich beim Anblicke dieses Auftrittes. Unsere Matrosen, die mit Mord und Raub so vertraut waren, stützten sich schweigend und regungslos auf ihre Waffen, die Augen starr auf die leblose Gestalt der Unglücklichen geheftet.

Die Wuth des Kampfes war jetzt vorüber; unsere Leidenschaften hatten ausgetobt und wir schämten uns einer Eroberung, die so unendlich viel Angst gekostet hatte. Der Lärm des neu ausgebrochenen Kampfes hatte den Kapitän heruntergerufen. Er befahl, die Frau von dem Schauplatz des Entsetzens wegzubringen, und in seiner eigenen Kajüte sorgsam zu pflegen. Die Wunde ihres Sohnes, der noch athmete, wurde augenblicklich verbunden, und die Gefangenen in Gewahrsam gebracht. Immer noch zu Boden gedrückt von dem Auftritte, dessen Zeuge ich gewesen war, kehrte ich auf das Verdeck zurück, und als ich meine Blicke um mich warf, sah ich es übersäet von Todten und Sterbenden. Sieger und Besiegte lagen untereinander und das Blut beider Nationen schwamm in Einen Strom zusammen. Ich stellte unwillkührlich die Frage an mich: „Kann ein solches Gemetzel, das keinen andern Zweck hat, als das Eigenthum eines Andern an sich zu bringen, kann ein solches Gemetzel recht und erlaubt sein, und durch den Zwist der Könige als gesetzlich gestempelt werden?“ Vernunft, Religion und Menschlichkeit antworteten: „Nein.“

Ich blieb mißmuthig und unzufrieden; eine innere Stimme nannte mich Mörder. Dann gedachte ich, wie das auf eine so schändliche Weise geraubte Vermögen, womit sein früherer Besitzer, wenn es ihm geblieben wäre, vielleicht so manches Gute gestiftet hätte, nun zu verbrecherischen Zwecken verwendet und in den schändlichsten Genüssen vergeudet werden würde. Ich war damals jung und fühlte einen solchen Abscheu vor mir selbst und meiner ganzen Genossenschaft, daß ich, wäre ich in England gewesen, wohl nie mehr den Fuß auf ein Kaperschiff gesetzt hätte.

Doch Beschäftigung hemmte den Lauf meiner Gedanken; wir mußten die Verdecke reinigen, die Leichen über Bord werfen, das Blut von den weißen Planken abwaschen, die Verwundeten wegtragen und verbinden, das Tackelwerk in Ordnung bringen und die Schäden ausbessern, und wenn alles dies geschehen war, mit unserer Beute nach Jamaika segeln. Unser Kapitän, der eben so schonend und freundlich gegen die Besiegten, als tapfer und entschiessen im Kampfe war, suchte die Gefangenschaft und die Leiden der jungen Frau auf alle mögliche Weise zu lindern. Ihre Kleider, ihre Kostbarkeiten und alles, was ihr persönlich angehörte, blieben unangetastet. Er wollte nicht einmal ihre Koffer durchsuchen lassen, und würde ihr sogar die Effecten ihres Gatten zugestellt haben, hätte sie nicht die Mannschaft als gute Beute an sich gerissen und ihre Herausgabe verweigert.

Mit Schamgefühl sage ich es: der Degen und die Uhr ihres Gemals fielen mir zu, und sei es, weil ich diesen Degen trug, oder weil ich ihn vor ihren Augen erschossen hatte, so oft ich ihr vor die Augen kam, legte sie einen Abscheu vor mir an den Tag. Ihr Sohn genas langsam von seiner Wunde und erhielt bei unserer Ankunft zu Port-Royal die Erlaubniß vom Admiral, sich in das königliche Hospital bringen zu lassen. Seine Mutter, die ihn auf's Zärtlichste liebte, ging mit ihm an's Land, und blieb bei ihm, um seiner zu pflegen. Ich fühlte mich außerordentlich erleichtert, als sie nicht mehr auf dem Schiffe war, denn ich wußte, wie viel Grund sie zum Hasse gegen mich hatte, und wahrlich, ich konnte sie nie ohne Gewissensbisse ansehen. Sobald wir unser Schiff wieder in den gehörigen Stand gesetzt, und uns mit Mundvorrath und Wasser versehen hatten, gingen wir auf eine andere Jagd unter Segel, die nicht so glücklich ausfiel, wie Sie sogleich vernehmen werden.

Fünf bis sechs Wochen kreuzten wir ohne Erfolg, und unsere Leute fingen bereits zu murren an, als unsere Boote eines Morgens an der Küste von Hispaniola einen kleinen Schooner wegnahmen. Ein Neger, der sich unter den Gefangenen befand, erbot sich, und bei Nacht durch die Wälder zum Hause eines sehr reichen Pflanzers zu führen, welches ungefähr drei Meilen von einer kleinen Bucht entfernt lag, und dadurch eine weite Strecke von den übrigen Pflanzungen getrennt war. Er versicherte uns, daß wir einen sehr bedeutenden Fang machen, und überdieß nicht nur so viele Negersklaven, als wir wollten, wegnehmen, sondern auch ein großes Lösegeld von dem Pflanzer und seiner Familie erpressen könnten.

Seines schlechten Erfolges müde, und durch die Aussicht auf Mundvorrath, dessen wir sehr bedurften, angefeuert, ging der Kapitän auf den Vorschlag des Negers ein. Wir steuerten auf die Bai zu, welche der Luganer Bucht angehörte, fuhren im Dunkel der Nacht hinan, warfen hart am Ufer Anker, landeten mit vierzig Mann und folgten unserem Führer durch die Wälder nach dem bezeichneten Hause. Er band an einen unserer stärksten und tapfersten Matrosen gefesselt, um sein Entkommen zu verhindern. Es war eine schöne Mondnacht. Wir kamen bald an Ort und Stelle, umringten das Haus und bahnten uns den Weg ohne Widerstand. Nachdem wir die Neger in den Viehengebäuden in Verwahrung gebracht, und überall Wachen ausgestellt hatten, die uns bei Zeiten von einem etwaigen Ueberfall benachrichtigen konnten, schritten wir an's Werk der Plünderung. Die Familie bestand aus dem alten Pflanzer, seinem Weibe und seinen drei Töchtern, wovon zwei sehr schön waren. Sie wurden in ein Zimmer eingeschlossen. Ihr Entsetzen war unbeschreiblich, als sie sich so plötzlich in der Gewalt einer Rotte von Bösewichtern sahen, von deren Ruchlosigkeit sie Alles fürchteten; eine Besorgniß, welche durch die Greuel, die die Freibeuter bei ihren Landungen zu verüben pflegten, nur zu sehr gerechtfertigt wurde; denn da diese Art von Kriegführung für die allerschändlichste galt, und deßwegen diejenigen von der Kapermannschaft, welche bei einer solchen Unternehmung gefangen wurden, niemals Pardon erhielten, erlaubten sich auch die Freibeuter bei solchen Expeditionen jede Art von Grausamkeit.

Der Pflanzer und seine Frau saßen stumm vor Entsetzen in Todesangst da, und die armen Mädchen, die noch mehr als den Tod zu fürchten hatten, fielen in Thränen zerfließend dem Kapitän zu Füßen, umschlangen krampfhaft seine Knie und beschworen ihn, sie vor seinen Leuten zu schützen.

Kapitän Wrathergall, der, wie ich vorhin bemerkte, ein edelmüthiger und menschlichdenkender Mann war, hob sie auf und gab ihnen sein Wort, daß sie vor jeder Beschimpfung sicher sein sollten. Hierauf ernannte er, weil seine Gegenwart zur Leitung seiner Leute anderswo nöthig war, mich, als so ziemlich den jüngsten und menschlichsten unter seiner Mannschaft, zu ihrem Beschützer, indem er mich mit dem Tode bedrohte, wenn ich vor seiner Rückkehr irgend Jemand den Zutritt in das Zimmer gestatten, oder — sollte ihnen ja eine Beschimpfung drohen — meine Schutzbefohlenen nicht mit meinem Leben vertheidigen würde. Ich war damals jung und voll Begeisterung; mein Herz war gut und im Vergleich mit der Mehrzahl meiner Genossen rein. Der ehrenvolle Auftrag, der mir geworden, erfüllte mich mit Stolz, und mein Herz pochte in freudiger Bewegung.

Ich suchte den Schrecken meiner Schützlinge auf alle mögliche Weise zu zerstreuen, und ihre angsterfüllten Herzen zu beruhigen, als auf einmal ein Irländer, der sich sogar unter unserer Mannschaft durch seine Ruchlosigkeit auszeichnete, an die Thüre kam und sich den Eingang erzwingen wollte. Ich widersetzte mich auch augenblicklich und berief mich auf den bestimmten Befehl des Kapitäns. Aber kaum hatte er die jungen Damen erblickt, so schwur er mit einem gräßlichen Fluche, er werde bald ausfindig machen, ob ein Bube, wie ich, im Stande sei, sich ihm zu widersetzen. Da er sah, daß ich ihm den Weg dennoch versperrte, griff er mich wüthend an, aber der Vortheil meiner Stellung und das Bewußtsein meiner gerechten Sache machten mich so glücklich, ihn zurückzuschlagen; doch er fiel mich aufs Neue an, und die armen Mädchen erwarteten mit zitternder Angst den Ausgang eines Kampfes, von welchem aller Wahrscheinlichkeit nach ihre Ehre und ihr Leben abhing. Ich wurde schwer getroffen, denn eine Wunde lähmte mir den rechten Arm; da zog ich mit der Linken eine Pistole aus meinem Gürtel, feuerte sie auf meinen Gegner ab, und traf ihn in die Schulter. Auf diese Art kampfunfähig gemacht und befürchtend, der Knall möchte den Hauptmann zurückrufen, von dem er wußte, daß er nicht spaßen würde, zog er sich mit einem Rachefluche von der Thür zurück. Ich wandte mich nach den Damen um. Sie lagen in ohnmächtiger Angst in den Armen ihrer Eltern, die beim Beginne des Kampfes auf sie zugestürzt waren, um sie ihres schwachen Schutzes zu versichern. Obgleich ein Freibeuter, kannte ich bei diesem Anblicke die Thränen nicht zurückdrängen. Ich suchte sie wieder zu beruhigen, und versprach ihnen mit einem feierlichen Eidschwur, mein Leben für sie zu opfern, wenn es nöthig sein sollte. Dies beruhigte sie einigermaßen. Sie bemerkten das Blut, das aus meiner Wunde floß, und zu meinen Füßen hinabrieselte, und die Mitleidsvollen suchten seine Quelle mit ihren Taschentüchern zu verstopfen.

Allein dieser Auftritt wurde bald durch einen neuen Lärm unterbrochen. Es zeigte sich, daß es einem Neger gelungen war, aus seinem Gewahrsam zu entkommen, und die Umgegend in Allarm zu setzen. Die andern Pflanzungen hatten sich erhoben, und da unsere Leute wie gewöhnlich bei einer Plünderung ihre Vorsichtsmaßregeln vergessen hatten, wurden die Wachen überrumpelt und fanden kaum noch Zeit, uns von der Gefahr in Kenntniß zu setzen. Kein Augenblick war zu verlieren, unsere Sicherheit hing von einem plötzlichen Rückzug ab. Der Kapitän pfiff die Mannschaft zusammen, um dieselbe in der erforderlichen Ordnung zurückführen zu können. Der alte Pflanzer, der aus dem Knall der Feuergewehre, und dem Getümmel und Lärmen, der draußen tobte, das Vorgefallene errieth, beschwor mich, bei ihm zu bleiben, indem er die Gewißheit unserer Niederlage und ihrer erbaermungslosen Folgen hervorhob. Er schwur mir feierlich, daß mein Leben geschont werden, und ich mich stets seines Schutzes und seiner Freundschaft erfreuen sollte. Da ich seinen Antrag ebenso dankbar, als bestimmt zurückwies, seufzte er und schwieg. Die alte Frau steckte mir einen Ring, den sie von ihrer eigenen Hand abzog, an den Finger, küßte mich auf die Stirn und bat mich, den Ring häufig zu betrachten, wenn ich ihn trage, und stets so gut und edel zu handeln, wie in dieser Stunde.

Ich winkte mit der Hand, denn ich hatte keine Zeit mehr, die dargereichten Hände der jungen Damen zu erfassen, und eilte zu meinen Kameraden, die bereits auf dem Rückzug begriffen waren und Schüsse mit ihren Verfolgern wechselten. Wir waren von einer ungeheuren Menge überfal-

Digitized by Google

len; aber unsere Gegner bildeten ein buntes Gemisch von Pflanzern, Mulatten und Sklaven, und waren kaum zur Hälfte bewaffnet. Leicht wiesen wir ihre Angriffe zurück, wenn sie in Reih und Glied treten wollten. Nichts desto weniger folgten sie uns in ihrem tödtlichen Hasse gegen uns und unsere Heldenthaten auf der Ferse, indem sie ein unregelmäßiges Feuer unterhielten, und uns so lange aufzuhalten suchten, bis wir durch ihre Menge erdrückt würden, die wie jeder Minute zunahm, weil die ganze Gegend auf die Beine gebracht worden war und herbeiströmte. Unser Kapitän, der dies wohl wußte, eilte, so schnell er konnte, ohne die Regelmäßigkeit seines Rückzuges zu stören, dem Orte zu, wo unsere Boote lagen; denn wurden diese überfallen und genommen, so war an kein Entrinnen mehr zu denken. Trotz all seiner Sorgfalt wurden mehrere von unseren Leuten abgeschnitten, weil sie theils in den Verschlingungen des Waldes von unsern Verfolgern ergriffen wurden, theils wegen ihrer Wunden nicht Schritt mit uns halten konnten. Nachdem wir vielfache Angriffe zurückgeschlagen, von denen jeder furchtbarer war als der vorhergehende, gewannen wir endlich unsere Boote, schifften uns mit der größten Eilfertigkeit ein, und stießen in die See. Durch unsere Flucht kühn geworden, strömten die Feinde in großer Menge bis an's Ufer und wir hatten den Schmerz, unserer Nachzügler, die in ihre Gefangenschaft gerathen waren, um Gnade flehen zu hören; aber das Aechzen, das an unsere Ohren schlug, und das darauf folgende Schweigen verrieth nur zu deutlich, daß ihnen keine Gnade geworden war.

Kapitän Weatherall gerieth über den Verlust seiner Leute in eine solche Wuth, daß er uns zurückzurudern, und den Feind am Ufer anzugreifen befahl, aber wir ließen uns weder durch Drohungen, noch durch Bitten dazu bewegen, und setzten unsere Flucht nach dem Schooner fort. Ein panischer Schrecken hatte uns Alle überfallen. Wir fürchteten sogar das schlecht gezielte und regellose Feuer unserer Verfolger, das unter andern Umständen nur unser Gelächter erregt haben würde. Der Schooner hatte nur zweihundert Yards vom Ufer Anker geworfen und wir waren so gut als an Bord. Unsere Feinde unterhielten ihr Feuer noch immer, aber ihre Kugeln flogen über uns weg. Wir verfahen unser Ankertau mit einem Spring und legten uns der Breite nach gegen das Ufer, laden mit Trauben und Kartätschen und schickten ihnen eine ganze Lage zu. Ein furchtbares Geheul, das nun folgte, sagte uns, daß wir ein nebentliches Blutbad unter ihnen angerichtet hatten. Die Mannschaft wollte noch einmal laden, und den Abschiedsgruß wiederholen, aber der Kapitän verbot es mit den Worten, wir hätten bereits nur zu viel gethan. Ich war der gleichen Meinung. Er ließ die Anker lichten und ein frischer Landwind brachte uns bald weit vom Schauplatz des Jammers weg.

Laterna magica-Bilder.

Schwerin. Vor mehreren Wochen entkam aus dem hiesigen Arbeitshause ein gefährlicher Verbrecher, mit Namen Rakwitz, der erst eine fünfjährige Zuchthausstrafe abgesessen hatte. Auf der Straße nach Lübek ermordete er einen Müllergesellen, um sich andere Kleidung zu verschaffen. Von dort aus ging er in's Holsteinische, und erschoß da einen Menschen, der eine Jacke mit silbernen Knöpfen trug. Er wurde an demselben Tage noch eingefangen und nach Oldenburg abgeführt.

Mainz. Das Fallissement des Handlungshauses „Spielmann und Comp." erregt hier allgemeines Aufsehen. Der Bankerott beträgt eine halbe Million Gulden, und soll die Folge von unglücklichen Spekulationen in Eisenbahnpapieren sein.

München. Se. Maj. der König hat auf Antrag des Dr. Ott die Errichtung eines Unterstützungsvereins für unverschuldet in Noth gekommene Aerzte zu genehmigen geruht.

Karlsbad. Ein Moskauer Apotheker hat eine Lieferung von 50,000 Krügen Karlsbader Wasser auf ein Jahr abgeschlossen.

Breslau. Neulich wurden die Bewohner der Schweidnitzer Straße durch zwei, Kanonenschüssen ähnlichen Schlägen erschreckt, und bald darauf war die ganze Stadt durch Feuerruf in Allarm gebracht. Im zweiten Stocke eines 5 Stock hohen Hauses beschäftigte sich ein Fleischergeselle mit Anfertigung von Feuerwerksstücken. Das Pulver entzündete sich und brachte die Explosion hervor, das Haus stand bald in Flammen und mehrere Personen, darunter auch der Fleischergeselle, kamen um's Leben.

London. Ihre Majestät die Königin wurde wieder von einer Prinzessin glücklich entbunden, welche in der Taufe die Namen: Helena Augusta Victoria erhielt. — In der Tiefe eines Kohlenschachts bei Bradford fand man dieser Tage die Leichen eines armen Webers und seines kleinen Söhnchens. Alle bekannten Umstände lassen nicht bezweifeln, der Vater habe aus Verzweiflung sich mit seinem Kinde herabgestürzt.

Berlin. Ein im Dorfe Köpenik wohnender Handwerker hat sein Kind auf eine grausame Weise zu tödten gesucht, indem er demselben mehrere Nägel in den Hals steckte. — Auf der Berlin-Stettiner Eisenbahn gab sich kürzlich ein Knabe von 12 Jahre den Tod.

Frankfurt a. M. Hier wurde am 30. Juli eine mehrere Sekunden anhaltende Erderschütterung verspürt.

Petersburg. Se. Maj. der Kaiser haben befohlen, daß es den Militärs gestattet sein soll, sich um akademische Würden bewerben zu dürfen, die ihnen jedoch nur nach strenger Prüfung ihrer Befähigung für dieselben, zu ertheilen sei, und welche sie, so lange sie in Militärdiensten stehen, nur als Ehrenwürden bekleiden können.

Paris. Am 30. Juli wurde (nun schon zum siebenten Male) auf den König der Franzosen geschossen, der König wurde aber auch diesmal nicht getroffen. Der Thäter, der sogleich festgenommen wurde, heißt Joseph Henry, ist 51 Jahre alt und Fabrikant von polirten Stahlwaaren. Als Ursache gibt er Lebensüberdruß an; sich selbst zu tödten hatte er nicht Muth genug, so faßte er diesen Entschluß, wobei er die Eitelkeit besitzt, bekannt zu werden.

Tiflis. Seit einiger Zeit wird die Umgegend dieser Stadt von Heuschrecken geplagt.

Rom. Auch durch die Mode thut sich der Enthusiasmus der Römer gegen den Papst kund. Man trägt Kleider, Hüte, Shawls und Blumen, Hals- und Taschentücher und Schmuck, von Gelb und Weiß, den päpstlichen Farben, und mit dem Bilde des Papstes geziert.

Prag. In kurzen Zwischenräumen verlor diese Hauptstadt zwei Personen von Rang und Namen durch eine und dieselbe Todesart: der als dramatischer und belletristischer Schriftsteller rühmlich bekannte Professor Gerle (auch Mitarbeiter dieser Sammelschrift) wurde todt aus der Moldau gezogen, und nicht lange darauf ertrank der hier allgemein beliebte Fürst Benjamin Rohann in der k. k. Militärschwimmschule. — Der prager Polizei-Oberkommissär Herr Franz Ludwig Richtee von Ilsenau erhielt von Se. k. k. Majestät mittelst allerhöchsten Handschreibens vom 10. August d. J. den k. k. Rathstitel mit Nachsicht der Taxen.

Scherzgedichte.

I.

Die schlechte Zeit.

Man hört jetzt fast aus jedem Munde
Die Klage über schlechte Zeit,
Als hab' das Weltherz eine Wunde,
Wohl Millionen Klafter breit.
Die Armen wollen schier verzagen,
Doch hört man auch die Reichen klagen,
Hört, wo man hinkommt, nah' und weit
Die Klage über — schlechte Zeit!

Was hast du eigentlich begangen,
Du Tochter der Unendlichkeit,
Daß so viel Kläger dich belangen,
Bezüchtigend der Schlechtigkeit?
Es sei, den deinen Uebelthaten
Die Hauptcapitel zu errathen,
Ein Viertelstündchen dir geweiht,
Dir, vielverschrie'nen schlechten Zeit!

Vernichtest du die Frucht der Felder?
Verbrennst du in Fluch und Brand
Die Städte, Dörfer, Gärten, Wälder?
Liebst du, Zerstörung mit der Hand,
In dieses Erdensternes Bezirken,
Umher, wo treue Menschen wirken?
Nein! denn, wie sonst, bist du noch heut'
Nur ein Gedanke, Mutter Zeit!

Die Menschen sind's, aus deren Hetzen
Das angeklagte Unheil sprießt;
Ihr Geist ist jener Quell der Schmerzen,
Aus dem der Strom der Klage fließt;
Die Habsucht und das toll Wagen,
Das hochgebäumte Nasentragen,
Die Trägheit und der arge Neid
Sind wahrlich ihre — schlechte Zeit!

Es sind Herr X., Frau Z. Vereheer
Vom Luxus und vom Modestand.
Wird nun die Kasse immer leerer,
Und will Gehalt und Geldbestand,
Will der Erwerb, zu ihrem Schrecken,
Nicht mehr den großen Aufwand decken,
So ist der Teufel los; man schreit
Gewaltig über — schlechte Zeit!

Die ganze Welt will jetzt florisen,
Nimmt nicht mit Wenigem vorlieb;

Digitized by Google

Man wagt und spielt bis zum Verlieren,
Wird dergestalt sein eigner Dieb.
Wohin die Väter sonst gegangen,
Will man zu Wagen jetzt gelangen,
Und reicht die Kasse nicht so weit,
So klagt man über — schlechte Zeit!

Es gilt als erste Lebensfrage:
Wie lass' ich mich recht glänzend seh'n?
Wo möglich täglich Gallatage
Und Alles modig, nobel, schön;
In Tracht und Wohnung stets Parade,
In Sammt und Seide, und Pomade!
Und reicht die Kasse nicht so weit,
So klagt man — über schlechte Zeit!

Der Mann will Rath, die Frau Madame,
Student der Schüler, Herr der Knecht,
Fräulein die Magd, Jungfrau die Amme
Genannt sein, sonst ist es nicht recht.
Will's aber mit den Hochmuthstücken,
Mit Rang und Titel nicht mehr glücken,
So klagt gekränkte Eitelkeit:
O Himmel, welche — schlechte Zeit!

Weil Bonaparte sich zum Throne
Empor durch Geisteskräfte schwang,
Wünscht jeder Vater seinem Sohne
Zu schaffen einen gleichen Rang;
Die Geisteskräfte, die ihm fehlen,
Soll er sich aus den Büchern stehlen;
Doch bleibt der Dummkopf ungescheidt,
So klagt man über — schlechte Zeit!

Vergnügen, Bälle, Gastereien,
Statt Bier den Wein, statt Wasser Grog,
Romanensucht und Liebeleien,
Und feines Tuch zum Alltagsrock,
Das Alles läßt die Thaler springen;
Und sind die nicht mehr zu erschwingen,
Erwacht ein tiefes Herzeleid:
Die Klage über — schlechte Zeit!

O, höret einmal auf zu klagen
Und werdet euch der Zeit bewußt;
Wie jetzt, war's auch in frühern Tagen,
Nur damals wen'ger — Hang zur Lust.
Zerbrochne Töpfe gab es immer,
Und Klagen macht das Ding noch schlimmer;
Der Mangel an Genügsamkeit
Ist Fabrikant der schlechten Zeit!

2.

Parodie auf das Lied:

„Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier."

Mein Frack ist im Pfandhaus, mein Frack ist nicht hier,
Du prangst schon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir.
Auch ich bin geladen zu Thee und zu Tanz;
Mein Frack ist im Pfandhaus, der Stiefel nicht ganz.
Zum Teufel, du Pfandhaus, du schändliche Noth,
Du Haus der Errettung! du bringst mir den Tod.
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land!
Die Hose hängt traurig allein an der Wand.

Leb' wohl denn, Geliebte! so schön und so reich,
Mein Frack ist im Pfandhaus — ein schändlicher Streich.
Der Teufel holt Alles: mich holt er und Dich;
Durch Ballstaat, durch Liebe, durch Alles 'nen Strich.
Mein Frack ist im Pfandhaus, mein Frack ist nicht hier,
Du prangst schon im Ballkleid, und ich nicht bei Dir:
Wohin ich auch blicke, Columbus, kein Land!
Die Hose hängt traurig, allein an der Wand.

3.

Heirathsantrag.

Vater: Du wirst die reiche Erbin nehmen,
Ich halte fest auf den Entschluß.
Sohn: Da müßte ich mich wahrlich schämen,
Sie hinkt ja auf den linken Fuß.
Vater: Sie soll nicht Deine Base werden,
Nur Deine Frau — sie kann ja geh'n!
Sohn: Auch blind ist sie auf einem Auge.
Vater: Da wird sie — daß es besser tauge —
Auch Deine Fehler bald nur seh'n.
Sohn: Und, weh', der Höcker! Eh' begraben
Laß ich mich, eh' ich stimme ein!
Vater: Soll sie denn keinen Fehler haben?
Soll sie denn ganz ein Engel sein? —

Damen-Bibliothek

Amerikanisches Küchenrecept zu einem Gerichte für zwei Personen, „Mariage" genant. — Man nimmt einen jungen Herrn und eine junge Dame. Der junge Herr ist am besten reh, die junge Dame aber muß ganz zart sein. Man bringe den Herrn an die Mittagstafel und gießt an ihn ganz langsam ein Glas Portwein, und will man's ganz fein haben, etwas Champagner dazu. Will er nicht warm werden, nimmt man noch eine Flasche. Wird er roth, so setzt man ihn in's Gesellschaftszimmer, ist es Winterzeit, an's Kaminfeuer neben die Dame, thut eine Hand voll grünen Thee dazu, etwa drei Tassen für eine Person, und läßt sie leicht aufwallen; ist es Sommer, so stellt man sie an die freie Luft, etwa an's Fenster, jedenfalls möglich weit weg, besteckt die Dame mit Blumen, setzt sie an das Clavier und rüttelt, bis sie singt. Hört man den Herrn dazu seufzen, so ist es sehr gut. Man nimmt sie alsdann wieder weg und setzt sie in eine Ecke an's Schachbrett und erhält sie den Abend über in gelinder Wallung. Man wiederholt dies 2—3 Mal, und die Hauptsache ist, daß das Feuer stets unterhalten wird; ist es zu stark, so läuft Alles über, ist es zu schwach, so gerinnen sie, oder werden zu Eis. Wie lange sie am Feuer sein müssen, richtet sich ganz nach Umständen; thut man viel Münzen mit des Königs Brustbild hinein, so geht es ganz rasch; mit Banknoten garnirt, nimmt sich die Schüssel besonders gut aus. Man richtet an, eine wahre Delikatesse für 2 Personen; Essig darf man nie dazu nehmen, denn das Gericht wird ohnehin bald sauer.

Ein Mädchen heirathete einen Witwer. Acht Tage nach der Hochzeit wurde sie mißvergnügt; als man sie um die Ursache befragte, gab sie zur Antwort: Ich habe immer gehört, wenn man einen Professor heirathet, wird man Professorin, bei einem Hofrathe, Hofrathin; nun glaubte ich, wenn ich einen Witwer heirathe, werde ich Witwe, und habe mich bitter getäuscht.

Eine Dame, die einen Prozeß verloren hatte, sagte zu ihrem Sachwalter: „Ich kann Ihnen für die Mühe, die Sie durch Führung meines Prozesses hatten, nichts anderes geben als mein Herz." — „Geben Sie dies nur meinem Schreiber," erwiederte der Advokat, „dem überlasse ich alle kleinen Sporteln."

Grandiose Putzsucht. Die Frau von Sch. zu B. wurde im Sommer 1843 von einem bösartigen Fieber befallen. Die Aerzte sagten ihrem Gemal, daß sie keine 24 Stunden mehr zu leben habe. Keiner ihrer Verwandten konnte sich entschließen, ihr dies Urtheil zu bringen. Ein Freund vom Hause übernahm es endlich. Er faßte ihre Hand und sagte: „Gnädige Frau, wenn Sie sterben, in welchem Kleide wünschen Sie in die Gruft gesenkt zu werden?" — Auf einmal schlug ihr Puls heftiger, ihre ausgelöschten Augen schienen sich zu beleben — sie lächelte. Wir Alle sind sterblich — ich bin gefaßt. Daß Nichts an meinem Begräbniß fehle! Ich will, daß mein Sarg von Mahagoniholz, höchst elegant sei; meine Dienerschaft soll dem Sarge folgen, Abends mit Fackeln. Ich bitte Sie, daß das Kopfkissen von Rosa-Atlas sei, und daß mein Zimmer von dem nämlichen Stoff behangen werde. Nicht wahr? Sie verstehen mich, von Rosa-Atlas. In meinem Büreau, rechts im ersten Kasten, finden Sie ein Packet silberne Stecknadeln, damit soll das Leichentuch befestigt werden. Ich bitte, recht elegant drapirt. Ersuchen Sie meine Schwester, mir die Haare so frisiren zu lassen, als sie die ihrigen trug, da sie die kleine Amalie über den Taufstein hielt. Nur die Stirn ein wenig freier, es steht mir besser. Mein Kleid sei von weißem Atlas; dann die Schuhe — ja die Schuhe, wählen Sie selbst. Vergessen Sie nicht, mein Freund, das Bouquet. Ich — liebe die Blumen. Dann fiel sie in eine Ohnmacht, erhob sich ein Wenig wieder und verschied.

Erheiterungs-Salon.

Latour-Maubourg verlor in der Schlacht ein Bein. Bei der Operation sagte er zu seinem weinenden Diener: „Weine nicht! künftig brauchst du nur einen Stiefel zu wichsen."

Ein junger Mensch studirte auf einer Universität. Als er in den Ferienmonaten nach Hause kam, wurde er von seinem Vater gefragt: „Was hast Du auf der Universität gemacht?" „Nichts," erwiederte dieser unbefangen, „und Champagner dazu getrunken!"

Zu einem bornirten Menschen sagte Jemand: „Heute wird's gewiß regnen! —" „Woher wissen Sie das? —" „Das zeigt der Wetterhahn dort auf dem Dache, denn wenn er nach dieser Seite sich dreht, wird

Digitized by Google

re schlechtes Wetter, nach dieser jedoch gutes. Einige Tage darauf sah man einen Mann auf dem Dache, der den Wetterhahn gegen den Nordwind zu drehen sich freihand. Als man ihn fragte, was er da mache, antwortete er: Ich mache heute eine Reise über Land, da brauche ich schönes Wetter, und drehe nun den Wetterhahn darnach.

Ein Ehrenfischer grüßte einen vorübergehenden Polizei-Commissär sehr vertraulich; ein anderer fragte ihn, wie er zu dieser Vertraulichkeit käme. „I, der ist mein bester Freund!“ sagte Jener. „Wenn er mich rufen läßt, steht er man gleich auf, und läßt mir sagen, und da komme ich unter vier Wochen nicht fort.“

Ein Engländer las in einer londoner Zeitung, daß Palmarelli der größte Akrobatenkur in Rom sei. „War ich doch acht Tage in Rom,“ rief er aus, „und habe kein einziges Mal bei Palmarelli gegessen; das muß ich nachholen!“ Er reist Tag und Nacht nach Rom, sucht dort den berühmten Akrobatenkur auf und findet zu seinem größten Verdruß, daß der Mann alte Weiber, aber keinen britischen Magen verkauft.

Eine voreinst schöne Dame, die mit unverhohlenem Muthe noch immer die Rechte ihrer entschwundenen Blüthe beanspruchte, war mit einem alten Baron, einem Freunde ihrer Mutter in Gesellschaft. Die Dame war übrigens im Besitz einer wahrhaft bewundernswerthen Coquetterie, das einzige, was greisenen Frauen übrig bleibt, die lange Zeit jung, schön und verwöhnt gewesen sind.

„Wie alt sind Sie eigentlich? frug sie plötzlich der Greis, den eine Jugenderinnerung zu dieser ungalanten Frage hinriß.

Achtundzwanzig Jahr, erwiderte die Dame, ohne sich zu besinnen.

So! entgegnete der Baron erstaunt. Aber wie alt sind Sie denn, junger Herr? frug er den Sohn.

Ich? gab der Jüngling mit verrätherischem Lächeln zur Antwort, ich bin um Jahr älter als meine Mutter.

Die wichtige Sache. Mehrere perceirte ein Pariser Advokat unendlich lange vor dem Präsident Seguir. Der Advokat des Gegners wurde ungeduldig und meinte, für eine so unwichtige Sache seien das zu viel Worte. Er handelte sich nämlich um einen Brunnen, um dessen Besitz sich zwei nebeneinander wohnende Weinhändler stritten. „Ein Brunnen,“ unterbrach der Präsident den Beschwerdeführer, „ist keine unwichtige Sache für einen Weinhändler.“

Caricatur.

Eine Pause im Orchester.

Ja, Element! warum sollen denn die Pauken nicht ein? —

Allerlei Curiosa.

Napoleon sagte: „Ein Kerl ohne Gedächtniß, ist eine Festung ohne Besatzung.“

In Ostindien giebt's die grobartigsten Reaberwärtereien. Die Elephantenbesitzer vertrauen, wenn sie sich dem Hause entfernen, ihre kleinen Kinder der Wartung dieser Thiere an. Man ersetzt zu diesem Behufe den Elephanten mit einem Fuße zu einem im Boden festgerammten Pfahl und legt das Kind vor ihm in's Gras. Ja das Kind einzuschläfern, und fängt es vielleicht an unruhig zu werden, so wendet er es mit seinem Rüssel sanft auf die andere Seite, bis es auch dieß nicht, so wiegt er es so lange, bis es zu schreien aufhört. Will das Kind, wenn es aufgewacht, sich durch Fortkriechen entfernen, so bringt es der Elephant wieder auf die zartste Weise in seine Nähe. Alle Gefahr, die das Leben des Kindes bedrohen könnte, wird er zu beseitigen. Da könnten manche unserer Kinderwärterinnen von einem unvernunftigen Thiere lernen.

Ein merkwürdiges Diner. Eine der geistreichsten Damen der Pariser Welt hatte kürzlich in ihrem Salesle 60 Personen aus den vornehmsten Kreisen um sich versammelt. Das Fest wurde den Grafen Arnim, versch. Gesandten in Paris, zu Ehren gegeben, und das Luxemburg, der Palast Bourbon und das diplomatische Corps war glänzend in der Versammlung vertreten.

Niemand fehlte, und man plauderte im Salon, wie man unter Leuten plaudert, die so viele Dinge unerhört sehen.

Inmitten der allgemeinen Heiterkeit wurde die Wirthin bei Seite gerufen.

„Was gibt es?“ frug sie den Bedienten, der ganz bleich und bestürzt aussah.

„Ach, Madame! ein großes Unglück!“ — „Nun, was denn?“ —

„Der Koch hat sich so betrunken, daß er nicht mehr weiß, was er macht. Er hat sämmtliche Braten verbrennen lassen, unter die Bouillons Zucker, in die Compots Salz gemischt und auf diese Weise sämmtliche Speisen so verdorben, daß an ein Diner nicht zu denken ist.“

Der Kypreis brannte sich schon bei den Gästen zu regen und man hatte es mit diplomatischen Mägen zu thun. Die Wirthin blieb ruhig und unerschrocken. Der Sache war nicht mehr aufzuwenden und die Wirthin sprach: Das ist ein Unglück. Sie sagte dann: Meine Herren, ich habe Sie zum Diner eingeladen, aber ich habe kein Diner; mein Koch ist mehr als todt, denken Sie sich, daß er sich so betrunken hat, daß er sterben will, müssen wir das Diner selbst machen.“

Der Einfall der Wirthin fand allgemeinen Beifall. Der Graf streifte seine Aermel auf, die ganze Gesellschaft folgte seinem Beispiel und man ging unter lautem Gelächter in die Küche hinab.

Einem Paar von Frankreich waren die Bratenkeulen angetheilt, zweien Deputirten der Minsterium die Krituen, drei Legationssecretair wurden zu Saucenaufsehern ernannt, und zwei Präsidenten des Cassationshofes mußten den Pot-au-feu beaufsichtigen.

Sechs oder acht Wärdenträger der Marine und der Armee führten glänzende Aufgaß in den Speisesaalmmen und dem Häuberbrei auf, unter lautem Beifallsgeschrei brachten sie Bier, Bütyner und Butern zurück.

Alle Damen erklärten, daß sie in Dmeletten Meisterinnen seien.

In wenigen Minuten waren 20 Dmeletten fertig: Omelette au rhum von einer Herzogin, omelette au truffes von einer Marquise, Omelette au points d'epergnes von einer Gräfin, Omelette aux confitures von einer Baronin.

Die Wirthin führte die Oberaufsicht, außerdem hatte sie sich das Fach der Compots vorbehalten.

Die Arbeit ging unter allgemeiner Heiterkeit vor sich.

„Etwas Essig!“ rief ein Consul.

„Petersilie zu meinem Cayaun!“ rief ein Chargé d'affaires.

„Pfeffer und Salz!“ rief ein Generalprocurator.

Um zehn Uhr kündigte die Wirthin zur allgemeinen Freude an, daß das Diner fertig sei, und um 11 Uhr setzte man sich zu Tische.

Jeder hatte sich im Schweiße seines Angesichts das Diner verdient, und man aß gleich Bettern ohne Furcht und Tadel.

Das Diner wurde einstimmig für gut befunden, so gut, daß man um 5 Uhr Morgens noch bei Tische saß.

Zehn Louisd'or für einen Kuß. Zwei Reiterbrüder ritten in dem Walde von Chantilly spazieren und sahen eine arme Bauerfrau kommen, die so alt war wie eine junge Eiche, mindestens 80 Jahre. „Eine ausgezeichnete Schönheit!“ bemerkte der Eine. — „Ich wette zehn!“ — sagte ein Anderer, „daß Du sie nicht küssen wirst.“ — „Ich? Ich wette es thun; ich wette 10 Louisd'or, daß ich sie küsse.“ — „Die Wette halte ich.“ Der junge Herr stieg vom Pferde schritt graziös auf die alte Frau zu und sagte: „Liebe Frau, darf ich um einen Kuß bitten?“ Die Frau sah den jungen Herrn an und schien anfangs ganz erstaunt zu sein, dann lachte sie. „Ach,“ sahe der Stutzer fort, „dieses Lächeln gibt mir die Erlaubniß.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, näherte sich der Kecke der Alten und küßte sie dabei, wie sie sonst die Wangen gebabt hatte, wo aber jetzt nur Knochen zu sehen waren. Der Gewinnende gab die 10 Louisd'or der Alten, die freblich von dannen ging, um das Abenteuer ihren Gefährten zu erzählen, die Wette haben werden, zu bezahlen, wie man ihrer Gesinnung 10 Louisd'or für einen Kuß habe geben könne.

Brief-Portefeuille.

Diesem Abonnenten bei Herrn Redakteur wird die so beantwortete Anfrage zugehen, so wie die Auflösung der Räthselaufgabe bei nächster Heft erst das nächste Heft bringen.

Digitized by Google

Die Auswanderer.

Novelle von Jean Charles.

Die Ankömmlinge.

Das gewaltige Felsengebirge, das unter dem Namen der Rocky Mountains bekannt und eine bis jetzt noch unermessene Ausläufeekette der gigantischen Cordilleren ist, trennt Oregan, das östlichste, an den großen Ocean grenzende Gebiet der nordamerikanischen Freistaaten, die weite Heimat der noch größtentheils im Urzustande lebenden Shoshonen oder Schlangen-Indianer, von dem dreimal größeren und im gleichen Verhältnisse fruchtbareren des Missouri, das, in seiner ganzen Ausdehnung vom westlichen Binnenlande der Britten einerseits bis an den Mississippi und andrerseits bis Mexico, mindestens den dritten Theil des Flächeninhaltes von Europa einnimmt.

Der majestätische Missouri, der von seinen den Rocky Mountains östlich entspringenden Quellen an bis zu seiner Mündung in den erstgenannten Strom bei St. Louis einen Weg von beinahe sechshundert Meilen zurücklegt, durchfließt, unfern seines Ursprunges bereits schiffbar, mächtig gehoben durch die drei Arme Jefferson, Madison und Galatin, nachdem er die unermeßlichen Hochebenen im Norden der schwaczen Berge bewässert, in allmäligen Krümmungen und dann in scharf südlicher, wie zuletzt in südöstlicher Richtung ein fast gänzlich unbewohntes Paradies, einen Raum, der ausreichte für viele Millionen nur halbwegs betriebsamer Menschen, ein Land, gesegnet von der Hand der Natur, reich ergiebig, mild besonnt, schön und gesund; weithin gedehnte Prärien, bekränzt von lachenden Auen und nie berührten Wäldern, sanfte Thalgründe zwischen anmuthigen Hügeln, einladend hier zur Erbauung von Hütten, mächtige freie Buchten bildend, dort zur Gründung von Städten.

Es war an einem schönen Morgen im Juli 1840, als am Saume eines unübersehbaren Waldes, der sich, etwa eine Stunde nur von den Rocky Mountains entfernt, von Süd nach Nord hinzieht, drei Männer erschienen und überrascht anhielten; freudestrahlenden Blickes reichten sie sich die Hände und blieben, in Anschauung der herrlichen Landschaft vor ihnen versunken, durch einige Minuten schweigend stehen.

Die Sonne, kaum vom Horizonte aufgetaucht, warf über die weite Wälderstrecke, aus deren äußerstem Vorsprunge sie eben getreten, an die, großentheils senkrecht himmelanstrebenden Felsmassen, deren höchste Kuppen wohl eine Höhe von acht bis zehntausend Fuß erreichen dürften, eine solche Fluth von Strahlen, daß die ganze gewaltige Gebirgskette sich aus einem Meere flüssigen Goldes zu entringen schien, in dessen himmlischem Abglanze die Wasser des Missouri schimmerten, der, hier kaum der Kindheit entsprungen, wie ein schöner frischer Knabe den weiten grünenden und blühenden Thalgrund nach allen Seiten durcheilte, holdseliges Lächeln im noch ungetrübten Antlitze, zahllose Inselchen voll malerischer Baumgruppen mit jugendlichem Ungestüm umarmend.

Hier lasset uns Hütten bauen! rief der Älteste in deutscher Sprache aus; ein hochgebauter stattlicher Mann von etwa fünf und vierzig Jahren, edlen germanischen Zügen und kräftiger Haltung, gegen welche übrigens ein Ausdruck tiefen Seelenleidens seltsam genug abstach.

Er war, gleich den zwei Andern, nach europäischer Art und sehr einfach gekleidet: sie trugen kurze Röcke von grauem Tuche über Pantalons von leichtem Sommerstoffe, schwarze Halsbinden, breitkrämpige Strohhüte; auf den Schultern viereckige Tornister und darüber den zusammengerollten Mantel; breite, mit Geld gefüllte Ledergürtel, von denen Hirschfänger niederhingen, so wie schön gearbeitete Büchsen, auf welche gestützt sie jetzt betrachtend dastanden.

Mein Sohn — nahm der erstgeschilderte Mann nach einer kurzen Pause wieder und mit bewegter Stimme das Wort, indem er sich auf ein Knie niederließ — mein Sohn und du, treubewährter Freund, fortan nicht mehr Diener, folget meinem Beispiele, beuget euch vor dem Unendlichen und erhebet gleich mir das Herz zu ihm!

Der Sohn und der Diener, ersterer ein hoher blühender Jüngling von kaum zwanzig Jahren und an Gestalt und Haltung dem Vater gleichend, letzterer ein kleiner rüstiger Mann noch im kräftigsten Alter, von sehr biederem, muthigem Aussehen, folgten schweigend der Weisung und sanken in die Kniee.

Herr des All's! Ewiger! Unergründlicher Lenker der Geschicke! ließ sich jetzt der Vater feierlichen Tones vernehmen, indem er, sich mit der Linken auf sein Rohr stützend, die Rechte zum strahlenden Himmel emporhob: es ist gut der Menschenseele, jedes Werk im Gedanken an dich zu beginnen, fortzuführen und zu vollenden. Ferne liegt mir und den beiden Lieben, die mir gefolgt, die theuere Heimat, mir theuer bis zum letzten Athemzuge, so viel schweres Leid ich darin auch erfahren! Eine neue Heimat laß mich finden hier in diesee großen heiligen Einsamkeit! Der Born der Thränen ist in meiner Brust versiegt, die glühende Sonne des Hasses hat ihn ausgetrocknet; aber der Quell des Glaubens an dich, des Vertrauens auf dein ewig gerechtes Walten strömt noch in meinem Herzen ein und aus und darauf schwebt mein Geist in anbetender dankbarer Liebe zu dir empor!

Digitized by Google

Ja, Herr über Leben und Tod! ich danke dir für die erlebten Leiden, sie waren und sind mir die Stufen zu deinem ewigen Throne.

Einige Minuten andächtigen Schweigens folgten diesem Gebete des ernsten Mannes; dann erhob er sich langsam und sprach seinen Sohn und Diener, die sich gleich ihm aufgerichtet hatten, festen Tones also an:

Das Ziel unsrer langen Wanderung ist erreicht; an die Quellen des Missouri wollte ich euch führen, sie glänzen vor uns in diesem fruchtbaren reizenden Thale; wir bleiben hier. Mit Hilfe der Beileisen, die wir mit uns nahmen, ist in wenigen Tagen das zur Zimmerung eines Blockhauses nöthige Holz gefällt, innerhalb einiger Wochen muß unsere Wohnung fertig sein. Lasset uns nun den Platz dafür wählen; eine dieser kleinen Inseln da vor uns wird sich am besten dazu eignen. Wir stehen jetzt auf dem Gebiete der Shoshonen und dürfen eines alsbaldigen Besuches von ihnen gewärtig sein. Aber fern ist uns die Furcht. Fast ein Jahr nun schon hat uns die Vorsehung geleitet und beschützt, durch zahllose schreckliche Gefahren sicher geführt, wir leben auch hier unter ihrem allmächtigen Schutze. Auch sind wir nicht als Bettler in dieses Bereich der Schlangen-Indianer gekommen; ich werde diesen Wilden, die übrigens nach allem, was ich über ihr Leben erfahren, eben so großmüthig als tapfer, eben so bildungsfähig als kriegerisch sind, ein Stück Landes abkaufen; sie kennen durch ihren Verkehr mit den Amerikanern in Astoria den Werth des Goldes und werden das meinige nicht mit Verachtung zurückweisen. Der Urwald hier ist, wie ihr gesehen, überreich an Wild; dort auf dem Wasser, auf den Inseln erblickt ihr zahlreiches, mannichfaltiges Geflügel, wir sind auf lange Zeit mit Pulver und Blei versehen und so wird es uns nicht an Nahrung fehlen; verschaffen uns die Indianer aus Astoria Korn zur Aussaat, und ich hoffe dies, so sind wir völlig geborgen. Nun kommt, wir wollen ohne Zeitverlust an's Werk und es im Vertrauen auf den Allgegenwärtigen mit Muth beginnen; folget mir.

So sprechend, schritt der Vater dahin, gefolgt von Sohn und Diener, den sanften Abhang vom Waldsaume hinunter dem Strome zu, dessen äußerste Ausbiegung zur Rechten kaum einige hundert Schritte entfernt war.

Ringsum üppiger Wiesengrund, dessen blumenreiches Gras den Wanderern bis an die Kniee reichte; gefällige Baumgruppen hier und da, aus deren dichten Kronen ihnen der Gesang anzähliger Vögel entgegentönte; die Luft, von köstlicher Frische und den balsamischen Düften durchflossen, sog nur allmälig die Sonnenstrahlen ein und blieb selbst in der Niederung noch erquickend; so weit das Auge reichte, nicht ein Wölkchen zu erschauen, nur daß um die höchsten Spitzen der Felsenwand im Hintergrunde dieser zauberischen Ebene breite milchweiße Streifen schwebten, die, je höher die Sonne stieg, sich mehr und mehr verdünnten und bald wie schöne Reste golddurchwirkter Schleier im Spiele des frischen Morgenwindes umherflatterten.

Die Insel.

Die Wanderer standen nun am Missouri. Das Ufer war flach und die ganze weite Schlangenwindung entlang mit Schilf und niederem Gesträuche eingefaßt. Dieser Arm des jugendlichen Stromes umschlang mehrere Inseln; die der Stelle, wo sie anhielten, zunächst gelegene und vom Ufer durch eine seichte, krystallhelle Furth von kaum fünfzig Schritten Breite getrennt, war ungefähr tausend Schritte lang und bildete ein von der Mitte nach allen Seiten sanft abgedachtes hügeliges Oval, aus dessen weichem Sammetgrunde sich von der Hand der Natur höchst malerisch geordnete Bosquets und kleine dichte Haine von schön vermischtem Laub- und Nadelholz erhoben.

Eine entzückende Stelle! rief hier der schöne Jüngling aus, indem seine an sich sanften, beinahe elegischen, mild gewölbten blauen Augen rührende Begeisterung ausstrahlten: Theurer Vater, wir können keinen anziehenderen Wohnort finden als diese Insel.

Und keinen zweckmäßigeren, mein lieber Carl, entgegnete der Vater, denn er bietet uns Bequemlichkeit und Sicherheit zugleich; das nöthige Bauholz selbst, ohne daß wir das freundliche Eiland seines ganzen natürlichen Schmuckes zu berauben haben; die Verbindung mit dem Walde ist bequem durch diese Furth, die, allen Anzeichen am Ufer nach, niemals bedeutend angeschwollen sein mag; bist du nicht auch dieser Meinung, Conrad?

Ganz und gar, Herr Baron, versetzte klugen Blickes zunickend der Diener; auch, glaube ich, läßt sich diese Insel mit geringer Mühe durch natürliche Verzäunung recht gut befestigen, und sie ist, wie vom Ufer, so auch von den nächsten Inseln weit genug entfernt, um mittelst unsrer Feuerrohre die Indianer in gehörigem Respect zu erhalten.

Mein wackerer Freund, sagte lächelnd der Baron, wenn uns mein Bischen Gold nicht sicherer stellte als unsere Munition und dein sehr lobenswerther Muth, so viele Proben du mir auch bereits davon gegeben, stände es doch immer mißlich um unsern Frieden, um unser Dasein, denn zur Vertheidigung eines um die ganze Insel gezogenen Hages wären mindestens ein halb Hundert Schützen nöthig; wir wollen hoffen, daß wir unser Pulver und Blei, wie unsere Hirschfänger nur zum Erlegen des Wildes mögen nothwendig haben. Uebrigens — fuhr er nach einigem Schweigen, einen Seufzer unterdrückend und seinem Sohne wie dem Diener die Hand reichend, ernsten Tones fort —, was auch kommen möge, wir haben dem Tode wiederholt in's Auge geblickt und werden wissen als Männer zu sterben.

Gewiß! Bei Gott! riefen Beide aus; in jedem Augenblick, wann und wie es sei.

Nach dieser Betheuerung traten sie, neben einander schreitend, den Weg durch die sanft gekräuselte, brillanten schimmernde Furth an, deren Wasser, dahinquellend über Kiessand und leichtes Gerölle, selbst an den tiefsten Stellen ihnen nicht bis an die Kniee reichte. Bald war sie durchmessen und das begehrte Ufer der Insel erstiegen. Diese glich, wohin die Ankömmlinge blickten, einer geschmackvollen englischen Anlage, deren ganze Schönheit ihnen erst von ihrem höchsten Punkte, dem sie schweigend zugeeilt, anschaulich wurde.

Es war dies ein etwa hundert Schritte im Gevierte messendes Plateau, nicht mehr als zehn Klafter über dem Wasserspiegel des glänzenden Missouri, aus welchem zwischen anmuthig gruppirten Eschen, Fichten und Birken hier und da seltsam gestaltete Felsblöcke hervorragten, welche eine Lichtung umfriedeten, groß genug, um ein weitläufigeres Wohngebäude zu fassen, als die Ansiedler zu erbauen im Sinne hatten.

Der Ausblick von dieser Anhöhe über das weite Flußgebiet war bezaubernd. Der strahlende Wasserspiegel, von unzählbaren größeren und kleineren Eilanden durchbrochen, glich in seiner nach Norden hin unübersehbaren Ausdehnung einem riesigen Geschmeide von in Brillanten gefaßten Smaragden; der dunkle, meilenweit ostwärts hingezogene Urwald stand zu dem leuchtenden Felsgebirge im Westen, das seine gewaltigen Massen parallel mit ihm in das reine Aetherblau emporhob, in einem Contraste, den kein Maler sich imposanter, darstellungswürdiger denken könnte; das ganze herrliche Naturbild von einer zauberischen Ruhe durchflossen, wie sie nur ein Homer und Claude Lorrain in Wort und Farbe wiederzugeben vermochten; ein Hauch seligen Friedens wehte über diese sanften Gewässer dahin, Alles ringsum lebte und webte in ursprünglicher Schöne, mild bewegt vom Geiste der Natur.

Unsere Wanderer hatten sich auf einem ganz freistehenden Felsblocke niedergelassen und von da aus das entzückende Gemälde betrachtet; sie saßen einige Minuten, ohne ihren Gefühlen Worte zu geben, versunken in Anschauung, ach und in schmerzliche Erinnerungen zugleich; denn die schöne Natur liebt zur Gesellschaft die Wehmuth mehr als jeden andern Gefährten; Wehmuth aber ist der Himmelsthau auf der Rose der irdischen Liebe.

Der Baron erhob sich zuerst und sprach, sich gewaltsam ermannend:

Hier also bleiben wir, so lang' es Gott gefällt, hier! Ich nehme Besitz von diesem kleinen Paradiese, nachdem ich die Hölle und das Fegefeuer durchwandert, Besitz im Namen des Weltgeistes, der meinen

Digitized by Google

Willen, meine Kraft dazu bevollmächtigt; ich nenne dieses Eiland die „Insel der Erkenntniß“. Nun kommt und lasset sie uns besichtigen.

Sohn und Diener folgten ihm nachsinnend. Sie stiegen den nördlichen Abhang hinunter durch liebliches Strauchwerk, stellenweise überragt von hohen Bäumen, der wellenförmigen Niederung zu, deren Boden, nur selten noch durch kahlen Steppengrund unterbrochen, immer milder sich zeigte und zuletzt in eine weite dem üppigsten Rasensammet bedeckte Fläche auslief, die in ihrem Halbkreise nördlich ein mannshoher Hag frischgrünender und köstlich duftender Stauden umgab. Die nächste Insel, einen Büchsenschuß weit von dieser, war bald so groß, felsiger und dünner bewachsen; die fernerliegenden glichen den beiden an Gestalt und Ausdehnung; im Westen aber erstreckte sich vom äußersten Uferarme des Stromes bis an die Rocky Mountains eine Prärie, so daß man zur Linken wie zur Rechten freien Ausblick hatte und jede Annäherung von Menschen gegen die nächsten Inseln leicht beobachten konnte.

Auf dem Rückwege zum felsigen Plateau, dem Mittelpunkte dieses parkähnlichen Eilandes, wohin sie sich längs des niederen sanft gewundenen und dicht bebuschten westlichen Ufers begaben, standen sie, einige hundert Schritte noch von der Anhöhe entfernt, in einem Bosquet plötzlich freudig überrascht vor einem Bächlein, dessen klares bebendes Wasser sich hier durch das Rundgebüsche schlängelte. Sie tranken daraus, fanden es von köstlicher Frische und beeilten sich, die Natur ihres Fundes genauer zu untersuchen. Diese nicht sehr tiefe und nur drei bis vier Schuh breite aber raschfällige Quelle, die sich unweit dem Punkte der Entdeckung in den Strom ergoß und die von da aus abgedämmt und durch die Wiesenfläche hinabgeleitet werden konnte, war für die Ansiedler nicht nur in dieser Beziehung eine Wohlthat, sondern vielmehr noch dadurch, daß sie ihnen zur Zeit, wann das Wasser des Missouri durch anhaltenden Regen oder Schneefall im Gebirge ungenießbar würde, ein ungetrübtes Labsal blieb.

Alsbald ihren Lauf zum Ursprunge hin verfolgend, fanden sie diesen zwischen einer grottenartigen, von Fichten beschatteten Felsenmasse am westlichen Abhange des Hügels: eine durch Gestaltung des Gesteins wie der Pflanzen an sich schon sehr anmuthige, durch die freie Aussicht aber nach dem Hochgebirge überaus reizende Stelle, die Carl, der die Quelle bei ihrer Ausmündung und hier den Ursprung derselben zuerst erblickt hatte, sogleich für seinen fernern Lieblingsplatz erklärte und mit Zustimmung seines wehmüthig lächelnden Vaters „Carlstein“ benannte.

An diesem lieblichen Orte ließen sie sich auf dem bemoosten, von hohem Farrenkraute und Schlinggewächsen umrankten Gesteine nieder, um auszuruhen und sich durch einige Nahrung zu erquicken. Conrad öffnete den ledernen Proviantsack, den er quer unter seinem Tornister befestigt hatte, und langte daraus den zu einer Mahlzeit für drei Männer noch völlig genügenden Rest einer gebratenen Hirschkeule hervor, die er sogleich mit vieler Gewandtheit zerschnitt und auf einem silbernen Teller, dem einzigen, den der treue Diener heimlich aufbewahrt hatte, mit einer Büchse Salz seiner geliebten Herrschaft sehr geschäftigt präsentirte; dann füllte er den gemeinschaftlichen ledernen Trinkbecher an der Quelle und überreichte ihn dem Sohne mit den Worten: Ungetrübt, wie dieses Wasser, sei Ihre Zukunft! —

Nachdem sie sich sattsam gelabt, brachen sie auf und verließen die Grotte, um nun auch noch die Südseite der Insel zu untersuchen. Diesem Zwecke zufolge, stiegen sie, statt über das Plateau den Weg einzuschlagen, die vorspringenden Felsblöcke hinunter zum Ufer und bogen von da links in ein dichtes Gehölz ein, das von der Mitte des Hügels fast der ganzen Breite der Insel nach sich bis zum mittägigen Strande erstreckte und beinahe nur aus schönen hohen Fichten bestand, theilweise durchwachsen von dichtem Gesträuche und niederem Laubholze; ein Hain, der selbst nach Ausschlagung der zum Baue des Blockhauses nöthigen Stämme, für seine Bewohner immer noch, besonders zur Sommerszeit, ein durch seinen kühlen Schatten und würzigen Duft sehr anziehender Aufenthalt bleiben mußte.

Vor einer Lichtung desselben, ungefähr fünfzig Schritte im Kreise und bedeckt von hohem Grase, hielten die Wanderer stutzend an und erhoben instinctmäßig ihre Büchsen, zum Schuße bereit; ein Geräusch aus dem nahen dichten Unterwuchse des Gehölzes war der Grund dieser Ueberraschung. Im nächsten Augenblicke — sie standen noch hinter einigen Fichtenstämmen — flog ein Rudel Hirsche aus dem Gebüsche über die Lichtung der Anhöhe zu, quer an ihnen, nur wenige Schritte entfernt, mit Gedankenschnelle vorbei, aber doch nicht schnell genug, um in solcher Nähe den wohlgerichteten Schüßen aus trefflichen Büchsen ganz ohne Verlust entrinnen zu können. Der Baron hatte nicht geschossen, Conrad einen mächtigen Zehnender gestreift, den sich Carl zufällig auch zum Ziele ersehen, und den dessen Kugel tödtlich getroffen der edle Hirsch auch zusammenbrach und augenblicklich verendete. Der Diener stieß einen Freudeschrei aus; sein Herr aber gebot ihm Schweigen, und seinem Sohne, der vorspringen wollte, Halt! indem er rasch und strengen Tones sprach:

Ihr Unvorsichtigen! Ist es schon so lange her, daß wir der Parforcejagd der Indianer entronnen? Augenblicks ladet eure Büchsen und gebet sonst nicht einen Laut von euch.

Beide gehorchten schweigend und folgten ihm, nachdem sie schleunigst geladen hatten, geradehin über den offenen Platz durch das Gehölz dem östlichen Ufer zu, von wo aus man eine weite Strecke des großen Waldes überblicken konnte. Die Besorgniß des Barons erwies sich als eine nur zu wohlbegründete: gedeckt von starken Baumstämmen und hohem Strauchwerk, erblickten sie genau an derselben Stelle des Waldsaumes, von wo aus sie vor kaum zwei Stunden das schöne Stromgebiet überschaut und bewundert hatten, einen starken Trupp Indianer, bewaffnet mit Büchsen, Bogen und Tomahawks, und in nördlicher Richtung am Ufer hin eine Abtheilung derselben in beflügeltem Laufe hinter dem Rudel Hirsche drein, das zwischen Wasser und Wald über die Fläche dahinflog.

Hatte ich nicht recht? sprach der Baron leise und jetzt mit einer Ruhe, die er seinem Sohne und Diener zur Seite, wirklicher Gefahr stets entgegensetzte; die Indianer hatten unsere Spur im Walde gefunden und verfolgt; sie haben ohne Zweifel auch eure Schüße gehört und warten jetzt nur noch die Rückkunft der Ihrigen von der Jagd ab, um uns aufzusuchen. Es sind deren, wie Ihr seht, an Hundert; jeder Widerstand wäre hier lächerlich, uns zu verbergen oder zu entfliehen ist unmöglich; nichts bleibt übrig als ihnen frei und mit den Zeichen des Friedens ruhig entgegen zu treten; vielleicht sind es Shoshonen, die nach einem Kriegszuge gegen die nicht minder tapferen Sioux oder Osagen in ihre Wigwams heimkehren; ist dies der Fall, so dürfen wir unbesorgt sein, immerhin aber folget jetzt in Ruhe meinem Beispiele.

Dies gesprochen, während daß sie wiederholte Schüße aus der Ferne vernahmen, eilte er, von ihnen gefolgt, der Anhöhe zu.

Bald hatten sie das Plateau erreicht. Hier legten sie ihre Waffen auf ein Felsstück, brachen drei große starkbelaubte Zweige von einem Strauche und traten, diese hoch empor haltend, auf den äußersten gelichteten Punk, von wo aus die Indianer sie erblicken mußten, und schwangen da, die linke Hand an's Herz gelegt, ihre Friedenszeichen.

Nach wenigen Secunden schon hatte sie der scharfe Blick der Wilden entdeckt, ein gellender Aufschrei des Trupps am Walde wie der Uebrigen, die, mit Beute beladen, bereits zurückeilten, gab ihnen Gewißheit. Diesem entsetzlichen Schrei folgte alsbald ein dumpfes Gemurmel, und es formte sich, nachdem Alle zusammengetreten waren, ein weiter Kreis wie zur Berathung. Während derselben, die einige Minuten anhielt, blieben unsere Wanderer in unveränderter Stellung, die Zweige über ihren Häuptern schwingend, still gewärtig des da Kommenden.

Jetzt öffnete sich der Kreis und ein Indianer, um welchen er sich gebildet hatte, vor allen Uebrigen ausgezeichnet durch hohen Wuchs und Schmuck, kam in Begleitung zweier Andern, festen und nicht sehr hastigen Schrittes die sanfte Abdachung gegen das Ufer zu gegangen, während die Zurückgebliebenen regungslos am Walde hielten.

Angelangt an der Furth, blieben die Indianer stehen, und ihr Führer gab den auf dem Plateau Harrenden durch eine dreimal wie-

Digitized by Google

derholte edle Handbewegung ein Zeichen, von der Insel herab zu ihnen zu kommen; ein Act der Vorsicht, die selbst den tapfersten Wilden eigen, wenn gleich meistentheils nur das stille Vorspiel unerhörter Wuth, schaudererregender Raserei und Grausamkeit ist.

Des Barons Winke zufolge, gaben sie durch dreimaliges Senken des Hauptes auf die Brust und der Zweige zur Erde ihre Willfährigkeit zu erkennen und traten hiernach, mit Zurücklassung ihrer Waffen, den Weg auf Leben und Tod zu den Indianern an.

Die Shoshonen.

In ruhiger, zugleich fester und bescheidener Haltung schritten sie neben einander den Hügel herab, und gelangten so durch das Flußbett zum jenseitigen Ufer, an dessen Rande die drei Abgeordneten der wilden Krieger ihrer regungslos harrten.

Einer von diesen, derselbe, um welchen sich früher am Walde der Berathungskreis gebildet hatte, that nun einen Schritt auf die Ankömmlinge zu, und gab dem Baron, der ihm zunächst stand, ein Zeichen, er möge sprechen.

Es war dies ein schöner starkgebauter Mann von etwa dreißig Jahren, über sechs Fuß hoch und so vollkommen ebenmäßig gegliedert, daß er jedem Bildhauer hätte zum Modele eines antiken Kriegers dienen können; eine Gestalt, deren Kraft und Schönheit noch durch eine Haltung gehoben ward, aus welcher mächtiges Selbstbewußtsein in weit mehr edler als wildstolzer Weise sprach, so daß sein Anblick die Gekommenen, die ihn mit Überraschung und Bewunderung betrachteten, mit Vertrauen erfüllte.

Die Züge seines nicht tätowirten Antlitzes von dunklem Oliventon, eben so rein und edel geformt wie seine Glieder, belebten sich durch einen Blick aus großen, starkbeschatteten schwarzen Augen, der bei aller Gewalt, womit er den Gegenstand erfaßte, doch etwas Weiches, Elegisches an sich hatte, das zur Mittheilung einlud.

Seine Bekleidung war malerisch ohne Bizarrerie. Um die Stirne, von der sein blauschwarzes glänzendes Haar in dichten sanften Wellen auf den starken Nacken gleichgetheilt niederfloß, schlang sich ein zollbreiter Reif von gelbem hellpolirtem Metalle, woraus sich ein hoher kronenförmiger Federschmuck erhob, dessen bunte Farben von dem ernsten Teint des Gesichtes seltsam abstachen. Hals und Brust trug er nackt, ohne allem Schmuck; die musculösen Arme, gleichfalls entblößt, waren dagegen mit Korallenschnüren und golden schimmernden Metallspangen umwunden, von denen eine über dem Gelenke der rechten Hand die Gestalt einer Schlange hatte. Von den schlanken Hüften herab bis zu den Knieen fiel in reichen Falten ein Rock von purpurnem Wollenstoffe, durch einen handbreiten Ledergürtel befestigt, von dem mehrere Scalps niederhingen. Die nackten Beine waren oberhalb der Knöchel mit einem gelben Ringe verziert und die Füße mit künstlich gearbeiteten Sandalen bekleidet. Als einzige Waffe trug er einen ungeheueren Tomahawk, ganz aus blankem Stahl, auf den er stehend sich ungebückt stützen konnte, und welchen er in dem Augenblicke, da er den Fremdlingen entgegentrat, wie einen Rohrstab erhob, und wieder senkte.

Seine zwei Gefährten, gleich ihm und dem Trupp am Walde, nur um die Lenden bekleidet, waren vorgerückten Alters, von kräftigem, aber weit wilderem Aussehen; auch die Gürtel dieser trugen die entsetzlichen Trophäen der Indianer, Stirnhäute, und kurze Tomahawks, während sie sich auf langrohrige Flinten stützten; Gesicht und Brust, theilweise tätowirt, ließen als Hauptsymbol eine Schlange in schönem hellem Blau erblicken.

Der Baron, mehrerer europäischen Sprachen mächtig, wollte jetzt, da er sich mit den Indianern zu verständigen hatte, es zuerst mit der englischen versuchen; da ihm diese nächst der deutschen die geläufigste und dann auch anzunehmen war, daß in diesem zahlreichen Trupp Krieger wenigstens einer der älteren ihn verstehen werde, der ihm sonach als Dolmetscher bei den Seinen dienen könnte.

Ist Einer unter Euch — begann er sanften, ruhigen Tones die wichtige Unterredung —, der Englisch oder eine andere Sprache des weißen Mannes spricht?

Auf diese Anrede, hauptsächlich an den schönen großen Indianer gerichtet, entgegnete derselbe in englischer Sprache, worin er sich zu freudigem Erstaunen der Ankömmlinge sehr deutlich und geläufig auszudrücken verstand:

Ich und mehrere der Meinigen verstehen und sprechen die Sprache der Bleichgesichter; unser Ohr hat sich im mexicanischen Gebiete an das Spanische, in Oregan und am Missisippi an das Englische gewöhnt, wenn gleich nicht unser Herz; aber banget darum nicht, ihr Fremdlinge und folget mir getrost in die Mitte meiner Krieger, auf daß sie durch meinen Mund vernehmen, was ihr mir vertrauen werdet; kommt!

Dies gesprochen, schwang der Indianer seinen gewaltigen Tomahawk über die Schulter, wandte sich rasch und schritt mit hohem Anstande dem Walde zu, gefolgt von den überraschten Fremdlingen, denen die beiden andern Indianer dicht zur Seite blieben, so daß der Zug, der sich ziemlich behende gegen die Anhöhe bewegte, mehr einer Eskorte von Gefangenen als einer Begleitung von Freunden glich.

In wenigen Minuten war der Waldsaum erreicht, vor welchem sich der Trupp Rothhäute in noch unveränderter Haltung befand.

Es waren fast durchgängig junge, stark und wohlgebaute Männer von mehr kriegerisch trotzigem als wildem Aussehen, nicht unedler Gesichtsbildung, wenig tätowirt, bis auf den Lendenrock nackt, die Haare lang, von einem Stirnbande um die Schläfen gefesselt, die scharfbraune Hautfarbe durch mehr oder minder schimmernden Schmuck von bunten Federn, Ringen und Glasperlen gehoben, theils mit Flinten, theils mit Bogen und Köcher versehen, keiner jedoch ohne Beil und Skalpmesser im Gürtel.

Jetzt begrüßte in nicht sehr aufmunternder Weise die Ankömmlinge ein seltsames, dem dumpfen Brausen der hohlgehenden See nicht unähnliches Getöne, und Letztere sahen sich plötzlich inmitten eines weiten von den Kriegern gebildeten Kreises und Aller Blicke, die indeß mehr Neugierde als Zorn aussprachen, auf sich gerichtet.

Der Baron betrachtete sie ruhig und wollte eben das Wort ergreifen, als er sich mit seinem Sohne und Diener von einem zweiten, engeren Kreise umringt sah, den der schöne Indianer mit seinen zwei Begleitern und neun aus den Aeltesten der Schaar eben so rasch als geräuschlos geformt hatte. Ersterer schwang seinen Stahltomahawk, senkte ihn, stützte sich darauf und sprach englisch die Fremden an, indem er sagte:

Bevor wir euch die Friedenspfeife reichen und euch dadurch, so lang' ihr dessen würdig bleiben werdet, unsern Schutz, den der Gastfreundschaft anbieten, entdeckt uns, wer ihr seid, was ihr wollt, wie ihr in dieses unser angestammtes freies Gebiet gekommen. Redet die Wahrheit, denn der große Geist hört euch, er haßt die Lüge; aber auch wir vernehmen euer Wort und der Menschengeist ist zu täuschen. Sprechet wahr zu mir, dem Häuptlinge eines mächtigen Zweiges vom Stamme der Shoshonen, den der Wille des Ewigen in dieses herrliche Land gepflanzt und bisher noch ungeschwächt, in voller Blüth' und Frucht erhalten hat. An fünf Hundert Krieger, deren Tapferkeit tausend Stellen zwischen den zwei großen Strömen bestätigen, gehorchen mir; dennoch sprech' ich friedlich zu euch, denn eure Zweige haben die Zornesgluth ermäßigt, die an den Schläfen des rothen Mannes beim Anblicke des weißen als Schlange emporzüngelt und das Gehirn entflammt zu Gedanken der Gewalt. Noch einmal, sprecht frei und wahr; drei dieser bejahrten Helden, mir zur Seite, verstehen gleich mir euere Sprache, und, was noch mehr, ihr Blick ist, wie der meinige, nicht zu täuschen, er findet den Weg durch's Auge zum Herzen. Redet nun, ich habe gesprochen.

Die Greise neigten mehrmals, wie zum Zeichen des Beifalls für die Worte ihres Häuptlings, die von langen grauen Haaren umwallten Häupter, und gaben dem Baron durch eine sanfte Handbewegung zu erkennen, daß sie nunmehr seiner Rede gewärtig seien. Und dieser, während sein Sohn, der des Englischen gleichfalls mächtig und von den Worten wie von dem ganzen heroischen Wesen des Häuptlings sichtlich ergriffen war, denselben mit immer steigender Bewunderung offen in's

Digitized by Google

Auge faßte, nahm jetzt, ſeinen Zweig wie zum Gruße ſenkend, mit vollkommener Ruhe in Miene und Stimme, das Wort und ſprach:

Das Reich des großen Geiſtes iſt ohne Gränzen, und allüberall iſt Leben durch ihn und in ihm. Er kennt keinen Unterſchied der Farben, keinen der Sprachen; die Farben ſind für ihn nur Strahlenbrechung ſeines ewigen Lichtes, die Sprachen nur das wechſelnde Lallen ſeiner Kinder; es lebt nur Ein Gott und wir Alle ſind durch ihn, den Einzigen!

Die Greiſe blickten den Sprechenden mit Verwunderung an; der Häuptling aber gab ihm einen flüchtigen Wink, inne zu halten, richtete ſich empor, und theilte mit erhobener Stimme ſeinen Kriegern den Inhalt der eben vernommenen Anrede in ihrer Sprache wörtlich mit, worauf ein beifälliges Gemurmel durch den weiten Kreis hin erfolgte. Dann begann der Baron von neuem, und ſprach alſo weiter:

Die Erde iſt groß und ſchön, aber ungleich vertheilt ſind ihre Güter, und es iſt die Nothwendigkeit, die auszugleichen ſtrebt. Fern im Oſten von euch, ihr freien, tapferen Söhne dieſes fruchtbaren Landes, leben Millionen auf einem Gebiete, das für nur Hunderte von euch zu klein, zu beſchränkt erſcheine, denn euer Schritt iſt raſch wie der des Edelwildes, das ihr jagt, und eure Bruſt iſt gewohnt an den ungetrübten, reinen Hauch eurer unermeßlichen Ebenen und Wälder. Ihr kennt nicht die Noth, ihr habt nie Thränen geſehen, wie ſie Armuth und Kummer den ſchlafloſen Augen einer Mutter, eines Vaters erpreſſen; aber ihr habt davon gehört und ich bin nicht gekommen, euch belehren zu wollen. Auch kam ich nicht hierher, dem Nahrungstriebe fortgeſtoßen; ich hätte mir, meinem Sohne und Diener, die ihr an meiner Seite ſeht, durch das Gold, welches ich bei mir führe, in meiner Heimat fern im Oſten über dem Meere, ſo wie unter den Amerikanern in den ſogenannten freien Staaten guten Unterhalt verſchaffen können; aber es zog mich eine andere, tief in der Bruſt begründete Nothwendigkeit aus den Städten und Dörfern der weißen Männern fort, und zu euch, von deren edlem Sinne, wie er meiſt mit wahrer Tapferkeit vereint, ich gehört habe, um mit den Meinigen unter eurem Schutze zu leben und zu ſterben.

Hier hielt er inne, und der Häuptling, deſſen dunkelblickendes Auge bei des Redners letztern Worten ſeltſam, jedoch nicht beunruhigend, aufleuchtete von heftiger Gemüthsbewegung, ſah jetzt wieder im Kreiſe umher, und trug das Gehörte mit lauter, wohltönender, gegen den Schluß hin gerührt erhebender Stimme vor.

Carl und ſein Vater bemerkten den höchſt günſtigen Eindruck, den dieſe Mittheilung auf die Indianer hervorbrachte, hüteten ſich aber wohl, einen Blick der Zuverſicht zu wechſeln; ſie blieben regungslos ſtehen, und vernahmen hoffnungbeſeelt das laute Beifallmurmeln der Schaar, welches erſt auf ein Zeichen des Führers in ehrerbietiges Schweigen überging, wonach derſelbe den Baron mit wenigen, ſehr freundlich betonten Worten einlud, das noch zu Sagende vorzutragen. Dieſer verneigte ſich, und ſchloß ſeine Rede alſo:

Ich war in meiner Heimat kein Krieger, ſondern ein Mann des Friedens; aber ich war ein Streiter für die Wahrheit und meine Waffe war das Wort der Ueberzeugung. Der Schein beſiegte mich, ich unterlag und zog mich zurück, verfolgt von Hohn, erfüllt von Gram. Meine Feinde machten mir die geliebte Heimat zur Wüſte, und ich floh durch ſie dahin, halb verſchmachtend. Meine Gattin brach in Kummer zuſammen und ſtarb; dieſer Jüngling, mein einziger Sohn, und dieſer treue Diener folgten mir in die Fremde. Ich beſchloß, mit ihnen zu euch zu fliehen. So überſchifften wir den Ocean, und gelangten nach vielem Ungemach bis zur Mündung des Miſſiſippi. Hier beſtiegen wir ein nach St. Louis beſtimmtes Fahrzeug und erreichten auch wohlbehalten dieſen Ort. Die Fahrt den dort den Miſſouri aufwärts, unſer fernetes einſames Wandern durch Prairien und Wälder bis hierher in euer Gebiet war ein faſt ununterbrochenes Ringen mit Mangel und Gefahren jeder Art; aber der große Geiſt hat uns beſchützt, und nunmehr haben wir das Ziel unſrer Wanderung erreicht, ſofern ihr uns hier dulden werdet. Die kleine Inſel dort, wo ihr uns gefunden, mit einem von euch zu beſtimmenden kleinen Jagdgebiete, das hinreichend für die Bedürfniſſe dreier an Mäßigkeit gewöhnten Menſchen, und ein Stückchen Land, um Getreide darauf zu bauen; dies iſt, um was ich bitte, und was ich euch abkaufen will; berathet, beſchließet.

Auch dieſen Schluß der Rede theilte der Häuptling der Menge mit, und wandte ſich dann dem Baron mit den Worten zu:

Wir werden berathen, beſchließen; tretet indeß bei Seite und lagert euch dort im Schatten der Bäume; bald vernehmt ihr unſern Willen.

Die Kreiſe öffneten ſich, und ließen die Fremdlinge anſcheinend unbewacht unter eine vorſpringende Baumgruppe treten, wo ſie ſich auch der empfangenen Weiſung nach im Graſe lagerten. Hier reichte der Baron ſeinem Sohne die Hand, welche dieſer an's Herz drückte, indem er ihm tief ergriffen zuflüſterte: Hoffe, mein theurer Vater!

Conrad wechſelte nur mit beiden einen flüchtigen Blick der Zuverſicht und des Muthes.

Jetzt veränderte ſich die Scene vor ihnen.

Die älteſten der Indianer hatten ſich auf einer mäßigen Erderhöhung niedergelaſſen und die Übrigen ſetzten ſich, einen dichten Halbkreis um ſie bildend.

Der Häuptling, der allein inmitten desſelben ſtehen geblieben, redete nun die Verſammlung in der weichklingenden Sprache der Shoſhonen an, und ſchien während ſeines Vortrages ſehr bewegt. Dieſem folgte beifällige Zuſtimmung und, nachdem er ſich zwiſchen den Greiſen gelagert, erhob ſich einer der Indianer, die ihm zur Inſel gefolgt waren, ein Mann von harten kalten Geſichtszügen, der alsbald ſeine Rede in ſtrengem Tone begann, und beinahe durch eine Viertelſtunde ununterbrochen ſprach, wobei er wiederholt ziemlich heftig geſticulirend auf die Fremdlinge hinwies, und die er damit ſchloß, daß er, einige Worte mehr ſchreiend als ſprechend, mit der Linken ſeine Stirnhäute am Gürtel berührte, indeß ſeine ſtarke Rechte raſch nach dem Skalpmeſſer griff.

Das Antlitz des Häuptlings verrieth während der Rede dieſes ſtarren, unbeugſam feindſeligen Kriegers, was in ſeiner Seele vorging: es erſchien dies als ein Gemiſch tiefen Schmerzes und Zornes, klugen Nachſinnens und verletzten Stolzes; mehrmals maß er den Redner mit einem furchtbaren Blicke, ſenkte aber dann ſogleich das flammende Auge wieder und drückte den Tomahawk krampfhaft in den Boden.

Als der wilde Sprecher geendet und ſeinen frühern Platz eingenommen hatte, erhob ſich der älteſte der Indianer, ein Greis von ehrwürdigem und zugleich noch ſehr rüſtigem Ausſehen.

Dieſer ſprach nur wenig, aber die Wirkung ſeiner Worte war eine entſcheidende, denn ein allgemeiner Ausruf beifälliger Zuſtimmung drang aus dem Kreiſe, und der Häuptling ſprang auf, und drückte ihm ſtrahlenden Blickes die Hand. Hiernach redete der ſchöne junge Führer ſeinen Trupp noch einmal an, und rief ſodann den drei Harrenden engliſch zu, in den Kreis zu treten.

Der Häuptling.

Dieſe thaten, wie ihnen geheißen worden, und wieder bildete ſich ein Kreis um ſie. Als ſich Alle gelagert hatten, ward die Friedenspfeife angebrannt und dem Greiſe gereicht, der zu Gunſten der Anſidler geſprochen. Er machte einen leiſen Zug daraus; die Aelteſten folgten ſeinem Beiſpiele. Der letzte aus ihnen übergab ſie dem Häuptlinge, und dieſer, nachdem er ſie mit den Lippen berührte, reichte ſie dem Baron, der vor ihm ſaß, mit den Worten:

Nimm die Friedenspfeife und führe ſie zum Munde; ein Gleiches mögen dein Sohn und Diener thun.

Es geſchah, und hierauf ging die Pfeife im ganzen Kreiſe umher. Und der Häuptling nahm wieder das Wort und ſprach:

Nun biſt du uns kein Fremdling mehr, ſondern ein Gaſtfreund, und als ſolcher mit den Deinen unſeres treuen Schutzes verſichert. Du haſt offen geſprochen und die ehrwürdigen Väter hier haben in deinem Herzen Güte, in deinem Geiſte Weisheit gefunden. Wir haben berathen und beſchloſſen; deine Bitte iſt dir gewährt: jene Inſel mit einem Stück Landes dem Strom entlang und einer Strecke Waldes, die wir noch bezeichnen werden, iſt dein; was du dafür, nicht an mich, ſen-

Digitized by Google

dern an die Aeltesten meines Stammes, von deinem Golde hingeben, bleibt dir anheimgestellt. Unsere Wigwams stehen in den grünen lachenden Thälern der Roky Mountains; nur uns bekannte Engpässe führen dahin. Meine Krieger kehren zu ihren Squahs, Kindern und Geschwistern zurück, um auszuruhen von einem wochenlangen Zuge voll Ruhm und Beute. Ich werde mit einigen aus ihnen kurze Zeit noch hier verweilen und euch eure Wohnung bauen helfen. Was ihr an Getreide zur Aussaat wie an Pulver und Blei bedürfen werdet, sollt ihr durch uns erhalten. Und nun erhebet euch und saget euren neuen Freunden Lebewohl!

Alle erhoben sich hier auf seinen Wink, und der Baron, nachdem er einige Worte des Dankes an den Häuptling und die Krieger gerichtet hatte, nahm aus seinem Gürtel eine Rolle von hundert Guineen, öffnete diese und legte die funkelnden Goldstücke vor dem Aeltesten auf den Rasen mit der herzlich ausgedrückten Bitte nieder, seiner kleinen Ansiedlung den Schutz des mächtigen Stammes nie entziehen zu wollen.

Mehr noch als die blanken Goldstücke auf dem grünen Sammet, blitzten die Augen der meisten Indianer bei diesem Anblicke, vor allen die desjenigen, der so heftig gegen die Aufnahme der weißen Männer gesprochen hatte, und der, wie sich noch zeigen wird, seinen Beinamen „die Klapperschlange“ mit vollem Rechte führte; sein Blick aus tiefliegenden kleinen, widerlich stechenden grünen Augen schoß giftig umher und sein scharf gezeichnetes Gesicht nahm einen Ausdruck von schaudererregendem Ingrimm an, in den sich ein häßlicher Zug von Hohn und tiefbrütender Rache mischte.

Das Geld wurde von den Aeltesten in Empfang genommen und dann vom Häuptlinge, dessen scharfem Blicke das Benehmen seiner Leute, besonders der Klapperschlange nicht entgangen war, der sich übrigens anscheinend ganz gleichgiltig bei dieser kurzen Scene verhalten hatte, der Befehl zum Aufbruche des Trupps nach den Bergen ertheilt, dem man auch sogleich Folge leistete. Alsbald hatten sich die Indianer mit der ihnen eigenen geräuschlosen Schnelligkeit zum Zuge angeschickt und folgten jetzt, nach einer letzten kurzen und leise geführten Unterredung zwischen dem Häuptlinge und den Aeltesten, diesen dahin zum Ufer, die Furth schief entlang zur Insel, hinter deren südlichem Waldsaume endlich der ganze Trupp verschwand.

Der Häuptling, zubenannt die Riesenschlange, war mit fünf der jüngsten und kräftigsten Indianer, die er selbst ausgewählt hatte, zurückgeblieben. Er schien in sehr ernstes Nachsinnen versunken und tiefes Schweigen herrschte, bis der Zug seiner Krieger hinter der Insel verschwunden war. Da fuhr er sich mit der Palme der linken Hand über Stirn und Augen, holte tief Athem und sprach den Baron abermals englisch also an:

Meine Leute hier verstehen diese Sprache nicht, in der ich fortan mit euch reden werde. Sie lieben mich und werden euch darum ehren. Mit ihrer Hilfe erbaut ihr eure Wohnung. Die Landstrecke längs des Ufers, sechsmal so groß als diese eure Insel und ein Stück Waldes, dessen Umkreis ihr in einem Tage beschreiten könnt, gehört euch; bedürft ihr in Zukunft mehr, soll es euch gleichfalls werden. In wenigen Tagen wird man euch Getreide, Werkzeuge und Schießbedarf bringen; mittlerweile wollen wir ungesäumt auf der Insel den Bau beginnen. Kommet nun!

Und die Ansiedler folgten ihm und den jungen Kriegern, noch wie betäubt von all diesen Vorgängen und von Staunen erfüllt über das außerordentliche Wesen des edlen Häuptlings.

Angelangt auf dem Plateau der Insel, nahmen sie ihre Büchsen und Hirschfänger an sich und folgten dem Beispiele ihres Beschützers, der sich auf einem Felsstücke niederließ, während die andern Indianer, wie seines Befehls gewärtig, stehen blieben. Alsbald auch ertheilte ihn derselbe und er lautete dahin, das zu einer Hütte nöthige Holz zu fällen, welche den Ankömmlingen bis zur Vollendung eines Blockhauses genügte; sodann im nahen Walde ein Stück Wild zur Bereitung eines gemeinschaftlichen Mahles aufzusuchen.

Für Letzteres, sagte Carl lächelnd, habe ich schon vor eurer Ankunft, obgleich ein wenig vorlaut, wie mein guter Vater meinte, gesorgt.

Wie so das? fragte der Häuptling, den offenen, blühenden Jüngling mit sichtlichem Wohlgefallen, ja mit einem Ausdrucke der Rührung betrachtend; die Feuerwaffe kleidet meinen jungen Bruder gut, aber weiß er sie auch schon sicher zu führen?

Das will ich meinen! rief der Gefragte mit Wärme aus und setzte dann, den Ton bescheiden herabstimmend, gemüthlich hinzu: Ihr habt wohl, als Ihr diesen Morgen aus dem Walde tratet, die zwei rasch auf einander gefallenen Schüsse gehört, nicht wahr? Nun gut. Als wir da unten im Gehölze an eine Lichtung kamen, flog ein Rudel schöner Hirsche an uns vorüber. Mein besonnener Vater schoß nicht; ich aber drückte ab und erlegte den Anführer dieser flüchtigen Gesellschaft, den Freund Conrad hier nur gestreift hatte, einen tüchtigen Vierzehnender, der noch unten im Gehölze liegen und uns für mehrere Tage köstlichen Braten geben wird, falls Ihr nämlich damit einverstanden.

Ohne Zweifel, entgegnete der Häuptling freundlich, indem er Carl's Hand ergriff und herzlich drückte, vollkommen einverstanden, wackerer Schütze.

Dann wandte er sich den Indianern zu und befahl ihnen, das erlegte Wild an der bezeichneten Stelle der Insel aufzusuchen und zu zerlegen, um nach gethaner Arbeit einen Theil davon zum Mahle bereit zu haben.

Die Indianer entfernten sich, seinem Befehle nachzukommen, und er nahm nach einer kurzen Pause das Wort wieder, indem er sagte:

Lasset uns nun bis zur Rückkehr meiner jungen Krieger von dem sprechen, was euch angenehm sein mag; die Hütte soll noch vor Sonnenuntergang fertig und inzwischen das Stück Hirsch gebraten sein; für heute mögt ihr ausruhen und euch erlaben, mit dem kommenden Morgen beginnt dann euer neues Dasein, getheilt in Arbeit und gedankenvolle Einsamkeit.

Wie aber nenne ich euch fernerhin, meine weißen Brüder? setzte er, die hohen Lider senkend, hinzu.

Nennet mich, sprach der Baron bewegt, fortan einfach Gotthold, denn so heiße ich; wollt Ihr mich Vater Gotthold nennen, um so besser, mir um so wohltönender; denn Ihr, mein großherziger Beschützer, habt bereits mein ganzes Herz gewonnen und ich werde mich glücklich fühlen, Euch wie meinen zweiten Sohn betrachten zu dürfen.

Bei diesen Worten streckte er dem Häuptling seine Rechte entgegen; letzterer aber, statt sie zu erfassen, sprang auf, warf seinen Tomahawk von sich und stürzte in die Arme des Barons, der sich eben so rasch erhoben hatte, mit dem bebenden Ausrufe: Vater! O ja mein Vater! —

Vergiß deines weißen Bruders nicht! rief der Sohn des Überraschten, wonnig Bestürzten, indem er um Beide seinen Arm schlang; deines Bruders Carl, der dich nicht minder lieben wird, als Vater Gotthold!

Mein lieber Bruder Carl! stammelte der Häuptling, in dessen schönem Auge eine Thräne glänzte, Vater und Sohn umarmend: es ist das ein schöner Tag für mich, Dank und Preis dafür dem großen Geiste.

Und was bin denn ich? stotterte Conrad in gebrochenem Englisch, das er um Vieles besser verstand als sprach, indem er zu der innig verschlungenen Gruppe trat: darf ich denn nicht auch den edlen rothen Mann lieben?

Wer du bist? rief Herr Gotthold, ihm rasch zugekehrt, mit liebevollem Eifer sich aus der Umarmung halb losmachend: der treueste Diener seines Herrn, der hingebendste Freund bist du, und dieser edle Mann wird deine Liebe nicht geringer schätzen als ich.

Treue — sagte der Häuptling wie zu sich selbst, indem er melancholisch lächelnd zu Boden blickte — ist ein schönes, aber seltenes Gut.

Dann richtete er, gleichsam aus einem Traume aufgeschreckt, das Haupt rasch empor und wandte sich dem Diener mit den Worten

Digitized by Google

zu: Bleibe treu; der große Geist lohnt der treuen Liebe, die Blitze seines Zornes treffen früher oder später den Verrath.

Vater und Sohn wechselten einen fragenden Blick; beide fühlten, daß hier eine Saite in des Indianers Brust berührt worden, die eine für ihn schmerzliche Erinnerung anklang; sie schwiegen und überließen es ihm, die Stimmung des Augenblicks festzuhalten oder zu verändern. Er aber bat sie, sich ihm zur Seite zu setzen und sprach, nachdem dies geschehen:

Vater, kannst und darfst du deinem angenommenen Sohne aus deiner Vergangenheit erzählen, so thu' es jetzt; Zeit und Ort sind günstig und mein Herz ist offen.

Ich will es, entgegnete Herr Gotthold mit einem Blicke zum Himmel; mein Sohn und Conrad kennen bereits zum Theile die Geschichte meines Lebens und dürfen das ihnen noch Unbekannte hören.

Nach diesen Worten legten sie Gepäcke und Waffen ab, und er theilte dem Häuptlinge mit, was folgt.

Herr von Bergen.

Mein Name — begann er nach einigem Schweigen ruhigen, würdevollen Tones — ist Gotthold von Bergen und ich stamme aus einer alten freiherrlichen Familie Deutschlands. Aber hat mein edler Sohn jemals von diesem Lande gehöret?

Nicht allein von deinem Vaterlande, lautete die Antwort, sondern von allen Ländern Europa's und der übrigen Erdtheile; ich habe mir, schon vor Jahren, wie jetzt deine Freundschaft, die eines edlen Spaniers im mexikanischen Gebiete und durch ihn viele Kenntnisse erworben; ich weiß um die Verhältnisse der Staaten zu einander, kenne, wie die Natur und Gestalt, so auch die Geschichte der ganzen Erde. Darum fahre fort in deiner Erzählung, mein Geist ist wie mein Herz empfänglich für Alles, was du sagen wirst.

Bei dieser Aeußerung des Häuptlings konnte sich Herr von Bergen nicht länger enthalten, seinem Staunen Worte zu geben und er sprach tief bewegt:

Vom ersten bis zu diesem Augenblicke hat mich dein Wesen und Thun wie mit Dankbarkeit, so mit Bewunderung erfüllt; das Glück, einen Freund deiner Art gefunden zu haben, erscheint mir als ein vom Geschicke endlich gegönnter Ersatz für das namenlose Leid, so ich durch einen Feind in meiner Heimat erlitten.

Das Menschenherz — unterbrach ihn der Sbesdene ernsten Tones — ist geneigter zum Hasse als zur Liebe. Auch ich habe gehaßt, tödtlich! Da sandte der große Geist einen Strahl aus der Sonne seiner Allweisheit in meine finstere Brust, und meine Seele erwachte im schönen Morgenlichte der Bildung. Ich war böse und bin gut geworden, mein Geist war krank und er genas an der Quelle des Wissens; ohne Bildung steht der Mensch dem Thiere gleich, oft unter ihm. Nun aber sprich weiter, ich höre.

Und Bergen fuhr also zu erzählen fort:

Meine Familie war reich und ich der einzige Erbe meines Vaters, eines ausgezeichneten Staatsmannes, den ich leider zu früh verlor, denn ich zählte bei seinem Tode kaum neunzehn Jahre. Meine Mutter folgte ihm schon nach wenigen Monden in's Grab, und ich stand allein zur Zeit, da ich eines Führers zumeist bedurfte, um die Frühlings-Tag- und Nachtgliche des Herzens, da die heftigsten Stürme der Leidenschaften zu rasen pflegen. Ich studirte, aber den günstigen Erfolg meiner Studien dankte ich mehr meiner Fassungskraft als dem Fleiße, denn ich erlernte Alles nur so in flüchtigem Raube, alte und neue Sprachen, Geschichte und mehrere Wissenschaften, von denen mich die des Rechtes im ganzen weiten Sinne des Wortes am meisten anzog. Aus dem durchstürmten Meere der ersten Jugend lief ich, noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, in den Hafen stiller Häuslichkeit ein; ich war gerettet durch ein edles Weib.

Mein Vater hatte den Wunsch gehegt, daß ich mich gleich ihm dem Staatsdienste widmen sollte; ich aber zog es vor, meinen eigenen Acker zu bestellen, und ward und blieb Landmann, glücklich, selig an der Seite meiner eben so trefflichen als schönen Gattin, die mich noch im ersten Jahre mit einer holden Tochter beschenkte und mir im folgenden diesen meinen Sohn gebar. Aber was unterliegt nicht dem wandelbaren Geschicke! Ich sollte seine Laune kennen lernen. Nach fünf wonnevoll durchlebten Jahren starb meine Gattin. Ich litt unaussprechlich und nur die Liebe zu meinen beiden Kindern erhielt mich aufrecht. Die Einförmigkeit des Landlebens, mir bis dahin so süß, gab meinem Grame um die theure Hingeschiedene zu viel Nahrung, auch erheischte bereits die Erziehung meiner Kinder zu große Sorgfalt, als daß ich mich noch länger hätte von der Stadt fern halten können; ich kehrte mit den Meinen in die Residenz zurück. Hier nahm ich meine Lieblingsstudien wieder auf und theilte meine Zeit und Kraft in geistige Arbeit und die Pflege meiner Kinder, die beide gesund an Leib und Seele emporblühten, mir zur Freude. Mit der Wiederaufnahme der Studien kam mir auch der Wille meines Vaters wieder zu Sinne und ich beschäftigte mich mehr und mehr seinem Plane gemäß, mich dem Staatsdienste zu widmen. Name, Vermögen, Sprachkenntnisse und innerste Vertrautheit mit den politischen Verhältnissen eigneten mich zumeist für die umfassendste, aber auch zugleich gefahrvollste Thätigkeit, für die der Diplomatie.

Es sind nun zehn Jahre her, daß ich in den Staatsdienst trat. Um jene Zeit, kurz nach der neuen Gestaltung der Dinge in Frankreich, durchdrang der Geist der Julirevolution fast alle Länder Europas. Auch der Fürst meines Landes sah sich in die Nothwendigkeit versetzt, eine freiere Verfassung einzuführen; es bildete sich alsbald, und anscheinend zur Befriedigung der Gesammtheit, eine klare redliche Constitution aus, mit deren Entwurfe ich und ein Staatsdiener bürgerlicher Abkunft, Namens Müller, ein Mann von außerordentlichem Wissen, durchdringendem Scharfblicke, aber höchst ehrsüchtig und intriguant, beauftragt worden waren.

Beide fast gleich im Alter, ich zählte damals fünfunddreißig Jahre, waren und blieben uns in allem Uebrigen so entschiedene Gegner, daß an ein harmonisches Zusammenwirken unsrer Kräfte nicht zu denken war. Sein Streben ging dahin, Minister zu werden und er setzte alle ihm zu Gebote stehenden Hebel in Bewegung, sich auf diesen Posten zu schwingen. Er war Advocat, gehörte zur äußersten liberalen Partei und wurde von dieser als Kammermitglied gewählt, während ich als Vertreter des conservativen Princips dem Throne fest zur Seite blieb und die Regierung beschützte.

Ein neues Ministerium mußte geschaffen werden. Es geschah, und ward im Sinne der Freunde gemäßigten Fortschrittes, legaler Staatsentwicklung gebildet. Advocat Müller fiel bei jener Wahl durch, indeß mir der Fürst eines der bedeutendsten Aemter nach dem Wunsche der Majorität anvertraute. Dies entflammte den Haß meines Gegners bis zu verzehrender Gluth; er trat in der Kammer als mein entschiedener Feind auf und schwur mir ohne Rückhalt den Untergang. Ich nahm den Kampf an und bot alle meine Kräfte auf zur Erhaltung dessen, was mir aus gereifter Ueberzeugung als unantastbar, und aus angeborner Liebe als heilig erschien. Dieser Kampf der Ideen, mit wechselndem Glücke geführt, währte durch fünf Jahre und endete — mit meinem Sturze; die Opposition hatte gesiegt, Advocat Müller kam auf meinen Posten. Ich reichte, tief verletzt, meine Entlassung ein, sie ward angenommen und ich zog mich abermals in die Einsamkeit des Landlebens zurück, an schmerzlichen Erfahrungen reicher, die ich um den Preis von fünf Jahren unermüdlicher Thätigkeit erkauft hatte. Mir folgte das Hohngelächter der Sieger, dem ich unverbrüchliches Schweigen entgegensetzte; mit ihrem Triumphe nicht zufrieden, ergoßen sie sich, durch meine ruhige Haltung gereizt, in Schmähungen, zuletzt sogar in Verleumdungen über mich; diesen schenkte man keinen Glauben und gegen jene war ich gewappnet mit dem guten Stahle des Selbstbewußtseins; ich ließ die Elenden gewähren und gab mich, wenn gleich leidend, an die treue Natur und an meine geliebten Kinder hin, deren Erziehung ich durch eine sehr gebildete Genferin und einen trefflichen jungen Mann aus meiner Vaterstadt leiten ließ und die ich, da beide ihren Aufenthalt in meinem Hause hatten, selbst zu überwachen Gelegenheit hatte. Meine Tochter — —

Digitized by Google

Hier bebte die Stimme des Erzählers und er drückte sich beide Hände krampfhaft an's Gesicht.

Vater, lieber Vater! rief Carl aus, indem er sich ihm anschmiegte, während Conrad's Augen sich mit Thränen füllten: warum diesen ungeheuren Schmerz in deinem Herzen wachrufen? Genügt es nicht, unserem edlen Freunde hier zu sagen, daß du dein Kind durch das Walten eines unbegreiflichen Geschickes verloren und nur noch deinen Sohn hast, der freudig in den Tod ginge, könnte er dir dadurch die Verlorne ersetzen?

Der Häuptling, der bisher mit ungetheilter Aufmerksamkeit zugehört hatte, betrachtete bei den liebevollen Worten des Jünglings diesen und den Vater mit einem Ausdrucke der innigsten Theilnahme; dann legte er auf des Letzteren Schulter seine Rechte und sprach:

Folge dem Rathe deines Sohnes und verschließe deinen Schmerz in der Brust, wenigstens für heute; der große Geist gönnt uns für Alles Zeit.

Nein — sagte Herr von Bergen, indem er die Hände in den Schoos sinken ließ und seinen Sohn wie seine Freunde gerührt anblickte — nein; der erwachte Schmerz will sich frei ergehen gleich der geweckten Lust; mein Sohn, erst hier, jetzt erst, geschieden wahrscheinlich für immer von der sogenannten civilisirten Welt, sollst du erfahren, auf welche Weise ich meine Tochter, du deine gute Schwester verloren; ein Geheimniß, um welches bis jetzt nur ich und Conrad wußten, und das ich nunmehr dir und deinem edlen Bruder mittheilen will, entdecken muß, soll es mir nicht die Brust zersprengen. Vernehmet mich denn und erwäget, was ich gelitten und noch leide!

Nach einer Pause langen Schweigens, worin sich die Gemüther auf das Kommende vorzubereiten schienen, erzählte er also weiter:

Meine Tochter hatte noch nicht ihr sechszehntes Jahr vollendet, als sie schon in allen den Familien der mir benachbarten und theilweise sehr freundschaftlich zugethanen Gutsbesitzer durch ihre fast ideale Schönheit, engelgleiche Milde und echt weibliche Bildung ein Gegenstand allgemeiner Verehrung war; sanft strahlend wie der Stern der Liebe ging sie auf und unter, immer der Sonne der Wahrheit nahe, in stets gleicher friedlicher Schöne das ewige Licht abstrahlend zu stillem Entzücken Aller, die sie sahen.

Eines Tages machte mich ihre Erzieherin aufmerksam, daß sie die bis dahin so ruhige Gemüthsstimmung ihrer Eleve seit kurzem seltsam verändert finde und drang ich mich, meine Tochter selbst genauer zu beobachten; denn sie gebe sich, sobald sie unbemerkt zu sein glaube, schwärmerischem Nachsinnen hin, sei zerstreut und betrachte das Bildniß ihrer Mutter mit bethränten Augen, gleich als wolle sie sagen: Ach, warum lebst du nicht mehr? dir hätte ich mich ohne Scheu vertraut. So sprach die Gouvernante und fügte hinzu, daß sie keimende Liebe für den Grund dieser auffallenden Umwandlung im Wesen meiner Tochter halte.

Ich war bei dieser Mittheilung bestürzt, dankte übrigens der jungen Dame mit der Versicherung, ihren Rath befolgen zu wollen, und überlegte dann ernstlich, was in dieser wichtigen Angelegenheit zu thun. Offenes Entgegenkommen schien mir das Beste; nur galt es dabei, das Mädchen selbst in dieser Stimmung zu finden.

Die Gelegenheit hierzu ließ nicht lange auf sich warten. Noch denselben Tag bei Sonnenuntergang, es war ein herrlicher Sommerabend, sah ich meine Tochter in den Garten gehen und ich folgte ihr von weitem. Sie erging sich darin träumerisch, das Köpfchen gesenkt, pflückte einige Blumen, die sie allmälig wieder, was sie sonst nie gethan, zerknitterte und vor sich hinstreute, und blieb bisweilen mit gefalteten Händen wie betend stehen. In dieser Stellung überraschte ich sie, indem ich, aus einem Bosquet ihr zur Seite tretend, plötzlich vor ihr stand und sie schmerzlichen Blickes betrachtete.

Sie sah mich, bebte in sich zusammen und sank mir mit dem von Thränen halberstickten Ausrufe: Mein theurer Vater! in die ihr entgegengebreiteten Arme. Ich führte die Halbohnmächtige in eine nahe Laube, ließ mich da mit ihr nieder, hielt sie umschlungen und sprach:

Meine gute Tochter leidet und kränkt ihren bekümmerten Vater durch Schweigen, durch Mangel an Vertrauen.

O nein, nein! stammelte sie, ihr glühendes Antlitz an meine Brust drückend und leis' erzitternd; nicht Mangel an Vertrauen ist es — —

Also Scheu vor mir, mein Kind? fragte ich sanft.

Sie verstummte, bebend am ganzen Leibe.

Und wenn ich die Quelle deines Leidens kennte, ohne daß du mir sie gezeigt? sprach ich nach einigem Schweigen noch milder und die Beklemmene inniger umschlingend.

Mein Vater! flüsterte sie kaum hörbar, sich wie zum Schutze vor sich selbst an mein Herz pressend; Verzeihung —

Nur die Schuld bedarf des Verzeihens, und meine Tochter kann nicht schuldig sein, außer darin, daß sie schwieg und noch immer schweigt.

Vater! ich — ich liebe . . . .

Ich wußte es, mein Kind, so wie ich auch überzeugt bin, daß der Mann deines Herzens auch meiner wie deiner Achtung würdig sein werde. Ich kenne ihn nicht; darum richte dich auf und sprich zu mir, da deine Mutter nicht mehr ist, sage mir Alles; dein wahres Glück im Auge, werde ich nichts übersehen und nach dem Gebote meiner Liebe wie meiner Pflicht urtheilen und danach handeln.

Und sie erhob das liebe, von goldigen Locken umwallte Haupt, trocknete sich die schönen sanftblauen Augen, in denen noch ein Himmel von Unschuld lag, ließ dann ihre weichen Lilienhände über die zarten Rosen ihrer Wangen gleiten und sprach halblaut also zu mir:

Ich brachte vor drei Wochen mit deiner Erlaubniß einige Tage bei meiner Freundin Hermine auf der schönen Villa ihrer Eltern zu. Es wurde, wie du weißt, am ersten jener Tage das Geburtsfest der Frau vom Hause gefeiert und sie sah dabei, wie immer, zahlreiche Gesellschaft um sich. Darunter befanden sich mehrere Cavaliere aus der Nachbarschaft, selbst aus der Residenz. Einer von diesen, ein junger venetianischer Conte, erwies mir sehr viel Aufmerksamkeit, aber in so anstandsvoller bescheidener Weise, daß ich, so verlegen es mich auch machte, ihm doch nicht abstehend begegnen konnte. Als er mit den übrigen Herren spät am Abende sich empfahl, sagte er zu mir leise: Sie bleiben mir unvergeßlich; im Hause Ihres Vaters sehe ich Sie wieder.

Aber — unterbrach ich die bang Erzählende in unwillkührlich strengerem Tone als ich eigentlich wollte — dieser junge Mann hat dich doch nicht innerhalb dieser drei Wochen in meinem Hause gesehen, wenigstens nicht gesprochen?

Nein, mein Vater, entgegnete die Ärmste unter Thränen mit rührender Unschuld; er ist nicht gekommen und darum eben weine, darüber grüne ich mich.

Du liebst ihn also, mein süßes Kind?

Ja, mein Vater!

Und wenn er deiner bereits vergessen hätte? —

Das ist unmöglich, denn er betheuerte das Gegentheil und ich halte ihn für einen Mann von Ehre.

Wenn es aber dennoch der Fall wäre?

So würde ich seiner doch nie vergessen, wenn du mich auch nie mehr um ihn weinen sehen würdest.

Diese Wahrheit, Kindlichkeit und Offenheit rührten mich zu Thränen, und so bewegt in tiefster Seele, sprach ich zu ihr:

Ich werde nie deinem Herzen Gewalt anthun, aber nie auch wirst du außer Acht lassen, was du dir selbst, der Würde der Frauen und mir schuldig bist; waren seine Worte nur die Sprache übelangebrachter Artigkeit, siehst du ihn nicht wieder, so findest du in deinem Selbstgefühle Trost und Erhebung; besucht er uns, bewirbt er sich um dich, und ist er, wenn auch arm, wirklich der Mann von Ehre, wie du glaubst und ich hoffen will, so vereinigt euch mein Segen. — Bei diesen Worten hauchte ich meiner selig lächelnden Angelica einen Kuß auf die Stirne und —

Angelica! schrie der Häuptling auf, dessen sonst so edel ruhige

Digitized by Google

Züge schon bei Erwähnung des venetianischen Conte sich seltsam entstellt und immer mehr einen Ausdruck furchtbaren Zornes angenommen hatten, indem er jetzt sein entsetzlich verändertes Antlitz dem bestürzten Erzähler in plötzlicher Wendung zukehrte und die Hand desselben fast zermalmend drückte: Angelica hieß deine Tochter und ein italienischer Edelmann hat sie dir entführt? —

Allmächtiger Gott! rief der unglückliche Vater aus und sank bewußtlos in die Arme seines Sohnes.

Die Riesenschlange im Kampfe.

Conrad hatte beim Anblicke seines ohnmächtig hinsinkenden Herrn seinen Tornister aufgerissen, daraus eine mit geistiger Flüssigkeit gefüllte Feldflasche gezogen, einige Tropfen davon in die hohle Hand gegossen und rieb ihm damit Stirne und Schläfen ein, während Carl, selbst bis zum Erstarren betäubt, den Leblosen krampfhaft umklammert hielt, und der Häuptling noch unbeweglich, stieren Blickes auf die Gruppe, wie eine Statue des Schreckens dastand.

Die Obsorge des treuen Dieners belohnte sich schnell, denn noch war keine Minute verflossen, als sein geliebter Herr die Augen aufschlug, und wie ängstlich fragend oder vielmehr suchend um sich blickte.

Im selben Momente fiel, in der Richtung nach dem Hochgebirge hin, aber in einer bei der Reinheit der Luft nicht genau zu bestimmenden Entfernung ein Schuß, dem unmittelbar darauf ein zweiter und dritter folgte. Dies wirkte elektrisch auf die Riesenschlange. Der gewaltige Shoshonenführer erbebte wie eine vom Blitz getroffene Eiche; aber dies war nur die Sache einer Sekunde; in der nächsten stieß er einen grellenden Schrei aus, dem ein ähnlicher der fünf unten im Gehölze beschäftigten Indianer antwortete; dann schwang er seinen Tomahawk und rief mit donnernder Stimme: Meine Shoshonen sind in Gefahr, ein Hinterhalt unserer Feinde bedroht sie, ich muß fort zur Hilfe, zur Rache! Bleibet hier, verhaltet euch ruhig, bald bin ich zurück!

In diesem Augenblicke kamen die fünf jungen Indianer mit flammenden Augen und schrecklichem Schlachtgeschrei die Anhöhe heraufgestürmt, und streckten mehr kampflustig als besorgt die starken Arme nach den Rocky Mountains zu, in betäubendem Gemenge wüthender Ausrufungen.

Mir nach! rief der Häuptling, nahm mit einem bedeutsamen Blicke Abschied von Vater und Sohn und flog den Hügel hinab gegen die Quelle hin, gefolgt von den Seinigen unter derselben ununterbrochenem Kampfgeheul.

Dieser so plötzliche Umschwung der Dinge, die augenblicklich ihn und seine Lieben bedrohende Gefahr, da sich ja der Kampf bis zur Insel ziehen konnte, gab dem Baron volles Bewußtsein, und durch den Gedanken, der Häuptling, wie nicht zu bezweifeln schien, wisse um das Geschick Angelica's, seine frühere Kraft zurück; er richtete sich rasch empor und rief: Conrad, meine Waffen! Rüstet euch mit mir, unsern Freunden beizustehen, wenn ihnen Gefahr droht; folgt mir zum Ufer, da man von dort nach Westen hin die Ebene frei überblicken kann.

Und sie eilten der Quelle zu. Ein großartiges Schauspiel bot sich hier ihren Blicken dar.

Das Feuern hatte seit dem zuerst vernommenen Schusse nicht nur wie in einem Tirailleurgefechte angehalten, sondern sich sogar bis zu Peletons gesteigert, deren Schall, in reißender Schnelligkeit anschwellend, sich der Insel unserer Ansiedler näherte; jetzt aber, als sie die höchsten Felsblöcke, welche, wie schon bemerkt, um den Ursprung des Bächleins eine Art Grotte bildeten, die Büchsen zur Hand, bestiegen, erstarb das Feuern, und sie sahen, kaum fünfhundert Schritte vom jenseitigen Uferrande entfernt, einen Riesenkampf von mehr als zweihundert Wilden vor sich, worin Mann gegen Mann mit unbeschreiblicher Erbitterung, Kraft und Gewandtheit auf Leben und Tod, hier mit furchtbaren Waffen, dort nur Brust an Brust mit nackten Armen rang.

Die Shoshonen, rief der Baron, sind wahrscheinlich am Gebirge von Osagen oder Sioux, die ihnen den Rückweg abschnitten, überfallen worden, und sie drängten von dort sieghaft ihre Feinde bis an den Strom zurück, um sie hier zu vernichten!

Sieh', Vater! fiel Carl glühend ein; sieh' dort unsern herrlichen Freund, den edlen Häuptling! Ein Blitz, zuckt er dahin! Nun hat er mit seinen fünf Gefährten die ersten Gruppen erreicht; ha! sein Tomahawk fliegt, wie eine leichte Damascenerklinge im Kreise um sein Haupt, und schmettert Alles vor ihm nieder! Welch' ungeheure Kraft! Hört ihr das Freudengeschrei der Seinigen? Ihr Häuptling ist ja unter ihnen, den Sieg zu vollenden.

In der That verbreitete derselbe im Gedränge der Feinde Tod und Verderben, jeder Schlag seiner Stahlaxt traf vernichtend, und der Riesenkraft, womit er sie um sich schmetterte, entsprach die Gewandtheit, der Schwung seines Körpers so vollkommen, daß er inmitten dieser Mordscene mehr einem academischen Darsteller antiken Kampfes, als einem Führer wuthentbrannter Wilden glich. Uebrigens verhielt es sich genau so, wie Herr von Bergen bemerkt hatte. Die heimkehrenden Shoshonen waren an einer Ausmündung des Engpasses, durch welchen sie in das Felsgebirge ziehen wollten, von einer ihnen um mehr als die Hälfte überlegenen Anzahl Osagen und Sioux überfallen und in die Ebene zurückgedrängt worden.

Der Kampf hatte sich in großer Hast bis in die Nähe des Stromes gezogen, wobei Angriff und Rückzug bald die Sache der einen bald der andern Parthei wurde, während welcher Bewegung wohl an fünfzig Todte und Verwundete auf der Prärie hingestreckt blieben. Die Erscheinung des Häuptlings, der den Feinden wohlbekannten Riesenschlange, entschied rasch den Ausgang dieses blutigen Schauspiels; die Osagen flohen zuerst und ihnen folgten, ihre Flucht deckend, die tapferen Sioux, unter unausgesetztem Kampfe und wüthendem Geheule. Aber die Schlangen-Indianer, jetzt neubefreit, schienen sie nicht entrinnen lassen, sondern ganz vernichten zu wollen.

Sie theilten sich im Fluge in drei Schaaren, die der Mitte, an Zahl die kleinste, aber vom Häuptling geführt, drängte unaufhaltsam den Feind gegen das Ufer; die beiden andern flogen in weitem Halbkreise den fortstürzenden Osagen in den Strom nach, um ihnen die Besetzung der Insel, der sie zueilten und wo sie einen furchtbaren Halt gewinnen konnten, unmöglich zu machen.

Dies war der Stand der Dinge, als Herr von Bergen, den, wie seinen Sohn und Diener, das zwischen den Felsblöcken aufstrebende Gebüsch den Blicken der Heraneilenden verbarg, der mittlerweile unter ihnen getroffenen Verabredung gemäß das Zeichen gab, daß der entscheidene Augenblick gekommen sei. Schon befanden sich nämlich sämmtliche Indianer im Strome und ritten fliehend und verfolgend, da kämpfend, dort in flüchtigen Sätzen angeschossenen Hirschen gleich, der Insel zu, von deren bebuschten Ufersaume die vordersten der Flüchtlinge, etwa zwanzig Osagen, gedrängt zu beiden Seiten von ungefähr eben so viel Shoshonen, kaum fünfzig Schritte noch entfernt waren.

Das Zeichen gegeben, stießen die muthigen Ansiedler ein, dem der Shoshonen bestmöglich nachgeahmtes Schlachtgeschrei aus. Die unmittelbare Folge dieser Kriegslist war eine plötzliche Erstarrung aller Indianer; im nächsten Augenblicke schossen der Baron und Conrad ihre Büchsen ab und zwei Osagen stürzten.

Nun ergriff ihre Gefährten Verzweiflung und selbst die Sioux bebten zurück. Ein Schrei der Riesenschlange machte die Luft erdröhnen und diesem folgte jetzt eine grauenvolle Würgerscene.

Die Shoshonen hatten ihre Feinde völlig eingeschlossen und stürzten sich auf sie mit rasendem Geheule; da war nicht mehr an Flucht zu denken, es galt das Leben in fürchterlichster Weise. Schon bildeten die Massen einen unauflöslich scheinenden Knäuel, um den die schäumende Fluth weithin mit Blut sich färbte; nun riß er wieder und das Morden ward deutlicher in einzelnen Gruppen.

Der Stahl des Häuptlings blitzte im Sonnenglanze bald da, bald dort, immer tödtend oder zu Tode verwundend, sein Donnerruf verstummte nicht und immer gleich gewaltig blieb der Schwung seines gigantischen Armes.

Jetzt drang, kaum fünfzig Schritte von der Insel, ein riesigge-

Digitized by Google

bauter Sieuxhäuptling mit hochgeschwungenem Steinbeile auf ihn ein; so stießen zwei wüthende Büffalen zusammen. Beide Tomahawk's treffen in ungeheurem Schwunge an einander und der des Sioux fällt zerschmettert in den Strom; ihm nach sinkt er selbst, von einem mit Gedankenschnelle wiederholten Schlage auf das Haupt getroffen, und schon sieht sich die Riesenschlange nach einem neuen Opfer um. Aber — da hat einer der Sioux, den Fall ihres Führers zu rächen, nur zehn Schritte entfernt, einen langen Pfeil an seinen Bogen gelegt und erhebt diesen jetzt, um nach ihm zu zielen. Carl hatte dies gesehen; seine Büchse knallte und der menchlerische Indianer sank im selben Augenblicke, durch die Brust geschossen.

Brav, mein Sohn! rief Herr von Bergen, der gleichwie Conrad inzwischen wieder geladen hatte, während der Shoshonenhäuptling, dessen scharfes Auge sogleich die Ursache dieses Schusses wahrgenommen hatte, nach einer grüßenden Handbewegung gegen die Grotte, sich mit neuem Ungestüm in das noch immer wüthende Mordgewühl stürzte.

Unsere Freunde, obwohl sie auf ihrer langen Wanderung durch das Missouri-Gebiet manchen Kampf zwischen den sich feindlichen Stämmen der Chipewäs und Sioux ins Verborgenen mit anzuschauen genöthigt werden, blickten dennoch mit Entsetzen in das Blutbad, das sich jetzt im buchstäblichen Sinne des Wortes vor ihnen grauenerregend gestaltete.

Die Shoshonen hatten bereits zwei Drittel ihrer Gegner vernichtet, aber auch von ihnen waren schon mehrere gefallen; Todte und Verwundete lagen in schrecklichen Gruppen um die noch Kämpfenden her, und das Wasser, hier noch seichter als auf der Ostseite der Insel, war rings um sie, wie um die Gefallenen, zu dampfendem und schäumendem Blute geworden. Die Osagen waren nicht mehr und auch der Rest der Sioux, trotz der rasendsten Gegenwehr, der Uebermacht allmälig erliegend, schmelz endlich auch zusammen und den Letzten aus ihnen zermalmte die Riesenschlange.

Ein allgemeines, betäubendes Freudengeschrei der Shoshonen verkündete die Vollständigkeit des Sieges und es wurden, wo es nicht schon im unmittelbaren Kampfe geschehen, mit rasender Gier die Skalps genommen, ein Schauspiel, das eben beendete an Gräßlichkeit noch überbietend, wobei jedoch der Häuptling müßiger, ja sogar seiner Haltung nach trauernder Zuschauer blieb; er begnügte sich mit einer einzigen Trophäe, mit der Stirnhaut nämlich des Sioux-Häuptlings, den er noch im Kampfgewühle selbst skalpirt hatte.

Dieser blutigen Handlung folgte eine Pause allgemeinen Stillstandes und Schweigens; dann, nachdem sie sich überblickt und ihre Todten und Verwundeten gezählt hatten — es waren deren an dreißig — stießen sie ein langanhaltendes Klaggeheul aus, das sich dreimal wiederholte: ein furchtbarer Chor am Schluße dieser wilden Tragödie.

Nun aber veränderte sich Alles rasch. Schon quoll das Wasser wieder rein durch sie und über die Gefallenen dahin und man schickte sich an, aus diesen zuerst die verwundeten Shoshonen an das jenseitige Ufer zu schaffen. Nach diesen, denen einige der älteren Krieger sogleich Hülfe leisteten, wurden ihre Todten dahingetragen und in einiger Entfernung von jenen derart in eine Gruppe gebracht, daß sie mit dem Rücken an einander gelehnt in einer Reihe zu sitzen kamen, wobei diejenigen Todten, von denen der Skalp nicht genommen war, wie zur Belohnung oder Auszeichnung, mit dem Antlitze gegen das Felsgebirge ihrer Heimat gekehrt wurden.

Dies geschehen, gab der Häuptling Befehl, nun auch alle die gefallenen Feinde nach der Prärie zu schaffen und den noch lebenden, deren nur wenige mehr sich vorfanden, beizustehen; gleichzeitig sandte er einen Trupp von zwanzig Mann mit dem Auftrage ab, die weiterhin bis zu den Rocky Mountains Gefallenen zum allgemeinen Trauer- und Siegesbegängniß herbei zu bringen. Unmittelbar hierauf schritt der Häuptling durch die Furth der Insel zu, reinigte sich am Ufer von den zahlreichen schrecklichen Blutspuren und stieg dann zur Grotte empor, von wo ihm die Ansiedler, tief bewegt, entgegen kamen.

Die Siegesfeier.

Der Mann, welcher innerhalb dieser kurzen Zwischenzeit von kaum einer Stunde ein halb Hundert Feinde mit eigener Hand getödtet und der während dieser Würgerscene mehr einem Dämon als einem menschlichen Wesen geglichen hatte, wie wunderbar verändert stand er jetzt seinen neuen Freunden gegenüber!

Sein Blick war verglüht und voll Schwermuth, seine Haltung bescheiden, fast gesenkt, und man hätte bei seiner Erscheinung das eben Erlebte für einen fieberhaften Traum halten können, wären nicht die schrecklichen Zeugen des Vorgefallenen, lebende und todte, noch im Strome gewesen und der blutige Scalp des Sioux-Häuptlings an seinem Gürtel gehangen. Tiefernsten Tones, das umflorte Auge schüchtern aufschlagend, redete er den vor Erschütterung bleichen Jüngling, indem er ihm die Hand reichte, welche dieser mit Zittern erfaßte, also an:

Mein junger Bruder hat mir das Leben gerettet und ich danke ihm, obschon ich heute den Tod gesucht; dies nur euch gesagt, denn die Meinen dürfen davon nichts hören. Ich bin dein Schuldner, so lange ich athme. Vielleicht kann ich dir dankbar sein so wie ich es wünsche; du kannst auf mich zählen bis zum Tode.

Hierauf sprach er zu seinem Vater, dessen schmerzbewegte Züge die ganze Unruhe seines Gemüthes, dessen flehende Blicke vor Allem die Sehnsucht oder vielmehr die bange Ungeduld, die Hoffnung und Angst, durch diesen räthselhaften Mann Kunde von dem Schicksale seiner verlorenen Tochter zu erhalten, deutlicher ausdrückten, als es alle Worte vermocht hätten:

Vater meines Lebensretters, deiner Kriegslist verdanken die Shoshonen die rasche Entscheidung des Kampfes, ja sogar nach meiner Ueberzeugung den Sieg; dieser wäre, hätten die Feinde diese Insel besetzt, zweifelhaft geworden, du hast dich zweifach unter uns eingebürgert, durch Gold und durch Geist; diesen Abend noch, wenn meine Krieger ruhen, werde ich einen Theil meines Dankes an dich abtragen, du wirst durch mich von — deiner Tochter hören.

Herr von Bergen, bei diesen Worten erbebend und erbleichend, vermochte nichts als die Frage zu stammeln:

Lebt meine Angelica?

Sie lebt, entgegnete der Häuptling mild, noch mehr, sie lebt ein würdiges Dasein, der große Geist hat sie beschützt und sie lebt nur ihm fortan.

O nur dies noch, soll ich nicht in schmerzlicher Ungeduld vergehen: wo lebt mein heißgeliebtes Kind und in welcher Lage?

Zu Mexico, in einem Kloster.

Es folgte dieser Mittheilung eine kurze Pause, aber eine ganze Welt von Empfindungen lag in ihr. Dann nahm der Häuptling wieder das Wort, indem er sagte:

Meine Freunde, begebet euch nunmehr in die Lichtung des Gehölzes und bereitet euch da, ihr bedürft dessen, euer Mahl. Ich muß zurück, das Ganze zu ordnen; auf zwei Scheiterhaufen, wozu man Stämme von einer andern Insel holen wird, verbrennen wir die Leichen der Unsern und der vernichteten Feinde; ihre Seelen schweben bereits versöhnt um ihre Hüllen. Die Nacht werde ich mit den ersten meiner Krieger hier bei euch zubringen, die Uebrigen bleiben am jenseitigen Ufer. Lebet wohl für jetzt, bald sehen wir uns wieder.

Er entfernte sich und kehrte zu den rastlos arbeitenden Indianern zurück. Die Ansiedler aber thaten nach seinem Willen und begaben sich schweigend, jeder seinem Gefühle hingegeben, nach der Lichtung.

Hier fanden sie eine von den fünf jungen Shoshonen leichtgefügte zeltförmige Hütte vor, die nur noch einer kleinen Nachhilfe bedurfte, um zu einer ziemlich bequemen Lagerstätte für kurze Zeit zu dienen: ein aus mehr als mannshohen schlanken Fichtenpfählen gebildetes Viereck nämlich, von etwa anderthalb Klaftern im Durchmesser, überdeckt und eingeflechten mit Laubwerk und Reisig. In dieser Hütte legten sie nun Gepäcke und Waffen ab, wonach Conrad

Digitized by Google

das Wildpret aufzusuchen ging, das er auch alsbald, bereits geschickt zerlegt, in einem schattigen frischen Dickicht fand und wovon er sogleich ein gutes Stück auslas, um es ungesäumt zu braten.

Die Sonne hatte schon den Scheitelpunkt erreicht und ihre Strahlen, durch kein Wölkchen unterbrochen, glühten auf der Insel; nur in diesem Gehölze auf der Südseite war die Hitze durch die dichtverschlungenen Kronen der Bäume ermäßigt und die Luft in der Hütte sogar von erquickender Frische.

Dieser Umstand, verbunden mit der Anstrengung in den letzteren Tagen der Reise wie mit den erschütternden Gemüthsbewegungen an diesem Tage, hatte zur Folge, daß Herr von Bergen, kaum daß er seinen Mantel über den feuchten Rasen des Zeltes gebreitet und sich darauf hingestreckt, in einen ohnmachtähnlichen Schlummer versank, der jedoch keine beunruhigenden Simptome zeigte und den auch demnach sein Sohn, der sich ihm zur Seite gelagert hatte, ungestört ließ.

Nach einer halbstündigen Ruhe erhob sich Carl leise, verließ geräuschlos die Hütte und ging zu Conrad, den er in voller Beschäftigung fand.

Mein Vater schläft, sprach er, und wir wollen ihn ja nicht wecken; ach, er hat so viel gelitten, und die Nachricht von meiner armen Schwester hat ihn mehr erschüttert als er zeigte; ich fürchte sehr, daß ihn die weitere Mittheilung des Häuptlings noch schmerzlicher berühre.

Auch ich besorge dies, antwortete Conrad mit ernster Miene; wir sind hier von seltsamen Menschen und Ereignissen umgeben. Was halten Sie, fragte er nach einigem Schweigen, von dem Shoshonen-Häuptling?

Er ist mir ein Räthsel, entgegnete Carl, zerstreut vor sich hinblickend, ein Geheimniß, vor dessen gänzlicher Enthüllung mir beinahe graut. Dieser wunderbare Mensch, dessen Wesen mich bald anzieht, bald abstößt, wird, mir ahnt es, noch gewaltsam auf unser Leben einwirken; ob gut oder schlimm, müssen wir abwarten; seine Kraft ist entsetzlich und dennoch scheue ich seine Ruhe fast noch mehr als den Ausbruch seiner Leidenschaft, denn in jener erscheint er mir wie ein Vulcan, in dessen Innerm sich die Vernichtung bereitet, obwohl Cypressen und Oliven friedlich um ihn grünen und reines Himmelsblau sich über ihm ausspannt; noch ist die Höllengluth in ihm verschlossen, aber sie kann verheerend ausbrechen, ehe man sich deß versieht.

Auch mir, sagte Conrad, bangt vor ihm, obgleich er uns bis jetzt nur Gutes erwiesen, besonders, nachdem ich ihn im Kampfe gesehen; es ist das eine übermenschliche Gewalt, die ich nicht zu fassen vermag; Gott aber wird uns schützen!

Hoffen wir das — schloß Carl diese kurze bange Unterredung, tief aufathmend — und bleiben männlich gefaßt. Mich dürstet, ich will zur Grotte; bald bin ich wieder hier.

Und er schritt langsam, in Nachsinnen verloren, den Hügel hinan. Er hatte sich an dem köstlichen Born erlabt und blickte nun, auf einem bemoosten Felsstücke gelagert, über den Strom nach dem Ufer hin.

Da war Alles in großer Thätigkeit, ein schweigsames riesiges Ameisengewimmel. Hier schleppte man Bäume, da trug man Leichen herbei; die zwei Scheiterhaufen, in einiger Entfernung von einander, inmitten deren sich die Reihe der todten Shoshonen hinzog, schichteten sich allmälig auf; die Waffen der arbeitenden Indianer waren nach Art der europäischen Krieger pyramidalisch zusammengestellt und nur einige der ältesten gingen, Befehle ertheilend, bewaffnet hin und wieder, während die Riesenschlange unbeweglich stehen blieb und das ganze mehr Grauen als Trauer erregende Werk nur mit dem Blicke zu beherrschen schien.

Dieses entfaltete sich rasch mit einer unheimlichen Geräuschlosigkeit. Aber Carl, dessen körperliche Kräfte, wiewohl für seine Jugend auffallend genug, doch denen seines regen Geistes nicht gleichkamen und diesen Morgen über auf so ergreifende Weise in Anspruch genommen worden, fühlte, wie sein Vater in der Hütte, hier an der kühlen Grotte bald die freundliche Gewalt der Natur und er sank, während sich seine Fantasie noch mit dem Schauerbilde auf der Prairie abmühte, in die weichen Arme des Genius, der den Sterblichen täglich an den Tod, seinen ernsteren Bruder, erinnert.

Der schöne Jüngling schlummerte süß; mächtiger als jedes Erlebniß ist Herzensreinheit, Friede der Seele, und er war rein und mild wie der Hauch des Lenzes, der die Blumen erweckt.

An zwei Stunden war er so in süßer Betäubung dahin gelegen, als er, von einem gräßlichen Gebeul erweckt, auffuhr und entsetzt um sich starrte.

Ihm zur Seite standen sein Vater und Conrad, und ersterer sprach, ihn sanft umschlingend:

Beruhige dich, mein Sohn, wir sind in Sicherheit. Die Indianer begehen die Todtenfeier und ihr Klagegeheul hat dich aufgeschreckt; fühlst du dich gestärkt?

Ja, vollkommen, lieber Vater! rief Carl sich ganz aufrichtend, indem er nach der Ebene hinblickte.

Da loderten bereits beide Scheiterhaufen in gewaltigen Flammen und die Shoshonen, mit Ausnahme des Häuptlings und zweier Greise, umtanzten den einen, jenen nämlich, dessen Gluth die Leichen der Ihrigen verzehrte, unter unausgesetztem, dem von Wölfen nicht unähnlichen Geheule des sogenannten Trauergesanges.

Alles an diesen Söhnen der Natur, sagte Herr von Bergen, ist gewaltig wie es jedes Ursprüngliche ist; erst innerhalb der Grenzen der Kunst, gezogen um Geist und Gefühl durch Sitte, moralische Nothwendigkeit und Geschmack, hört die menschliche Natur auf, entsetzenerregend zu sein; so, wie diese Wilden, heulen die Säuglinge der civilisirten Menschen, und noch grauenvoller als ihr Schlachtgeschrei tönt die Stimme der, die Schranken des Bestehenden, die der Ordnung durchbrechenden Völker, die furchtbare Stimme der Revolution. So berühren sich die Extreme: sublimirteste Verfeinerung und rohste Kraft, Seelenmattigkeit und allvernichtende Gewalt, Verderbniß und Wiedergeburt; was diese Menschen da sind und thun, das sind und thun, nur in noch schrecklicherer Weise, jene in den palästegeschmückten Städten; wir wollen fortan unter diesen bleiben, denn hier stehen wir der Wahrheit des Lebens, wie schrecklich sie auch ist, näher als dort, und wahr zu sein ist die Aufgabe des Menschen, dessen Geist sich Gottdurchdrungen weiß und dessen Herz moralisch nothwendige Unsterblichkeit fühlt.

Fernandez Carvalha.

Nachdem Herr von Bergen also gesprochen, betrachteten sie sich das wilde Schauspiel noch durch einige Minuten schweigend und suchten dann die schattigste Stelle zwischen den Felsen auf, um sich daselbst zu ihrem Mahle niederzulassen.

Sie hatten sich erlabt und gingen nun an die Vollendung der Hütte. Darüber waren mehrere Stunden verflossen, ohne daß sich einer der Indianer zeigte; auch vernahmen sie nichts mehr von ihrem Trauer- und Siegsgesange. Schon neigte sich die Sonne dem Felsgebirge zu und ein frischer Luftzug brachte die Wipfel der Bäume in Schwingung, als sie, eben fertig geworden mit ihrem kleinen Baue, den Häuptling von der Grotte her auf sich zukommen sahen. Er trug seinen Tomahawk über der Schulter, Gang und Miene zeugten von ernster Stimmung.

Herr von Bergen erbebte innerlich beim Anblicke dieses Mannes; durch ihn ja sollte ihm die so lange schmerzlich ersehnte Kunde von seiner unglücklichen Tochter werden und zwar an diesem Tage noch, vielleicht schon in wenigen Augenblicken.

So ergriffen er sich auch fühlte, trat er dem Kommenden doch festen Schrittes entgegen und hieß ihn willkommen.

Der Häuptling legte zum Gruße die Hand an's Herz und sprach:

Meine Krieger haben sich, nach Beendigung der großen Feier des Todes und Sieges, nunmehr am jenseitigen Ufer gelagert, um von Kampf und Leid sich zu erholen und diese Nacht über, sich zu erkräftigen zur Rückkehr in die Berge. Ich werde sie zu ihren Wigwams führen und dann wieder zu euch kommen. Inzwischen sollen die fünf jungen Krieger, die ich zu eurem Dienste auserlesen, hier bleiben und euch unterstützen. Mit dem frühesten Morgen werden sie auf dieser Insel, und die Uebrigen bereits verschwunden sein. Nun aber folgt mir zur Anhöhe.

Digitized by Google

So sprechend, schritt er langsam dahin und die Ansiedler schlossen sich ihm schweigend an. Sie betraten das Plateau und ließen sich auf dem Gesteine nieder und diesmal so, daß der Häuptling ihnen gegenüber zu sitzen kam und sie die Aussicht nach den im Glanze des Abendrothes herrlich prangenden Rocky Mountains hatten.

Nach einer Pause von mehreren Minuten, während welcher der furchtbare Sheshonen-Führer gesenkten Blickes, gestützt auf seine Streitart, tief nachsinnend regungslos da gesessen, erhob er, einen Seufzer unterdrückend, das schwermuthumflossene Auge zu dem nicht minder düsteren des Barons, das ängstlich fragend sich an seine Züge heftete, und begann mit milder Stimme, die bisweilen leise bebte, die bang erwartete Mittheilung, indem er sagte:

Es ist der Augenblick günstig zum Austausche unserer Gedanken und Gefühle; Weisheit ist, die Zeit nicht unbenützt entrinnen zu lassen; ich bin bereit mein Herz zu erschließen, den Geist in mir frei walten zu lassen; will mich mein Vater vernehmen?

Ich flehe dich an, o sprich! stammelte Herr von Bergen, und der Häuptling fuhr also fort:

Mann des Schmerzes, sei auf Schmerzliches gefaßt! Dein Sohn, wie jung und blühend auch, ist Mann, er darf, er soll sogar hören, was ich zu sagen habe; deinen Diener nanntest du Freund, so ist er es mir nicht minder; öffnet denn eure Herzen und vernehmet.

Ich habe euch bereits gesagt — begann er nach einigem Schweigen seine Erzählung —, daß ich mich im mexicanischen Gebiete aufgehalten. Ich war in der großen üppigen Hauptstadt selbst, in Mexico. Das erste Mal vor fünf Jahren; es war in der heißen Jahreszeit. Da lernte ich unter Andern einen jungen Mann kennen, der mir an Alter, Gestalt und innerem Wesen so vollkommen glich, daß ihr Alles, was ihr durch mich von ihm hören werdet, füglich mit dem vergleichen und erklären könnt, was euch an mir bemerkenswerth erschienen.

Er war ein Portugiese und sein Name Fernandez Carvalha. Kaum fünfundzwanzig Jahre alt, hatte er bereits die Erfahrung eines Greises. Eine leidenschaftlich verlebte Jugend hinter sich, aber ausgerüstet von der Natur mit unermeßlicher Kraft, den Geist mit schönen Kenntnissen geschmückt, unbeugsamen Willens und von einem an Tollkühnheit grenzenden Muthe, hatte er damals einen Plan für seine Zukunft entworfen, der, noch abenteuerlicher als seine Vergangenheit, mich selbst erstaunen machte: er wollte, denket euch, die Hülle der Civilisation von sich werfen, den freien wilden Söhnen der Natur sich zugesellen, und der tapfere Stamm der Schlangen-Indianer war es, den er sich auserlesen und dem er, nicht wie ihr, als Gastfreund nur, sondern als verbindendes Glied der großen Kette angehören zu wollen den verwegenen Gedanken hatte. Er war der Sohn eines bemittelten Kaufmannes von Oporto, derler jedoch, fast gleichzeitig, Eltern und Vermögen. Noch ein Jüngling und schon sein eigener Herr, glühend für alles Schöne und Edle, zeigte er sich, nach seinem eigenen Bekenntnisse, eben so unbändig leidenschaftlich gegen Alles und Jedes, was ihm lügnerisch oder häßlich erschien. So geartet, gerieth er natürlich in manche Verlegenheit. Noch nicht vierundzwanzig Jahre alt, hatte er zu Lissabon einen Cavalier aus einer eben so reichen als mächtigen Familie Portugals im Duelle getödtet, und war aus Europa entflohen. Auf einem Handelsschiffe die Dienste eines Schreibers verrichtend, gelangte er ohne Entgeld von Cadiz nach Vera Cruz und Mexico. Von seinem seltsamen Plane habe ich gesprochen; ich billigte ihn und zeigte ihm den Weg zum Ziele. Bevor er jedoch diesen einschlug, hatte Fernandez eine schwere Prüfung von Seite seines Herzens zu bestehen, denn er lernte, zum ersten Male in seinem vielbewegten Leben, die unwiderstehliche Macht wahrer Liebe kennen, der Liebe zu einem unvergleichlichen Wesen, zu — Angelica, Eurer Tochter.

Ewige Vorsicht! Zu meinem Kinde? scheie Herr von Bergen auf.

Zu eurem Kinde, Vater, entgegnete der Häuptling ernst und erzählte weiter:

Eines Abends sah ich sie, schön wie Ihr sie geschildert, aber traurig, niedergedrückt von innerem Leide, am Arme eines jungen schönen Mannes, von dem mir Fernandez sagte, daß er ein venetianischer Conte und wahrscheinlich der Verführer der jungen Dame sei, die er für seine Gattin ausgab und mit der er, vor kurzem erst in Mexico angekommen, in einer Villa nahe bei der Stadt lebte, ohne daß irgend jemand ergründen konnte, durch welche Mittel und zu was Ende. Bezähme deine Ungeduld, Vater, und vernimm weiter. Das Auge der Liebe blickt scharf und — Fernandez liebte Eure Tochter — zweifelt nicht, daß sie es war und ist — mit der ganzen Hingebung erster Liebe und in der vollen Gluth seines Vaterlandes, mit all der ihm eigenen verzehrenden Leidenschaft, und dies — solche Wunder wirkt der große Geist — vom ersten Momente an, da er Angelica erblickte. Alles Ungestüm seines Wesens aber war beherrscht von Rechtsgefühl; man hielt sie für des Italieners Gattin und — er litt schweigend, kaum mir sich vertrauend, durch mehrere Wochen. Eines Tags jedoch war er zornentbrannt, halb rasend. Er hatte Gelegenheit gesucht und gefunden, die vertraute Dienerin der Dame, eine Creolin, für sich zu gewinnen und durch diese das wahre Verhältniß ihrer schönen Gebieterin zu dem Conte erfahren; nämlich, daß sie dieser, unter der Zusicherung, sich mit ihr in seiner Vaterstadt Venedig trauen zu lassen, aus dem elterlichen Hause gelockt und bis nach Mexico, wo ihm ein reicher Verwandter lebte, geführt habe; ferner, daß sie die einzige Tochter eines deutschen Barons sei, dessen Namen sie aus kindlicher Scheuung verschwieg und von dem sie nur sagte, daß er, obgleich der beste, liebevollste aller Väter, sich gegen ihre Verbindung mit dem Conte entschieden erklärt und sie, damals vom Wahne, diesen Menschen wirklich zu lieben und ihn achten zu müssen, zur Verzweiflung getrieben, dahin gebracht habe, mit demselben die Flucht zu ergreifen. Die Creolin hing mit ganzer Seele an ihrer Herrin, die den ganzen Umfang ihres Unglücks zu ermessen und alle Qualen der Scham und Reue, der bittersten Selbsterkenntniß, wie der verzehrenden Sehnsucht nach der Heimat mit jedem Tage um so schrecklicher zu fühlen begann, als ihr schändlicher Entführer nicht mit einem Worte mehr der ehelichen Verbindung gedachte, und die Arme, die ungeachtet jenes ersten leidenschaftlichen Schrittes und trotz der verwegensten Annäherung seinerseits während der ganzen langen Reisen, bis zur Stunde noch ihre Unschuld bewahrt hatte, nunmehr auf die empörendste Weise behandelte und sich sonach in seiner wahren Gestalt zeigte.

Dies Alles hatte Fernandez durch die treue Dienerin Eurer unglücklichen Tochter erfahren, und es war mehr als genug, seinen Zorn gegen jenen Elenden zu entflammen, wie auch, seiner Liebe zu Angelica einen noch höheren Schwung zu geben. Er faßte den Entschluß, sich ihr durch Vermittelung der Dienerin zu entdecken. Seine Leidenschaft ließ ihn hoffen, daß sie Gegenliebe fühlen, sein Herz, seine Hand annehmen und mit ihm in das Land der Sheshonen ziehen werde; ach, was hofft der Jüngling nicht, zumal der von Liebe begeisterte!

Der Conte gab sich dem großen wollüstigen Leben der Hauptstadt hin, und brachte fast jede Nacht außerhalb seiner Villa zu, in die er gewöhnlich morgens erschöpft zurückkehrte, um den Tag darin zu verschlafen und durch Trägheit sich zu neuen Ausschweifungen vorzubereiten. Welchen Plan er mit Angelica hatte, ließ sich halb errathen; wahrscheinlich hoffte er von der Zeit die Krönung seiner frevelhaften Wünsche, in der Annahme, daß Eure edle Tochter der Langeweile müde, und dennoch zuletzt seinem Verlangen willfahren werde. Mittlerweile lebte er, wie sich nun Fernandez überzeugte, auf die leichtsinnigste Weise hin, zum Theile von den Geldzuflüssen seines reichen Verwandten, größtentheils aber vom Spiele.

So standen die Sachen, als Fernandez eines Abends, von der Creolin zugelassen, in den Garten der Villa trat, worin sich ihre Gebieterin trauernd erging. Er näherte sich ihr bescheiden, dennoch schrack sie heftig zusammen; sein Benehmen aber und die Anwesenheit ihrer verläßlichen Dienerin beruhigten sie. Er sprach offen und heiß, nicht von seiner Liebe sowohl, als von ihrem Unglücke; sie sah, daß er Alles wußte, und vernahm nicht ohne Rührung den von ihm gefaßten seltsamen Plan zu ihrer Befreiung aus den Banden des Erbärmlichen.

Gestatteten es meine Verhältnisse — fügte er seinem geäußer-

Digitized by Google

ten Entschluße mit hoher Wärme bei —, Euch in Euere Heimat, in die Arme Eures Vaters zurück zu führen, ich würde es mit Entzücken thun; dort wollte ich mir seine Achtung und Eure Neigung erwerben, und Euch mein ganzes Dasein weihen; allein ich bin arm und gelangte selbst hierher als ein vom Geschicke Verfolgter.

So sprach er, und Euere Tochter entgegnete unter Thränen:

Ich fühle innig das Edle Euerer Absicht, aber auch ich habe meinen Plan für die Zukunft entworfen und hoffe ihn mit der Hilfe des Allmächtigen ausführen zu können. Wäre mir auch die Verzeihung meines so tief gekränkten Vaters gewiß, ich selbst könnte mir das Geschehene nie vergeben und ich würde mich in Gram verzehren, ohne etwas gutgemacht zu haben. Mein Entschluß ist gefaßt, ich verberge mich mit meiner Schmach in den Mauern eines Klosters, und von da aus erst will ich meinem Vater Kunde geben; könnt Ihr mir bei diesem Unternehmen behilflich sein, so werde ich Euch zeitlebens als meinen Wohlthäter ehren und für Euch beten in heiliger Einsamkeit.

O meine gute, liebe Tochter! rief hier mit bebender Stimme Herr von Bergen aus, indem er seine gefalteten Hände an den Mund preßte und zugleich das Haupt gegen die Brust senkte, während Carl's sonst so ruhiges, mildes Auge mit durchdringendem Blicke an dem offen aufgeschlagenen und fast schwärmerisch schwebenden des Erzählers haftete, der seinerseits den Ausruf des Vaters und das scharfe Forschen des Jünglings eben so wenig, wie die Thränen auf Conrad's durchfurchten Wangen zu beachten schien, und in seiner Mittheilung also fortfuhr:

Fernandez liebte die himmlische Angelica, und die Liebe hofft. Er schwieg und bat nur bei jenem ersten Abschiede, sie noch einmal in Gegenwart der Creolin sehen und sprechen zu dürfen. Dies wurde ihm zugesagt und er entfernte sich, unnennbare Qual in der Brust. Ein solches Wesen sich lebendig eingemauert zu denken, eine so holde Frühlingsblume von Eis umstarrt, ein Bild zum Entzücken inmitten von Gestalten des Todes! — Ich weiß, was er litt! Keines Sterblichen Herz vermag mehr zu leiden. Nach acht Tagen erst fand sich Carvalho wieder bei seiner angebeteten Angelica ein.

Es war an einem jener herrlichen Abende, wie die Natur sie eben in den Tropenländern nur hervorzaubert, da er, durch die Vertraute der Abwesenheit des Conte versichert und eingeführt, in den Garten trat. Was sagt das Wort Garten! Ich habe ihn gesehen, diesen kleinen Hain, angelegt und gepflegt nicht von einem Künstler, sondern unmittelbar vom Gotte der Liebe, und durchflossen, gleich einer Insel der Seligen, von paradiesischen Düften voll eines unaussprechlich süßen Etwas, das selbst die Seelen der Verklärten mit namenlosem Entzücken, mit auflösend träumerischer Wollust durchdrungen hätte. Der Sonnenball lag auf dem Horizonte, und von Westen her ergoß sich die unermeßliche Strahlenfluth über die von Zephyren gewiegten Wipfeln und Kronen der Cypressen, Orangen, Palmen und babylonischen Weiden; über wunderbar gestaltete Blumen hin schwebten und flatterten Hunderte von Vögeln und Schmetterlingen, mit Liedern voll Wonne und in allen Farben des Regenbogens; die Quellen murmelten in geheimnißvoller Lust, und aus einer Granitfelsengrotte rauschte ein mächtiger Wasserstrahl mit dem ganzen Ungestüm jugendlichen Freiheitstriebes, durch das moosige Gerölle hin, aufschäumend vor unwiderstehlichem Verlangen.

Und an dieser Grotte fand Fernandez die überirdisch schöne Angelica. Sie saß an einer Cypresse, das Haupt auf den zarten Arm geneigt, den sie auf das Gestein stützte; ein feines weißes Kleid umfloß sie eben so keusch als reizend, sie schien aus Aether gebildet und auf den Strahlen der scheidenden Sonne, die durch das Gehölze drangen und ihre unbeschreibliche Gestalt mit einer Glorie umflossen, in das Bereich ewigen Friedens entschweben zu wollen. Hingerissen vom Zauber dieses alles, sank Fernandez zu Angelica's Füßen, und rief unter glühenden Thränen der Liebe, Sehnsucht und Angst, die Herrliche zu verlieren, aus: Was immer auch folge, nimm hin das Bekenntniß, du Unvergleichliche, daß ich dich anbete, daß es für mich kein Glück mehr ohne dich auf diesem Sterne gibt! Aber wisse Alles; in diesen acht Tagen habe ich dir die gewünschte heilige Zufluchtstätte bereitet, ein Wort von dir, und die Mauern eines Klosters umschließen dich. Ich fand Freunde, ich handelte für dich. Noch aber hast du dieses Wort nicht ausgesprochen, das fürchterliche Wort, das zwei Leben mit einmal verarmen, in sich grausam ersterben macht, dein und mein Leben! Du ahnst die Größe meiner Liebe nicht; meine Selbstopferung, indem ich nach deinem entsetzlichen Willen handelte, reicht nicht hin als Maßstab; aber, du Engelmilde, erschrick nicht vor der Gluth meiner Seele: eine Thräne deines Grames um Vater und Vaterland — vermag sie zu tödten. Es ist wahr — fuhr Fernandez in seiner Begeisterung mit hoher Leidenschaft fort, — ich biete dir nur ein Herz und ein Leben voll Mühe; aber dieses Herz wird nicht aufhören für dich zu schlagen und dieses Leben, nur reich an Arbeit und Sorge, wird dich ein begangenes Unrecht vergessen machen; sei stärker als dein Gram und gib dich, an meiner Brust erwachend zu neuem Dasein, durch meine Kraft gestützt, beseligender Hoffnung für die Zukunft hin; dein Vater, wir können ihm Nachricht von uns zukommen lassen, wird dir verzeihen, der Geist der Welt ist groß, du kannst ihn selbst wiedersehen! —

Diesem Erguße des entzückten, begeisterten, zu jedem Wagnisse entschlossenen Jünglings entgegnete Angelica, gleichfalls mit bethränten Augen, also sprechend:

Was Ihr da sagtet, erfüllt mein Herz mit Dankbarkeit gegen Gott und Euch. Ihr seid ein edler Mann und der Liebe des besten Weibes würdig. Nie werde ich Euer vergessen. Aber, noch einmal, mein Entschluß steht fest, ich verschleiere mich für diese Welt. Zürnet mir nicht und reichet mir die Hand, mich auf diesem Gange aus dem sogenannten Leben in den sogenannten Tod zu geleiten; wollt Ihr? . . .

Bei diesen Worten erhob sich Fernandez mit Würde, reichte ihr seine Rechte und sagte:

Es geschehe denn nach Eurem Willen. Ich habe Alles vorbereitet, schon mit dem nächsten Morgen öffnen sich Euch die Pforten des heiligen Hauses.

Dank! Dank! stammelte Angelica und — sank ihm halbohnmächtig in die Arme.

Er hielt die an allen Gliedern Erbebende sanft umschlungen, hauchte einen leisen Kuß auf ihre Stirne und war — in diesem Momente der Vereinigung und Trennung — eine Sekunde hindurch selig, als — ein Aufschrei der in der Nähe an einem Bosquet harrenden Creolin, dem unmittelbar ein Schuß folgte, Beide plötzlich so erstarren machte, daß sie sich krampfhaft umfaßten, um wie instinctartig gemeinschaftlich der unbekannten Gefahr zu begegnen.

Fernandez hatte die Kugel dicht an seinem Haupte vorbei pfeifen hören und im nächsten Augenblicke sah er den Conte mit hochgeschwungenem Dolche aus dem Bosquet hervor und auf sich zustürzen. Aber auch die muthige und treue Creolin war herbei geflogen, um ihre geliebte Herrin, wie eine Mutter ihr Kind, zu vertheidigen. Der Portugiese ließ die Bewußtlose in ihre Arme gleiten und stellte sich, Beide mit seinem Körper deckend, dem Italiener entgegen, der, eine gräßliche Lästerung gegen Angelica ausstoßend, mit dem blitzenden Dolche auf ihn eindrang. Carvalho war unbewaffnet, aber, wie ich schon gesagt, mit riesiger Kraft begabt und dem mehr zierlich als starkgebauten Conte, wie ein Löwe dem Panther, überlegen.

Zurück, Meuchelmörder, so wahr dir dein Leben lieb, zurück! donnerte er dem Wüthenden entgegen.

Dieser jedoch, blind vor Raserei, die Züge furchtbar verzerrt, mit herausgetretenen Augen und Schaum auf dem Munde, war schon in einem wilden Satze an ihm und führte einen Stoß gegen seine Brust. Fernandez aber, eben so gewandt als stark, entrann der unfehlbar tödtlichen Waffe durch eine blitzschnelle Wendung, umklammerte den entsetzlich Fluchenden mit seinen eisernen Armen so gewaltig, daß sein furchtbares Geschrei augenblicklich zu einem dumpfen Brüllen und Röcheln eines halb Erstickten wurde, drückte ihm das Kinn fast zermalmend auf die Stirne und rief aus, während er ihm auch nicht eine Sekunde Luft ließ:

Verführer, Verräther, Meuchler! schwöre, dieses edle, engelreine Mädchen, das du unglücklich gemacht, augenblicks mit mir aus deinem

Digitized by Google

Hause ungeschmäht und unangetastet ziehen zu lassen oder ich erstücke dich in meinen Armen.

Nein, Verfluchter! stöhnte der Elende, und suchte in letzter ohnmächtiger Anstrengung den Dolch in seines Gegners Seite zu bohren; ein neuer furchtbarer Druck von diesem, und die Waffe fiel zur Erde.

Schwöre, Bandit, schwöre, sonst zermalme ich dich! wiederholte Fernandez empört.

Es sei, ich — ich schwöre! ächzte kaum vernehmbar der Contr, und er fühlte sich aus der Baumumschlingung befreit; der Druck jedoch war so ungeheuer gewesen, daß er gleich einem Gerädertem schlapp zusammenbrach und anscheinend leblos auf seiner Mordwaffe lag.

Fernandez, seiner nicht weiter achtend, wandte sich jetzt Eurer Tochter zu, die der Schreck so sehr betäubt hatte, daß es ihr unmöglich war, sich aufzurichtrn und ihm zu folgen.

Hier ist kein Bleiben für Euch! rief er aus; gestattet, daß ich Euch aus diesem unseligen Gefängnisse hinweg trage. —

Nicht lebendig! schrie es hinter ihm, und der Italiener stürzte sich mit gezücktem Dolche auf Angelica.

Gewaltiger und rascher, als der Löwe im Sprung seine Beute, hatte ihn Fernandez im Nacken gefaßt, zurück an sich gerissen, mit gigantischer Kraft aufgehoben und an die vorspringenden Felsstücke der Grotte geschleudert, von denen er abprallte und mit zerschmettertem Haupte in das Becken sank. —

Äußerungen des Schauders von Seite seiner tief ergriffenen Zuhörer verursachten eine kurze Pause, wonach der Häuptling seine Erzählung in allmälig sich herabstimmendem Tone also schloß:

Dies war das fürchterliche Ende von Angelica's Verführer. Sie flüchtete, von Fernandez beschützt, noch denselben Abend in das durch ihn ausgemittelte Kloster. Sein Abschied von ihr war kurz, aber herzzerreißend, eine grausame Trennung für das ganze Leben. Ich rieth ihm, Mejico augenblicklich zu verlassen und er that es. Von einigen Freunden mit einer kleinen Summe unterstützt, durchzog er das weite Reich gegen Norden und gelangte nach zahllosen Anstrengungen und Gefahren endlich in das Gebiet Oregan und von da in die Rocky Mountains. Hier stieß er bald auf einen großen, eben auf einem Zuge gegen mehrere feindliche Stämme begriffenen Trupp Shoshonen und theilte ihrem Häuptlinge seinen Entschluß mit, unter ihnen zu leben und zu sterben. Die Offenheit, womit er sich aussprach, noch mehr aber seine Persönlichkeit, die ersichtliche Kraft und Gewandtheit gefielen den Indianern und sie nahmen ihn auf. Er vertheilte seine Kleider und alles Mitgebrachte unter die Ersten des Stammes, und war, dem Äußern nach, in wenigen Stunden zum Shoshonen umgewandelt. Innerhalb eines Jahres hatte er ihre Sprache erlernt und ihre Achtung gewonnen, denn es war ihm gegückt, sich in mehreren blutigen Kämpfen auszuzeichnen und sein Wigwam war mit vielen Skalps geschmückt.

Da ereignete es sich — es war gegen die Mitte des zweiten Jahres, das Fernandez Carvalha unter den Schlangen-Indianern verlebt hatte — daß in einem mörderischen Kampfe gegen die Dsagen ihr Häuptling fiel. Fernandez rächte seinen Tod durch beinahe gänzlicher Vernichtung der Feinde, deren Niederlage so groß war, daß sie sich bis zum heutigen Tage nicht wieder an das Felsgebirge hingewagt. Die Shoshonen, dankbar für diese That, erhoben ihn, fast einstimmig, zu ihrem Häuptlinge und —

Gaben ihm den Beinamen „die Riesenschlange"! rief Carl begeistert aus, indem er aufsprang und den Erzähler leidenschaftlich umarmte, während auch Herr von Bergen, erschüttert durch all das Vernommene, sich schwankend erhob und ihm die zitternde Hand reichte, auf welche dieser, den Jüngling fest umschlossen haltend, seine glühenden Lippen preßte, während ihm große Thränen über die Wangen rollten.

Eine Minute feierlichen Schweigens, heiligen Schmerzes, für den es keine Worte gibt, war verflossen, als sich der Häuptling erhob und sprach:

Ja, ich bin Fernandez Carvalha und begrüße in euch mit wehmütigem Entzücken Vater und Bruder meiner angebeteten Angelica, der irdisch Verklärten, des Weibes meiner ersten Liebe!

Allwaltende Vorsehung, wie seltsam verschlungen sind die Pfade, auf denen du die Menschen führst! rief Herr von Bergen, den Blick zum Himmel, aus.

Die Klapperschlange.

Ach — sagte er, nach einer abermaligen Pause schmerzlich aufseufzend — sie hat mir keine Nachricht gesandt oder, wenn schon, diese ist nicht zu mir gelangt und durch vier unendliche Jahre hat mich ihr Schweigen unaussprechliche Qualen dulden lassen. Jener unselige Mensch, den die ewige Gerechtigkeit durch Euren Arm so furchtbar getroffen, war wirklich bald nach Angelica's Geständnisse in mein Haus gekommen und hatte um ihre Hand bei mir angehalten; aber das Ergebniß der Erkundigungen, die ich über seinen Charakter wie über seine Verhältnisse eingezogen, bestimmten mich, jede Verbindung mit ihm abzubrechen, ihm den Zutritt auf das Entschiedenste zu untersagen. Er blieb aus; allein der Verräther suchte und fand Mittel, wie ich, leider zu spät, aus mehreren seiner in den hinterlassenen Papieren meiner Tochter befindlichen Briefe ersah, die Unglückliche an seine Liebe und Rechtlichkeit glauben zu machen, ja sogar die Verblendete endlich zur Flucht zu bestimmen. Alle meine Reisen und Nachforschungen um sie waren vergeblich, sie blieb mir verloren; es grünte und welkte viermal, aber nicht Frühling, nicht Winter brachte mir Kunde von ihr. Und wir, mein Freund, schloß der trauernde Vater diese ergänzende Mittheilung über die Vergangenheit, wie konntet Ihr mit Bestimmtheit sagen, daß mein Kind noch am Leben?

Ich habe Euch bemerkt, entgegnete Fernandez, daß ich zu wiederholten Malen in Mejico gewesen. Ich sah und sprach Angelica dreimal in ihrem Kloster, worin sie noch im ersten Jahre mit dem Schleier bekleidet worden, am Gitter des Sprechzimmers; ein Freund, der mich nach jener tragischen Katastrofe mit Geld zur Reise unterstützt hatte, versorgte mich zu diesem Zwecke mit Kleidern; übrigens führten mich auch diplomatische Gründe, von denen ich später noch sprechen werde, in die Hauptstadt des uns benachbarten Reiches. Vor drei Monaten sprach ich Eure Tochter das letzte Mal; was uns die herrlichen Gebilde eines Murillo oder Rafael zu innerer Anschauung bringen, vollendet weibliche Idealität, das spiegelte ihr ganzes Wesen ab; nicht blühend, aber auch nicht leidend, schien sie aus dem reinsten Borne der Religion Trost für das Vergangene und mildr Kraft für das Kommende geschöpft zu haben, mit der Menschheit versöhnt zu sein, ohne ihr anzugehören, und bereits als Himmelsbürgerin dem Jenseits ihren Tribut zu zollen, während sie noch auf Erden war. O nie, nie werde ich des heiligen Ausdrucks ihrer engelgleichen Züge, den elegischen Ton ihrer Stimme vergessen, womit sie die letzten Worte an mich richtete, indem sie sprach:

Glück und Unglück ist der Blutlauf von und zu dem Herzen der Gottheit; wer da fühlt, daß die Seele des Ewigen in ihm pulsirt, kann nie den Tod des Geistes sterben; denke, Freund, der Unendlichkeit, und dulde, indem auch du dich dulden lassest, das Vergängliche.

So sprach sie und ich scheid von ihr — wie vom Anschauen eines Sonnenuntergangs, Gott denkend.

Und sie gedachte meiner mit keinem Worte? fragte Herr von Bergen mit bebender Stimme, indem er die Hände faltete und das Haupt auf die Brust sinken ließ.

Wie sehr Angelica Euer Andenken geehrt, entgegnete Fernandez mild, beweist ihr jetziges Sein; daß sie Euch Nachricht gegeben, bezweifle ich nicht; hätte sie es aber auch unterlassen, so spräche eben dieser Umstand von der Reinheit ihres Gefühles, indem sie für ihre Schuld büßen und für schuldiger gelten wollte, als sie in der That gewesen. Ich las in ihrer Seele und berührte diesen Punkt mit keiner Sylbe. Genug, mein theurer Vater, wenn ich Euch fernerhin so nennen darf, glaubet mir, nie war und wird ein menschliches Wesen der Liebe und Verehrung edler Herzen würdiger sein, als — Angelica.

Vater! rief hier Carl aus, erhebe dich aus deinem Schmerz

Digitized by Google

durch die schöne Ueberzeugung, daß uns die Theuere nicht verloren ist, wie durch die Hoffnung, sie vielleicht wieder zu sehen.

Herr von Bergen sank seinem Sohne weinend in die Arme, und dieser fuhr in seiner offenen, biederen Weise fort, indem er ihn umschlang:

Sieh, guter Vater, du hast den Quell deiner Thränen für immer versiegt geglaubt, und nun erlabt sich dein Herz wieder an diesem Himmelsborne; du hast dich den Feinden der Heimat entzogen und weit über dem Meere fandst du einen Freund; deine Tochter hast du als gesunken, als verloren betrauert, und sie hat sich in Gott aufrecht erhalten, und sie wieder zu sehen ist keine Unmöglichkeit.

Diesem herzlichen Erguße folgte eine kleine Pause allseitigen feierlichen Schweigens; dann richtete sich Herr von Bergen auf und sprach in allmälig ruhigerem, festerem Tone:

Ich habe den Zoll der Menschlichkeit an die Natur mit diesen Thränen entrichtet und der Sterbliche hat sich ihrer Herrschaft nicht zu schämen. Wir haben uns nunmehr verständigt, sind ohne Geheimniß der einander und wollen fürderhin arbeiten und hoffen.

Es bricht die Nacht herein, sagte Fernandez, und bald werden zwei der ältesten Krieger erscheinen, um sich mit mir neben euch zu lagern. Lasset weder diese noch später einen anderen der Indianer wissen, daß ich mich euch entdeckt; ich habe Gründe dazu und ihr ahnt sie wohl. Es sind einige unter ihnen, die mich, den Fremdling, noch immer scheelen Blickes betrachten, denen mein Kriegsruhm nur und die Achtung der Mehrzahl Schranken zieht, ohne welche sie über mich herfallen und mich vernichten würden. Vor Allen ist jener der beiden Sheshenen, die mit mir am Ufer erschienen, um euch anzuhören und der dann in der Berathung so leidenschaftlich gegen eure Aufnahme gesprochen, mein entschiedener Feind; er heißt Hiaroux und führt den Beinamen „die Klapperschlange", ist tapfer, aber bei weitem mehr boshaft und hinterlistig als offenbar muthig. Vor diesem unbändigen Wilden warne ich euch besonders; denn, obwohl ich stets dafür sorgen werde, daß er eurer Ansiedelung fernbleibe, ein Indianer sucht und findet immer Gelegenheit, sein Rachegelüste zu befriedigen; übrigens soll diese Bemerkung euch nicht ängstlich, sondern nur vorsichtig machen. Begebet euch jetzt hinab zur Hütte; bald bin ich mit den zwei Kriegern an eurer Seite. Ihr bedürft der Ruhe; lagert euch sogleich unbekümmert, ich werde wachen. Gute Nacht, Vater, Bruder, Freund, gute Nacht!

Mit diesen Worten reichte Fernandez Jedem die Hand und entfernte sich rasch. Die Ansiedler stiegen zur Lichtung hinab.

Kaum war das Plateau von ihnen geräumt, als aus dem dichtesten Gestrüuche zwischen den Felsblöcken drei scheußliche Köpfe sich empor streckten, deren flammende Augen nach allen Richtungen hin die Dämmerung durchblitzten. Einige Sekunden später wanden sich, Schlangen gleich sich zusammenziehend und ausdehnend, drei bis auf den Lendengurt nackte Gestalten geräuschlos aus dem hohen Farrenkraut hervor und richteten sich ohne zu athmen auf.

Es war Hiaroux, die meuchlerische Klapperschlange, mit zwei riesigen Sheshenen von wildestem Aussehen. Eine Weile standen sie regungslos still und nur ihre fürchterlichen Blicke, die gleich denen der Salamander das Dunkel geisterhaft durchzuckten, bezeugten in grauenerregender Weise, daß sie lebten. Hiaroux winkte und — alle Drei ziehen aus dem Gebüsche ihre wuchtigen Tomahawks hervor. Wieder halten sie, ohne zu athmen, an und horchen. Es regt sich nichts in weiter Runde; die Vögel sind entschlummert und selbst das Abendlüftchen weht nicht mehr, das um Sonnenuntergang um die Wipfel der Bäume gespielt.

Jetzt beginnt die Klapperschlange zu zischen, unheimlich leise, nur den lauschenden Indianern vernehmbar:

Dank dem großen Geiste, der mich die Sprache der Blaßgesichter gelehrt! Die Riesenschlange brütet Verderben über uns, sie will uns erdrücken. Sie ist, trotz ihrer Farbe, eine Weißgeburt und ihr Herz ist gegen uns. Diese Ankömmlinge sind seine Freunde; ihr sahet, mit welcher Liebe sie sich umfingen, und ihr seid, ohne daß ihr verstanden, was sie gesagt, überzeugt, sie sinnen Verrath gegen uns. Ich, der ich jedes ihrer Worte gehört und verstanden, sage euch, es ist so; die Riesenschlange brütet Verrath, darum Verderben über sie und ihren Anhang. Der Geist gebot mir und ich führte euch unbemerkt hierher. Diese Nacht, die erste der Fremdlinge auf unserer angestammten Erde, sei auch ihre letzte; sie sterben durch uns und er, er — mit ihnen.

Sie sterben durch uns und er mit ihnen! wiederholten ingrimmig geifernd halblaut die Indianer.

Sie werden ruhig schlafen, die Fremden, fuhr nach einigem Schweigen Hiaroux zischend fort, und nur der Verräther von Häuptling wird wachen; ihn trifft mein Tomahawk, die Ankömmlinge überlasse ich euch, die zwei alten Krieger mögen leben, sie sind unschädlich. Bald werden sie hier sein, wir aber wollen uns verborgen halten, bis die Nacht weit vorgerückt und Alles, vielleicht selbst die Riesenschlange, vom Schlafe bewältigt ist. Nun kommt, ich weiß eine von starkem Gestrüuch versteckte Höhlung hinter der Grotte da unten, die uns bis zum Augenblicke der Rache bequemen und sichern Aufenthalt bietet; folget mir.

Der Schreckliche glitt in das Dickicht zurück und seine Verbündeten folgten ihm geräuschlos, wie sie gekommen.

Während dieser kurzen Frist, in der ein Werk der Finsterniß berathen wurde, hatten sich unsere Freunde bereits angeschickt ihr Lager zu breiten. Dies war bald geschehen und sie streckten ihre ermüdeten Glieder darauf hin, nahe beisammen, alle Drei mit dem Antlitze der schmalen Öffnung der Hütte zugekehrt, jeder seine Büchse zur Linken und den entblößten Hirschfänger zur Rechten. An Seel' und Leib gleich angegriffen, fühlten sie das Bedürfniß zu schweigen, zu ruhen; nur die Ankunft des Häuptlings mit seinen Gefährten wollten sie noch abwarten, ehe sie sich dem Schlummer überließen. Es lag, obgleich die Nacht sternehell und der beinahe ganz volle Mond bereits am Horizonte aufgetaucht war, tiefes Halbdunkel um sie her, nur daß ein matter Lichtstreifen sich am Eingange vorüber zog. In diesem erschienen, nachdem sie kaum eine Viertelstunde schweigend hingelegen, drei Gestalten.

Fernandez — denn er war es mit den alten Kriegern — ließ sie nicht einen Augenblick in Ungewißheit über diese Erscheinung, indem er sogleich näher trat und ihnen mit der Versicherung, daß sie sich vollkommener Ruhe hingeben könnten, wiederholt gute Nacht sagte, was sie in gleich herzlicher Weise zurück gaben. Und die müden Wanderer überließen sich der süßen Gewalt des Schlafes, dem milden, immer und überall wohlthätigen Zauber der Natur.

Die beiden Gefährten des Häuptlings lagerten sich unweit der Hütte, er selbst setzte sich an den Eingang, mit dem Rücken an den Pfosten gelehnt, eine wollene Decke um sich geschlagen und auf seinen Tomahawk gestützt.

Unsere neuen Brüder schlummern in Frieden, sprach einer der alten Krieger, und der andere setzte hinzu: Der große Geist wacht über uns Allen.

Der große Geist ist immer wach, sagte Fernandez ruhig.

Diese Stille folgte diesen letzten einfachen Worten der Sheshenen und wenige Minuten später schliefen Alle — die an Kraft unerschöpfliche Riesenschlange ausgenommen.

Fernandez Carvalho, einer jener seltenen Menschen, in denen sich die Natur zu gefallen scheint, indem sie ihnen eine, weit über das gewöhnliche Maaß der Sterblichen hinausreichende Gewalt des Geistes und Körpers, unermeßliche Willenskraft und entsprechende Ausdauer verleiht, um in denselben gleichsam sich zu spiegeln, im edelsten ihrer Erdengeschöpfe ihre eigene Macht und Herrlichkeit anzuschauen; der schöne junge Mann, wie noch kein Künstler einen schöneren Gott des Kriegs gebildet, war und blieb, trotz seiner ungeheuren Kraftäußerung im furchtbaren Mordgewühle dieses Tages und, was vielleicht noch mehr, nach der heftigen Gemüthserschütterung, die er selbst hervorgerufen, wach, stark und selbstbewußt.

So saß er, nachsinnend der Vergangenheit, erwägend in seinem klaren Geiste das seltsame Geschick der Menschen, ruhig, besonnen, ernst, ein schönes Bild starker, wachsamer Freundschaft an der Schwelle unverschuldeten Leidens, edler Selbstüberlängnung zum Heile Anderer.

Der Mond schwebte bereits hoch über dem Urwalde im Osten und goß sein magisches Licht nun, wie über das ganze Stromgebiet,

Digitized by Google

so auch, nicht durch den leisesten Nebelstreif getrübt, über die Insel der entschlafenen Ansiedler aus; der frische Wiesengrund der Lichtung, leicht bethaut, blitzte, von ihm bestrahlt, gleich einem mit unzähligen Diamanten und Perlen gestickten Teppiche von grünem Sammet, während die Stämme, Kronen und Wipfel der Bäume ringsum bei dieser Lichtbrechung fantastische Gebilde erzeugten, bald lieblich, bald schauerlich, hier menschliche Form annehmend, dort schemenhaft auswuchernd in maaßlose Verhältnisse.

Fernandez sah diesem Spiele des Mondlichtes lange nachdenkend zu; dir gleicht, sagte er sich, die Meinung dieser Welt, sie zeigt die Menschen je nach der Brechung des Lichtes, in das sie vom Geschicke gestellt werden....

Mitternacht nahte heran und sein Denken war allmälig unbestimmtes träumerisches Sinnen geworden, worin sich seine Fantasie, deren Gluth und Zauberkraft durch diese fünf Jahre voll Leiden und Kämpfe nichts von ihrer Ursprünglichkeit verloren hatten, jetzt nur einem einzigen Bilde hingab, dem verklärungumstrahlten Bilde Angelica's, und dies in jener außerordentlichen wunderbaren Weise, worin die Seele den Körper verlassen und den trennenden Raum in geheimnißvollem Fluge durchmessen zu haben scheint. Er war in Nizza, im Kloster, er stand in ihrer Zelle. Angelica hatte noch nicht ihr Lager gesucht, sie kniete, in Andacht versunken, auf ihrem Betschemel vor dem Bilde des Heilands, die zarten Lilienhände gekreuzt und das edle Antlitz erhoben. Er sah die Betende mit nie gefühltem, reinem Entzücken und betrachtete ihre rührende Gestalt lange regungslos, fast ohne zu athmen; es war ihm, als sollte er an ihrer Seite in die Kniee sinken und sein Gebet mit dem ihrigen verschmelzen, aber heilige Scheu hielt ihn festgebannt und er vermochte nichts, als die Gottgeweihte in selig stiller Verehrung anzuschauen. Nun öffneten sich ihre Lippen und sie betete laut, inbrünstig, mit ganzer Seele hin sich gebend der ewigen Gnade; o und der Wonne, die ihn durchfloß, sie betete für ihren Vater und Bruder und für ihn, indem sie das Gebet mit den Worten schloß: Wache und bete, Fernandez!

Hier bebte die Seele in den verlassenen Körper zurück und er fuhr, wie von einem elektrischen Schlage durchschüttert, empor; noch einmal rief es: Fernandez! und dieser Ruf drang aus der Hütte, es war Carl's Stimme, die er vernahm, der Jüngling rief ihn im Traume.

Im selben Augenblicke, da er, die Hülle von sich werfend, wie blitzgetroffen aufgesprungen war und athemlos um sich stierte, rauschte es ihm zur Linken im Gehölze. Pfeilschnell den Tomahawk geschwungen, fing er schon in der nächsten Sekunde den schmetternden Schlag von dem Steinbeile Hiaruk's auf, der sich mit den zwei Indianern in stummer, aber um so entsetzlicherer Wuth ihm entgegen stürzte. Fernandez, zwischen beiden Thürpfosten der Hütte sich feststellend, beschrieb nun, einen Alarmschrei ausstoßend, der im Nu alle Schläfer emporriß, nachdem er den ersten Hieb vereitelt hatte, mit seiner Stahlaxt in Gedankenschnelle einen weiten Kreis um sein Haupt und ließ sie mit zermalmender Wucht auf die Meuchler von der Rechten zur Linken niedersausen, die der ungeheuren Waffe ihre Tomahawks zwar mit Riesenarmen, aber dennoch vergeblich entgegen warfen; wie mächtig auch der Gegendruck von den Beilen der zwei Wilden, diesem Schlage konnten sie nicht widerstehen, entsanken in Stücken ihren gelähmten Händen und die Schneide des Stahles fuhr in die linke Schulter Hiaruk's, der mit einem gräßlichen Schrei in das Gehölz zurücktaumelte. Dieser gewaltige Schwung jedoch versetzte Fernandez in den Nachtheil, daß er, halb aus dem Gleichgewichte gebracht, nicht so schnell wieder von seiner schweren Waffe Gebrauch machen konnte, als es das Ungestüm seiner Gegner forderte, die sich, noch ehe er dieselbe wieder zu schwingen vermochte, wie rasend auf ihn stürzten. Dies ersehend, ließ er seinen Tomahawk fallen und schmetterte Beiden seine Fäuste mit solcher Gewalt und Schnelligkeit gegen Kopf und Brust, daß sie stöhnend zurückprallten, nicht aber, ohne neuerdings festen Fuß zu fassen, um jetzt mit den rasch gezückten Messern über ihn herzufallen. Allein in diesem Augenblicke knallten zwei Büchsen aus der Hütte und beide Indianer wälzten sich in ihrem Blute.

Die Flucht.

Alles dies, Ueberfall, Kampf, Verwundung und Tod, war so schnell geschehen, daß die beiden älteren Shoshonen, wie rasch sie sich auch erhoben hatten, jetzt, indem sie zur Seite ihres Häuptlings standen, nichts vom Zusammenhange der Dinge begriffen und streng fragenden Blickes ihn und die Getödteten betrachteten, welche sie, wie der Ausdruck von Schmerz und Staunen in ihren Zügen nicht bezweifeln ließ, sogleich erkannt hatten. Im selben Augenblicke waren auch die Ansiedler bewaffnet aus der Hütte getreten und schauten, wie mehrerer Feinde gewärtig, muthvoll spähend nach allen Seiten hin.

Fernandez, dessen Miene sich schnell wie der Gedanke verwandelt hatte und nach so furchtbarer Aufregung vom höchsten Zorne plötzlich zu unbegreiflicher Ruhe übergegangen war, nahm mit Würde das Wort und sprach:

Meine Brüder und Freunde, beruhiget euch, die Gefahr ist vorüber. Hiaruk, die falsche Klapperschlange, hatte Verderben gegen mich und euch gebrütet. Er glaubte mich unbesorgt und überfiel mich mit jenen Zweien meuchlings. Ihn traf mein Stahl, seine Verbündeten —

Fielen — unterbrach ihn der älteste Krieger, die Ansiedler mit strengem Blicke messend, — durch die Feuerwaffen der Bleichgesichter.

Und es sind Shoshonen, setzte der andere nicht minder drohend hinzu.

Ihr hättet also, sagte Fernandez bitter lächelnd, mich lieber von den feigen Verräthern erdolcht gesehen?

Die Riesenschlange würde sie erwürgt haben, entgegnete Letzterer.

Sie sind gefallen von der Hand weißer Männer! rief der Erstere aus, und alle unsere Brüder werden es vernehmen und es wird darüber berathen werden.

Berathen? Wohl, das geschehe! fiel Fernandez gebieterischen Tones ein; gehet hin und berichtet, was geschehen. Sprechet, wie ich, die Wahrheit. Hiaruk war gegen die Aufnahme dieser Fremdlinge, aber eure Weisheit hat ihn zum Schweigen gebracht. Diese Schuldlosen haben sich redlich in unserem Gebiete angekauft, die Friedenspfeife mit uns geraucht, sie sind unsere Gastfreunde geworden, ja und ihr Beide selbst habt heute mit mir zu ihrem Schutze wachen sollen. Während ihr euch dem Schlafe überlassen, wollte man mich und unsere Schützlinge morden, sie, die heute im Kampfe mein Leben, das Leben eures Häuptlings, ja durch ihre Kriegslist, wie ihr vernommen, vielleicht das Leben aller meiner Shoshonen gerettet. Dies saget ihnen, denn ihr sprecht die Wahrheit, wie ich sie gesprochen.

Die Ansiedler, die von dieser in der Shoshonensprache gepflogenen Unterredung nichts verstanden, blickten sich und Fernandez unruhig fragend an; der ältere seiner Gefährten aber sagte, indem er dem andern ein Zeichen zum Aufbruche gab:

Der große Geist allein weiß Alles, der Mensch urtheilt nach dem, was er sieht und hört. Ich sah meine Brüder fallen von der Hand der Weißen. Keiner von uns hat ein Feuergewehr, die Schüsse kamen aus der Hütte. Eine allgemeine Berathung ist nothwendig. Ich habe gesprochen.

Mit diesen Worten entfernte sich der Shoshone und folgte seinem Gefährten, der bereits im Gehölze verschwunden war.

Mein Gott! rief jetzt Herr von Bergen bekümmert aus, da er Fernandez gesenkten Hauptes, ernst nachsinnend, regungslos stehen sah; was ist geschehen, was zu fürchten?

Letzterer schrack, wie aus einem schweren Traume geweckt, heftig empor und fuhr sich mit der Hand rasch über das verstörte Antlitz. Dann, nachdem er mit wenigen Worten den Erstaunten und Erschreckten erklärt hatte, was vorgefallen war und nunmehr zu befürchten sei, reichte er ihnen die Hand und sagte:

Ihr habt mir zum zweiten Male das Leben gerettet, jetzt aber gilt es, euch zu retten! An euer Hierbleiben ist nicht zu denken, eure Ansiedelung ist unmöglich. Die Indianer werden euch diese That, so natürlich sie auch war, so verzeihlich sie auch ist, da ihr nicht wußtet, daß ihr auf Shoshonen geschossen, nie, nie verzeihen und ihr

Digitized by Google

würdet, selbst wenn ich noch diesen Sturm beschwören könnte, immer und zwar im buchstäblichen Sinne unter dem Beile stehen und dieses dürfte in einem unbewachten Augenblicke auf eure Häupter niederschmettern. Ihr müßt fort!

Fort? rief Herr von Bergen bestürzt aus, fort und wo — wohin?

Fernandez umarmte ihn und seinen Sohn in der liebevollen Hast einer bekümmerten Mutter und entgegnete, nach allen Seiten umblickend, eben so schnell als leise:

Raffet euer Gepäcke zusammen und folget mir. Hiareuk ist nur verwundet worden und kann uns belauschen, er ist dieser Sprache kundig; eilt, eilt, alles Andere unterwegs!

Innerhalb weniger Minuten hatten sich die armen Ansiedler zur Flucht gerüstet und standen, wie am Morgen dieses verhängnißvollen Tages vor dem Walde, belastet und gewaffnet zur Seite des Häuptlings. Dieser hatte inzwischen das Gehölze zur Linken der Hütte, wo Hiareuk verwundet hingesunken war, durchsucht, aber keine Spur der Klapperschlange auffinden können; jetzt winkte er seinen Freunden, ihm schweigend zu folgen und schritt, den Tomahawk über der Schulter, rasch durch die Lichtung hin, dem östlichen Ufer der Insel zu. Bald hatten sie, mehr laufend als gehend, diese und die Furth hinter sich. Da wurden, nach kurzer Rast und leiser Besprechung, die Büchsen geladen, und nun ging es wieder vorwärts, die Anhöhe hinauf, dem Walde zu, in dessen Schatten sie abermals anhielten.

Nun haben wir, sagte Fernandez, wenigstens den Verrath des Mondlichtes nicht mehr zu fürchten. Hat uns Hiareuk nicht belauscht, so ahnt wohl keiner der Shoshonen, daß wir die Insel verlassen; allein der Verräther wird sich blutend und heulend zu ihnen geschlichen, irgend eine schändliche Lüge ersonnen, und die Gemüther gegen uns erbittert haben; dazu kamen noch die zwei alten Krieger mit der Schreckensnachricht von der Tödtung ihrer jungen Brüder durch euch, und die Berathung wird alsbald in rasende Empörung gegen mich ausgebrochen sein. Das Geschehene ist nicht zu ändern, das Geschick hat mein Loos mit dem eurigen verschmolzen, wir sterben entweder oder retten uns gemeinschaftlich. Bald, schloß Fernandez diese seine hastige Anrede, bald werden die Indianer auf der Insel, und über unsere Flucht wüthend sein, um so mehr, da ich im Besitze des Geldes bin, das ihr in die Hände der Aeltesten niedergelegt und mir diese, während des Kampfes, anvertraut; hier nehmt Euer Eigenthum zurück, mein Vater! und nun saget, ob ihr nach Osten oder nach Süden hin meiner Leitung folgen wollt?

Könnt Ihr noch fragen, Fernandez? entgegnete Herr von Bergen tief ergriffen.

Nach Mexico denn!

Zu meinem Kinde!

Kaum hatten sie diese Worte ausgerufen, als sich von der Prairie herüber dumpfes Geschrei gleich fernrollendem Donner vernehmen ließ.

Die Empörung ist ausgebrochen, sagte Fernandez, in wenigen Augenblicken werden sie nach der Insel stürmen; wir haben einen guten Vorsprung, lasset uns ihn nützen, fort, folget mir!

Und er eilte durch das Helldunkel der äußeren Baumgruppen mit ihnen dem finstern Dickicht zu, in südöstlicher Richtung, deren Zweck er in flüchtigem Fortschreiten seinen Begleitern erklärte, indem er ihnen zuflüsterte:

Sie werden zuvörderst die ganze Insel, vielleicht auch die nächstgelegene nach uns durchsuchen, und dann erst in den Wald eilen; aber sie werden nicht ahnen, daß ich euch dem Laufe des Flusses entgegen, längs seiner Krümmung hin, immer dem Walde gedeckt, durch ihr eigenes Gebiet führe; denn dies will ich: wir ziehen von hier an ununterbrochen südwärts, den Quellen des Missouri herüber, dem Schneegebirge zu, das, nicht über zwanzig Meilen von hier, das Land der Shoshonen vom mexicanischen Staate trennt; einmal inner seinen Grenzen, sind wir sicher.

Und wieder lautlos ging es in angestrengtestem Schritte fort durch den dichten, hohen und düstern Wald, den nur an wenigen Stellen die Strahlen des Mondes durchblitzten; zeitweise nur hielten sie einige Sekunden an, um Athem zu schöpfen, und da vernahmen sie, nicht ohne Grauen, von den ihnen nun schon im Rücken gelegenen Inseln wiederholtes Gebrülle wie von aufgestörten Löwen, dazwischen manchen gellenden Aufschrei, den wilden Ausbruch getäuschter Rachgier, entzügelter, grimmiger Mordlust.

Fernandez mahnte, rasch dahinschreitend, ohne ein Wort zu sprechen, durch sein Beispiel wie durch sorgliche Blicke, die er wiederholt auf seine Begleiter zurück warf, diese zu möglichster Eile.

Allmälig dumpfer ward das Geschrei der Indianer und in gleichem Maaße die Hoffnung der Fliehenden auf glückliches Entkommen belebter.

Der Waldgrund, den sie jetzt durcheilten, zog sich in fast ganz paralleler Richtung mit dem nur wenige hundert Schritte entfernten Flusse in wellenförmiger Abdachung dahin; immer nahe dem Saume sich haltend, hatten sie den Vortheil, das Uferland zu ihrer Rechten überblicken zu können, ohne selbst gesehen zu werden, da sie fortgesetzt eine klafterbreite Baumreihe zwischen sich und der Freiung ließen.

Eine volle Stunde schon waren sie so ohne Rast wie ohne alle Unterbrechung dahin geflohen und die Stimmen der Shoshonen schon längst in der Ferne erstorben, als Fernandez plötzlich anhielt, einige Sekunden spähte und lauschte, und dann, nachdem ringsum Alles lautlos geblieben war, seinen Freunden rasch zuflüsterte:

Hier müssen wir den Wald verlassen, denn er biegt von da scharf nach Osten ab, während unser Weg nach Süden führt. Hier, selbst im dunkelsten Dickicht, den Rest der Nacht hinzubringen, ist gefährlich, denn Hiareuk, falls er noch lebt, wird gewiß den Wald nach allen Richtungen durchspähen lassen, und dem feinen Sinne der Indianer würde unser Zufluchtsort nicht verborgen bleiben. Noch haben wir einen beträchtlichen Vorsprung zu Gunsten unserer Flucht, und wir können, reichen euere Kräfte aus, mit Tagesanbruch vielleicht schon aus aller Gefahr sein. Vom Flusse her, selbst wenn sich noch einige von ihnen an der Insel aufhielten, erblicken sie uns nicht, und wir eilen, während sie uns im Walde suchen, durch ihr eigenes Flachland über die große Prairie sicher dahin; aber Alles kommt darauf an, daß Ihr, mein Vater! Euch stark genug fühlt zu diesem anstrengenden Marsche.

Ich glaube, entgegnete Herr von Bergen ruhig, daß ich euch zu folgen vermag; das Vertrauen auf Gott gibt Kraft, sein allmächtiger Arm wird uns auch im freien Felde beschützen, vorwärts!

Nun denn, so kommt! sprach Fernandez und schritt zum Walde hinaus.

Noch einmal hielten sie an, um zu forschen. Tageshelle lag über die weite Landschaft ausgegossen, und die Wasser des Missouri glänzten wie flüssiges Silber. Tiefe heilige Stille ringsum; nicht der leiseste Luftzug in den frischen Wipfeln der Bäume, nur das Zittern der Sterne verrieth noch Leben, herrliche Traumbilder der süß schlummernden Natur. Nach Süden hin breitete sich eine unübersehbare Prairie aus, deren hohes zartbethautes Gras gleich der grünen See schimmerte, wenn elektrisches Leuchten über sie dahin zuckt; rechts verlor sich der Missouri in immer weicherer Strahlenbrechung und zur Linken dehnte sich die unermeßliche Wand des Urwaldes hin, den die Wanderer Tags zuvor mit neuer Lebenshoffnung, und jetzt in Todesgefahr für immer verlassen hatten.

Lange konnten sie sich der Anschauung dieses entzückenden Gemäldes nicht hingeben; dies duldete weder die Vorsicht, noch auch die schmerzliche Stimmung ihrer Gemüther, die der Gedanke an den schrecklichen Gegensatz der blutgierigen Wilden zu dem Paradiese um sie her nothwendig hervorrufen mußte; nach wenigen Minuten schon mahnte Fernandez zum Aufbruche, indem er sagte:

Wie scharf auch mein Auge und Ohr, ich sehe und höre nichts, was uns beunruhigen könnte; noch scheinen die Indianer weit ab von uns, selbst wenn sie unsere Spur gefunden, und wir wollen nun hinein in das hohe Gras der Prairie, kommt, kommt!

Kaum hatte er dies gesprochen und eine rasche Bewegung nach vorne gemacht, als — in einer Entfernung von etwa hundert Schrit-

Digitized by Google

ten zwei Schüsse schnell nach einander aus dem Walde fielen, deren Kugeln haarscharf an ihren Köpfen vorüberpfiffen und sich zugleich seitwärts der Waldecke, welche sie so eben verlassen, jenes, ihnen zwar schon genugsam bekannte, aber dennoch immer neu entsetzende Geschrei der Rothhäute vernehmen ließ. Die Flüchtlinge erhebten einen Augenblick, aber schon in der nächsten Sekunde hatten sie gegen den Wald Fronte gemacht und ihre Büchsen angelegt.

Lasset uns sterben mit den Waffen in der Hand! rief Fernandez feurig aus, indem er einige Schritte weit vorsprang und seinen Tomahawk erhob; mir nach in den Wald, diesen Teufeln entgegen, denn hier sind wir unbedeckt.

Einige gewaltige Sätze und er war mit hochgeschwungener Axt am Waldsaume, während ihm seine Begleiter in möglichster Schnelligkeit schußfertig folgten.

Abermals fielen zwei Schüsse und eben so wirkungslos wie die ersten, abermals durchschnitt die Luft gellendes Geschrei, und noch war der Feind nicht ansichtig geworden; jetzt aber, da sich die Auswanderer um ihren Führer unter den äußersten Bäumen gruppirt hatten und zwar so, daß jeden ein mächtiger Stamm deckte, gewahrten sie, kaum fünfzig Schritte vor ihnen, zwischen den vom Mondlichte zweifelhaft erhellten Fichten und Tannen mehrere Gestalten, die dasselbe Manöver machten, nämlich von Baum zu Baum huschten, ohne sich auch nur für eine Sekunde bloszustellen.

Bleibet ruhig, flüsterte Fernandez hastig, es sind ihrer nicht viele, sonst wären sie schon auf uns losgestürzt; wahrscheinlich ist es Hiaroux; zielet scharf, wenn gute Gelegenheit dazu, besser, ihr spart die Schüsse. Ich sehe drei von ihnen laden; nehmt euch in Acht. Haben sie geschossen, dann stürmen wir gegen sie hin, und vernichten die Elenden; gelingt uns dies, so dürfte unsere Flucht nicht weiter gefährdet sein, da die Uebrigen ohne Nachricht durch sie bleiben; still jetzt, fest an die Bäume, sie zielen; ich will mir eine Blöße geben, um sie zum Schusse zu locken.

Noch ehe Herr von Bergen seine Warnung davor ausgedrückt hatte, knallte es aus drei Flinten zugleich.

Mir nach! schrie Fernandez, unverwundet aus seinem Versteck hervor und, gleich den Indianern, von Baum zu Baum springend: mir nach und auf sie los.

Wuthgeheul antwortete ihm und im nächsten Augenblicke drang Hiaroux mit fünf Indianern auf ihn ein. Das war die bemerkte günstige Gelegenheit für seine Begleiter; Herr von Bergen, Carl und Conrad gaben rasch auf einander Feuer und stürzten sich, nachdem sie zwei Shoshonen fallen gesehen, mit ihren blitzschnell entblößten Hirschfängern gegen die Uebrigen vier. Aber diese hatten, noch ehe sie dieselben erreichten, bereits die unwiderstehliche Gewalt ihres Häuptlings neuerdings gefühlt und waren den Wetterstreichen seines Tomahawks erlegen, die Klapperschlange ausgenommen.

Laßt ihn mir allein! rief Fernandez seinen Freunden zu, die augenblicklich anhielten und den jetzt sich entspinnenden entsetzlichen Kampf mit Grauen beobachteten, um im Nothfalle einzuschreiten.

Beide Gegner hatten ihre Tomahawks fallen lassen und sich im Nu krampfhaft umschlungen; sie schienen ein Körper, eine ungeheure Schlange mit vier flammensprühenden Augen; dumpfes Stöhnen war Alles, was man vernahm. Wohl eine Minute hindurch blieben sie wie in den Boden gewurzelt; da, mit einem Male, nach einer eben so schnellen als gewaltigen Bewegung, schwebte Hiaroux fast horizontal über Fernandez's Haupte und lag eine Sekunde später, hingeschmettert wie von einem Blitzstrahle, ohne Zeichen eines Lebens am Boden.

Allmächtiger! rief Herr von Bergen tief erschüttert aus, kaum wagt mein Herz dir zu danken nach also theuer erkaufter Befreiung.

Eine Pause allgemeinen schmerzlichen Schweigens folgte diesen seinen Worten, dann wandte sich Fernandez ihm zu und sagte:

Es ist geschehen nach dem Willen des Ewigen! Der Trieb geistiger Selbsterhaltung hat euch und mich zu diesen wilden Söhnen der Freiheit geführt, die Pflicht körperlicher Selbsterhaltung riß uns aus diesem unnatürlichen Verbande. Die Natur macht und duldet keine Sprünge; zwischen dem Wesen dieser Wilden und dem der Civilisation liegt ein Abgrund von Jahrtausenden.

Nach dieser Rede nahm er seinen Tomahawk auf, legte denselben sammt den Stirnhäuten, die er am Gürtel getragen, und dem Skalpmesser zwischen den Leichen nieder und sprach feierlichen Tones:

Ich gebe der Natur ihre Schrecken zurück und mich der angebornen Ordnung der Dinge; ich wollte euch allmälig sänftigen und bilden, aber mein Streben war fruchtlos. Die Zeit wird vollenden. Und nun, setzte er nach einigem Schweigen hinzu, indem er sich seinen Freunden zukehrte, nun lasset uns forteilen von diesem Schauplatze natürlichen Gräuels und dem Ziele nachstreben, das uns das ewige Schicksal gesteckt; folget mir!

Und sie schritten schweigend zum Walde hinaus.

Die Wanderer am Ziele.

Mehrere Wochen sind dahingeflossen und wieder glänzt der volle Mond am reinen lazurenen Himmelsgewölbe, alle Gestirne weit um sich verdunkelnd, den Stern der Liebe ausgenommen; gleich wie es im Leben der Menschen auch nur die Liebe ist, deren göttliches Licht im Strahlenglanze aller irdischen Hoheit, der Macht, des Ruhmes und Reichthums nicht erbleicht, und das der Sonne der Wahrheit als klarer Bote vorangeht und bei ihrem Scheiden noch als Verkünder des Friedens über allen ersterbenden Erscheinungen des Tages in vestalischer Reinheit leuchtet.

Diesmal ist es nicht ein Urwald, nicht eine weithingedehnte Prärie, noch ein inselnbesäetes Stromgebiet, was wir im verklärenden Lichte des Vollmondes erblicken, sondern eine mächtige, hunderthürmige, palästegeschmückte Stadt, deren reiches, gewaltiges Leben bei Herannahen der Nacht, die das Sein in der freien Natur so feierlich schweigsam gestaltet, stärker zu pulsiren beginnt und die geistbeschwingenden Adern mit nicht zu berechnender Kraft durch ihren Riesenkörper schwellt: es ist das schöne große Mexico mit seinen auf crystallenen Wasserspiegeln schwebenden Gärten, seinen Tausenden von Terrassen, auf denen bei Lautenspiel und Gesang Herzen in Liebe erbeben, seinen breiten luxuriösen Straßen, durchwogt von einem bunten Strome geschäftiger, wie müssiger Menschen, mit seinen zahlreichen Alleen und Gebüschen endlich, dem Stelldichein für die entgegengesetztesten Gedanken und Empfindungen, für Gefühle und Pläne zärtlicher Neigung wie rachebrütenden Hasses, berechnender Habsucht und Ehrbegierde, wie sich aufopfernder Freundschaft und bescheidener Humanität.

Ferne von diesen geräuschvollen Tummelplätzen großstädtischer Lust und Betriebsamkeit, wirklichen und eingebildeten Glückes, erhebt sich gegen das östliche Gestade dieses Häusermeeres hin aus einer freundlichen Gartenoase das Frauenkloster, in welchem Angelica ihre Ruhestätte gesucht und gefunden hatte.

Die Unglückliche leidet nicht mehr.

Das Hauptschiff der Kirche ist erleuchtet, aber es ist das mehr eine melancholische Dämmerung als festliche Tageshelle.

Mit diesem schwermüthigen Halbdunkel im Einklang, ertönt der ernste feierliche Gesang der Nonnen vom dichtvergitterten Chore herab auf einen inmitten der Kirche aufgerichteten Katafalk, umstellt von hohen schwarzen Candelabern mit brennenden Kerzen, die das darauf angebrachte Emblem gottgeweihter Jungfräulichkeit, ein mit weißen Rosen bekränztes Crucifix erhellen.

Unter der hochgewölbten Chorhalle stehen, gesenkten Hauptes und die Hände gefaltet, mehr in Schmerz aufgelöst als der Andacht hingegeben, regungslos, Standbildern des Grames ähnlicher als betenden Menschen, vier Männer: es sind diese der Vater und Bruder der Verklärten mit Fernandez und dem treuen Diener.

Vor drei Tagen — nach einer Wanderung voll Gefahren und Mühen — in Mexico angelangt, fanden sie Angelica bereits der Auflösung nahe. Aber ihr edler Geist war noch empfänglich für diese ihr nach so langem Leiden von der Vorsehung aufbewahrte reine Freude des Wiedersehens derer, die ihr das Theuerste auf Erden; sie erlabte sich noch einmal am Anblicke ihrer Lieben und hauchte ihre befriedigte Seele in den Armen

Digitized by Google

des Vaters aus, gestärkt zum Uebergange in das Jenseits durch seine Verzeihung und seinen Segen.

Ich fühle das Bedürfniß — sprach Herr von Bergen am Morgen nach Angelica's Bestattung zu seinem Sohne und Freunde — meine Tage in der Nähe der heiligen Stätte, die mein geliebtes Kind umfriedigt, in Einsamkeit zu beschließen; ich werde mich in der Nähe der Stadt ankaufen und mit dir, Carl, so lange es dem Geiste über uns und dem in dir gefallen wird, mein Stück Land bebauen; Euch, Carvalho, der Ihr ohne Gefahr für Eure Sicherheit in Mexico nicht verweilen könnt, biete ich die Mittel zur Reise nach Europa an; Ihr könnt und werdet der Menschheit durch die Euch inwohnende hohe Thatkraft noch nützen; Conrad verläßt mich wohl nicht mehr.

Nach einer Pause allgemeinen schmerzlichen Schweigens nahm Fernandez tief ergriffen das Wort, indem er sagte: Ich muß Euch verlassen, um Euere Ruhe nicht zu gefährden; aber glaubet nicht, daß mein Leben sich noch einmal umschwingen und mich werde in der von Euch erwarteten Weise neuerdings thätig lassen werden; das Grab Angelica's ist, ich fühle dies am Beben meines Herzens, die Mark, an der jener wilde Geist, jene bis jetzt ungebändigte Kraft mich für immer verläßt. Euer Anerbieten lehne ich dankbar ab; der Freund, von dem ich Euch sagte, daß er mir damals zur Flucht die Mittel geboten, lebt noch hier und wird in kurzem, wie ich gestern erfahren, eine Reise nach Spanien machen; in seinem Hause finde ich bis dahin ein Asil und dann — sage ich Euch Lebewohl für immer.

Die Freunde umarmten sich nach diesen seinen Worten mit unterdrückten Seufzern, und Fernandez schied mit der Bitte, ihn im Hause seines Beschützers aufzusuchen.

Dies geschah von Seiten des Herrn von Bergen nur einmal. Acht Tage nach Beerdigung seiner Tochter sank er auf's Krankenlager, das er nicht mehr verließ; zwei Wochen später starb er in den Armen seines trostlosen Sohnes.

Wenige Tage hierauf reiste Carl von Bergen mit Conrad's Begleitung nach Veracruz, wo Fernandez seiner bereits harrte.

Die Ueberfahrt nach Spanien fand ohne Unfall statt und sie gelangten bei fortgesetzt günstigem Winde in verhältnißmäßig kurzer Zeit nach Cadiz.

Zufolge des zwischen den Freunden während der Reise besprochenen Planes, wollten sie hier nur wenige Tage verweilen, um sich dann — wohl für immer — zu trennen. Fernandez gedachte sich unmittelbar nach Paris zu begeben und dort die Empfehlungsbriefe seines mexicanischen Freundes für sich geltend zu machen; Carl war willens, mit Conrad nach Deutschland zurück zu kehren, ohne jedoch für seine Zukunft etwas Bestimmtes entwerfen zu haben; das geistige Auge Beider war noch zu sehr umdüstert, als daß sie das Leben sicheren Blickes hätten überschauen und sich ein gewisses Ziel ausersehen können; sie gaben sich, nach so furchtbarer Zerstörung ihres idealisirten Daseins, der Wirklichkeit mehr instinctmäßig als freithätig hin, unbekümmert um das Ergebniß ihrer Einleitungen, nichts Besonderes hoffend oder befürchtend und auf Alles gefaßt.

Auf Alles? — Ja, was der kurzsichtige Mensch in seinem Horizonte wahrzunehmen vermag; aber es gefällt dem, was wir Schicksal zu nennen pflegen, dieser eben so unbegreiflichen als unwiderstehlichen Macht, deren Einwirkung von außen wir fühlen, während sie ihr Tribunal vielleicht in unserem Busen, dem geheimnißvollen Sitze der Leidenschaften, aufgeschlagen hält; es beliebt, sage ich, dem sogenannten Schicksale, oftmals urplötzlich diesen Gesichtskreis zu verengen oder zu erweitern und in demselben unerwartete, ungeahnte Gegenstände auftauchen zu lassen, deren Erscheinung unser ganzes Denken und Fühlen wie durch einen Zauberschlag umwandelt, die Scene um uns her zum Paradiese oder zur Hölle, uns selbst zu Engeln oder Dämonen macht.

Der Mexicaner war noch am selben Tage nach Lissabon abgereist, wohin wichtige Handelsgeschäfte ihn riefen, und er hatte von Fernandez mit der biedersten Versicherung, ihm in Zukunft auch ein verläßlicher Freund bleiben zu wollen, gerührten Abschied genommen.

Sonach waren denn beide jungen Männer sich selbst überlassen.

Die kurze Frist, die sie in Cadiz zu verweilen beschlossen hatten, brachten sie mit ziemlich theilnahmloser Besichtigung des Interessantesten dieser reizend gelegenen wichtigen Handelsstadt gemeinschaftlich hin, und so kam der Vorabend des Tages heran, da sie sich trennen wollten. Fernandez gedachte seine Reise nach Paris auf directem Wege durch Spanien zu machen, während Carl den Seeweg nach Italien zur Rückkehr in das Vaterland einzuschlagen gesonnen war.

Beide hatten sich diesen Tag über sehr schweigsam gegen einander verhalten; Fernandez' Stimmung war vom Morgen an, wie in Nachwirkung eines schweren beängstigenden Traumes, eine so tiefernste geblieben, daß Carl ungeachtet des regsten Mitgefühls für den stillen verzehrenden Schmerz seines Freundes, doch den Muth oder vielmehr den rechten Ton, dasselbe zu äußern, nicht finden konnte und ihn schweigend gewähren ließ.

Dieser aber brach, bei Einbruch der Dämmerung, das peinliche Schweigen selbst, indem er, seinen leichten kurzen Mantel um sich werfend, und den Hut ergreifend, mit folgenden Worten sich an Carl wendete, der, seinen trüben Erinnerungen hingegeben, am Fenster stand und schwermüthigen Blickes zum schönen Abendhimmel empor sah:

Mein theuerer Freund, ich will, ich muß auf eine Stunde in's Freie und dies — allein; es ist eine Last auf meine Brust gewälzt, deren ich mich nur in Einsamkeit entledigen kann. Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart — unsere nothwendige schmerzliche Trennung — Alles, Alles drückt auf meine Seele und lähmt ihre Stahlkraft; der Schwung meiner Fantasie, der Stolz meines Geistes, die Wärme meines Herzens sind gehemmt, gebrochen, dahin; zürne mir nicht, mein Bruder, daß ich selbst diese letzten Augenblicke unsers Zusammenseins verringere, indem ich mich auf kurze Zeit von dir entferne.

Carl hatte dem Sprechenden sogleich sein schwermuthumflortes Antlitz zugekehrt und er entgegnete jetzt, indem er ihm die Hand reichte, mit bebender Stimme:

Folge dem Geiste in dir, lieber Bruder; ich kenne dies Gefühl auch, so jung ich bin; geh' und kehre gestärkt zurück; suche einen großen leitenden Gedanken, du wirst ihn finden, ich will ein Gleiches thun.

Fernandez, keines Wortes weiter mächtig, zog den edlen Jüngling an seine Brust und hielt ihn lange fest umschlungen; dann riß er sich fast gewaltsam aus seinen Armen und eilte schweigend aus dem Gemache. Den Gasthof hinter sich, schritt er hastig dahin, mehrere enge, von sehr hohen Häusern gebildete Gassen entlang, ohne aufzublicken, dicht in den Mantel gehüllt, nicht dem Ufer, nicht einem der größeren Plätze zu. Wohin? Wolltest du nicht, Gramgepeinigter, die freie balsamische Abendluft einschlürfen zur Kühlung der brennenden Qual in deiner Brust? Wolltest du nicht deine schmerzeingegebenen Fragen an die rings am Firmamente aufgetauchten Sterne richten? Wolltest du nicht einsam sein? Wohin?

Ha! spricht der Unglückliche zu sich selbst, indem er dieses düstere Häuserlabirinth flüchtigen Schrittes durcheilt: ha, die Luft hat keinen Balsam für die Wunden meiner Brust, die Sterne geben keine Antwort auf meine Fragen, die Einsamkeit hat sich mir am Missouri als Todfeindin erklärt; aber ich habe, woran mich selbst ein Knabe erinnerte, einen großen leitenden Gedanken gefunden, der mich lenken, retten, dem Leben wiedergeben soll oder — baldigem Tode! Ich hatte mich selbst verleugnet und war, obschon glühend für alle Reize des schönen Lebens, in die Wildniß geflohen, wo mein Geist, meine Einbildungskraft und mein Gemüth darbten; dennoch hätte ich mich glücklich geschätzt, in ihr immer verweilen und als ein adoptirter Sohn der freien Natur leben und sterben zu dürfen; aber sie hat mich von sich gestoßen und zurückgejagt in mein angestammtes Bereich. Es war nicht mein Wille; nun ich aber hier, will ich wirklich leben, leben im herrlichsten Sinne des Wortes, oder an der Schwelle zum Tempel irdischer Schönheit mit einmal vernichtet zusammenbrechen; diesen Tempel öffnet nur ein goldener Schlüssel, wohlan denn — ich suche Gold!

Digitized by Google

Also sein Innerstes entflammend, durchstürmte Fernandez Straßen und Gassen, und hielt endlich, mehr als eine halbe Stunde Weges von seinem Gasthofe entfernt, auf einem kleinen Platze am Ostende der Stadt an.

Was will er hier? Eins der ansehnlicheren Gebäude, welche diesen Platz bilden, ist heller als die übrigen erleuchtet. Nach diesem richtet sich sein funkelndes Auge, indem er tief athemholend stehen bleibt und seine Rechte krampfhaft an's Herz preßt. Aber dieses Haus, innerhalb dessen strahlenden Fenstern in der Beletage sich männliche Gestalten hin und her bewegen, kann nicht die von ihm gesuchte Schwelle zum Tempel irdischer Glückseligkeit sein, denn es ist — ein Stück Hölle, voll finsteren Verderbens und schwarzer Ruchlosigkeit, um eine glänzend erhellte Tafel in der Farbe der Hoffnung, die sie lügt; es ist ein Spielhaus!

Unglücklicher! welcher Dämon gab dir diesen Gedanken ein?

Ich fand ihn selbst — antwortet sein leidenschaftlich entzündeter Blick —; er ist groß, er ist leitend! — Spiel! Vor diesem Worte bebt spießbürgerliche Ehebarkeit, tugendhafte Simplicität zurück; und was ist im Leben nicht Spiel, Hazardspiel im ganzen Sinne dieses gefürchteten Wortes? — Ehre vielleicht? Aber gerade der edlere Mensch setzt seinen Ruf, gilt es Wichtiges, gegen die Meinung der Welt auf's Spiel und wagt ihn auf einen einzigen Wurf. Oder Macht? — Haben nicht alle Machthaber mit ihrer Gewalt großes Spiel gewagt? Oder Liebe? — Ist der Glaube an Treue nicht das verwegenste aller Hazardspiele auf Erden? Wie viele Menschenherzen brachen nicht an dieser grünen Tafel der Hoffnung verzweifelnd zusammen! Wissenschaft? Entsetzliches Wagniß, Gott auf's Spiel zu setzen! Oder Kunst? Man setzt ein Menschenleben gegen ein Lorbeerreis! Ha, was wäre, was ist nicht hienieden Spiel? Wir spielen im Leben um Ideale, die wir gegen Thatsachen einsetzen, wie wagen das Leben gegen den Tod, der Bank hält mit seinem unerschöpflichen Reichthume. Spiel, großes Spiel, Spiel in einem einzigen Satze — das allein erscheint mir noch als ein Gedanke, würdig, von mir gedacht und ausgeführt zu sein! —

So lautet seines wetterleuchtenden Blickes Antwort und — schon steht er am grünen, goldbesäten Tische. Kaum fünf Minuten gönnt er sich, die Wechselfälle des Glückes zu beobachten. Er ist entschlossen, das ganze, ihm von seinem mexicanischen Freunde zur Reise nach Paris überlassene Geld — hundert Louisd'or's — auf eine einzige Karte zu setzen. Dem Entschlusse folgt die That und zum Erstaunen Vieler um ihn her, während er selbst mit einem Ausdrucke imponierender Ruhe oder vielmehr Lebensgleichgiltigkeit nach dem Banquier blickt, der seinerseits, den so großartig Debütirenden nur flüchtig messend, das Spiel mit Anstand taillirt. Fernandez's Blatt gewinnt, der Croupier schiebt ihm die Rolle zu. Er behält dasselbe Blatt und läßt beide Rollen darauf liegen. Derselbe Blick des Bankhalters, dieselbe Taille; mechanisch rückt ihm die Krücke zweihundert Goldstücke zu. Und nochmals legt er Alles auf dieselbe Karte und diese — ein Murmeln der Ueberraschung tönt durch den Saal — gewinnt zum dritten Male; Fernandez ist im Besitze von achthundert Louisd'or's und noch sind nicht fünf Minuten über sein Spiel verflossen.

Aber was sind diese wenigen Goldperlen für ihn! Leise Wellenschläge am Gestade seiner Wünsche, und es verlangt das Schiff seiner Fantasie nach hoher Fluth.

Verwegener, diese naht, sieh dich vor!

Vergeblich mahnt ihn Klugheit, er spielt, spielt weiter, schon mit wechselndem Blatte und wechselndem Glücke; ja er spielt bereits mit dem Spiele, er beginnt, überreizt durch die Gunstbezeigungen der Glücksgöttin, diesen Launenhaftigkeit entgegen zu setzen, nicht bedenkend, daß dieses Weib volle Hingebung, unbedingtes, blindes Vertrauen, eine ganze Seele will.

Er hat sie verletzt durch einen, wenn auch nur augenblicklichen Zweifel; gleichviel, sie wendet sich rasch von ihm ab, während ihm ein Dämon zuflüstert: Alles oder nichts!

Und schon im Besitze von zehntausend Louisd'or's — etwa den gleichen Betrag besaß noch der bereits halb consternierte Banquier — ruft er, diesem Höllengeiste folgend, feurigen Tones aus: Va banque!

Rings athemlose Stille; eine Minute nur währt der Kampf zwischen Roth und Schwarz; er ist ausgekämpft und der Sieg auf Seite der Bank.

Ein greller Blitz aus Fernandez's dunklen Augen ist Alles, was der Unglückliche hierauf an sich gewahren läßt; dann erhebt er sich ruhig, grüßt die Versammlung schweigend und entfernt sich mit hohem Anstande.

Wer vermöchte getreu zu schildern, was da auf dem Rückwege zum Gasthofe in der Seele dieses gewaltigen Menschen vorging

Daß er dahin zurückgekehrt, ist allein gewiß. Er schrieb daselbst in einem Gemache des Erdgeschosses durch einige Minuten, übergab dann dem Aufwärter ein versiegeltes Billet mit der Weisung, es alsbald seinem Reisegefährten, Herrn Carl von Veegen einzuhändigen und verließ hierauf den Gasthof wieder, ohne irgend etwas weiter anzuordnen oder zu bemerken.

Fernandez Cardalha verschwand, einem glänzenden Meteore gleich, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen.

Das Billet an seinen jungen Freund, das dieser mit innerstem Erbeben las, enthielt nur folgende Worte:

„Mein Bruder und Leidensgenosse! Ich suchte eine große leitende Idee, und habe sie gefunden. Mein Ziel, mir gezeigt durch sie, ist fern aber schön, und des Entschlusses werth, es zu erreichen. Ob wir uns wiedersehen? — Man vermag dies nicht bei der kleinsten Entfernung mit Gewißheit zu bestimmen, wie nun erst bei einer großen Reise! Du bist Mann, obgleich ein Jüngling noch, und wirst billigen, daß ich so schlichten Abschied nehme. Lebe wohl, mein Bruder, lebe wohl!

Fernandez."

Carl und der treue, theilnehmende Conrad verstanden den Inhalt dieses Schreibens vollkommen; ihre Augen füllten sich mit Thränen und diesen folgten tiefschmerzende Betrachtungen während der schlaflosen Nacht.

Der Morgen kam; Fernandez nicht. So peinlich hiernach der Aufenthalt in Cadiz für Carl auch immer sein mochte, er verweilte, einem schönen Gefühle für den Verlornen gehorchend, daselbst noch drei Tage.

Keine, keine Kunde von ihm!

Wohl aber hörte er von einem stattlichen jungen Manne erzählen, der in dieser Frist in jenem Spielhause so merkwürdiges Glück und Unglück innerhalb einer Stunde gehabt, und von welchem niemand seitdem etwas wieder gehört habe.

* * *

In einem, am herrlichen Rheine paradiesisch gelegenen Städtchen steht, dicht am Flusse, auf einer von Schlingpflanzen umrankten, ziemlich hohen Terrasse, umfriedet von einem Gärtchen mit anmuthigen Baumgruppen und Rebengeländen, ein kleines Haus von freundlichem, geschmackvollem Aussehen. Dasselbe bewohnt seit drei Jahren ein junger Mann mit seiner schönen Gattin, der Tochter eines sehr bemittelten Particuliers in Florenz. Das Glück dieser zwei liebenswürdigen Menschen ist so rein und schön, wie die Luft und das Land um sie her; ja es schadet selbst der harmonischen Verschmelzung ihrer Lebensfarben der Schlagschatten der Erinnerung nicht, und es ist nur stille Trauer, was die Herzen Beider beschleicht, wenn er von seiner Vergangenheit spricht, von den schweren Leiden in der neuen Welt, dem Leben und Tode seines Vaters, seiner Schwester und dem Verschwinden seines Freundes erzählt, des einst so gewaltigen Ebenenhäuptlings.

Digitized by Google

Origineller Rechtsspruch und seine Folgen.

In dem vor 1803 noch völlig souverainen Lande eines katholischen Bischofs, dem von der Natur physisch so sehr begünstigten Würzburg, wurde 1797 eine männliche Leiche im Main gefunden, welche sich an einem Haken der dortigen steinernen Brücke im Herabtreiben festgesetzt hatte. Sie wurde losgemacht und zur Stadt gebracht. Bei der Untersuchung ergab sich, daß es die Leiche eines sehr kräftigen Mannes von einigen dreißig Jahren war. Auf der Brust, zur Seite des Herzens, befand sich ein nicht tief eingedrungener Stich, für eine Messerwunde erkannt. Beider Arme Pulsadern schienen mehr aufgerissen, als aufgeschnitten, und der Tod durch das Einstürzen oder Einwerfen im Strome befördert zu sein, weßhalb die Leiche auch nicht in geweihte Erde, sondern nebenbei eingescharrt wurde, weil die daran gefundenen Verletzungen als selbst beigebracht und der Todte als Selbstmörder erklärt wurde. Nach der veröffentlichten Beschreibung einiger wenigen Lumpen, womit der Leichnam umhangen war, ergab sich keine Auskunft, woher die Leiche getrieben, eben so wenig aus der Beschreibung des fünf Fuß neun Zoll langen, übrigens fehlerfreien Körpers, und so mußte dem Zufalle die Entdeckung überlassen bleiben, woher der noch frische Körper gekommen sei.

Nach Jahr und Tag verbreitet sich über diese Leiche die folgende Nachricht von der Veranlassung ihres Todes.

Mehrere Meilen oberhalb Würzburg hauste ein Junker auf seinem Schlosse, ein gewaltiger Nimrod, der mit eigner hoher Hand jährlich einigen Hundert Hühnern, Hasen ꝛc. das Lebenslicht ausblies, und keine edlere Beschäftigung, als diese noble Passion kannte, womit er sich hauptsächlich das ganze Jahr die langweiligen Stunden vom Halse schaffte. Den Sommer hindurch wurden von ihm und unter seiner Aufsicht Netze angefertigt, Schießhütten gebaut ꝛc., und so bald die Zeit herankam, das edle Waidwerk mit dem Wachtelfang bis zum Lerchenzug von Neuem begonnen, da ihm ein eigener schöner Forst, Moore und Sümpfe zu einer steten Beschäftigung mit allerlei Jagdbetrieb so trefflich die Hand boten.

Bekanntlich machen dergleichen in großer Ausdehnung zur Jagd Berechtigte alle Jahre wenigstens einmal einen Umgang ihres ganzen Reviers, um darauf ihr Jagdrecht zu gründen. Nachdem unser Junker seiner Schießlust einigermaßen genügt hatte, fiel es ihm ein, mit einem seiner Jägerburschen — von dem die Kundwerdung des Vorfalles auch bekommen soll, da er, später von ihm gemißhandelt, dieses echte Adelsstückchen aus Rache veröffentlichte — die Runde zu machen.

Ein Bauernknecht, ein Lutheraner, diente in dieser Gegend bei einem katholischen Bauer, der ihn längst fortgejagt haben würde, wenn er für den treuen, fleißigen, in Allem geschickten Lambert einen Ersatzmann hätte finden können, denn er konnte ihn als Pflüger, als Zimmermann, als Maurer gebrauchen, und in müssigen Stunden machte er Strohmatten und deckte Dächer mit Stroh zum Vortheil seines Brodherrn. Bei allen diesen Talenten wurde er stets unfreundlich behandelt, und mußte täglich manchen Verwurf hören. Auch die beim Wirth und bei ihm häufig einkehrenden Priester forderten ihn auf, überzutreten, und machten ihm dadurch seinen Aufenthalt so verhaßt, daß er endlich seinen Dienst ankündigte, um Ruhe zu erlangen.

Mit dem Bewußtsein, sich gut ernähren zu können, kaufte er sich von seinen Ersparnissen ein Stück Landes, setzte darauf mit Hilfe eines Glaubensgenossen eine einfache, aber gut eingerichtete Lehmhütte den Fachwerk mit einem Strohdache, und fertigte sie Morgens, ehe er in die Arbeit bei Leuten, die den fleißigen Menschen suchten, ging, und Abends, wenn er von der Arbeit heimkehrte. Als seine Wohnung fertig, sein kleines Besitzthum bestellt und das Nöthige im Hause eingerichtet war, nahm er sich ein längst geliebtes, eben so fleißiges Mädchen zur Frau. Das Paar lebte als Muster ehelicher Eintracht, wenn auch verdammt, in einer Art Wohlstand.

Schon war ihr erstgebornes Kind, ein kräftiger Knabe, fünf Jahre alt geworden, als die Familie durch ein Mädchen vergrößert ward. Kaum waren die ersten Leiden und Freuden dieses Ereignisses vorübergegangen, da bot sich dem fleißigen Lambert eine Gelegenheit zu einem bedeutenden Gewinne dar durch eine Verdingarbeit. Er stellte dieses seiner Frau mit dem Bemerken vor, daß er die Arbeit nicht annehmen könne, weil sie nach kaum vierwöchentlichem Wochenbette ihn nicht immer eine ganze Woche hindurch entbehren könne. Therese ermunterte ihn jedoch dazu, versichernd, daß, da alle nöthigen Bedürfnisse im Hause wären, sie sich schon helfen wolle, zumal der Knabe schon außerhalb thätig beistehen könne. Der Gewinn reizte, und Lambert übernahm die zwei Stunden entfernte Verdingarbeit. Am Sonntage der ersten Woche fand er in seiner Hütte Alles in bester Ordnung; er ruhete den Sonntag zur Stärkung für die Anstrengungen der nächsten Woche bei seiner Therese aus. Am Montage, nicht im besten Gesundheitszustande, hoffte sie aber baldige Besserung, und ermunterte ihren Mann, getrost fortzugehen, mit der Versicherung, daß ihr Mißbefinden von keiner Bedeutung sei. Lambert ging, aber mit schwerem Muthe, und als er geschieden, machte Therese sich Vorwürfe, daß sie ihn hatte gehen lassen, da sich ihr Unwohlsein bald so verschlimmerte, daß sie das Bett hüten mußte und in ein heftiges Fieber verfiel.

Lambert hatte sein Häuschen mit möglichsten Bequemlichkeiten ausgestattet, so daß Therese in heiteren Augenblicken dem Hauswesen, wenn auch sehr schwach, noch vorstehen konnte, wobei ihr der kleine Fritz über sein Alter thätig beistand. Auf dem kleinen Hofraum war am Hause das Stroh angelehnt, welches zur Streu diente und das kleine Gebäude nicht fassen konnte; auch einiges Holz für den Heerd, und einige vierzig Schritte davon der Backofen. Vom ersteren hatte der Knabe ein Hüttchen gemacht, worin er sich befand, wenn er die Stube der Kranken auf Augenblicke verließ. Hier war er am Donnerstag Morgens beschäftigt, Holzspäne für den zu kochenden Topf zu sammeln, im Fall die Mutter das Bett zu verlassen im Stande sein würde; als er aber das Herannahen zweier Jäger mit einigen großen Hunden gewahrte, stellte er das Holzsammeln, kurze Zeit neugierig schauend, ein. Plötzlich erspüren die Hunde einen Hasen, nahe dem Backhause, in seinem Lager und sprengten ihn heraus. Da fällt der unglückliche Schuß des leidenschaftlichen Jagdjunkers, und der Hase wie der Knabe stürzen; ersterer greift der Jägerbursche, das lautjammernde Kind aber lassen sie liegen und beide Schützen entfernen sich schnell. Das Kind, seinem Geschick überlassen, erhebt sich endlich blutend und flüchtet zur Mutter, welche die Wunde in ihrer Angst so gut und schlecht verbindet, wie es geht, und schickt darauf den Knaben sogleich nach einem als Vater Dienste leistenden Alten. Bei Öffnung des Verbandes ergab sich, daß ein Kern mitten durch die Hand, zwei in das Lendenfleisch gedrungen, beide Wunden aber nicht lebensgefährlich waren. Da sich jetzt starker Schmerz einstellte, welcher dem Kinde das Zurückgehen unmöglich machte, lud es der Alte auf einen Schiebkarren und fuhr es fort. Auf dem Heimwege aus einer Schlucht herauskommend, sieht er des Lambert's Haus in vollen Flammen, läßt den Karren mit dem Kinde stehen, und macht, zurücklaufend, Feuerlärm. Bei Bauern, besonders wenn sie nicht in geschlossenen Reihen wohnen, ist die Hilfe nicht immer so schleunig als nöthig, daher, und als endlich ein Dutzend derselben zusammen sich an der Feuerstelle eingefunden, lag das Häuschen mit Frau, Kind und Kuh bereits in Asche. Nur Fritz war gerettet, und wurde einstweilen dem vormaligen Herrn des Lambert, als dem Begütertsten, zugebracht, der ihn verpflegte, und ihn auch, wie er dem ein Paar Tage später zurückkehrenden unglücklichen Vater abdrang, wenn er katholisch werden solle, für immer bei sich zu behalten versprach.

Der Knabe hatte an dem Strohhaufen, der an das Haus gelehnt war, gesessen; dort war das Kind verwundet, das Stroh in Brand geschossen und so das leicht brennbare Haus ergriffen worden, worin die schwer kranke Mutter, durch den Schreck über ihr verwundetes Söhn-

Digitized by Google

chen überwältigte und vollends vernichtet, mit ihrem Säugling elendiglich umkommen mußte.

So lange, bis auf Ersatz des Schadens erkannt wurde, hatte der tiefgebeugte Lambert Unterkommen und Kost bei den übrigen Bauern; auch würden sie ihm im günstigen Falle wohl ferner beigestanden haben, aber das Urtheil fiel unerwartet schlecht dahin aus:

„Daß nicht bewiesen werden könne, daß das Haus des Lambert durch den Schuß des Gewehres des Junkers entzündet worden sei. Es würde zwar von einem Kinde behauptet, daß er zuerst Holz und Stroh zum Feuermachen aufgesucht, und seine Mutter krank zu Bette gelegen; darauf aber wäre ohne anderwärtige Beweise keine Rücksicht zu nehmen.

Was aber übrigens die unwillkührliche Verletzung des Knaben anbetreffe, welche nach Aussage des Arztes nicht lebensgefährlich sei, dem Kinde jedoch nachtheilig hätte werden können, so würde der Junker zu fünf Gulden Schmerzensgeld verurtheilt, welche er dem fast Wiedergenesenen auszuzahlen habe. V. R. W.!“

Nach Kundwerdung dieser richterlichen Sentenz, die dem menschlichen Gefühl, der moralischen Ueberzeugung Hohn sprach, verloren Lambert's bisherige Ernährer jede Hoffnung auf Ersatz für dargereichte Kost, und gaben dem unglücklichen Ketzer deutlich zu verstehen, daß er — sich packen müßte. Um seine Hütte wieder aufbauen zu können, sprach er manchen fromm scheinenden Heuchler an; selbst zu dem Junker ging er, von dem er, wie von dem Pfarrer des nächsten Dorfes, die Antwort erhielt, mit Hunden und Karbatsche bedient zu werden, falls er sich ferner blicken ließe. Mit seinem Hause waren Kleidung und Linnen, Alles verbrannt, und er war mit den übrigen Lumpen kaum noch vermögend, seine Schaam zu bedecken, noch weniger so bekleidet, Arbeit zu erhalten.

Am Ende des Dorfes angekommen, bemerkte er auf einer fast an der Landstraße lehnenden Hecke zwei schlechte Hemden, und der Wunsch steigt in ihm auf, nur eines derselben zu besitzen. Kaum erhebt er eines davon mit seinem Stocke, als Bauern, Weiber und Kinder mit Hunden auf ihn zustürzen und die Hunde auf ihn hetzen, welche ihn so verletzen, daß er nicht mehr gehen kann. Nun führt ihn die Schaar als Gefangenen, als Straßenräuber zur nahen Stadt.

Nachdem er dort sieben Wochen bei kärglicher Kost, ohne Bekleidung, im Stockhause gesessen, und man seinen Tod zu fürchten begann, brachte ihn der Büttel mit der Weisung zum Thore hinaus, sich nie wieder in der Gegend sehen zu lassen.

Mit dem Stumpfe eines abgebrochenen Messers versehen, eilt er dem nahen ihm schon sichtbaren Main zu, wo er, wahrscheinlich weil das Eisen nicht in seine Brust eindringen wollte, sich damit die Adern beider Hände aufsägte, sich so blutend in den Strom stürzte und in den Fluthen endete. —

Das war die kräftige Leiche, zu Würzburg an der steinernen Mainbrücke aufgefunden und in ungeweihte Erde eingescharrt.

Karl Dickens.

Dieser, unter dem Schriftstellernamen Boz bekannte, sich einer mehr als europäischen Berühmtheit erfreuende englische Novellist, wurde am 7. Februar 1812 in Portsmouth geboren. Er wurde in London und Chatam erzogen, wo sein Vater bei der Marine angestellt war, und zeichnete sich schon frühe durch Lernbegier aus. Bei der Mittellosigkeit seiner Eltern mußte er den Vortheilen einer gelehrten Erziehung entsagen, und schon frühe bei einem Advokaten in Dienste gehen; doch holte er später einen Theil des Versäumten nach, indem er zwei Jahre im brittischen Museum literarische Studien trieb. Seine schriftstellerische Laufbahn begann er als Reporter, d. i. als Nachschreiber der Parlamentsverhandlungen für die Zeitungen. Hier zeichnete er sich so vortheilhaft aus, daß er bald Mitredacteur des Parlamentsspiegels, und später einer der thätigsten Mitarbeiter am Morning chronicle wurde. In letzterem trat er zuerst mit den satyrischen Schilderungen des Londoner Treibens hervor, die er späterhin unter dem Namen **Sketches of London**, gesammelt herausgab. Diesen folgten seine Pickwick-Papiere in wöchentlichen Heften, die großes Aufsehen erregten, und ihm seinen Platz unter den besten Romandichtern Englands in der öffentlichen Meinung erwiesen. In mäßigen Zwischenräumen folgten: Oliver Twist, Nicholas Nickleby, Master Humphrey's clock, Barnaby Redge, das Weihnachtslied, die Glocken, Amerikanische Reiseskizzen, Chuzzlewit, das Heimchen am Heerde, und Italienische Schilderungen. Alle diese Werke sind in mehr als 100,000 Abdrücken blos in England und Amerika verbreitet, die unzähligen Nachdrücke und Uebersetzungen in Frankreich und Deutschland ungerechnet. Gegenwärtig gibt er in London eine politische Zeitung unter dem Titel „Tagesneuigkeiten“ heraus, die der Schnelligkeit und Genauigkeit ihrer Nachrichten halber sehr geschätzt wird.

Betrachten wir nun den dichterischen Werth und das eigenthümliche Verdienst dieses Schriftstellers, so nimmt er allerdings einen hohen, wenn auch nicht den höchsten Standpunkt ein. Seine Werke ermangeln aller philosophischen Grundlage, ja oft des durchgeführten Planes, und wo er in den ernsten Parthien romantisch sein will, wird er abenteuerlich und romanhaft. Seine Stärke besteht in den scharf einschneidenden und dabei doch gutmüthigen satyrischen Schil-

Digitized by Google

derungen der kleinen Launen des Herzens, der kleinen Schwächen des Charakters, der kleinen Mißbräuche und Gebrechen der englischen Gesellschaft, die aber durch ihre Menge und häufige Wiederkehr gerade die großen sind. Hier ist er unübertrefflich. Seine Personen nimmt er aus den mittlern und untersten Ständen; darum sind sie auch so scharf und individuell ausgeprägt, so ächt englisch; denn die höhern Stände sind in ihrer Abgeschliffenheit überall gleich. So wie er den englischen Boden verläßt, weicht aller Boden unter ihm; seine scharfe Beobachtungsgabe, ja seine Gutmüthigkeit verläßt ihn, und er wird ein ganz gewöhnlicher grämlicher Engländer; darum stehen auch seine amerikanischen und italienischen Reiseeindrücke weit hinter seinen andern Werken zurück.

Das Palmöl.

Bereitung des Palmöls zu Whyda in Guinea, Sklavenküste.

Unter den Pflanzen, die in den herrlichen Wäldern Guinea's wachsen, nimmt den ersten Rang die **Elais guineensis** ein, ein schöner Palmbaum, dessen belaubter Wipfel sich hoch in den Lüften wiegt, und den die Neger ihren Freund nennen. Die **Elais** rechtfertigt auch durch die That diese dankbare Benennung, indem sie den armen Eingeborenen die mannigfaltigsten Dienste leistet. Sie bietet ihnen nicht blos Wein, sondern auch Oel, Angelleinen, Hüte, Körbe, ungeheure saftige Nüsse, Kohl, Werg, Baubelz u. s. w. Doch ist bisher das Oel der einzige Artikel, der der Gegenstand eines ausgebreiteten Handels geworden ist; es hat die Festigkeit der Butter, ist orangefarb und sehr wohlriechend.

Das unternehmende England führte zuerst Palmöl ein, und benützte es zur Bereitung von Seife. Die Einfuhr betrug im Jahre 1818 zwischen 100 und 200 Tonnen. Zehn Jahre später war sie schon auf 47,000 Centner gestiegen; 1830 belief sie sich auf 106,738 Centner; 1840 auf 157,000, 1841 auf 200,000 Centner, zehn zwölftheile dieser Gesammtmasse sind für Liverpool bestimmt, das sehr bedeutende Fabriken in gelber Palmseife besitzt; im Jahre 1831 bereitete ein einziges dieser Etablissements wöchentlich 120,000 Pfund Seife. Amerika und Frankreich folgten dem Beispiele Englands bald, aber in sehr verjüngtem Maßstabe. So führte Marseille im Jahre 1835 gegen 270 Centner Palmöl ein, 1838 schon 2000, 1841 mehr als 5000.

Die Farbe des Palmöls, bisher das einzige Hinderniß seiner ausgebreiteteren Anwendung, beginnt einem sorgfältigeren Läuterungsverfahren zu weichen, und da die daraus bereitete Seife mehrere Vorzüge vor der gewöhnlichen hat, unter anderen den, daß sie sich auch im Meerwasser auflöst, so dürfen sie bald die bisherige verdrängen.

Digitized by Google

Der große Mittelpunkt der Bereitung des Palmöls ist jener Theil des nördlichen Guinea, welcher die Goldküste genannt wird. Zwar senden auch Sierra Leone, Senegal und Gambia ihre Beiträge, aber in geringer Menge. Die Gewinnung desselben geschieht auf folgende Weise:

Man macht eine Art Trog von aufgeworfener Erde, und wirft die Körner der Elaispalme hinein. Die Arbeiter haben Holzschuhe an den Füßen, mit denen sie die Körner stampfen, indem sie sich mit den Händen an Stangen festhalten. Sobald das Oel gehörig gepreßt ist, wird es in irdenen Gefäßen aufgefangen, und erhält am Feuer den ersten Grad der Läuterung. Sodann wird es in Fässer verpackt und an den nächsten Stapelplatz versendet. Früher überließ man diese ganze Arbeit den Eingeborenen; seitdem aber dieser Handelszweig eine so große Ausdehnung erreicht hat, haben sich in den Palmwäldern der Goldküste förmliche europäische Niederlassungen gebildet, deren einziger Zweck die Gewinnung dieses Oeles ist.

Die Uvăa oder Wallis-Inseln im mittleren Polynesien.

Die Wallisinseln, im Norden des Archipelagus von Lugalabu gelegen, sind die einzigen in ganz Polynesien, in denen das Christenthum den Götzendienst ganz verdrängt hat. Noch wunderbarer ist es, daß diese Bekehrung das Resultat der letzten drei oder vier Jahre ist. Im Jahre 1837 kam der französische Missionär, Pater Bataillon, in Wallis an. Seine ersten Bekehrungsversuche scheiterten an dem Mißtrauen der Eingeborenen, die ihn für einen von einem Wallfischboote ausgesetzten Abenteurer hielten, und ihm zwar nichts zu Leide thaten, allen Umgang mit ihm aber sorgfältig vermieden. Der Feuereifer des armen Missionärs erkaltete jedoch nicht so bald; er machte sich mit den nothwendigsten Ausdrücken der Sprache bekannt, und seine sanften Erwiederungen auf die Beleidigungen, die er erdulden mußte, seine Geduld unter allen Mühsalen und Entbehrungen überzeugten die Eingebornen bald, daß sie es mit keinem gewöhnlichen Abenteurer zu thun hätten. Nach einigen Monaten hatten sich acht bis zehn Bewohner der kleinen Insel Nukutea um ihn versammelt, deren Häuptling, Lungahala, damals noch sehr jung, sich zu seinem Beschützer aufwarf, und seinen Stamm aufmunterte, ihn zu hören. Binnen zwei Jahren war die ganze Insel zum Katholicismus bekehrt, und setzte den heftigen Verfolgungen ihrer heidnischen Brüder eine wahrhaft christliche Standhaftigkeit entgegen. Eines Tages jedoch plünderten mehrere heidnische Stämme die Yams-Felder der Katholiken, die dadurch der grausamsten Hungersnoth preisgegeben waren. Auf den Racheruf ihres jungen Führers versammelten sie sich zum Vergeltungskriege, der wahrscheinlich mit ihrer eigenen Vernichtung geendigt hätte. Aber P. Bataillon beschloß, gerade diese drohenden Umstände zum Ruhme und zur Ausbreitung seiner Religion zu benützen. Er besänftigte ihre Wuth, und überredete sie, einen friedlichen Kreuzzug zur Bekehrung der Götzendiener zu unternehmen. Einer Fahne mit dem Bilde der Jungfrau folgend, verließen sie Nukutea und landeten auf dem Hauptelland der Inselgruppe. Lungahala wußte einen Theil der Bewohner für sich zu gewinnen, und das kleine Heer drang, unter Absingung heiliger Lieder, immer weiter in's Innere vor. Einer Lawine gleich wuchs es an, so daß es endlich den wichtigsten Theil

Der Häuptling Lungabala.

Ein junges Mädchen von den Wallis-Inseln.

Digitized by Google

der Bevölkerung in seinen Reihen sah, und nur das jetzige Dorf St. Johann der Täufer hielt Stand; denn dort wohnte Lavelua, der König der ganzen Inselgruppe, über den sich die Katholiken am meisten zu beklagen hatten. Aber von allen Seiten vom Kreuzheere eingeschlossen, von aller Zufuhr abgeschnitten, mußten sie endlich nachgeben, und sich dem christlichen Banner anschließen; der Triumph war vollkommen. Aber was überraschend ist — der junge Häuptling, dessen Einflusse die Bekehrung dieser kleinen Welt hauptsächlich zuzuschreiben ist, ist der einzige unter allen — kein Christ. Einsichtsvoll, klug, beredt, ehrgeizig und kühn, scheint dieser Mann in dem ganzen Missionsgeschäfte nur eine günstige Gelegenheit gesehen zu haben, seine eigene Macht zu erhöhen, und die seines Oheims Lavelua zu erschüttern. Seine Vorliebe für die Vielweiberei scheint das Haupthinderniß seiner Bekehrung zu sein. Für so ausgezeichnete Verdienste erhob der heilige Vater den P. Bataillon zum Bischof von Enos. Das Fest der Bischofsweihe wurde zu St. Joseph, dem Mittelpunkte der Mission, gefeiert, und die Bevölkerung der ganzen Inselgruppe hatte sich dort in festlichen Kleidern, unter frommen Gesängen, zusammengefunden, und brachte freiwillige Gaben, die in Yam-Wurzeln, Schweinen, Fischen, Obst ꝛc. bestanden. Die Mannschaft des Schiffes, das die Ernennung überbracht hatte, wurde beinahe auf den Händen getragen, es war ein förmlicher Wetteifer, wer sie in seine Hütte einladen, ihnen Erfrischungen bieten, die Hände drücken, und ihnen auf irgend eine Weise seine Dankbarkeit bezeigen konnte. Besonders reizend nahmen sich einige junge Mädchen aus, die den Kawa, ein geistiges Getränk, in Schaalen umhertrugen. (Siehe Abbildung auf voriger Seite).

Vor der Ankunft des katholischen Missionärs hatten die Bewohner von Wallis sehr geringe Fortschritte in der Industrie gemacht, und standen ihren Nachbarn von Lugalabu, Viti ꝛc. weit nach. Heute sind sie ihnen schon weit überlegen. Der größte Theil kann lesen und schreiben, und mehrere haben schon ziemliche Kenntnisse in der Arithmetik und Geometrie; sie sind leutselig und großmüthig, und lieben die Fremden, besonders aber die muntere Laune der Franzosen.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Kleine Erzählungen.

Lord John Bull's Abenteuer. Der alte James Bull, einer der reichsten Bierbrauer in London, der sich vom Braujungen bis zum Besitzer von Millionen heraufgeschwungen hatte, fand für gut, daß sein ältester Sohn, John, den Continent bereisen möge, um seiner ächt englischen Bildung die Krone aufzusetzen. Zu seinem ersten Ausfluge war Paris bestimmt, wo er überwintern und französische Sitten, Manieren, Gebräuche u. dgl. kennen lernen sollte. Mit unbeschränktem Creditbrief und mit brittischer Dreistigkeit und Suffisance gehörig versehen, und auf des Vaters Pfunde pochend, langte er nach glücklicher Ueberfahrt in Calais an, wo er sich sogleich nach seiner Ankunft den Titel Mylord beilegte, und in einem prächtigen Reisewagen mit Extrapost vierspännig nach Frankreichs Hauptstadt flog, daselbst im hôtel des princes in der Rue Richelieu abstieg, und hier à la Lord logirte, commandirte, speisete und bezahlte, dafür sich auch Manches erlaubte, was sich Andere, selbst Prinzen, die dort logiren, nicht einmal erlaubten, wogegen er sich auch manche derbe Zurechtweisungen, besonders an der mit Fremden aus allen Weltgegenden reich besetzten Table d'hote, wo neben dem Turban der Quäkerhut, neben einer italienischen Opernsängerin ein Erzbischof und neben einem Fürsten ein Chevalier d'Industrie und abgefeimter Gauner Fusionenflügel nagte und Cap- und Thränenwein schlürfte, gefallen lassen mußte. Doch alle, wenn auch noch so derbe Zurechtweisungen konnten den Bier-Mylord nicht weniger arrogant und weniger unhöflich machen. Ja eines Tages, als seine Brau-Herrlichkeit des Guten in Porto etwas zu viel gethan hatte und aller Vorstellungen ungeachtet sich im trunkenen Zustande nicht auf sein Zimmer zurückziehen wollte, nahmen sich einige militärische Gäste die Freiheit, den edeln John, trotz aller alt-englischen Flüche, etwas unsanft zur Thüre hinaus zu spediren. Jedoch war das Alles noch nicht hinreichend, John Bull zur Raison zu bringen; er sollte vielmehr noch ganz andere Erfahrungen machen, bevor er gewitzigt wurde.

Bald nach seiner Ankunft, an einem schönen Herbsttage, hörte der Pfundmann, daß die Wasser in St. Cloud springen und sich daselbst viele Leute versammeln würden, daher er sich vornahm, dieses Vergnügen auch zu genießen. Er bestieg das nach St. Cloud fahrende Dampfboot, auf dem er eine hübsche Gesellschaft versand, und als er dem Ziele der Lustreise schon nahe war, eine junge Dame von nicht gewöhnlicher Schönheit in Halbtrauer erblickte. Der junge Herr fing schnell Feuer, was seinem Geschmacke allerdings zur Ehre gereichte. Nachdem er sich erkundigt hatte, wer die Dame eigentlich sei, und zu seiner großen Freude erfahren hatte, daß sie eine sehr reiche junge Witwe von guter Familie sei, die ihren Mann vor acht Monaten verloren hatte, näherte sich John Bull derselben mit großer Selbstgefälligkeit, seine Brillantringe spielen lassend, und suchte so gut wie möglich in gebrochnem Englisch-Französisch eine Unterhaltung anzuknüpfen.

Bull. Goddam, Madame, Frankreich sein schön Land und hat schöne Ladys.

Dame. Mein Herr, Sie finden dies?

Bull. I find erst to day, daß it to oo. (Sich neben der Dame niederlassend.) Fahr' Sie heut' nach Paris zurück?

Dame. Ja, mein Herr; ich besuche nur eine Freundin und kehre diesen Abend wieder heim.

Bull. Ach, das sein charmant, ich machen auch so. (Rückt der Dame näher.)

Dame. (Zurückrückend.) Sie sind vermuthlich erst seit kurzer Zeit in Frankreich?

Bull. Yes, erst drei Wochen, ich kenn' aber die Land, als ich sein deel Jahre darin. (Rückt wieder näher.)

Dame. Ach, Gott sei Dank! Nous voilà arrivés.

Bull. Goddam, schon da! Wie die verdammt Dampf gehn Alles so geschwind, daß man hat gar kein Zeit sich zu besinnen.

Die Dame beeilt sich, an das Land zu steigen; Bull macht eine kurze Verbeugung, geht ihr auf dem Fuße nach und verfolgt sie bis an das Haus, in welches sie eintritt, ohne sich umzusehen. Ihr Verfolger aber, dessen englisches Herz französisches Feuer gefangen, hat schon beschlossen, sie auf dem Heimwege und bis in ihre Wohnung in Paris zu begleiten. Er nimmt deshalb Posto unter dem Zelte eines gegenüberliegenden Kaffehauses und läßt sich eine Flasche Porterbier nach der andern bringen, ohne sich weiter um St. Cloud, seinen Park, die springenden Wasser und alles Andere im Geringsten zu bekümmern; er richtet vielmehr seine Augen unverwandt auf das Haus, in welchem sich die Auserkorene befindet, und die er so glücklich ist, zuweilen einen Augenblick am Fenster zu erblicken. Geduld und Ausdauer überwinden gar Manches, und so sah John, als der Abend nahte, endlich auch die Pforten sich wieder öffnen, die den theueren Gegenstand aufgenommen hatten, der jetzt, jedoch in Begleitung von einer Dame, wieder aus denselben heraustrat und dem Landungsplatze der Dampfboote zueilte, da man schon einmal zur Abfahrt geläutet hatte. Mylord war so emsig bemüht, ihr zu folgen, daß er beinahe vergessen hätte, seine Zeche zu bezahlen; er warf dem erinnernden garçon ein Zwanzigfrankenstück hin, ließ sich jedoch nicht die Zeit, das, was ihm davon herauszuzahlen war, hinzunehmen, sondern überließ es dem Aufwärter, der ihm deshalb ein grand merci, Mylord! mit auf den Weg gab. —

Bull sprang in das Boot, als man eben zum letzten Male läutete, und die Begleiterin seiner Dame ihr Lebewohl wünschte und sich empfahl

Digitized by Google

Der von Porter und Liebe reich Beseelte nahm sogleich Platz neben der schönen Witwe, die er nun mit Fragen und plumpen Artigkeiten und Complimenten wahrhaft bestürmte, und die, um sich denselben zu entziehen, ohne doch Aufsehen erregen zu wollen, es zulassen mußte, daß er ihr die Hände auf etwas derbe Brauerart drückte. —

Als er sich aber anschickte, noch unternehmender zu werden und der Dame Beweise seiner großen Zuneigung zu geben, sagte sie, in ihre Herzensangst flehentlich bittend und den edeln Lord auf die Finger schlagend: „Aber, mein Herr, gedulden Sie sich doch bis in Paris; sehen Sie nicht, daß hier Aller Augen auf uns gerichtet sind, lassen Sie mir wenigstens Ruhe, so lang wie im Dampfboote sind."

Bull (seine Hände zurückziehend). Ich werde Sie dürfen begleiten in Ihr Haus?

Dame. Versteht sich.

Bull. Ist das gewiß?

Dame. Ganz gewiß.

Bull. Sie machen mich so glücklich. —

Dame. Nur Geduld!

Bull. Ich werde Sie dürfen heirathen?

Dame. Versteht sich.

Bull. Wir werden sein ein Mann und eine Frau.

Dame. Das sind wir ja schon.

Bull. Oh! Sie mach mich so entzückt!

Schon war das Dampfschiff in der Nähe von Paris, als die schöne Witwe ihrem Anbeter eröffnete, daß sie ihn zwar mit Vergnügen noch diesen Abend bei sich empfangen werde, daß sie jedoch noch Anstalten machen müsse, dies bewerkstelligen zu können, indem sie dafür sorgen wolle, gewisse lästige Personen zu entfernen, damit sie ungestört und allein den Abend in seiner Gesellschaft zubringen könne.

Bull sah die Triftigkeit dieser Gründe mit großem Vergnügen ein und sagte: „Wie finde ich Ihr Haus?"

Dame. Sein Sie ganz unbesorgt; Sie werden am Quai, da wo das Boot landet, warten, und ehe eine halbe Stunde vergeht, sende ich Ihnen meine Equipage, welche Sie in das Hotel bringen wird, wo Ihre Wünsche vollkommen werden befriedigt werden.

Bull. Ah Madame, Sie sein so gut!

Dame. Nicht doch, es wird mir das größte Vergnügen machen, Sie nach Ihrer Liebenswürdigkeit und Ihren Verdiensten zu bewillkommen.

Das Boot war gelandet, die Passagiere stiegen aus, und die Dame fuhr, nachdem sie dem Lord Bull noch den Posten angewiesen hatte, auf dem er warten sollte, in einer schönen Equipage, die ihrer wartete, schnell davon. John schildwachtirt getreulich auf dem ihm angewiesenen Posten. Aber eine Viertelstunde nach der andern verging, ohne daß die versprochene Equipage sich blicken ließ, und sein fester Glaube an die Dame fing schon an etwas wankend zu werden; als aber nach Verlauf der vierten Viertelstunde sich noch immer kein Wagen sehen ließ, um ihn, den ungeduldig und sehnsüchtig harrenden, treuen Liebenden abzuholen, da glaubte er sich angeführt, und die Goddams entströmten dem breitischen Munde ohne Aufhören. Eben schon wollte der fast dünner als Spinngewebe gewordene Geduldsfaden völlig reißen, und John Bull den Posten höchst mürrisch und ohne Ablösung verlassen, als er eine Equipage daherrollen sah, und sie bald für diejenige erkannte, in welcher seine Herzensdame davon gefahren war. Hoch und freudig klopfte ihm nun das entzückte Herz, und er fiel dem herabspringenden Bedienten, der ihn fragen wollte, ob er Mylord Bull vor sich habe, schon mit einem yes, yes! in die Rede, als dieser noch kaum den Mund geöffnet hatte. Mit einem Sprunge saß John in der eleganten Caresse, die nun mit ihm davon rollte, und nach einem sehr langen, krummen, durch ein großes Straßenlabyrinth führenden Kreuz- und Querweg, vor einem ansehnlichen, mit vielen Fenstern versehenen Gebäude still hielt. Die Pforte öffnete sich sogleich und ein wohlgenährter gut gekleideter Mann kam an den Wagenschlag, half dem Lord aus der Kutsche, indem der herabspringende Bediente zu ihm sagte: „Dies ist der Ihnen bestens empfohlene Herr, befolgen Sie genau die Befehle der Dame. Ihre Belohnung bleibt dann nicht aus." — „Werde nicht ermangeln," erwiederte der Wohlgenährte mit einem tiefen Bückling, nahm den Ausgestiegenen in Empfang und bat ihn, ihm zu folgen. Während der Wagen davon rollte, führte er den eben Empfangenen, von zwei baumstarken Dienern ohne Livree gefolgt, drei Treppen hinauf, durch einen langen Gang, und öffnete am Ende desselben eine kleine, aber wohlverwahrte, dicke Eisenthür, die er aufschloß und den Gast eintreten bat, was dieser auch, obgleich etwas verwundert, that. Diese Verwunderung ging aber schnell in großes Erstaunen über, als John Bull, eingetreten in ein ganz kahlwändiges, dreieckiges, kleines Gemach, in welches ein schmales, stark vergittertes und vorhangloses Fensterchen nur ein spärliches Licht warf, ein sehr schlechtes Bett mit dem gröbsten Sackleinen bedeckt, einen dreibeinigen Tisch und einen Schemel statt allen Ameublements erblickte. —

„Hat Ihnen denn Ihre Herrschaft befohlen, mein Herr Haushofmeister, oder wer Sie sonst sind, mir dieses Loch anzuweisen?" fragte John, von seinem Erstaunen etwas zurückgekommen.

„Allerdings," war die Antwort.

„Hier muß ein Irrthum obwalten."

„Keineswegs."

„Hier werde ich nicht bleiben. — Wo ist die Dame?"

„Jetzt ist es Zeit," sagte der vermeintliche Haushofmeister, seinen Begleitern bedeutungsvolle Blicke zuwerfend, und schnell waren Alle, John ausgenommen, zur Thür hinaus, die sie noch schneller hinter sich zuwarfen, zuschlossen und verriegelten.

Nachdem er noch einige Stunden in dieser verzweiflungsvollen Lage unter ähnlichen Raisonnements und Meditationen zugebracht hatte, nachdem der Thränenquell zu versiegen anfing und endlich gar vertrocknete, und John mit stierem Blick, der Verzweiflung nahe, auf dem Schemel sitzend, in eine Wandecke hinein glotzte, da hörte er auf einmal feste Tritte, die immer näher kamen; jetzt drehte man einen Schlüssel im Thürschloß, schob den Riegel weg und herein trat ein starker Diener, mit einem schwer beladenen Speisekorbe am Arm, und hinter ihm der Haushofmeister, der die Thür verschloß.

Der dreibeinige Tisch wurde vor den ebenfalls dreibeinigen Schemel gerückt, und dem Korbe wurden köstlich dampfende Speisen entnommen, unter denen ein großer Plumpudding und eine Hasenpastete ganz vortrefflich rochen; auch wurden zwei Flaschen Bordeaux neben die Speisen hingesetzt.

„Mangel hat der Herr bei uns nicht zu fürchten," sprach jetzt der Wohlgenährte; „was Essen und Trinken anlangt, darf der Herr nur sprechen: Herz, was begehrst du? — Dazu habe ich die bestimmteste Ordre."

Bei dem Geruch und dem Anblick der Speisen ward John doch wieder etwas besser zu Mute, und er fragte den Ueberbringer, warum man ihn denn einsperre und ihm nicht wenigstens ein Zimmer mit vier Wänden gebe, und was man eigentlich mit ihm vorhabe?

„Den Herrn wieder vernünftig zu machen," war die Antwort.

„Aber wer hat denn befohlen, daß —"

„Gott befohlen!" riefen ihm die schnell Abgehenden zu und verwahrten die Thür wieder wie vorher.

„Das ist doch wahrhaftig um närrisch zu werden!" rief der wieder eingesperrte Bull aus. „Wenn nur nicht Alles dreieckig und dreibeinig wäre, das kommt mir gar zu sonderbar vor."

Der sich immer mehr regende Appetit brachte ihn endlich auf andere Gedanken; er machte sich an den wohlbesetzten, wenngleich dreibeinigen Tisch, schniffelte nicht lange an den Speisen herum, sondern griff zu und fand sie, besonders die Hasenpastete, so köstlich, daß er fast alle Schüsseln und nebenbei auch die Flaschen leerte. Und nachdem er hinlänglich gesättigt war, fiel er plötzlich in tiefe Gedanken und schrie dann laut auf: „Wie, wenn man mich vergiftet hätte, oder gar zum Abschlachten mästete! — Das wäre gräßlich! O, mein Vater und Mutter, was hat man mit eurem Sohne vor? In was für Hände ist er gerathen?" Da indessen John nach längerer Zeit nichts von Schmerzen verspürte, so kam er von der Idee der Vergiftung zurück, nicht aber von der des Fettmachens zum Abschlachten, um nachher gar als Schweinefleisch verkauft zu werden, wie er gehört, daß es in Paris wohl geschehen; er nahm sich es daher fest vor, wenn die Herren wiederkämen, Alles zu versuchen, um, sei es durch List oder durch Gewalt, zu entkommen. Aber es wurde finster und Nacht, Niemand ließ sich mehr blicken und John streckte sich, von Müdigkeit überwältigt, auf den Strohsack hin, der die Bettstelle vertrat, und schlief nach einer kleinen Weile auf dem sehr ungewohnten Lager recht schauerlich schnarchend ein.

Mit dem frühen Morgen erwachend verließ er bald sein schlechtes Lager und postirte sich, nachdem er gehörig die Augen geöffnet und gerie-

Digitized by Google

den, an die Thür ſeines Gefängniſſes, um, ſobald ſie geöffnet wurde, zu entwiſchen. Schon über zwei lange Stunden harrte er dort, als endlich Fußtritte von weitem ertönten und an ſeinem Kerker verhallten. Jetzt wurde die Thür entriegelt — kaum halb geöffnet, ſtürzte der Gefangene dem Eintretenden mit einer ſolchen Wuth und Gewalt entgegen, daß dieſer, mit einem köſtlichen Frühſtück beladen, niederfiel, und Taſſen, Gläſer, Kannen und Teller, ſammt Kaffee, Rahm, Zucker und Kuchen, in bunter Unordnung zertrümmert, die Thürſchwelle bedeckten, über die der Aufwärter ſelbſt nebſt dem ungeſchickt ſpringenden John hinſtürzte, ſo daß Beide über einander lagen. Der Erſtgefallene raffte ſich jedoch ſchnell wieder auf, erwiſchte den ſich ebenfalls wieder aufrichtenden John, der eiligſt davon wollte, noch bei einem Rockzipfel und hielt ihn feſt, worauf ſich dann ein Balgen und Ringen zwiſchen Beiden entſpann, bei welchem Beide Kleidungsſtücke große Noth litten und nicht wenig zerfetzt wurden. Endlich aber gelang es ihm doch, mit Hinterlaſſung des halben Rockes zu entwiſchen. Im Fluge eilte nun der ſo Befreite den Corridor hinunter und der Aufwärter folgte dem Flüchtlinge auf dem Fuße nach. Als Bull am Ende des Ganges die Treppe hinab polterte, rannte er mit großer Heftigkeit gerade gegen den wohlgenährten Herrn Verwalter, der rücklings niederſtürzte und wohl zwanzig Stufen die Treppe hinabkollerte. Unſer Flüchtling ließ ſich aber dadurch nicht abhalten, ſondern ſetzte, immer zwei bis drei Stufen und zuletzt den noch rollenden Verwalter überſpringend, ſeinen Lauf fort, bis er unten war und durch das offenſtehende unbewachte Thor entkam. Aber der Aufwärter folgte ihm auf den Ferſen und ſchrie hinter ihm her: „Haltet ihn, haltet ihn, er iſt ein Teufel, der entſprungen iſt," woran Niemand zweifelte, der nur einen Blick auf den Zuſtand ſeines Anzuges und ſeiner ſehr derangirten Toilette warf. Bald war denn auch dem guten John der Weg verſperrt und das Weiterkommen unmöglich, und als er, ſich umdrehend, den ihn verfolgenden Wärter gewahr wurde, ſprang er ſchnell in eine offenſtehende Hausthür, lief eine Treppe hinauf, öffnete die erſte ſich darbietende Stubenthür, und befand ſich plötzlich in dem Schlafzimmer einer jungen Frau, die noch recht behaglich in Morpheus Armen ruhte, durch das ungeſtüme Eindringen des Verfolgten aber auf eine ſehr unangenehme Weiſe geweckt wurde. Als ſie nun gar die verzweifelte Figur erblickte, die ſich vor ihrem Bette auf die Kniee warf, und um Schutz und Hilfe bat, da fing ſie ſelbſt an, laut um Hilfe zu rufen, und ſprang in ihrer Todesangſt, im Hemde und in der Nachthaube aus dem Bette, verwickelte ſich jedoch in der Eile derwaßen in das Betttuch, daß ſie der ganzen Länge nach auf den Fußboden hinfiel, und zwar ſo unglücklich, daß ſie ſich den Mund verletzte, aus dem das ſchönſte klarſte Blut wie ein Strom entquell. John wollte ſie eben aufheben, wobei ſie jedoch ein fürchterliches Zetergeſchrei erhob, als durch zwei Thüren mehre Leute herbeieilten. Der Aufwärter mit noch einigen Perſonen kam durch die Mittelthür, und der bis zum Tode erſchreckte Gatte des armen Weibes leichenbleich aus einer Seitenthür; man packte den vermeintlichen Teufel und band ihn mit Stricken, während der Gemal ſeine arme Frau aufhob, mit Tüchern bekleidete, das ihrem Mund entquellende Blut zu ſtillen verſuchte, und ſich endlich etwas beruhigter fand, als er hörte, daß es nur ein entſprungener Wahnſinniger und kein Raubmörder oder gar Liebhaber ſeiner tugendſamen Gattin ſei, der dieſen Spuk in der frühen Morgenſtunde bei ihm angeſtellt habe. John Bull wurde nun gebunden und wohlverwahrt wieder zurück gebracht.

Als der wieder Eingefangene, von einer ungeheuren Volksmenge gefolgt an der Pforte des Hotels angekommen war, von dem er kaum entſprungen, empfing ihn der an der Thür ſtehende Herr Verwalter, dem das Treppenrollen keinen weiteren Schaden zugefügt hatte, mit einem tiefen Bückling und befahl, den geehrten Herrn loszubinden, da derſelbe auf einen ſo eben erhaltenen Befehl der hohen Polizei auf der Stelle auf freien Fuß zu ſetzen ſei.

„Frei?" rief John aus, indem er der Bande entledigt wurde.

„Ja, mein Herr," war die Antwort. „Es ſcheint hier irgend ein wunderbares Mißverſtändniß obgewaltet zu haben, über welches ich noch nicht im Klaren bin. So eben erhielt ich, neben einem ſehr generöſen Trinkgeld für Ihre Bewirthung, ein Schreiben, welches Ihre Befreiung und Ihnen dieſen verſiegelten Einſchluß zu übergeben anbefiehlt."

„Her damit!" rief John, riß den Brief haſtig auf und las:

„Mein Herr!

Um Sie von einer zu nichts führenden Liebesgluth zu heilen, und um Ihrer Zudringlichkeit für die Zukunft zu entgehen, fand ich es für nöthig, eine kleine Kur mit Ihnen vorzunehmen, und ſchenke Ihnen nun in der Hoffnung die Freiheit wieder, daß Sie geheilt und vernünftig geworden ſein werden. Uebrigens verbleibe ich Ihre ergebene Dienerin."

Etwas verblüfft ließ der Pfund-Lord John Bull das dreimal geleſene Blatt fallen, und der Verwalter kündigte ihm ganz gelaſſen an, daß er jetzt hingehen könne, wohin es ihm beliebe.

„Aber wo bin ich denn eigentlich geweſen?" fragte John etwas neugierig.

„Im Tollhauſe," war die Antwort.

„In einem Tollhauſe!" ſtammelte John, faſt erſtarrt vor Wuth und Schrecken.

„Oder Narrenhaus, wenn's Ihnen beſſer klingt."

„Iſt's möglich? Nein! das iſt nicht möglich!"

„Doch, doch, Ew. Herrlichkeit."

„Wie, mich in's Narrenhaus zu ſperren, mich, den Sohn des reichen Bull, einen freien Britten, in ein franzöſiſches Tollhaus! — Unerhört!"

„Ich erhielt geſtern zu Ihrer Aufnahme den vollgiltigſten Befehl, mein Herr, mit der beſten Empfehlung für Sie. Die Sache muß indeß, wie ſchon geſagt, ein Mißverſtändniß geweſen ſein."

„Was Mißverſtändniß! Die boshafteſte Teufelei war es, und der Urheber ſoll ſie ſchwer büßen. Ich will ſogleich fort und . . . Aber, mein Gott, in welchem Zuſtande befinde ich mich! was fange ich an? ich ſehe aus, wie das Opfer eines Straßenraubs! So kann ich unmöglich einen Schritt weiter machen. Mein Herr, ſchaffen Sie mir Kleider."

Hierzu verſtand ſich der Verwalter gegen gehörige Vergütung dienſtwilligſt, und ſchaffte das Nöthigſte baldmöglichſt herbei. Nachdem John ſeine Toilette und ein gutes Frühſtück eingenommen, ſich vom Verwalter auch noch ein Atteſt hatte geben laſſen, daß er im Tollhauſe eingeſperrt geweſen ſei, wollte er nähere Erkundigungen über die Dame einziehen, die ihm dieſen Streich geſpielt hatte; aber alle Bemühungen waren vergeblich: er konnte nichts erfahren, als daß es eine ſehr kluge und einflußreiche Dame ſein müſſe, die ſich ſeinen Nachforſchungen zu entziehen wiſſe. Da er jedoch feſt darauf beharrte, ſie ausfindig machen zu wollen, und deßhalb allerlei ſeltſame Demarchen unternahm, ſo kam er nun ſogar mit der Polizei in Colliſion und in den Verdacht, daß es in der That nicht ganz richtig in ſeinem Kopfe ſein müſſe. Als er dieſes merkte, überfiel ihn eine tödtliche Angſt, indem er fürchtete, man könne ihn zum zweiten Mal in's Tollhaus ſperren wollen. Er machte ſich daher ſchnell davon, beſtellte Poſtpferde, eilte nach Calais, wo er ſich wieder nach Alt-England einſchiffte und ſchwor, das verwünſchte Paris und ganz Frankreich nie wieder mit ſeiner Gegenwart zu beglücken.

Naſureddin. Die Bürger von Jungi-Scheher oder Neapolis, bei denen ſich Naſureddin der Luſtigmacher aufhielt, ſchickten ſich an, ihre Stadt zu vertheidigen, als ſie hörten, daß Tamerlan gegen ſie anrückt. Naſureddin widerrieth ihnen ernſtlich, und erbot ſich, ſelbſt als Abgeordneter zu Tamerlan abzugehen. Ehe er aber vom Hauſe abging, ſo ſteht er gewiſſermaßen an, welches Geſchenk wohl das ſchicklichſte ſein möchte, den Feind zu beſänftigen, um deſſen Nachſicht für ſich und ſeine Mitbürger zu erwerben. Endlich entſchließt er ſich zu Früchten. „Doch," ſagt er, „Rath zur Zeit der Noth iſt eine gute Sache; ich will alſo meine Frau vorher um Rath fragen. — Was ſollte wohl," ſagt er zu ihr, „Tamerlan am angenehmſten ſein, Feigen oder Quitten?" — „Quitten," antwortete ſie; „denn dieſe ſind größer und ſchöner, und alſo iſt es, meiner Meinung nach, glaublich, daß ſie ihm auch angenehmer ſein werden." Hierauf ſagte er: „So gut auch Frau in zweifelhaften Fällen ein Rath iſt, ſo iſt doch der Rath einer Frau niemals gut; daher will ich Feigen mitnehmen und keine Quitten." Er ſammelte daher Feigen, und begab ſich damit in aller Eile zum Tamerlan hinaus. Als dieſem gemeldet wurde, der bekannte Naſureddin ſei als Abgeſandter der Stadt in ſeinem Lager angekommen, ſo befahl er, denſelben

Digitized by Google

beeinzuführen und zwar mit entblößtem Haupte. Als er bei dieser Gelegenheit wahrnahm, daß der Abgesandte eine Platte hatte, so gab er Befehl, demselben die Feigen alle einzeln an den Kopf zu werfen. Während die Diener nun diesem Befehl auf's genaueste nachkamen, rief Nasureddin bei jedem Wurf überlaut: „Gott sei gedankt! Gott sei gedankt!“ — Tamerlan ist begierig die Ursache von diesem Ausrufe zu hören, und jener gibt ihm auf dessen Frage zur Antwort: „Ich danke Gott, daß ich den Rath meiner Frau nicht gefolgt bin; denn wenn ich, wie sie mir gerathen hat, anstatt der Feigen Quitten gebracht hätte, so würden sie mir jetzt den Kopf eingeschlagen haben.“ Diese Antwort belustigte Tamerlan dergestalt, daß er Nasureddin Gehör gab, und dessen Vaterstadt Neapolis mit Krieg und Zerstörung verschonte.

Eines Tages, als Bajazet gegen einen großen Theil seiner Offiziere, die in Folge eines Mißverständnisses einen unwesentlichen Dienstfehler begangen hatten, auf das Heftigste erbittert war, und schon seinen Divan, der ihnen das Urtheil sprechen sollte, versammelt hatte, diese seine erschrockenen und bestürzten Minister aber nicht wußten, wie sie so vielen Unglücklichen das Leben retten sollten, so erbot sich Nasureddin, die Gefahr abzuwenden. Und er nahm im versammelten Divan das Wort, und sagte: „Sultan, laß die Leute aufhängen, sie sind Deine Verräther, eile, Dich von ihnen zu befreien.“ Bajazet billigte seinen Rath. — „Wozu sind sie uns auch nütze?“ fuhr Nassureddin fort. „Timur nähert sich mit einer Armee; nimm Du die Standarte in die Hand, ich will Trommelschläger sein; wir wollen ein Treffen liefern, und wir, wir allein wollen den Tartaren wahrlich genug zu schaffen machen. Bajazet antwortete nichts auf diesen Einfall, aber einige Augenblicke nachher begnadigte er die Schuldigen.

Als eben Nasureddin nachher mit Tamerlan mehr bekannt wurde, machte er demselben ein Geschenk von zehn Stück früher, frisch abgebrochener Gurken, und bekam dafür zehn goldne Kronen. Einige Tage nachher, da die Gurken bei zunehmender Jahreszeit schon häufiger waren, lud er einen ganzen Karren voll, und fuhr sie zum Tamerlan hin. Der Thürhüter aber ließ ihn nicht eher ein, als bis er ihm versprach, ihm die Hälfte von seinem Geschenk abzugeben. Nasureddin wird bei Tamerlan vorgelassen, und als dieser ihn sragte, zu welchem Zwecke er gekommen sei, so sagte er, er habe ein Geschenk von einer großen Anzahl Gurken gebracht. Da befahl Tamerlan, man solle ihm für jede Gurke einen Stockschlag geben. Nun fand sich's aber, daß 500 Gurken vorhanden waren. Nasureddin hielt die Hälfte dieser Stockschläge ganz geduldig aus; dann aber rief er überlaut: er habe seinen Theil richtig empfangen, und hoffe, der König werde seinem Thürhüter gleichfalls Recht widerfahren lassen. Der König fragte, was er damit meine? — „Ich habe mit Deinem Thürhüter,“ antwortete jener, „einen Vergleich getroffen, daß er, wenn er mich einließe, die Hälfte von meinem Geschenke haben solle.“ Der Thürhüter wurde herbeigerufen, und da er des Vergleiches geständig war, nöthigte man ihn, auch seinen Theil auszuhalten und die übrigen 250 Stockschläge hinzunehmen.

Laterna magica-Bilder.

Jerusalem. Eine furchtbare Hungersnoth herrscht hier in Folge der anhaltenden Dürre und des Versiegens der meisten Flüsse und Bäche in unserm Lande. In Safet sind mehrere Personen Hungers gestorben.

Neutte in Tirol. Am 16. August entstand in einer Schupfe Feuer und legte in kurzer Zeit eine Kirche und sechs Wohngebäude in Asche.

Berlin. Die k. Bibliothek erhielt von Sr. Majestät dem Könige von Preußen das einzige auf Pergament gedruckte Exemplare der Werke Friedrichs des Großen zum Geschenk, zugleich aber auch ein Exemplar auf feinstem Velin in kostbarem Einbande. — Die neu erfundene, bei der Lokomotive angebrachte Vorrichtung, die am Wege Liegendes auf die Seite schleudert, hat sich kürzlich bewährt. Ein Dienstmädchen, welches sich bei ihrer Herrschaft so vergangen hat, daß es eine gesetzliche Strafe verdiene hätte, versuchte es, beim Abgange eines Trains sich durch denselben das Leben zu nehmen, um der Schande zu entgehen; sie wurde aber zurückgeworfen und hat nur eine unbedeutende Verwundung am Halse durch den Stoßer erhalten. — Am 20. August wurde die Fahrt auf der märkisch-niederschlesischen Eisenbahn eröffnet, und mit besondern Feierlichkeiten eingeweiht. Die Bahnstrecke beträgt 47 7/12 Meilen, und wurde in 17 Stunden zurückgelegt. Künftig wird sie, mit Inbegriff des Mittagsaufenthalts, in 13 Stunden zurückgelegt werden. — Vor Kurzem starb ein vier Jahre altes Kind in Folge einer Verwechslung beim Eingeben von Medizin. Eine Frau reichte dem Kinde statt eines Saftes gegen den Husten, woran es litt, zwei Theelöffel voll Opiumtinctur, welche für die erkrankte Mutter tropfenweise einzugeben bestimmt war. Das Kind verschied schon in der nächsten Nacht.

London. Hier wird sich eine Gesellschaft bilden, welche die Einwohner mit Brod vom besten Weizenmehl, den vierpfündigen Laib zu 4 Pence (12 Kreuzer), versorgt.

Lucca. Am 12. v. M. waren hier zwei fürchterliche Erdstöße, der zweite war der stärkere. Alle Glocken schlugen an, und viele Gegenstände, als: Statuen, Schornsteine u. m. d. fielen um.

Paris. Der letzte Königsmörder Josef Henry wurde zu lebenslanger Zwangsarbeit und in die Kosten verurtheilt. — Hier macht die Darstellung des Drama's: „Clarisse Harlowe“ im Gymnase-Theater viel Aufsehen; es wohnten derselben die Herzoge und Herzoginen von Nemours und Aumale, und die Prinzessin von Joinville bei, und die neuesten Moden werden „a la Clarisse Harlowe“ angefertigt. — Am 31. August angelte Herr Maquien, Verfasser mehrer Vaudevilles, mit seinem Sohne, auf einem Boote in der Saine. Letzterer fiel über Bord, der Vater wollte ihn retten, ertrank aber dabei, während der Sohn von einem herzukommenden Manne glücklich herausgezogen wurde. — Eine Ordonanz eröffnet einen Credit von 13,000 Francs für die Kosten, die der Prozeß Josef Henry's veranlaßt hat.

Ankona. Am 17. Juli wurde der Abbé Stewart, während er sich im Meere badete, von einem Bauerburschen ermordet. Der Mörder lauerte den Augenblick ab, wo der Abbé das Hemd über den Kopf zog, und brachte ihm drei Stiche mit einem Stilet bei. Diese fing der Abbé mit dem Arme auf und fragte den Mörder, was er wolle? „Beute machen!“ antwortete er, und der Abbé wies auf seine Kleider, Uhr und Geld, was er nehmen und sein Leben schonen möge. Der Mörder stieß ihn aber mit acht Stichen nieder, und entfernte sich mit dem Raube. Der Abbé raffte sich auf, schleppte sich zu einer Hütte, wo ihm ärztliche Hilfe wurde, starb aber in wenigen Stunden. Der Mörder ist 19 Jahre alt und sitzt bereits fest.

Rußland. Die Erntеberichte lauten durchaus günstig, zum Theil sogar außerordentlich gut; nur in der Gegend von Woznessensk ist die Ernte fast ganz mißrathen.

Offenbach. Zwei Liebende stürzten sich am 6. September Nachts, unweit der Mainkur, in den Main, nachdem sie sich zuvor auf dem Berger Nachmarkte noch beim Tanze vergnügt hatten. Als Ursache wird die Verweigerung der Einwilligung beiderseitiger Eltern zur Verheirathung der Unglücklichen angegeben.

Konstantinopel. Aus Teheran wird gemeldet, daß gegen Ende Juli in Teheran die Cholera ausgebrochen war, und große Verwüstungen anrichtete.

Rom. In der Nacht vom 29. auf den 30. August traf der Prinz von Joinville hier ein, und besuchte am Morgen den Vatican und die Sct. Peterskirche. Gegen Mittag erschien er vor dem Papst, woselbst er mit aller Auszeichnung empfangen wurde.

Coblenz. Es ereignete sich in unserer Stadt ein höchst interessanter Diebstahl. Die Gräfin von H. . . aus D. . . vermißte ihre Chatoulle, welche nicht nur eine bedeutende Summe Geldes enthielt, sondern auch Papiere von höchster Wichtigkeit, welche auf eine projektirte Scheidung der Dame Bezug haben. Nachdem der Entwender ergriffen wurde, zeigte es sich, daß es demselben nicht um die Summe Geldes, sondern lediglich um die Papiere zu thun war, da er ein Geschäftsführer der Gegenpartei jener Dame ist.

Frankfurt a. M. Das schönste Monument, welches je gesetzt wurde, ist das von B. Denkerf dem verewigten Senefelder, dem Erfinder der Lithographie, errichtete, indem er mit edler Menschenfreundlichkeit für dessen in mißlicher Lage lebenden Töchter eine Sammlung von milden Beiträgen veranstaltet. Der Himmel möge sein edles Bestreben mit dem besten Erfolge krönen.

Digitized by Google

Schüttenhofen. Kürzlich erhielt dies Städchen einen seltenen Besuch. Zwei auf Kosten Mehemed Ali's reisende Egyptier, welche die industriellen Etablissements Europas besehen, besuchten auch die hiesige, dem Herrn B. Füeth gehörige k. k. priv. Zündproducten- und Phosphor-Fabrik.

Neue Erfindungen und Entdeckungen.

Ein Professer Schönlein in Zürich hat ein Verfahren erfunden, aus Baumwolle eine Art Schießpulver zu bereiten. Mit dem Resultate dieser höchst wichtigen Erfindung wurden jüngst beim Sprengen von Felsen Versuche gemacht, welche die Gewalt und Kraft des Schießpulvers um mehr als das Doppelte übersteigen sollen.

Zwei Erfindungen für Abwehr der Feuersgefahr sind kürzlich in London probirt worden: ein „Feuervernichter" und ein „Flammenretter". Letzterer ist eine Art Balkens, der mit einer kräftigen, von selbst wirkenden Sprungfeder versehen, an das brennende Gebäude befestigt wird. Wie ein Feuer ausbricht, brauchen die in den bedrohten Lokalitäten befindlichen Personen blos die Fenster zu öffnen und in den Balken einzusteigen, der sich sogleich ganz sacht und sanft hinabläßt, und sobald die Personen herausgestiegen sind und den Boden betreten haben, durch die Kraft seiner Sprungfeder wieder aufsteigt, um sein Rettungswerk, so oft es nöthig ist, fortzusetzen. In kurzer Zeit ist die größte Anzahl Personen in Sicherheit gebracht. Dient dieser Apparat nur zur Rettung der Personen, so soll der andere das Gebäude selbst retten und die Flammen ersticken. Dieser Flammenvernichter (oder Feuer-Annihilator) ist von einem Master Philipps erfunden und löscht jedes Feuer ohne Wasser. Die Maschine ist mit einem gasartigen Dampfe gefüllt, welcher mit solcher blitzähnlicher Schnelligkeit aus der Maschine herausströmt, daß ein Schiff, das der Erfinder zur Probe auf der Themse anzünden ließ, in Zeit von einer Sekunde gelöscht war. — Noch eine dritte kürzlich gemachte Erfindung gehört hieher. Ein Besitzer Zimmermaler, Namens Deutsch, erfand eine Flüssigkeit, mit welcher Tücher, Decken ꝛc. nur bestrichen zu werden brauchen, um dem Feuer lange zu widerstehen. So eingelassene Tücher wären vorzüglich als Emballage für das Schießpulver empfehlenswerth.

Damen-Bibliothek.

Frauentreue. Der Freiherr von Warz wurde der Theilnahme an der Ermordung des Kaisers Albrecht mit Unrecht, wie man sagt, beschuldigt. Der Unglückliche lag auf dem Schaffotte, als sich durch die Menge ein Weib in Trauerkleidung drängte, und den Henker auf ihren Knieen um die Erlaubniß bat, bleiben zu dürfen. Sie war die Frau des Opfers. Sie hatte still auf ihrem Schlosse gelebt und wußte nichts von den politischen Ereignissen, bis plötzlich Bewaffnete in ihre Wohnung drangen, um ihren Mann und Bruder zu suchen. Ihr Kind, ein Knabe von einem Jahre, der neben ihr in der Wiege schlief, wurde vor ihren Augen auf den ausdrücklichen Befehl der Königin Agnes von Ungarn, Tochter Albrechts, als Kind eines Kaisermörders ermordet. Die unglückliche Adelhaid v. Warz wendete nun ihre ganze Liebe ihrem Gatten zu. Sie entkam ihren Wächtern, begab sich zu der verwitweten Kaiserin Elisabeth und deren Tochter Agnes, und bat sie auf den Knieen um das Leben ihres Mannes. Ihr Gesuch wurde streng zurückgewiesen, eben so ihre Bitte um Milderung der Strafe, wie auch ihr Gesuch, seinen Kerker theilen zu dürfen. Sie sah den geliebten Gatten, den sie unerschüttert für schuldlos hielt, erst auf dem Blutgerüste wieder. Als hier der Henker sein scheußliches Amt verrichtet und die versammelte Menge sich verlaufen hatte, schlich das treue Weib in der Nacht zu dem Rade, auf das ihr Gatte geflochten war, damit er da langsam sterbe; denn es war ihm auf ausdrücklichen Befehl der Gnadenstoß verweigert worden, nachdem der Henker ihm alle Glieder gebrochen hatte. Der Morgen kam heran; — Warz stand im kräftigsten Alter und die Lebenskraft verließ ihn nicht, obgleich ihm jedes Glied zweimal gebrochen war. Drei Tage und drei Nächte hielt die Frau ohne Nahrung, ohne Schlaf neben dem Rade aus, verscheuchte die Raubvögel und trocknete den Besammerungen den Angstschweiß ab, der ihm aus den Poren drang. Lange kämpfte die kräftige Natur mit dem Tode; in der dritten Nacht wurde er so schwach, daß er der Gattin für ihre Liebe nicht mehr danken konnte, und am vierten Morgen endlich starb er. Nun war ihre irdische Aufgabe vollbracht; sie stand auf und wankte nach dem Kloster Klingenthal, dessen Priorin die Schwester ihres Mannes war. An der Pforte sank sie ohnmächtig nieder, sie war durch Hunger so abgezehrt, durch Kummer so verändert, daß die Priorin sie nicht wieder erkannte.

Voltaire nannte einst eine Dame „mon coeur". Diese entgegnete ihm: „Wenn Sie mir schmeicheln wollen, so nennen Sie mich lieber „mon esprit."

Birmanische Cigarrenmädchen. — Fast in jeder Stadt in Birma gibt es Mädchen, die durch Verkauf von Cigarren an die Vorübergehenden nicht unbedeutende Geschäfte machen und dadurch sich oft Liebhaber und sogar Ehemänner erwerben. Vom zwölften Jahre an beginnen sie dieses einträgliche Geschäft, bis sie sich verheirathet haben. Am Tage bereiten sie die Cigarren aus grünen Bananenblättern, in welche sie eine Mischung von geschnittenem Tabak und Holz füllen. In Verfertigung dieses Artikels besitzen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit und Schnelligkeit. Nach Sonnenuntergang macht das Cigarrenmädchen Toilette, reibt jeden bloßen Theil des Körpers mit dem duftenden Thanaka ein, hängt ein glänzendes Halsband um, zieht ein seidenes Kleid an und schmückt ihr Haar mit Blumen ꝛc. So angethan, geht sie auf die öffentlichen belebten Plätze mit einer Schüssel voll Cigarren und einer brennenden Wachsfackel, die allerdings mehr das Mädchen, als die Cigarren beleuchten soll.

Vor einiger Zeit stand zu Moskau eine deutsche Schuhmacherfrau im Begriff, eine ihrer Töchter zu verheirathen. — Der Bräutigam, ein Handwerker, der erst vor Kurzem aus Deutschland angekommen war, erkundigte sich bei der Mutter, ob seine künftige Gattin etwas von der Küche verstehe. „Ich weede meint Techter," erwiederte sie, „doch nicht erzogen haben, um eine Köchin aus ihr zu machen?" — Natürlich wurde aus der Heirath nichts.

Die zur Oberhofmeisterin der Königin Victoria ernannte Herzogin von Sutherland hat diesen Posten schon vor einigen Jahren begleitet, und ihr damaliger Rücktritt wurde durch folgenden Vorfall veranlaßt: Die Königin Victoria besitzt eine der englischen Nationaltugenden, die Pünktlichkeit in hohem Grade, und sie hält in ihren Umgebungen auf die Beobachtung derselben Eigenschaft. Der ganze Hof war eines Tages versammelt, um einer öffentlichen Feierlichkeit beizuwohnen. Die Herzogin von Sutherland, welcher der Ehrenplatz neben der Monarchin zukam, war allein noch nicht da, und ihre Abwesenheit verzögerte die Abfahrt. Eine Viertelstunde verging, während welcher Ihre Majestät zu wiederholten Malen ihre Ungeduld zu erkennen gab. Endlich, als die Königin, des vergeblichen Wartens müde, in den Wagen steigen wollte, erschien die Ehrendame fast athemlos und stammelte vielerlei einige Entschuldigungen. Die Königin antwortete: „Meine liebe Herzogin, ich glaube, Sie haben eine schlechte Uhr." Zugleich nahm die junge Monarchin die prächtige Uhr, welche sie selbst trug, ab, und hängte sie der Herzogin um. Diese Lektion machte, obwohl unter der Gestalt eines prachtvollen Geschenkes gegeben, einen lebhaften und tiefen Eindruck. Die Herzogin wurde bald blaß, bald roth, und suchte vergebens eine Thräne zu unterdrücken. Am folgenden Tage gab sie ihre Entlassung ein.

Ein seltenes Beispiel weiblicher Schweigsamkeit. Eine Dame zu Celle lernte während der Kriegszeit einen Hauptmann kennen, mit dem sie sich verlobte. Kurz nach der Verlobung verließ derselbe Celle, und die Braut that das Gelübde, bevor er nicht zurückkehren würde, oder bevor sie nicht erführe, daß er gestorben, kein Wort zu sprechen. Sie hielt mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit zwanzig Jahre lang dieses Gelübde. Selbst der Tod ihrer Mutter, der in diesem Zeitraume stattfand, entlockte ihr kein Wort, und ihre Umgebung glaubte allgemein, daß sie die Sprache gänzlich verloren habe. Endlich, nach zwanzigjährigem Harren, kehrt der Bräutigam zurück, und jetzt entschlüpft ihren Lippen das erste Wort; allein das lange Schweigen hatte, wie sich leicht denken läßt, auf ihre Sprache einen nachtheiligen Einfluß ausgeübt und sie konnte anfangs gar nicht zusammenhängend sprechen. Sie heirathete dem lang Erwarteten und lebt jetzt geachtet und glücklich noch in Celle.

Gaunerstreich.

Einige Stunden von B** liegt das Dorf Gänsewitz. Es hat ein großes Einkehrwirthshaus, in welchem gewöhnlich alle Reisende, die nach B** fahren, einzusprechen pflegen. Es traf sich sehr oft, daß die Gaststube von Fremden wimmelte, und Einer oder der Andere derselben ein Gaunerstückchen erzählte, das er entweder gehört, oder das ihm selbst widerfahren war. Wenn nun bei derlei Erzählungen sämmtliche Zuhörer in Verwunderung geriethen, so schüttelte der Wirth immer ungläubig den Kopf und meinte, an ihm würde auch der schlauste Gauner seine Kunstfertigkeit fruchtlos versuchen. Schon einige Male hatte der Wirth ähnliche Ausforderungen gemacht, als eines Nachmittags ein Fremder auf einem Rollwagen in den Hof fuhr, den Kutscher zu halten befahl und in's Gastzimmer hereintrat.

„Herr Wirth," rief er, „ich bin ein Viehhändler und will hier einen Transport von 60 Ochsen und 80 Schweinen erwarten, haben Sie für das Alles hinlängliches Futter und Platz in Ihren Stallungen?"

Der Wirth versicherte, daß der Viehhändler mit Allem zufrieden gestellt werden solle, und nun ließ sich der Fremde Wein und Braten auftischen, und setzte sich nieder, um seinen viehfüßigen Transport zu erwarten. Eine Stunde war schön verstrichen, und noch immer ließen sich weder die angesagten Ochsen, noch die Schweine sehen.

Der Fremde ward ungeduldig, schnallte sich die Geldkatze fester um den Leib und fragte den Wirth, ob er ihm nicht ein Pferd verschaffen könnte, indem er gern seinem Viehtransport entgegen reiten möchte, um zu sehen, was denn geschehen, daß derselbe noch nicht da sei. Mit einem sehnsüchtigen Seitenblick auf die gespickte Geldkatze, trug ihm der Wirth sein eigenes Reitpferd an, das er eben erst gekauft habe, um damit seinem Sohne ein Geschenk zu machen, den er mit jeder Minute aus B** zurück erwarte, und welcher sich schon längst ein Reitpferd habe kaufen wollen.

Der Viehhändler. So? Hat Ihr Sohn Geschäfte in B**?

Der Wirth. Ja nu, ich habe dorthin einige Fässer Wein verkauft, und da fährt er jetzt mit dem leeren Wagen heim.

Digitized by Google

Der Viehhändler. Nun vielleicht begegne ich ihm, und er kann mir sagen, ob meine Leute schon auf dem Marsche sind; so kehre ich gleich mit ihm um. Indessen, Gott befohlen, bis auf Wiedersehen! — — A propos! sagen Sie meinem Kutscher, wo hier im Dorfe die Schmiede ist, er soll gleich hin und meinen Wagen ausbessern lassen, denn morgen in aller Frühe fahre ich wieder fort! Adieu!

Der Wirth explicirte dem Kutscher, daß die Schmiede am andern Ende des Dorfes liege, und dieser fuhr langsam dahin, während der Viehhändler auf der entgegengesetzten Straße davon ritt und in Kurzem einem jungen Burschen mit leerem Weinwagen begegnete, welchen er nach der erhaltenen Personsbeschreibung für den Sohn des Wirthes erkannte. Ohne sich lange zu besinnen, trug ihm der Viehhändler das Reitpferd, worauf er saß, zum Kaufe an, sagte ihm, daß sein Vater es schon gesehen, aber für sich allein es nicht habe kaufen wollen, und ihm endlich den Rath gegeben, hier auf der Straße fortzureiten, wo er unfehlbar seinen Sohn treffen müsse und sodann den Handel in's Reine bringen könne. Der Sohn besah das Pferd, und da es ihm gefiel und auch der Preis billig war, so kaufte er es und bezahlte den Kaufschilling ohne Bedenken. Voll Freude kam er damit bei seinem Vater an, als aber dieser die nähern Umstände des Pferdekaufes erfuhr und auch der Kutscher mit dem Wagen aus der Schmiede nicht mehr zurückkehrte, da blieb ihm kein Zweifel übrig, daß er recht tüchtig geprellt worden sei, und von diesem Augenblicke an zweifelte er auch nicht daran, daß auch er, trotz seiner Vorsicht, dennoch von einem Gauner hinter das Licht geführt werden könne.

Curiosa.

Heirathsgebräuche in einigen Gegenden Frankreichs. Die „Abendzeitung" bringt unter obiger Ueberschrift Folgendes: Die heirathslustigen Mädchen in Haute-Vienne ziehen an gewissen Tagen in Prozession nach Saint-Junien-les-Combes, wo sie den heiligen Eutropius um einen guten Mann bitten. In der Nähe der dort befindlichen Kirche ist ein Kreuz errichtet; dieses umwallen sie in langem Zuge, und zuletzt bindet jedes Mädchen sein linkes Strumpfband um dasselbe. Das Kreuz soll oft von Strumpfbändern überladen sein, daß man kaum ein freies Plätzchen daran findet. — In einigen Gegenden der französischen Rheinprovinz geht der Bursche, der um ein Mädchen freit, mit einem Freunde, der eine Kanne Wein trägt, in das Haus seiner Erkorenen und bietet der Familie ein Glas des Rebensaftes an; wird es angenommen und ausgetrunken, dann darf er hoffen, die Braut heimzuführen; im entgegengesetzten Falle aber muß er mit langer Nase abziehen. — In der Bretagne bittet der Liebende die Geliebte um ein Stelldichein. Kommt er und findet die Schöne nicht, dagegen an der Hausthür aufgerichtete Holzscheite, dann ist seine Bitte abgeschlagen; sitzt sie aber an der Thüre, dann winkt ihm das Glück; er setzt sich zu ihr, nimmt schweigend ihr Gürtelband, rollt es auf und — nun gehört sie ihm. Darauf bringt er am nächsten Tage mit den Eltern des Mädchens den Ehevertrag in's Reine. — In der Haute-Marne muß der Bräutigam jedem über 8 Jahre zählenden Mädchen im Dorfe eine Elle Band schenken, wofür die Beschenkte der Braut ein Huhn, ein Dutzend Eier oder ein Stück Butter mitbringt.

Der Frack. Herzbezaubernder, Anstand verbreitender, unvergleichlicher Frack! Viele Jahre durchrauschen deine Flügel die profanen Sphären, Du wurdest zu Tisch, Visiten, Ball und Festen geladen, Du hast Erfahrung gesammelt auf dem Felde, wo Schmeichelei, Verstellung und Heuchelei das Banner schwingen. Du hast das Mögliche gethan, es ist nicht Deine Schuld, wenn Du nicht mehr Unheil angerichtet. Du warst, die Zielscheibe des Geistes der Erfindung und Veränderung, ein ewig bewegtes Wesen, was, kaum nach kühnen Schwingungen gehettet, in neuer Gloria, veredelt, wie ein Phönix an des Tages Flammenhaupt trat. Doch, — da wir mit Sicherheit glauben und wissen, daß alles Irdische vergänglich, so treibt es uns, auch Dich aus Deinen süßen Träumen aufzuschrecken, zu mahnen und Dir zuzurufen: „Mach Deine Rechnung mit dem Himmel, Frack; fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen!"

Dazu helfe Gott, unser verständiges Volk, unser gepriesenes Damenthum! Blicken wir zurück, wie verschiedenartig sich der beliebte Frack seit kurzer Zeit gestaltet, so müssen wir offenbar erkennen, daß er mit immer neuen Reizen sich ausgestattet, um das einmal gewonnene Terrain zu behaupten. Ob es ihm gelingen werde? wir zweifeln bescheiden! Arbeiten doch jetzt unsere Herrn Kleidekünstler, was sonst nicht ihre Sache ist, dem guten Geschmacke, dem Anstande in die Hände. Fahren Sie fort, meine Herren, flechten Sie den Lorbeer um die kühne Stirn, ehe Gewaltstreiche aus ungeweihter Mitte Frack und Lorbeer den flugsichen Winden übergeben. Der Flammentod ward ihm längst geschworen, mit Todesverachtung ohne hehe Rücksichten schürten thatenkräftige Jünger der Wissenschaft, nicht fern vom Sitze der Musen, die Gluth, und das Opfer stieg im sündengrauen Gewande zum friedlichen Aether, der keusche Mond entsandte blasstrebe Strahlen der Freude und Rührung, Gänseblümchen, Tausendschön, der tausendfach geblümte Teppich der Erde vergessen in ihrer Unschuld Zähren, entquellen dem reinsten inneren Werke. Ja, Hoffnung, du lebst, du bleibst uns auch in diesem Kampfe, es ist ein gerechter, ein guter, wir werden nimmer weichen, ob neue Legionen dich stützen, bis wir endlich obsiegt. „Sentimentale Gesellschaft," wirst du rufen, „als ob die Zöpfe nicht massenhaft dich umlagerten, warum vom großen Körper den unschuldigsten trennen?"

Eine Sage aus Algier. Ein frommer Emir, Abubekr, besaß ein Pferd, das er über Alles liebte. Es war eine weiße Stute, ohne das geringste Abzeichen. Sie war schneller als der Wind in der Wüste, und konnte drei Tage lang laufen, ohne einen Tropfen Wasser zu trinken. Eines Tages vor Sonnenuntergang stand er am Bache, sein Lieblingspferd reinigend. Er wusch ihm Hals und Schenkel mit Wasser, die freundlichsten Schmeichelworte ihm zurufend. Das Pferd sah ihn an mit klugen, treuen Augen, als wenn es seinen Herrn verstanden hätte. — Da rief der Marabout von dem Thurme die Gläubigen zum Gebete auf, doch Abubekr hörte ihn nicht. — Als endlich die Sonne hinter den Bergen des Atlas verschwand, da erkannte der Emir, daß er die Stunde des Gebetes versäumt hatte. Verzweiflungsvoll warf er sich auf die Erde, ausrufend: „Wehe mir! Herr! ich habe Deiner vergessen ob der Kreatur. Habe erbarmen mit mir, und nimm dieses Opfer als ein Zeichen meiner Reue gnädig auf." Dies sagend, nahm er seinen Spieß und stieß ihn dem Pferde in die Brust. Es stürzte vor seinen Augen zusammen und verröchelte. Trauernd, aber mit dem Bewußtsein eines Gerechten, trat Abubekr in seine Wohnung, hüllte sich in seinen Burnus und schlief ein. Da erschien ihm Allah im Traume und sprach zu ihm: „Abubekr, ich habe dein Herz erforscht, und gesehen, daß dein Wandel gerecht ist vor mir. Ich will nicht die Opfer der Gerechten, sondern ihre guten Handlungen, denn ich bin gnädig. Stehe auf, dein Pferd lebt." — Freudig sprang der Emir empor und eilte hinaus. — Da stand sein Lieblingspferd vor ihm und wieherte ihm freundlich entgegen.

Was ist unangenehm?

Wenn man eine durch Zahnschmerzen erzeugte schlaflose Nacht hat, und die Zündmaschine nicht finden kann.

Wenn man auf der Eisenbahn von Leipzig nach Dresden fahren wollte, und sich plötzlich in Magdeburg befindet.

Wenn man in Gräfenberg unter der Traufe an die letzte Bouteille Champagner denkt, die man geleert. —

Wenn man von der Equipage des Mannes überfahren wird, durch dessen verjährigen Bankerot man nun sein Vermögen gekommen ist.

Wenn man für eine beleidigte Schöne ein Duell besteht und Einem bei diesem die Nase abgehauen wird.

Wenn man in den Hundstagen, vor Durst lechzend, bei vortrefflichem, eiskaltem Biere vorübergehen muß, weil man, eine Stunde weit wohnend, die Börse zu Hause vergessen hat.

Erheiterungs-Salon.

Ein Virtuos im Orgelspielen hatte einst die ganze in der Kirche versammelte Gemeinde durch Ausführung einer tüchtigen und prächtigen Fuge entzückt. Als er fertig war, sprang der Bälgentreter hervor, rieb sich die Hände und jauchzte: „Das haben wir vortrefflich gemacht." — „Wie?" antwortete der Künstler, „ich bin allein hier." Er fing von Neuem an zu spielen, aber mitten im Spiele verstummten alle Pfeifen. Kein Ton erschallte. Er erstaunt, er schimpft, — da steckt der Bälgentreter seinen Kopf hervor und ruft? „Sehen Sie wohl, daß wir unser zwei sind? Wenn ich nicht will, so können Sie nichts."

Der Vater: Mein Töchterchen, du weißt, Salamon sagt: wenn dich die bösen Buben locken, so folge ihnen nicht.

Die Tochter: Aber Papa, was muß ich dann thun, wenn mich die guten Buben locken?

Zärtlichkeit. „Ich liebe Dich wie das liebe Brod, das man nimmer satt bekommt," sprach ein Soldat zu seinem Mädchen. — „Schelm!" entgegnete das Mädchen, „da denkst du wohl auch, man lebe nicht vom Brode allein."

Das verzogene Söhnchen einer reichen Familie schlug seinen Lehrer, als er es über eine grobe Unart sehr strenend zur Rede stellte. Der Lehrer blickte auf die Mutter, die gegenwärtig war. Diese rief ihrem hoffnungsvollen Sprößlinge zu: „Immer mit der rechten Hand, mein Kind, ich habe dir das schon so oft gesagt. Willst du denn ewig links bleiben? Gewöhne dir doch diese häßliche Unart ab." —

„Du," rief eines Abends ein Droschkenkutscher seinem Kollegen zu, „wie kommt des, des die Jaslaternen von Dach zu Dach immer früher ausgelöscht werden? Wenn das so regelmäßig fortjeht, so werden se se mal einen Dach auslöschen müssen, wenn se noch gar nich anjesteckt sind!

„Ach! es geht ja besser," sagte ein Arzt zu seinem Kranken, „ich sehe, Sie sind meinem Recepte gefolgt." — „Nein, denn ich würde dann sicherlich den Hals gebrochen haben." „Wie so? Ich verstehe Sie nicht." — „Weil ich Ihr Recept drei Treppen hoch zum Fenster hinaus geworfen habe."

Ein langer, sehr hagerer Mann begegnete in Wien einem Trunkenen. Der Knochenmann blieb stehen und sagte: „Ei, ei, Freund! ich

Digitized by Google

glaube, Er hat ein Bischen zu viel getrunken.“ „„Und ich““ versetzte jener, „„ich glaube, Sie haben zu wenig gegessen.““

An einem Garten, hart an der Chaussee bei Pelkwitz, ist zu lesen: „Wer hier Kirschen stiehlt, und sich dabei ertappen läßt, zahlt 10 Gr. Strafe.“ — In eben diesem weltberühmten Pelkwitz gibt es eine „kleingebauene Holzniederlage.“

Gascognade. Zwei Reisende, ein Badenser und ein Sachse, unterhielten sich im Dampfwagen über die Vorzüge der Gasthöfe ihrer Länder. „Ja,“ rief der Sachse, „du lob ich mir mein Leipzig; dort ist das Hotel de Pologne der nobelste und großartigste Gasthof. Sehen Sie, da sind die Schwefelhölzchen sogar von Mahagoniholz.“

Wein-Anekdote. Ein Fremder kam in L. in die Fische Weinhandlung und forderte ein Glas Wein, das ihm das Schenkmädchen mit dem graziösesten Lächeln überreichte. Kaum hatte er davon genippt, so setzte er das Glas schleunigst wieder auf den Tisch und fragte: „Was bin ich schuldig?“ — „Vier Groschen, mein Herr!“ — Der Fremde legte ein Achtgroschenstück auf den Tisch und wollte gehen. — „Sie bekommen noch vier Groschen heraus,“ rief ihm das Schenkmädchen nach. „Danke, mein Kind,“ erwiederte der Fremde, „die sind für den, der den Wein austrinkt.“ —

Ein Landwehrmann, von einer Uebung zurückkehrend, vergaß vor einem vorübergehenden Offizier das Gewehr anzuziehen; dieser redete ihn mit den Worten an: „Wissen Sie nicht, was Sie zu thun haben, wenn Sie einem Offizier begegnen?“ — „O ja, ich ziehe mein Gewehr an,“ entgegnete der Bürgersoldat. — „Nun, warum haben Sie dies nicht gethan?“ — „Das ist nicht mein Gewehr, sondern es gehört meinem Nebenmanne, dem ich es blos zu Hause trage,“ war die lakonische Antwort.

Der englische Kanzler Morus sollte im Gefängniß barbiert werden, er weigerte sich aber, es zuzulassen; „denn,“ sagte er, „ich und der König führen einen Prozeß um meinen Kopf, daher will ich nicht eher Geld für den Bart ausgeben, als bis ich weiß, wer den Kopf behält.“

Caricaturen.

Schul-Prüfung.

Lehrer. Wie viel Geschlechter gibt's und wie heißen sie?
Knabe. Es gibt drei Geschlechter und sie heißen: Das männliche Geschlecht, das schöne Geschlecht und das sächliche Geschlecht.
Lehrer. Wodurch zeigt man die verschiedenen Geschlechter an?
Knabe. Durch die verschiedenen Artikel.
Lehrer. Wie theilt man die Artikel ein?
Knabe. In bestimmte und unbestimmte.
Lehrer. Was macht man mit den Artikeln?
Knabe. Man sucht sie schnell zu verkaufen.
Lehrer. Wer hat dir das gesagt?
Knabe. Mein Vater hat's zu seinem Ladendiener gesagt.

Ein Wittwer in den besten Jahren, von angenehmen Aeußeren sucht eine kinderlose Wittwe als Lebensgefährtin, die außer anderen Tugenden ein Capital von wenigstens 10,000 Thalern besitzt.

Allerlei.

In der Nähe von Spandau besuchte kürzlich ein Amtmann mit seiner Familie einen seiner Collegen in der Nachbarschaft. Beide Familien begaben sich, durch die große Hitze veranlaßt, zu der nahe liegenden Lache, um zu baden. Während die drei Töchter des Amtmanns, liebenswürdige junge Mädchen, ihr Bad genießen wollten und die älteren Personen in einiger Entfernung verweilten, hörte plötzlich der Amtmann den Hilferuf seiner Töchter, die in den sumpfigen Boden untersanken. Der unglückliche Vater eilt, sie zu retten, ertrinkt aber selbst vor den Augen seiner verzweiflungsvollen Gattin.

Washington. Während der amerikanischen Revolution ritt ein Offizier in Civilkleidung an eine kleine Abtheilung von Soldaten heran, die damit beschäftigt waren, eine kleine Redoute in bessern Stand zu setzen. Der Commandant der kleinen Schaar gab seinen untergebenen Befehle in Bezug auf einen Balken, der hinauf auf die Befestigung gehoben werden sollte. Der Balken war schwer, und der kleine große Mann commandirte unaufhörlich, bald so, bald so, bald so. Der oben erwähnte Offizier hielt sein Pferd an, als er an die Stelle gekommen war, und fragte, als er sah, daß die wenigen Leute das große Stück Holz kaum bewegen konnten, warum der Befehlende nicht auch mit Hand anlege. Der Letztere schien über diese Frage etwas verwundert zu sein, wendete sich deßhalb mit wahrhaft kaiserlichem Stolze an den Offizier und antwortete: „Herr, ich bin ein Corporal!“ — „Ach! wirklich?“ entgegnete der Offizier darauf, „das hatte ich nicht bemerkt.“ Und er nahm seinen Hut ab, verbeugte sich und sagte: „Ich bitte um Verzeihung, Herr Corporal.“ Darauf stieg er aber von seinem schönen Pferde ab, band dasselbe an und half mit heben, bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn stand. Als das Holzstück sich an der Stelle befand, wohin es hatte gebracht werden sollen, wendete sich der Fremde an den Corporal und sagte: „Herr commandirender Corporal, wenn Sie wieder eine solche Arbeit zu verrichten und nicht Leute genug haben, so schicken Sie nur zu Ihrem Oberbefehlshaber, und ich werde Ihnen auch zum zweiten Male helfen.“ Der Corporal stand da wie vom Blitze getroffen. Der Reiter war — Washington.

Aehnlichkeit des Menschen mit dem Wein. Die größte Aehnlichkeit mit dem Menschen hat nicht der Affe, wie viele Naturforscher behaupten, sondern der Wein! Kaum zur Reife gediehen, wird er gestoßen, gerüttelt, mit Füßen getreten und in die Kelter gelegt, bis er seinen Geist — nicht aufgibt, sondern — von sich gibt. Je geistreicher er ist, desto mehr wird er gereinigt. Ein großer Geist wird aber durch Unglück und rohe Be-

Digitized by Google

handlung nicht ſchlimmer, ſondern beſſer. So auch der Wein. Denn in den Keller kehrt er aus ſeiner inneren Gedankenwelt und hier gebt ſeine Geiſtesentwickelung der höchſten Stufe der Vollkommenheit entgegen. — Stolz, wie jedes Genie, iſt auch der Wein, den Plumpen, den Einfältigen wirft er in den Koth; den erhabenen, ihm verwandten Genius aber trägt er hoch in die Wolken und raunt ihm himmliſche Gedanken in's Ohr!

In Berlin hätte eine Schachzeitung unter der Redaction des Oberlehrers Dr. Bredow herausgegeben werden ſollen; ehe ſie aber in's Leben trat, machte der Tod den projektirten Redacteur ſchachmatt.

Die Wolfenbütteler wurden kürzlich Nachts nicht übel erſchreckt. Aus der Gegend von Braunſchweig her ließ ſich Kanonendonner und heftiges Schießen vernehmen, und Alles deutete auf den Ausbruch eines Kampfes, einer Revolte oder etwas dergleichen hin. Wie wurden ſie aber des andern Morgens ſehr enttäuſcht, als ſie hörten, der Lärmen ſei nichts weiter, als eine Schlachtmuſik am Ende eines Conzertes geweſen.

Leſe-Fiaker. In Paris halten jetzt die Fiaker in ihren Wagen Journale und bezeichnen die Namen von Außen. Dies iſt für Viele ſehr bequem, die nicht Zeit haben auf das Leſen der Tagesblätter einige Stunden zu verwenden. Sie ſetzen ſich in den Wagen ein, leſen gemüthlich und kommen dabei vom Fleck, indem ſie demnach zugleich ihre Geſchäftsgänge vollenden. Die Fiaker finden bei ſolcher Anſtalt ihre gute Rechnung.

Die Araber behaupten, daß eine Heerde Schakale immer eine Hyäne als Führer habe, und in der That iſt es eine eigenthümliche Erfahrung, daß man zwiſchen dem Geheul der Schakale immer das heiſere, krächzende Gebell der Hyäne hört. Jedenfalls muß eine ſolche nächtliche Serenade höchſt ergreifend und erbaulich ſein. Lamping ſagt in ſeinen „Erinnerungen aus Algerien“: Das Geheul der Schakale und Hyänen war oft mein Schlummerlied und der Tornißter mein Kopfkiſſen; allein es ſchläft ſich dabei nicht weniger ſüß, wenn man einen tüchtigen Marſch gemacht hat. Dann iſt der Schlaf ſo erquickend, wie jener lange Schlaf ohne Traum nur ſein kann.

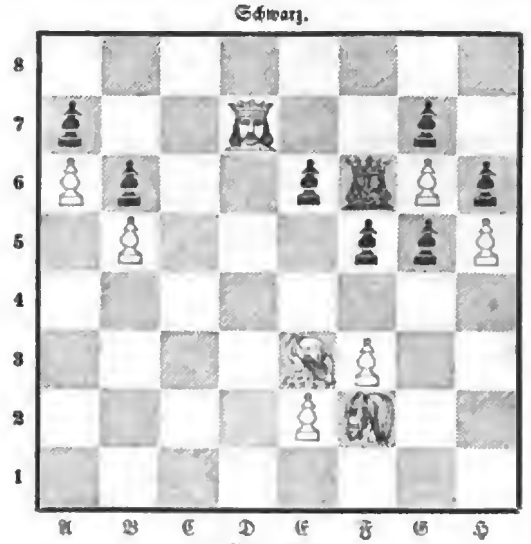
Die deutſchen Coloniſten in Algier haben die Kartoffeln nicht vergeſſen. Sie bauen auch in Afrika ihre Kartoffel an und können ſie in Jahren, in denen es nicht an Waſſer fehlt, dreimal ernten. Im Uebrigen hat ſich die Kartoffel auch in Afrika Bahn gebrochen; ſie wird ſehr geſucht und gut bezahlt; Orangen und Feigen ſind viel, viel billiger.

Schach-Aufgabe Nro. 45.

Von Herrn B. Kanders in Prag.

Matt in 6 Zügen.

Schwarz.



Weiß.

Die Auflöſung der Schach-Aufgabe Nro. 44 folgt im nächſten Hefte.

Mit ſchmerzlichem Bedauern erfüllen wir die traurige Pflicht, den verehrten Leſern anzuzeigen, daß der bisherige Redacteur dieſer Blätter, Herr Joſef Freund, am 21. September l. J. nach kurzem Krankenlager, verſchieden iſt. Der frühzeitige Tod des edeln, geiſtig und körperlich kräftigen jungen Mannes — er hatte noch nicht das 24. Jahr zurückgelegt — iſt ein unerſetzlicher Verluſt, nicht nur für ſeine Familie und ſeine zahlreichen Freunde, ſondern auch — wir ſprechen unſere innigſte Ueberzeugung aus — für das Publikum, da ſein immer ſtrebender Geiſt zu den kühnſten Hoffnungen berechtigte. Für ſeinen Biederſinn, ſeine Herzensgüte und Beſcheidenheit ſpricht die ungeheuchelte Trauer Aller, die ihn kannten.

Die Redaction dieſer Blätter hat einſtweilen der Verleger übernommen.

Digitized by Google

Der Blöde von Venedig.

Historisch romantische Erzählung von J. Karl Hickel.

— Nichts ist in der Geschichte seltener, als die Darstellung eines erhabenen Geistes nach voller Wahrheit seiner Natur und seines Wirkens, so daß sein Bild ganz ächt mit seinen Lichtern und Schatten an dem Platz eingefügt erscheine, wo es der Nachwelt ewig in die Augen fallen soll. —

Johannes von Müller.

Von jeher zählte Ungarn unter seinen edlen Geschlechtern viele, welche gleich hellen Sternen in den Annalen der Geschichte glänzen, Namen, welche unsterblich fortleben, berühmt auf dem Felde der Schlacht, berühmt als Staatsmänner, als Redner auf den Reichstagen, als Gelehrte.

Unter den berühmten Namen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts stehen die Grafen von Thurzo obenan; ein Geschlecht, dessen Wiege eigentlich Polen war. Schon 1363 führt sie Anton Steyrer in seiner Geschichte Albrecht II. an und zwar einen Johann Thurs von Raucheneck; später wahrscheinlich unter Sigismund eingewandert, findet man sie in der Geschichte Ungarns und zwar schon 1396 einen Martin Thurzo, Kastellan von Zips.

Reich ist Ungarn an edlen Metallen und schon frühe wurde der Bergbau mit Erfolg betrieben, doch lag die eigentliche Wissenschaft des Bergbaues, so wie die Scheidekunst noch in der Wiege; ein Schleier bedeckte das Geheimniß, die Metalle zu behandeln und die Ergiebigkeit der Gruben aufs Höchste zu steigern. Die Könige Ungarns, zu deren Regale der Bergbau gehörte, verpachteten die Bergwerke gewöhnlich an Ausländer; so war Ernst Hampo im Besitze der ungarischen Bergwerke, als Johann II., Graf von Thurzo, der 1508 als Graf von Neusohl und Kremnitz, und königlicher Münzgraf starb, die Neusohler Kupfergruben um zwanzig Goldgulden von ihm pachtete. Die Fugger, welche mit ihm Kontrakte abschlossen, besorgten die Versendung des Metalles; vorzüglich begehrten die Venetianer nach ungarischem Kupfer, und ganze Schiffsladungen gingen von der Küste nach der Lagunenstadt. Bald brachten die Agenten der Fugger heraus, daß die Venetianer die Kunst verständen, aus dem Kupfer Gold auszuscheiden und dies geheim vom Staate aus betrieben werde; die Thurzone, davon in Kenntniß gesetzt, trachteten in den Besitz des Geheimnisses zu kommen, und Georg von Thurzo entschloß sich zu dem gefährlichen Wagestücke.

Wenn wir nun in nachfolgender Erzählung die Abenteuer dieses jungen Ungars wiedergeben, so arbeiten wir blos auf historischer Grundlage fort, und der geneigte Leser mag den Muth, die Standhaftigkeit und Selbstverläugnung eines jungen Mannes bewundern, der für das Wohl, für die Größe seines Vaterlandes begeistert, sein Leben in die Schanze schlägt, um sein Ziel zu erreichen.

I.

Es war ein naßkalter Novembernachmittag, der Himmel mit schwarzen Wolken umzogen, es regnete stark und mit Schnee vermischt, der Wind blies schneidend von den Karpathen her und die Dunkelheit brach schon an, als eine Reiterschaar auf freiem Felde unweit der von Turnau nach Preßburg führenden Straße, hinter dem heutigen Marktflecken Wartberg hielt; es waren Knechte des hochgebornen Grafen Georg von Thurzo, unter Anführung von dessen Leibdiener Pawel. Die Reiter sprangen von ihren Rossen, und während Einige bemüht waren, ein großes Feuer anzumachen zum Schutze gegen die immer wachsende Kälte, koppelten die Andern die Rosse und warfen ihnen Futter vor, dann setzten sie sich zum Feuer und wickelten sich behaglich in ihre Bunda's und Mäntel von grobem Filztuche; sie schienen in friedlicher Absicht gekommen, denn Keiner, mit Ausnahme Pawels, war bewaffnet. Sie gehörten dem Stamme der Gebirgsslawen an, dies bewies sowohl ihre Tracht, wie der eigenthümliche Typus des Gesichtes, der den Slaven vom Magyaren unterscheidet; sie trugen enganliegende Beinkleider von weißem Halinatuche, mit einem Riemen um die Mitte gegürtet und auf den Nähten mit einem kleinen schwarzen Streifen, ein gleiches Kamisol und Bundschuhe, einen schwarzen Filzhut mit breiter runder Krämpe und quer über die Schultern an einem schmalen, mit blanken Knöpfen besetzten Riemen eine lederne Tasche; Pawel hingegen trug die Livree seines Herrn, einen grünen, reichbeschnürten Pelz, der bis an den halben Schenkel reichte, rothe Hosen mit Suitassen (Schnüren) besetzt und Tschischmen von schwarzem Korduan mit mächtigen Spornen, eine Pelzmütze, deren Spitze seitwärts mit einer großen Silberroddel herabhing und an einem Gehänge von rothem Juchten den krummen Säbel und die Säbeltasche mit dem Namenszuge seines Herrn.

Als sich alle gelagert hatten, holten sie ihre Flaschen mit Berowitzka (Wachholderbranntwein) hervor und sprachen ihnen wacker zu, um sich gegen die Kälte und Nässe zu schützen, welche sie tüchtig schüttelte; der Branntwein machte sie bald gesprächiger.

's ist ein Hundewetter, sagte Jan und stürte in der Gluth,

Digitized by Google

daß die Flamme hoch aufschlug und weithin leuchtete; und wir müssen hier auf freiem Felde kampiren, wie Kriegsgesellen, während wir gut daheim im warmen Zimmer auf der Ofenbank liegen könnten, wie unsere Kameraden.

Ja, dafür sind wir leibeigene Bauern, versetzte Waclaw mißmuthig, und gehören unsern Grafen mit Haut und Haar, man hält uns am kein Haar für besser als unsere Pferde: selbst die armen Thiere schützen sich und schnauben, daß Einem das Herz im Leibe weh thut!

Hm, meinte ein Anderer, man nimmts, wie's eben kömmt; besser sind wir doch d'ran, als die Bergleute und die Knechte unten in den Schachten, die oft in der ganzen Woche kein Tageslicht zu sehen bekommen.

Dafür werden sie aber auch gut bezahlt, und wenn sie zehn Jahre gearbeitet haben, frei mit sammt ihrer Familie; so hat es der Graf eingerührt, der den Vertrag mit Lust und Eifer betrieb, und aus allen Gegenden tüchtige Bergleute und Werkmeister hat kommen lassen, sagte Jan, um recht viel Metall zu fördern.

Das und die Venetianer abfaulen, daß es eine Lust ist, und woven jährlich viele hundert Wagen voll abgehen.

Die müssen wahrscheinlich keine Berge in ihrem Lande haben; sonst wären sie rechte Narren, einer Kupfer so weit zu schleppen.

Pst! Waclaw, nicht so laut; sagte Jan geheimnißvoll, damit soll es ein absonderliches Bewandtniß haben! Diese Italiener aus der Stadt, die Mitten aus dem Meere entstanden ist, wie ein Baum in einem Kornfelde wächst, sollen sich allzusammt dem Gott sei bei uns verschrieben haben, der ihnen dafür das Geheimniß gelehrt hat, aus unserm Kupfer reines, pures Gold zu machen.

Ei, das wäre mir auch recht

Aber dafür stirbt keiner von ihnen eines natürlichen Todes; alle liegen da, wenn sie todt sind, kohlschwarz, das Gesicht auf dem Rücken. Nein, da bleibe ich lieber bei mir im Lande, wo man den dreist Teufelskünsten nichts weiß.

Gerade jetzt waren ein Paar solche Herenmeister bei unserm Grafen, und ihnen verdanken wir's, daß wir hier warten müssen in Schnee und Regen; ob es nicht eine Sünde ist, wenn wir solche Zauberer weiter bringen?

Pah, sie mögen sehen, wie sie mit dem Himmel fertig werden, wir thun unsere Schuldigkeit!

Dummes Gerücht, haltet das Maul, ihr Bauernlümmel! fuhr Pawel dazwischen und drehte sich den Schnaubart; das versteht ihr nicht! Doch horch, sie kommen; auf, ihr faulen Schlingels, und die Rosse gezäumt!

Alle sprangen auf, denn deutlich drang Peitschenknallen und das Gelaute kleiner Glocken, welche die Pferde am Halse trugen, zu ihnen von der Straße herüber; im Nu waren sie fertig; da trabte auch schon eine andere Reiterschaar quer über's Feld dem Feuer zu. Die Angekommenen saßen von den dampfenden Rossen ab und tuteten einige Augenblicke aus, ehe sie die frischen, in Bereitschaft gehaltenen bestiegen, worauf sich die Karawane wieder auf dem Wege nach Preßburg in Bewegung setzte. Es waren drei Fremde, welche die Knechte begleiteten, von denen Einer der Diener schien, denn er ritt hinten und half den Andern beim Auf- und Absitzen.

Der Eine war mittelgroß und stark gebaut, er stand in den Vierzigen und trug reiche Kleidung mit einer goldenen Ehrenkette unter dem weiten Pelzmantel; sein Gesicht hatte eine gelbliche Farbe und den eigenthümlichen Schnitt, der den Südländer charakterisirt, eine gebogene Nase, fenrige dunkle Augen und pechschwarzes Haar. Es lag darin der Ausdruck von Stolz, Härte und Schlauheit, er hielt sich gerade auf dem Pferde und mühte sich es ja verbergen, daß er nicht sattelfest war.

Sein Begleiter war ein kleiner, dicker Herr, schon hoch in den Fünfzigen, mit grauen Haaren und einem falkenreichen Gesichte; er hatte sich in eine Bunda gehüllt und eine Pelzmütze tief in die Ohren und über die Ohren gezogen; die Bügel waren hoch hinauf geschnallt und die Kniee berührten fast den Sattelknopf, den die eine Hand krampfhaft als Stützpunkt festhielt, während die andere unsicher die Zügel des kleinen, muthigen Thieres lenkte. Er lag fast auf dem Halse des Pferdes, hatte den Rücken gekrümmt und den Kopf tief zwischen die Schultern gezogen, bei jedem Tritte seines Pferdes seufzte und stöhnte er und es war wirklich wunderbar anzusehen, wie er bei und herzwerfen sich dennoch erhielt und lavirte, wie ein Schiff gegen den Wind, während ihm trotz der großen Kälte der Schweiß in Strömen über Stirn und Rücken floß.

Der Diener war eine lange, hagere Gestalt, dessen kurzer Oberleib zu den endlosen Füßen nicht passte, sein Gesicht sprach List, Verschlagenheit, und doch wieder ein gutes Theil Dummheit aus; er hatte die Zügel dem Pferde auf den Hals gelegt und wickelte sich mit beiden Händen fest in den Mantel.

Während die beiden Herren schweigsam in der Dunkelheit dahin ritten, plapperte er unaufhörlich mit sich selbst, bald Flüche ausstoßend über das Barmland, wo man so unbequem reise, bald sein schönes Italien lobend, bald halblaut einige Vaterunser vor sich hinmurmelnd; so kam der Zug endlich spät Nachts in Preßburg an. An dem Ufer der Donau, wo jetzt die große Infanteriekaserne steht, stand damals eine bekannte Herberge „zum Schiff" genannt und beliebt bei Kaufleuten, welche die ungarischen Märkte in Preßburg, Tyrnau, Raab, Waitzen und Pesth besuchten und über Wasser auf der Donau in's Land brachten, und den Schiffsherrn, welche die Ladung und Versührung besorgten; deethin trabte die Karawane und bald waren die Fremden in dem warmen, erleuchteten Zimmer, das für sie bestellt und hergerichtet worden, und warten ihre Pelz und Reisekleider ab, während die Diener die Rosse abpackten und in die Ställe führten.

Heiliger Martha! ächzte der kleine Dicke, indem er sich in einen Lehnstuhl warf, der am Ofen stand, die Hände über dem Bäuchlein faltete und die kurzen Beine den sich streckte; ich bin am ganzen Leibe wie gerädert, ich fühle kein Glied; o mein Italien, **Venezia la bella** mit deinem blauen Himmel, deiner milden Luft, wann werde ich dich wieder sehen!

Schäwe euch, Ambrosio, antwortete der Andere, indem er im Zimmer auf und ab ging; wer wird gleich so klagen, wie ein Weiblein in Kindesnöthen! Ich gebe es zu, der Ritt war lang und beschwerlich; aber —

Ihr, Signor Antonio di Stefano, seid ein Kriegsmann gewesen und wohl gewohnt an Abenteuer und Strapatzen; aber ich, Ambrosio Benderer, Kaufherr und friedlicher Bürger San Marco's, habe all' mein Lebetag in der Schreibstube gesessen hinter den Büchern, oder bin in bequemer Gondel gefahren!

Der Wirth trat wieder ein und fragte nach dem Begehren der Gäste.

Wein und Imbiß! herrschte ihm Antonio kurz zu, während der Kaufherr noch einige nähere Erklärungen hinzufügte, und bald stand das Verlangte auf dem Tische, den Ambrosio vor seinen Stuhl rücken ließ, um seine behagliche Stellung nicht ändern zu dürfen; Antonio schloß hinter dem Wirthe die Thüre ab und nahm dem Kaufherrn gegenüber Platz.

Ambrosio, sagte er nach einer Weile finsteren Nachdenkens; ich dosste mit der jetzigen Reise alles abzuthun auf lange Jahre, und nun können wir heute über's Jahr wieder hieher kommen.

Das sei Gott geklagt! ächzte der Kaufherr.

Ihr meint wegen der Unbequemlichkeit, ich aber ganz etwas Anderes. Dieser Ungar, dieser Thurze ist schlau, wenn er auch unschuldig aussieht, wie ein Kind!

Wie meint Ihr das, Antonio?

Habt Ihr nicht gemerkt, welches spöttische Lächeln um seine Lippen schwebte, als ich ihm im Namen der Republik einen Lieferungskontrakt unter vortheilhaften Bedingungen für mehrere Jahre antrug? Höflich, aber bestimmt lehnte er das Ansuchen ab und erneuerte den alten nur auf zwei Jahre.

O so weit sind diese Ungarn noch nicht; sie haben zwar ein tri-

Digitized by Google

ches, geſegnetes Land, aber ſie verſtehen es nicht, deſſen Reichthum zu benützen.

Dieſer Thurzo iſt eine Ausnahme, er iſt ſeiner Zeit weit voran geeilt; er ahnet unſer Geheimniß oder iſt wenigſtens klug genug einzuſehen, daß wir ihm nicht umſonſt all' ſein Kupfer abkaufen und ſo weit verſchicken!

Pah! lachte der Kaufherr mit vollen Backen; was thut's, wenn er ſich auch darüber den Kopf zerbricht? Ihr ſetzt Geſpenſter an der Wand.

Ich bin nur vorſichtig, nur mißtrauiſch, fuhr Antonio fort, und die Intereſſen der Republik liegen mir am Herzen! Die deutſchen Fugger, welche früher die Käufe für uns mit den Ungarn abſchloſſen und den Transport beſorgten, ſind uns verdammt gram geworden, ſeit Venedig ſie um den Profit gebracht, den ſie bisher von zwei Seiten zogen, und ſeine Einkäufe ſelbſt macht, deren Verſendung Ihr übernommen; ſie ſchickten uns ihre Agenten auf den Hals, um unſer Geheimniß heraus zu bringen, und wären dieſe Deutſchen eben ſo liſtig und gewandt, als ſie gelehrt und beharrlich ſind, wahrlich ſie wären darüber ſchon längſt im Reinen.

Nun, da können noch Jahre darüber hingehen; unſere Münz- und Scheidemeiſter ſtehen unter ſchwerem Eide und wiſſen recht gut, daß es ihnen an den Hals geht, wenn ſie aus der Schule ſchwatzen; doch laſſen wir das jetzt, ich bin verdammt müde und ſehne mich nach dem Bette. —

Während die Herren oben ſo ſprachen, ſaßen die Knechte unten in der Schenkſtube hinter den vollen irdenen Krügen mit gutem Preßburger oder Ratzersdorfer Gewächs gefüllt; Pawel und der Italiener ſaßen abſeits an einem Tiſchchen, denn ſie hatten es verſchmäht mit der gemeinen Dienerſchaft zu zechen. Pawel war ein vielgereiſter Mann und in ſeiner Jugend mit Kräuterbalſam und Wundſalben, welche ſie in den Gebirgen trefflich zu bereiten verſtehen, und die auch jetzt noch Artikel bilden, mit welchen dieſe mäßigen Gebirgsſöhne halb Europa durchwandern, in Italien geweſen; er ſprach zur Noth das Italieniſche und Domenico freute ſich, wenigſtens Einen gefunden zu haben, mit dem er in der Fremde plaudern konnte. Der Wein löſt bald die Zungen und der geſchwätzige Venetianer konnte nicht fertig werden, von der Pracht und Herrlichkeit der Lagunenſtadt und dem Reichthume ſeines Herrn zu erzählen.

Kein Wunder, ſagte Pawel, ſich den Bart drehend, daß ihr reich ſeid, ihr Teufelskerls; verſteht ihr doch die Goldmacherkunſt aus dem Fundamente!

Wer ſagt das? fuhr Domenico auf. Wir ſind gute, ehrliche Chriſten!

I die ganze Welt, oder meint ihr, wir wüßten hier nicht, warum ihr das Kupfer hier kauft und nach euerer Waſſerſtadt ſchleppt? Gold macht ihr d'raus; ihr gebt das Kupfer in die Münze und bringt es als geprägte Dukaten wieder weg.

Madonna della salute! rief Domenico, indem er erblaſſend aufſprang und dem Ungar die langfingerige Hand auf den Mund legte; ſprecht nicht ſo laut!

Ei was, warum nicht; dein Herr iſt auch mit in der Hirnmeiſterkompagnie und der Andere mit dem finſteren Geſichte.

Domenico ſchlug ein Kreuz und zitterte am ganzen Leibe.

Corpo della Madonna, wenn man uns hörte, wir wären verloren; es ſind ſchon viele Verlaute im Kanal Orſano ertrunken!

Will's wohl glauben; aber wir ſind im Ungarlande und da kann Jeder reden, was ihm beliebt; ſetz' dich nur immer nieder, Kamerad, und ſtärke dich durch einen tüchtigen Schluck. Erzähle mir einmal, was du davon weißt; ſolche Mährlein höre ich für mein Leben gerne. Du biſt ein geſcheidter Kerl, biſt der vertraute Diener deines Herren, du wirſt wohl mehr wiſſen; unſereins erfährt alles, wenn man nur pfiffig iſt. —

Domenico ſah ſich mit furchtſamen Blicken um, ob ſie Niemand belauſche; als er aber rund um fremde Geſichter ſah, die Laute einer rauhen, ihm unverſtändlichen Sprache hörte, da kämpfte die natürliche Schwatzhaftigkeit mit der Angſt, er rückte ganz nahe an Pawel und ſagte:

Nun, wenn du ſchweigen kannſt, und weil du mich verſicherſt, daß man ſich bei euch hier zu Lande nicht um den Kopf reden kann, wie bei uns; damit du ſiehſt, daß ich ein Kerl bin, der ſeines Herrn volles Vertrauen beſitzt, höre einmal; ich glaube ſelber, es iſt ſo, wie du ſagſt. Wir liefern das Kupfer in die Münze, und dort — man munkelt allerlei auch bei uns.

Biſt du noch nie dort geweſen?

Gott behüte; die Arbeiter auf der Inſel der Münze ſind meiſtens Galeerenſklaven, welche man begnadigt hat und die dort arbeiten, gut verpflegt und Abends eingeſperrt werden, die Werkmeiſter kommen höchſtens an hohen Feſttagen ein Mal nach Venedig herüber und ſind ſchweigſam wie die Klötze; kein Fremder aber darf die Inſel betreten, ſelbſt Beamte der Republik kommen nicht in das Innere der Münze, wenn ſie nicht dort angeſtellt ſind.

Hm, ſo weißt du nicht viel mehr als ich.

Domenico zuckte die Achſeln; vergebens legte Pawel, den dies Geſpräch beſonders zu intereſſiren ſchien, ihm noch einige Fragen vor, der Italiener antwortete blos ausweichend.

II.

Die Thurzone beſaßen in Preßburg in der Gegend, wo jetzt in der Michaeler Gaſſe das 1753 erbaute Landhaus mit einer Fronte von ſechzig Fenſtern ſteht, einen, für jene Zeit großen und prächtig eingerichteten Pallaſt, der freilich ſchon längſt auf andere Beſitzer übergegangen und neu erbaut worden iſt. Im Erkerzimmer ging Georg von Thurzo mit über der Bruſt gekreuzten Armen auf und ab; bald blieb er ſtehen und ſah durch die Scheiben auf die Straße, als erwartete er Jemand, bald blätterte er in Briefſchaften, welche auf einem Steintiſchchen unter dem Spiegel lagen. Das Gemach war fürſtlich eingerichtet; gewirkte Tapeten aus Flandern bedeckten die Wände, die Decke trug künſtliche Stukaturarbeit und einen Kronleuchter von geſchliffenem Kryſtallglaſe, die Vorhänge waren von ſchwerem, rothem Damaſte und reichten bis an den Boden, an den Pfeilern waren deckenhohe venetianiſche Spiegeln in die Wand eingefügt; die Möbel, im Geſchmacke jener Zeit reich mit Schnitzereien und Vergoldungen verziert, zeugten von dem Reichthume des Beſitzers. Georg Graf von Thurzo ſtand in den Zwanzigen und war ein ſchöner, kräftiger Mann, ſein Geſicht, von einem ſchwarzen Bart eingerahmt und leicht gebräunt, ſprach Geiſt, Muth und Entſchloſſenheit aus, die hohe, eben ſanft gewölbte Stirne verrieth den Denker; er trug einen einfachen Attila von lichtblauem Tuche mit Goldſchnüren, der ihm bis an das Knie reichte, lange eng anliegende Beinkleider von gleicher Farbe, und Schnürſtiefel mit goldenen Franſen. Auf dem Tiſche lag der Kalpak von Zobelfell mit koſtbarem Reiher und der gekrümmte Säbel mit goldenem Griffe in ſcharlachrother, mit Gold beſchlagener und mit Edelſteinen beſetzter Scheide, an einem goldgewirkten Gürtel hängend.

Dieſe Italiener ſind ſchlau, ſagte er im Selbſtgeſpräche halblaut vor ſich hin, und gedachten mich zu fangen, zu überliſten durch ihren mehrjährigen Kontrakt, um mir die Hände zu binden; aber ſie ſollen ſich verrechnet haben. Noch kenne ich zwar ihr Geheimniß nicht, aber ich muß es erfahren, und ſollte ich mein Leben einſetzen; ich muß es erfahren zum Beſten meines Vaterlandes und unſerer heimiſchen Gewerke. Iſt es ſo, wie mir die Augsburger Fugger gemeldet, und wie ſie es durch ihre Agenten in Venedig erfahren haben, liegt in unſerem Kupfererze wirklich edles Metall, das ſie bisher allein daraus zu gewinnen verſtehen, ſo ſoll kein Wagen voll davon mehr in die Fremde gehen! Sie ſchelten den Ungar roh und ungebildet, weil er, die Vormauer der Chriſtenheit in den ewigen Türkenkämpfen, keine Zeit hat, Gewerbe und Künſte zu treiben und zu vervollkommnen, wie die übrigen Völker; aber es muß anders werden, es muß eine Zeit kommen, wo er den Wettkampf eingeht mit den übrigen Nationen und

Digitized by Google

sie überflügelt! Ich will kämpfen mit geistigen Waffen für das Wohl, die Größe meiner Heimat!

Es wurde leise an die Thüre geklopft und Pawel trat ein.

Nun, mein wackerer Pawel, sagte Turze freundlich lächelnd, hast du meinen Auftrag vollführt?

Ja, Herr; obgleich ich verdammt wenig aus dem Italiener herausbringen konnte, wenn er auch geschwätzig ist, wie eine Elster. Ich glaube, er weiß nicht viel mehr, als wir.

Also scheint doch die Sache kein leeres Gerede zu sein?

Ich glaube nicht, Herr, denn der Lange sprach ganz so, wie Ihr mir erzählt.

Der Graf machte nachdenkend einige Gänge durch's Zimmer.

Es bleibt nur ein Mittel, sagte er vor sich; wir müssen selbst hin!

Herr! unterbrach ihn Pawel, indem er den Dolmany aufknüpfte und ein kleines, eirundes, goldenes Kapsel aus dessen Seitentasche nahm; ich habe gestern einen Fund gemacht, den ich in Eure Hände abliefere, ob ich gleich allen Grund habe zu vermuthen, das Ding gehöre einem der beiden Italiener. Wie die Knechte bei Fackelschein die Rosse in der Herberge abpackten, sah ich etwas am Boden glitzern, ich hob es auf und hier ist es!

Der Graf nahm das Medaillon, das Ohr desselben war abgebrochen, an dem wahrscheinlich eine Kette befestigt war, um es am Halse zu tragen; er betrachtete es genauer und fand an der Seite ein kleines Knöpfchen; als er an demselben drückte, sprang die eine Hälfte der Kapsel auf und ließ ein weibliches Miniaturbild sehen. Thurze warf einen Blick darauf und schien von der Schönheit desselben überrascht; doch faßte er sich bald und sagte zum Diener, indem er ihm einen Dukaten reichte.

Geh' nur Pawel, du hast deine Sache klug genug gemacht; was diese Kapsel betrifft, so gehört sie Einem der Fremden und ich will sie ihm selbst übergeben.

Pawel ging, der Graf blieb allein.

Er öffnete das Medaillon und betrachtete noch ein Mal aufmerksam das Portrait; es schien einen wunderbaren Eindruck auf ihn zu machen, er konnte das Auge nicht wegwenden von den holden Zügen und fühlte sein Herz rascher schlagen.

Bei Gott! rief er begeistert, eine Schönheit, wie ich noch nie eine gesehen; welcher Geist, welches Gemüth spricht aus diesem Auge, diesen Zügen! O, wenn schon das Gemälde so entzücken kann, um wie viel mehr muß es die Wirklichkeit! —

Eine kleine, feine Schrift, in den Rand des Medaillons gegraben, fiel ihm auf; mit Mühe entzifferte er die Worte: „Beatrice Vendere." —

Vendere? Ja, dies Bild gehört dem venetianischen Kaufherrn; aber wen stellt es vor? Seine Frau? Unmöglich; dies Wesen in der ersten Blüthe der Jugend, schön, wie wir uns die Engel des Himmels denken, kann nicht die Lebensgefährtin dieses Greises sein! Es ist unmöglich, es wäre entsetzlich! Nein, sie ist seine Tochter — sie muß es sein! Wie ihr Auge strahlt, wie ihre Lippe lächelt; wie ein freundliches Gestirn geht es in meiner Brust auf! Ja, doppelt fest steht nun mein Entschluß, Italien zu besuchen, die Lagunenstadt, es zieht mich jetzt hin mit geheimnißvollen Banden!

Er warf sich in den Sessel und verlor sich in das Anschauen des wunderherrlichen Frauenbildes, das einen magischen Einfluß auf ihn zu üben schien.

Wunderbar und unerklärlich ist das Menschenherz; ein Augenblick entscheidet über dasselbe, und unsere Geschicke sind Kinder der Minute. Der Stolze, Kalte, der unempfindlich vorübergeht an reizgeschmückten Frauen, dessen Herz erzgewappnet und unverwundbar scheint, wird plötzlich von einem Blicke getroffen, der ihn zum Sklaven umwandelt; ein Bild, ein flüchtiger Anblick reicht hin, ihn zu besiegen! Die Liebe gleicht der Sternschnuppe, die plötzlich vom Himmel fällt, ohne daß man es vermuthet, sie gleicht der Pflanze, die aus kleinem, unscheinbaren Samenkern hoch und stolz aufschießt, Blätter, Blüthen und Frucht treibt! —

Ein Diener öffnete die Flügelthür; kaum hatte der Graf Zeit das Medaillon in seinem Busen zu verbergen, so traten Ambrosio und Antonio ein. Beide trugen reiche Kleider und den ritterlichen Degen an der Seite, wie ihn jeder Patrizier der reichen Lagunenstadt führen durfte, gleich den adeligen Geschlechtern. Sie verbeugten sich höflich vor dem Grafen, der ihnen Stühle anbot.

Wir kommen, Herr Graf, nahm Antonio das Wort, uns von unserm Handelsfreunde zu beurlauben; denn nun, wo unsere Geschäfte zu Ende, gedenken wir noch heute die Heimreise anzutreten.

Es ist mir leid, werthe Herren, daß wir so schnell scheiden müssen; doch hoffe ich, wir werden uns bald wiedersehen.

Gewieß, über's Jahr, Herr Graf, fiel Ambrosio ein; da Sie unsern Antrag nicht annahmen.

Oder auch früher, edle Herren, entgegnete Thurze; denn so gut Sie mir die Ehre geben, mich im Vaterlande, auf meinem Stammschlosse zu besuchen, kann ich Venedigs Gastfreiheit in Anspruch nehmen.

Antonio biß sich in die Lippen und warf einen mißtrauischen, forschenden Blick auf den Grafen; der Kaufherr aber sagte freundlich:

Und dann werden Sie gewiß Ihren Handelsfreunden in San Marco ein lieber, willkommener Gast sein. Ja, Ungarn ist schön, aber Italien herrlich; ist Ungarn dem Vorhofe eines irdischen Paradieses vergleichbar, so ist Italien das Paradies selbst. Dieser ewig klare, ewig heitere Himmel, die laue, duftgeschwängerte Luft, die Orangenhaine, die Myrthenwälder, und dann erst das weite unendliche Meer, und mitten daraus emportauchend, wie eine Wunderstadt, Venetia, diese Königin des Meeres! — Graf, mein Pallast steht zu Ihrer Verfügung, ich werde es mir zur Ehre schätzen, Ihnen die Gastfreundschaft wett zu machen, die ich auf Ihrem Schlosse schon so oft genossen; bin ich auch schon seit Jahren Witwer, so sollen Sie sich doch weder über Mangel an Bequemlichkeit noch über Langweile beklagen dürfen!

Ein Strahl von Freude schoß über das Gesicht des Grafen, er faßte die Hand des Kaufherrn und schüttelte sie freundlich.

Sie sind ein warmer Vertheidiger Ihres Landes, Vendere, und Ihre Beschreibung eine ächt dichterische, eine so schöne, daß sie mich in dem gefaßten Entschlusse bestätigt, mit kommendem Frühjahre meine Reise anzutreten. Venedig nennt man die schönste Stadt der Welt; aber wenn sie tausend Wunder hätte, Eines weiß ich doch, das alle übrigen überträfe; es ist Beatrice!

Und zugleich reichte er dem Kaufherrn die Kapsel, welche dieser erstaunt und freudig empfing.

Sie sehen, wir Ungarn sind redliche Finder; ich gebe Ihnen dies reizende Bild zurück, obgleich ich in der größten Versuchung war, es zu behalten.

Es ist das Portrait meiner Tochter.

Sagen Sie eines Engels.

Der geschmeichelte Vater verbeugte sich; Antonio aber, dem diese Wendung des Gespräches nicht gefiel, unterbrach es, indem er ihre nahe Abreise vorschützend, sich empfahl. Der Graf schüttelte den Beiden die Hand, und erinnerte den Kaufherrn an sein gegebenes Versprechen; zu Antonio aber sagte er mit einem Tone, der fast wie Hohn klang:

Sie sind sehr wortkarg, Signor Seleno, und fast scheint es mir, als billigten Sie den Entschluß, meinen Handelsfreunden einen Besuch zu machen, nicht; sollten Sie vielleicht in dieser Hinsicht geheime Aufträge haben?

Venedigs hoher Rath wird einen Handelsfreund, der mit Venedigs Staatsschätzen Geschäfte macht, gewiß gastfreundlich empfangen; jeder thätige Mann ist uns willkommen, San Marco haßt nur Müßige und Neugierige!

Er betonte dies Wort so, daß es dem Grafen auffallen mußte und ihm die Röthe in's Gesicht trieb; dann verbeugte er sich nochmals und verließ mit Ambrosio den Pallast. Schweigend gingen sie neben einander nach ihrer Herberge; dort angekommen, warf Antonio Baret und Degen ab, und sich in einen Stuhl.

Gospetto, jetzt haben wir die Bescheerung! rief er ärgerlich, und warf einen Zornesblick auf seinen Gefährten; ich wußte es ja, der Ungar traut uns nicht, und geht mit einem Plane um, welcher der durchlauchtigsten Republik einen Strich durch ihre Rechnung machen kann.

Digitized by Google

Laßt ihn kommen, Antonio; er erfährt doch nichts!

Aber daran seid Ihr Schuld, Ambrosio, fuhr Selene im Redefluße fort; wer hieß Euch den Narren in seinem Entschluße noch bestärken, wer hieß Euch eine Beschreibung von Italien machen, daß so einem Nordländer ordentlich heiß werden muß, wenn er an sein Bärenland denkt und den Winter vor den Augen hat.

Ich denke, es ist die Sache jedes guten Bürgers, daß er sein Land liebt und vertheidigt.

San Marco wird es Euch wenig Dank wissen, daß Ihr uns den Thurzo mit auf den Hals gesetzt, und ihm zum Ueberflusse noch Euren Pallast angetragen, wo er sich am Ende so wohl befindet, daß wir ihn gar nicht mehr loskriegen; in einer Herberge wäre das ganz etwas Anderes gewesen! Und dann der verdammte Streich mit dem Medaillon, mit dem Bilde Eurer Tochter; daß Ihr es auch so unvorsichtig verlieren mußtet. Er ist ganz Feuer und Flamme; ich sage Euch, die Rose von Venedig, wie unsere Dichter Beatrice wegen ihrer seltenen Schönheit nennen, hat den größten Antheil an dem Plane, nach den Lagunenstadt zu reisen! —

Ambrosio starrte den Sprechenden mit offenem Munde an; so ein ausgezeichnetes kaufmännisches Rechentalent er besaß, so wenig verstand er sich auf die gewöhnlichen Berechnungen des Lebens.

Was fällt Euch ein, Antonio?

O ich sehe weiter! Er wird kommen, wird sich in Beatrice verlieben und das Unglück ist fertig; Ihr könnt dann sehen, wie Ihr mit ihm und der durchlauchtigsten Republik fertig werdet. Ihr kennt das Gesetz, welches jeder reichen Erbin verbietet, einen Ausländer zu heirathen, ja sich überhaupt ohne Bewilligung des Zehnerraths zu vermälen; Ihr wißt, wie geneigt mir der Doge, und daß eine Heirath zwischen meinem Neffen Franzesco und Eurer Tochter beschlossen ist.

Kein Wort weiß ich davon, werther Signor, und ich dächte doch, man müßte mich und mein Kind auch ein Wenig fragen!

Wozu? Oder sollte Euch mein Neffe nicht gefallen? fragte Antonio mit tückischem Blicke. Bedenkt meine Stellung beim Dogen, beim hohen Rathe, und daß ein mächtiger Feind viel vermag in Venedig; Eure Einladung an den Ungar zur rechten Zeit vorgebracht, könnte gute Wirkung thun, es wäre leicht, Euch eines Einverständnisses mit einem Feinde der Republik — und das ist jenen Thurzo, weil er ein Staatsgeheimniß ausforschen, und das Interesse San Marco's beeinträchtigen will — zu ziehen und zu überweisen; eine Bekanntschaft mit den Bleidächern aber und eine langwierige Untersuchung dächte ich, wäre eben keine gar angenehme Sache! —

Ambrosio erblaßte, denn er kannte die Strenge und das Mißtrauen des Rathes; er wußte, daß es oft nur einer kleinen, scheinbaren Anklage bedurfte, um einen reichen Mann in's Gefängniß, sein Vermögen zur Konfiskation zu bringen.

Nun, Ihr seid verdammt heftig; habe ich denn schon nein gesagt? Die Zeit bringt Rosen und Euer Neffe Franzesco ist ein ganz netter Junge! —

III.

Der Winter war dem ungeduldigen Grafen, den ein doppeltes Interesse nach Venedig zog, viel zu langsam vergangen; er hatte seinen Plan gemacht und bedeutende Summen dazu bestimmt, ihn zu realisiren. Bei den Träumen der Zukunft spielte Beatricens Bild eine bedeutende Rolle, er dachte es sich so schön, so herrlich, wenn er sie heimführen könnte als sein geliebtes Weib, die Blume des Südens nach seinem schönen Vaterlande, anderer Seits aber dachte er nicht ohne Angst, nicht ohne Sorge an die Ausführung seiner höheren Plane. Er wußte es, wie eifersüchtig die Republik über ihre Vortheile wachte, wie streng, ja wie grausam sie gegen jene verfuhr, welche sie beeinträchtigen wollten, wie leicht es sei, einen Fremden in Venedig verschwinden zu lassen; um sich daher so sicher als möglich zu stellen, beschloß er mit großem Gefolge und all' der Pracht aufzutreten, welche einem ungarischen Magnaten zukomme. Er nahm eine zahlreiche Dienerschaft auf, ließ sie prächtig kleiden, übertrug seinem treuen, erprobten Pawel das Amt eines Reisemarschalls und Haushofmeisters, und versah sich mit bedeutenden Summen; er wollte die Rolle eines reichen, jungen Verschwenders spielen, wohl wissend, daß man denjenigen am ersten für unschädlich halte, der für nichts anderes Sinn hat, als für Vergnügungen und materielle Genüsse.

Der Frühling kam mit seinen Blüthen und Nachtigallen; Georg von Thurzo trat seine Reise an und traf gegen Ende Mai in Venedig ein, wo er die Gastfreundschaft des Handelsherrn in Anspruch nahm und einen Flügel seines Pallastes bezog, den er mit fürstlicher Pracht einrichten ließ. So großartig das Leben und Treiben zu jener Zeit in Venedig war, wo San Marco noch als mächtige Republik ihre Flaggen in alle Meere sandte und die mächtigsten Staaten Friedens- und Handelsbündnisse mit der Königin des adriatischen Meeres schlossen, so fiel doch die Anwesenheit des Ungars und dessen Verschwendung bald auf und bildete den Gegenstand des Gespräches in den Palläsien der Adeligen, wie in den Kaufläden des Rialto und in den untersten Schänken. Thurzo hatte sich dem Dogen, er hatte sich den Mitgliedern des Rathes und der Signoria vorstellen lassen und war als Handelsfreund gastlich und zuvorkommend aufgenommen worden, wenn auch ein geheimes Mißtrauen hinter dieser Maske der Freundlichkeit schlummerte; denn Antonio hatte gleich nach seiner Zurückkunft seine Befürchtungen dem Rathe der Zehn, der ihn zum Begleiter und Aufseher des Kaufherrn bestimmt, mitgetheilt, um sich für jeden Fall den Rücken zu decken. Darum war auch Antonio Selene dem Ungar als Ehrenkavalier zugetheilt worden, mit dem geheimen Auftrage, ihn genau zu beobachten und tägliche Berichte an den Rath abzustatten; ein Geschäft, das er eifrig betrieb, denn er haßte Thurzo als muthmaßlichen Nebenbuhler seines Neffen bei Beatricen.

Graf Thurzo gab Gastmahle, Feste, er veranstaltete Lustfahrten und versammelte bald alle jungen Adelige und Patrizier um sich; aber nicht minder schien er sich auch um Künstler, Gelehrte und Dichter zu bekümmern, er besuchte ihre Ateliers, er zog sie zu seiner Tafel, lud sie zu seinen Festen, zeichnete sie auf alle Weise aus und beschenkte sie reichlich. Ganz Venedig sprach von dem ungarischen Krösus, und wo er sich sehen ließ, versammelte sich das Volk um ihn und bewunderte theils seine reiche malerische Kleidung, theils flüsterte es sich geheimnißvolle Erzählungen über den Fremden zu; Antonio selbst wurde bei diesem Jagen nach Genüssen, betäubenden Unterhaltungen und Orgien, an ihm irre und meinte, er habe sich denn doch getäuscht, wenn er dem jungen verschwenderischen Lebemann ernstere Pläne zugetraut. Aber Thurzo verfolgte seinen Plan konsequent, er war ein Brutus unter eleganteren Formen.

Kaufherr Antonio hatte ihn, wenige Tage nach seiner Ankunft, seiner Tochter vorgestellt; Georg fühlte sein Herz hörbar klopfen, als er seinem Ideale gegenübertreten sollte, er war verwirrt, beklommen, und er, der gewandte Mann, fand kaum ein Paar alltägliche Worte; ein Blick in dies Engelsgesicht und er überzeugte sich, wie weit auch die höchste Kunst gegen die Natur zurück stehen muß. Beatrice war nicht weniger verlegen dem schönen jungen Manne in der reichen Ungartracht gegenüber, sie fühlte es, welchen Eindruck sie auf ihn gemacht habe, sie ahnte es, wie theuer sie seinem Herzen sei. Frauen haben ja in dieser Beziehung einen eigenen, angebornen Takt, ein Ahnungsvermögen des Herzens, zu errathen, wo sie geliebt werden, auch wenn noch kein Wort, kein Blick gewechselt worden. Ein geheimes, sympathetisches Gefühl zieht das Herz zum Herzen, wie das Eisen zum Magnet.

Thurzo bewarb sich von dem Augenblicke an um die Gunst der holden Rose von Venedig, er suchte und benützte jede Gelegenheit, ihr seine Huldigung darzubringen, sie auszuzeichnen vor allen übrigen Damen. Beatrice war in einem Kloster erzogen worden, und erst seit kurzer Zeit in das Vaterhaus zurückgekehrt, sie hatte noch nie geliebt, — war es ein Wunder, daß der reiche, schöne, gebildete Graf einen tiefen Eindruck auf sie machte, einen Eindruck, den sie bald nicht mehr länger seinen Blicken entziehen konnte? Thurzo schwamm in einem Meere von Seligkeit; was konnte seinem Glücke im Wege stehen, wenn Beatrice ihn liebte; mußte nicht der Kaufherr stolz sein auf eine Verbindung mit einer der ältesten und reichsten Familien Un-

Digitized by Google

garns, mit einem Manne, dem in seinem Vaterlande die höchsten Ehrenstellen offen standen? — Er beschloß nur den günstigen Augenblick abzuwarten, um ihr seine Liebe zu gestehen und wenn er das entzückende Geständniß der Gegenliebe von ihren Lippen erhalten, bei ihrem Vater um ihre Hand zu werben, sie seine Braut zu nennen.

Aber nicht minder ernst verfolgte er seinen Plan; unter den Gelehrten, welche er in seine Gesellschaft gezogen, befand sich auch Barbarigo, der Direktor der Münze, der im Rufe ausgezeichneter alchemistischer Kenntnisse stand. Der Stein der Weisen, die Kunst Gold zu machen, Märchen, welche Jahrhunderte fortlebten in der Gelehrtenwelt, wie im Munde des Pöbels, deren Verwirklichung Kaiser und Könige, die tüchtigsten Köpfe aller Zeiten und Nationen beschäftigte und Haufen Goldes verschlungen hatte, ohne zu irgend einem günstigen Resultate zu führen, wenn auch die Versuche in anderer Beziehung Wissenschaft und Chemie um manche Erfahrung, manche Entdeckung bereicherten, gab dem Grafen Gelegenheit, öfters mit Barbarigo ein gelehrtes Gespräch anzuknüpfen. Er gab vor, ein leidenschaftlicher Verehrer der Alchemie zu sein und beweg den Gelehrten, ihm in dieser Wissenschaft einigen Unterricht zu ertheilen; er ließ eine Hinterstube zu diesem Zwecke herrichten und brachte nicht selten halbe Tage, oft auch ganze Nächte darin mit dem Italiener zu. Immer näher rückte er seinem Ziele; denn der Alte, so finster und menschenscheu er sonst war, fühlte sich von dem jungen, lernbegierigen Schüler angezogen, der das Geld willig und reichlich zu den nutzlosesten Versuchen hergab und sich durch keinen ungünstigen Erfolg abschrecken oder entmuthigen ließ.

Eines Abends, als sie im Laboratorium, das abgeschlossen war, und dessen Thüre noch überdieß der treue Pawel bewachte, so lange sie arbeiteten, beisammen saßen, äußerte Georg unbefangen Einiges über den Gegenstand, den er zu wissen wünschte; der Alte schaute ihn ernst und mißtrauisch an und wandte sich ab, ohne ihm eine Antwort zu geben. Thurzo, der einsah, daß es ein Mal zu etwas Entscheidenden kommen müßte, wollte er Zeit und Geld nicht unnöthig versplittert haben, wiederholte seine Frage, worauf der Italiener ausweichend zu antworten versuchte.

Wissen Sie, Graf, nun was Sie mich fragen, und was der Lohn ist, wenn ich Ihnen aufrichtig antworte?

Bestimmen Sie ihn selbst.

Der Tod, fuhr der Alte mit dumpfer Stimme fort, wenn sie auch nur die leiseste Ahnung bekommen, daß ich geplaudert habe.

Sind wir nicht allein; wer sollte Sie verrathen?

Ein unbesonnenes Wort von Ihnen; übrigens, Herr Graf, ist es ein Staatsgeheimniß.

Wir wollen uns verständigen, Barbarigo, sagte Georg nach einer Pause, indem er dem Alten die Hand auf die Schultern legte; Ihr Geheimniß trägt Gold, man muß es mit Golde aufwiegen. Ich gebe Ihnen 100,000 Goldgulden, ich sichere Ihnen in meinem Vaterlande eine weit ehrenvollere, eine weit einträglichere Stellung, den Adel und die Gnade meines Königs zu, wenn sie mir das für Ungarn unschätzbare Geheimniß mittheilen und Ihrer eigenen Sicherheit willen mit mir nach meinem Vaterlande fliehen.

O Versucher! seufzte der Alte, dessen Ehrgeiz und Habsucht mächtig angeregt worden war; es klingt so lockend — aber —

Georg blieb nicht stehen, er sah den Alten wanken und drang in ihn mit seiner ganzen Ueberredungskunst, seinen Vorschlag anzunehmen; Barbarigo kämpfte lange, er unterlag.

Jetzt nicht, Graf, sagte er nach einer langen Pause der Ueberlegung und des inneren Kampfes; die Zeit drängt und ich muß fort. Morgen beginnen die Arbeiten in der Münze und ich werde unsere Insel einen Monat lang nicht verlassen; nach dieser Frist komme ich hieher, sie stellen mir die nöthigen Dokumente über Ihr Versprechen aus und erfahren mein Geheimniß. Aber auch dann fort von hier, wo der Boden unter unseren Füßen wankt, als stünden wir auf einem Krater.

Und können Sie mich nicht, sei es, unter welcher Verkleidung immer, mitnehmen, jetzt mitnehmen in die Münze und mich bei Ihrer Arbeit zusehen lassen?

Mitnehmen, wohl; aber wir Beide würden nicht mehr lebend die Insel verlassen. Gott befohlen; in einem Monate sehen wir uns wieder und dann —

Erfahre ich Ihr Geheimniß; bei ihrem Eide?

Ich schwöre es Ihnen! — — —

Georg jubelte, denn er glaubte sich am Ziele, die höchsten Wünsche seines Lebens schienen der Erfüllung so nahe; nur Beatricens Jawort, die Einwilligung ihres Vaters fehlte noch.

So ist der Mensch leichtgläubig und baut Kartenhäuser, welche der leiseste Windstoß umbläßt, während er Gebäude für die Ewigkeit aufgethürmt zu haben wähnt; er geht auf einem tiefen, unergründlichen Meere, das mit Graswuchs überzogen ist, er streckt jubelnd seine Hand nach einer bunten Wasserblume aus und versinkt. Das Menschenherz ist eine Aeolsharfe, welcher der leiseste Lufthauch Töne entlockt, wie der wüthendste Sturm; seine Hoffnung ist sein inneres Leben, das am Rande des Grabes noch pulsirt, und wenn es hier auf Erden keine Nahrung mehr findet, gläubig den Blick nach dem blauen, unendlichen Himmel richtet!

Thurzo glaubte jedes Mißtrauen eingeschläfert zu haben, er glaubte sich sicher; aber zwei böse Engel standen ihm zur Seite, und bewachten ihn mit Argusaugen; den Einen stachelte Eigennutz und der angeborene Trieb zu schaden, den Andern Eifersucht, beide furchtbare Dämonen in der Menschenbrust.

Franzesco hatte sich vergebens um Beatricens Gunst beworben, sie blieb kalt und gleichgiltig gegen ihn, denn ein anderes geliebtes Bild thronte in ihrem Herzen, wie ein Heiligenbild auf dem Altare eines Gotteshauses; er wüthete, denn wenn er auch Beatrice nicht mit der wahren, ächten, heiligen Begeisterung der Liebe verehrte, so stachelten ihn Sinneslust und Eigennutz gleich mächtig auf, die reiche Erbin zu besitzen. Er beobachtete Thurzo und Beatrice scharf, und nicht lange konnte es ihm verborgen bleiben, daß sie sich liebten; nun warf er sich seinem Oheime in die Arme und beschwor ihn, nicht länger zu säumen, um die nöthigen Schritte zu thun, sollte nicht Alles verloren sein.

Beruhige dich, sagte Antonio kalt, und betrachte Beatrice immerhin als deine Braut; ich habe das Wort des Dogen. Diese Verbindung ist der Lohn für den größten Dienst, den ich Venedig leiste; wenige Tage noch und jener Ungar ist uns unschädlich für immer! Er glaubt uns zu täuschen und zappelt schon in unserem Netze, wir die Makrelle in dem des Fischers; Geduld Franzesco, unsere Rache wird vollständig sein, wie unser Triumph!

Franzesco drang in den Oheim, ihm diese geheimnißvollen Worte aufzuklären; der aber schüttelte verneinend den Kopf.

Wache du über deine Braut und suche jede heimliche Unterredung mit dem Ungar zu hintertreiben, das ist deine Sache; ich stehe auf meinem Posten, und Antonio Seleno soll ewig ein Schuft heißen, wenn ich nicht das Wild in das Garn bekomme. In acht Tagen ist Alles entschieden, und dann je eher, desto besser Hochzeit gemacht! —

IV.

Beatrice, mein Engel, mein süßes Leben! rief Georg begeistert und zog Beatrices Hand an seine Lippen; wie glücklich macht mich das Geständniß deiner Gegenliebe! Also darf ich bei dem Vater anhalten um deine Hand und willst du mir folgen in meine Heimat?

Verschämt barg die Jungfrau ihr glühendes Gesicht am Busen des Geliebten und lispelte ein Ja.

Gott sieht in mein Herz und weiß, wie heiß, wie wahr ich dich liebe; bei seinem ewigen Throne schwöre ich dir, nie und nimmer zu lassen von dir, dich nie zu vergessen; und sollten uns Länder und Meere trennen, mein Herz bleibt bei dir, es gehört dir! Schwörst auch du, Geliebte, mir ewig treu zu bleiben, keinem Andern angehören zu wollen; auch wenn uns das Schicksal trennte?

Ich schwöre es dir, Georg, rief das Mädchen, das Auge auf den Liebling ihrer Seele gerichtet; mein Herz gehört ganz und ungetheilt dir. Nie, nie will ich den Schwur vergessen, so mir Gott helfe in der Todesstunde!

Digitized by Google

Meine Geliebte, meine Braut! Nicht vermiſſen ſollſt du die Pracht, den Reichthum deines Vaterhauſes in meiner Heimat, auf der Burg meiner Väter; die Thurzene ſind reich und hochangeſehen im Ungarlande, ihre Ahnen reichen bis hinauf zu den ſieben Führern Arpads, und ihre Abkömmlinge ſtanden ſtets dem Throne ihrer heimiſchen Könige nahe. Hoch ſtehen ſollſt du und gefeiert im Ungarlande, als Georg den Thurzos Gattin, und Stammmutter eines Geſchlechtes werden, deſſen Zweige noch in die fernſten Zeiten reichen werden! —

Ein langer heißer Kuß beſiegelte den Bund, den ihre Herzen in dieſer Minute geſchloſſen für die Ewigkeit; verſchämt riß ſich Beatrice aus Georgs Umarmung und kehrte in den Saal zurück, wo die erſten Töne eines neuen Tanzes erklangen. Georg von Thurzo blieb ſitzen und ſah der Flüchtigen mit trunkenen Blicken nach; da nahte ſich ihm ein Mann in ſchwarzen, griſſenen Sammt gekleidet, eine goldene, ſchwere Ehrenkette, an der eine Schaumünze hing, um den Hals tragend.

Ich ſuchte Sie, Graf, ſagte Barbarigo; und lieb iſt es mir, daß ich Sie hier allein finde; ich habe Ihren Antrag noch ein Mal überlegt, ich halte mein Wort.

Wann? fragte Thurzo und faßte ſeine Hand.

Von heute in drei Tagen um Mitternacht in Ihrem Laboratorium; aber dann auch keine Stunde mehr länger in Venedig, denn meine Ahnung ſagt mir, daß uns Unglück bedrohe. Laſſen Sie Alles packen, ſeien Sie bereit, mit dem Morgengrauen abzuſegeln, wenn mein Geheimniß in ihrem Beſitze iſt; dies iſt meine Bedingung!

In drei Tagen ſchon? Wohlan, bis dahin muß ſich viel, Alles entſchieden haben; Venedig, ich will dir zwei Schätze rauben, die dir unerſetzlich ſind: dein Geheimniß und die Roſe von San Marco! Jetzt zur Geſellſchaft, daß man keinen Argwohn ſchöpfe! —

Georg nahm den Arm des Gelehrten und Beide gingen in den Saal zurück.

Der Ort, wo die Unterredung mit Beatrice, das Geſpräch mit Barbarigo Statt gefunden, war ein kleines Kabinet am Ende einer Zimmerreihe, die es vom Saale trennte; es war von einer Ampel matt erhellt und die Rückwand bildeten hohe Oleander- und Orangenbäume in großen Kübeln, und blühende Gewächſe; ſie verbargen eine kleine Tapetenthür, welche auf einen Korridor führte. Franzesco hatte geſehen, wie Beatrice am Arme Georg's dem Kabinete zuſchritt, er wollte ſie belauſchen, und die geheime Thür kennend, trat er vom Korridor aus in das Gemach, wo ihn das Gebüſch den Blicken der Sprechenden verbarg. Kaum hatten dieſe das Kabinett verlaſſen, ſo trat er aus ſeinem Verſtecke, bleich, zitternd vor Wuth und Aufregung. Seine Lippe blutete, ſo hatte er ſie zwiſchen die Zähne geklemmt, um nicht aufzuſchreien, ſein Auge ſchleuderte Blitze, ſeine Fäuſte waren geballt und ein krampfhaftes Lachen rang ſich aus ſeiner keuchenden Bruſt.

Alſo ſo weit ſchon, ihr Täubchen, die ihr die Nähe des Geiers nicht geahnt, der euch zerreißen wird; dahin wäre es gekommen, Dank ſei dem Zaudern meines Ohms! Sie liebt ihn, er will um ihre Hand werben; und ich? — Nein, es ſoll, es darf nicht ſein; ſie iſt zu ſchön, ſie iſt zu reich, um ſie dem Ausländer zu gönnen! noch in der Minute gehe ich zu meinem Oheim, ich theile ihm alles mit, was hier vorgefallen und er muß handeln, oder ich will es ſelbſt. Ein Zettel in den Löwenrachen am Degenpallaſte geworfen, verfehlt ſeine Wirkung nie, eine heimliche Anklage!

Er entfernte ſich mit raſchen Schritten.

Der Kaufherr Antonio Vendere hatte ſeinem Gaſte zu Ehren ein Feſt gegeben, welches die Blüthe Venedigs vereinigte, und dieſe Gelegenheit beſchloß Georg von Thurzo zu benützen, um ſeiner Liebe Worte zu leihen; er war Beatricens Tänzer, er ſuchte ihr alle mögliche Aufmerkſamkeit zu erweiſen und bot ihr den Arm, als ſie über Hitze im Tanzſaale klagte, um ſie in ein Nebengemach zu führen. Wie ſie in das Kabinet kamen, ſie wußten es ſelbſt nicht; hier waren ſie allein, ungeſehen, unbelauſcht, hier warf er ſich ihr zu Füßen und geſtand ihr ſeine namenloſe Liebe.

Beatrice erſchrack über den leidenſchaftlichen Ausbruch des Gefühles, ſie wollte fliehen, Georg hielt ſie zurück; er bat, er beſchwor ſie um eine Antwort. Konnte ſie widerſtehen, konnte ſie ihren Lippen Schweigen gebieten, wo ihr Herz ſo laut klopfte, ihr Auge ſprach? —

Am andern Morgen erſchien Georg von Thurzo bei dem Kaufherrn, der eben auf ſeiner Schreibſtube hinter ſeinen Büchern ſaß und verwundert über den unerwarteten Beſuch ſeines Gaſtfreundes ſchien, den er während ſeines Aufenthaltes in Venedig wirklich liebgewonnen.

Einen Augenblick Gehör, Signor, ſagte Georg vor den Greis tretend, in wichtiger Angelegenheit; die Zeit drängt, meine Abreiſe von hier liegt nicht mehr ferne und ich muß Gewißheit haben. Ich liebe Ihre Tochter, ſie theilt dies Gefühl, und als Ehrenmann trete ich vor den Vater und halte um ihre Hand an.

Der Kaufherr war eben ſo erſchrocken, als erſtaunt über eine Leidenſchaft, welche er nicht im Traume vermuthet hatte; er ſtarrte den Sprechenden ſchweigend an. Georg geſtand ihm, wie ihn der Anblick des Bildes ſchon bezaubert habe und wie er Beatrice geliebt, ſeit dem Augenblicke, wo er ſie geſehen; er erzählte ihm freimüthig, was zwiſchen ihnen vorgefallen und wie ſie ſich gegenſeitig ewige Treue geſchworen; er bat ihn, ſie nicht unglücklich zu machen, einen Bund zu ſegnen, der im Himmel ſelber beſchloſſen werden zu ſein ſchiene. Dem Kaufherrn ſtand der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirne, er wußte, welche faſt unüberſteigliche Hinderniſſe ſich dieſer Verbindung entgegen ſtellten, er wußte, welche Anſprüche Selene's Neffe auf Beatricen's Hand machte, die ſelbſt vom Degen unterſtützt wurden; anderer Seits liebte er ſeine Tochter, ſein einziges Kind unausſprechlich, er hatte ihr nie etwas abſchlagen können und die Verbindung mit einem ſo alten, adeligen und begüterten Geſchlechte ſchmeichelte ſeiner Eitelkeit.

Herr Graf, ſagte er nach einer Pauſe verwirrt, indem er ſich den Schweiß von der Stirne wiſchte; Ihr Antrag ehrt, aber er überraſcht mich. Leider kann ich ſelbſt nichts entſcheiden, ein altes Geſetz verbietet einer reichen Erbin, ſich mit einem Ausländer zu vermälen. Nur der Doge, nur der Rath der Zehn kann die Erlaubniß zu einer ſolchen Verbindung ertheilen.

Signor Antonio, Sie ſind Beatricens Vater —

Der unter dem Geſetze ſteht, wie jeder andere Bürger der Republik.

O die wird unſere Liebe nie billigen, jener Krämerſenat es nie zugeben, daß ihre Reichthümer aus Venedig kommen.

Ich fürchte es ſelbſt, Herr Graf; leicht könnte der erlauchte Doge bereits andere Verfügungen über Beatricens Hand getroffen haben.

So hängt das Lebens- und Liebesglück zweier Menſchen an einer Sultanslaune Eures Dogen? Schmach dir, Venedig, wo man um Menſchenſeelen mäkelt! Nein, Vater Antonio, ziehen Sie Ihre Stirne nicht kraus; Sie lieben Ihr Kind, Sie können es nicht unglücklich machen! Fragen Sie Ihre Tochter ſelbſt und ſie wird Ihnen ſagen, daß nur der Tod ihren Eid löſt, wird Ihnen ſagen, daß ſie nie einem andern Manne die Hand reicht. Wollen Sie Ihr Kind morden?

O meine arme Beatrice, jammerte Antonio; Herr Graf, warum haben Sie mir das gethan?

Keine Verwürfe, Signor, über das Unvermeidliche, Unabänderliche! Können wir dafür, daß wir uns fanden, daß unſere Herzen einander entgegen ſchlugen und die ewige Macht über den Sternen unſere Bahn beſtimmt? Kämpfen Sie nicht gegen einen höhern Willen an.

Wie gerne wollte ich mein Kind glücklich machen, aber darf ich? Venedigs Geſetze ſind ſtreng, noch am Traualtare würde man Sie trennen.

Ich kenne Venedigs Geſetze nicht; ſind ſie aber ſo ungerecht, ſo tyranniſch, dann heißt es ihnen Liſt und Verſtellung entgegen ſetzen. Willigen Sie, Vater, in unſere Verbindung, geben Sie Ihrer Tochter Ihren Segen; dann ſoll uns ein Prieſter hier in Ihrem Hauſe heimlich trauen. Iſt Beatrice erſt meine Gattin geworden, ſo kann uns

Digitized by Google

keine Ordensmacht mehr trennen, das heilige Band lösen, das der Priester gesegnet hat. Wir verlassen Venedig und fliehen nach Ungarn.

Der Alte wankte.

Ich will es überlegen, Herr Graf, heute Abends erhalten Sie den Bescheid! —

V.

Thurzo stand am Ziele.

Antonio hatte den Bitten seiner Tochter nachgegeben, er hatte in ihre heimliche Verbindung, in ihre Flucht aus der Lagunenstadt gewilligt, wo ihnen in jedem Falle Gefahr drohte; Georg entheilte seinem treuen Pawel den Auftrag, alles Nöthige zur Reise bereit zu halten, er sollte der Traurigen seines Herrn sein und ihn dann begleiten; ein dalmatinischer Felukkenkapitän war bestochen worden und hatte schon am Abende den Hafen verlassen, in der Entfernung auf dem Meere kreuzend, um die Flüchtlinge, welche in einem Boote, um kein Aufsehen zu erregen, Venedig verlassen sollten, aufzunehmen.

In seinem Laboratorium saß der Graf und wartete auf Barbarige, der später erschien und von Pawel eingeführt wurde.

Wir haben Eile, sagte der Graf; denn Beatrice wartet auf den Brautigam und ehe der Morgen graut, müssen wir Venedig im Rücken haben.

Ich bin bereit, Herr Graf, einen Eid zu leisten, Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen; doch meine Bedingungen —

Enthält dies Kästchen bereits erfüllt! entgegnete Thurzo, indem er ihm ein kleines Kästchen von Ebenholz mit silbernem Beschläge übergab, das Barbarige aufschloß und den Inhalt sorgsam prüfte. Es enthielt 10000 Goldgulden in Baarem, den Rest der beripro chenen Summe in einer Verschreibung, nebst einem königlichen Dekrete, das ihn zum Direktor der Feilspähne Münzen und Bergwerke, zum Edelmanne ernannte, und die Schenkungsurkunde eines Gutes im Szalader Komitat. Barbarige schien vollkommen zufrieden, ein freundliches Lächeln glitt über seine Züge und sein Auge funkelte.

Wohlan, begann er, so will ich Ihnen denn das für Ungarn unschätzbare Geheimniß enthüllen; es besteht —

Schwere Tritte tönten auf dem Korridor, denen der Ruf: Öffnet im Namen der Republik! folgte; Pawel wollte sich für seinen Herrn opfernd, zur Wehre setzen; aber der Beamte ließ ihn entwaffnen und klopfte an die verschlossene Thür. Barbarige war bleich geworden, er zitterte und drehte unmuthig, selbst Georg verlor seine Fassung. Der Ruf wiederholte sich und ungeduldige Schläge an die Thür zeigten ihm noch mehr Nachdruck.

Öffnen Sie, um des Himmels Willen, Graf! flüsterte Barbarigo, indem er das Kästchen, dessen Inhalt ihn verrathen, überwiesen konnte, schnell unter einen Haufen Retorten, Tiegeln und Lappen schob, die in einer Ecke aufgehäuft lagen, seinen Degen abwarf, ein lederues Schurzfell vornahm und sich mit den Schmelztiegeln zu schaffen machte, als wäre er eben in alchemistischen Arbeiten begriffen. Öffnen Sie jetzt, fuhr er fort; wir sind in alchemistischen Untersuchungen begriffen, hören Sie; vielleicht geht die Gefahr so an und vorüber!

Der Graf trat zur Thür, die er aufschloß, indem er sagte:

Wer stört uns noch so spät und wo wir eben in wichtigen Untersuchungen begriffen, zu denen die Konstellation der heutigen Nacht absonderlich günstig ist.

Antonio Steine, an der Spitze einer Abtheilung Sbirren, trat in's Gemach; auf seinem Gesichte lag der Ausdruck von Hohn und Schadenfreude.

Mir ist Leid, Herr Graf, Sie zu stören, aber ich komme im Auftrage des hohen Rathes der Zehn, sie sind unsere Gefangenen, meine Herren!

Wer wagt es, brauste Thurzo auf, indem er einen Schritt zurück trat und nach der Seite griff, wo er sonst seine Waffe trug; wer wagt es, Hand an einen ungarischen Magnaten zu legen, den nicht einmal sein König verhaften lassen darf der gepflogener Untersuchung und gefällten Urtheile; er wäre denn ein Hochverräther oder gemeiner Mörder!

Die Republik, Herr Graf, deren Gast Sie sind; Sie haben das Gastrecht verletzt und jede Schonung wäre Thorheit! Übrigens werden Sie mit aller Auszeichnung behandelt werden, die man Ihrem Stande schuldet, und sei sein, ehe noch der Morgen tagt, mein ritterliches Wort zum Pfande; fügen Sie sich in das Unvermeidliche, Sie sehen, wir bilden die Übergahl.

Gut denn, ich folge Ihnen, sagte Georg entschlossen, aber morgen will ich sehen, ob Gerechtigkeit in Venedig; ich fordere Genugthuung.

Sie sollen noch früher venetianische Gerechtigkeit kennen lernen! Binden den da! setze er, auf Barbarige zeigend, hinzu.

Der Alte taumelte zurück und lehnte sich kreideblich an die Wand.

Ich bin unschuldig, rief er; was wollt Ihr von mir?

Georg trat vor den Greis mit aller Entschlossenheit; aber Antonio drängte ihn sanft zurück, während ein Paar Sbirren Barbarige, der sich nur schwach vertheidigte, die Hände auf den Rücken banden.

Herr Graf, es ziemt Ihnen nicht, einen Verbrecher zu beschützen, den die Republik greifen läßt!

Die Sbirren schlossen einen Kreis um die Verhafteten; Antonio untersuchte alles im Gemache aufmerksam, er stieß mit dem Schwertknopfe an das Gestell und auf den Boden, um sich zu überzeugen, daß nirgends ein geheimes Behältniß sei. Barbarige war mit den Blicken seiner Bewegung gefolgt, eine wahre Todesangst lag in seinen Zügen ausgedrückt; als aber Antonio zu dem Hansen Gerölle trat, da erpreßte ihm die Furcht einen leisen Schrei; Antonio warf ihm einen triumphirenden Blick zu, indem er rief:

Räumt hier weg, Leute, hier müssen wir finden, was wir suchen! und zu den Alten gewendet setzte er hinzu: Sie haben Ihren Schatz selbst verrathen!

Nicht lange dauerte es, so war das Kästchen in Antonio's Händen; die Wachen verließen mit den Gefangenen das Haus. Unten am Quen hielten zwei Boote, ein großes mit sechs Ruderern, und ein kleines, blos mit einem Ruderer bemannt. Antonio bedeutete, den Grafen, in das große Boot zu treten, wohin er ihm mit den Sbirren folgte; Barbarige wurde in das kleine gebracht, nachdem man ihn früher an den Füßen schwere Fesseln angelegt; nur ein Mann blieb zu seiner Bewachung. Auf einen Wink Antonios legten die Bootsknechte die Ruder ein, gedrücktes und pfeilschnell flogen die Boote den schmalen Kanal hinab und gelangten bald in den Kanal grande, flogen unter der Rialtobrücke durch, vorüber an der Piazetta di San Marco und ruderten hinaus in das Meer. Ruhig, wie ein Spiegel, der sich ausdehnt in's Unermeßliche, lagen die Lagunen der innen, der Mond stand am blauen, wolkenlosen Himmel und goß sein Silberlicht aus über die große Meeresfläche, die ihnen im Rücken lag; das kleine Boot hielt sich Bord an Bord mit dem großen. Ein leiser, kaum hörbarer Pfiff tönte von Antonio's Lippen; da sprangen Sbirre und Ruderer herüber in's große Boot, während Letzterer dem Kahn mit einem kräftigen Fußstoß weit weg trieb. Ein furchtbarer Schrei, wie ihn nur die Todesangst erpreßt, rang sich aus der Brust des Gefesselten los; denn ehe der Sbirre aus dem Boote sprang, hatte er an einem kleinen Knopfe am Rande des Fahrzeuges gedrückt, eine Klappe am Boden war aufgesprungen und das Wasser schoß nun mit Gewalt in dasselbe, das immer tiefer sank, während der an Händen und Füßen Gefesselte sich nicht regen, nichts zu seiner Rettung versuchen konnte und den Tod der Augen sah, dem er verfallen war. Einige Momente trieb der ruderlose Kahn auf dem Wellenspiegel und sank immer tiefer, während das herzzerreißende Geschrei des Ertrinkenden weithin durch die Nacht schallte; dann drehte er sich ein Paar Male im Kreise und versank für immer in die Tiefe des Meeres!

Georg war aufgesprungen, er stierte athemlos nach dem Unglücklichen, er wollte sich in's Meer stürzen um ihn zu retten oder mit ihm zu sterben, seines Verderben er herausfschworen; aber Antonio's kräftige Hand hielt ihn zurück. Kein Wort war während der ganzen Fahrt gewechselt worden, ruhig saßen Sbirren und Ruderer, an solche

Digitized by Google

nächtliche Exekutionen gewohnt, dem Sinken des Kahnes zu, dann wandten sie das Boot und ruderten nach Venedig zurück. Antonio nahm ein schwarzes seidenes Tuch, das ihm einer der Sbirren reichte und sagte leise zu Georg:

Erlauben Sie, Herr Graf, daß ich Ihnen die Augen verbinde, Sie dürfen den Weg nicht sehen, den wir jetzt zurücklegen werden.

Georg stieß seine Hand zurück.

Ich bin kein Feigling, entgegnete er bitter, der dem Tode nicht in's Auge zu sehen wagt; wollt Ihr mich morden, so laßt mich wenigstens als Mann sterben!

Graf, Sie haben mein Ehrenwort, daß Sie weder an Leib und Leben, noch an der Freiheit gefährdet werden sollen; ich habe Sie blos an einen Ort zu bringen, wo man Sie erwartet. Sträuben Sie sich nicht, mir Gehorsam zu leisten; mir wäre leid, wenn ich zum Aeußersten schreiten und Gewalt brauchen müßte!

Ich weiche der Uebermacht! sagte Georg, und ließ sich die Augen verbinden.

Pfeilschnell durchschnitt das Boot die Wellen; Thurzo saß schweigend auf einer Bank und sein Inneres wurde von den mannigfachsten Gefühlen bewegt, er dachte an Beatrice. Bräutlich geschmückt, mit einem Herzen voll Liebe und Sehnsucht erwartete sie ihn, während er in die Gewalt seiner Feinde gegeben, vielleicht rettungslos verloren war. Ein leichter Stoß erschütterte das Boot, es hatte am Quai angelegt, Antonio nahm Georgs Hand und leitete ihn an's Land; einige zwanzig Schritte und man pochte an ein Thor, das geräuschlos geöffnet und hinter den Eintretenden wieder geschlossen wurde. Die Wachen blieben zurück, Antonio führte seinen Gefangenen durch mehrere Gänge, Treppen auf und ab, er öffnete eine Thür und nahm ihm die Binde ab; ein Lichtstrom blendete sein Auge und zwang ihn, es zu schließen, erst nach längerer Zeit war er im Stande wahrzunehmen, was um ihn vorging. Er stand in einem kleinen gewölbten Kabinete, von dessen Decke ein vergoldeter Kronleuchter herab hing, die Wände waren mit rothsammtnen Tapeten bekleidet, der Fußboden mit Teppichen belegt; an einer langen Tafel mit rothem Tuche behangen, auf der ein Kruzifix stand und ein langes Schwert lag neben dem Kästchen, das man im Laboratorium gefunden, saßen auf hohen Lehnstühlen fünf vermummte Männer. Sie trugen weite, faltenreiche, bis an den Boden reichende Gewänder von schwarzer Seide mit einer Kapuze, welche über den Kopf gezogen war, die obere Hälfte des Gesichtes verbargen Sammtmasken; auf einen Wink des Mittelsten, der den Vorsitz zu führen schien, entfernte sich Antonio.

Graf Georg von Thurzo! nahm der Vorsitzende nach einer Pause das Wort; Sie stehen vor Ihren Richtern!

Georg richtete sich hoch auf, er trat stolz und kühn bis an den Rand des Tisches vor und rief:

Ich erkenne kein anderes Gericht als ungarischer Magnat, als das meines Königs und seines Rathes; am allerwenigsten aber verhüllte, vermummte Richter, welche sich scheuen, ihr Gesicht zu zeigen!

Graf Thurzo! fuhr der Vermummte fort, es ziemt Ihnen schlecht, uns zu schmähen; Sie sind in Venedig und die erlauchte Republik, gegen welche Sie als Feind aufgetreten, hat das Recht sie zu richten. Freundlich nahm man Sie hier auf, und Sie bemühten sich hinter ein Staatsgeheimniß zu kommen, das Venedig große Summen einträgt; Sie bestachen einen Diener der Republik, Sie verlockten ihm vom Pfade der Rechtlichkeit, er hat es mit dem Leben gebüßt, wie er es verdiente; Sie wollten, San Marcos Gesetzen zum Trotze, sich heimlich mit der Tochter eines reichen Patriziers vermählen, über deren Hand der Doge und die Signoria allein zu bestimmen haben, wer ist hier im Rechte? Sie waren seit dem ersten Augenblicke beobachtet, als Sie nach Venedig kamen und Dank dieser Vorsicht ist es uns gelungen, Unheil zu verhüten.

Georg schwieg; er fühlte die Wahrheit dieser Worte.

Wir könnten Sie strafen, wir könnten Sie tödten, wir könnten Sie unter die Bleidächer werfen; wer würde nach dem Fremden fragen; aber wir denken zu edel. Sie sind frei, Herr Graf, so wie Sie zu unserer Sicherheit den Eid geleistet, den wir verlangen: nie zu verrathen, was Sie vielleicht trotz unserer Wachsamkeit, trotz unsers Einschreitens, in Betreff des bewußten Geheimnisses von Barbarigo erfahren haben mögen; es nie zu benützen. Wollen Sie schwören?

Ich leiste den Eid, sagte Georg, ohne Bedenken und um so leichter, da ich bei meiner Ehre versichern kann, daß Barbarigo mir noch nichts verrathen!

Er legte drei Finger der rechten Hand auf das Christusbild und sagte die Eidesformel nach.

Noch ein Wort, Herr Graf! fuhr der Vorsitzende fort. San Marco ist eben so strenge, als milde; es muß seine Feinde unschädlich machen. Sie dürfen weder in Ihr Quartier mehr zurück, noch mit irgend Jemandem in Venedig sprechen; Antonio wird Sie auf eine unserer Galeeren bringen, die mit dem Morgengrauen die Anker lichtet. Ihre Leute haben von uns bereits in Ihrem Namen den Befehl erhalten, alles zu packen und an Bord zu bringen, für Ihre Einrichtung zahlt Ihnen der Staatsschatz die Summe, welche Sie Ihnen nach genauen Erhebungen gekostet hat. Auch dieses Kästchen mit Geld und Dokumenten wird Ihnen, bis auf einige, die wir vernichten, zugestellt werden; aber Eines merken Sie sich, Herr Graf! lassen Sie es sich nie mehr gelüsten, Venedigs Gebiet zu betreten, nie mehr, den Zurückkehrenden erwartet der sichere Tod. Daß wir die Macht haben, still und geräuschlos zu strafen, haben Sie selbst ein Beispiel gesehen.

Und Beatrice? hauchte Georg mit der Angst der Verzweiflung; denn er fürchtete für die Geliebte.

Ist todt für Sie, Herr Graf! und wird sich den Bestimmungen fügen, welche der hohe Rath über sie trifft. Doch zu Ihrer Beruhigung, setzte er hinzu, ihr und ihrem Vater soll nichts geschehen, so schuldig sie auch Beide sind; wir haben Sie bewachen lassen, sie wissen nichts von der Entdeckung Ihrer Pläne, sie werden nichts von den Vorgängen dieser Nacht und sollen auch nichts davon erfahren; Ihrer Abreise wird ein Grund unterlegt, den wir für gut finden. Reisen Sie glücklich, Graf, und betreten Sie nie wieder venetianisches Gebiet, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist! —

Er klingelte und Antonio trat ein; auf einen Wink des Vermummten legte er Georg das Tuch wieder um die Augen und führte ihn fort.

VI.

Am Mittelmast der Galeere, welche die Anker gelichtet und nun mit vollen Segeln, von den kräftigen Ruderschlägen der an die Bänke gefesselten Sklaven getrieben, hinaussteuerte auf die hohe See, lehnte Georg von Thurzo bleich und stumm, sein Gesicht der Stadt zugewendet, von der er Abschied nehmen sollte auf ewig; in der Ferne standen seine Diener, der treue Pawel an der Spitze, welche den geliebten Herrn bekümmert betrachteten und sich die schnelle Abreise nicht erklären konnten. Die Sonne war aus dem Meere emporgestiegen, wie eine flammende Kugel, der Himmel blau und wolkenlos, eine leichte Brise schwellte die Segel; da lag Venedig vor seinen Blicken, diese Königin Adrias, diese meerentstiegene Wunderstadt, die Wiege und das Grab seines Glückes. Mit welch' ganz andern Gefühlen und Hoffnungen hatte er sie betreten, wie hatte er gejubelt, als er sich schon am Ziele glaubte; und nun — war Alles, Alles verloren! Dort glänzten die Kuppeln der **Basilica di san Marco** wie gediegenes Gold im Morgensstrahle, dort ruhte der geflügelte Löwe mit dem Evangelienbuche auf hoher Säule und schaute hinaus nach dem Meere, das er beherrschte, dort stand der Pallast Vendere, der all sein Lieben und Hoffen in sich einschloß; während er besiegt und flüchtig die Stadt für immer verlassen mußte. Er glaubte Beatricen vor sich zu sehen, blaß mit roth geweinten Augen, den bräutlichen Myrthenkranz in den Locken, wie sie vergebens auf den Bräutigam harrte, dessen Flucht sie sich nicht enträthseln konnte; Seufzer entflohen seiner Brust und Thränen rannen über seine Wangen, deren er sich nicht schämte.

Die Galeere landete nach ruhiger, glücklicher Fahrt, Antonio ließ seinen Gefangenen, dessen Diener und Gepäck ausschiffen; nichts

Digitized by Google

fehlte. Er übergab ihm das Kästchen, die Summe, welche ihm der Schatz für sein Eigenthum gegeben, das in der Eile nicht mit fortzubringen gewesen, sprang in das Boot und bestieg die Galeere, welche sogleich die Rückfahrt antrat; Georg schlug traurig, niedergebeugt den Weg ein, der ihn nach der Heimat führte. —

In bräutlichem Schmucke an der Seite ihres Vaters, der kummervoll und ängstlich den Ausgang einer Handlung erwartete, die ihn der Rache Venedigs Preis geben mußte und die er nur aus unbegränzter Liebe zu seinem Kinde gebilligt hatte, erwartete Beatrice den Bräutigam und den Priester; aber Stunde um Stunde verrann und sie kamen nicht. Keines konnte sich das Ausbleiben erklären; der Alte wollte einen Diener zu Georg schicken, aber der kam mit der Nachricht zurück, daß alle Zugänge zu dem von dem Fremden bewohnten Flügel des Pallastes fest verschlossen seien, und obgleich er fast in allen Fenstern Licht gesehen, doch Niemand auf sein Pochen geöffnet habe. Eine trübe Ahnung beschlich Beatricen, die in Thränen ausbrach, während sie der bekümmerte Vater, selbst von Befürchtungen gequält, vergebens zu trösten suchte; so brach der Morgen an. Ein Diener Antonio's brachte ein versiegeltes Schreiben an den Kaufherrn Ambrosio Vendere.

Ihr Plan, Beatrice gegen den Willen des Dogen mit einem Ausländer zu vermälen und ihnen dann die Mittel zur Flucht aus Venedig zu verschaffen, ist verrathen worden; der Ungar wurde gewarnt und floh feige in dieser Nacht, da es sich jetzt herausstellt, daß er über staatsgefährliche Pläne gebrütet. Beatricens Hand ist von dem Dogen meinem Neffen Francesco zugesagt, ich beauftragt, Sie davon zu verständigen; sie möge sich als seine Braut betrachten. Empfangen Sie ihn freundlich, denn nur seiner und meiner Fürbitte haben Sie es zuzuschreiben, daß jede weitere Untersuchung gegen Sie niedergeschlagen wird; von Ihrem Gehorsame hängt Ihre Zukunft ab.

Antonio Seleno.

Tiefbekümmert las Ambrosio diese Zeilen und zitterte, denn er sah das Damoklesschwert an einem Haare über seinem Haupte schweben; er theilte den Inhalt seiner Tochter mit, die in ein lautes Weinen ausbrach.

Georg entflohen, er hat mich verlassen, ohne ein Wort des Abschiedes? Nein, es ist nicht möglich; und wenn an einer einzigen Minute sein Leben gehangen hätte, er wäre noch ein Mal zu mir gekommen! Georg bricht seinen Schwur nicht und weder der Doge noch die ganze Signoria können ihn mir verdächtigen, können meinen Glauben an ihn erschüttern! Aber ein fürchterlicher Gedanke drängt sich mir auf; wenn jene Männer der Gewalt und der Willkühr —

Tröste dich, mein Kind, sie wagen es nicht; Graf Thurzo steht zu hoch in seiner Heimat, als daß San Marco eine Gewaltthat gegen ihn sich erlauben dürfte!

Und haben sie nicht die Mittel ihn spurlos verschwinden zu machen?

Kind, beruhige dich, weder Klagen, noch Vermuthungen können hier helfen, wir müssen auf unsre eigene Sicherheit und Zukunft denken! Du kennst nun den Willen des Dogen, Francesco wird kommen —

Ich soll ihn sehen, ihn sprechen, den tückischen Schleicher?

Du mußt es, Kind; offener Widerstand würde das Verderben gegen uns heraufbeschwören.

Ich mich als seine Braut betrachten? Lieber bohre ich mir selbst den Stahl in's Herz, ehe ich meinen Eid breche, ehe ich ihn vergessen werde; wer *einen Thurzo* geliebt, kann keinen andern Mann mehr lieben, am wenigsten einen Francesco!

Und doch wirst du dich fügen lernen, wirst lernen das zu *scheinen*, was du nicht *bist*, wo es die Klugheit gebietet; *Zeit* gewonnen, *Alles* gewonnen! — —

Francesco war nach einigen Tagen in Ambrosios Hause erschienen, nachdem sein Oheim früher eine lange Unterredung mit dem Kaufherren gehabt, er setzte seine Bewerbungen offen und feurig fort, wie ein dazu Berechtigter; Beatrice blieb kalt und zurückstoßend, sie verhehlte ihm ihren Haß, ihre Abneigung nicht und wenn sie es auch auf vieles Bitten ihres Vaters versuchte, sich zu verstellen, ihm ein freundliches Lächeln zu schenken, so gelang es ihr doch nicht. Vergebens wartete sie von Tag zu Tag auf eine Nachricht von Georg, denn sie konnte es nicht glauben, daß er sie aufgegeben, geprüft, vergessen habe, was auch Antonio und Francesco erzählen mochten, um ihre Liebe zu Thurzo zu schwächen; aber er blieb verschollen. Beatrice grämte sich darüber, sie welkte dahin, wie eine Lilie bei Herbststürmen, Francesco drang immer heftiger auf die Vollziehung einer Verbindung, welche ihm unermeßliche Reichthümer sicherte, denn er fürchtete noch immer die heimliche Rückkehr des Ungars; auch Ambrosio bestürmte seine Tochter mit Bitten, doch endlich nachzugeben und sich den Wünschen, dem Befehle des Dogen zu fügen. Ihr Glaube blieb unerschütterlich, nicht um eine Krone hätte sie den Schwur gebrochen, den sie Georg geleistet; aber sie sah ein, daß offener Widerstand hier fruchtlos und sie nur Verstellung an's Ziel führen könne. Sie gab scheinbar den Bitten Antonio's und Francesco's nach, sie erlaubte ihm, sie seine Braut zu nennen, sie versprach ihm, ihn freundlicher zu behandeln; aber sie setzte als Bedingung die Frist von einem Jahre zwischen jetzt und ihrer Vermälung fest. Francesco mußte einwilligen, wollte er nicht Alles verlieren; denn er hatte Beatricens standhaften und entschlossenen Charakter kennen gelernt. Sie triumfirte im Innern, denn binnen Jahresfrist mußte Georg zurück kommen oder sand wenigstens Mittel, ihr Nachrichten zukommen zu lassen; blieb er aber auch dann verschollen, so war er todt oder ungetreu geworden und ein Kloster sollte ihr Asyl werden.

Während Beatrice litt und kämpfte, zog Georg den Thurzo durch Kärnthen und die Stevermark seiner Heimat zu, unabläßig mit Gedanken und Plänen beschäftigt, nach Venedig zurück zu kehren und sowohl das Geheimniß, wie seine Braut von dort zu holen. Er sah wohl ein, daß hier nur List und Verstellung siegen könnte, wollte er nicht sein Leben nutzlos zu Markte tragen; ein Entschluß stand fest in seiner Seele, aber noch zauderte er ihn auszuführen, noch fühlte er sich seiner Aufgabe nicht gewachsen.

In Grätz entließ er seine Diener alle, bis auf den treuen Pawel, er trug ihnen auf, nach Neusohl zurückzukehren und gab ihnen Briefschaften an seinen jüngern Bruder mit; sie enthielten wichtige Mittheilungen, gemachte Erfahrungen, Befehle für die Zeit seiner Abwesenheit, und seinen letzten Willen, im Falle er binnen Jahresfrist nicht zurückkehren sollte. Dann hatte er eine lange, geheime Unterredung mit seinem erprobten Diener, dem er bedeutende Summen einhändigte und die Anweisung gab, für nöthige Fälle unbedingt Gelder in der Heimat zu erheben; Thränen standen Pawel im Auge, als er Abschied nahm von seinem Herrn, den er liebte; er beschwor ihn, seinen Plan aufzugeben. Ernst schüttelte Thurzo den Kopf.

Es ist wohl bedacht und muß vollbracht werden; sterbe ich durch Willkühr oder Verrath, so ist es ein großer, edler Tod — edler, als der auf dem Schlachtfelde: ich sterbe für eine große Idee, ich sterbe für meine *Liebe*, für mein *Vaterland*! Versuche es nicht, meinen Entschluß zu erschüttern, halte dich genau an meine gegebenen Befehle; wenn du mich liebst, so sei klug, wachsam, verschwiegen und wir werden, wir müssen siegen; jetzt mache es kurz mit dem Abschiede, denn ich brauche Entschlossenheit und männlichen Muth!

Pawel begleitete seinen Herrn, der zu Fuß und in einfachen Kleidern Grätz verließ, bis vor die Stadt; dort reichte er ihm noch ein Mal die Hand. Georg wandte sich den Gebirgen zu.

VII.

Ein Almosen! ein Almosen für den armen Giovanni, den die bösen Geister plagen und wahnsinnig gemacht haben!

Diesen Ruf wiederholte ein armer Blöder, der auf den Stufen der Kirche **Maria dei miracole** in Venedig lag, mit heiserer, eintöniger Stimme ohne Unterlaß und streckte die magere Hand mit den von der Gicht gekrümmten Fingern gierig nach dem Almosen aus, das ihm Mitleidige reichten. Sein Aussehen war Mitleid und Ekel erregend zugleich; sein langes Haar hing wirr um Stirn und Schläfe,

Digitized by Google

ſein Baet war lang und ſtruppich und reichte bis auf die entblößte Bruſt, ſein Geſicht trug den Stempel des Blödſinnes und thieriſcher Rohheit, ſein Auge war ſtier und geiſtlos, abgeriſſene Fetzen ſchlotteten um den hagern Körper. Er war gekommen, wie vom Himmel herabgeſchneit und hatte Niemand, der ihn kannte, der ſich ſeiner annahm; oft ſchien der Geiſt wilden Wahnſinnes über ihn zu kommen, dann wälzte er ſich unter gichtiſchen Zuckungen auf dem harten Pflaſter oder hüpfte auf einem Beine herum und ſang hirnverrückte Lieder, ſonſt aber war er gutmüthig und erduldete ruhig ſelbſt die roheſten Neckereien.

Eine Dame in reicher Kleidung, der ein Diener mit dem Gebethuche und Sammtkiſſen, um darauf zu knieen, folgte, ging über den Platz der Kirche zu; der Blöde hatte ſie ſchon in der Ferne bemerkt, ſein Auge flammte, eine tiefe Röthe flog über ſeine bleichen, eingefallenen Wangen, ein elektriſcher Schlag ſchien ihn zu durchzucken, denn mit einem Male richtete er ſich hoch auf, um eben ſo ſchnell wieder in ſich ſelbſt zuſammen zu ſinken. Die junge Dame von überraſchender Schönheit kam näher, einen raſchen Blick warf der Blöde um ſich, der Platz war menſchenleer; ſie ſtieg die Stufen zur Kirche hinan, er drängte ſich an ſie und wiederholte ſeine Bitte um Almoſen. Diesmal klang ſeine Stimme weniger rauh und heiſer; die Dame blieb einen Augenblick ſtehen, es war ihr als habe der Ton einer wohlbekannten, lieben Stimme an ihr Ohr geſchlagen. Ihr Blick traf den Blöden, der ſie anſtarrte, ſie griff ſchnell in die Gürteltaſche und reichte ihm eine Silbermünze; der Bettler griff darnach, aber in eben dem Augenblicke faßte er ihre Hand und drückte ihr einen Ring in dieſelbe, wobei er ſo leiſe, daß ſie es kaum ſelbſt verſtand, die Worte zuflüſterte: „Keinen Laut, Beatrice!“ Die Dame erblaßte, warf noch einen Blick auf den Blöden und trat dann in die Kirche; zitternd nahm ſie ihren Platz in einem Kirchenſtuhle, der von einer Säule bedeckt im Halbdunkel ſtand und beſah den Ring; es war ein einfacher goldener Reif, ſie erkannte ihn, die Anfangsbuchſtaben ihres Namens waren auf der inneren Fläche eingegraben. Ihre Sinne verwirrten ſich. Freude, Schreck, Angſt und Hoffnung ſtürmten auf ſie ein; Georg mußte ihr nahe ſein, er ſandte ihr den Ring, den ſie ihm einſt gegeben zum Zeichen ihrer Liebe und Treue.

War jener blöde Bettler, den ſie früher nie bemerkt hatte, ein Bote von ihm; war er es ſelbſt? denn die Stimme hatte ihr ſo bekannt geklungen. Sie konnte ſich bei dem Gedanken eines Schauders nicht erwähren, brünſtig betete ſie zu Gott für den Geliebten und neue Hoffnung zog in ihr Herz.

Die Meſſe war zu Ende, ſie blieb in ſtilles Gebet verſunken, bis ſich alle Anweſenden aus der Kirche entfernt hatten; dann trat ſie mit hochklopfendem Herzen aus dem Portale, der Bettler ſaß auf der alten Stelle. Zitternd reichte ſie ihm diesmal das Almoſen, und fühlte einen kleinen zuſammengelegten Zettel in ihre Hand gleiten; raſch, ohne ſich aufzuhalten, ohne ſich umzuſehen, eilte ſie über den Platz, ihrer Gondel zu. Der Blöde warf ſich auf die Kniee, er faltete ſeine Hände, er drückte ſeine Stirne auf den kalten Stein der Treppe und betete um Muth, Kraft und Standhaftigkeit, betete um einen glücklichen Ausgang ſeines gewagten Unternehmens; dann verließ er ſeinen Platz und kam nicht wieder.

Beatrice eilte, nach Hauſe gekommen, auf ihr Zimmer, ſie ſchloß die Thüre hinter ſich ab, um nicht überraſcht zu werden und nahm aus dem Buſen den Zettel, der ihr Aufſchluß geben ſollte. Sie las:

Ich bin dir nahe, Beatrice! und der Gedanke ſtärkt mich, hält mich aufrecht bei meinem Unternehmen; ich wollte es nicht beginnen, ohne dich geſehen zu haben. Vergebens brachte ich mehrere Tage an der Thüre der Kirche zu, die du ſonſt zu beſuchen pflegteſt, du kamſt nicht und ſchon wollte ich verzweifeln, denn ich hatte nur wenige Tage, die ich noch meiner Liebe widmen konnte; endlich erſchienſt du und dein Ring iſt in deiner Hand, zum Zeichen, daß ich dir nahe bin. Ja, Geliebte, der arme Blöde, der ekelhafte Bettler, der um Almoſen fleht und wahnſinnige Lieder ſingt, iſt dein Georg! Forſche nicht weiter, du ſiehſt mich nie mehr werden oder am erreichten Ziele; der heutige Tag war der letzte, den ich vor der Kirche zubrachte, nun rufen mich höhere Pflichten! Vertraue dem Manne, der in das Haus deines Vaters kommen und dir die Worte zuflüſtern wird: „Georg und Beatrice!“ er iſt mein treueſter Freund, er wird dich retten, dich in meine Arme führen, ehe ein Jahr um iſt. Sterbe ich, ſo weihe dem Todten eine Thräne und laß ihm deine Liebe hinüber folgen in eine beſſere Welt; ich halte meinen Schwur bis zum Tode! Verbrenne dieſe Zeilen, laß kein Wort über deine Lippen kommen; mein Leben, unſer Glück hängt von der Bewahrung des Geheimniſſes ab. Ewig dein theurer Georg. —

Unter ſtrömenden Thränen hatte Beatrice dieſe Zeilen geleſen, ſie drückte die Stelle, wo der theure Name ſtand, an ihre Lippen, Georg war ihr nahe, er liebte ſie noch heiß und treu! Was kümmerte ſie ſeine Verkleidung; mit Freuden wäre ſie in die Arme des mit Lumpen bedeckten Bettlers geſtürzt! Ein neues Leben zog in ihre Bruſt, ſie richtete ſich auf, wie die welkende Blume nach wohlthätigem Gewitterregen, ihr Auge ſtrahlte vor Seligkeit, ihre bleiche Wange röthete ſich wieder.

Ihr Vater konnte ſich kaum in die plötzliche Veränderung finden, ſie war gegen Franceſco freundlich und zuvorkommend, ſie duldete es, daß er ihre Hand faßte und mit Küſſen bedeckte, daß er von der Vermälung ſprach und ſchon in vorhinein Pläne entwarf, ſie recht prächtig und feierlich zu halten; jetzt fiel ihr die Verſtellung nicht mehr ſchwer, denn die Hoffnung auf Erlöſung, auf Glück, ſchwang ſiegreich die Palme in ihrer Bruſt! Franceſco ſchrieb dieſe plötzliche Umwandlung ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit und ſeinen beharrlichen Bewerbungen zu. Antonio war ausnehmend freundlich gegen den Kaufherrn und Beatricen, während Ambroſio im Stillen Gott dankte, daß er aller Sorge und Furcht ledig geworden.

Wir machen den Frauen den Vorwurf der Reizbarkeit und ſchnellen Hingebung; aber mit Unrecht. Gerade wir ſollten das ſchwächere, ſie aber das ſtärkere Geſchlecht heißen; denn während das unſchuldigſte weibliche Weſen wie ein Napoleon ruhig und unbewegt an einer Batterie männlicher Feuerblicke vorübergeht, iſt der Mann nur zu ſehr Sklave des Augenblicks, des erſten Eindruckes. Ein Blick, oft nur ein gleichgiltiger, zündet in ſeiner Bruſt eine Flamme an, welche vulcaniſche Gefühlseruptionen nach ſich zieht, die in Worte oder Thaten ausſtrömen. Der Mann iſt ſtets der Don Quixote ſeiner Leidenſchaft; er ficht für ſeine imaginäre Dulcinea, welche ihn vielleicht nicht ein Mal bemerkte, und nicht ſelten ſetzt er in einem Duelle ſein Leben auf's Spiel, eines Weibes wegen, daß ihn blos durch äußere Erſcheinung intereſſirt. —

Der blöde Giovanni hatte ſeinen Platz an der Kirchenthüre für immer aufgegeben und trieb ſich nun am Quai und im Hafen herum, wo er ſich damit beſchäftigte, den Arbeitern und Matroſen beim Aus- und Einladen der Waaren behilflich zu ſein. Anfangs wollten ihn dieſe nicht dulden, ſpäter aber gewöhnten ſie ſich an die unverlangte Hilfsleiſtung und warfen ihm öfters eine Kupfermünze von ihrem Verdienſte zu. Schweigend griff der Blöde bei ſeiner Arbeit zu, ſchweigend nahm er ein Almoſen hin und ſprach nur durch Zeichen; die Anfälle des Wahnſinnes und der Tobſucht waren ausgeblieben, dafür aber hatte der Arme die Sprache verloren. Beſonders eifrig und thätig zeigte er ſich, wenn die Kohlenböte und Schiffe mit Erzen für die Münze ankamen und bald fiel der ſchweigſame, thätige und kräftige Arbeiter den Beamten auf, welche dabei die Aufſicht führten; ſie erkundigten ſich bei den Uebrigen nach ihm und erfuhren, daß er elternloſer, ſtummer Blödſinniger ſei.

Den könnten wir brauchen, Battiſta, ſagte der Oberaufſeher zu ſeinem Kameraden; der Director der Münze hat mir aufgetragen, ihm einen ſichern ſchweigſamen Gehilfen für ſeine Arbeiten zu ſchaffen; der taugt dazu. Kein Menſch bekümmert ſich um ihn, kein Menſch fragt darnach, wenn er unter Schloß und Riegel bleibt!

Battiſta theilte die Anſicht des Beamten und ſie machten dem blöden Giovanni den Antrag, mit ihnen zu kommen; ſtumm glotzte er ſie an und ſie mußten ihm denſelben mehrere Male wiederholen, bis er ihn begriff, dann nickte er mit dem Kopfe und folgte ihnen.

Digitized by Google

Giovanni war nun dort, wohin er wollte.

Er nützte seine Zeit, war unermüdlich bei der Arbeit, schien nichts zu bemerken, für nichts Sinn zu haben und wurde bald überall, sogar in den Werkstätten der Markscheider, verwendet, welche wie Gefangene gehalten wurden, um das Geheimniß der Scheidekunst, welches damals Venedig allein vollständig kannte, zu bewahren. Er sah alles und seinem Scharfblicke entging nichts; während er dumpfbrütend vor sich hinstarrte, entging seinem Ohre auch nicht das leiseste Geflüster. Ein Jahr war bald um, seit Georg Graf von Thurzo als armer bettelnder Blödsinniger Venedig betreten hatte, er stand nun am Ziele und zitterte nur vor dem Gedanken an eine mögliche Entdeckung, welche den ganzen großartigen Plan noch hätte scheitern machen können.

VIII.

Das Schiff des reichen dalmatinischen Kaufmannes Dolnizar, welches seit einigen Monaten fast ununterbrochen die Fahrt zwischen dem Festlande und der Lagunenstadt gemacht hatte, indem es Wein und Getreide her und Waaren zurück frachtete, lag wieder im Hafen, und wartete nur auf günstigen Wind zum Auslaufen; der Eigenthümer und der Kapitain waren an's Land gegangen und die Mannschaft, lauter kräftige seegewohnte Dalmatiner, lag müßig auf dem Verdecke. Das Schiff war leicht und schön gebaut, ein tüchtiger Segler und ausgezeichnet bemannt, der Kapitain ein tüchtiger Seemann und der Eigenthümer ein trockner Patron, der wenig sprach, gut zahlte und gerne seine Waaren losschlug. Er war groß und stark gebaut, aber ziemlich häßlich, denn ein großes schwarzes Pflaster bedeckte das eine Auge, das er im Kampfe mit einem Seeräuber verloren, er trug einen langen, krausen Bart und sprach das Italienische zwar geläufig, doch mit fremdländischem Akzente. Seine Papiere waren in bester Ordnung und die Hafenbeamten kannten ihn als einen lustigen Kauz, der gerne eine Flasche Wein mit ihnen trank und eine offene Hand hatte, wenn man ihn nicht viel chikanirte; er hielt einen Negerjungen in auffallender Tracht, der ihn überall hin begleitete und unzertrennlich von ihm schien, wie sein Schatten. Er hatte mit dem Hause Vendere eine Geschäftsverbindung angeknüpft und der alte Ambrosio ihn bald liebgewonnen, er lud ihn oft zu Tische und auch sonst brachte der Dalmatiner manche Stunde bei dem Kaufherrn zu.

Das Schiff lag zum Auslaufen bereit, die Ladung war eingenommen, die Abfahrt angemeldet und der Kapitain auf seinem Posten; mit einbrechender Nacht sollte es absegeln, denn der Eigner hatte noch eine Menge Geschäfte. Dolnizar trat gegen Abend in das Schreibzimmer des Kaufherrn, um Abschied zu nehmen.

Signer Ambrosio, sagte er, es dürfte wohl einige Zeit dauern, ehe ich wieder nach Venedig komme, denn ich beabsichtige eine weitere Fahrt; seid schönstens bedankt für Eure Gastfreundschaft. Wollt Ihr mir aber eine Ehre erweisen, so erlaubt, daß ich Eurer Tochter eine goldene Kette verehre von gar absonderlicher Arbeit; sie ist Braut und da paßt ein Geschenk des Gastfreundes ganz wohl; vielleicht komme ich zur Hochzeit.

Gewiß ein willkommener Gast, werther Signer Dolnizar; es ist mir eine Ehre, wenn Ihr an meinen Augapfel, an meinen Liebling gedacht; wollt Euch hinauf bemühen und Euer Geschenk selbst überreichen. Ich habe hier noch Einiges zu schlichten und komme gleich nach.

Dolnizar stieg rasch die Treppe hinauf, der Mohrenknabe, der einen Pack unterm Arm trug, folgte ihm; der Kaufmann pochte an die Thür und trat ein — Beatrice war allein, sie dachte in süße Träume versunken an Georg. Rasch trat der Kaufherr zu dem Mädchen und faßte ihre Hand.

Ich habe nicht viel Zeit zu verlieren, Signora, sagte er leise; „Georg und Beatrice“ ist meine Losung.

Ein Schrei der Ueberraschung floh den Beatricens Lippen.

Pst! fuhr Dolnizar leise fort, auch die Wände haben Ohren! Sie müssen mit mir fort, noch heute Abend; morgen liegen sie in Thurzo's Armen und sind in zweimal vier und zwanzig Stunden seine Braut. Zaudern Sie nicht, lassen Sie nicht den Augenblick der Rettung entschlüpfen; er kommt nicht mehr und ich muß absegeln noch diese Nacht.

Ich soll fliehen, meinen Vater verlassen?

Ich komme im Auftrage Georgs, meines Herrn; kennen Sie mich denn nicht mehr, Signora? ich bin der alte Pawel, nur ein Bischen in anderm Zeug.

Pawel, rief Beatrice freudig überrascht; und er —

Wird diese Nacht noch auf meinem Schiffe sein. Zaudern Sie nicht.

Aber wie aus dem Hause kommen; wird man mich nicht vermissen?

Dafür ist gesorgt, lachte der Alte; die Italiener halten sich für verdammt pfiffig, aber diesmal soll sie der Ungar überlisten!

Er nahm dem Mohrenknaben den Pack ab.

Hier haben sie eine vollständige Garderobe, gerade, wie dieser Schlingel da, mit dem Sie ungefähr in einer Größe sind, auch ein Bischen Farbe, um sich Gesicht und Hände zu schwärzen; ich schicke ihn jetzt fort, unter dem Vorwande, daß ich das für Sie bestimmte Geschmeide auf dem Schiffe vergessen habe. Mit einbrechender Nacht kömmt er, Sie machen schnell Toilette, sperren den Schlingel, den ich ihrem Herrn Vater schenke und der bereits von allem unterrichtet ist, hier im Zimmer ein, nehmen den Schlüssel mit, verlassen unerkannt das Haus, steigen in die Gondel, in welcher ich Sie keine fünfzig Schritte von hier erwarte, und ehe man noch im Geringsten Ihre Flucht ahnt, sind wir schon auf offener See.

Beatrice hatte noch viele Bedenklichkeiten, Liebe, Schüchternheit, Furcht und kindliche Ehrfuecht kämpften in ihrem Herzen! Pawel besiegte ihren Widerstand und sie willigte in die Flucht.

Ambrosio trat ein.

Verdammt, werther Handelsfreund, sagte Dolnizar, da komme ich nun her mit leeren Händen und habe das Kästchen mit der Kette auf meinem Kajütentische stehen lassen; Ihr erlaubt wohl, daß ich es noch vor der Abreise durch meinen Neger herschicke.

Nach Belieben, werther Signer; aber wollen wir nicht eine Flasche zusammen trinken, vor der Abfahrt?

Meine Zeit ist gemessen, Signer Ambrosio, ich muß mich beurlauben.

Dolnizar ging, Ambrosio begleitete ihn; an der Thüre fiel Beatrice, in Thränen ausbrechend, dem Vater um den Hals und küßte ihn.

Was hat denn das Mädchen, sagte der Kaufherr verwundert; ich glaube gar sie weint.

Mir ist nicht wohl, Vater, sagte sie schüchtern, von einem vielsagenden Blicke Dolnizar's getroffen; und ich möchte heute Abends allein und ungestört bleiben.

Weiberlaune, weiter nichts; halte es damit, wie du willst!

Es dunkelte schon stark, als Dolnizar eiligen Schrittes den Quai entlang kam, von seinem Negerknaben begleitet; das Schiff hatte den Hafen bereits verlassen und ein tüchtig bemanntes Boot lag am Ufer, um ihn hinüber an Bord zu bringen.

Glückliche Reise und baldige Wiederkehr, Signer Dolnizar! riefen ihm die Zollbeamten zu; aber was Teufel! Euer Junge scheint gewachsen und schmächtiger geworden zu sein, seit Ihr an's Land gekommen.

Narrenpossen, brummte der Angeredete; das wächst wie's Gabelholz. Mach zum Teufel, Biri, daß du fortkommst, rief er dem Neger zu, indem er ihm einen Stoß gab, daß er beinahe der Länge nach in's Boot fiel; und nun Jungens, die Ruder tüchtig eingesetzt, ich habe Eile!

Das Boot tanzte, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, über die Wellen und bald waren der Eigner mit seinem Neger am Bord.

Aufgepaßt, Jungens, rief jetzt Dolnizar, indem er das Pflaster vom Auge riß und in's Wasser warf, so wie die falsche Haarhaube, welche ihn unkenntlich gemacht; ein Mal haben wir diese Venetianer schön hinters Licht geführt; jetzt gilt's! Einen dreifachen Sold, wenn Alles gut geht. Eine Laterne aufgesteckt und dann rasch in die Bête,

Digitized by Google

die Inſel hübſch im Auge behalten, wo die Münze liegt; das Weitere wiſſt ihr. Sie aber, Signora, ſetzte er zum Neger gewendet hinzu, wollen ſich in Ihre Kajüte begeben, wo Alles bereit iſt, ſich dieſer Kleider und der häßlichen ſchwarzen Farbe zu entledigen.

Es war eine trübe Nacht, der Himmel zum Theile mit Wolken umzogen, welche keine Sterne durchſchimmern ließen, die See ging hohl und der Wind hob ſich immer ſtärker; am Ufer der einſam in den Lagunen gelegenen Inſel, auf welcher zu jener Zeit die Münze mit den Wohngebäuden der Beamten und Arbeiter lag, ſtand der Bläde und ſtarrte hinaus nach dem Meere. Er hatte Mittel gefunden heute Nachts nicht, wie gewöhnlich, auf ſeine Kammer geſperrt zu werden und harrte mit Ungeduld auf ein Zeichen; endlich zogen ſie auf dem Schiffe die Laterne auf, welche wie ein kleiner Stern in die Ferne leuchtete.

Gelobt ſei Gott, rief Georg, ich bin gerettet! Pawel iſt mit ſeinem Schiffe da, er erwartet mich! O gewiß hat der Treue auch Beatrice befreit aus der Gewalt der Republik und führt mir nun die theure Braut entgegen! Muth, Muth, Georg! der Himmel, der dich bisher beſchützt hat, wird dich auch jetzt in dem entſcheidenden Augenblicke nicht verlaſſen!

Er riß ſich die aufſeligen Kleider, die er trug, vom Leibe und ſtürzte ſich in die See; mit kräftiger Hand zertheilte er die Wellen und ſchwamm in gerader Richtung auf das Licht los.

Habo! rief ihn eine Stimme an, und er gewahrte ſeitwärts ein bemanntes Boot, das er früher in der Finſterniß nicht geſehen; „Georg und Beatrice!“

Pawel! jauchzte der Schwimmer, deſſen Kraft ſchon zu ermatten begann und fing das ihm zugeworfene Tauende auf; einige Sekunden ſpäter befand er ſich im Boote und in den Armen ſeines treuen Dieners, der Freudenthränen weinte, als er ſeinen Herrn wieder ſah, die Ruder wurden kräftig eingeſetzt und drei gellende Pfiffe, welche weithin ſchallten, gaben den übrigen Böten, welche in der Nähe kreuzten, das Signal, daß alles vorüber, die Expedition gelungen ſei! Bald war alle Mannſchaft wieder an Bord, die Böte wurden aufgehißt, die Segel klar gemacht und wie ein ſtolzer Schwan durchflog das Schiff von günſtigem Winde getrieben, die Fluth; Georg eilte von Pawel begleitet in die Kajüte hinab, dort erfuhr er Beatricen's Flucht und daß ſie ſich auf dem Schiffe befinde. Unter dem Meſſer Pawel's, der es ſich nicht nehmen ließ, ſeinen theuern Herrn zu bedienen wie früher, fiel der ſtruppichte Bart, das Haar wurde kurz geſchnitten und bald ſtand Georg von Thurzo, wenn auch bleich und kränklich ausſehend von dem ausgeſtandenen Elend, der körperlichen und noch mehr der geiſtigen Anſtrengung, welche ſeine Rolle fortwährend erfordert hatte, ſtolz und ſchön da, wie einſt, als er den Golf von Adria durchſchiffte, um ſich die Roſe von San Marco zu holen. Er hatte geſiegt durch Liſt, Selbſtbeherrſchung, Aufopferung, und ſtolzer ſchlug ſein Herz, wenn er daran dachte, welche Vortheile er ſeinem Vaterlande errungen.

Der Morgen kam, die Königin des Tages ſtieg aus dem Wellenbade, entſchwunden war Venedig ſeinen Blicken und in der Ferne zeigte ſich, wie ein blaugrauer Streif die befreundete Küſte, wohin San Marco's Macht nicht reichte; Beatrice hatte, erſchöpft von der ausgeſtandenen Angſt, dem Ungemach einer Seereiſe und dem Kampfe der Gefühle einige Stunden geſchlummert; nun trat ſie auf's Verdeck, ihr erſter Blick fiel auf Thurzo, der an den Maſt gelehnt, ſehnſüchtig nach der Rettungsküſte ausblickte, denn noch konnte ſie eine venetianiſche Galeere erreichen, wenn ihre Flucht zu frühe verrathen worden war.

Georg!

Beatrice!

Und in die Arme ſanken ſich die Liebenden, Freudenthränen rannen über ihre Wangen und ſtille Dankgebete ſtiegen von ihren Lippen gen Himmel.

Große Beſtürzung herrſchte im Hauſe des Kaufherrn Ambroſio, als man am andern Morgen Beatricen's Flucht entdeckte und von dem eingeſchloſſenen Negerknaben den wahren Hergang erfuhr; Francesco und Antonie wütheten, aber es war zu ſpät, die Flüchtigen zu verfolgen, Ambroſio aber dankte dem Himmel, daß Alles glücklich abgelaufen, er liebte ſeine Tochter zu ſehr, um ſich nicht über das Glück ſeiner Tochter zu freuen, wenn es auch ſeinem Vaterherzen viel koſtete. Anfangs wurde Ambroſio vor den Rath der Zehn geladen und ſchweres Unheil drohte ſeinem Haupte; als er ſich aber durch einen Eid von jeder Mitwiſſenſchaft reinigte, welchem auch das Zeugniß des Negerknaben entſprach, ſprach man ihn feierlich los. Niemand ahnte in Venedig, wer der Bläde geweſen und was der Republik die beharrliche Aufopferung des Ungarn gekoſtet; denn auf der Inſel, wo man deſſen Kleider am Ufer fand, glaubte man, er habe ſich in einem Anfalle ſeines Wahnſinnes in's Meer geſtürzt und bekümmerte ſich nicht mehr weiter um ihn; die Signoria nahm das gegen Georg Grafen von Thurzo ausgeſprochene Verbannungsurtheil zurück, um ihn zu bewegen, wenigſtens einige Zeit des Jahres dort zuzubringen.

Die Zeit des Kontraktes mit Thurzo war um und die Republik wollte den Handelsvertrag erneuern, ſie ſandte den Kaufherrn mit Antonie wieder nach Preßburg, wo Thurzo mit ſeiner jungen Gattin wohnte, und hoffte, der Schwiegervater würde ihn zu vortheilhafteren Bedingungen bereden.

Mit Jubel empfingen Beatrice und Georg den Vater, als aber am andern Morgen Antonie von Geſchäften ſprach, da wurde er ernſt.

Signor Antonio, ſagte er, vor den Italiener tretend, ſagen Sie der erlauchten Republik, daß unſere Handelsverbindungen abgebrochen ſind für immer; ich kenne ihr Geheimniß und in meinen Bergwerken wird bereits gearbeitet, wie in der Münze von Venedig! Beſchuldigen Sie Niemand eines Einverſtändniſſes mit mir, ſtrafen Sie Niemand ungerecht; wenn Sie aber der Doge, wenn Sie der Rath der Zehn frägt, wer Georg von Thurzo das Geheimniß verrathen, ſo ſagen Sie ihnen: Der Bläde von Venedig, und der war ich!

Antonio biß ſich in die Lippen und warf einen tückiſchen Blick auf Ambroſio, der Thurzo nicht entging.

Was meinen Schwiegervater betrifft, fuhr er fort; ſo iſt er entſchloſſen ſein Geſchäft aufzugeben und hier im freien Ungarlande bei uns ſeine Tage zu beſchließen; in Venedig würde er doch nur unterm Henkerbeile athmen. Meine Meldung iſt bereits dem Könige zugegangen, er wird die Rechte meiner Gattin an das Vermögen ihres Vaters vertreten, er wird die Auslieferung deſſelben an mich verlangen und San Marco ſich nicht weigern, nach Recht und Gerechtigkeit zu handeln, und ſomit Gott befohlen! —

Antonie reiſte unverrichteter Sache ab und die Republik mußte Ambroſio's Reichthümer ausliefern! Georg von Thurzo aber lebte glücklich und zufrieden an der Seite einer geliebten Gattin, hochgeehrt im Ungarlande, vom Könige zum Münzgrafen und Direktor aller königlichen Bergwerke ernannt. Pawel blieb der Freund ſeines Herrn, er wohnte bei ihm und wenn er recht fröhlich wurde, ſo erzählte er bei einer Flaſche Ungarwein den Gäſten, die Thurzo beſuchten, die Geſchichte des Blöden von Venedig.

Digitized by Google

Die Rache einer Dame von Welt.

Novelle von Julius Seelig.

Die Frau Baronin Wolfgettel war kaum ein Jahr todt, als ihr hinterlassener Gatte schon daran dachte, sein Herzensbedürfniß aufs Neue zu befriedigen.

Und warum sollte er nicht?

Er war in der schönsten Blüthe des fünfzigjährigen Mannesalters, der reifenden Frucht vergleichbar, welche den Kelch entblätternd aus der Blüthe hervorschwillt, drängte sich sein an thuren Jugenderfahrungen reiches Haupt aus den wollstigen Schultern, den lästigen Haarschmuck fast ganz abstreifend, so daß sich die glänzende Stirn wie ein mastweiser Kürbis über der Adlernase und den verschmitzten, kleinen Augen hervorderbte.

Vor dieser Stirn aber mußte man Respekt haben, denn in ihr wohnten nicht große, aber dicke, ausgiebige Gedanken den Renten, Einsendahn-Aktien, Metalliques, Wechseln und Banknoten. Dabei war er ein wenig ruchlig, mehr reich, am meisten aber Edelmann, was ihn jedoch keineswegs abhielt, sich zu den bürgerlichsten Buchergeschäften herabzulassen. Aus seiner ersten Ehe war ihm eine siebzehnjährige Tochter ex- oder besser gesagt verwachsen, Namens Henriette, welche die holde Individualität ihres Herrn Papa gerbt hatte, und wohl sehr häßlich sein mußte, weil trotz der achtzig tausend Gulden Mitgift, welche ihr gerichtlich zugesichert waren, sich noch kein Freier gefunden hatte.

Dies war der Mann, welcher, um seine Rache auch männlicher Seits nicht ausärtern zu lassen, beschlossen hatte, die hiezu unerläßlichen Vorkehrungen baldmöglichst zu treffen.

Lange war er in seiner delikaten Wahl unschlüssig; eines Tages jedoch sah er an einem Fenster ein Mädchen, das auf sein Herz einen gewaltigen Eindruck machte. Er frug hierauf einen Nachbar, wer die Jungfrau wäre, unterrichtete sich auf der Weise von ihrem Rufe, ihren Gewohnheiten, ihrer Gesundheit, und beauftragte seinen Advokaten, sich zu erkundigen, ob das Herz der Jungfrau noch frei sei, und wie viel dieselbe Mitgift bekomme. Die befragte Mutter antwortete auf den ersten Punkt: Ja! und auf den zweiten: Viel Tugend, noch mehr Liebereiz, aber kein Geld!

Dies macht zwar den spekulativen Heiratskandidaten für einen Augenblick stutzen, doch als es zum nächsten Tage wieder zufällig durch dieselbe Gasse ging und die Dame zufällig zum Fenster hinausschaute, da fühlte er es sich zu warm in seinem Busen bewegen, um länger widerstehen zu können.

Er kaufte hierauf eine Peruque, flechte einen großen Solitair an den Finger, eine unschätzbare Brillantnadel in die schwärmerischgeschlungene Krawatte, während er seiner Tochter die nahe Veränderung im Haushalte ankündigte und ihr zu der früheren Mitgift noch hierzig tausend Gulden zulegte, um ihr die Idee einer Stiefmutter gefällig zu machen. Dann ließ er seinen Advokaten rufen, stieg mit ihm in den Wagen und fuhr nicht ohne fünfzigjähriges Herzklopfen in der gewissen Straße, vor dem gewissen Hause vor. Die schon den dem Manne des Gesetzes unterrichtete Mutter empfing den strahlenden Freier wie eine Weltdame, die eine unbemittelte Tochter zu vergeben hat, und nach einer fast zweistündigen Visite, in welcher man vorläufig den Ehrenpunkt mündlich stipulirt hatte, verließ Herr Baron Wolfgettel in solbiger Ausstaffirt und eine neue Wolfgettelin überglücklich das Haus. Der wirkliche Gegenstand der Verhandlung — im eigentlichen Sinne eine verhandelte Sache war gar nicht befragt worden — die wackere Mutter war des Gebersams ihrer Tochter gewiß.

Am Abend desselben Sommertages begab sich in dem rückwärts gelegenen Garten des genannten Hauses folgende Scene:

Eine junge Dame saß in einer Je länger je lieber-Laube, das ideale Köpfchen auf den vollen, weißen Arm gestützt, in der Stellung eines tiefen Schmerzes — wie nur eine Mutter sitzen kann, zwischen einem vollen Strauß und einer leeren Wiege. Von den langen Wimpern ihrer schönen seelenvollen Augen perlten häufige Thränen und der heftig wogende Busen, welcher den jungfräulichen Gürtel zu sprengen drohte, erzählte von einer großen Lebenswunde, obschon die lichtzitternde geschlossene Cremaltippe schwieg. Auf der reinen Stirn war ein glühender Gedanke gezeichnet, welcher zur Verzweiflung aufflammen zu wollen schien und beim Anblick so vieler Reize, welche durch den Schmerz nur einen Zauber mehr erhielten, wäre mein freundlicher Leser vielleicht unwillkührlich in die Worte ausgebrochen: „Selig, wer hier lieben und Gegenliebe gefunden darf!“ —

Julie — dies war ihr Name — sandte von Zeit zu Zeit einen sehnsuchtigen Blick zwischen den zitternden Schatten des Baumganges hinab und ließ ihn dann zum Himmel schweifen, als flehte sie den Allgütigen um Mitleid und Trost an. Endlich nach einer langen, halben Stunde tauschte es im Gebüsch, und ein Jüngling wurde sichtbar.

Zitternd hatte sich das Mädchen erhoben, unter neuen Thränen flog sie dem Kommenden entgegen, und während die starren Augäpfel ihre Kreise zu verlassen drohten, sank sie laut schluchzend an des Geliebten Brust.

„Albert, Albert, daß du gehört, sie wollen mich verheirathen!“ —

Dem Angeredeten schien — um nach den ernsten Falten des Gesichtes bei seiner Ankunft zu urtheilen — diese Nachricht nicht mehr neu zu sein, denn er bewahrte mit ziemlicher Fassung in einzelnen Worten die Aufgeregte, deren Ausruf: „Ach, eher den Tod, jehnfachen Tod, als Trennung von dir!“ in neuem Schluchzen erstickte. —

Sie waren unterdessen in die Laube zurückgekehrt, und wie der Schiffbrüchige sich an ein Brett als das letzte möglichste Rettungsmittel anklammert, thun alle seine Hoffnung vertrauend, so schmiegte sich das weinende Mädchen an das Geliebten Hals.

„Ja, Geliebte! ich weiß Alles — deine Mutter hat mir es erzählt!“ — Ernte nach einem Augenblick der Sammlung Alberts Antwort.

„Und du“ — — — doch die Angst, seine Entgegnung zu erfahren, ließ die Aermste ihre Frage nicht vollenden.

„Ja, was konnte ich ihr entgegnen?“ „Hören Sie, Albert!“ hatte sie mich fast mit Thränen in den Augen angeredet, „ich habe auf Ihre Herzensgüte und Ihren Ehrsinnig gerechnet, indem ich das Schicksal meiner Tochter in Ihre Hände lege. Wie groß meine Achtung vor Ihren männlichen Tugenden war und ist, habe ich Ihnen zur Genüge bewiesen, indem ich Ihren Umgang mit meinem lieben Mädchen billigte, aber — man muß auf der andern Seite auch die Vernunft hören, Ihr Stand erlaubt Ihnen noch immer nicht Julien zu heirathen. Sie sind so wenig vermögend, als wir, und haben auferdem noch Ihre Studien für eine ehrenvolle Laufbahn zu vollenden, die solche dürftliche Zerstreuungen nicht dulden. Wenn Sie daher, lieber Vetter! Julien wahrhaft lieben, so widerstehen Sie sich nicht Ihrem Glücke! Die Parthie, welche ihr geboten wird, ist für unser Haus ausserordentlich ehrenvoll, ja über meine kühnsten Hoffnungen, und obwohl meine Tochter sich noch nie widerspänstig zeigte, so weiß ich doch — vielleicht aus Erfahrung — daß die Mädchen in ihren Jahren immer ein bischen fantastisch und eigensinnig sind, doch bin ich gewiß, daß sie sich leicht wird den Ihnen überzeugen lassen, den Ihnen, den sie höher stellt als alles Uebrige im Leben. Erfüllen Sie deshalb, lieber Albert! die beschwörenden Bitten einer Mutter und geben Sie uns einen Frieden, für welchen ich Ihnen ewig dankbar sein werde.“ — Ich stand vernichtet, zerknirscht von dem Gefühle meiner

Digitized by Google

Armuth, unwürdig um deine Hand zu bitten — was konnte ich ihr antworten? — —“

Julie hatte faſt athemlos dieſe Erzählung angehört, und als ſie ſah, daß ſie von aller Welt, ſogar von ihrer Mutter verlaſſen und an den Geliebten als letzte, einzige Hoffnung gewieſen ſei, hing ſie unbeweglich an ſeinen Lippen, als erwartete ſie ihr Tod oder Leben gebendes Urtheil. Eine Pauſe entſtand, weil Albert nicht weiter ſprach, und ſie nahm daher das Wort:

„Du konnteſt ihr antworten, was ich ſelbſt unter bitteren Thränen geſagt habe: daß man mein Herz nicht zwingen kann, einen Mann zu lieben, welchen ich geſtern zum erſten Male geſehen habe, daß ich nie, in alle Ewigkeit nie mit ihm glücklich ſein werde, daß ich von jedem andern Weſen eher als von ihr dieſen unmütterlichen Vorſchlag erwarten durfte — von ihr, mit der ich ſo oft ihr eigenes, unglückliches Eheleos beweint und ein zerriſſenes Kindesherz durch eine liebeleere Jugend getragen habe! —“

Das Gefühl tief verletzter Weiblichkeit hatte hiebei des Mädchens Wangen höher geröthet, das Bewußtſein vertretenen Rechtes blitzte zürnend aus den flammenden Augen und die Hand auf das wallende Herz gedrückt, ſtand ſie da wie eine Fürſtin, welche gegen eine Welt ihre bedrohte Freiheit vertheidigt.

Der Jüngling aber ſchien dieſen Ausdruck in ihrem Weſen nicht zu verſtehen, denn er fuhr, wenn gleich mit befangener Stimme, doch ziemlich gelaſſen fort:

„Deine Mutter würde mir mit der Bemerkung den Mund geſchloſſen haben, daß, wenn du den Mann auch nicht liebſt, du ihn wenigſtens achten lernen wirſt, und daß die Achtung zum Eheglück genügt! —“

„Ja, ja — Achtung!“ ſetzte die gequälte Julie wie in tiefen Gedanken fort, „Achtung?! Albert! wie unglücklich ſind wir doch? Wer kann uns Aermſten helfen?“

Das Mädchen, ſeit Jahren gewöhnt, ihr Lebensloos auch als dasjenige des Geliebten anzuſehen, dachte und litt nur für beide, ohne ihr entſetzliches Mißverſtändniß zu ahnden. Albert jedoch hatte hierin einen, wenn auch nicht erwünſchten, doch bequemen Ausweg gefunden und entgegnete: „Sollte ich dich vielleicht Zeitlebens unglücklich machen, um den Täuſchungen unſerer jugendlichen Herzen nachzugeben? Sollte ich vielleicht dich von deinen Verwandten, von deiner Mutter auf immer trennen, und den ihrem Kummer, Haß oder Fluch verfolgt, einer ſorgenvollen Exiſtenz opfern?“

Während dieſer Worte ſtarrte ihn Julie bleich, kalt, unbeweglich mit ſtierem Blick an.

„Wir können, theures Mädchen! unſerm Schickſale nicht gebieten, — du wirſt ſtets das zarte Bild meiner liebſten, theuerſten Gedanken ſein und die Erinnerung unſers Jugendglückes wird auch die Ruhe deines häuslichen Lebens verſchönern; darum laß uns beherzen und Gott um Kraft für unſere mühevolle Exiſtenz und die Rieſenlaſt dieſer Stunde bitten!“ — Dieſe Worte waren kalt, wie die Klinge eines Dolches, und wie die Klinge eines Dolches trennten ſie auch das Band zweier Herzen.

Das arme Mädchen von dem Aeußerſten der heißen, jedes Opfertodes fähigen Liebe, zur Eiſeskälte gränzenloſer Verachtung übergehend, konnte nicht antworten, ihre Sinne verwirrten ſich bis zur Verrücktheit, ohne daß auch nur einer an ſeiner fürchterlichen Schärfe verloren hätte, um das eben Gehörte Lügen zu ſtrafen oder ihr das arme Glück einer Täuſchung vorzuſpiegeln. — Glühend heiß quoll es ihr zum Herzen herauf und die beſchämten Blicke mit den Händen verhüllend, ſank ſie laut ſchluchzend auf die Bank. — — — —

Als ſie nach einer Viertelſtunde, welche wie ein Grab zwiſchen zwei Leben lag, das Haupt erhob, ſtand ihre Mutter vor ihr. Albert hatte ſich ſchweigend entfernt.

Ehe wir in unſerer Erzählung fortfahren, ſei es mir erlaubt, einen Rückblick auf die Vergangenheit der beiden jungen Leute zu werfen, welche ich meinen freundlichen Leſern in einem durchaus wahren Lebensbilde aufzuführen wagte.

Albert war keineswegs ein Elender, welcher mit der Geliebten Ruhe ein verwegenes Spiel treiben wollte, ſondern nur ein gewöhnlicher, ſchwacher Mann, welcher, Sklave der Umſtände und Kind des Augenblickes, alle möglichen Eigenſchaften zu einem Engel oder Teufel in ſich vereinigte. Mit Julien verwandt, war er ſogar in benachbarter Wohnung mit der Jugendgeſpielin aufgewachſen, und es war etwas durchaus naturgemäßes, daß ſich nach den zarten Jahren unbewußter Kindlichkeit zwiſchen ihren Herzen ein Liebesverhältniß entwickelte, welches ſie mit allen Reizen ſchwärmeriſcher Romantik ausſchmückten. Albert mußte endlich auf die Univerſität gehen und trat in eine neue Welt, und bei ſeiner Rückkehr erſchien dem zum halben Lion herangereiften Geliebten die Idee, ſich, ſelbſt arm, mit einem eben ſo armen Mädchen zu verbinden, und ſo auf manchen ſchon gekoſteten Lebensgenuß zu verzichten, ſchon bei weitem weniger reizend, als vor zwei Jahren. Er hatte von den lüſternen Freuden der höhern Geſellſchaft in der Hauptſtadt mit leckerem Munde gekoſtet, ſeine Sinne hatten ſich auf Koſten des Herzens verfeinert, und er ſtand nüchtern vor der Geliebten, deren Seele in der ſtillen Abgeſchiedenheit nur von Erinnerungen und Hoffnungen gelebt hatte, die von ihm ausſtrahlten.

Sein charakterloſes Herz beſtand hiebei einen keineswegs neidenswerthen Kampf, — ſchön erſchien das bewegte, glänzende, genußſtrotzende Leben, ſchöner noch ohnſtreitig mit Julien, aber dieſe zwei Dinge einen ſich ſo wenig als die Pole des Magnetes; was alſo wählen: Liebe oder Champagner?

Juliens Mutter, welche ohne Zweifel mit dem, manchen Frauen eigenthümlichen Falkenblicke ſeine Gemüthsſtimmung erkannt hatte, wußte, als ſich ihr der geldſtrahlende Freier für die Tochter antrug, dem nun läſtigen Liebhaber zu ſchmeicheln, indem ſie ſich ſcheinbar ſeiner Rechtlichkeit und ſeinem Charakter anvertraute und machte hiedurch die ſchwankende Wage, in welcher morſche Liebe und friſcher Lebensgenuß um das Uebergewicht ſtritten, auf die Seite ſinken, welche die ſchlaue Frau beabſichtigte. Die Eitelkeit, vernünftig zu erſcheinen und ſich mit dem Intereſſe einer blaſirten Reſignation zu putzen, vor allem aber das ſtolze Bewußtſein wiedererlangter Freiheit, gaben ihm den Muth zu der eben erzählten Scene, wobei er wenigſtens keine bereiſche Rolle ſpielte. —

Die verrathene, verkaufte und verlaſſene Julie, in deren Weſen ſeit jener Minute eine Veränderung vorgegangen war, welche im gewöhnlichen Gange menſchlicher Dinge nur Jahre herbeiführen, betrieb ohne Lächeln und ſcheinbaren Schmerz mit kalter Gleichgiltigkeit die Anſtalten zu ihrer Verbindung, nachdem ſie zur gränzenloſen Freude ihrer Mutter beſtimmt und ohne Zögern ihre Zuſtimmung ausgeſprochen hatte.

Der nächſte Grund hievon aber war das glühende Verlangen, ſobald als möglich all' ihre Umgebung und beſonders ihre Mutter fliehen zu können, um nicht in die Gefahr zu kommen, ſie haſſen zu müſſen; denn ein weibliches Herz verzeiht einem andern weiblichen und wäre es ſelbſt dem einer Mutter, nur im Tode den Verrath in der Liebe.

Die Heirathsfeierlichkeiten wurden mit all der Pracht und gewählten Eleganz begangen, welche dem hohen Range und dem Reichthume des Bräutigams angemeſſen waren. Die vollendeten Züge der engelſchönen Julie, deren Frühlingsfriſche der bräutliche Zauber zum Ideale vergeiſterte, ihr tadelloſer Wuchs, der Lichtglanz ihrer Locken und der gewählte, ſinnige Anzug reihte ſie jenen orientaliſchen Schönheiten an, wie ſie nur die glühende, überreiche Phantaſie des Arabers träumen kann. Die ſeelenvollen Augen allein ſchienen alles Lebens beraubt, wenn ſie dieſelben gleichgiltig über die Menge ſtreifen ließ, als ob die Natur das reizende Weſen in einem Augenblicke der Gedankenloſigkeit geſchaffen, und nachdem ſie es mit ihren ſchönſten Gaben überſchüttet, ihm den unſterblichen Geiſt einzuhauchen vergeſſen hätte.

In dem Wolfzettel'ſchen Hauſe und Herzen war es über und über Feiertag; die Zimmer glichen einem Blumengarten, worin Pariſer Luxus die Pracht der Natur beſchämen zu wollen ſchien, an der Perſon des Bräutigams hatte alle Kleideemechanik ihre Wiſſenſchaft erſchöpft, der gute Geſchmack ſeine idealſten Gedanken verſchwendet und doch glich er einem Kameel neben einer zierlichen Gazelle in einem Roſenhain. Neidiſch flogen und wurzelten die Blicke der jun-

Digitized by Google

gen Männerwelt auf den diesem Moloch geopferten Reizen, obgleich ihn der Mund wegen seiner herrlichen Wahl beglückwünschte. —

„He be, ich bin ja nicht von Gestern!“ hatte er hierauf schmunzelnd geantwortet, und in der That war er nicht von Gestern, doch schien er auch nicht an das Morgen zu denken.

Drei Jahre waren seit der Verheirathung Juliens verflossen. — Albert hatte seine Lebensstellung, welcher er große Opfer gebracht zu haben sich rühmte, glücklich erreicht. Er war unvermält. Zwar hatte der Abschied von seiner Jugendliebe ihm Anfangs eine herbe Erinnerung hinterlassen, doch gab der scheinbare Triumph über sich selbst, über seine sogenannte Leidenschaft ihm in seinen Augen einen solchen Werth, daß er bald vor lauter Eitelkeit über seine hohe Rechtlichkeit vergaß, wie verächtlich er im Grunde vor dem Richterstuhle der Liebe gehandelt hatte. — So waren die Jahre der Trennung vergangen — er kehrte in seine Vaterstadt als Doktor der Rechte zurück.

Bei Gelegenheit einer öffentlichen Festlichkeit sah er Julien. Er war wie geblendet, seine ganze Jugend erwachte wieder, mit ihr die tausend Erinnerungen und liebe Beziehungen, die ihn an dieses Götterwesen geknüpft hatten, das er für immer aufgegeben. Die Erinnerung an eine große Erschütterung unsers jugendlichen Herzens kann wohl durch andere Eindrücke eine Zeitlang verdunkelt, aber nur durch eine wirkliche neue Leidenschaft verlöscht werden, diese zu fassen oder aufzugeben steht aber nicht in unserer Gewalt.

Der Gedanke an sie kehrte daher öfter in seine Seele zurück, als es für seine Ruhe nöthig war, und doch konnte er sie nicht in der Nähe sehen; doch mußte ihm ihr Haus, selbst das ihrer Eltern verschlossen bleiben, wollte er nicht indiskret erscheinen oder sich einer frostigen Begegnung aussetzen. So erschien er fremd an den lieben Oertlichkeiten seiner Jugend, seine Name war vergessen oder kaum wie der eines Verschollenen da ausgesprochen, wo er einst eine beneidete Hoffnung gewesen war.

Wenn Julie unglücklich gewesen wäre, so hätte er wenigstens den Trost gehabt, seinen Schmerz poetisch zu drapiren und seine Freunde mit dessen tragischen Schilderungen zu langweilen, aber wie durfte er jetzt nur dessen erwähnen, ohne sich lächerlich zu machen?

Sie war unbestritten die schönste, glänzendste Dame der Stadt geworden; jede Assemblée, jedes Fest, welches Anspruch auf Eleganz machte, sah sie als die Krone der Gesellschaft, jedes Theater öffnete ihr die erste Loge, die schönsten gebildetsten Männer der guten Gesellschaft stritten sich um die Ehre ihrer Nähe, buhlten um eine kleine Gunst der Gefeierten, während er den der Menge auf der Straße zur Seite gestoßen, oder sich im Theater mit den Ellenbogen platzmachend, sich auf die Zehen stellen mußte, um sie in ihrem prachtvollen Coupé vorüberfliegen zu sehen, oder einen der gleichgiltigen Blicke zu erhaschen, welche ihre Götteraugen, wie die Sonne ihre Strahlen, auf die Menge herabregnen ließen.

Nein, er konnte nicht ganz auf diesen Engel verzichtet haben! Er mußte wissen, ob nicht noch im fernsten Winkel ihres Herzens ein Gedanke an ihn lebte?

Sollten ihre Grundsätze stärker sein, als seine Liebe? Sollte ihr Herz gar keine Bedürfnisse haben? ihr Herz, das einst so glühend für ihn schlug? Denn es ist unmöglich, daß sie diesen Wolfzettel lieben kann, diesen plumpen seelenlosen Geldsack, den sie nur um sich duldet, wie die Rose den Maikäfer; es ist unmöglich, daß die Welt auf ihr Herz einen Eindruck verübt haben sollte, den sie an dem seinigen so wirksam ausgeübt hatte.

Eines Abends sah er sie tanzen.

Er war ihr seit ihrer Trennung noch nie so nahe gewesen, hatte sie noch nie so bezaubernd gesehen, sein Blick war an ihre Gestalt wie gebannt.

Sie schien weder heiter noch traurig, ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, als sie zu ihrem Tänzer sprach, doch begleiteten ihre Augen nicht die heitere Bewegung des Mundes. Diese hatten etwas heftiges, wildes, sarkastisches, das sich weniger beschreiben, als wahrnehmen läßt und als sie zu tanzen begann, sprach sich in ihrem ganzen Wesen eine herrische Bewegung aus, als ob sie irgend ein feindseliges Element mit den Füßen vernichten wollte.

Ihre Wespen-Taille überragte die aller übrigen Damen des Festes und doch drohten ihre üppigen, edlen Formen das neidenswerthe Liebchen ihrer gewählten Toilette zu sprengen, wie die Rose, welche dem Kelche entstrebt, um Schönheit und Duft auszuströmen. Gleichsam als sollte der Gegensatz ihr zur Folie dienen, hatte sie den Arm um ihre Stieftochter Henriette geschlungen, gegen welche sie allein ein aufrichtiges, herzliches Lächeln, ein wahres, treues Wort zu haben schien. Sie war die Königin des Festes und wußte dies, ohne es zu achten. —

Und dieses Weib wäre sein gewesen, er hätte in allen diesen Götterreizen schwelgen, an den Blitzen dieses Geistes sich berauschen können. — — — Er floh vernichtet aus dem Saale und weinte bitterlich. —

Seit jenem Augenblicke hatte er nur einen Gedanken, den mit Julien zu sprechen, koste es auch, was es wolle.

Sie hatte ihn ja einst geliebt! — Auf diesen Gedanken hin machte er tausend Pläne, sich ihr zu nähern, um sie wieder alle als gefährlich zu verwerfen; so verflossen abermals zwei Monate, ohne jedoch an seinem wilden Liebesschmerze die der Zeit eigenthümliche Wohlthat zu üben, bis er endlich den verzweifelten Entschluß faßte, sich ihr Abends heimlich vorzustellen, und, sei es mit Gewalt, in ihr Hotel zu dringen, da er es öffentlich nicht wagen durfte.

Es war die neunte Stunde eines schwülen Sommerabends, als er sich mit zagendem Muthe auf den Weg machte. Die Tages- und Jahreszeit ließ ihn hoffen, daß die einzelnen Glieder der Familie vor dem Soupée in ihre Appartements oder den Garten zurückgezogen und keine Besuche gegenwärtig sein würden. Wohl nicht in der ersten, aber in der letzten Voraussetzung schien er sich getäuscht zu haben, wie ihn wenigstens ein vor dem Portale haltender Wagen glauben ließ. Dennoch stieg er die breite Treppe hinauf, kein Mensch war auf dem Corridor, kein Kammerdiener in der Antichambre. Er fand die Thüre zu einem Zimmer offen und trat mit zagendem Fuße in ein Kabinet. Dies war nur von dem zauberhaften Lichte einer alabasternen Lampe magisch erhellt, welche auf bronzenen Armschalen die tanzende Flamme schaukelte, daß die neckenden Strahlen auf den prachtvollen Möbeln wie schelmische Geister hin und her zuckten; von der Blumenterasse des Hintergrundes, welche ein Papagey auf goldenem Reife bewachte, strömte berauschender Wohlgeruch und eine späte Nachtigall erzählte der entzückenden Abendkühle ihre Liebessehnsucht in langen sterbenden Tönen.

Albert glaubte, dem stillen Heiligthume einer schlafenden Gottheit zu nahen. Plötzlich ließen sich Stimmen hören, da war all' sein Muth hin; er wollte fliehen, doch schon ist das Geräusch ganz nahe, es ist Julie, welche spricht, eine Thür wird geöffnet, — es bleibt ihm nur noch soviel Zeit, sich hinter eine Fensterdraperie zu flüchten.

Sie war es wirklich, welche eine abschiednehmende Freundin in das Vorzimmer begleitete. Die Damen umarmten sich, und Julie wendet sich, als die Freundin geschieden war, wie eine Sylphe nach der Thüre des Hintergrundes. In diesem Augenblicke trat der Lauschende mit halb gesenkten Blicken und hochklopfendem Herzen ihr in den Weg.

Sie blieb wenig überrascht stehen, ein Ausdruck hämischer Freude flog über ihre Züge.

„Sie hier? Sie? Was wollen Sie von mir?“

Wenn sie erschrocken, erzürnt gewesen wäre, wenn ein kleiner Ausruf heftiger Gemüthsbewegung nur einen Funken Theilnahme verrathen hätte — würde Albert einen leisen Anklang an die Vergangenheit gefunden haben, welcher ihn ermuthigt hatte, aber nichtssagend, gleichgiltig wie einen Lakay ihn befragend, der einen Auftrag bringt, hatte sie gesprochen, und ihre kalten, unbeweglichen Blicke drangen fröstelnd in sein Mark.

Digitized by Google

Nach einer langen Pause hatte er endlich so weit seine Fassung wieder gewonnen, um die Worte zu stammeln:

„O, was habe ich gelitten in der Entfernung von Ihnen, geliebte Julie! wie habe ich ge — — —"

„Ach jetzt verstehe ich erst!" lachte die Angeredete mit hämischem Sarkasmus auf — „das ist so viel, als eine Liebeserklärung! Gut, recht gut, nur für das Leben trivial und für den Roman passé! Einst beliebte es Ihnen, mein Herz wie eine unmodische Précieuse in's Versatzamt zu geben; waren jetzt vielleicht gesonnen, dasselbe einzulösen, — das ist ja wohl der Zweck Ihres Besuches, wenn ich Sie recht verstehe? Erst überlassen Sie mich allen Qualen einer wahrhaft verzweifelten Lage, da ich Sie treu und innig liebte, und nachdem Sie das lebensfrohe, reine, glückliche Mädchen aufgegeben haben, nahen Sie sich der bis in's innerste Leben beleidigten Gattin in der Meinung, eine Verworfene zu finden, welche, um Ihrer würdig zu sein, heilige, wenn auch verhaßte Pflichten mit Füßen tritt. Doch, wie genau ich Sie kenne, mag Ihnen der Umstand beweisen, daß ich Sie wirklich erwartet habe!" —

Obschon diese Worte ohne alle Bewegung, ruhig, ja fast leise gesprochen wurden, übten sie doch auf den Hörer die ungefähre Wirkung von Keulenschlägen aus, der Kopf drehte sich ihm im Kreise, er mußte sich an eine Stuhllehne stützen, um nicht zu sinken.

Julie stand wie angewurzelt, sie harrte seiner Antwort. —

Endlich hatte er sich gefaßt; er wagte einen letzten verzweifelten Versuch, — zu ihren Füßen stürzend; Thränen in den Augen rief er, vielleicht jetzt mit wahrem Gefühle:

„O vernichte mich nicht ganz, du einziger Gedanke meines Lebens! Verzeihe die gränzenlose Unbesonnenheit meiner Vergangenheit, denn deine Verachtung macht mich wahnsinnig, ich habe erst in der Trennung von dir erkannt, daß du mein Leben, mein Alles bist!"

Doch auch dieses Mittel verfehlte seinen Zweck. —

„Ich sehe wohl" — antwortete Julie, einen halben Schritt zurücktretend — „daß Sie stets nur für sich und Ihren Genuß gedacht haben, und daß Sie wohl recht hatten, als sie unsere Jugendliebe eben eine Jugenderscheinung nannten; aber sagen Sie mir, Mann, für den ich keinen Name habe! haben Sie, der alle seine Schritte so vernünftig überlegt, gar nicht bei dem heutigen an die Gefahr gedacht, welcher Sie sich aussetzen, wenn jetzt mein Mann hereintritt? Was würden Sie thun?"

Als wie auf das Schlagwort eines Schauspielers, öffnete sich in diesem Augenblick hinter Adolphs Rücken geräuschlos eine Tapetenthüre, der Baron Wolfzettel, seine Tochter Henriette am Arm; und hinter ihm zwei Bedienten mit silbernen Armleuchtern traten herein. Er kam, seine Gattin zum Soupé zu geleiten.

So schnell auch der überraschte Liebhaber beim ersten Geräusch aus seiner knieenden Stellung aufgesprungen war, hatten doch die argwöhnischen Blicke des zur Eifersucht stark disponirten Ehegatten die wahre Sachlage erkannt und seine Stirn runzelte sich in Falten, welche der ersten Hälfte seines Namens Ehre gemacht hätten. Er schien nicht ungeneigt, den Verwicklungsknoten, wie Alexander den gordischen, gewaltsam zu zerhauen, wie wenigstens die eingekniffene Lippe und geballte Faust zu verrathen schien. Alberts Gesicht war wie in Purpurfarbe getaucht.

Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Ohne jedoch gegenseitigen Erklärungen Raum zu geben, ließ Julie die Beleuchter dieser Scene durch einen Wink unsichtbar werden, und wandte sich, den verwirrten Adolph an der Hand fassend, mit unaussprechlicher Grazie zu ihrem Gatten:

„Mein lieber Zebedäus, ich stelle dir hier unsern Cousin Adolph vor, von welchem du schon im Hause meiner Mutter wirst haben sprechen hören!"

„Ja — ja — erinnere mich — der gewisse Adolph! nicht wahr?" antwortete der einem Ausbruch nahe Zebedäus mit einer Art von unwillkührlicher Verbeugung, welche sich jedoch weit mehr schmeicheln durfte, eine gerade Linie zu sein, während manche Andeutungen aus Juliens Vergangenheit sich vor seiner Seele zu einem Bilde zusammenstellten, wodurch seine Eifersucht neue Nahrung erhielt

„Ganz recht, mein Herzensmännchen!" — lächelte, sich ihrer Zaubergewalt bewußt, die anbesaagene Gattin — „ganz recht, derselbe! Er lebte immer in seinen Studien begraben und opferte uns mit unserer profanen Wirklichkeit ganz den Musen auf; dafür ist er aber auch jetzt schon Doktor aller Rechte und Unrechte mit 23 Jahren . ."

„Freue mich, freue mich!" knurrte das reißende Thier — „nur wundere ich mich auch, daß wir heute so spät — und gerade meine Frau allein — die Ehre haben; der Herr Doktor schienen eine Gruppe zu studieren, als ich eintrat — wenn ich vielleicht mich auch dazu anbieten darf — habe auch in meiner Jugend Sprichwörter aufführen helfen!" — — —

Diese herausfordernden Redensarten gingen vom **Dur** des verhaltenen Zornes im Tempo **rubato crescendo** zum **Furioso** über und schienen sich in eine furchtbare Disharmonie auflösen zu wollen, Julie jedoch war auf Alles vorbereitet; sie fuhr fort:

„Die Absicht, in der unser junger Freund uns heute noch so spät beehrt, wird dich gewiß nur sehr angenehm überraschen, wie ich mich selbst durch dieselbe unendlich glücklich fühle! (Hier flog ein stechender Blick auf den Gepeinigten.) Ich hatte dir, mein lieber Zebedäus! nie von einer Idee unsers Cousins Adolph gesprochen, die er schon meiner Mutter mitgetheilt hatte, weil ich weiß, daß die jungen Herrn flatterhaft sind, wenn sie auch Doktoren der Rechte heißen; doch da er seine stille, heftige Leidenschaft schon drei Jahre in gleicher Stärke bewahrt, und, von ihr bewegt, mich noch so spät Abends um meine Fürsprache bei dir selbst fußfällig anflehte, so finde ich durchaus nichts mehr dagegen einzuwenden und hoffe auch deiner Zustimmung, geliebtes Männchen! gewiß zu sein, wenn ich hiemit seinen glühenden Wünschen nachgebe und ihm die Hand unserer Tochter Henriette zusage, um welche er vorhin anhielt; dies war der Grund seines Fußfalles — ich hoffe, meine gute Stieftochter wird nicht das Unglück Adolphs wollen, welcher sonst, wie ich seinen Charakter fürchte — im Stande wäre, sich ein Leid anzuthun!"

Beim Schluß ihrer Rede hatte sie das reizlose Mädchen in ihre Arme genommen, und liebkoste die Verwirrte, welche auf alle möglichen Möglichkeiten der Welt eher gefaßt war, als daß ein junger, noch obendrein nicht häßlicher junger Mann aus Liebe zu ihr verrückt werden wolle; doch schien sie mit dieser Art Wahnsinn gar nicht unzufrieden.

Wenn eine Elektrisirmaschine eine Ladung, um einen Stier zu erschlagen, auf Adolph entleert hätte, würde sie keine größere Wirkung hervorgebracht haben, als diese zerschmetternde Wendung. Die Zunge klebte an seinem Gaumen, die Kopfhaut rieselte ihm wie kochendes Blei, er konnte nicht sprechen.

Erst in den Armen des Barons erwachte er zu einigem Selbstbewußtsein. Dieser war alle Gefühls-Stadien von Genugthuung, Beschämung, Reue, Freude, bis zur Krisis des höchsten Entzückens durchgegangen, und indem er daher den jetzt doppelt geliebten Vetter mit einer unwillkührlichen Thräne an das Herz drückte, krachten jenem von dieser kolossalen Väterlichkeit die Rippen. —

Der einzige Harmlose in der Gesellschaft war der Papagey auf seinem Goldreife, welcher jubelnd hineinschrie: „Bravo Figaro! Bravo Figaro!" Wolfzettel konnte seiner Freude kein Ende finden, er führte seine Tochter dem improvisirten Bräutigam selbst zu, und gab nicht eher nach, als bis Adolph beim glänzenden Soupée Henriettens zur Seite saß, und er im brüselnden Champagner die Gesundheit der Liebenden ausbringen konnte; auch Julie stieß mit Adolph an, indem sie pathetisch dazu deklamirte:

„Wo sich das Herz zum Herzen findet,
Da gibt es einen guten Klang!" —

Adolph saß wie auf stählernen Dornen; Zorn und Beschämung zerrissen seine Seele, ohne daß er sich verrathen durfte, wollte er nicht das Gespötte der ganzen Stadt werden, und den Fluch der Lächerlichkeit ewig mit sich herumschleppen, welcher noch unzertrennlicher wie der Schatten ist, weil er auch ohne Beleuchtung stets an uns haftet. — Mit fast unmenschlicher Gewalt beobachtete er gegen seine aufgezwungene Braut die Pflicht höflicher Rücksicht und Julie

Digitized by Google

lächelte zum ersten Male seit drei Jahren aus voller Seele, — dieser Augenblick vergalt ihren Schmerz der Jelänger-Laube, weg die mendenlange Pein ihres gefolterten Herzens auf — denn sie hatte Adolph wahrhaft geliebt! —

Endlich war die Ewigkeit des Soupées verübrt, und in dem Wagen des Barons Wolfzettel nach Hause fahrend, drückte sich der Herr Doktor in die Kissen und — weinte vor Zorn wie ein Kind. —

Den andern Tag machte der zukünftige Herr Schwiegervater dem Herrn Sohne Visite, und dieser nahm ihn mit aller Feinheit eines Weltmannes auf, nachdem er trotz Thränen und Kummer in der Nacht berechnet hatte, daß, wenn man 120,000 Gulden heirathet, die Frau dabei doch am Ende Nebensache sei, und ein Doktor der Rechte durch den Rechtsweg ja manchmal rechts weg geführt werden könne, wenn gerade nicht Ferien im Ehestands-Kalender vorgezeichnet sein sollten, und daß überhaupt in dem glücklichsten Falle die Ehe den der Liebe komme, wie der Weinessig den den Trauben.

Mit einem Worte, Julie hatte seinen Charakter ganz richtig beurtheilt, er war zu schwach, um nein zu sagen oder sich einem Widerstand auszusetzen, und zu sehr Genußmensch, um nicht für Henriettens Mitgift dieser ein falsches Gesicht zu heucheln. —

Acht Tage darauf fand in allem Glanze die Hochzeit statt, und als hätte das Geschick die Fortsetzung der Rache Julien übernommen, brach an demselben Tage der Bankerott eines großen Handlungshauses aus, bei dem beinahe das ganze Vermögen Henriettens niedergelegt war, daß auch diese Verspectire auf Entschädigung dem gezwungenen Gatten genommen war. Von dem Schwiegervater aber konnte er keinen neuen Gehalt erwarten, nachdem die kluge Julie, wie eine solche Katastrophe ahnend, in einer Stunde guter Laune den Gatten vermocht hatte, ihr sein ganzes Vermögen zu verschreiben. —

Wenige Tage darauf reiste der Baron Wolfzettel mit seiner Gattin nach Paris, wo Julie in ungeheurer Verschwendung lebte, ohne je nach Deutschland zurückzukehren. Nach dem Tode ihres Gatten ging sie in das Kloster der Schwestern des coeur sacré und vermachte den Rest ihres Vermögens milden Stiftungen.

Mittelalterliche Kleidertrachten.

Man hat viel über die Mängel und Gebrechen des Mittelalters gesprochen, und zum Theil nicht mit Unrecht. Dem sei jedoch wie ihm wolle, ein großer Vorzug vor der Jetzzeit läßt sich ihm nicht absireiten: die Mannigfaltigkeit. In Staat und Kirche, im öffentlichen und Privat-Leben, im Höchsten wie im Geringsten äußerte sich jene bunte Vielformigkeit, die der Dichtkunst und Malerei ganz andere Gegenstände darbot, als unserer, Alles nach einem Maaßstabe messende, grau in grau verschwimmende Zeit. Wie verschieden und scharf abgegränzt waren z. B. im Geringfügigen zu vergleichen, die Kleidertrachten. Jeder Stand hatte seine eigenthümliche Kleidung, und durfte, bei Abndung, keine Uibergriffe in die der andern Stände thun. Welche Wichtigkeit man diesen Unterschieden beilegte, zeigt die ängstliche Genauigkeit der zahlreichen Aufwandsgesetze bei allen Nationen. Wir wollen dem geehrten Leser, Beispiels halber, das unter Philipp dem Schönen, im Jahre 1294 in Frankreich erlassene Luxusgesetz vorlegen. Es lautet wie folgt:

„Kein Bürger noch Bürgersfrau soll graues Pelzwerk oder Hermelin tragen, so wie auch nicht Gold, Edelsteine, goldene oder silberne Ketten. Kein Geistlicher, wenn er nicht Prälat ist, darf Pelzwerk tragen, ausgenommen als Besatz der Kappe.

Digitized by Google

Herzoge, Grafen und Barone, die Grundeigenthum im Werthe von 200,000 fl. C. M. oder darüber besitzen, können sich vier Paar Kleider des Jahrs machen lassen, aber ja nicht mehr. Eben so ihre Frauen.

Kein Ritter darf seinem Gefolge mehr als zwei Paar Kleider im Jahre geben.

Prälaten und Ritter dürfen blos zwei Anzüge des Jahrs haben, sie mögen nun gekauft oder geschenkt sein.

Ritter, die ein Grundeigenthum von 100,000 fl. C. M. oder mehr haben, und Bannerherren können drei Anzüge des Jahrs tragen, aber nicht mehr.

Kein Prälat darf seinem Gefolge mehr als einen Anzug und zwei Mützen jährlich geben.

Kein Junker darf mehr als zwei Paar Kleider haben.

Hausbediente dürfen nur ein Paar des Jahrs erhalten.

Kein adeliches Fräulein, wenn sie nicht Burgfrau oder 60,000 fl. C. M. in Grundeigenthum reich ist, darf mehr, als einen Anzug des Jahrs haben."

Hierauf folgt die Bestimmung des Preises der Stoffe, die jedem Stande gestattet sind. So darf beim höchsten Adel der Preis des Stoffes nicht 25 Sous Turneis*) übersteigen. Für Kastellane, Bannerherren und die Ritter ihres Gefolges ist er auf 18 Sous bestimmt; auf 16 für Geistliche, die mit einer Würde bekleidet sind; auf 15 für die Söhne der Bannerherren und Kastellane; auf 12 für Bürger, die 20,000 Livres im Vermögen haben, auf 16 für ihre Frauen; auf 10 für die Junker, die aus Eigenem leben, und die geringeren Bürger; endlich auf 7 für die kleinen Edelleute, die im Schutze der Großen leben.

Die beigefügten Abbildungen sind nach Miniaturgemälden aus der Regierung Philipp des Schönen.

Strafen im Mittelalter.

Die oben gerühmte Mannigfaltigkeit des Mittelalters erstreckte sich auch auf die Strafen. Wie verschiedenartig war z. B. die Todesstrafe! Köpfen, hängen und zwar am Halse und an den Füßen, pfählen, rädern, von Pferden zerreißen lassen, mit glühenden Zangen zu Tode zwicken, verbrennen. Welcher reichhaltige Kataleg! Und so durch alle Abstufungen herab.

Unsere Abbildung zeigt zwei Correctionsstrafen, die die Stelle unseres Prangers vertreten. Ein Stadtsergeant fährt auf einem zweirädrigen Karren, an dessen hinterem Ende zwei Übelthäter mit den Händen angebunden sind. Sie sind nackt bis an den Gürtel und tragen auf dem Rücken eine Tafel, die ihr Vergehen anzeigt. Auf jedem öffentlichen Platze wird angehalten, und ihnen eine bestimmte Tracht Staupenschläge zugetheilt. So wandern sie ein- oder mehreremal durch die ganze Stadt. Die andere Gruppe zeigt eine Weibsperson, die wegen liederlichem Wandel zur Strafe des Eselreitens verurtheilt ist. Sie sitzt verkehrt auf dem Esel, und muß sich, um nicht herabzufallen, an seinem Schweife festhalten, während aus Spott ein Prachthimmel über sie gehalten wird. Übrigens ist die Zweckmäßigkeit dieser Strafen sehr zu bezweifeln. Dem verhärteten Böswicht boten sie nur die Gelegenheit, seine freche Verachtung des Gesetzes öffentlich an den Tag zu legen; bei dem nicht ganz Verderbten erstickten sie den letzten Funken von Scham.

*) Ein Sou Turneis ist der zwanzigste Theil einer Livre Turneis. Diese aber um 1¼ p. Ct. im innern Werthe schlechter als ein Franc (beiläufig 23 kr. C. M.); so daß 80 Francs mit 81 Livres im Feingehalt gleich sind. Obiger Preisansatz würde daher sehr niedrig erscheinen, müßte man nicht die Seltenheit und somit den hohen Werth des damaligen Geldes mit in Rechnung ziehen.

Digitized by Google

Agraffe Kaiser Karl's V.

Dieses historische Kleinod, das unsere Abbildung in seinem natürlichen Maaßstabe wiedergibt und das sich gegenwärtig in der Sammlung Debruges zu Paris befindet, ist mit Edelsteinen ganz bedeckt. Der untere Theil des Halses, der Bauch und die Flügel des österreichischen Adlers sind mit Rubinen besetzt. Die Mitte der Krone füllt eine große Perle; auch am Schnabel, am Schweife und an den Klauen hängen Perlen von großem Werthe. Eine einzelne Raute dient dem Adler als Grund und Rahmen; der Rand dieser Raute ist mit Sapphiren, Perlen, Amethysten und Smaragden verziert. Die Halbkreise, die die Raute umschließen, sind mit weißem, rothem und grünem Schmelze ausgelegt, und enthalten acht Reliquienkästchen mit silbernen Deckeln, in denen sich feiner Knochensplitter von acht Heiligen befanden, deren Namen an den Reliquarien von außen verzeichnet sind, nämlich: St. Martin, Andreas, Margarita, Nicolaus, Petrus, Hippolytus, Eoustantius und Laurentius.

Ist nun diese Agraffe durch die Kostbarkeit des Materials und die Gediegenheit der Arbeit schon als Kunstwerk von bedeutendem Werthe, so erhält sie einen noch größern historischen als Nachlaß eines Mannes, der in den Annalen der Welt wenige seines Gleichen zählt, eines Mannes, um den sich die Geschichte Europa's in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, als um ihren Mittelpunkt, bewegt, und mit dem für die Politik des europäischen Staatensystems eine neue Aera begann. Karl V. war ein österreichischer Prinz, und wir glauben jenen Lesern, denen es an Zeit oder Gelegenheit mangelt, größere Geschichts-

Digitized by Google

werke zu lesen, einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen eine gedrängte Biographie dieses Fürsten vor Augen legen, der zum Glanze und zur Größe des Hauses Oesterreich nicht wenig beigetragen hat.

Er wurde am 24. Februar 1500 zu Gent geboren. Seine Eltern waren Philipp von Oesterreich und Johanna von Castilien; seine väterlichen Großeltern Kaiser Maximilian I. und Maria, Erbtochter von Burgund, das einzige Kind Karls des Kühnen; seine mütterlichen Großeltern, Ferdinand der Katholische von Arragonien und Isabella von Kastilien. Die schönsten und reichsten Länder Europa's waren durch drei Heirathen zusammengebracht worden, um ihm ein Reich zu gründen, wie seit Karl dem Großen die Welt keines gesehen hatte; und Columbus hatte wenige Jahre vorher Amerika entdeckt, um ihm das Gold zu seinen Unternehmungen zu liefern.

Karl erhielt auch eine Erziehung, wie sie seiner künftigen Bestimmung würdig war; denn Wilhelm von Croi, Herr von Chièvres, dessen Oheim er anvertraut wurde, lehrte ihn die Geschichte, bildete ihn für die Geschäfte des Staates und pflanzte ihm jene ernste Würde ein, die ihm durch sein ganzes Leben eigen war; doch zog ihn seine Neigung schon in früher Jugend zu den kriegerischen Uebungen, mit denen er sich vorzüglich beschäftigte. Als sein Großvater Ferdinand im Jahre 1516 starb, bemächtigte sich Karl der Regierung und zwar gegen den Willen der spanischen Großen, die lieber seine wahnsinnige, zum regieren unfähige Mutter Johanna auf dem Throne gesehen hätten. Dies und seine Vorliebe für die im Gefolge mitgebrachten Niederländer, denen er zu vielen Einfluß verstattete, regte die Gemüther bald so sehr gegen ihn auf, daß es nur der weisen Staatsklugheit seines großen Ministers, Cardinal Ximenes zuzuschreiben war, daß nicht damals schon Unruhen ausbrachen. Nach dem Tode Maximilians im Jahre 1519 wurde der neunzehnjährige Jüngling, vorzüglich auf Empfehlung des Churfürsten Friedrich von Sachsen, zum Kaiser gewählt, konnte aber Spanien, das noch nicht völlig beruhigt war, erst im Jahre 1520 verlassen, um von seiner Würde Besitz zu nehmen. Den Weg dahin nahm er zur See, da er für den Fall eines Conflicts mit Frankreich, Heinrich VIII. von England für sich gewinnen wollte. Am 22. Oktober 1520 wurde er zu Aachen gekrönt, und schrieb 1521 einen großen Reichstag nach Worms aus, um den durch die Reformation entstandenen Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen und die Angelegenheiten des Reichs zu ordnen. Da Luther nicht widerrufen wollte, sprach er die Reichsacht über ihn aus und kehrte im Jahre 1522 nach Spanien zurück, um die Städte Castiliens, die sich in offenem Aufruhr gegen ihn befanden, zu züchtigen. Während er hier siegte, hatte Sultan Soliman der Große Belgrad erobert, und Frankreich war ohne vorhergegangene Kriegserklärung in Navarra und die Niederlande eingefallen. Heinrich VIII. wollte auf dem Congreß zu Calais vermitteln, der Friede kam aber, hauptsächlich durch die Hartnäckigkeit Franz des I., nicht zu Stande, und Heinrich erklärte sich für Karl. Der zwischen Beiden verabredete Angriff auf Frankreich schlug zwar gänzlich fehl; doch wurden die Franzosen in Italien von den kaiserlichen Generalen Colonna und Frundsberg aus Parma, Piacenza und Mailand vertrieben, und der Connetable von Bourbon ging zur kaiserlichen Partei über, ein Ereigniß, das an sich schon für einen großen Sieg galt. Noch höher stieg der Ruhm der kaiserlichen Waffen, als Franz am 24. Februar 1525 in der Schlacht bei Pavia auf's Haupt geschlagen und zum Gefangenen gemacht wurde. Der Kaiser benahm sich mit der größten Mäßigung; nichts desoweniger benützte er die Gelegenheit, und gab Franzen nicht eher die Freiheit wieder, als bis er im Vertrage zu Madrid in harte Bedingungen, zu deren Sicherung er zwei seiner Söhne als Geißeln stellen mußte, gewilligt hatte. Auch in Deutschland lächelte Karln das Glück. Er beendigte den Bauernkrieg und die Sickingischen Händel und brachte die dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg abgenommenen Länder an sich, die er nebst den österreichischen Erbländern seinem Bruder Ferdinand übertrug.

Karls ununterbrochenes Glück erregte die Eifersucht der anderen Mächte, und Pabst Clemens VII. verband sich mit Frankreich und den italienischen Hauptstaaten, um ihn aus Italien zu verdrängen; doch der Kaiser siegte auch hier. Franz Sforza, Herzog von Mailand, wurde entsetzt, der Kirchenstaat mit Krieg überzogen, und Rom von den Truppen des Connetable, der, beim Sturm von einer Kugel getroffen, gefallen war, eingenommen und geplündert. Karl verläugnete auch hier nicht seine Mäßigung, und schloß am 29. Juni 1529 zu Barcelona mit dem Papste, und fünf Wochen später zu Cambrai auch mit Franz I., den er indessen in Italien gänzlich besiegt hatte, Frieden. Der unbedingte Besitz Italiens, die Ertheilung der römischen Kaiserkrönung zu Bologna und die Zahlung der Kriegskosten waren die Vortheile, die ihm dieser Friede brachte. Nachdem er so in Italien alle seine Pläne durchgesetzt hatte, und nichts mehr zu thun übrig war, brach er nach einer Abwesenheit von acht Jahren im März 1530 nach Deutschland auf, um die Religionsspaltung wo möglich zu heilen, und die Reichsstände gegen die Türken, die Ungarn verheert und 1529 Wien belagert hatten, zur Hilfe aufzufordern. Aber auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1530 schlugen alle seine Bemühungen fehl, weil er die protestantische Confession nicht anerkennen wollte, und 1531 bildete sich sogar der Schmalkaldische Bund gegen ihn, und trat mit den Königen von Frankreich und England in ein geheimes Einverständniß; auch die Türken drängten. Um der Gefahr vorzubeugen gab Karl den Nürnberger Religionsfrieden, und nun stellten die Protestanten ihre Contingente zum Türkenzuge. Der kaiserliche Feldhauptmann, Sebastian Schertlin überfiel das Heer der Ungläubigen und tödtete ihnen 16,000 Mann; worauf Soliman II. die Ankunft des kaiserlichen Hauptheeres von 80,000 Mann nicht abwartete, und sich nach Ungarn zurückzog. Nun entließ Karl die deutschen Hilfstruppen, ging nach Italien, und hierauf nach Spanien, von wo er 1535 einen Feldzug nach Afrika gegen den Seeräuber Heiraddin Barbarossa unternahm, der sich in Tunis festgesetzt hatte und von dort aus seine Raubschiffe auf die spanischen und italienischen Kauffartheyschiffe losließ. Er eroberte Tunis, gab es als Lehen der spanischen Krone dem rechtmäßigen Herrscher Mulei-Hassan zurück, und entließ 22,000 befreite christliche Sklaven in ihre Heimat.

Unterdessen war in Deutschland der schwäbische Bund im Jahre 1533 auseinander gegangen und von Herzog Ulrich von Würtemberg mit Hilfe Philipps von Hessen sein Herzogthum wieder erobert worden. Zugleich erneuerte der mit Soliman II. verbündete König Franz seine Ansprüche auf Mailand und fiel, während der Sultan Ungarn angriff, in Italien ein. Auch aus diesem Kampfe ging Karl siegreich hervor, und es wurde am 18. Mai 1538 zu Nizza ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, den aber Franz schon im Jahre 1542 brach. Karls Einfall in die Champagne und des Genuesers Andreas Doria Sieg über die vereinigte türkisch-französische Flotte führte den für den Kaiser vortheilhaften Frieden zu Crespy am 18. September 1544 herbei. Da die Heilung des Schisma ihm vorzüglich am Herzen lag, war er über die im Schmalkaldischen Bunde zusammengetretenen Fürsten erzürnt, weil sie sich geweigert hatten, das Concil zu Trident zu beschicken. Um sie zu demüthigen, verband er sich mit dem Papste, dem Herzog Moritz von Sachsen und dem römischen König Ferdinand, sprach über die Häupter des Bundes die Acht aus, drang schnell gegen die Verbündeten vor, und besiegte sie in der Schlacht bei Mühlberg am 25. April 1547. Er entsetzte Johann Friedrich von Sachsen seiner Churwürde, verlieh sie dem Herzog Moritz von Sachsen, übertrug diesem 1550 die Exekution der Acht gegen das hartnäckige Magdeburg und gab auf dem Reichstag zu Augsburg das Interim. Die allgemeine Unzufriedenheit benützte der doppelt treulose Churfürst Moritz, um seinen längst gehegten Plan zur Rettung des Protestantismus auszuführen. Er schloß ein geheimes Bündniß mit Heinrich II. von Frankreich, drang 1552 rasch nach Innsbruck vor, nöthigte den ihm vertrauenden, gichtlahmen Kaiser zur Flucht und zwang ihn den Vertrag zu Passau vom 2. August 1552 ab, der den Protestanten völlige Religionsfreiheit gewährte. Die bittere Frucht dieses Verrathes war der Verlust der lothringischen Bisthümer Metz, Toul und Verdun an Frankreich, bei dem sie bis auf die heutige Zeit geblieben sind. Durch körperliche Leiden verstimmt, und des Regierens satt, verließ er Deutschland für

Digitized by Google

immer, und übertrug seinem Sohne Philipp 1555 die Regierung der Niederlande, 1556 die von Spanien und Neapel und behielt sich nur ein Jahrgeld von 100,000 Dukaten vor. Nach einem kurzen Aufenthalte in den Niederlanden, den er noch zur Abschließung eines fünfjährigen Waffenstillstands zwischen Spanien und Frankreich benützte, begab er sich, mit einem kleinen Gefolge zu Schiffe nach Spanien, wählte ein Kloster in Estremadura zu seinem Aufenthalte und theilte zwei Jahre seine Zeit zwischen Andachtsübungen, mechanischen Künsten und Handarbeiten. Seine Lieblingserholung war die Uhrmacherei, und man erzählt, daß er, nachdem er sich lange vergeblich bemühet hatte, zwei Uhren in gänzliche Uebereinstimmung zu bringen, in die Worte ausgebrochen sei: „Ich kann nicht zwei Uhren einerlei Sinnes machen, wie konnte es mir bei Millionen Menschen gelingen?“ Er starb am 21. September 1558.

Hütten der Australier.

Man findet bei den Australiern die verschiedenartigste und mannigfaltigste Bauart; doch können ihre pallastähnlichsten Gebäude den Vergleich mit der elendesten europäischen Bauerhütte nicht aushalten.

Die Australier um Portjackson haben keinen festen Wohnplatz; sie begeben sich zur Ruhe, wo sie die Nacht überfällt. Gemeiniglich lagern sie sich an der Seeküste in Felsenhöhlen, wo sie vor dem Regen Schutz finden, und machen sich ein tüchtiges Feuer darin an. Dadurch wird der ganze Felsen rings um sie her so erhitzt, daß er wie ein Ofen eine beträchtliche Zeit warm bleibt. Dann legen sie sich auf ein wenig getrocknetes Gras nieder. Diese von der Natur dargebotenen Höhlen sind vorzugsweise die Ursache, daß die Australier in diesen Gegenden nicht künstliche Wohnungen herzustellen genöthigt sind.

Die einfachsten Gebäude bestehen in Vandiemensland aus bloßen Schirmen; man stellt senkrecht Pfähle im Halbzirkel und befestigt Baumrinden daran. Die offene Seite ist dem Meere zugewendet.

In den Wäldern, wo der höhlenreiche Sandstein nicht zu Tage steht, erbauen die Einwohner leichte Hütten. Sie bestehen aus einzelnen Stücken Baumrinde, welche etwa 11 Fuß hoch und 4 bis 6 Fuß breit sind, die man frisch vom Baum gelöset, in der Mitte einbiegt und so aufstellt, daß sie einen scharfen Winkel bilden, und Kartenhäusern ähnlich sehen. Sie gewähren nur geringen Raum, aber nothdürftigen Schutz gegen einen Regenguß. Der vornehmste Zweck derselben scheint jedoch der zu sein, den Jäger vor den Blicken der zu erlegenden Thiere zu verbergen. Ihre Größe ist verschieden; manche fassen nur einen, andere 6 bis 8 Menschen.

In Australien kommen Hütten vor, welche zwar die kartenhausähnliche Bauart haben, aber auf einem sorgfältig gearbeiteten Fachwerke ruhen, das fester verflechten und mit Gras und Theebaumrinde bedeckt, den Regen vollkommen abhält. Sie sind zuweilen sogar in mehrere Räume abgetheilt, und mit einem künstlichen, zum Eingang dienenden Vorbau versehen.

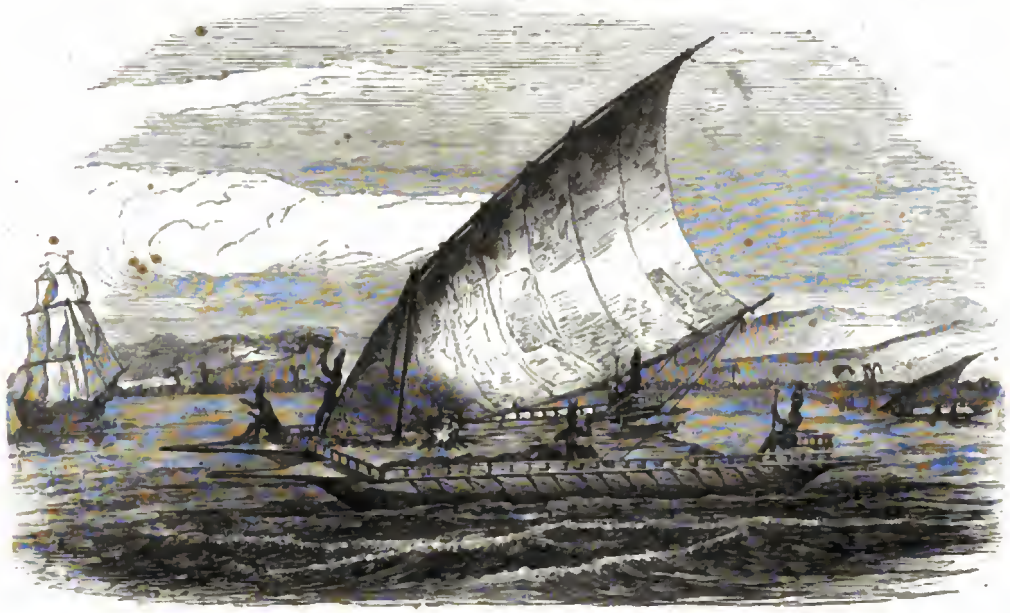
In Westaustralien gleichen die Hütten halbdurchschnittenen Bienenkörben; sie bestehen aus einem runden Fachwerke von Zweigen, und einer Decke von Gras und Rinde, vor der offenen Seite brennt das Feuer. Doch bemerkt man dort auch große durch Feuer ausgehöhlte Bäume, in denen die Aermeren wohnen.

Die sorgfältigste Bauart findet auf der Nordostküste Statt. Die Hütten sind entweder kugelförmig, kreis- oder eirund, von festem Fachwerk mit Gras, Palmblättern oder Sand bedeckt; oder sie gleichen unsern Schuppen. Vor der offenen, dem Winde abgewendeten

Digitized by Google

Seite brennt das Feuer, das bei der Unzulänglichkeit ihrer Wohnungen und dem Mangel an Bekleidung dem Australier das unumgänglichste Bedürfniß ist. Die Art, wie sie dasselbe entzünden, ist genau die der südamerikanischen Wilden, nämlich durch das Aneinanderreiben zweier Hölzer; da aber dieses Verfahren sehr mühsam und langwierig ist, so führen sie stets einen Feuerbrand bei sich. Wenn eine Familie herumzieht, muß ein halberwachsener Knabe das brennende Stück Holz tragen, und wo sie sich setzen, selbst auf ihren Kähnen, wird stets Feuer angezündet. Alle Reisenden stimmen darin überein, daß sie die Australier nie ohne Feuer fanden.

Fahrzeuge der Australier.



Das Festland von Australien bietet seinen Bewohnern nur wenig Nahrungsmittel dar, und sie sind daher genöthigt, dieselben im Meere aufzusuchen. Man sollte also denken, daß sie es in der Schifffahrt weit gebracht haben müßten; dies ist aber keineswegs der Fall und ein Zeugniß mehr, daß die Bewohner dieses fünften Welttheils, was geistige Fähigkeiten betrifft, unter allen bisher bekannten Völkern der Erde, die niedrigste Stufe einnehmen. In Vandiemensland braucht man, um Meeresarme und Flüsse zu übersetzen, rohe Flösse aus Rindenstreifen oder Rohr, die man mit Grashalmen zusammen bindet, und so bald sie benutzt sind, liegen läßt.

Auf den Dampier-Inseln dient ein roher, unbehauener Baumstamm als Fahrzeug, auf dem rittlings sitzend, man sich mit den flachen Händen fortrudert. Im Carpentaria-Golf verfertigen die Eingeborenen Flösse aus Mongrovezweigen, die kaum einen Menschen tragen können; sie bestehen aus mehreren getrockneten Aesten, die mit den breiten Enden an einer Seite verbunden sind, während die andere in eine Spitze ausläuft. An der breiten Seite liegt ein Büschel Gras, worauf der Fischer sitzt. Die Küstenbewohner von Ostaustralien haben Kähne von 8 Fuß Länge, die aus einem breiten Rindestreifen bestehen, der an beiden Enden aufwärtsgebogen und mit Rohr umwickelt ist. Sie werden mit kleinen Rudern aus Holz oder Rinde, zuweilen auch mit Stangen fortgeschoben, und fassen höchstens drei Menschen. Wenn die Leute zur Fischerei ausziehen, so brennt im Kahne auf einer Unterlage von Thon stets ein Feuer, um die gefangenen Fische sofort rösten zu können. Die Kähne an der Nordküste sind ansehnlicher. Sie bestehen aus zwei Baumrinden von 13—20 Fuß Länge, welche zusammengenäht, und durch Harz, Zweige, Rindenstücke gegen das Eindringen des Wassers verwahrt werden. Die Seiten sind durch Querhölzer verbunden, die Breite beträgt 2½ Fuß. Hölzerne Fahrzeuge werden von den Eingeborenen nur auf der Nordküste gefertigt, und zwar blos aus dem weichen leichtauszuhöhlenden Stamme der Erythrina **indica**; diese sind gegen 20 Fuß lang, aber da sie aus einem einzigen Stamme bestehen, natürlich schmal. Sie werden mit Rudern und Stangen fortbewegt und sind bei ihrer geringen Breite dem Umschlagen ausgesetzt. Um nun diesem Uebelstande zu begegnen, verbinden sie zwei solche Kähne oder Piroguen, wie sie in der Landessprache heißen, durch ein Quergitter am Vordertheile, welche Sicherheitsmaßregel ihnen auch den Gebrauch eines Segels gestattet.

Slavische Literatur.

Aus dem Nachlasse des 1843 zu Berdyczew verstorbenen Bartholomäus Oranski ist die Beschreibung seiner Reise durch Italien und die Schweiz unter dem Titel: „**Wspomnienia Wloch i Szwajcaryi przez Bartlomieja Oranskiego**“ herausgegeben worden. Diese Reise hat der Verfasser in den Jahren 1832 und 1839 in Begleitung der Familie des Fürsten Michael Radziwill gemacht. Sie enthält treffliche Kunsturtheile über die Kunstdenkmäler des Alterthums, und über die Werke der Malerei und Baukunst der neuern Zeit.

Digitized by Google

Ein bedeutendes historisches Werk sind die von Zegota Pauli in Lemberg begonnenen Lebensbeschreibungen der Hetmane, unter dem Titel: „**Zywoty Hetmanow**", die unlängst aufgefundenen Materialien Brodowski's sind dabei zu Grunde gelegt.

In Petersburg ist jüngst eine polnisch geschriebene Schilderung der Zustände von Weißrußland erschienen, „**Zlucheie Zawalnia czyli Binlorum**" von Remuald Podbereski, mit einem kritischen Ueberblick über die weißrussische Literatur, ferner eine Gedichtsammlung eines Ukrainers Dażkewski, theils Original, theils Uebersetzungen Puschkin'scher Gedichte enthaltend.

Die Slowaken, welche den Uebergang von den Illyriern zu den Czechen bilden, sind in der periodischen Presse besonders durch die „**Sebska Narodna Novine**" vertreten, welche in Laibach erscheint, und von einem Literaturblatte begleitet ist. Daneben gewinnt seit einiger Zeit immer größere Bedeutung die „**Ljetopis Srbska**", ein serbisches Museum, ähnlich dem in Prag erscheinenden böhmischen Museum.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Kleine Erzählungen.

Eine Nacht im Dampfkessel.

(Nach dem Englischen.)

Das Dampfboat stöhnte und ächzte dem Laufe des Mississippi entgegen, dessen schmutzige, gelbe lehmhaltige Wellen, von dem letzten Regen mit großen weißen Schaummassen bedeckt, blitzschnell vorüberflogen. Es war ein schwüler, sonnenheißer Nachmittag, kein Lüftchen regte sich; aber die Passagiere lagen nicht, wie sonst um diese Zeit, in träger Abspannung im Schatten hingestreckt. Ein ungewöhnliches Ereigniß mußte ihre Aufmerksamkeit in Anspruch genommen haben, und Alles schaute voll Erwartung nach vorn, wo ein anderes Boot, etwa eine Viertelmeile voraus, alle seine Kräfte anstrengte, um nicht überholt zu werden. „Aber seid Ihr denn auch so gewiß, daß das da vorn die Flamme ist?" fragte ein Passagier einen vorübereilenden Matrosen.

„Ob ich gewiß bin, Herr? an ihren Kaminen will ich sie über den Mississippi hinüber erkennen!"

„Und Ihr glaubt, sie einzuholen?"

„Glauben? ich schwöre Euch, Herr, so sicher ich Benjamin Blewer heiße, so sicher hat das letzte Theerfaß da, das wir so eben unter die Kessel gewälzt haben, so viel „Vorwärts" in uns hineingefeuert, daß wir die Flamme entweder bei der Landspitze drei einholen, oder mit unserem Boot zum ewigen Frieden eingehen."

„Alle Teufel!" rief ein Nebenstehender, indem er mit einem gewaltigen Satze von dem die Kessel umgebenden Geländer hinweg sprang, an dem er gelehnt hatte. „Ich habe mir da ein schönes, sicheres Plätzchen ausgesucht, den Spaß mit anzusehen! Gerade neben dem verfluchten Pulverfaß!"

„Immer besser, Herr, als wenn Ihr d'rin säßet!" bemerkte Benjamin mit größter Kaltblütigkeit, indem er seinen Kautabak von einer Backe zur anderen warf.

„D'rin säße? worin? Doch nicht im Kessel?"

„Warum denn nicht? muß man nicht oft hineinkriechen, um sie zu putzen? Aber wartet nur ein Weilchen, bis wir diesen Jux mit der alten Flamme da beendigt haben; dann will ich euch erzählen, in welche Patschen ein armes Menschenkind kommen kann. Und kein Wort Lüge, so wahr ich eine Wasserratte bin und keine Landratte!"

Der Wettlauf war bald glücklich beendigt, und die sorgenvollen Mienen der Passagiere heiterten sich auf, denn alle Veranlassung, die Stärke des Kessels auf die äußerste Probe zu stellen, war nun vorüber. Benjamin aber begann mit einem Eifer, der durch die aufmerksam lauschenden Mienen seiner Zuhörer noch erhöht wurde, seine Erzählung.

„Ihr müßt wohl die Flamme einmal früher gesehen haben, Herr! vor sechs Jahren war kein Spaß mit ihr zu treiben, das könnt Ihr mir glauben, damals diente ich auf ihr; ja Herr! als sie den großen Wettlauf mit dem Goliath hatte, gehörte ich auch zu ihr. Ihr habt vielleicht von dem Malheurchen gehört, durch das wir die Wette verloren? Was sie damals für ein unmenschliches Geschrei darüber erhoben, und war doch im Grunde nichts, als ein Bischen heißes Wasser, das zufällig ausspritzte. Ein Paar Bänder sprangen, ein Paar Platten wurden dadurch, um eine Kleinigkeit zu lecken, und ein Paar Neger, die nicht gescheid genug waren, sich aus dem Staube zu machen, wurden etwas abgebrühet.

Gut! der Goliath übernahm unsere Passagiere, und wir fuhren an's Ufer, um die Kessel auszubessern, und die Paar arme Narren, die bei dem Spaß um's Leben gekommen waren, zu beerdigen. Dort hielten wir einige dreißig Stunden, und reparirten, was Zeug's hielt. Freilich fehlte noch etwas Zimmermanns-Arbeit, der Kapitain sagte aber, wir könnten das auch unter Segel machen, und da wir so lange und so hart gearbeitet hätten, und so unfreundliches Wetter wäre, so sollten wir den Nachmittag für uns haben; am anderen Morgen jedoch wolle er in aller Frühe heizen und bei Tagesanbruch auslaufen. Da sich gerade kein Mäßigkeitsverein am Ufer befand, ging ich mit noch einigen Anderen an's Land, und ließen es uns gut schmecken.

Als wir des Nachts in unser Boot zurückkamen, war es stürmisch, kaltes Wetter; der Bootsmann schlief deßwegen, anstatt Jemanden zur Aufsicht auf dem Verdeck zu lassen, Alles zu und zog sich in die Cajüte zurück; nur die Maschinenräume waren offen, und die abgesprengten Bretter noch nicht ersetzt. Die Schiffsplanken dabei naß, und im ganzen lieben Boot kein Schutz gegen den immer wachsenden Sturm zu finden. Schon wollte ich den unteren Theil des Bootes verlassen, und lieber in der freien Luft schlafen, als dem fürchterlichen Zug länger ausgesetzt sein; da blieb mein Fuß, als ich an der Maschine mit vorgestreckten Armen herumtappte, an einem eisernen Deckel hängen, der im Wege lag, ich glitt aus, und fiel mit einem Arm gerade in das Loch am untern Ende des Kessels, in das der Schmied Tags vorher hineingekrochen war, um etwas auszubessern; dabei gerieth meine Stirn in eine so unsanfte Berührung mit dem Kessel, daß ich beinahe die Besinnung verlor. Sobald ich mich jedoch erholt hatte, besann ich mich keinen Augenblick, das rauhe Wetter draußen mit dem zwar harten, aber doch vor dem Wind geschützten Lager im Kessel zu vertauschen, und kroch hinein. Das Plätzchen war warm und trocken, und wäre es nur ein Bischen weicher gewesen, so würde ich es nicht gegen das beste Federbett hingegeben haben; auf alle Fälle schlief ich gleich ein und schlief gut und fest. Ehe ich jedoch die Augen schloß, hatte ich meine Lage mehrere Male verändert; erst kroch ich an's hintere Ende, dann wieder an's vordere, um mich zu überzeugen, ob es wirklich noch offen sei, dann wieder zurück an das verschlossene, weil es hier am wärmsten und behaglichsten war. Wohl war es lächerlich von mir zu glauben, daß das Loch, durch das ich eben erst herein gekrochen, schon zugemacht und das schwere Eisen vorgeschoben sein könnte, ohne daß ich es gehört hätte, da noch überdies Alles fest schlief. Aber der Schlag an die Stirn hatte mich etwas duselig gemacht, vielleicht auch das gute Bier — und dann ist mir nichts verhaßter, als der Gedanke eingesperrt zu sein. Das steigt mir gleich so heiß zu Kopfe, und Ihr mögt lachen, wie Ihr wollt, Herr, aber ich würde im Congreßsaal zu Washington ersticken, wenn er so verschlossen wäre, daß ich nicht wieder hinaus könnte.

Ich habe Leute gekannt, die in dem Punkt noch schlimmer waren, als ich; Burschen, die beim geringsten Zwang wie rasend wurden, die man aber bei der Nase herumführen konnte, wenn man ihnen ein gutes Wort dazu gab. Herr, es muß allerhand Leute geben, um unsere Welt auszumachen, und wir haben hier in unserm Westen viel gute, aber auch recht viel Lumpenpack. Nun ich habe hier auf diesem Flusse, auf dem wir eben fahren, Kerle gesehen, die aussahen, als wenn sie kein Wasser trüben könnten, und die den Doktor gleich niedergeschossen hätten, der ihnen gesagt hätte, sie müßten sterben; hätte er ihnen gesagt, sie müßten davonkrimmen, sie wären aus purem Trotz über Bord gesprungen. Donner und Blitz! wenn so ein Kerl beim Erwachen die Hähne hätte krähen gehört, wie ich; ringsum tiefe Finsterniß, so dick, daß er sie mit einem Messer hätte schneiden können, und doch aus dem Geräusch und der Beweglichkeit draußen wahrgenommen hätte, daß es schon heller, lichter Tag sei. Wenn er dann in größter Eile zur entgegengesetzten Oeffnung gekrochen wäre, und sie so schwarz, so verrammelt und undurchdringlich gefunden hätte, wie die andere, lebend eingeschlossen in einem eisernen Sarge, nicht die kleinste Spalte, um Luft und Licht dereindringen zu lassen — nun, ich glaube, er wäre auf der Stelle ohnmächtig geworden — wie ich — nein, ich schäme mich nicht, es selbst einer Landratte zu gestehen — ich wurde ohnmächtig, und noch itzt muß ich mir den Schweiß von der Stirne wischen, wenn ich daran denke.

Wie lange ich so ohne Besinnung lag, weiß ich nicht. Der Doktor hat mir später gesagt, es sei mehr ein Schlagfluß, als eine Ohnmacht gewesen, denn der Anfall ging zuletzt in Schlaf über. Ich schlief, ich träumte — allerhand dummes Zeug untereinander. Doch ist mir nur eines im Gedächtniß geblieben. Ich träumte, daß ich mit dem Kopfe an der vorderen Oeffnung läge, und meine Füße über Nacht so gewachsen wären, daß sie zum hintern, noch offenen Loche, hinaushingen. Das war — versteht sich, im

Traum — ein äußerst beruhigender Gedanke für mich, daß ich so klug gewesen war, die Füße hinauszustecken; denn nun konnte Niemand den Kessel schließen, ohne mich erst zu wecken. Bald aber kam es mir vor, als wenn meine Füße vom Regen durchnäßt würden; ich fühlte deutlich das kalte Wasser, und eine Eiskälte am unteren Theile meines Körpers. Es muß wohl ein Alpdrücken gewesen sein, denn ich lag auf dem Rücken, und war mir wohl bewußt, daß ich träume.

Ein unsäglicher Reiz zum Husten brachte mich wieder zur Besinnung. Das Wasser war langsam gestiegen, und mir endlich in den Mund gekommen, und ich erwachte, um das regelmäßige Knarren der Pumpe zu hören, die es in den Kessel trieb.

Meine entsetzliche Lage — und doch war sie noch nicht aufs Aeußerste gestiegen — preßte mir das Herz zusammen, und brannte gegen das Hirn; aber ich wurde nicht wieder ohnmächtig. Der Schrecken, der mich früher betäubt hatte, gab mir jetzt neue Kräfte. Ich tappte wieder nach dem Ausgang, und fand meine gräßliche Ueberzeugung, daß ich eingeschlossen sei, bestätigt. Ich fing an, zu schreien; ich schrie, daß die eisernen Wände meines Sarges erbebten; aber das kreischende Knarren der Pumpe war die einzige höhnische Antwort auf meinen Hilfruf.

Ich gab mich verloren — und, sonderbar, ich wurde ruhig. Der Gedanke, daß ich sterben müsse, ja, daß ich auf diese Art sterben müsse, fing an, seine Schrecken zu verlieren. Was war es denn im Grunde? war ich der erste, der so stand? Wie viele Tausende waren im untern Schiffsraum, oder in der Cajüte eingeschlossen, auf den Meeresgrund hinabgesunken und hatten verzweifelnd zum Himmel emporgerufen, nicht um Leben, nein, nur um einen Tod in freier Luft, unter dem Auge des Himmels. Ja, ein solcher Tod war beneidenswerth. Ich sagte es, ich dachte, ich fühlte es, wohl eine Minute lang, vielleicht zehn Minuten — vielleicht war es auch nur ein Augenblick, ich weiß es nicht; aber in dieser Zeit hatte ich mich in mein Schicksal ergeben.

Großer Gott! hatte ich mich ihm auch in der Gestalt ergeben, in der es mir jetzt erschien? Herr! ich fühlte das Wasser, das mich umgab, immer heißer werden, und hörte das Knistern der Gluth, die dies Wasser in Dampf verwandeln mußte, ehe es doch genug stieg, mich zu ersäufen.

Ihr schüttelt euch? Ihr schaudert? — ja es war schauderhaft. Und doch verlor ich die Besinnung nicht. Mein Hirn wurde von tausend glühenden Nadeln durchzuckt, mein Herzblut gerann — und doch bedicht ich die Besinnung. Ich sah ein, daß ich zu heiser, zu schwach sei, um mich durch Rufen bemerkbar zu machen; aber ich schlug, Anfangs schwach, dann immer stärker, zuletzt wie wahnsinnig mit der geballten Faust gegen die Wände des Kessels. Hören mußte man mich ja, denn auch ich hörte das Scharren ihrer Füße, das Aufwerfen des Holzes, ja ihr fröhliches Lachen. Ach! ich hörte sie wohl, aber das brausende Wasser, das meine Kniee immer heißer umgab, überrauschte meine schwachen Schläge.

Bisher hatte ich meine Lage mehrmals verändert, jetzt aber zwang mich die immer steigende Hitze des Wassers, hin und her zu plätschern, da es mir eben so unmöglich war, stille zu halten, als mich gänzlich aus dem Wasser emporzuheben. Da stieß ich mit meinem Fuß an etwas — es war ein hölzerner Hammer, den der Schmied vergessen hatte. O mit welchem Entzücken ergriff ich das schlechte Werkzeug, mit welcher zuversichtlichen Erwartung schlug ich damit an die ehernen Wände meines Kerkers! Athemlos lauschte ich eine Weile auf den Erfolg, ich hörte das Klappern einer aufgerissenen Thüre, jetzt — — — wehe mir! es waren die Heizer, die die eisernen Thüren geöffnet hatten, um die Flamme zu nähren, die mich zu Tode foltern sollte. Ich hörte die großen Scheite dumpf fallen, und dann die Thüren wieder zuschlagen, als der Bauch des Ungeheuers gefüllt war.

Blieb mir denn gar kein Ausweg? ich griff verzweifelnd an die Stirn und starrte in die Finsterniß hinein. Da — schnell wie der Blitz fiel mir ein, daß ich ein Brecheisen in der Tasche hätte; schnell wie der Blitz hatte ich es gegen eine der eisernen Platten gestemmt und mit dem Hammer hindurch getrieben. Das Wasser rieselte durch die Oeffnung — werden sie es sehen? ach nein! die hölzerne Bekleidung verhinderte es; das Wasser mußte erst über das Verdeck laufen, ehe sie es gewahr wurden. Sollte ich eine zweite Oeffnung schlagen? aber dann lief es zu schnell ab und ich mußte mit dem glühenden Eifer in unmittelbare Berührung kommen.

Herr der Welt! jetzt sehen sie es — ich höre Stimmen — sie rufen nach Brecheisen — die Holzbekleidung wird abgerissen — sie haben das Loch entdeckt — sie kommen nähet — Allmächtiger Gott! sie rufen nach — — Herr! sebt euch diesen verstümmelten Finger an! nie wird er seine vorige Gestalt wiedrr bekommen, aber was ein so geringfügiges Glied leisten konnte, das hat es geleistet. Herr, hätte ich nicht diesen Finger durchgezwängt, einen Augenblick später wär das Loch wieder verstopft gewesen.

Ich hörte den Schrei des Entsetzens, als sie den Finger gewahr wurden — hörte, wie sie riefen, nur das Feuer schnell zu löschen, hörte das Schnarren der Kaltwasserpumpe. Sie sagten mir, ich hätte mit ihnen gesprochen, als sie mich herausgeholt hatten — ich weiß nichts davon — ich weiß blos, daß sie mir später ein Glas heißen Gewürzbranntwein an's Bett brachten, und der —"

„Der schmeckte, nicht wahr, Beuf"

Ben wandte sich ab und weinte.

Luftfahrt des Herrn Green.

Die Berliner Zeitung bringt in ihren neuesten Nummern folgenden Bericht, von den Theilnehmern der Luftfahrt mitgetheilt.

Vom schönsten Wetter begünstigt, traten wir um 5½ Uhr Abends unsere Luftreise an, nicht ganz frei von Besorgnissen, verloren sich diese wunderbar genug, je näher die Zeit der Abreise heranrückte. Die freundliche Zustimmung unserer Bekannten, das ruhige Wetter, der herrliche Ballon und die Erfahrung des Herrn Green mögen wesentlich zu unserer Beruhigung beigetragen haben. Etwa bis zur halben Schnitte saßen wir in der Gondel, in welcher zwischen uns Herr Green mit Ruhe und Sicherheit sich bewegte; dies vermehrte unser Vertrauen, als der entscheidene Augenblick, wo der Ballon der Erde entschwebte, herannahte, und wir herrlich und ohne mindesten Schwindel emporstiegen; wir schwenkten Fahnen und warfen Blumen als Zeichen der Freude, welche wir empfanden. Berlin lag reizend unter uns ausgebreitet, wir sahen mit Wohlgefallen die Beifall spendenden Zuschauer auf dem Aufsteigeplatz, wie die jubelnde Menge in den Straßen; nach und nach verschwanden diese; auch drang das Geräusch der Stadt nicht an unser Ohr, so sahen wir Berlin still, ruhig und staubfrei, ohne von seinen eminésen Rinnsteinen belästigt zu werden, bezaubernd schön unter uns liegen, in seiner ausgezeichneten Regelmäßigkeit und seinem Straßenpflaster, das einem Mosaikboden Pompejis glich. Wenn uns die Friedrichsstraße wie eine Linie und die vielfachen Krümmungen der Spree und Havel wie Wassergräben erschienen, auf denen man, wiewohl schwach, die liegenden und fahrenden Schiffe klein wie die Borkkähne unserer Kinder bemerken konnte, so gewährten die großen Gebäude Berlins einen imposanten Anblick; besonders der Belle-Alliance-Platz sah reizend aus, doch seine hohe Siegessäule erschien uns wie ein etwa 10 Fuß hoher Baumstamm, auf welchem ein Vögelchen zu sitzen schien. Der Garten der Thierarznei, der Exerzirplatz, der Thiergarten, wie groß diese auch sind, erschienen uns auffallend klein und gleichen Privateigenthum. In diesem angenehmen Anblick schwelgte das Auge wohl eine halbe Stunde lang und wir konnten uns nicht satt sehen an allen herrlichen Punkten, welche unsere schöne Königsstadt mit einem Male unserem erstaunten Auge entfaltete, und ohne den mindesten Schwindel sahen wir oft senkrecht hernieder. Unser Ballon stand fast unbeweglich und es gab Augenblicke, wo wir nicht über die Stadt hinwegzukommen glaubten; ruhiger als auf einer Eisenbahn und wie das sanfteste Fuhrwerk ging unsere Reise durch den reinen Aether des Himmels. Wir leerten das erste Glas Champagner auf das Wohl unserer Lieben auf der Erde, 8000 Fuß unter uns; denn diese Höhe hatten wir nun erreicht und Berlin entschwand allmälig unseren Blicken. Wir eilten über die Dörfer und Seen, die mitunter wie siebengebliebenes Regenwasser aussahen. Fassen wir das Ganze zusammen, so glich Berlin mit seinen Umgebungen den Reliefbildern unserer Weihnachts-Ausstellungen. Wir hatten hinlänglich Muße, Alles genau zu betrachten, denn die Fahrt war eine der glücklichsten, welche Herr Green gemacht hat. Wir dankten dem Himmel dafür von ganzem Herzen; einer der Reisegefährten konnte sich nicht enthalten, einige Verse in seine Brieftasche niederzuschreiben, als einen Beweis, wie sicher und ruhig wir uns in unserer Gondel befanden. 6½ Uhr ging für uns die Sonne unter Wolken unter! Wir hatten 6° R. und das Tauwerk des Ballons fing an, feucht zu werden. Nebel lagerten am Horizont und weiße Wolken darüber mahnten an die Gletscher der Schweiz. Wir senkten und sahen Cöpenick und den Müggel-See vor uns liegen, aber ohne alle Besorgniß, denn 2 Ctr. Ballast befanden sich noch in der Gondel. Nachdem wir die Hasenhaide, Rixdorf, Britz und Bukow überflogen, Dörfer, die wir nur mit Hilfe unserer Karte zu erkennen vermochten, da sie von der Höhe herab unsere Augen allerdings etwas fremdartig erschienen, näherten wir uns immer mehr dem verhängnißvollen Cöpenick mit seinem unheimlichen Müggel-See, der sich unseren Augen in einer Größe von ½ Meile zeigte, als plötzlich eine andere Luftschicht uns aufnahm, und wir durch eine rückgängige Bewegung nach Groß-Ziethen (2 Meilen von Berlin auf der Straße nach Teltow) getrieben wurden. Herr Green, immer darauf bedacht, uns den besten Ankerplatz zu verschaffen, öffnete das Ventil und wir senkten uns so sichtbar, daß ausgeworfene Papierstücke, statt zu fallen, plötzlich und schnell in die Höhe stiegen; bald vernahmen wir den Ton menschlicher Stimmen und Jubelruf drang zu uns empor. Es waren die freundlichen Bewohner von Groß-Ziethen, die nachgeeilten Freunde von Berlin, so wie das manövrirende Militair; unser fast 500 Fuß langes Tau war herabgelassen, streifte bereits durch Bäume und Gebüsch und wurde bald von der jubelnden Menge ergriffen und festgehalten. Ruhiger und sanfter kann man von keiner Treppe steigen als wir zur Erde gelangten, wo uns auf einer schönen Wiese die Ehre und Freude zu Theil wurde, von Sr. königl. Hoheit dem Prinzen von Preußen nebst hohem Gefolge empfangen zu werden, Höchstwelcher beim Manöver das Herabsteigen unseres Ballons bemerkte und sich gnädigst gefallen ließ, den Bericht unserer schönen Luftreise mit anzuhören. Herr Gutsbesitzer Moser trat alsbald heran, stellte uns seinen Wagen zur Rückkehr und Verfügung, wo wir beim herrlichen Mondschein und in der freudigsten Stimmung gegen Mitternacht bei unseren Lieben anlangten, die uns mit Dank und Freude an ihr Herz schlossen.

Herr Green wird in den nächsten Tagen auch von Leipzig aus eine Luftfahrt unternehmen.

Digitized by Google

Kuriose Dankbarkeit.

Wie schlecht oft Edelmuth belohnt wird, das mag folgende wahre Begebenheit, die sich vor Kurzem in Klausenburg zutrug, beweisen. Doctor K...., ein durch Geist und Herz gleich ausgezeichneter junger Mann, wurde eines Nachmittags eiligst zu einer Bäuerin gerufen, deren Kind plötzlich erkrankt war. Der Doctor, obwohl wissend, daß er für diese Mühe keine Belohnung zu hoffen habe, eilte sogleich zu dem kleinen Patienten hin, um ihm, wenn möglich, zu helfen, und verschrieb ihm ungesäumt die nöthige Medicin. Da erklärte ihm die Frau mit Thränen im Auge, sie sei so arm, daß sie nicht einmal das verordnete Medicament herbeizuschaffen vermöge. Von diesem bejammernswerthen Elende auf's tiefste erschüttert, ergreift der junge Arzt sogleich seine Börse, um der armen Frau den nöthigen Betrag einzuhändigen, als plötzlich der Gatte der armen Frau betrunken aus dem Wirthshause zurückkehrend eintritt, die Situation mißverstehend, in dem angebotenen Gelde einen Verführungsversuch sieht und den Doctor mit einem gewaltigen Knittel so derb durchprügelt, daß dieser ohne Zweifel unter seinen Schlägen den Geist aufgegeben haben würde, wenn auf das Geschrei der Frau nicht Nachbarsleute zur Hilfe herbeigeeilt wären. Der voreilige Eifersüchtige wurde nun freilich gestraft, aber die Belohnung, welche guten Thaten manchmal schon hienieden wird, hatte auf dem Rücken des guten Doctors gar zu viele blaue Flecken zurückgelassen, als daß er für kommende Fälle dieselbe nicht gern dem Himmel zu überlassen gesonnen sein sollte.

Kaiser Joseph und der arme Student.

Der Bürgermeister Augustin Jahn zu H. in Mähren, starb, und hinterließ ohne Vermögen eine kränkliche Witwe mit zwei unversorgten Kindern, und zwar einen 15jährigen Sohn, welcher zu Brünn studirte, und eine 11jährige Tochter. Um die Studien ihres Sohnes nicht zu unterbrechen, übersiedelte die Witwe mit der Tochter ebenfalls nach Brünn, weil sie dachte, daß es ihr bei der dortigen größeren Erwerbsfähigkeit möglich sein würde, mit Handarbeit für sich und die Kinder Brod zu verdienen. Da der junge August auch Privatunterricht ertheilte, so konnte die genügsame Familie anfangs die täglichen Bedürfnisse decken, später aber zwang die zunehmende Kränklichkeit der Mutter den Sohn, bei dem Freunde seines verstorbenen Vaters, dem Klostervorsteher, die tägliche Mittagskost für Mutter und Schwester zu erbitten. Um seinen Angehörigen diese einzige Nahrungsquelle zu erhalten, war er entschlossen, nach vollendeten Studien in das Noviziat des Klosters zu treten.

Dieses Vorhaben eröffnete er seinem Freunde, dem Hauptmanne Z., welcher den jungen sittlich würdigen Studenten sehr lieb gewann, und der ihm schon oft mit Rath und That half. Er billigte dessen Entschluß, in den Orden zu treten, nicht, im Gegentheil, forderte er ihn auf, in Wien seine Studien fortzusetzen, und theilte, um dies möglich zu machen, mit ihm seine ganze Baarschaft, indem er sagte: „Ich marschire jetzt zur Belagerung von Belgrad. Wenn ich so glücklich sein werde, den Feldzug zu überleben, so kehre ich nach Wien zurück, und verlebe den Rest meiner Tage bei Ihnen.“ Der edle Hauptmann reiste nach der türkischen Grenze ab, und der junge August übersiedelte mit Mutter und Schwester in die Residenz, wo er sich den juridischen Studien widmete.

Er miethete in der Vorstadt Landstraße eine kleine Wohnung, und schränkte die Hausbaltung so ein, als es nur möglich war; aber ungeachtet der größten Sparsamkeit war nach zehn Monaten das von seinem edlen Freunde erhaltene Geldgeschenk vergriffen, und die Hoffnung, sich als Privatlehrer in Wien zu behaupten, ging nicht in Erfüllung.

Da die Prüfungszeit herannahte, ging er dann und wann in den Augarten, um daselbst zu studiren. Als er eines Tages mit seinen Explikationen in der Hand in den Anlagen auf- und abschlenderte, gesellte sich ein Herr zu ihm, der ihm die Schriften aus der Hand nahm, und welcher sich, indem er selbe durchblätterte, sehr theilnehmend um dessen Verhältnisse erkundigte. Als er die ganze Lage des armen Studenten erfuhr, sagte er im Abgehen zu ihm: „Ich bin der Kaiser. Melden Sie sich morgen beim Hofrathe N.“ — Mit welchen Gefühlen der überraschte August beim Hofrathe erschien, kann nicht beschrieben werden. Der menschenfreundliche Kaiser bestimmte ihm ein Adjutum jährlicher 60 Stück Dukaten, und befahl ihm, sich nach zurückgelegten Studien wieder direkte mit der Bitte um eine Anstellung im Staatsdienste nach eigener Wahl an ihn zu wenden.

Nun war der armen Familie geholfen. Der gute Sohn konnte für seine Mutter eine Pflegerin, für seine Schwester eine Erzieherin aufnehmen. Beide Pflichten belegte gewissenhaft ein wohlgesittetes, elternloses Mädchen, welchem der dankbare August zum Lohne seine Hand versprach. Nach zurückgelegten Studien stellte er sich wieder seinem durchlauchtigsten Gönner vor. Der erhabene Monarch erkannte ihn gleich, und kam mit folgenden Worten auf ihn zu: „Ich bin mit Ihnen sehr zufrieden; Sie sind von heute an Auditor; für Ihre Ausstattung sorge ich; haben Sie noch eine andere Bitte an mich? Reden Sie frei! Ich erfülle jede billige Bitte, und halte immer mein Wort.“ Als August für so große Huld und Gnade dankte, hatte er noch den Muth, dem edlen Monarchen Folgendes vorzutragen: „Ich schmeichle mir selbst in dem Gedanken, Eurer Majestät nicht ganz zu mißfallen, wenn ich die Bitte wage, daß mich Dero höchste Gnade in den Stand setze, auch mein Wort halten zu können.“ Und nun erzählte der junge Mann mit schüchternem Herzen, daß er der Pflegerin seiner Mutter die Heirath versprochen habe. Der große Menschenfreund hörte mit sichtbarer Theilnahme zu, und sagte nach einer Pause: „Wenn Sie Ihr Wort halten wollen, muß ich das Meinige zurücknehmen; Sie können nicht Auditor werden. Ich muß Ihnen eine ruhigere Stelle anweisen. Sie sind Kreisschulkommissär in der Provinz. Als Reisegeld erhalten Sie 200 Stück Dukaten. Erfüllen Sie Ihre Pflichten genau, und halten Sie stets das gegebene Ehrenwort.“

So betrat der arme Student seine Laufbahn. Im Jahre 1802 wurde er zum Gubernial-Sekretär, und 1805 zum Kreishauptmanne befördert. Seine Mutter genas, und starb erst 1821 im Alter von 96 Jahren; seine Schwester bekam einen wackeren Mann, und seine Gattin gebar ihm schöne, fröhliche Kinder.

Als 1812 ein Regiment jenes Corps, welches unter Kommando des Fürsten Schwarzenberg nach Polen und Rußland bestimmt war, durch die Kreisstadt Chrudim marschirte, erkrankte der Regiments-Kommandant Oberst Z. — Kaum hörte der Kreishauptmann diesen Namen nennen, so eilte er gleich an das Krankenlager des greisen Kriegers, welcher Niemand Anderer war, als jener von ihm für todt gehaltene edle Gönner, der mit ihm die ganze Baarschaft vor der Abreise nach Belgrad theilte, und so den Grund zu seinem Glücke legte. Welch ein Wiederfinden! Der greise Held genas unter der Pflege seines ehemaligen Schützlings, ließ sich später pensioniren, verlebte den Rest seiner Tage in dessen Hause, und starb in dessen Armen.

Edle Denkungsart eines Eckenstehers.

Vor einiger Zeit fiel ein ärmlich gekleideter Mensch auf der Straße um und bekam die Krämpfe. Bald versammelten sich Neugierige um diese traurige Scene. Da tent ein elegant gekleideter Herr mit einem dicken, saubern Spazierstock dazu, und indem er damit auf den Leidenden zeigte, sagte er in dictatorischem Tone: „So schafft doch diesen Unglücklichen in irgend eine Hausflur!!“ — „Andersch nich, als wenn Sie dabei sind,“ sagte darauf ein Eckensteher, „denn unser ens hat keene Stimme in einem feemden Hause, is aber een feiner Herr dabei, der een Wort spricht, so is det gleich ein ander Ding!“

„Das will ich wohl thun!“ sagte der feine Herr, und in seinem Beisein wurde der Leidende in die nächste Hausflur gebracht, woselbst es von Seiten des eben anwesenden Hauswirths erlaubt wurde, daß der Kranke bis zu seinem Besserwerden hier liegen dürfe. Jetzt aber wandte sich der Eckensteher an den dicken Herrn und sagte: „Nu, mein bester Herr, bitt' ick mir vier Groschen aus!“ Der Herr, verblüfft, machte Miene, mit einigen vernehm hingeworfenen Worten, sich, wie man zu sagen pflegt, zu drücken. Der nervige Sonnenbruder aber hielt ihn fest, wies auf das Aermelschild hin und sagte: „Meen Herr, Sie sehen doch, wer ick bin! Sie haben gütigst befohlen und — ick habe jehorcht und — det macht vier Groschen preußisch Courant!“

Der dicke Mann wollte sich nun doch nach solcher Anrede keine Blöße geben und gab, um das Gelächter der Menge durch seine Freimuth zu beschwichtigen, dem Eckensteher statt des geforderten Betrags Sechs Groschen Courant. Dieser dankte, und der Herr wollte gehen. „Ne, meen Herr,“ fuhr der Eckensteher fort, „jehen Sie noch nich, Sie müssen noch'n Ogenblick verweilen, un sehn, wie det Stücke weiter spielt!“ Hierauf reichte er dem Kranken, der unterdessen zu sich gekommen war, die sechs Groschen mit den Worten: Seh' mal, armer Menschenbruder, det schenkt Dich een Eckensteher, nu wollen wir mal sehen, was die andern duhn werden!“

Diese unerwartete Wendung der Sache ward von einem lauten Jubel begrüßt und es folgten nunmehr Unterstützungen von allen Seiten, zu denen der dicke Herr, der gleichsam zu einem andern Sinne elektrisirt worden, noch zwei Groschen beitrug und der Arme erfreute sich einer reichen Gabe.

Laterna magica-Bilder.

Egypten. In Cairo spricht Alles nur von Ibrahim Pascha, und neuerdings hat er die Achtung, die man für ihn hegt, durch seine Maßregeln noch erhöht. Ein schöner Zug ist auch das, daß er eines Tages alle seine Mameluken und Sklaven kommen ließ, und ihnen die Freiheit schenkte, indem er bemerkte, daß sie entweder bei ihm bleiben könnten, wenn sie zufrieden wären, oder anderswo eine bessere Existenz zu suchen. Aber keiner hat ihn noch verlassen, und alle versicherten, stets bei ihm zu bleiben. In einer Versammlung bemerkte er unter andern: „Seit ich meine Reise nach Europa gemacht, bin ich unzufrieden mit mir selbst. Verhehlen wir es uns nicht, wir haben noch viel zu thun, nicht um uns mit Europa auf gleicher Höhe zu stellen, sondern wenigstens, um die Bahn des Fortschrittes zu beginnen!“

Athen. Die englische Brigg „Sirene“, von dem Sohne des englischen Gesandten commandirt, hat unlängst in der Nähe der Insel Chios eine bedeutende Anzahl jener Seeräuber gefangen, welche vor einiger Zeit den Archipelagus so unsicher machten. Die Handelsschaft äußerte über diesen Fang viele Freude.

Konstantinopel. Am Seriaskerplatze sind die Spazierfahrten der eleganten türkischen Damenwelt sehr im Aufschwung. Es wurde angeordnet,

Digitized by Google

daß vor dem Kaffeehause an der Ecke jenes Platzes keine Stühle für Zuschauer ausgestellt werden dürften, weil der größte Theil der zufahrenden Wägen hart daran vorüberzieht. Es ist dies eine Maßregel, welche gewiß nicht auf Ansuchen der Damen getroffen wurde.

London. Die großen Zuckerspeicher der Firma Fairrie et Comp. in Greenock wurden kürzlich größtentheils ein Raub der Flammen. Der Schaden soll sich auf 60,000 Pf. St. belaufen.

Dieser Tage wurde vor dem Polizeiamte in Worship Street über einen Fall von Entweihung der Gräber verhandelt. Polizeibeamte hatten an einem zum Anhäufen von Schutt und Straßenkehricht bestimmten Ort mehrere Wagenladungen von Sargtrümmern und Menschengebeinen, an welchen einigen noch Fleischfetzen hingen, bemerkt, auch daß die Kehrichtausleser bei vier und vierzig Pfund metallene Sargverzierungen an Trödler verkaufen, welche dort zusammengelesen wurden.

Das Comité der hiesigen Freibäder- und Waschhausanstalt zu East Smithfield, das jetzt seit einem Jahre mit bestem Erfolge besteht, hat über die seitherige Wirksamkeit dieser den Armen unentgeldlich offen stehenden Anstalt einen genauen Bericht erstattet. Im Laufe des Jahres haben 27,622 Badende und 35,180 Personen, welche ihre Kleider wuschen, die Anstalt benutzt.

Auf der Eisenbahnstation der London-Croyden-Eisenbahn wurde der elektrische Telegraph durch eine dort ausgebrochene Feuersbrunst bedeutend beschädigt und mehrere Waggons erster und zweiter Klasse, die im Depot standen, in Asche verwandelt. Der Schaden soll mehrere tausend Pfd. Sterling betragen.

Madrid. Die Infantin Louise besitzt unter allen europäischen Prinzessinen die reichste Aussteuer. Der König Ferdinand hat seinen beiden Töchtern ein Vermögen von sieben Millionen Piastern hinterlassen, das sich seit dreizehn Jahren durch die Zinsen noch bedeutend vermehren mußte.

Paris. Das große Bankierhaus O'Neil hat seine Zahlungen eingestellt. Dasselbe stand an der Spitze der Aktiengesellschaft für die Tours-Nantes-Eisenbahn, und die Passiva betragen über 10 Millionen Francs.

In der zweiten Hälfte des Monats September machte die Pariser Polizei eine sehr wichtige Entdeckung. Es fanden nämlich zwei Preußen in der Verfertigung von Scheinen der belgischen Handlungscompagnie, der preußischen Tresorscheine und der englischen Banknoten eine sehr einträgliche Beschäftigung; sie betrieben diese bereits mehrere Jahre, und hatten eben französische Banknoten in Arbeit, als ihnen die Polizei das Handwerk legte, welches sie mit besonderer Virtuosität durchführten. Einer davon, Namens Herven, war abwechselnd als Charles Aleré, de Germain, Lindee, Romanzoff aufgetreten, und wußte auf diese Art lange den Nachforschungen der Polizei zu entgehen. Endlich fand man bei einer Buhlerin sein Porträt; dieses wurde lithographirt, an alle Polizeibehörden geschickt, und auf diese Weise gelang es, seiner habhaft zu werden. Die englische Bank hatte für die Entdeckung dieser Verbrecher einen Preis ausgesetzt. Auch ein Architekt aus Stuttgart ist in Untersuchung verwickelt.

Auf einem Kaffeehause zu Sézanne ereignete sich jüngst ein schauerlicher Vorfall. Ein Mann, Namens Allard, war auf seine Frau eifersüchtig und schalt sie aus; plötzlich aber änderte er seinen Ton, schien sich mit ihr aussöhnen und sie umarmen zu wollen. Als sie aber ihre Lippen den seinigen näherte, faßte das Ungeheuer ihre Nase mit den Zähnen und biß sie ab. Die Frau stieß ein herzerreißendes Geschrei aus, mehrere Personen eilten ihr zu Hülfe; allein zu spät, der Elende hatte die abscheuliche That vollführt. Er wurde sogleich in's Gefängniß gebracht.

Am Bord des gescheiterten Schiffes „Great Britain" befand sich die bekannte Mad. Weiß mit ihren vierzehn Kindern. Alle wurden gerettet und lagerten auf dem Strande um Mad. Weiß gruppirt. Die armen erfrorenen Kinder wurden auf Veranlassung einer Gutsbesitzerin der Umgegend in die Dorfschule einquartiert. Mad. Weiß erleidet durch diesen Schiffbruch bedeutende Verluste; denn, nicht nur, daß die ganze Garderobe, Musik u. s. w. ruinirt ist, sondern auch die Spekulation mit Amerika schlug fehl, indem die Kinder wahrscheinlich nie mehr auf ein Schiff zu bringen sein dürften.

Bei Besichtigung der Befestigungen von Paris wurde der König ein altes Weib mit einem Stelzfuße und dem Kreuze der Ehrenlegion ansichtig. Auf seine Erkundigungen vernahm er, daß sie den Orden bei Friedland, wo sie als Husarenunteroffizier gefochten, erworben habe; der König ließ ihr hundert Francs einhändigen.

Nantes. Im Theater des Variétés führt ein Mann allerlei Kunststücke aus, und zwar in herkulischen Kraftübungen; kürzlich aber produzirte er sich auf eine ganz besondere Weise. Er legte sich nämlich auf den Rücken, streckte Arme und Füße in die Höhe, daß er eine Art Gestell bildete; man brachte ein Geschützstück von bedeutendem Kaliber, legte es auf das Gestell, und nachdem der Mann diese Last beinahe eine Minute so gehalten hatte, feuerte man die Kanone ab, ohne daß der Herkules die geringste Bewegung machte.

Drontheim. In den norwegischen Gewässern wurde von mehreren Personen eine Seeschlange gesehen. Blos der Theil des Thieres, der von den Personen gesehen werden konnte, war dreißig Faden lang; der Kopf groß wie ein gewölbtes Fahrbot.

Kopenhagen. Am 22. August gegen Mittag ereignete sich ein heftiger Ausbruch des Hekla, der anfangs von bedeutenden Erdstößen, welche man auf drei Meilen im Umkreise fühlte, begleitet wurde, und die Flammen erhoben sich zu einer ungeheuern Höhe. Der Ausbruch dauerte gegen vierzig Minuten, und die Landschaft war mit einer dichten Aschenschichte bedeckt.

Belgien. Aus Liebe zu ihrem Könige haben sich die Truppen im Lager zu Beverloo entschlossen, eine kolossale Statue Se. Majestät auf einer Pirramide im Lager zu errichten. Sämmtliche Offiziere des Heeres sollten dazu zusammen tragen und jährlich die Löhnung eines Tages für die Kosten beisteuern, bis das Monument vollendet ist.

In Grammond sprang in einer Papier-Fabrik der Kessel einer Dampfmaschine von zwölf Pferdekraft; das ganze Gebäude wurde in einen Schutthaufen verwandelt und vier Arbeiter schwer verwundet.

Brüssel. Auf dem Auswandererschiffe „Eppendela", das mit 296 Auswanderern nach Neu-Orleans geht, fand ein großer Lärm statt. Die Nahrungsmittel, welche daselbst angeschafft wurden, erregten, ihrer schlechten Beschaffenheit wegen, die Unzufriedenheit der Auswanderer im höchsten Grade, und hätte sich der Lieferant nicht geflüchtet, wäre es um sein Leben geschehen gewesen.

Rom. Folgende Anekdote soll sich kürzlich im Audienzsaale Sr. Heiligkeit zugetragen haben. Ein Knabe erschien unter den andern Bittstellern in den Vorzimmern, nachdem er sich aufgeschrieben hatte, und in Folge dessen, wie jeder andere, durch ein offizielles Billet zur Audienz geladen worden war. Er wird eingelassen, trägt seine Bitte vor, welche darin besteht, Geld zum Kaufe von Schulbüchern zu erhalten, und erhält vom Papst eine Doppie. Der Knabe spricht seinen Dank aus, bemerkt aber, nachdem er das Geldstück genommen, ganz unverholen, es sei zu wenig, und langt eine Liste hervor, welche sich auf fünf Scudi beläuft. Der Papst gibt ihm eine zweite Doppie, und der zweifelsüchtige Bittsteller antwortete ganz naiv, daß er nicht in der Lage sei, herauszugeben zu können, worauf ihn der Papst mit den Worten: „Schon gut, schon gut!" entläßt. Nachdem es sich auswies, daß der Knabe wirklich beim Buchhändler Marini die nöthigen Bücher einkaufte, und daß er der Sohn einer armen Witwe sei, soll ihm Sr. Heiligkeit noch zehn Scudi in's Haus geschickt haben.

Indem wir kürzlich eines Zuges der Milde und liebreichen Gesinnung des Papstes anschaulich wurden, ereignete sich ein Vorfall, der Gelegenheit gab, auch seine Strenge, wo sie nothwendig ist, an den Tag zu legen. Das hiesige Militär erhielt seit längerer Zeit ein, nicht nur dem vorschriftsmäßigen Gewichte nach zu leichtes, sondern auch durch Beimischung wohlfeilerer und schlechter Substanzen und verdorbenen Mehles, dessen Herbeischaffung der Lieferant N. und Comp. besorgt, fast ungenießbares Brod. Da alle Klagen bei ihren Obern und selbst beim Kriegsminister nichts fruchteten, wo sie mit dem Bemerken: „er und alle ihre Obern genössen dasselbe Brod," abgewiesen wurden, übernahm es ein gemeiner Dragoner, das Brod Sr. Heiligkeit selbst vorzulegen. Er begibt sich in den Pallast auf Monte Cavallo, nähert sich dem von dem bekannten Triumphzuge heimkehrenden Papste, und überreicht ihm das Brod, indem er sagte: „Heiliger Vater! solches Brod, wie es selbst die Galeerensklaven nicht erhalten, gibt man dem Militär!" Hierauf entfernt er sich schnell, um unentdeckt zu bleiben, und so der Strafe seiner Obern zu entgehen. Der Papst, erstaunt über so jämmerliche Kost, läßt den Soldaten zurückbringen und fragt ihn, warum sie sich nicht deßhalb an ihre Obern gewendet hätten. Auf die Erwähnung, wie sie auf oben bemerkte Weise abgewiesen wurden, und daß er wohl wisse, daß ihn seine Obern werden arretiren lassen, daß er sich blos für das Beste seiner Kameraden habe opfern wollen, erklärt Se. Heiligkeit, daß er diesen Frevel strenge werde untersuchen und bestrafen lassen, und beauftragte einen Offizier der Nobelgarde, diesen Mann nach der Kaserne zu geleiten, und den Offizieren in seinem Namen zu befehlen, demselben auf keine Weise zu nahe zu treten. Am folgenden Morgen läßt er den Kriegsminister zu sich rufen, bespricht sich mit ihm über Manches sehr huldvoll, und ersucht ihn, ein kleines Dejeuner zu sich zu nehmen. Des Dankes nicht achtend, winkt Se. Heiligkeit, man bringt auf einem Teller das besprochene Brod, und setzt es dem Minister vor, der vor Schrecken leichenblaß wird. „Nun," sagte der Papst mit fürchterlichem Ernste, „Sie essen also nicht? das Brod ist Ihnen zu schlecht? Aber man wagt es, meinem Militär so jämmerliche Kost zu reichen?" Auf die Erklärung des Ministers, daß er nicht das Geringste davon wisse, erwidert Se. Heiligkeit: „Ich aber weiß es; ich weiß auch, daß der gemeine Mann mit seinen Klagen nicht verkommen kann, indem alle die Herren, von oben bis herab zum Unteroffizier bestochen sind!" Nach näherer Erkundigung Se. Heiligkeit über diesen Gegenstand, entfernte sich der bestürzte Kriegsminister, die Untersuchung wurde eingeleitet, und der Compagnon des N., der Proviantmeister, so wie der Bäcker wurden verhaftet, in die Engelburg gebracht, und sehen ihrer Strafe entgegen; das Militär aber bekömmt, bis zur Regulirung des Gegenstandes, an bestimmten Tagen Mann für Mann vier Bajocchi, um sich das nöthige Brod anzuschaffen.

Bis zum Erscheinen des neu abgefaßten Verwaltungssystems wurde, um dem Volke die Lasten der verschiedenen bisher bestandenen Abgaben von gewissen Dingen zu erleichtern, eine Herabsetzung der Mehl- und Salzsteuer verfügt, und zwar die letztere von 2 ½ auf 2 Bajocchi gemindert.

Digitized by Google

Die Uhr auf Monte Cavalle wurde auf Befehl des Papstes auf die sogenannte französische Stundenzählung eingerichtet und die italienische bis 24 abgestellt. Die Franzosen hatten dieselbe schon einmal auser Gebrauch gebracht, nach Pius VII. Rückkehr aber wurde sie wieder hervorgezogen.

Viareggio. Der Erzherzog von Lucca, der die Schwester des Herzogs von Berdeaux geheirathet hat, rettete kürzlich einem in der See Badenden das Leben; als derselbe schon dem Ertrinken nahe war, stürzte sich der Erzherzog in die Wellen, und brachte ihn glücklich an das Ufer.

Braunschweig. Am 22. September Nachts bemerkte ein Polizei-Inspektor, der eine Runde durch den Schloßgarten machte, an dem noch nicht ausgebauten Hinterflügel ein Paar verdächtige Kerle. Er zieht einen Polizeidiener an sich und verbirgt sich in einem Gebüsche, und nach einiger Zeit erbrechen beide Kerle mit Hilfe einer Brechstange eine Thüre des Souterrains und dringen in dieselbe ein. Der Polizei-Inspektor folgt ihnen mit dem Polizeidiener sogleich nach, und verhaftet einen von den Eingedrungenen; der andere, durch einen Degenstich verwundet, entflieht aber, indem er den anstoßenden Graben durchschwimmt. Von seinem Spießgesellen verrathen, wird er, noch ganz durchnäßt und blutend, in seiner Wohnung ergriffen und verhaftet. Wahrscheinlich wollten sie in das Schloß eindringen, um dort zu stehlen.

Mainz. Ueber die in unsern Blättern bereits erwähnte Erfindung, aus Baumwolle Schießpulver zu verfertigen, wurden bereits Versuche in größerem Maßstabe gemacht, die sehr befriedigend ausfielen. Es entwickelt sich nicht nur eine dem gewöhnlichen Schießpulver weit überlegenere Triebkraft, sondern gewährt noch den Vortheil, daß die Läufe der Gewehre oder der Geschützstücke davon nicht verunreinigt werden.

Köln. Hier wurde unlängst eine Mordthat verübt, deren Veranlassung Eifersucht war. Ein verheiratheter Zimmermann lebte mit einem Mädchen, mit welchem auch ein Schubmachergeselle in enger Verbindung stand. Dieser lauerte jenem an der Thür des Mädchens auf, und brachte ihm einen Messerstich bei, so daß er, in's Haus zurücktaumelnd, den Geist aufgab. Der Thäter wurde bereits verhaftet.

Vor wenigen Wochen hat sich hier ein Fall ereignet, der alle Aufmerksamkeit auf sich zog. Ein Paar Kessel von kolossalem Umfange, welche von Seraing nach Pesth geschafft werden, kamen in Köln an, nachdem man vergebens versuchte, dieselben um die Stadt zu fahren. Es mußte daher am Ehrenthore das Pflaster aufgerissen werden, damit ein tieferer Weg gebildet werde; sodann wurden die Kessel abgeladen, da sie sonst nicht durch die mäßig hohen Festungsthore zu bringen waren. Die Rheinbrücke wurde zur Ueberfahrt für zu schwach erklärt, und sie mußten einzeln auf zusammengekoppelten Schalen über den Rhein geschifft werden. Sie sollen einzeln mit der dazu gebauten Karre 400 Centner wiegen. Die Fuhrleute sind genöthigt, große Umwege zu machen, um auf Wege zu gelangen, die möglichst wenig Schwierigkeiten darbieten. Jeder Wagen war mit acht kräftigen Pferden bespannt, die sich wechselweise mit Vorspann aushielten, und wurden mit sechzehn bis auf die Werfthöhe gefahren.

Berlin. Der preußischen Regierung wurde von einem aus Hannover hier anwesenden Agenten der Vorschlag gemacht, entlassene Sträflinge nach Amerika zu schaffen. Derselbe soll mit mehreren Vereinen in Verbindung treten, welche die Besserung und Unterbringung der entlassenen Gefangenen über sich nehmen, und die Bedingungen, die den betreffenden Behörden gestellt werden, sollen sehr annehmbar sein. Für wenige Thaler pr. Mann verspricht Ersterer die Ueberfahrt zu übernehmen und für weitere Beschäftigung zu sorgen.

Aus Texas trafen hier Berichte ein, daß die Indianer so häufige Ueberfälle machen, und daher jeder Auswanderungsplan vor der Hand aufgegeben werden soll. Da frühere Briefe zu diesem Unternehmen aufforderten und bereits mehrere Familien abgereist waren, so wurden auf die letzten Berichte sogleich Boten nach Hamburg geschickt, die Reisenden zur Rückkehr zu bewegen, kamen aber schon zu spät.

Ein Doktor der Medizin heirathete kürzlich eine Mulattin und bekömmt mit ihr ansehnliche Besitzungen auf St. Croix und ein Vermögen, das sich auf Millionen belaufen soll.

In den letzten Tagen des September kam die vielbesprochene Tragödie: „Struensee" vom verewigten Michel Beer, mit der von seinem Bruder, dem hochgefeierten Meyerbeer, dazu komponirten Musik, bei überfülltem Hause zum ersten Male zur Aufführung und sprach sehr an.

In den ersten Tagen des vergangenen Monats wollte sich der Sohn eines Bürgers auf der Potsdamer Eisenbahn den Tod geben; er wurde aber durch die an den Lokomotiven angebrachten Räumer von den Schienen geschleudert und ihm ein Arm und eine Seite zerquetscht. Wir erwähnten bereits eines ähnlichen Falles, und wenn diese Vorrichtung an den Lokomotiven auch nicht ihren eigentlichen Zweck erfüllt, so wird sie wenigstens Selbstmörder von dem Gedanken abbringen, ihren Tod auf eine auch Andern gefährliche Weise zu suchen.

Leipzig. Gegenwärtiger Messe zeigt sich der Großhandel recht günstiger, als man anfangs allgemein erwartete, und besonders Leder und Tuche sind gut gegangen; letztere sind in guter Waare sogar um etwas höher abgesetzt worden, als vergangene Ostermesse und in Manufakturwaaren geht es ziemlich stille. Der fast seit dreißig Jahren beinahe ganz auser Handel gekommene Nankin ist auf einmal wieder in Aufschwung. Die Verkäufer von angeblich rein leinener Waare treiben auch diesmal ihr Unwesen, und der Stadtrath sah sich genöthigt, eine öffentliche Warnung an das Publikum ergehen zu lassen, damit dasselbe sich vor jedem Betruge der Art so viel wie möglich wahre. Der Käufer erhält meist statt echter, reiner Leinwand, nichts als appretirten schottischen Baumwoll-Shirting.

Pesth. Gegen Ende des Monats September entdeckte ein Mann das Mittel, seinen Haß, den er schon lange gegen eine Familie nährte, endlich zu kühlen. Ein alter blinder Mann bewohnt mit seiner Familie, aus 11 Personen bestehend, eines jener Häuschen am Blocksberge als Afterpächter, und ernährt sich und die Seinen durch eine Drehorgel auf kümmerliche Weise. Nun gelang es dem eigentlichen Bewohner dieses Häuschens, ebenfalls ein alter Mann, in einen Topf, worin sich jene Familie Rindfleisch kochte, Stechapfelbeere (Stramonium) zu werfen und sie zu vergiften. Die ganze Familie verfiel nach dem Genusse dieses höllischen Dekokts in Convulsionen, die beinahe an Wahnsinn gränzten. Der augenblicklich thätigen ärztlichen Hilfe gelang es wohl, die weiteren Wirkungen des Giftes zu hintertreiben, ob aber die Gefahr gänzlich beseitigt ist, wollen wir von der Folge hoffen. Der Verbrecher wurde bereits eingezogen.

Auf der k. k. Familien-Herrschaft Nagykeve verfolgte der Jäger auf der Insel zwischen Nagykeve und St. Miklos zwei Wilddiebe, die, obwohl schon öfter in die Klemme getrieben, dennoch stets zu entkommen wußten. Diesmal glaubte der Jäger, die Raubschützen sicher ergreifen zu können, und trieb sie, zu Pferde sitzend, so in die Enge, daß sie gewiß mit Hilfe der zu seiner Unterstützung herbeieilenden Leute festgenommen werden wären; da legte einer der Wilddiebe das Gewehr an, es knallte und der Jäger stürzte tödtlich verwundet vom Pferde. Während die zum Einfangen herbeieilenden Leute um den Verwundeten beschäftigt waren, entkamen die Wilddiebe, und der Jäger, durch die Brust geschossen, gab noch denselben Abend seinen Geist auf, nachdem er die Kennzeichen seines Mörders angegeben.

Ein als äußerst thätig bekannter Arzt wurde am 10. Oktober spät Nachts zu einem kranken Kinde in die Christinenstadt gerufen. Um zwei Uhr Morgens ganz allein auf dem Rückwege begriffen, wurde er auf der Straße von der Generalswiese zum Bürgerspital von einem, zwar ordentlich gekleideten, durch sein Benehmen aber Verdacht erregenden Manne verfolgt. Der Arzt beeilte sich so viel als möglich, um einen Vorsprung zu gewinnen, wurde aber von dem Manne auf das hartnäckigste verfolgt. Dies bemerkend blieb er plötzlich stehen, und fragte den Mann, was er wolle? Dieser erwiederte: „Ihr oder Leben", und führte einen gewaltigen Streich auf das Haupt des Arztes, den dieser aber, ein ausgezeichneter Fechter, mit einem starken Rohrstocke so schnell und geschickt auffing, daß der Hieb nur die Hand traf, drang sodann mit außerordentlicher Gewalt auf den Buschklepper ein und brachte ihm einen so starken Schlag in's Gesicht bei, daß dieser betäubt zurücktaumelte. Im selben Augenblicke aber sprangen noch zwei Kerls aus einem Hinterhalte hervor, der Arzt, einsehend, daß er sich gegen drei nicht halten kann, nahm eilends die Flucht, und entkam glücklich der Gefahr. Die Frechheit dieses räuberischen Kleeblattes ging aber so weit, daß es den Arzt bis an die Thüre seiner Wohnung verfolgte.

Mähren. In der Stadt Strasnitz, Hradischer Kreises, brach am 13. Juli d. J. Feuer aus; es wurden 25 Häuser ein Raub der Flammen. Die Schutzobrigkeit, der Herr Graf Anton von Magnis, hat zur augenblicklichen Abhilfe des Schadens die namhafte Summe von 950 fl. W. W. gewidmet.

Prag. Am 3. Oktober fand die feierliche Installation des für das Studienjahr 1847 neugewählten Rector magnificus der Prager Karl-Ferdinandschen Universität, und Präses des akademischen Senats, Herrn Med. Dr. Resch statt. Am selben Tage übergab der Neugewählte, Se. Excellenz dem Herrn k. k. zweiten Gubernial-Präsidenten die Summe von sechs Hundert Gulden C. M., und fügte die Bitte bei, man möchte diesen Betrag der medizinischen Fakultät für ihre Witwen und Waisen zustellen.

Dem Rakonitzer k. k. Kreishauptmanne wurde von Ihrer k. k. Majestät der Kaiserin Mutter ein Betrag von Ein Hundert Gulden C. M. für die in der Stadt Schlan zu errichtende Kleinkinder-Bewahranstalt zugestellt. Allerhöchst dieselben bemerkten mit Bedauern, wegen der übermäßig großen Anzahl von Unterstützungsgesuchen, nicht einen größern Betrag für diese humane Anstalt anweisen zu können.

Scherzgedicht.

Die beiden Harfenmädchen auf der Leipziger Messe.

Von Priesnitz brachten wir herab
Die schweren Harfen getragen.
Wir leben uns zwar für Schwestern aus,
Doch kratzen wir uns bald die Augen aus.
Und können uns nie vertragen.
Aber auch der schwerste Zorn
Schwindet im Gesang fürwahr:
„Von der Alpe tönt das Horn
Gar so zauberisch wunderbar."

Digitized by Google

Sonst liefen wir mit dem Klöppelsack,
Ach, das war'n traurige Zeiten.
Wir machten Spitzen so kunstgerecht,
Der Kaufmann aber zahlte so schlecht,
Drum suchten wir lieber das Weite,
Und sangen zum Hohne
Des geizigen Herrn:
„Sonst hielt ich mit Krone,
Mit Szepter und Stern."

Das Glück will aber nimmer uns
Zu seinen Lieblingen wählen,
Wir singen und spielen, du lieber Gott,
Und finden dabei kaum's trock'ne Brod,
Wir armen Philemonen.
Und wir sehen mit Schmerzen
Auf die Geldbeutel hin:
„Du, du, liegst mir am Herzen,
Du, du, liegst mir im Sinn."

Ach wie wird uns so bang und so lang
Die liebe Leipziger Messe,
Das dünne Kleidchen ist schmutzbefleckt,
Das Mäntelchen, das kaum halb uns deckt,
Schützt wenig vor Frost und Nässe.
Und schon wieder wird ein Lied bestellt,
„Gibt's denn gar keinen Weg,
Gibt's denn gar keinen Steg,
Der uns fortführt aus der bösen Welt!"

Damen-Bibliothek.

Auf einem Künstlerballe wird Mlle. L.... von einem hübschen und elegant gekleideten jungen Manne zum Tanzen aufgefordert; es dauerte nicht lange, so begann er ihr vertrauliche Mittheilungen zu machen. Bei dem Contretanze gestand er ihr, daß er der Sohn eines unermeßlich reichen Pairs von Frankreich sei, daß aber sein geiziger Vater ihm jährlich kaum hunderttausend Francs gebe.

Bei der Polka gestand er ihr, daß er einzig und allein hierher gekommen sei, um sie, die er schon seit langer Zeit leidenschaftlich liebe, zu sehen, da er sonst gewöhnlich nicht in solche Gesellschaft komme.

Beim Walzer erfuhr er, daß sie nächstens zufällig den Maskenball der großen Oper besuchen werde, obgleich sie sonst nicht an solche Orte gehe, und daß sie an ihrer Brust eine weiße Rose, deren Mittelpunkt ein Diamant ist, tragen werde.

Man trifft sich auf dem Ball der großen Oper; die Erklärungen werden leidenschaftlich; die Maske begünstigt ein sich Gehenlassen, kurz der Glückliche erhält die Erlaubniß, seine Angebetete in ihrer Wohnung zu besuchen.

Aber wie soll ich mich bei Ihnen anmelden lassen, da ich Ihren meinen Namen noch nicht nennen darf? — Hier, sagte Mlle. L...., indem sie die Rose mit dem Diamant von ihrem Busen nahm, hier, bringen Sie mir diese Blume wieder.

Am bestimmten Tage erscheint, aufs sorgfältigste gekleidet, der Sohn des Pairs von Frankreich; er zeigt der Kammerfrau die Rose, die er ihrer Gebieterin zurückzugeben habe; er wird eingeführt; aber seine sanfte, reizende Tänzerin ist eine stolze Königin, eine Klytemnestra oder Semiramis geworden, ihr Blick ist steif und ernst. Der junge Mensch stammelt: Hier, Madame, bringe ich Ihnen die herrliche Blume zurück.

Behalten Sie sie, mein Freund, sagte sie; ein armer Querpfeifer, wie Sie, muß froh sein, wenn er zuweilen etwas hat, um es auf's Leihhaus zu tragen.

Damit stand sie auf und verließ das Zimmer.

In der Zwischenzeit, die zwischen jenem Ball der großen Oper und dem Rendezvous lag, hatte sie nämlich den Sohn des Pairs von Frankreich gesehen, wie er gerade in dem Orchester desselben Theaters, an welchem sie engagirt war — die Flöte blies.

Der Bildhauer in Verlegenheit. Eingedenk der schönen Mode, daß Liszt und Jenny Lind ihre Hände, und Fanny Elsler ihren Fuß in Gyps medelliren ließen, haben sich zwei Leipziger Ballettänzerinen ebenfalls entschlossen, ihr Pedal auf diese Art zu Nutz und Frommen mehrerer Anbeter abformen zu lassen. Der Bildhauer und Modelleur hat zwar das Maaß ihrer Füße, erklärt jedoch, daß sein Gypsvorrath zu zwei Exemplaren nicht ausreiche und er sich erst zu diesem Zwecke einige Fuder verschreiben müsse.

Das Schoßhündchen einer Dame biß neulich einen Herrn so in die Hand, daß dieser ausrief: „Das ging bis auf den Knochen!" — „Ach, was sagen Sie? bis auf den Knochen? Wenn es dem armen Thierchen nur keinen Schaden thut!" rief die besorgte Dame.

In einem Concerte kommt ein Herr neben eine häßliche Dame zu sitzen. Beim Anhören einer Sinfonie drückt derselbe vor Entzückung die Hand seiner Nachbarin, glaubend, es sei die Stuhllehne. Die Dame lispelt ihm sanft erröthend zu: „Sprechen Sie mit meiner Mutter."

In Breslau hat sich eine vornehme Dame im Bade die Pulsadern geöffnet und den Hals durchschnitten.

Die Frauen auf den Sandwichinseln lassen sich die Namen der verstorbenen lieben Männer auf die Zungenspitze tättowiren, um nach Frauenart das Theuerste stets im Munde zu führen.

In der Grafschaft Kennebeck in den nordamerikanischen Freistaaten überzuckern sich die Damen das Gesicht mit weißem Zucker. Da muß ein Kuß süß schmecken!

Vermehrung der Hagestolzen. Nach langen Beobachtungen, denen die Geburtsregister der verschiedenen Länder Europas zu Grunde liegen, soll es sich als bestimmt herausstellen, daß auf 20 Mädchen stets 21 Knaben geboren werden. Hiernach zu schließen, wäre von 21 Männern immer einer schon von Kindesbeinen an zum Hagestolzen bestimmt.

Was ist das Leben eines Frauenzimmers? Von 18 bis 25 Jahren der 7jährige Krieg zwischen Herz und Verstand. Von 25 bis 55 der 30jährige Krieg der Natur mit dem Schneider, und von da weiter die hartnäckige Vertheidigung einer alten Citadelle gegen die sturmlaufenden Jahre.

Erheiterungs-Salon.

Dem Verdienste seine Kronen. Man liest in der Wiener Theaterzeitung: Einen Korb mit Eiern tragend, kam unlängst ein Landmann nach Giesen. Das Unglück wollte, daß ihm einige — wahrscheinlich faule — Eier zerbrachen, und sich die Eiersubstanz über seine Börse ergoß, in welcher Geld zur Zahlung von Steuern &c. dgl. war. Als nun unser Eiermann seine Börse zum Zahlen öffnete, so waren sämmtliche Silbermünzen, in Folge der Berührung mit Schwefelwasserstoffgas, das sich bekanntlich in faulen Eiern entwickelt, schwarz gefärbt, und der Steuereinnehmer nahm das Geld nicht an. Daß jetzt die Verlegenheit des Bauern nicht klein war, ist natürlich. Bald aber wurde sie wieder gehoben. — Im Scherz sagte Jemand zu ihm, er möge nur in jenes Haus dort gehen (hierbei zeigte er auf des berühmten Chemikers, Professor von Liebig's Wohnung), darin wohne ein Mann, welcher das schwarz gewordene Geld wieder weiß machen könne. Ohne Säumen wurde auch dieser Rath befolgt, und als eben Liebig in seinem Laboratorium beschäftigt ist, kommt unser guter Bauer mit seiner Angelegenheit angerückt, fragend: „Seid Ihr der Mann, der das schwarze Geld wieder weiß färben kann?" — Durch Aufgießung einiger Säure war in wenigen Minuten das schwarze Geld wieder weiß gemacht. — Schmunzelnd fragte jetzt der Bauer, was er schuldig sei. Man bedeutete ihm, er möge jetzt wieder geben, es koste nichts. Damit nicht zufrieden, fragte er abermals, und setzte noch hinzu, der Herr möge sich nicht genieren, sondern es nur sagen, was es koste. Als ihm die nämliche Antwort wurde, griff er in die Tasche und sagte: „Nun, so will ich Euch da einen Sechser hinlegen, dafür könnt Ihr Eurem Gesellen dort" — hiermit meinte er den Assistenten Dr. R. — „einen Schnaps kaufen!"

Gute Ueberschrift. An einem kleinen Wirthshäuschen in Neu-Ulm las man noch vor einigen zwanzig Jahren folgende komische Inschrift:

„Hier giebt's gut cerevisia,
Wer nicht hat pecunia,
Der trinke — aqua."

Die neue Gutsherrschaft hielt ihren Einzug — der Schulmeister, an der Spitze der Schuljugend, empfing sie mit Gesang und Rede. Der Gutsherr wollte sich erkenntlich zeigen — die Kinder sollten festlich gespeist werden. Der Schullehrer erhielt zwei große Kalbsbraten, viel Kartoffeln und Butter, um die Mahlzeit anzurichten. Die Kinder saßen in der in einen Speisesaal verwandelten Schulstube bei Tische; der Schulmeister, welcher die Kalbsbraten gern für sich allein behalten hätte, präsidirte. Er ließ zuerst die Kartoffeln auftragen. „Kinder," sagte er nach dem Gebete, „wer von Euch die meisten Kartoffeln — diese wahre Gottesgabe — ißt, der soll auch am meisten Kalbsbraten bekommen." Die Kinder stürzten sich mit Todesverachtung auf die Kartoffeln, sie aßen mit glühendem Wetteifer — immer neue Schüsseln wurden aufgetragen. „Jetzt kann Braten kommen," sagte endlich der Schulmeister, „wer von Euch will Braten haben?" „Ich kann nicht mehr — ich bin satt — ich habe zwanzig Kartoffeln gegessen!" ächzte Eins nach dem Andern. „Thut mir leid," sagte der Lehrer — „Ihr könnt jetzt gehen." Und so blieb er in dem ungeschmälerten Besitze seiner Kalbsbraten.

Ein ächt englischer Streich kam kürzlich in Baden vor. Ein Engländer gerieth dort mit einem Deutschen in Streit, der so heftig wurde, daß es zu einer Herausforderung kam. Am andern Tage begaben sich die beiden Gegner mit ihren Freunden auf den Kampfplatz und wurden da

Digitized by Google

fünfzehn Schritte von einander gestellt. Kaum war das Signal gegeben, als der Engländer schoß, ohne zu treffen. Der Gegner wollte eben abdrücken, als der Engländer mit dem größten Phlegma fragte: „Wollen Sie mir Ihren Schuß verkaufen?“ — Die Sache, wegen welcher man sich schoß, war im Ganzen unbedeutend und der Deutsche willigte also ein, gegen eine Entschädigung seinen Schuß aufzugeben. Diese Entschädigung wurde auf tausend Pfund Sterl. berechnet, der Engländer zahlte sie auf der Stelle und schoß dafür noch einmal, ohne bessee zu treffen, als das erste Mal. Dann fuhr er befriedigt zurück und der Deutsche lachte wohl in's Fäustchen.

Einem Bauer gelang es, auf einem Markte für ein nicht gar schönes Stück Rindvieh 40 Gulden Conv. Münze zu bekommen. Darüber höchst erfreut, zeigte er aus Scherz dem Thiere die vier zehnguldigen Banknoten mit den Worten: „Siehst du, das verdanke ich dir.“ Der Ochs, in der Meinung, es sei etwas zum Fressen, langte mit seiner rauhen Zunge nach den Papieren und verschlang sie im Nu, als wären sie Leckerbissen. Weg war nun der Erlös des armen Bauers, welcher noch dazu seinen Ochsen dem Käufer anliefern mußte.

Unlängst frug ein Lehrer einen seiner Schüler bei dem öffentlichen Examen: „Wodurch unterscheidet sich ein Kuckuck von den andern Vögeln?“ Der Knabe dachte nach, erinnerte sich gehöret zu haben, daß der Kuckuck sich kein Nest baue, sondern seine Eier in anderer Vögel Nester lege, verwunderte sich etwas in seiner Befangenheit und platzte endlich auf die wiederholte Frage heraus: „Er legt seine Eier nicht selber.“

In Dublin suchte jüngst ein Kaufmann einen Laufburschen und heftete an seinen Laden die lakonische Anzeige: „Ein Bursche (Knabe) wird hier gesucht.“ Am nächsten Morgen stand unter diesem Anschlage ein Korb mit einem Säugling, dem am Halse ein Zettel befestigt war, worauf die entsprechenden Worte standen: „Hier ist einer.“

Der Müller im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn sie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sacrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: „Glaubst Du auch, selig zu werden?“ — „Es wird hart genug halten,“ sagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zum Müller kam, that er ihm die Frage: „Wie heißt das siebente Gebot?“ — „Herr Pastor,“ antwortete er, „damit geb' ich mich nicht mehr ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlassen.“ Darüber ergrimmte der Prediger und fragte ihn: „Was hoffest du, mit deinen Sünden bei Gott verdient zu haben?“ „Ich will nichts dafür haben,“ antwortete der Müller.

Fürst Metternich besitzt eine sehr reichhaltige Handschriftensammlung, welche immer mehr zu vervollständigen er noch jetzt eifrig bemüht ist. Kürzlich ersuchte er auch den bekannten Schriftsteller Jules Janin in Paris um sein Autograph. Dieser schrieb sofort auf einen Briefbogen eine Quittung über fünfzig Flaschen Schloß Johannisberger-Wein — der Fürst ist bekanntlich Besitzer dieses ersten Weinberges der Welt — und couvertirte das Blatt an den Fürsten.

Ein Herr fand beim Ausziehen, daß er sich im Nacken einen Knoten in's Ehemiethband gemacht, und suchte vergebens denselben zu lösen; da nahm sein Bedienter ein Licht, um ihn von hinten zu leuchten.

Ein Herr fragte einst zur Mittagszeit eine Frau, was die Glocke wäre. „Nicht!“ war die Antwort. „Wie so?“ „Nu, es is noch nich mal Eens!“

Als ein Schauspieler den Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe“ als Gastrolle nicht ohne Beifall gespielt, und ein Kritiker mehr beshalb als witzig öffentlich geäußert hatte: „Er war als Kalb vollendet;“ setzte der Mime in die nächste Nummer der Zeitung: „Ich danke dem Herrn Recensenten H. für seine väterliche Beurtheilung.“

Ein Schusterjunge in Wien zerbrach eine Flasche; weinend rief er: „Nu dees wär' g'scheh'n! Wann i nur a schon d' Schläg' hätt'!“

„Möge doch den alten Geizhals T... gleich der Geier holen!“ rief jemand erzürnt. „Das wird ihm recht lieb sein,“ entgegnete ein Anderer, der dies hörte, „denn da erspart er die Begräbnißkosten.“

Marschall Bugeaud hat, wie der Pariser Corsaire-Satan meint, in Algier ein großes Problem gelöst, nämlich das, unablässig zu marschiren, ohne einen Schritt vorwärts zu kommen.

Die passendste Tracht. Eine Mutter, die an ihrem Söhnchen nichts als Schönheiten sah und in ihn ganz vernarrt war, brachte ihrem Gatten einst das Modenjournal und fragte: „Sag' mir doch, Männchen, was für eine Tracht wäre wohl für unsern Karl am passendsten?“ — „Eine Tracht Prügel!“ — antwortete der vernünftige Vater.

In einer Gemeinde waren schnell nach einander so viele Diebstähle vorgefallen, daß der Dorfrichter sich bewogen fand, die Gemeinde zur Berathung von Maßregeln zu berufen, wie dem Uebel für die Zukunft zu steuern. Der Schulmeister führte das Protokoll und überschrieb es: „Protokoll über die von der Gemeinde *** beschlossenen Maßregeln zur künftigen Verhütung der bisher verübten Diebstähle.“

Factisch. Als vor einigen Jahren für die Abgebrannten in Plauen gesammelt wurde, erhielt ein Kaufmann in Leipzig, der sich zu Annahme milder Beiträge bereit erklärt, einen Brief mit den Worten: „Ein Unbekannter 1 Thlr. 16. g. Ge. Johann Wilhelm.“

Ein großer, äußerst magerer Herr wollte neulich bei einer Hökerin, welche der Flasche etwas stark zugesprochen hatte, Obst kaufen. „Was soll ich für diese Birnen geben?“ fragte er. „Geld!“ war die Antwort. „Liebe Frau, Sie scheint mir zu viel getrunken zu haben!“ „Und er zu wenig gegessen,“ antwortete die Hökerin sarkastisch.

In einer amerikanischen Zeitung war zu lesen: „Wir freuen uns, melden zu können, daß der Major John Adersehn nicht gestorben ist, sondern sich nur — verheirathet hat.“

Ein berühmter Herr kam als Gast auf das Schloß des Freiherrn von **v. Der Freiherr befahl seinem Hausmeister, alles Silber auf den Tisch zu setzen, was er besitze; und als man zum Mittagsmahle ging, sieh — da lagen rund um den silbernen Suppentopf auch die acht und zwanzig silbernen Speeren des Freiherrn.

Im Frühjahr trat ein Bauer in den Stall und wollte sein Pferd aufzäumen, um seine Feldarbeit zu bestellen, allein der Gaul lag todt auf dem Boden. — „Nun ja,“ sagte der Bauer, „auf diese Art ist freilich gut ein Pferd zu sein; den ganzen Winter hindurch hat das Beest nichts zu thun als zu fressen, und im Frühjahr, wo es zur Arbeit geht, krepirt es.“

Zwei Herren fuhren eine Viertelstunde in einer Droschke, hielten dann vor einem Hause still, bezahlten und bedeuteten, indem sie ausstiegen, den Kutscher, auf sie zu warten, weil sie wahrscheinlich weiter fahren würden. Nach einer Viertelstunde kam aber nur einer der Herren wieder und gab dem Rossbändiger 5 Silbergroschen. „Det is noch nich richtig,“ bemerkte dieser. „Wie so?“ fragte der Herr, „du hast eine Viertelstunde hier gewartet; das macht 5 Silbergroschen.“ — „Ja, det is richtig,“ erwiederte Jener, „aber et macht 10 Silbergroschen. Ick habe ja auf zwee Personen warten müssen.“

Ein höflicher Franzose schrieb am Schlusse eines Briefes: „Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen bei der heutigen drückenden Hitze in Hemdsärmeln schreibe.“

Verschiedene Fragen. Technologische Frage. Was ist der beste Ausdruck für einen Menschen, der uns mit Briefen zur Last fällt? Briefschwerer. — Mechanische Frage. Wie würde man einen guten Weintrinker am passendsten tituliren? Flaschenzug. — Mathematische Frage. Neununddreißig Neununddreißigstel und doch kein Ganzes, was ist das? Deutschland. — Wie heißt der Herr, vor dem wir Alle „Präsentirt's Gewehr“ machen, nota bene, wenn wir ein Gewehr haben? Der Regen. — Was ist für ein Unterschied zwischen einem Dichter und einem Baumeister? Der Baumeister ist dumm, wenn ihm etwas, und der Dichter, wenn ihm nichts einfällt. — Was ist für eine Aehnlichkeit zwischen Feldmessern und Reisenden? Sie fahren Beide am Besten, wenn sie gut visirt haben.

In einem geographischen Werke heißt es über Schmalkalden: „Die Hauptnahrung der Schmalkaldener sind Eisenwaaren.“ Wohl bekomm' es!

Caricaturen.

De gustibus non disputandum est!

„Ich glaube, das ist das schönste Hemd, das ich noch hatte!“

Digitized by Google

Scene am Brunnen.

„Bitte, bitte, pumpen Sie ein Wenig für mich!“

Allerlei Curiosa.

Von der großartigen Bedeutung der Industrie kann man kein schlagenderes Beispiel finden, als wenn man den Werth der gemeinsten Naturprodukte auf den verschiedenen Stufen industriöser Verfeinerung betrachtet. So z. B. steigt ein Stück Schmiedeeisen im Werthe von 10 fl. C. M., verarbeitet zu Hufeisen auf 20 fl., zu Messerklingen auf 360 fl., zu Nähnadeln auf 710 fl., zu Federmesserklingen auf 6570 fl., zu Stahlknöpfen und Schnallen auf 8670 fl. und zu Uhrfedern auf 500,000 fl. Ein Stück Gußeisen im Werthe von 10 fl. C. M., verarbeitet zu gewöhnlichen Gegenständen, steigt auf 40 fl., zu Schmuckfachen auf 150 fl., zu Schnallen und den sogenannten Berliner Artikeln auf 6000 fl., zu Halsketten auf 13,860 fl. und zu Hemdsknöpfen auf 58,260 fl. C. M.

Die Aeronauten Herr Lehmann und Herr Green veranstalteten kürzlich in Hamburg ein Luftwettrennen.

Der Barbier Augustin Coedennier in Bengge hat sich vor Kurzem in seiner Wohnung erhängt, und zwar aus verletztem Ehr- und Pflichtgefühle. Sein Schleifer hatte ihm nämlich die Messer auf Tagesanbruch versprochen und nicht Wort gehalten. So außer Stande, seinen vielen Kunden an einem Sonnabende den Bart zu rechter Zeit scheeren zu können, gab er sich den Tod.

Don Miguel befindet sich gegenwärtig in so zerrütteten Vermögensverhältnissen, daß er sich genöthigt sah, ein Handwerk zu betreiben. In Albano soll er ein Schlächtergewerbe für seine Rechnung betreiben lassen.

In Colmar ereignete sich der merkwürdige Fall, daß ein auf der Bank der Angeklagten sitzender Gefangener, der mit Gewißheit das Todesurtheil erwartete, während der Assisen-Verhandlungen, als sich die Jury eben zurückzog, die Wachsamkeit der Gensdarmerie irre zu leiten wußte und zum Fenster hinaus entsprang. Schwer verwundet wird der Unglückliche wieder in den Saal zurückgebracht und hört eben noch die Geschworenen das „Nichtschuldig“ aussprechen, als er den Geist aufgibt.

Da alle Zeichen des Todes oftmals trügen und deßhalb leider noch immer Fälle von Lebendigbegraben vorkommen, so dürfte die Entdeckung des französischen Arztes Rixault von Wichtigkeit sein, welcher ein nie täuschendes Zeichen des Todes gefunden haben will. Im Tode läßt sich nämlich die Iris des Auges in jede Gestalt drücken, während sie rund bleibt, wie man auch den Augapfel drückt, wenn noch Leben im Körper ist.

In Paris haben sich vor einiger Zeit ein vierundsiebenzigjähriger Jüngling und eine siebenundsiebenzigjährige Jungfrau mit einander in die Seine gestürzt. Man sagt, glühende Liebe sei der Grund dieses fürchterlichen Doppelselbstmordes gewesen. Leider gelang es nur, den Jüngling wieder in's Leben zu rufen.

Als dem Ibrahim Pascha bei seiner Anwesenheit in London, der Tunnel gezeigt wurde, fragte er, was der Zweck desselben sei; darauf erwiederte man ihm: Um über den Themsefluß zu setzen. „Mesballah!“ (ein egyptischer Fluch,) rief Ibrahim seinem Dollmetscher zu, „frage den Jiaur (Christen), ob sie denn nicht schon Brücken und Schiffe genug hätten?“

Lord Byron hatte einen Bären, nicht im bildlichen Sinne, sondern in Fleisch und Bein, dessen Freundschaft er cultivirt hatte; sie waren unzertrennlich. Der Bär hieß Petz.

Eine von Lord Byrons Lieblingsunterhaltungen war, Boxhandschuhe anzuziehen und mit dem Bären zu boxen, bis dieser böse war. Allerdings trug bei solchen Gelegenheiten der Freund des Dichters stets einen Maulkorb.

Eines schönen Tages beschloß Byron eine Reise zu machen, und bestellte in der Postkutsche zwei Plätze für zwei Herren, Byron und Petz.

Um neun Uhr Abends kamen die beiden Freunde im Fiaker an. Der Schlag des Wagens wurde auf Lord Byrons Wunsch geöffnet; er setzte Petz seine Reisemütze auf, schob ihn aus dem Fiaker in die Postkutsche, stieg dann selbst ein, und ließ ihn sogleich Platz nehmen. Beide nahmen den Fond der Kutsche ein; zufällig waren sie die beiden einzigen Passagiere auf dieser Station.

Auf der nächsten kam ein dritter dazu: ein Schneider, der sich zur Ruhe gesetzt hatte. Die paar Worte, die er mit dem Postillon sprach, genügten Byron, um über den Mann klar zu werden.

Man sprach im Wagen kein Wort, bis man den Hügel von Highgate erreichte.

Der Schneider benutzte das langsamere Fahren des Wagens und brach das Schweigen mit den Worten: Nun, mein Herr, was sagen Sie zu den guten Nachrichten, die uns die Zeitung bringt?

Ein Schnarchen war die einzige Antwort seiner Herrlichkeit. Aergerlich über das Schnarchen kehrte der Schneider verachtungsvoll seinem schlafsüchtigen Reisegefährten den Rücken und wendete sich an den ruhigen Herrn im Pelz in der andern Ecke.

Hm! sagte er. Guter Weg, Herr!

Keine Antwort von Petz.

Er muß etwas taub sein, dachte der Schneider und sagte lauter: 'S ist sehr finster und kalt heute Abend!

Der Schneider hielt inne, um die Antwort zu erwarten, während der Dichter, um sein Lachen zu verstecken, wieder schnarchen mußte.

Der entrüstete Schneider drehte dem Schnarcher den Rücken zu und wollte mit dem tauben Herrn plaudern. Er suchte im Finstern an seinem Nachbar einen Knopf, um diesen festzuhalten, fühlte aber nichts als Pelz.

Ah! sagte der Schneider, wie warm Sie sich angezogen haben!

Keine Antwort. Der Schneider schlief endlich ein.

Der erste Strahl der Morgensonne glänzte durch die Scheiben der Wagenfenster, als der arme Schneider zu unerwartetem Schrecken erwachte; denn der erste Gegenstand, auf den seine Augen fielen, war der Kopf Petzens, der zwar einen Maulkorb vor hatte, aber seinem vis-à-vis ganz freundschaftlich beide Tatzen auf die Schultern gelegt hatte, und ihn mit glühenden Augen sehnsüchtig ansah. Mörder! zu Hilfe! Kutscher, halt! ich will hinaus! schrie der Schneider aus Leibeskräften.

Er wäre fast vor Schreck durch das geschlossene Glasfenster gesprungen, wenn der Postillon nicht schnell gekommen wäre.

Der Schneider setzte sich auf den Bock des Postwagens.

Im Passagierbuch liest man immer noch als Passagiere eingeschrieben die beiden Namen Byron und Petz.

Merkwürdige Verurtheilung. Eines Tages, und zwar kurz nach seiner Vermählung mit Katharina, schickte Peter der Große seinen Günstling Villebois nach Strelanitz, wo sich die Kaiserin befand, mit einer Depesche, von deren Inhalt nur sie allein Kenntniß erhalten sollte. Villebois war ein eifriger Verehrer des Bachus, und da es gerade sehr kalt war, so trank er unterwegs sehr viel. Die Kaiserin lag auf einem Sopha, als er ankam. Der schnelle Uebergang von der Kälte in die Wärme machte Villebois schnell berauscht; er vergaß den Zweck seiner Sendung, den Ort, wo er sich befand, den Rang von der Dame, welcher er gegenüber stand, und wagte, dieselbe zu küssen. Erstaunt über diese unerhörte Frechheit, rief die Kaiserin sogleich um Hilfe. Villebois wurde sofort ergriffen und in ein Gefängniß gebracht, in welchem er ruhig einschlief, als habe er sich weder etwas vorzuwerfen, noch etwas zu fürchten. Der Kaiser erfuhr bald, was geschehen war, eilte herbei, um seine Gemalin zu trösten, und entschuldigte die unglaubliche Unvorsichtigkeit seines Günstlings mit dessen Trunkenheit. Die Kaiserin verlangte eine schnelle und schreckliche Bestrafung. Peter, der seine Strafsaune eben nicht hatte, überließ der Kaiserin die Bestimmung der Züchtigung, und sie entschied für hundert Knutenhiebe. Der Kaiser gab seine Einwilligung. Er ließ Villebois holen und fragte ihn, wie er sich seines Auftrages entledigt habe. Villebois, der noch immer halb betrunken war, antwortete, er habe den Befehl, welchen er erhalten, ausgeführt, wisse aber nicht, wo, wann und wie; er erinnere sich nur des Einen, daß er im Traume eine schöne Göttin gesehen, daß er dem Zauber nicht zu widerstehen vermocht habe, auf seine Kniee gesunken sei, um sie anzubeten, und das Glück gehabt habe, ihr einen Kuß zu rauben, für den er gern sein Leben hingeben wolle. Der Kaiser lächelte; das strenge Gesicht der Kaiserin erhielt plötzlich einen sanftern Ausdruck, und sie betrachtete den Schuldigen mit einem gewissen Mitleiden, das den Kaiser in einige Verlegenheit zu setzen begann, weßhalb er in seinem rauhesten Tone sprach: „Das Urtheil, das Sie gesprochen haben, muß vollzogen werden. Es thut mir leid, mein lieber Villebois, aber an dem russischen Hofe werden Träume, von der Art

Digitized by Google

des Ibzigen, mit hundert Knutenhieben bestraft.“ „Wie, Sire!“ — „Die Kaiserin hat es so beschlossen, und du mußt dich fügen. Empfehle alle deine Sünden, denn von der Hand der Kaiserin fällt da die Züchtigung erhalten.“ Bildebeis war ganz bestürzt von dem, was er hörte, und suchte sich schweigend an dem Befehle seines Gebieters zu ergehen. Man ließ das Gesetze der Kaiserin, so wie alle Damen derselben, entreten. Katharina, welche das von ihr gefällte Urtheil selbst vollziehen sollte, ergriff die Knute, schwang sie hundertmal hintereinander, aber ohne ein einziges Mal Bildebeis damit zu berühren, und übergab das Instrument der Züchtigung darauf einem Mamlukschmt mit den Worten: „Der Kapitain dürfe blos dem Scheine nach bestraft werden, da er nur im Traume gesündigt habe.“ Der Kaiser genehmigte sächlich diesen Ausspruch, und die Kaiserin verheirathete später Bildebeis mit der jungen Tochter eines Bejaren.

In Manchester muß die Hitze in diesem Jahre noch größer gewesen sein, als bei uns, oder das Asphaltpflaster ist dort minder fest; denn es wurde von der Sonne geschmolzen, und es gewährte einen komischen Anblick, die Fußgänger auf dem Pech so fest kleben zu sehen, daß sie sich nur mit Mühe lostmachen konnten.

Ich hatte einmal, erzählt ein in Paris Reisender, als mir mein Paß abgefordert wurde, gerade kein anderes Papier in der Tasche als das, womit ich die Asche und auch meine Cigarrenwedel dem indianischen Diener bin, der es mit Wichtigkeit entfaltete. Mit vielen Lettern stand darauf „Lucia di Lammermoor.“ Es war der Theaterzettel der letzten Oper, die der meiner Fassade im Hofe gegeben wurde. Nachdem der Agent der Polizei bald das Blatt, bald mich aufmerksam betrachtet hatte, gab er es mir mit den Worten zurück: „Der Paß ist in Ordnung.“

Das schwarze Geschäft auf Cuba treibt wohl der König von Afrani, dessen Staat auf der Goldküste von Guinea liegt. Ihm gehören nämlich alle unverheiratheten Frauenzimmer und werden von ihm gegen einen ihren Reizen und Vorzügen entsprechenden Preis verkauft. Auch darf dieser König nach den heutigen Gesetzen 3333 Frauen für sich behalten. Daß er sich die schönsten aussuche, braucht wohl nicht erwähnt zu werden.

Ein Araber, der in Marseille die Quarantaine halten mußte, rief aus: „Das menschliche Leben ist die Quarantaine zum Paradiese!“ Diesen Ausspruch fand man so treffend, daß man ihn mit goldenen Buchstaben als Inschrift über die Quarantaine-Anstalt selbst gesetzt hat.

Brief-Portefeuille.

Herrn J. B. . . in Rendsburg. Wir haben uns die Freiheit genommen, in Ihrer Schachaufgabe Nro. 16. einen kleinen Druckfehler zu verbessern, und den Läufer von K 6 auf K 8 zu versetzen, da sich sonst das weiße Roß 3 K nimmt mit gleich drei setzen Zug! mattet. Die andern gütigst eingesendeten Aufgaben erwarten wir mit Ungeduld.

Herrn Jan. Vaare. Ihrem Anfange über Tod de Vede sehen wir mit Vergnügen entgegen. Ihre gerne Arbeit wird willkommen und vermehrt beantworten. Mit dem Leben einer Arbeiterin, regelmäßigen Privatmanuel ist dem Lesepublikum nicht gedient. Die Stammbuchblätter Ihren Freunden müssen wir zurückweisen. Lobsprüche bringt bei seiner bescheidenen Autoren auch ein Heraustreffer ohne Klinge, an dem das Heft fehlt. Viele Partien liefern am Jahresschluß Lage; es sind Bücher ohne Inhalt, denen die Diktion fehlt.

Herrn C. P. in K. Ihr Verlust ist gut, aber ein Lesson ist keine Beilage; wir können auf Ihrer Annoncen nur Prämien brauchen.

Herrn M. Wo. in B. Ihre Vollversuche wollen wir gerne aufnehmen; es besteht sich dem Gebot, daß uns die Auswahl bleibt. Wir machen es sprach zur unerläßlichen Bedingung, daß Sie bei jedem Namen die Partie angeben, aus der die gelegt haben. Das klassische Alterthum bitten wir, gänzlich aus dem Spiele zu lassen.

Herrn J. D. in Prag. Sie besitzen sich in offenen Kriegsmanöver mit der Orthographie. Die „Mich und Lehrer“ thun auf die Druckfehler) mit dieser Mode auf sehr freundschaftlichen Fuße steht, so müssen Sie, ehe Sie sie uns in ein Beispiel treten kommen, red mit unseren Ihren ebin Arieten schicken, wozu wir Ihnen auch aus anderen Mustschaften raten.

Herrn Pr. J. A. in N. Die historische Anekdote können wir, so schön sie ist, und von von Ihnen selbst angefahren Freude nicht aufnehmen: die Novelle aber ist gar zu klein. Sie sollte leider halbe Kolumne. Die Biographie der H. G. werden wir geben, wenn wir das Portrait dazu liefern können. Wir bitten um gütige Arbeiten, wenn Sie eine Zwischen die nothigen Kürze besitzen.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 44.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von E 3 auf D 4 †	Dame von K 6 auf F 5.
Roß · F 2 — G 4 †	· · K 3 — G 4.
Bauer · K 2 — G 4.	· · G 5 — D 4.
König · D 7 — D 6.	· · D 4 — D 3.
Bauer · G 2 — G 4.	· · G 3 — G 2.
· · G 1 — G 5 † matt.	

Schach-Aufgabe Nro. 46.

Von Herrn J. Bäs in Neudietdow.

Weiß zieht an, und setzt mit dem siebten Zuge Matt.

Schwarz.

Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 47.

Von Herrn B. Kaubers in Prag.

Matt in 5 Zügen.

Schwarz.

Weiß.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 44.

Weiß.	Schwarz.
Läufer von E 3 auf D 4 †	Dame von K 6 auf F 5.
Roß · F 2 — G 4 †	· · K 3 — G 4.
Bauer · K 2 — G 4.	· · G 5 — D 4.
König · D 7 — D 6.	· · D 4 — D 3.
Bauer · G 2 — G 4.	· · G 3 — G 2.
· · G 1 — G 5 † matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 44.

Weiß.	Schwarz.
Läufer auf K 7 auf D 8 †	Roß von K 1 auf D 6.
Thurm · H 4 — K 4 †	Läufer · K 8 — G 6.
Königin · D 3 — K 4 †	Bauer · G 5 — D 4.
Roß · D 4 — G 6 †	Roß · D 4 — G 6.
· · F 2 — D 3 †	König · G 5 — G 4.
· · D 3 — G 3 †	· · G 4 — G 5.
· · G 5 — D 7 †	· · G 5 — G 4.
Bauer · D 2 — D 3 † matt	

Digitized by Google

Das Narrenschloß.

Eine Sage aus Oberungarn von J. C. Hickel.

Aus den Karpaten herab strömt die Waag und windet sich in unzähligen Krümmungen durch die Ebene, bald ruhig und schiffbar dahin fließend, bald über Felsblöcke tosend, bald von hohen Ufern eingeengt; eine Volksmythe sagt, daß die Waag, als Gott der Herr den Lauf der Flüsse regelte, zu spät gekommen und verurtheilt worden, ohne bestimmte Ufer umher zu irren, woher sie auch den Namen eines Unsteten (vagus) bekommen.

Reich an malerischen Gegenden ist das Waagthal, aber auch reich an Sagen; an Sagen aus den Tagen des großmährischen Reiches unter Swiatopluk, aus den Zeiten, wo Asiens Söhne unter Arpad bis hieher drangen und sich Nationalitätsrechte in Europa erkämpften, als Ungarn (Ugern, Ugorier), dem Lande den bis jetzt noch bestehenden Namen gebend; so wie aus den späteren der Adelsherrschaft und der Türkenkämpfe. Auf schroffen Felswänden erheben sich alte Burgen, steinerne Herolde einer großen Vergangenheit, in den tiefgrünen Wäldern sieht man einzelne graue Thürme ragen, mit Epheu die halbzerfallenen Warten bekränzt, jetzt die Wohnung von Eulen und Steinmardern.

Ein mächtiger Günstling König Ludwig I. und seiner gekrönten Tochter Maria, herrschte fast als unumschränkter Gebieter über das Waagthal; wohin man den Blick wenden mochte, fand man seine Burgen und Schlösser, seine Herrschaften und Besitzungen; in Stolz und Uebermuth nannte er sich selbst den Herrn von der Waag. Nicht aus Ungarns Boden war die mächtige Eiche entsprossen, welche jedem Sturme trotzte; Stibor stammte aus Sarmatien und rühmte sich, daß das Blut der heimischen Könige in seinen Adern rolle. Er war von seinen Unterthanen, so wie von dem Adel mehr gefürchtet, als geliebt; seine Wildheit, seine Rauheit, sein Uebermuth und seine Grausamkeit waren fast sprichwörtlich geworden, wenn auch seine Tapferkeit berühmt war, seine Verschwendung, sein Luxus an's Fabelhafte gränzte. Eine rächende Nemesis ereilte auch ihn und setzte seiner Grausamkeit ein Ziel; wir geben die Sage vom Stibor so, wie sie im Munde des Volkes fortlebt.

Es war ein heißer Juliustag, der Himmel wölbte sich, rein und blau, wie aus einem einzigen Sapphir geschnitten, über der reizenden Landschaft, die Sonne stand in der Mittagshöhe und warf ihre Strahlen senkrecht herab, die Saaten waren gelb und harrten auf die Sichel; als mehrere Knechte in Stibors Farben gekleidet, mit wohlbepackten Handpferden durch das Waagthal zogen und auf einer Wiese, nahe am Flusse hielten. Schnell packten sie ihre Rosse ab, nahmen ihnen die Zäume, koppelten sie und ließen sie ihr Futter suchen; eilig wurden Zelte aufgeschlagen, Feuer angezündet und aus den mitgebrachten Vorräthen ein schwelgerisches Mahl vorbereitet, während einige die Schläuche und Fäßchen mit Wein gefüllt, in des Flusses kühle Wellen hingen.

Ein kleiner, ältlicher, dicker Herr, das wahre Bild der Gesundheit und des Wohlergehens, den die Knechte Herrn Janos nannten, Stibors Haushofmeister, trippelte geschäftig hin und her, daß ihm der Schweiß stromweis über die Wangen floß und er genöthigt war, fleißig sein feines Linnentüchlein zu gebrauchen; er glich der Unruh in einem Uhrwerke, welche, so klein sie auch sein mag, dennoch die Seele des Ganzen ist. Aus dem Zelte eilte er an die Feuer, von da zum Flusse und wieder zurück; dann kostete er aus Pfannen und Schüsseln und hielt den Köchen und Knechten, salbungsvolle Reden, welche einem Feldherrn vor der Schlacht Ehre gemacht hätten.

Sputet euch, rief er, nachdem er eine Weile den Stand der Sonne beobachtet hatte; die Jagd wird gleich zu Ende und unser erlauchte Gebieter hier sein. Ihr kennt ihn Alle und wißt, daß mit ihm nicht gut Kirschen essen ist; er haßt viel Worte und liebt pünktlichen Gehorsam!

Mit erneuertem Eifer ging Jeder an sein Geschäft, denn immer näher und näher tönten die Hörnerklänge aus dem Walde und gaben den Ermahnungen des Herrn Janos den gehörigen Nachdruck. Schon zeigte sich am Rande des Waldes eine lange Kette von Treibern, welche an ihren Stöcken erlegtes Wild trugen und plaudernd in Gruppen zusammen traten, einzelne Reiter brachen aus dem Dickicht und hielten im Schatten, Jäger kamen, die gekoppelten Hunde am Leitriemen führend; da tönte ein gewaltiges Halloh und auf seinem Rappen, einem edlen Siebenbürger-Hengste, mit rothen, offenen Nüstern, langen flatternden Mähnen und bis auf die Fessel gehendem Schweife, dessen Bug und Flanken mit weißem Schaume bedeckt waren, sprengte Stibor, der mächtige Herr des Waagthales aus dem Walde auf die Wiese. Ihm folgte auf einem kleinen, milchweißen Gebirgsrößlein, dessen rother Zaum mit Schellen und Glöckchen behängt war, sein Zwerg, Petzko genannt.

Die Jäger ließen beim Erscheinen des Gebieters ihre Hörner ertönen, die Gäste empfingen ihn mit lautem Jubelrufe und waren bald um den Wojwoden versammelt, der sich aus dem Sattel schwang, dessen Bügel Herr Janos demüthig und mit entblößtem Haupte hielt, und dem Zelte zuschritt; während die Knechte die Rosse besorgten und

Digitized by Google

die minder Vornehmen sich im üppigen Grase lagerten, wo sie unter Felsen oder einzelnen Bäumen Schutz vor der brennenden Sonne fanden.

Stiber stand im besten Mannesalter. Er war groß und herkulisch gebaut; ein ekatz Wamms von dunklem, grünen Sammt, mit gleichen Puffen und reich mit Goldstickerei verbrämt, enganliegende Beinkleider von Wildleder boten die kräftigen Formen noch mehr hervor, an einer Silberkette trug er nun Gürtel das kurze Jagdmesser, an einer Goldschnur um die Schultern das Hüthorn. Sein Gesicht, den karmanischen Typus nicht verläugnend, trug das Gepräge voller Leidenschaftlichkeit, es war von Sonne und Wind gebräunt und von einem dichten, schwarzen Barte eingerahmt, die Stirne hoch und von Falten durchfurcht, das Haar schlicht gekämmt und, kurz verschnitten, die Nase scharf gebogen, wie der Schnabel eines Raubvogels, die Augen blitzten schwarz und feurig unter buschichten Brauen hervor — sie hatten den unheimlichen Glanz, der in dem Blicke eines Tigers liegt, der, auch gezähmt, seine angeborene Wildheit nicht verläugnen kann.

Der Zwerg folgte ihm auf dem Fuße, wie das Hündchen dem Leuen, mit dem es aufgewachsen und das die Großmuth des Königthieres duldet; er war kaum von der Größe eines achtjährigen Knaben, wenn auch das Gesicht das Gepräge eines Greises trug, sein Rücken gekrümmt, sein Brustkatt herausgetrieben, seine Beine schienen sich unter der Last des Körpers zu biegen und seine Arme unverhältnißmäßig lang. Er trug ein weites Oberkleid von buntgewürfeltem Zeuge mit rothem Besatze, von einem Ledergurte um die Mitte zusammengehalten, an den Füßen Schuhe mit Krakaus und an den Schäften hingen silberne Schellen, eine viereckige Mütze von rothem Sammt, mit einer Hahnenfeder besetzte sein Haupt, das spärlich mit grauen Haaren bewachsen; er war der Hofnarr des Wojwoden und der Einzige, der es wagen durfte dem Gefürchteten unter der Maske des Scherzes die Wahrheit zu sagen, und ihn zu tadeln.

Das Jagdmahl wurde im Zelte eingenommen und die vollen Becher kreisten um die Tafel, Erzählungen von Jagdabenteuern und Kriegsereignissen wechselten mit Liebesgeschichten und Schnurren, lustige Lieder wurden gesungen und lauter Frohsinn herrschte unter den Gästen; schon stand die Sonne über den Bergen und verpurpurte den Horizont mit ihren letzten Strahlen, ein kühler Wind säuselte vom Flusse her durch die Laubkronen der Bäume, als der Wojwode die Tafel aufhob. Er trat erhitzt, mit dem Weine gerötheten Antlitze vor das Zelt, die Abendkühle zu genießen und sein Auge ruhte mit dem Ausdrucke des Stolzes und Selbstgefallens auf den Gästen, welche er sein Eigenthum nannte, so weit der Blick reichte; seine Genossen bildeten einen Kreis um ihn.

Ein Lied, Narr! herrschte er dem Zwerge zu, der mit einer Laute im Arme neben ihm stand; aber kein Trinklied oder Minnegedicht, sondern eines zum Ruhm und Preis des schönen Ungarlandes!

Bepko griff zu die Saiten seiner Laute und sang ein Lied zum Lobe seines Schenen, reichen, gesegneten Vaterlandes, das die allwaltende Mutter Natur ausgestattet wie ein Lieblingskind, wobei er zum Schlusse einige Strofen zu Ehren seines mächtigen Gebieters anbrachte.

Gut, gut gemacht, Bepko! sagte der Wojwode und drehte sich, wohlgefällig lächelnd, den Bart; du bist die Perle aller Narren! Dein Lied hat mich ergötzt, erhitte dir dafür eine Gnade; aber trotz toll, hörst du, recht narrenhaft soll dein Wunsch sein!

Bepko besann sich einige Augenblicke.

Wenn ich aber in meiner Narrheit, sagte er, einen Wunsch hätte, Großer, dessen Erfüllung selbst dem mächtigen Stiber fast unmöglich würde; was dann? Möchtest am Ende die Peitsche?

Laß hören, mein Junge! beruigte der Wojwode; wenn du nicht die Sonne dem Himmel verlangst, oder einen schlanken Buchs, mein armer Bepko, so dürfte es dir schwer werden einen Wunsch auszusprechen, dessen Erfüllung selbst dem mächtigen Stiber unmöglich wäre. Rede daher ohne Scheu, du wirst nicht gepeitscht!

Gut Ding, Herr! dann drähen am jenseitigen Ufer der Waag, den Felsblock, an dessen Fuße sich die Wellen tosend brechen, indeß er seinen kahlen Scheitel hoch in die Lüfte hebt? sagte der Narr und streckte den Arm aus, dem Wojwoden die Richtung zu bezeichnen.

Ich sehe ihn, antwortete dieser; jedoch, was soll es mit ihm?

Nun sieh, Herr! fuhr Bepko fort; weil Ihr mir einen Narrenwunsch freigegeben, so bat mir auf den Gipfel jenes Felsens ein schönes, stattliches Schloß, desgleichen es in Ungarn kein zweites mehr gibt, macht den Wald hinter ihm zum Lustgarten, nennt es nach mir, und so es fertig, macht es Curem treuen Diener zum Geschenke, zum Ruhesitze für seine alten Tage, wenn ihm einmal Narrheit und Witz ausgegangen. Nun, Gnädiger, ist der Wunsch nicht närrisch genug und unausführbar obendrein?

Alle Umstehenden lachten und riefen im Chore:

Es ist ein Narrenwunsch, dessen Erfüllung unmöglich!

Unmöglich? donnerte plötzlich der Wojwode und legte seine Stirne in finstere Falten; Ihr wißt wohl Alle nicht, was Stiber kann, wenn er ernstlich will und Keiner hat noch auf den Grund meines Säbels gegriffen! Bepko, mein Junge! fahre er milder fort; du sollst das Schloß vollendet sehen binnen Jahresfrist, so wahr ich der Herr von der Waag heiße; schon morgen soll der Bau beginnen und noch kommenden Geschlechtern von Stibers Macht und Reichthum erzählen!

Alle verstummten vor dem Ernste, mit dem der Wojwode gesprochen; er kam ihnen in dem Augenblicke wie ein unheimlicher Zauberer vor, der seine Geister zu einem Werke beschwören will, zu dessen Vollbringen Menschenkräfte nicht ausreichen; Stiber aber warf noch einen Blick nach dem Felsen, der von den Strahlen der scheidenden Sonne umflossen, hoch hinein ragte in's lustige Blau, dann heftig er sein Roß, und sprengte, den Uebrigen weit voranreitend, durch's Thal seiner Burg zu.

Jeder Mensch, sei er auch der Aermste, der Verworfenste, der Gesunkenste, der Verachtetste, hat ein Weib, das er liebt, den sein er wieder geliebt wird; jede Seele findet auf ihrer Erdenwanderung eine gleichgestimmte, wie jeder Tag einen Abend hat, und die Liebe bringt wenigstens ein Mal auch in das unglückseligste Herz, wie das Licht sich durch die kleinste Ritze stiehlt.

Bepko, der leibeigene Knecht, der verkrüppelte Zwerg, der Verhöhnte, Gepeitschte, dessen Sonne das Lächeln seines Gebieters war, hatte ein Wesen gefunden, an das er sich anschloß mit aller Kraft seiner Seele, das er liebte mit aller Zärtlichkeit, das ihm Kind und Geliebte zugleich war und in dessen Nähe er sein Leben ertragen, lieben lernte, sein freudenleeres Leben, das ihm zur drückenden Last geworden, die er so oft gerne den seinen Schultern geschüttelt hätte.

Am Fuße des mächtigen Hügels, auf dem Stibers Burg stand, lag ein Dorf, meist den leibeigenen Bauern bewohnt, welche in ihren armseligen Lehmhütten von dem leben, was ihnen die Gnade ihres Herrn gelassen, der verpraßte, was sie im Schweiße ihres Angesichts erworben. Am äußersten Ende desselben war eine Hütte, zu der Bepko oft in seinen Mantel gehüllt schlich, wenn der Wojwode zur Ruhe gegangen, oder sonst seiner entbehren konnte; drei Menschen, welche sich gegenseitig liebten, verstanden, und sich das harte Schicksal zu erleichtern suchten, zu dem sie die Natur schon bei der Geburt verdammt hatte, fanden sich dort am friedlichen Herde zusammen. Die Hütte gehörte Michal, dem Leibeigenen, der sie mit seiner einzigen Tochter Marina bewohnte, nachdem sein Weib schon lange gestorben.

Marina war das schönste, aber auch das züchtigste Mädchen im Dorfe und weit und breit in der Umgegend; ihr Gesicht, wenn es auch den slavischen Typus nicht ganz verläugnen konnte, den feinerer Schönheit, ihr Auge feurig und braun, wie das Haar, das sich, vorne geschreitelt, in glatten glänzenden Strähnen an Schläfe und Wangen schloß, während es hinten in weichen Zöpfen aufgeflecht war. Ihre Lippen waren frisch roth, wie Walderdbeeren, ihre Zähne klein und weiß, wie die Glasschmelz; wenn sie des Sonntags zur Kirche ging, der enganliegende blaukurbene Spenzer, vorne mit gelben Schnüren

Digitized by Google

und blanken Metallknöpfen besetzt, ihre runden, vollen, elastischen Formen noch mehr hervorhob, das kurze Röckchen von rothem Zeug unten mit farbichtem Besatz, den kleinen Fuß in Stiefelchen von schwarzem Korduan und das wohlgeformte Bein sehen ließ, so kamen die jungen Burschen in Aufruhr und ein Geflüster der Bewunderung lief durch ihre Reihen, das den Neid der andern Mädchen weckte, von denen manche reich war und freigeboren.

Marina hatte ihr fünfzehntes Jahr erreicht, als ein Zufall Betzko zum ersten Male in die Hütte des Leibeigenen führte, der oft und am Ende täglich wiederkam, bis sich zwischen den beiden Männer eine recht innige Freundschaft entspann. Der Anblick Marinas übte einen eigenen Zauber auf Betzko aus, sie war das erste Wesen, welches nicht über ihn lachte, mit seinen körperlichen Gebrechen Mitleid hatte, ihn liebte und mit kindlicher Sorgfalt pflegte; er fühlte sich heimisch und behaglich in der Hütte des Leibeigenen und vergalt ihm seine Gastfreundschaft auf mannigfache Weise, er bewachte das Mädchen mit der Sorgfalt eines Vaters und der eifersüchtigen Zärtlichkeit eines Liebhabers, er ahnte, er wußte es, daß ihre Schönheit in der Nähe eines so üppigen, so verderbenen Hofes, wie der Stibor's war, ihr Verderben heraufbeschwören würde. Er warnte sie vor jedem Umgange mit der Dienerschaft und den zahlreichen jungen Edelleuten am Hofstaate des Herrn von der Waag, der einen Edelmann im Kleinen spielte, bath oft den Alten, seine Tochter lieber zur Base in's Gebirg zu schicken, als hier beständig unter dem Schwerte des Henkers athmen zu lassen. Michal lachte über Betzko's Besorgnisse und glaubte, die Herren am Hofe würden sich nicht in seine Hütte verirren, und was den Dienertroß beträfe, so könne Marina schon allein die Zudringlichen abfertigen, wie es sich gebühre. Betzko schüttelte traurig den Kopf und meinte, das Unglück schwebe schon auf Rabenflügeln über ihrem Haupte.

Teleki, ein junger Edelmann aus der Heath, der als Page am Hofe Stibors diente und dessen Liebling war, wurde auf der Heimkehr von der Jagd durch einen plötzlichen Regenguß gezwungen, in einer der Dorfhütten Schutz zu suchen; der Zufall führte ihn in die Michal's. Erstaunt, bezaubert stand der Jüngling vor Marina und konnte sich nicht satt sehen an ihrer Schönheit, kaum glauben, daß eine solche Rose im Verborgenen blühe, und war eifrig bemüht, ihr die verlockendsten Schmeicheleien zu sagen; Marina aber, eingedenk Betzko's Warnung, blieb kalt und zog sich scheu zurück, und als Teleki immer kühner ward, floh sie aus der Hütte zu einer Nachbarin. Zürnend verließ der Jüngling, als der Regen aufgehört, die Wohnung des Leibeigenen, es verletzte ihn tief, daß eine gemeine Dirne ihn verwerfe; aber eben dieser Widerstand reizte ihn noch mehr und des Mädchens Bild stand im Wachen, wie im Traume vor seinen Augen. Er suchte oft Gelegenheit sie zu sehen, zu sprechen, mit ihr allein zu sein; aber Marina wich ihm überall aus und er kam nicht zum Ziele, ja er überzeugte sich immer mehr von der Abneigung des Mädchens.

Die heftigste Liebe kann in eben so glühenden Haß übergehen; Teleki's verderbenes Herz war keiner reinen Liebe fähig; um wie viel eher mußte sich seine wilde, sinnliche Glut bei Marinas Verachtung, bei dem sichtbaren Streben, jede Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden, in Haß verkehren. Sein Stolz war empört, seine Eigenliebe verwundet, er schwor ihr Rache und wartete nur auf die günstige Gelegenheit dazu; er wollte sie einem Mächtigern übertragen, um seines Erfolges gewiß zu sein.

Stibor hatte den Bau des Schlosses beginnen lassen, die Leibeigenen seiner weitläufigen Besitzungen wurden sammt ihrem Zugvieh aufgeboten, mit vollen Händen verschwendete er Geld, um Maurer, Zimmerleute und Steinmetze im Lande und im benachbarten Mähren und Oesterreich aufzutreiben, geschickte Meister zu gewinnen, welche den Bau leiten sollten, und alle nöthigen Materialien herbeischaffen zu lassen. Ein ungewöhnliches, reges Leben entfaltete sich in dem sonst so stillen, einsamen Thale, Hütten und Schuppen wurden zur Unterkunft der Meister, Gesellen und Arbeiter, so wie Ställe für das Zugvieh erbaut, die Schläge der Aexte durchhallten die Waldungen, die sie lichteten, die Waag trug schwerbeladene Flöße mit Steinen und Baumateriale, selbst Nachts wurde bei Fackelschein gearbeitet, wobei sich die Leute ablösten, um sich eine kurze Rast zu gönnen; aber dennoch wollte das Werk nicht in dem Maße fortschreiten, als es der Wojwode wünschte, um sein gegebenes Wort glänzend zu lösen. Es fehlte an Zugvieh und Händen, die Arbeiter waren durch fortgesetzte Anstrengung, selbst im Herbstwetter und Winterkälte, ermattet, und schon begannen Krankheiten unter ihnen einzureißen; da ließ Stibor das Waagthal, durch welches der Weg nach Tyrnau und Preßburg führte, durch Söldner an beiden Enden sperren, und wer nun des Weges daher kam, zu Fuß, zu Roß, oder mit Wagen, wurde angehalten und mußte sammt seinen Thieren, freilich gegen Entschädigung, drei Tage lang mit beim Bau arbeiten. Selbst Bürger der königlichen Freistädte und Adelige waren nicht ausgenommen; während sie aus Stibors Schlosse herrlich bewirthet wurden und sich den Aufenthalt gefallen lassen mußten, arbeiteten ihre Knechte und Diener und wurden nach Ablauf der Frist reich beschenkt entlassen. Kostbare Meubles, Tapeten, Teppiche, Statuen und Gemälde wurden aus Deutschland, Frankreich und Italien verschrieben; Kunstgärtner wandelten einen Theil des anstoßenden Waldes in einen herrlichen Park um, in dem es weder an Blumenbeeten, Treibhäusern und Schattenpartien, noch an Pavillons, Fontainen und Statuen fehlte; Stibor selbst beaufsichtigte täglich den Bau, er ermahnte und strafte die Saumseligen, feuerte den Eifer der Meister und Gesellen durch Spenden an Speise und Trank, durch Geldbelohnungen und Versprechungen an. Was Niemand für möglich gehalten, als der stolze Wojwode selbst, ging in Erfüllung; schon in der Mitte Juni war der Bau vollendet: Stibor hatte sein verpfändetes Wort gelöset.

Die Einweihung des neuen Schlosses sollte mit aller Pracht und Feierlichkeit begangen werden und die Feste mehrentage dauern; an den ganzen Adel des Preßburger-, Neutrae- und Trentsiner-Comitats ergingen Einladungen dazu, von nah und ferne kamen Gäste, selbst aus Ofen, denn die Kunde von dem Wunderbaue hatte sich im ganzen Lande verbreitet. Alle wurden mit gleicher Gastlichkeit aufgenommen, bewirthet und sammt der mitgebrachten Dienerschaft beherbergt.

Am Tage der feierlichen Einweihung wehten bunte Fahnen von den Thürmen des neuen Schlosses, die Glocken in den umliegenden Dörfern wurden geläutet und die Geladenen begaben sich in langem Zuge unter dem Vortritte der Geistlichkeit, an deren Spitze der Bischof von Neutra stand, nach dem alten Schlosse, den Burgherrn mit den vornehmsten Gästen abzuholen.

Stibor trat in den Burghof, reich geschmückt, in der malerischen Ungartracht, welche sich bis auf den heutigen Tag fast unverändert erhalten hat; sein Anzug flimmerte von Gold und Edelsteinen, Familienkleinode, welche nur bei den feierlichsten Gelegenheiten aus der Schatzkammer genommen wurden; die Hufe seines Rosses waren mit silbernen, stark vergoldeten Hufeisen beschlagen; der Narr, der hinter ihm im Zuge ritt, mußte Gold- und Silbermünzen aus einem großen Säkel unter das Volk werfen. Alle Ortschaften, durch welche der Zug kam, waren mit grünen Maien geschmückt, weißgekleidete Mädchen streuten Blumen auf den Weg und die Bewohner standen in ihren Festkleidern in Reihen am Wege, den gefürchteten Gebieter mit einem Lebehoch zu empfangen, in welches sich freilich mancher stille Seufzer, manche heimliche Verwünschung beim Anblicke des Tyrannen stahl.

Ueberrascht von der Schönheit und Pracht des neuen Baues, dem Geschmack und Reichthum desselben, glaubten die Gäste den Pallast eines Zauberers zu betreten, und was sie auch dem Wojwoden über seine Macht, seinen Reichthum und die Herrlichkeit der neuen Burg sagen mochten, diesmal klang es nicht wie Schmeichelei. Gleich großartig, gleich bewunderungswürdig waren auch die weitläufigen Gartenanlagen, und ein hochstämmiger Wald, von Mauern eingeschlossen, stieß als Wildgehäge an dieselben.

Stibor fühlte sich an diesem Tage vollkommen glücklich; sein Herz schlug stolz und kühn, sein Auge glühte, nichts schien ihm mehr

Digitized by Google

unmöglich, und kühne Gedanken, Gedanken an eine Krone dämmerten in seiner Seele auf.

Als das Festmahl zu Ende ging und die Becher fleißig geleert wurden, ließ er den seinem Mundschenken den alten, großen Familienpokal von getriebener Arbeit in Gold, reich mit Perlen und Edelsteinen besetzt, verziert mit mancher Schilderei, das Wappen und kühne Thaten der Stibors versinnbildend, bringen, füllte ihn mit köstlichem Tokayer, stand auf und hob ihn hoch in der Rechten.

Auf das Wohl und Gedeihen meines Hauses bringe ich den ersten Trinkspruch aus! sagte er mit lauter, kräftiger Stimme. Möge es blühen und gedeihen, möge das Glück stets über ihm schweben und es schirmen und wahren vor jedem Unheil. Möge der neue Bau Jahrhunderte hindurch bestehen, fest und unerschüttert, wie das Haus Stibors, und künftigen Geschlechtern noch ein Zeugniß geben von der Macht und dem Reichthume des Erbauers!

Ein donnernder Zuruf der Gäste folgte und der Ehrenpokal machte die Runde um den Tisch, geleert auf das Wohl des mächtigen Herrn von der Waag und seines Geschlechtes.

Ihr wißt es Alle, fuhr er nach einer Weile fort; welcher Grille dieser Prachtbau, der, wie ich meine, seines Gleichen nicht mehr in Ungarn hat, seinen Ursprung verdankt; ich versprach es meinem Narren, daß er seinen Namen führen solle zur Erinnerung. Wohlan, Betzko heiße die neue Burg. Du aber, mein armer Junge, den ich leider nicht belehnen kann mit Schloß und Land, da du geboren bist als leibeigener Knecht, und wärst du auch ein Freier, als Unadeliger Land und Leute nicht besitzen darfst, sagte er zum Narren gewendet, bitte dir eine Gnade aus, ein Geschenk. Glaube ja nicht, daß Stibors Schatz durch den Bau schon erschöpft sei, — ich will jeden Wunsch erfüllen!

Ein schmerzliches, fast höhnisches Lächeln zuckte um Betzko's Mundwinkel.

Ihr habt Recht, gnädiger Herr! entgegnete er, daß Ihr mich nicht belehnt mit Burg und Land; was sollte auch dem armen, gefangenen Vogel ein goldener Bauer? Und kann die häßliche Nachteule zum Paradiesvogel werden? Sehe ich aus, wie ein Ritter, gebt Ihr mir auch Harnisch, Schwert und Sporn?

Ein lautes Gelächter lief durch den Kreis der Gäste; ein Gelächter, das dem Krüppel, so sehr er an Mißhandlungen aller Arten gewohnt war, tief in's Herz schnitt und eine Thräne in's Auge trieb.

Nun, rief der Woywode in seiner Weinlaune, sprich nur, mein Junge, ich will dich schon entschädigen. Mein Ehrenwort darauf, dein Wunsch soll erfüllt werden; nur, setzte er, mit dem Finger drohend, hinzu, verlange mir keine Burg mehr, denn es war ein schweres Stück Arbeit.

Ein flüchtiges Roth überzog die sonst gelbblassen Wangen des Narren, ein Freudestrahl blitzte aus seinen Augen und er schien sich aufzurichten.

Behaltet Eure Schätze, mein Herr und Gebieter! rief er mit lauter Stimme; jede Kette, auch eine vergoldete, drückt; gebt mir die Freiheit!

Betroffen blickte der Woywode seinen Narren an, er hatte einen andern Wunsch erwartet, ihn hervorrufen wollen, um seine Freigiebigkeit vor den Gästen zu zeigen.

Betzko! du bist ein wahrer, ächter Narr, sagte er; denn du stößt die goldene Kugel, welche auf dich zurollt, mit dem Fuße von dir. Du hast die Gelegenheit reich zu werden vorübergehen lassen, eine Gelegenheit, welche so leicht nicht wiederkehrt; besinne dich eines Bessern, ich will deinen Wunsch nicht gehört haben!

Nein, antwortete Betzko fest, ich bitte ich wünsche sonst nichts, als meine Freiheit; sie ist das höchste Gut, das jeder Mensch besitzen kann.

Nun, so sei es, entgegnet Stibor finster; du bist frei, ist erst das Fest zu Ende und ich schenke dir noch hundert Goldgulden dazu; obgleich dein Wunsch nicht so viel werth ist. Bis dahin mußt du es dir schon gefallen lassen, mein Narr zu bleiben!

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen und eine festliche Beleuchtung des Schloßhofes durch Pechpfannen, der Gartenanlagen durch Feuerkränze und bunte Lampen, rief die Gäste hinab in's Freie, welche sich dort einzeln oder gruppenweise unterhielten.

Im Schloßhofe hatte die laute, lärmende Freude ihren Sitz aufgeschlagen; die schönsten Mädchen und Burschen aus den benachbarten Dörfern des Woywoden führten in ihren Festkleidern ländliche Tänze aus, während die Alten bei vollen Gläsern und Schüsseln ihr Elend vergaßen und sich wenigstens für Stunden frei und glücklich träumten. Abseits von ihnen saßen an langen Tafeln die Meister und Gesellen, welche beim Bau mit gearbeitet, und sangen fröhliche Lieder oder brachten Trinksprüchlein auf das Wohl und Gedeihen der einzelnen Zünfte und Gewerkschaften aus, so wie zu Ruhm und Ehre des reichen, mächtigen Bauherrn.

Stibor trat in den Hof und ging von Feuer zu Feuer, von Tisch zu Tisch, er that hier freundlich Bescheid, plauderte dort ein Paar Worte mit einem Alten und schien ganz selbst zu vergessen und vergessen zu machen, daß er der strenge und wilde Tyrann von der Waag sei; hinter ihm ging sein Liebling Teleki, der einen ledernen Säkel trug, aus dem der Woywode von Zeit zu Zeit eine Handvoll kleiner Silbermünzen unter die Tanzenden und Zechenden warf, sie zu neuer Fröhlichkeit aufmunternd.

Seht Ihr, Herr! flüsterte ihm der Edelknabe plötzlich zu, dort in der vordersten Reihe die schlanke flüchtige Tänzerin, welche den Boden kaum zu berühren scheint? Betrachtet sie einmal näher und Ihr werdet ob ihrer Schönheit erstaunen; bei Gott, gebt Ihr einmal prächtige Kleider und sie beschämt alle Edelfrauen und Fräuleins, unter denen doch manche bekannte und bewunderte Schönheit ist!

Stibor trat näher und faßte die Bezeichnete in's Auge — es war Marina. Einen Augenblick blieb er von der seltenen Schönheit betroffen stehen; dann trat er zu ihr und wechselte einige freundliche Worte mit ihr.

Du hast Recht, Teleki! sagte er zu dem Edelknaben und klopfte ihn freundlich auf die Schultern; es ist eine wunderseltene Blume, dies Mädchen, und Schade, daß nicht adelig Blut in ihren Adern rollt. Schade? — setzte er nach einer Pause mit boshaftem Lächeln hinzu; das wohl nicht, um so eher wird sie sich fügen, wenn ihr Herr und Gebieter ihr die Ehre erzeigt, sie hübsch zu finden! Kennst du sie näher, Teleki?

Sie ist die Tochter Michal's, eines Eurer Leibeigenen, Herr! antwortete der Gefragte, und wohnt unfern des alten Schlosses. Aber sie ist stolz und hochmüthig und hat schon Manchem den Kopf gegeben, den ihre Reize die niedrige Abstammung vergessen ließen!

Gottes Zorn! rief der Woywode; sie wird sich doch nicht zieren, wenn ich sie hübsch finde und eine Handvoll Goldstücke obendrein anwende, sie hernach nutzzusteuern!

Teleki zuckte die Achseln.

Sie soll schon eine Liebschaft haben, fuhr er arglistig fort; und zwar eine recht bewunderungswürdige. Rathet ein Mal, gnädiger Herr! wer der Glückliche ist, den sie begünstigt? Kein anderer, als Euer Narr!

Betzko, der Krüppel, der Bucklige — Betzko, mein Narr? rief der Woywode und brach in ein schallendes Gelächter aus. Du bist betrunken, mein Knabe!

Ich sage nur das, was man überall erzählt, entgegnete der Edelknabe; Betzko ist alle Abende in der Hütte des Leibeigenen, und ich selbst sah das Mädchen an seinem Arme im Mondenscheine lustwandeln und recht vertraulich mit ihm kosen!

Der Woywode schwieg und sah lange dem Tanze zu, er bewunderte Marinas zierliche Gewandtheit und ihre Reize entflammten eine wilde Glut in seiner Brust; gewohnt, jeden seiner Wünsche erfüllt zu sehen, dachte er nur auf ein Mittel, diese reizende Blume zu brechen. Er winkte dem Edelknaben und verließ mit ihm den Schloßhof, indem er in eine dunkle Allee des Parkes trat.

Teleki! sagte er vertraulich zum Edelknaben, du scheinst das Mädchen näher zu kennen, und wenn ich nicht irre, warst du auch

Digitized by Google

einer den denen, welche sich bei dieser ländlichen Schönheit einen Korb geholt. Mir gefällt sie und ich möchte ihre Liebe erringen.

Gnädiger Herr! entgegnete Teleki; Ihr seid der mächtige Herr der Waag, und sie nur ein armes, leibeigenes Mädchen. Ihr dürft nur wünschen und Euer Wunsch wird Befehl!

Da kenne ich die Weiber besser, als du, Milchbart, lachte Stibor; die haben alle ihre Launen und ich kann mir doch nicht einen Korb bei ihr holen. Der Mächtige darf sich viel, zuweilen Alles erlauben; aber er muß doch so viel als möglich den Schein zu bewahren suchen; die vielen Gäste — ich kann doch unmöglich Gewalt brauchen und sie aus der Mitte der Ihrigen reißen. Du kannst eine Zusammenkunft mit der Dirne vermitteln; und ich will es dir gedenken, wenn der Erfolg meine Wünsche krönt!

Gnädiger Herr! antwortete der Edelknabe; es ist schwer, aber der List und Klugheit nichts unmöglich. Ihr wißt das Fischerhäuschen am äußersten Ende des Parkes, wo der künstliche Teich ist, der am Ausgange einen Wasserfall über die Felsen bildet, die sich schroff absenken in die Waag; dort sollt Ihr morgen, nach aufgehobener Tafel Marina sprechen. Daß sie kommen wird, verbürge ich Euch; das Uebrige ist Eure Sache.

Gut, rief der Wojwode; es soll dein und ihr Schaden nicht sein!

Stibor ging zu den Gästen zurück; Teleki blieb allein und brütete, auf eine Rasenbank hingeworfen, über einen Plan, der das Mädchen in die Gewalt seines Gebieters liefern sollte.

Gefunden! sagte er nach einer Weile mit tückischem Lächeln; die stolze Dirne soll es bereuen, mich verschmäht zu haben. Die Liebe ist süß, Rache noch süßer!

Er erhob sich und eilte wie ein Engel des Verderbens in den Burghof zurück, wo er noch eine Weile den Tanzenden zusah und dann zu seinem Herrn ging.

Am äußersten Ende des Parkes war ein großer künstlicher Teich angebracht, an dessen Ufer unter einer schattichten Baumgruppe ein kleines Fischerhäuschen stand, dessen Wände mit Schilf bekleidet, dessen Dach mit Stroh gedeckt war. So einfach es von Außen schien, mit eben so vielem Luxus war es von Innen eingerichtet; der Fußboden mit einem Teppich belegt, um die Kälte und Nässe des Lehmbodens weniger fühlbar zu machen, die Wände mit Tapeten bekleidet, schwellende Divans standen rings an denselben, ein großes Fenster in der Rückwand, dessen Tafeln aus farbichtem Glase mit Malereien verziert waren, ließ, geöffnet, den Blick in eine reizende Gegend schweifen; denn die Hütte lag auf dem Rande eines Felsens, der hoch emporstieg aus dem Flußbette der Waag, welche hier eine bedeutende Krümmung machte; Rosen und Flieder blühten in dem kleinen Gärtchen, mit dem das Haus umgeben war, und schattige Wege führten durch einen kleinen Wald aus dem großen Parke hieher. Leise rauschten die Wellen, auf deren klarem Spiegel sich Lotus und grüne Wasserpflanzen wiegten, beim leisesten Winde an das Ufer, zahme Schwäne durchschifften stolz die Fluthen, aus denen von Zeit zu Zeit lustig Fischlein emporschnellten, um eben so schnell wieder zu verschwinden. Heilige Stille herrschte ringsum, nur unterbrochen von dem Gesange der Vögel oder dem Gezirpe der Grille im hohen Grase; und wenn eine solche reizende Einsamkeit jedes fühlende, für die Schönheiten der Natur empfängliche Herz erheben und begeistern mußte, so war sie auch günstig, ein Verbrechen ungesehen und unbelauscht zu begehen.

Auf einem Divan des Fischerhäuschens lag am andern Tage nach aufgehobener Tafel, Stibor und wartete auf sein Opfer; sein Gesicht war geröthet, seine Stirnadern waren angelaufen, sein Athem kurz und heftig, der zu viel genossene Wein spukte ihm im Kopfe und jagte das Blut schneller durch seine Adern. Jede Minute, die er warten mußte, schien ihm eine Ewigkeit, er riß sein Wamms auf und bot die Brust dem kühlen Winde, der vom Wasserspiegel her wehte und wühlte ungeduldig in den schwarzen, krausen Locken.

Drei Tage lang sollten die Festlichkeiten dauern, drei Tage lang wurden auch die Unterthanen auf dem Schlosse bewirthet und durften nicht Frohndienste leisten, ihre Sklaverei vergessen; Micha hatte mit seiner Tochter sich trotz Betzko's Warnung im Schloßhof eingefunden und sprach wacker den Schüsseln und Flaschen zu, der Narr war durch seinen Dienst an die Personen des Wojwoden und die Gäste gefesselt, konnte daher Marina nicht so bewachen und schützen, wie er es wohl wünschte. Um dieselbe Stunde, um welche der Wojwode im Fischerhäuschen sein Opfer erwartete, trat eine alte Magd des Schlosses zu Marina, welche in der Mitte mehrer Freundinen saß, die alte Volkslieder sangen, und rief sie abseits.

Du bist wohl Marina, Michals Tochter? fragte sie das Mädchen.

Ich bin es, antwortete diese; was wünschet Ihr von mir?

Nichts, schönes Kind, ich habe blos einen Auftrag an dich von Betzko, unsers gnädigsten Herrn Hofnarren; du kennst ihn doch? Er hat dir etwas Geheimes und Hochwichtiges zu sagen und erwartet dich im Fischerhäuschen eben!

Wo? fragte Marina.

Du weißt wohl den Weg dahin nicht und ich will ihn dir zeigen; wir gehen eine Weile neben einander und plaudern eins.

Einen Augenblick zögerte das Mädchen, eine innere Stimme schien sie zu warnen, aber bald gab sie dem Drängen der Begleiterin nach und machte sich mit ihr auf den Weg; eine Zeitlang ging die Magd neben Marina, am Gebüsche angelangt, zeigte sie ihr den rechten Pfad und entfernte sich. Während Marina ihrem Verderben zueilte und der Wojwode auf sein Opfer harrte, hatte Betzko plötzlich durch den Edelknaben selbst, der sich dadurch an ihm und Marina rächen wollte, Kunde bekommen von dem Stelldichein; ungläubig hörte er sie Anfangs, dann aber eilte er, von innerer Angst getrieben, nach dem Tanzplatze, wo er erfuhr, daß sich das Mädchen wirklich in der bezeichneten Richtung entfernt habe. Unschlüssig stand er einige Augenblicke, sein Herz klopfte, er zitterte bei dem Gedanken an Marina's Gefahr; dann ermannte er sich und stürzte fort, den nächsten Weg nach dem Fischerhäuschen einschlagend, nicht achtend die Dornen und das Gestrüppe, welche ihm Gesicht und Hände zerkratzten und seine leichten Kleider zerfetzten; Angst und Hoffnung stählten seine Kräfte und beflügelten seinen Lauf.

Ruhig war Marina auf dem kühlen, schattigen Pfade fortgewandelt, nichts Arges ahnend trat sie auf den freien Platz, wo sie, entzückt von der wundervollen Aussicht, einige Momente ihren Schritt anhielt; dann näherte sie sich dem Fischerhäuschen.

Der Wojwode lag auf dem Divan, den wollüstigen Bildern seiner erhitzten Phantasie umgaukelt; das Knistern des Sandes riß ihn aus seinen Träumen, er sprang auf und öffnete die Thüre — Marina stieß einen Schrei aus, als sie den Wojwoden vor sich stehen sah und wollte fliehen. Stibor faßte ihre Hand und schlang den Arm um ihren schlanken Leib.

Warum fürchtest du mich, schönes Kind, und willst fliehen, wie die Taube vor dem Stößer? Haben sie dir Schreckensgeschichten erzählt vom Herrn der Waag und glaubst du, er kenne nur Strenge und Grausamkeit? aber er kennt auch die Liebe und kann sanft sein, wie ein Lamm.

Gnädiger Herr, Schonung! rief Marina und warf einen flehenden Blick auf den Gebieter, in dessen Auge ein unheimliches Feuer brannte!

Zarte Taube! fuhr Stibor fort und preßte die Zitternde heftig an sich; dein Herr liebt dich, er bittet, wo er befehlen könnte. Liebe ihn, sei nachgiebig und du kannst ihn zu deinen Füßen sehen; der kühnste deiner Wünsche soll erfüllt werden. Du bist ein armes, leibeigenes Mädchen; du sollst frei sein, ich will dich mit Golde überhäufen, du sollst prächtige Kleider haben, eine Edeldame wird Stibors Geliebte beneiden müssen!

Er preßte gewaltsam seinen Mund auf ihre Rosenlippen; sie sank schreckenbleich und zitternd auf die Kniee.

Gnade, mächtiger Gebieter! flehte sie mit strömenden Thränen; Schonung für ein armes Mädchen, das nichts hat, als ihre Tugend! Raubt ihr nicht ihr einziges, höchstes, Gut! Ich bin Eurer Liebe nicht

Digitized by Google

werth, bin nur eine arme, von der Welt verachtete Leibeigene, wie Ihr wohlen könnt unter den Fräuleins —

Genug der Reverei! rief der Wojwode, nicht gewohnt, Widerstand zu finden; du gefällst mir und mein mußt du sein, wo nicht mit Bitten, so mit Gewalt! Ein Augenblick bleibt die noch zur Wahl; ergiebst du dich mir freiwillig, so will ich dich reich machen und frei — muß ich Gewalt brauchen, so breche ich die Blume und trete sie in den Staub! Entscheide; wählst du mich erkoren?

Nein! nein! schrie Marina verzweifelnd; lieber sterben, als mich der Schande freiwillig in die Arme stürzen!

So habe es denn, wie du gewollt! sagte Stiber mit grimmigem Hohne, indem er die Knieende dem Boden aufriß. Vergebens wehrte sich das Mädchen, vergebens erfüllte ihr Wehgeschrei die Luft; Stiber umschlang sie mit starken Armen und hob sie federleicht in die Höhe, um sie in das Fischerbäuschen zu tragen; da rauschte es in den nahen Büschen, ein gellender Schrei rang sich aus einer angsterfüllten Brust, ein Schrei, wie in das Aetherweiten ausströmt in der Lust, wenn sie ihr Junges in der Gewalt des Jägers sieht, der ihren Horst entdeckt. Einen Augenblick stand der Wojwode betroffen, ein Hoffnungsstrahl leuchtete auf in Marinas Seele; da stürzte Bezkä bleich, blutend, mit zerrissenen Kleidern aus dem Gebüsche und zu den Füßen seines Herrn.

Gnade, Herr! gnade für die Unschuld! —

Wild und höhnisch lachte der Wojwode auf, bei dem Anblicke des Gänzlichen, ein kräftiger Fußtritt warf Bezkä in den Staub.

Zurück! winselnder Narr! donnerte er; meine dich nicht in meine Angelegenheiten oder du sollst die Peitsche kosten, wie noch nie! Glaubst du, weil du, Affe der Schöpfung, dich in dies Lärchen verliebt hast, dein Herr und Gebieter solle die nachstehen? Mein ist die Beute; ich bin der Herr, du der Knecht!

Und wieder hob er Marina vom Boden und that mit ihr einige Schritte vorwärts; Bezkä sprang auf, verzweifelnd, wüthend, seiner Sinne kaum mächtig; mit einem wilden Geheul warf er sich auf den Wojwoden, mit seinen Händen umklammerte er dessen Hals und suchte ihn zu erwürgen. Stiber, durch den plötzlichen Angriff überrascht, ließ Marina los, die halb ohnmächtig in die Kniee sank, fliehen wollte und es nicht konnte und brünstige Gebete gen Himmel sandte.

Mit seiner Eisenfaust packte er den Narren und schleuderte ihn von sich ab, wie der Eber die Hunde; sein Gesicht war verzerrt der Wuth, die Augen hervorgequollen, die Lippen zwischen die Zähne gekommt.

Hund den einem Leibeigenen! rief er, das sollst du mir büßen, daß du dich an deinem Herrn vergriffen!

Ich bin frei! stöhnte der Zwerg, unter Stibers Händen zusammenbrechend, wie eine schwache Binse bei einem gewaltigen Windstoße; Ihr selbst habt mir die Freiheit geschenkt, vor Euern Gästen, die ich zu Zeugen anfrufe!

Frei! lachte der Wojwode; wer sagt das? Ist das Frei zu Ende, habe ich dich früher deiner Knechtschaft entlassen? Du sollst büßen, daß du mir eine Schäferstunde gestört hast; büßen, daß du dich vergriffen an deinem Herrn!

Und fester packte er den Unglücklichen, der sich vergebens los zu machen suchte und sich in seiner Todesangst wand und krümmte, wie eine Schlange; er hob ihn auf und schleppte ihn auf das Felsenplateau, das wenige Schritte entfernt war, neben dem eine schauerliche Tiefe gähnte.

Bete, Knecht! schrie er, indem er ihn auf die Kniee niederdrückte; du hast dich an deinem Herrn vergriffen und mußt jetzt sterben!

Bezkä zitterte am ganzen Leibe, sein Blick flehte um Gnade, während er in den harten, routherzerrten Mienen des Gebieters sein Todesurtheil las; er warf schaudernd einen Blick hinab in die Tiefe, verzweiflungsvoll einen gen Himmel, der klar und tiefblau sich über die Gegend spannte und seine Bitte zu hohen schien für den Verbrecher; plötzlich schien ein höherer Geist über ihn zu kommen, er richtete sich auf, sein Auge leuchtete, sein sonst unsichres Gesicht war wie verklärt.

Ich sterbe, Wojwode! rief er, durch deine Hand, ich sterbe unschuldig, wie so viele, die du gemordet; das Blut der Ermordeten schreit zum Himmel, die Thränen der Witwen und Waisen, der Gequälten und Geschändeten schreien um Rache gegen dich; du wirst ihr nicht entgehen! Stiber! ich lade dich zwischen heute und einem Jahre vor den Richtstuhl des Allmächtigen und du wirst —

Ein kräftiger Fußtritt schleuderte den Zwerg hinab in die Tiefe, ein Todesangstgeschrei folgte; man hörte, wie der Körper hie und da aufstieß auf spitze Felsenzacken und einzeln stehende Tannen, ein wildes Hohnlachen rang sich aus der entmenschten Brust des Wojwoden, der seine Rache befriedigt hatte und sich nun zu seinem zweiten Opfer wandte.

Marina war auf den Knieen liegen geblieben, ihre Augen stier nach der Gegend gerichtet, wo das Entsetzliche stattfand; sie wollte fliehen, sich retten, aber ihre Kraft schien gelähmt, ein unerklärlicher Zauber fesselte sie, sie wollte schreien, aber der Ton blieb in der Brust; sie mußte sehen, wie ihr väterlicher Freund, ihr Wohlthäter um ihretwillen, die er retten wollte, hinabgeschossen ward in die grauenvolle Tiefe. Jetzt nahte sich ihr der Furchtbare, sein Auge glühte, seine Züge trugen das Gepräge eines Teufels, es war an kein Entrinnen mehr zu denken, sie mußte fallen als ein Opfer seiner Lüste, seiner Gewalt; da raffte sie sich auf mit letzter Kraft, ein Sprung und sie stand am Ufer des Weihers, ein kreischender Ausschrei, ein schwerer Fall, und die Wellen zogen immer weiterwerdende Ringe über ihrem Opfer, das noch ein Mal auftauchte, um dann für immer zu verschwinden. Entsetzen fesselte die Schritte Stibers, er hatte einen neuen Doppelmord auf dem Gewissen; bald aber ermannte er sich wieder, der Gedanke, daß es ja nur zwei Leibeigene gewesen, tröstete ihn und ruhig kehrte er zur Gesellschaft zurück. Marina und Bezkä waren von dem Tage an verschollen; doch Niemand wagte es, nach ihnen zu fragen, denn man ahnte den Zusammenhang.

Die Festlichkeiten waren beendet, die Gäste hatten sich gestreut, und Stiber erwidrte nun auf den neuen Schloß; finsterer und einsilbiger als je, war er geworden seit dem Tode Bezkä's, dessen Stelle unbesetzt blieb; er wied Gesellschaften und gab sich ganz den Freuden der Jagd und des Bechers hin. Ihm war nur wohl draußen im Freien, wenn er die Hörner schallen hörte und das wilde Geheul der Meute, wenn er auf schaumbedeckten Rossen den Hirsch verfolgte, oder seine wilde Kraft im Kampfe mit dem Eber und Bären der Karpaten maß; oder an der Abendtafel mit den Jagdgenossen saß und sich im Weine betäubte, bis er taumelnd zu Bette gebracht werden mußte. Jede Schuld findet ihren Rächer schon in sich selbst, in den Verwüstrieb, das verhärtetste Herz hat Augenblicke, in denen der innere Richter erwacht und ihm ein „schuldig" zuruft, wo es blutige Träume qualen und fürchterliche Ahnungen foltern; Stiber fühlte alle diese Seelenqualen und wenn er auch lachte über den Narren letzte Worte, wenn er sie auch Hirngespinnste nannte und leeren Schall; es gab doch Minuten, in denen sie ihm in die Ohren dröhnten, wie die Posaunen des jüngsten Gerichtes.

Der Herbst war gekommen und der Winter, ohne daß sich die Worte des Narren erfüllt hätten, stark und kräftig, wie eine Eiche stand Stiber da und keine Krankheit schien diesen Körper erschüttern zu können; immer mehr trat die Erinnerung an Bezkä und Marina in den Hintergrund seiner Seele zurück und wieder begann er das alte Leben. Der Lenz hatte die Erde, seine Braut, mit Blüthen und Blumen geschmückt, die Rosenterpiche ausgebreitet und die gefiederten Sänger über's Meer gelockt, Büsche und Wälder zu beleben; die Jagd ruhte, aber desto lustiger wurde im Schlosse gezecht.

Es war gegen das Ende des Maimondes, als Stiber eine zahlreiche Gesellschaft Edelleute und Damen der Umgegend auf seinem Schlosse bewirthete und dem Becher weidlich zusprach; erhitzt, suchten sie Alle Erfrischung in den kühlen Laubgängen des Parkes und stille, einsame Plätzchen, um den dem Genusse der Vögel und dem leisen Geflüster der Blätter eingeweiht, ein Schläfchen zu machen. Bald sah

Digitized by Google

sich der Woywode allein und schlenderte gedankenlos durch einen langen, schattenreichen Gang, als er sich plötzlich unweit des Fischerhäuschens befand, ein Platz, den er seit Bezko's und Marina's Tode nicht mehr betreten. Ein unangenehmes Gefühl, eine Anwandlung der Furcht befiel ihn, als er den Schauplatz seines Verbrechens wieder betrat; aber bald kämpfte er sie nieder und setzte sich auf einen bemoosten Stein am Ufer, um sich auszuruhen. Der Kopf war ihm schwer geworden vom genossenen Weine, die Augen fielen ihm zu; er streckte sich in den Rasen, das Haupt an den Stein gelehnt. Längere Zeit hatte er so geschlummert, als ein Traum in seiner Seele aufstieg, der ihn mit Angst und Entsetzen erfüllte; Bezko stand bleich, blutig, mit zerrissenen Kleidern und gebrochenen Glieder vor ihm, aus den leeren Augenhöhlen ringelten sich Würmer und ein ekler Leichenduft erfüllte die Atmosphäre. Plötzlich zuckten die blauen Lippen und wie Posaunentöne klang es von ihnen:

Stibor, Mörder, Tyrann, Wütherich! deine Zeit ist um, ich lade dich vor den Richtstuhl des Allmächtigen, vor dem Herr und Knecht gleichgilt und wo dir gemessen werden wird mit dem Maße, als du gemessen! Komme! komme! komme! schon warten die Teufel jubelnd auf ihren neuen Genossen!

Fort! fort! schrie der Woywode im Traume in unsäglicher Angst und streckte wie abwehrend die Hände aus — laß mich, du hast keinen Theil an mir; ich habe dich nicht gemordet, nur gerichtet, denn du warst mein leibeigener Knecht und ich dein Herr über Leben und Tod!

Bezko verschwand. Da rauschten die Wellen des Teiches, sie brausten und schienen sich zu einem Gebilde zu ballen; Marina erhob sich aus der Tiefe und stand vor Stibor. Ihre nassen Kleider klebten an den abgezehrten Gliedern, ihr Haar hing wirr und triefend um Stirn und Nacken, ihr Auge war stier und glanzlos, ihr Gesicht aufgequellen und bleifarbig.

Ich lade dich vor Gericht, Mörder der Unschuld! im Namen aller derer, die du entehrt hast und geschändet, die du zum Selbstmorde getrieben, wie mich! Wehe! wehe dir! rief sie.

Stibor bebte, diese Stimme machte das Mark in seinen Knochen gerinnen, das Haar sträubte sich auf seinem Haupte; Marina legte ihre kalte, feuchte Todtenhand auf seine entblößte Brust, sie berührte seinen Hals, sie fuhr die Wange hinauf. Ein unbeschreibliches Grauen, ein Ekel erfüllte ihn, er erwachte halb, er fühlte noch immer die kalte, feuchte Hand, er griff darnach und öffnete schlaftrunken die Augen — ein feines Zischen und wie ein spitzer Stachel fuhr es ihm in's Auge. Eine Steinnatter war über ihn gekrochen, er hatte sie gefaßt, das wüthende Thier ihn in's Auge gebissen; er wollte es von sich schleudern, es erdrücken; aber die Schlange hatte sich fest um seinen Arm gewunden, zischend und züngelnd zerfleischte sie ihn mit ihren Bissen — noch eine verzweifelte Anstrengung, sich von ihr zu befreien, sie schnellte sich hoch auf und ihr Biß kostete dem Woywoden das andere Auge.

Geblendet, wüthend vor Angst und Schmerz, stieß er ein weithin tönendes Geheul aus, das die Schläfer weckte und zu seiner Rettung herbeirief, er suchte sich von der Schlange zu befreien, er rannte wie sinnlos umher, sich bald an Felsen, bald an Baumstämme stoßend, er konnte den Rückweg nicht finden und näherte sich immer mehr dem Felsenplateau. Von allen Seiten strömten Diener und Gäste herbei, sie sahen Stibor wie toll im Kreise herumrennen, rathlos standen Alle, sie sahen, wie er sich dem äußersten Rande des Abgrunds näherte, sie riefen ihm zu, stille zu stehen; aber wie von Furien gepeitscht rannte er vorwärts — ein Schritt und er stürzte hinab in die Tiefe. — Alle eilten hinab an das Ufer der Waag, um wenigstens die Leiche des Gebieters aufzusuchen, sie klommen die Felsen wieder zum Theile empor, sie durchsuchten alle Schluchten; endlich fanden sie in einer Kluft den zerrissenen, zerschmetterten Leichnam des Woywoden, neben ihm lag ein kleines Gerippe, an dessen gebogenen, verkrüppelten Rückgrathe man das des Narren erkannte. Die Diener hoben die Leiche des Gebieters auf und trugen sie in's Schloß zurück, wo sie in der Kapelle beigesetzt wurde, um wenige Tage später in die Ahnengruft gesenkt zu werden, über deren Eingang das Wappen der Stibors mit schwarzem Flor umhüllt hing; denn er war der letzte männliche Sprosse seines Stammes und hinterließ nur eine Tochter, welche an einen reichen ungrischen Magnaten verheirathet war. Die Gebeine des Narren wurden von armen Leibeigenen gesammelt und in aller Stille auf dem Dorffriedhofe begraben.

Längst ist Burg Bezko in Trümmer zerfallen und blickt herab von der Spitze des Felsens, als Ruine, in's romantische Waagthal, keine Spur ist übrig geblieben von ihrer einstigen Größe und Herrlichkeit, ausgestorben ist das Geschlecht des mächtigen Herrn von der Waag und seine Besitzungen auf Fremde übergegangen; aber noch leben die Sagen von Stibor und seinem Ende fort in dem Munde der Bewohner des Waagthales.

Die Witwe der großen Armee.

Novellen-Scherz nach dem Französischen, von Julius Seeliger.

Im Brümaire des vierzehnten Jahres der Republik belagerte eine Division der italienischen Armee die festen Stellungen bei Caldiero. An einem heiteren Abende dieses Monats kehrten drei französische Grenadiere von dem Kranken-Transporte eines ihrer verwundeten Kameraden nach der St. Bonifazius-Kapelle, welche zum provisorischen Hospitale eingerichtet worden war, in ihren Bivouak zurück, und durchkreuzten deßhalb die Poststraße zwischen Verona und Vicenza, als sie durch ein klägliches Geschrei aufgehalten wurden, das aus einem am Wege stehenden Wirthshause ertönte. —

Die Urheberin desselben war ein junges, dralles Mädchen, welches von einer alten Hexe, ihrer Tante, unter Flüchen und Verwünschungen, wie sie durchaus unübersetzbar nur der Zunge einer flammenden Italierin geläufig sind, aus dem Hause gejagt wurde. Die Grenadiere näherten sich, dem Charakter französischer Galanterie treu, dieser Szene und erkannten ein halbbekleidetes, kaum fünfzehnjähriges Mädchen, welches, bei ihrem Anblick bitterlich weinend, auf der Schwelle zusammensank, während die wackere Tante ihr noch einen letzten, zärtlichen Fußtritt zurückließ und mit der flackernden Kerze hinter der zugeschlagenen Thür verschwand. —

Die Dunkelheit war noch nicht weit genug vorgerückt, um die regelmäßigen, lieblichen Züge Angiolina's — dies war der Name der Gemißhandelten — zu verbergen, und die Augen der Soldaten, welche in solchem Falle von wunderbarer Schärfe waren, erkannten sogleich, worüber es sich vorliegend handelte. Es soll eine alte Erfahrung sein, daß nichts zu herzlicherer Theilnahme aufregt, als ein weinendes, hübsches Mädchen — wenigstens schienen unsere klassischen Helden dieser Meinung zu sein, denn über die bärtigen Gesichter flog ein Ausdruck, von welchem die alte Tante sich nicht große Liebe hätte versprechen dürfen, und derjenige unter ihnen, welcher ein wenig Italienisch radebrechte, begann ein Examen mit der unglücklichen Verstoßenen.

Digitized by Google

Hieraus erfuhren sie, mehr durch Kombination als Worte, daß Angielina die Tochter eines Handwerkers sei, welche ihre Mutter schon als kleines Kind verloren, ihren Vater aber — einen Franzosen — nie gekannt habe. Die Tante, welche sie nach dem Tode der Mutter in ihr Haus aufgenommen hatte, haßte sie eben ihrer Abkunft männlicher Seite wegen, besonders aber, weil das Mädchen ihre herzliche Theilnahme für die Landsleute des nie gekannten Vaters nicht verläugnen konnte, und als sie gar heute Abend mit einem verwundeten, fast vor Hunger sterbenden Franzosen ihre Polenta[1]) getheilt hatte, konnte die Megäre ihren Zorn nicht mehr bemeistern und stieß das arme Mädchen aus dem Hause.

Die Grenadiere gehörten zum fünften Linien-Regimente, in welchem der Kapitain Rodillard diente, ohnstreitig eines der größten Originale in der ganzen Armee. Er redete und schwieg nämlich durchaus nicht nach Art andrer vernünftiger Menschen, kleidete sich, ohne alle Rücksicht auf die Uniform, wie es gerade seiner poetischen Ansicht gefiel, und antwortete stets mit fremden Vokabeln, am liebsten mit korumpirten klassischen Wendungen auf Fragen, welche man französisch an ihn richtete. Diese Eigenthümlichkeiten abgerechnet, war er aber der tapferste Soldat und humanste Vorgesetzte vielleicht des ganzen Regimentes.

Was Wunder daher, daß seine Grenadiere mit große Liebe an ihm hingen und es Einem von ihnen jetzt in den Sinn kam, das verstoßene Mädchen mitzunehmen, um es dem Kapitain aufzuführen. Der obwohl bizarre Vorschlag wurde gemacht, angenommen und Angiolina erhob sich, indem sie ihre Thränen abtrocknete. Hierauf begleitete sie die Krieger auf dem schmalen und steilen Wege, welcher in den Bivouak des fünften Linien-Regimentes führte.

Rodillard lag, eine Cigarre rauchend, auf einem improvisirten Divan seines Zeltes, als seine Veteranen mit ihrer zarten Gesellschaft eintraten, und hörte aufmerksam die ihm erzählte Geschichte an, indem er mit einem holländischen Ausrufe der Verwunderung sein Cigarren-Ende fortspuckte. Darauf prüfte er als wohlerfahrner Kenner das Aeußere Angiolinas, bald ungarisch bald türkisch seine Zufriedenheit mit ihren Reizen vor sich hinmurmelnd, bot ihr auf russisch an, sein Nachtasyl mit ihm zu theilen, was sie aber weniger aus seiner Rede, als aus der Pantomime und dem aufgetragenen Risotte[2]) verstand, und tröstete sie hierauf mit Rath und That, so gut er konnte, indem er ihr in einem Winkel seines Zeltes ein Laubbett herrichten ließ.

Acht Tage darauf kündigte unser tapferer Kapitain seinem Obristen an, daß er seinen Schützling, sobald es die Verhältnisse irgend gestatteten, heirathen würde, und als er nach Beendung der Kampagne das Patent als Bataillons-Chef bekam, was ihn zur Bildung der dalmatischen Armee nach Ragusa bestimmte, nahm er seine neue Geliebte in einer netten Polentracht verkleidet mit, die mit großer Leichtigkeit die Reise auf einem kleinen andalusischen Hengste mitmachte.

Nah am Thore dieser Stadt erhebt sich ein kleiner Hügel, welcher dieselbe beherrscht, auf seinem Gipfel eine kleine Kapelle des heiligen Servius tragend. Hierher führte an einem schönen Morgen Rodillard Angiolina in Begleitung eines Priesters und zweier Zeugen, und reichte derselben im Angesicht Gottes seine Hand, mit ihr die etwas zweifelhafte Perspective auf ein kleines Vermögen in seinem Vaterlande.

Acht Tage darauf wurde Ragusa von den Russen und Montenegrinern belagert, und während der Kommandant Rodillard am Lazareth-Thore mit seinem Bataillon Wache hielt, zerschmetterte eine gerade von der Kapelle des heil. Servius abgeschossene Kanonenkugel seinem Kopf mit allen Liebeshoffnungen und Sprachkenntnissen.

Angiolina wurde Wittwe mit einem Witthum von ungefähr 100 Louisd'or, mit der Aussicht auf die in der Gegend von Montlimart gelegenen Güter ihres verstorbenen Gatten und mit einem in aller Form Rechtens von der Kriegskasse ausgestellten Trauscheins, welches während der Campagne die Funktion des Civilgerichtes versah.

Es befand sich damals in Ragusa ein Kriegs-Commissarius Namens Lefebrier, welchem ein Gallenfieber seine Frau geraubt hatte; dieser bot, natürlich nach verflossener Trauerzeit, Angiolinen seine Hand, welche, sich in der Welt ohne Rath and Stütze findend, dieselbe mit dankbarer Anerkennung genehmigte. Das neue Ehepaar reiste nach Triest, wohin dem Commissarius seine Bestimmung rief. Kaum hier angekommen, bringt ihn sein Beruf mit einem Artillerie-Offizier in Berührung, welcher als der größte Querkopf und normalste Grobian nicht mit Unrecht bekannt war. Herr Lefebrier hatte ebenfalls Augenblicke sehr reizbaren Humors, und als er in einem dieser Momente von dem Kanonenmanne eine unhöfliche Antwort erhielt, gab er ihm dieselbe in schlagender Ironie zurück. Die Folge hievon war natürlich ein Duell, in welchem der Offizier den ersten Schuß hatte. Seine Kugel zerschmetterte des Gegners Schenkel, die Amputation wird nöthig, und acht Tage nach ihrer verhängnißvollen Ankunft in Triest sieht sich Angiolina zum zweitenmale Wittwe.

Sie legt zum ersten Trauschein einen zweiten; doch trug ihr diesmalige Erbschaft nur die Equipage ihres Kriegs-Commissarius ein.

Bei dem Generalstaab des Marschalls Marmont, damaligen Gouverneur von Illyrien, fand sich ein schöner junger Mann als Sekretär für die deutsche, italienische und illyrische Sprache. Dieser war schon zu Lebzeiten des Herrn Commissarius für die Reize Angiolinens nicht blind gewesen und stellte sich ihr jetzt, wieder nach der gebührenden Trauerzeit, als Freier vor. Angiolina reichte ihm nach einigem Zögern die Hand, mit der sie eben ihre letzten Thränen getrocknet hatte.

Einige Zeit darauf wurde der Marschall Marmont nach Portugall geschickt. Es ist weltbekannt, mit welchem großen Luxus sich der Herzog von Ragusa stets zu umgeben pflegte und daher nicht zu wundern, daß einige Guerillabanden ein ganz besonders theilnehmendes Augenmerk auf die reichen Equipagen des Herrn Marschall gerichtet hatten. Den zärtlichen Bemühungen der Tapferen gelang es auch, dieselbe in einer Thalschlucht abzuschneiden und trotz der Vertheidigung ihrer Eskorte aufzuheben. Timovich, das unglückliche Opfer seiner Sprachkentniß, — so hieß nämlich Angiolinens neuer Gatte — wurde gefangen und mit verstümmelter Nase und Ohren an einem zum Galgen improvisirten Baume aufgehängt.

Während des Handgemenges hatte sich ein Unterlieutenant der Artillerie der Ex-Madame Timovich angenommen und brachte sie auf der Kruppe seines Pferdes glücklich in das französische Hauptquartier. Die trauernde Wittwe Rodillard-Lefebrier-Timovich legte sorgfältig zu den zwei früheren Contrakten den dritten, und ließ sich, da sie nichts besseres zu thun hatte, von dem bereitwilligen Artillerie-Offiziere in ihrem unverschuldeten Unglücke trösten. Es mußte ihm nicht ganz schlecht gelungen sein, denn schon zwei Monate darauf wurde in einer Posada nahe am Thore **el Sol** zu Madrid eine glänzende Hochzeit mit allen militärischen Ehren gefeiert, deren Braut Angiolina war. So zu den früheren drei Contrakten den vierten legend, führte sie jetzt den Namen Gänsenaz und stand bei der Artillerie.

Im Jahre 1812 befehligte ihr Gatte eine Schwadron und wurde der Expedition nach Rußland zugetheilt; er ging mit dem Heere bei Straßburg über den Rhein, durchzog Deutschland, Preußen und Polen, immer mit seiner Angiolina, welche er, soweit es der Dienst erlaubte, anbetete und von der er mit allen möglichen aus den früheren Liebesfeldzügen übrigen Verräthen von Gegenliebe beglückt wurde. Während einer stürmischen Winternacht überfiel die biwouakirende Armee ein furchtbares Schnee- und Sturmwetter, und Gänsenaz, welchen der Dienst unter freiem Himmel mehrere Stunden der Nacht zubringen ließ, bekam ein heftiges Fieber, das ihn, fast ein Jahr früher als seine Kameraden, im Hospitale zu Wilna hinraffte. Unsere freundlichen Leser werden hiebei bemerken, daß wir natürlich die überschwengliche Trauer Angiolinens und die Thränen, mit welchen sie ihre jedesmalige Wittwenschaft ehrte, überspringen und nur mit der Geschichte ihres Herzens die Ereignisse der großen Armee verfolgen.

---

[1]) Mehlbrei, welcher derb zusammengekocht wird bis zur Dichtigkeit des Brodes — ein Lieblingsgericht der Italiener.

[2]) Reis.

Digitized by Google

Die Dame Günsenaz wurde der Ehre theilhaftig, dem Kaiser vorgestellt zu werden, welcher ihr eine Pension von 600 Franken bewilligte. Ihre zur vollen Blüthe entwickelten Reize, welche sich trotz der reichen kriegerischen Erfahrungen in wundersamer Frische conservirt hatten, waren aber, durch die geschmackvolle Trauer gehoben, bei weiten mehr als 600 Franken werth, — wie wenigstens der Graf Vaugrineur, ein grosser Sachverständiger und Ordenanz-Offizier Napoleons, meinte, welcher ihr einen Platz in seinem Herzen, und einen zweiten in seinem Wagen zur Reise nach Moskau antrug, und, ehe sie noch in der alten Czaaren-Stadt ankamen, auch so glücklich war, sich der Gegenliebe der Madame Rodillard, verwittwete Lefebrier, verwittwete Timowich, verwittwete Günsenaz, schmeicheln zu dürfen.

Eines Tages wird der Herr Graf von Napoleon zum Könige von Neapel außerhalb Moskau geschickt, und nachdem er auf der Straße von Kaluga die nöthigen Versichtsmaßregeln ein wenig versäumt hatte, wurde er von einigen höflichen Kosaken zu einer kleinen Aenderung seiner Reise-Route eingeladen, welcher er aus angeborener Gutmüthigkeit nicht widerstehen konnte; er fuhr daher, so schnell es nur die sechs Rosse seiner Kibitke fördern können, in der Richtung nach Tobolsk, um von den Strapazen des Kriegerlebens beim gemüthlichen Tobelsange auszuruhen, ehe er noch Zeit gefunden hatte, der verlassenen Angielina auch seinen gräflichen Namen zu geben.

Dieser seiner Zusage gewiß und das Versprechen für die That nehmend, nannte sie sich Gräfin Vaugrineur, — bedurfte aber bei ihrer etwas sehr isolirten Stellung und den zu Zeiten etwas ungalanten Russen einer männlichen Stütze. Dies war der Grund, warum sie die thät- und räthliche Hilfe eines Oberlieferanten, Namens Durand, annahm, welcher außer seinem Lieferungsgeschäfte auch in der Liebe mit solcher Tactik zu Werke ging, daß Angiolina über ihn bald die Manen ihrer früheren Gatten vergaß.

In diese Zeit fiel der unglückliche Rückzug der Armee aus Rußland. Unsere Heldin begleitete ihren Beschützer bis nach Königsberg, wo derselbe in Folge der fürchterlichen Strapazen, wie man damals sagte, nach der Mode, das heißt am Nervenfieber starb. —

Die wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach verwittwete Angiolina, raffte die Erbschaft ihres Gatten zusammen und kehrte nach Frankreich zurück, wo sie fast des Nöthigen beraubt, ankam.

Was sollte sie nun thun, wohin sich wenden?

Sie spricht die Erbschaft ihres ersten Gatten an, leitet deßhalb einen Prozeß ein und verliert ihn.

Am Anfang des Jahres 1813 läßt sie sich auf's Neue dem Kaiser vorstellen, welcher aber, damals zufällig mit weit ernsteren Dingen zu thun hatte, als daß er sich mit den Liebesleiden einer Helden-Witwe hätte beschäftigen können, sie unfreundlich empfing und kurz verabschiedete. —

Der Oberst des 149. Linien-Infanterie-Regimentes befand sich damals im Haupt-Quartier; die Schönheit und Anmuth Angiolinens machen auf sein Herz Eindruck, die Nachrichten, welche er über sie erfährt, stimmen ihn zu ihren Gunsten, und er trägt ihr eines Morgens in dem Gasthofe zu Leipzig, wo die Dame wohnte, Herz und Hand an, welche, wie unsere freundlichen Leser nicht bezweifeln werden, Angiolina bereitwilligst annahm. So wurde die vierfach verwittwete Dame Günsenaz jetzt Madame Brisard.

Aus Furcht vor den damals sehr schlecht gehenden Ereignissen bittet sie ihren Gatten, ihre Angelegenheit auch mit Notar und Kirche in Ordnung zu bringen; und wenige Tage darauf wurde in der Nähe von Champ-Aubert, vor der Schlacht, welche von diesem Orte den Namen erhalten hat, die Ehe gefeiert und bestätigt; aber — o freundlicher Gott der Ehen! unter welchen unfreundlichen Auspicien.

Bei Champ-Aubert traf dem Obersten Brisard die tödtliche Kugel. Schon gewöhnt an Unglücksfälle dieser Art begab sich Angiolina in Trauerkleidern nach Montpellier, dem Geburtsorte ihres letztverstorbenen Gatten, wo dessen Familie, wie er ihr oft gesagt hatte, in Reichthum und Ansehen leben sollte. Nach langem Hin- und Herfragen fand sie endlich ein kleines unscheinliches Haus und in demselben einen alten Perückenmacher, Namens Brisard, welcher sich als den Vater ihres Gatten kund gab. Dieser lebte von dem Ertrage seines Rasiermessers und einer kleinen Pension, welche ihm sein Sohn bisher geschickt hatte. Zum Glück blieb ihr noch die kleine Verlassenschaft ihres Gatten. Angiolina eilt nach Paris und macht sich zahlreiche Freunde durch ihr abenteuerliches Schicksal bei den Behörden, als der Sturz des Kaiserreiches und die erste Invasion alle ihre Hoffnungen auf's Neue vernichteten.

Größer als ihr Unglück, richtet sie sich in Paris in einem kleinen bescheidenen Zimmer ein, geräumig genug, ein Bett, einige Stühle und die Mappe aufzunehmen, welche alle ihre Reichthümer enthielt, ihre Heirathskontrakte in voller Form Rechtens. —

Sie erhielt hie und dort von den Offizieren und Generälen, an welche sie sich wendete, einige Unterstützungen, und man sah sie damals oft in das Palais Royal kommen, und ihren Gönnern im Caffee-Camblie oder in der Rotunde Visite machen, was ihr den ehrenvollen, rühmlichen Titel der Witwe der großen Armee erwarb. —

Die hundert Tage gaben ihr einige Energie wieder und sie fing schon an, an eine bessere Zukunft zu glauben. Der Himmel hätte es aber anders beschlossen. Schon hatte sie durch die Vermittlung des Fürsten-Eckmühl, damaligen Kriegsministers, die rückständigen Monatszahlungen ihrer jetzt wieder flüßigen Pension erhalten, als die, ihren Liebeshoffnungen so feindlichen Kosaken die zweite Restauration nach Paris zurückführte. Bald hatte sie selbst nicht mehr die Mittel, um ihre so vielfach aufgelegten Trauerkleider in activem Zustande zu erhalten, welche ihr den feierlichen Namen, unter welchem sie bekannt war, erworben hatten; — und doch mußte sie leben.

Dies alles aber hielt sie nicht ab, ihren Grundsätzen treu zu bleiben, und eine scharfe Opposition gegen die Bourbons zu bilden, — sie blieb die consequente Witwe der großen Armee.

Ludwig XVIII. bot ihr, als er von ihren seltsamen Schicksalen vernahm, eine Pension an, welche sie den Muth hatte, mit den Worten zurückzuweisen:

„Ich ändere mich nicht! Halten mich diese Bourbonen vielleicht für einen Marschall von Frankreich?“ —

Oft versuchten es theilnehmende Herzen, ihr durch dritte Hand eine Unterstützung zukommen zu lassen, welche sie aber stets trotz des drückenden Mangels, in welchem sie sich befand, großartig zurückwies. Dann pflegte sie bitterselig zu sagen: „Der auf St. Helena muß mehr erdulden als ich; wir Beide verachten dieses Geschlecht!“ —

An den unvergeßlichen Juli-Tagen des Jahres 1830 nahm sie lebhaften Antheil, und verdient in der Geschichte derselben genannt zu werden.

Der materielle Lohn dieser ihrer heldenmüthigen Bemühungen war eine kleine Tabak-Trafik in einem entfernten Theile der Hauptstadt; doch sollten die Vorzüge ihrer Persönlichkeit auch jetzt noch nicht unbemerkt bleiben; denn ein pensionirter Unterlieutenant, hingerissen von ihrem Patriotismus, bot ihr seine Hand und wurde ihr sechster Gatte, welchen ihr hoffentlich die Kosaken nicht mehr streitig machen werden. Daß dieser nur einen Arm, einen Fuß und ein Auge hat, konnte bei ihrer Ansicht von der Sache seinen Werth nur erhöhen, nachdem sie mit dem, was ihr vieljährige Campagnen von Reizen übrig gelassen hatten, schwerlich einen ganzen vollständigen Mann mehr ansprechen durfte. —

So ragt sie eine unscheinliche, übrig gebliebene Hütte aus dem Schutt des geschichtlichen Erdbebens hervor, welches Kronen und Fürstenhäuser in den Staub warf. Jetzt den ihr endlich gegönnten, häuslichen Sorgen hingegeben, ist sie aus der Weltgeschichte verschunden; doch verfehlt sie nie, unter den Quittungen über gelieferten Tabak zu unterzeichnen:

„Angiolina Pietriccioli, Witwe Rodillard, Witwe Lefebrier, Witwe Timowich, Witwe Günsenaz, Witwe Brisard — genannt die Witwe der großen Armee.“ —

Digitized by Google

Australische Lebensbilder.

Von Charles Rowcroft Esq.

Die Räuberjagd.

Acht Jahre waren verflossen, seitdem ich Europa verlassen, und mich mitten im Urwalde von Vandiemensland angesiedelt hatte, wo viele Meilen im Umkreise keine menschliche Spur zu finden war. Die Umstände hatten sich seit jener Zeit wesentlich verändert. Viele Colonisten waren in meine Nähe gezogen, unter anderen ein Wundarzt, dessen Handwerk hier freilich bei allem Eifer keinen goldenen Boden hatte. Meine Heerden hatten sich vermehrt, meine Felder vergrößert, und wenn auch die immer näher rückende Bevölkerung die Weiden für das Vieh schmälerte, so gewährte uns die Nachbarschaft wackerer Leute ein angenehmes Gefühl der Sicherheit, das viele andere Unannehmlichkeiten aufwog. Diese Sicherheit sollte jedoch bald auf eine höchst beunruhigende Weise gestört werden.

Es war an einem schönen Abende gegen Ende Mai, der hier zu Lande der Herbstmonat ist, als ich mit meiner Familie in friedlicher Ruhe an einem knisternden Feuer saß.

Einer unserer Arbeiter trug eben einen gewaltigen Klotz herbei, um ihn in den Kamin zu rollen, als die Hunde draußen anschlugen und die Ankunft eines Fremden verkündeten. Er war zu Pferde, denn wir konnten den Trab auf dem harten Erdboden hören, und bald darauf trat er selbst herein, wo ihm nach der Sitte der Colonie zuerst Speise und Trank gebracht wurde, ehe wir eine Frage an ihn richteten. Seine eigene Unruhe aber ließ ihn nicht lange schweigen, und es waren keine erfreulichen Nachrichten, die er uns zum Besten gab. In Masquarie-Harbour, dem Straforte der deportirten Verbrecher, hatte sich eine bedeutende Anzahl von Gefangenen befreit und in das Innere des Landes zerstreut, wo sie durch Plünderungen und körperliche Mißhandlungen der Ansiedler Furcht und Schrecken verbreiteten, und fast täglich durch die Feldarbeiter der Colonisten, die größtentheils aus den Sträflingen genommen werden, verstärkt wurden. Unser Gast wollte so schnell als möglich den Friedensrichter davon in Kenntniß setzen, da es vorauszusehen war, daß unsere noch schwach bevölkerte Gegend, die besonders gegen Westen unzählige Schlupfwinkel bot, die Verbrecher anlocken würde, und noch stritten wir über die beste und zweckmäßigste Art der Vertheidigung, im Falle ein Angriff Statt finden sollte, als lautes Hilfsgeschrei vom jenseitigen Ufer des Flusses, wo sich erst vor Kurzem ein neuer Colonist niedergelassen hatte, zu uns herüber drang. Schnell setzte ich unsere Waffen, die einer alten heilsamen Gewohnheit gemäß immer bereit lagen, in Stand, und nachdem ich zwei meiner Leute, auf die ich mich am sichersten verlassen konnte, mit Musketen bewaffnet hatte, traf ich die übrigen Anstalten zu unserer Vertheidigung. Ich überlegte noch, wie ich es anfangen sollte dem Nachbar zu Hilfe zu eilen, und doch meine eigene Familie nicht schutzlos zurückzulassen, da schlugen die Hunde noch einmal, und zwar lauter und wilder, als vorher, an. Die Nacht war zwar dunkel, aber die Sterne schienen hell, und wir konnten wenigstens einen kleinen Raum um das Haus übersehen. Im Rücken von meinen Leuten gedeckt, trat ich vor und rief die Kommenden an; eine bekannte Stimme bat mich, die Hunde zurückzurufen. Es war der junge Beresford, ein benachbarten Grundbesitzer, der in diese Gegend gekommen war, um nach seinen Schafen zu sehen, und nun durch den Hilferuf aufgeschreckt, zu meiner Wohnung eilte. Er sowohl, als seine beiden Begleiter waren gut bewaffnet. Auf diese Weise verstärkt, beschloß ich ohne zögern den Ueberfallenen zu Hilfe zu eilen, schnallte meinen alten Reiterdegen um, hing die Doppelflinte über die Schulter, steckte die beiden großen Sattelpistolen in die Taschen meines Jagdrockes und führte den Zug, in der Richtung des Flusses, an. Meine Begleiter folgten lautlos, nach Art der Indianer, Einer hinter dem Anderen, und schnell schritten wir durch den finstern Wald, den das Flimmern der Sterne nur schwach erhellte. Am eifrigsten und ängstlichsten unter meinen Begleitern zeigte sich der junge Beresford. Obgleich die Familie, die in diesem Augenblick unserer Hilfe bedurfte, erst seit drei Wochen auf ihrer neuen Besitzung wohnte, hatte er doch schon eine vertraute Bekanntschaft mit ihr angeknüpft, und ich hatte allen Grund zu glauben, daß seine häufigen Besuche nicht so eigentlich Herrn Moos und seiner Frau, obgleich sie ein sehr liebenswürdiges Paar waren, als ihrer siebzehnjährigen schönen Tochter galten.

Ich beabsichtigte, den Fluß auf einem alten Baumstamme zu überschreiten, der vom jenseitigen Ufer herübergestürzt, eine natürliche Brücke bildete. So rauh, schmal und schlüpfrig, wie er da lag, war der Uebergang schon bei Tage schwierig; bei dunkler Nacht war es eine gefährliche Unternehmung. Ueberdies erfüllte uns die auf den Hilferuf folgende Todtenstille mit einer unheimlichen Angst. Bald erreichten wir die Stelle, und leise flüsternd, warnte ich meine Begleiter vor den gefährlichen Punkten der Brücke. Der Fluß ist an dieser Stelle schmal, und schießt mit der Gewalt und Schnelligkeit eines Bergstromes dahin; zwei unserer Gefährten wurden bei diesem Anblicke stutzig.

„Wenn wir nur hinlängliches Licht hätten," sagte der Eine; „ich sehe den Schaum des Wassers und auch etwas Dunkles, das darüber hinliegt, und wohl der Baum sein muß; das ist kein sicherer Weg!"

„Redet leiser!" flüsterte ich, „Ihr könnt ja nicht wissen, welche Ohren uns belauschen."

„Leise reden? Nun wahrhaftig, das Wasser da drunten macht Lärm genug, daß man unser lautestes Schreien drüben nicht hören könnte; der Fluß scheint heute ganz besonders übler Laune zu sein. Aber sagt einmal, ist denn Euere Brücke auch sicher? Wenn ich in den Wirbel hinunter fiele, so könntet Ihr mir Alle zusammen nicht helfen."

„Es sieht gerade nicht einladend aus" sagte der Andere; „indessen, wenn Thornley den Weg kennt, so wollen wir's wagen. Schnell also, denn wenn wir zögern, kömmt unsere Hilfe zu spät."

„Vorwärts also! wer führt an?"

„Ich," rief Beresford, „ich bin der Jüngste, mir nach!"

„Nein," sagte ich, „das ist mein Amt, ich kenne den Uebergang am besten;" und mit diesen Worten begann ich auf allen Vieren meine gefährliche Bahn über den Stamm.

Ich will es nicht leugnen, daß mich ein vorübergehendes Zittern erfaßte, als ich den weißen sprudelnden Schaum so dicht unter mir dahin schießen sah, und daran dachte, wie eine einzige falsche Bewegung, ein Ausrutschen auf dem schlüpfrigen Holze meinen Tod herbeiführen konnte. Dann beschlich mich der Gedanke, wie unrettbar verloren wir Alle wären, wenn der Feind klug genug gewesen wäre, diesen Paß zu besetzen, da wir in diesem Falle weder fliehen, noch uns vertheidigen konnten. Man stelle sich also meine Gefühle vor, als ich inmitten dieser ängstlichen Gedanken meine Hand ausstreckte, und einen menschlichen Kopf berührte. In der Stellung, in der ich mich befand, war es mir unmöglich, mehr als eine Hand frei zu bekommen, da ich mich mit der andern immerwährend anklammern mußte, und meine Waffen wurden dadurch nutzlos. Was konnte ich nun anderes denken, als daß die Räuber den Platz besetzt hielten, und daß im nächsten Augenblick eine Gewehrsalve vom andern Ufer uns Alle leblos in den Strom hinabschleudern würde.

Meine Gefährten, die sich mein Halten nicht erklären konnten, trieben mich an, vorzurücken, denn das schnelle Dahingleiten der weißen Schaummassen dicht unter ihren Augen fing an, sie schwindlich zu machen. Eine Minute lang wußte ich nicht, was zu thun; die dringende Gefahr aber gab mir die Geistesgegenwart wieder. Zurückgehen konnten wir nicht, vorwärts mußten wir; der, dessen Kopf

Digitized by Google

ich gefühlt hatte, befand sich in derselben Lage; hier galt es einen entscheidenden Kampf. Von diesem Gedanken belebt, streckte ich noch einmal meine Hand aus, und berührte denselben Gegenstand. Es war ohne allen Zweifel ein menschlicher Kopf, aber bewegungslos und leichenkalt; das Haar war weich und die langen Locken mußten einem Weibe angehören. Die Arme hatten den Stamm umfaßt und hingen leblos hinunter, und die Ueberzeugung drang sich mir plötzlich auf, ein Frauenzimmer habe hier den Uebergang versucht und sei vor Schrecken ohnmächtig geworden. Was sollte ich thun? So lange sie im Wege lag, konnten wir nicht vorwärts, schwebten selbst in der höchsten Gefahr, und versäumten die kostbare Zeit, wo unsere Hilfe den Freunden noch von Nutzen sein konnte. Und doch, sollte ich sie hinabstürzen? sie konnte ja noch leben! Ich machte meine Gefährten, die mich zur Eile antrieben, mit der Lage der Dinge bekannt; sie erklärten, sie könnten nicht länger in dieser Stellung verharren, und ich müßte zum Aeußersten schreiten.

„Schade!“ rief ich, „um das Leben des jungen Mädchens!“

„Ist es ein junges Mädchen?“ rief Beresford, „dann —“

„Um Gotteswillen!“ bat der Mann hinter ihm, „haltet Euch nicht länger mit Reden auf; Mann oder Frau, jung oder alt — wir müssen an's andere Ufer. Noth kennt kein Gesetz; ich kann mich, beim Himmel! keine Minute länger festhalten.“

„Ja!“ rief der Letzte, „fort! fort! ich kann keinen Zollbreit zurück, die Kälte hat mich so starr gemacht, und mir ist so schwindlig, daß ich jeden Augenblick erwarte, hinabzustürzen. Fort! sage ich, fort! oder beim Teufel, ich bahne mir selbst einen Weg.“

„Halt! um Gotteswillen halt!“ rief Beresford, „ich habe eine fürchterliche Ahnung, wer das arme Mädchen ist; wir müssen sie retten, wenigstens einen Versuch machen. Lassen Sie mich sehen, ob ich nicht an Ihnen vorüber kommen kann,“ sagte er zu mir, indem er meine Schulter berührte, „oder halt — ich sehe dort unter mir einen Zweig, an dem sich die Wellen brechen; ich will sie retten, und müßte ich selbst dabei zu Grunde gehen.“

Damit reichte er mir seine Doppelflinte, und glitt durch eine kühne rasche Bewegung unter den Stamm. Dort arbeitete er sich mit Hülfe der Aexte, mit verzweifelter Kraftanstrengung fort, und endlich gelang es ihm, an der andern Seite des Mädchens, wo der an der Wurzel breitere Stamm einen sicherern Anhaltspunkt gewährte, sich hinaufzuschwingen. Langsam zog er die leblose Gestalt immer näher zu sich hin, und sie in die Arme nehmend, trug er sie eine kurze Strecke vom Flusse fort und legte sie in's Gras. Indessen hatten wir Alle das Ufer erreicht, und fühlten, da wir festen Grund unter den Füßen hatten, unseren alten Muth wiederkehren. Nun war aber auch kein Augenblick mehr zu verlieren; die Wohnung des Ansiedlers lag eine kurze Strecke vom Ufer, und wir Alle wollten gern helfen. Was aber unter der Zeit mit dem leblosen Mädchen anfangen? Beresford hatte sich vergebens bemüht, sie durch Reiben der Hände und Arme in's Leben zurückzurufen, und es schien fast so gefährlich, sie in dem kalten Grase zurückzulassen, als mitzunehmen. Es mußte jedoch ein Entschluß gefaßt werden, und wir kamen überein, daß Beresford das Mädchen tragen sollte, während wir Anderen vorangingen. Schnell und jedes Geräusch vermeidend näherten wir uns auf diese Art der bescheidenen Wohnung unseres Nachbars; da stieß mein Fuß an etwas Weiches. Ich bückte mich, um den Gegenstand zu untersuchen; es war ein Kängaruh-Jagdhund, mit zerschmettertem Schädel. Das deutete auf Gefahr, und mit verdoppelter Vorsicht schlichen wir an die Hütte heran, die dunkel und schweigend vor uns lag. Ich drückte die Klinke leise nieder, die Thür war versperrt. Wir horchten lange, vernahmen aber nichts als ein unterdrücktes Stöhnen; auch auf unser Klopfen erhielten wir keine Antwort. Das sah schlimm aus; und das Aergste befürchtend, trat ich mit all meiner Kraft gegen das Thor, daß es aufbrach, und nun stürzten wir mit aufgehobenen Waffen in die Hütte.

Ein Schrei, so wild und herzzerreissend, so voll tödtlicher Angst, daß mir noch jetzt das Blut erstarrt, wenn ich daran denke, hemmte unsere Schritte. Doch sammelte ich mich wieder, ich riß eine Handvoll Gras aus dem Dache, und warf sie auf die Kohlen, die noch auf dem Herde glühten. Die plötzliche Flamme ließ uns die Gestalt einer Frau wahrnehmen, die in einer Ecke niedergekauert, mit zwei Kindern zusammengebunden war. Die Flamme erlosch, und dichte Finsterniß umgab uns wieder.

„Ach Gott!“ rief die Frau, „kommt Ihr noch einmal zurück? ich habe ja kein Wort gesprochen, keinen Laut von mir gegeben, die Kinder haben kaum geathmet, warum wollt ihr —“

„Wir sind Freunde,“ unterbrach ich sie, „gekommen, um Euch beizustehen; wir hörten Euer Hilfsgeschrei.“

„O, warum kamet Ihr nicht früher? mein Mann! meine Tochter! Wo ist meine Tochter? sie entfloh, um Hilfe zu holen. Ist sie todt? was haben sie mit ihr angefangen? O mein Gott! ich werde diese entsetzliche Nacht nicht überleben.“

Indessen hatte einer von uns Licht gemacht, und Beresford trug seine leblose Last in's Zimmer; die Mutter, die wir von ihren Banden befreit hatten, starrte in stummer Verzweiflung auf die bleichen Züge ihres Kindes.

„Sie ist todt!“ murmelte sie kaum hörbar, „sie ist todt! sie haben sie gemordet — und vielleicht ist's noch ein Glück. — Was ist vorgegangen? Wach' ich denn, oder träum' ich? Nein, nein, es ist Wahrheit! kalt und todt! kalt und todt!“

Ein krampfhaftes Schluchzen folgte diesen Worten, und die Kinder, aus ihrer dumpfen Betäubung erweckt, fingen an, zu weinen.

Mein junger Freund war unterdessen nicht unthätig gewesen; mit staunenswürdiger Besonnenheit machte er alle möglichen Belebungsversuche, wobei ihn die Mutter mit zitternder Geschäftigkeit unterstützte. Alles schien jedoch vergebens, und wir ließen schon den Muth sinken, als plötzlich von Außen laute Stimmen erschallten, und eine frische Abtheilung von Freunden in das Zimmer stürzte. Die Nachricht, daß Räuber im Walde wären, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet, und auch der Wundarzt war mitgekommen, da er vermuthen konnte, man würde seiner Hilfe bedürfen, die auch sogleich für das leblose schöne Mädchen in Anspruch genommen wurde.

Es war ein Augenblick peinlicher Erwartung. Er hielt ihren Puls lange und aufmerksam zwischen den Fingern, und ich sah ihn die Farbe wechseln. Hierauf näherte er einen kleinen Taschenspiegel, nachdem er ihn vorher sorgfältig abgewischt hatte, ihren Lippen und untersuchte ihn einmal — zweimal.

„Legt sie auf die Seite,“ sagte er — es geschah. Wieder untersuchte er den Spiegel — er blieb klar und lauter.

„Mehr Holz in's Feuer!“ rief er, „trockenes Holz — schnell, damit es bald aufflamme.“

Eine Zeitlang beobachtete er die Jungfrau, dann setzte er den Spiegel wieder an. Als er ihn wieder erhob, belebten sich seine bisher hoffnungslosen Züge, sein Auge glänzte — das Glas war trübe; Niemand wagte es, zu athmen.

„Ruhig!“ flüsterte er, „sie lebt, aber der geringste Schreck, die kleinste Gemüthsbewegung würde ihr verderblich sein. Nichts als Schweigen und Ruhe kann sie vor Tod oder Wahnsinn schützen. Führt Jemand ein Fläschchen Branntwein bei sich?“

Glücklicher Weise hatte einer der Angekommenen, der liederlichste Geselle in der ganzen Colonie, eine kleine Flasche, ohne die er nie das Haus verließ. Schnell holte er sie hervor, that erst selbst einen Zug, um wie er sagte, zu sehen, ob es aus dem rechten Zeuge sei, und reichte sie dann dem Wundarzt. Jene Flasche hat ohne Zweifel das Leben des Mädchens gerettet, aber sie raubte es ihrem Besitzer, denn von der Stunde that er nie einen Schritt ohne seine Flasche; man konnte ja nicht wissen, ob sie nicht ein anderer Unglücklicher brauchen würde.

„Und nun, meine Herren!“ sagte der Wundarzt, „lassen Sie mich mit der jungen Dame allein; es scheint ohnedies für Sie noch genug Arbeit übrig zu sein, ehe diese Familie wieder in Ordnung gebracht ist.“

Wir gehorchten schweigend, und ich war der Letzte, der das Zimmer verließ; kaum hatten wir es uns aber auf dem freien Felde bequem gemacht, und ein belebendes Feuer angezündet, als die arme Mutter aus der Hütte auf mich zukam, und indem sie ihre Hand

Digitized by Google

krampfhaft auf meinen Arm legte, mit verzweiflungsvoller Ruhe flüsterte: „Mein Mann — haben ihn die Unmenschen ermordet?“

„Nein, nein!“ rief ich aus, „gewiß nicht — wir wollen das Beste hoffen. Sie sehen ja, wir sind zahlreich genug, die kräftigsten Maaßregeln für seine Sicherheit zu ergreifen, und es soll nichts versäumt werden, was zu seiner Rettung beitragen kann. Aber vor Allem ist es erforderlich, daß wir wissen, was und wie es vorgefallen sei. So lange wir die Anzahl und Bewaffnung der Räuber nicht kennen, dürften wir kaum die geeigneten Schritte machen können. Erzählen Sie uns also, wenn Sie sich schon hinlänglich gesammelt haben, wie sich die Sache zugetragen hat; wir versäumen nichts, da wir vor Tagesanbruch die Spur der Räuber ohnedies nicht finden können.“

Sie schwieg einen Augenblick; dann fuhr sie sich mit der Hand langsam über die Stirne und begann:

„Ich weiß es kaum, wo ich anfangen, was ich sagen soll; das Ganze ging so schnell vorüber, daß es mir noch immer ein Traum zu sein scheint. Wir saßen um das Feuer herum, mein Mann, ich, meine arme Lucie und die beiden Knaben. Seit wir hier sind, hatte mein armer Mann immer das Gewehr in der Hand, oder doch dicht neben sich, um es sogleich gebrauchen zu können. Auch diesmal stand es an seiner Seite gelehnt, und er war besonders heiter und aufgeräumt; da riß der Wind einen gegenüberstehenden Fensterladen auf, und mein Mann verließ seinen Sitz, um ihn wieder zu schließen. Wir müssen wohl den ganzen Abend beobachtet worden sein, und ich habe unseren Arbeiter in Verdacht, uns verrathen zu haben; denn kaum hatte mein Mann den Winkel, in dem die Flinte stand, verlassen, als ein wild aussehender Mann in das Zimmer stürzte, und sich zwischen ihn und die Waffe warf, die er augenblicklich erfaßte, während er das eigene Gewehr auf Moos anschlug, und ihm befahl, die Hände in die Höhe zu heben; wo nicht würde er schießen. Wir standen Alle auf einen Haufen und mein Mann mochte wohl fürchten, Eines von uns könnte verletzt werden; darum erhob er seine Arme, worauf der Räuber sein Gewehr sinken ließ. Im nämlichen Augenblicke sprang Moos auf ihn zu und umfaßte ihn, wobei die Flinte losging. Der Knall zog jedoch die anderen Räuber herbei, von denen zwei meinen Mann packten, und ein Dritter ihn mit seinem Gewehrkolben so heftig auf den Kopf schlug, daß er betäubt niederstürzte.

Schnell banden sie ihm nun Hände und Füße, während zwei Andere mich und die beiden Knaben an einander schnallten; Lucie muß wohl durch das Hinterfenster ihres Schlafgemaches entwichen sein. Gott helfe ihr — aber kaum weiß ich, ob ich ihr Leben und Vernunft zurückwünschen soll. Doch sein Wille geschehe! Hierauf fragten sie meinen Mann, wo er sein Geld aufgehoben habe; denn mit der Unerfahrenheit neuer Ankömmlinge hatten wir außer andern Dingen von Werth, auch gegen tausend Dollars in baarem Gelde mitgebracht, und mußten auf irgend eine Weise verrathen worden sein. Der Arme hatte sich kaum von dem betäubenden Schlage erholt, und erklärte mit schwacher Stimme, daß wir kein Geld hätten, und unsere ganze Habe blos in einigen nothwendigen Bedürfnissen, als Mehl, Thee und Zucker bestände. Einer von den Schuften hielt ihm itzt die Mündung seines Gewehres dicht vor die Stirne, und schwur hoch und theuer, daß er ihm eine Kugel durch's Hirn jagen würde, wenn er nicht augenblicklich gestände, wo er das Geld versteckt habe. Es schien der Hauptmann der Bande zu sein.

„Geld wollen wir!“ schrie er, „und wir wissen gewiß, daß Ihr welches habt. Heraus damit, oder bei allen Teufeln! Ihr bekommt das, was itzt in der Flinte steckt, in den Schädel!“

Mich hielten indessen zwei Räuber fest, und das Schnupftuch, das sie mir über den Mund gebunden hatten, verhinderte mich, zu schreien. Itzt aber sah ich, wie der Hauptmann seinen Finger an das Schloß legte, hörte die Feder schnappen — die Todesangst drohte mich zu ersticken, denn im nächsten Augenblicke vielleicht war der Vater meiner Kinder eine Leiche. Mit der Kraft der Verzweiflung machte ich meinen rechten Arm los, riß mir das Tuch vom Munde, und schrie:

„O sag' es ihnen, sag' es ihnen, um Gotteswillen! Ist nicht das Leben mehr werth, als das Bischen armselige Geld?“

„Steht es so?“ lachte der Hauptmann. „Also ist wirklich Geld da? nun so ist es auch unser. Heda!“ rief er einem seiner Leute zu, „halte einmal dem Herrn da die Muskete dicht an die Stirn — so recht — jetzt spanne den Hahn, und wenn er nur Miene macht, zu schreien, losgedrückt! Sie sehen,“ wendete er sich an meinen Mann, „wie die Sachen stehen; ich rathe Ihnen, gutwillig zu gestehen, ehe es zu spät ist.“

Mein Mann schwieg; ich mußte das Aergste befürchten. Angst und Ermattung hatten bisher meinen Mund verschlossen gehalten; itzt aber überwältigte die Furcht für das Leben meines Mannes jedes andere Gefühl, und ich rief: „Ich will euch's sagen, hebt den Stein vor dem Herde auf, dort liegt es.“

Der Hauptmann befahl, einen Hebebaum herbeizuschaffen, und trieb zur Eile, da sie keine Zeit mehr zu verlieren, und noch vor Tagesanbruch einen weiten Marsch vor sich hätten. Dann hoben sie den Stein, und nahmen das Geld hervor. Der Anblick des schweren Beutels und der Klang der harten Dollars machte sie wohl in bessere Laune versetzen, denn meine beiden Wächter ließen mich los, und der eine ging sogar hinaus. Gleich darauf hörte ich die Stimme des Hauptmannes: „Wo ist das junge Mädchen?“ Niemand wußte es. „Schlimm,“ rief er, „die kleine Hexe ist entwischt, und wird Lärm machen. Schnell Leute, schnell, laßt Nichts zurück, was Ihr mitnehmen kannt, packt Decken, Leintücher, Kleider, kurz Alles zusammen, was wir brauchen können. Schade nur, daß die Kleine entwischt ist; sie wird ihren Vater losbinden, und das könnte üble Folgen haben. Wißt Ihr was? wir nehmen ihn mit, dann kann er nicht ausplaudern.“

„Das kürzeste wäre eine Kugel!“ rief Einer.

„Hängt ihn lieber!“ rief ein Anderer, „oder werft ihn in's Wasser, dort kann er ganz behaglich bleiben, bis ihn Jemand findet.“

„Schwatzt doch nicht unnützes Zeug!“ murrte ein Dritter, „ein Schuß macht zu viel Lärm, zum Fluß dauert es zu lang; gebt mir den ersten besten Strick oder ein Taschentuch, und ich verspreche euch, er wird nicht mehr viel plaudern.“

„Halt!“ rief der Hauptmann gebieterisch, „keinen Mord, wenn's nicht sein muß. Wird er uns zu lästig, so steht uns das zu jeder Zeit frei. Itzt wollen wir ihn blos mitnehmen; drum bindet ihm die Füße los und die Hände auf den Rücken. Und nun, marsch!“

Mein Mann hatte sich die ganze Zeit ruhig verhalten, wahrscheinlich um sie zu täuschen; sobald er aber vor die Thüre trat, wo er hoffen durfte, gehört zu werden, schrie er so laut und durchdringend, daß die Wälder wiederhallten. Ein Angstschrei antwortete ihm vom Flusse her.

„Knebelt ihn!“ rief eine wüthende Stimme.

„Nun laßt uns auch der jungen Hexe eins auf's Dach geben, ehe wir gehen; sie wird die ganze Nachbarschaft auf die Beine bringen und unsern Plan vereiteln.“

„Es ist zu spät,“ sagte der Hauptmann, „itzt geht der Allarm schon durch's ganze Land, und es würde uns nichts mehr nützen, sie aus dem Wege zu räumen, und uns nur aufhalten. Unsere größte Sicherheit besteht in der Hurtigkeit unsrer Beine, und wir müssen sehen, vor Tagesanbruch eine gute Strecke Weges zwischen uns und unsere Verfolger zu bringen; so lange das Dunkel anhält, können sie unsere Richtung nicht finden.“

Damit verließen sie das Haus, und beehrten mir und den Knaben augenblicklichen Tod, wenn wir nur den leisesten Ruf ausstießen. Ich muß wohl ohnmächtig geworden sein; denn bis zu Euerer Ankunft weiß ich mich an nichts mehr zu erinnern.“

„Wie viele waren es beiläufig?“ fragte ich sie.

„Ich weiß es nicht. Acht oder neun waren einmal zu gleicher Zeit im Zimmer; ich hörte aber auch noch Stimmen von außen, und so viele ich sah, hatten Schießgewehre. Sie sahen wild und boshaft

Digitized by Google

aus; der Hauptmann trug eine Känguruh-Jacke, und schien ein entschlossener Mann zu sein, aber nicht so rauh, als die Andern."

„Was wir am andern Ufer hörten," erwiederte ich, „war also das Hilfsgeschrei Ihres Mannes und Ihrer Tochter. Das arme Mädchen wollte ohne Zweifel den Uebergang über den Fluß versuchen, und ward auf dem schmalen Baumstamm ohnmächtig; nehmen Sie daher die unverhoffte Rettung ihres Kindes als Vorbedeutung an, daß wir Ihnen auch Ihren Gatten bald im besten Wohlbefinden zurückbringen."

Die besorgte Mutter ging hierauf wieder in die Hütte, um nach der Kranken zu sehen, und auch Beresford schlich ihr schüchtern nach. Wir aber brachten den übrigen Theil der Nacht, um das Feuer gelagert, mit Plänen zu, wie wir die Verfolgung der Bande am zweckmäßigsten einleiten könnten. Als der Tag anbrach, wurden wir durch die Ankunft unseres jungen Friedensrichters erfreut, der mit einem Diener, zwei gutberittenen Freunden und zwei Constabeln zu Fuß, zu uns stieß. Sie waren alle wohl bewaffnet, und da, nach seiner Aussage, die Anzahl der Räuber größer war, als wir vermuthet hatten, so war uns diese Verstärkung sehr angenehm. Der Richter übernahm sogleich die Anführung des Zuges, und da sein Muth und seine Entschlossenheit allgemein bekannt waren, hatten wir das beste Vertrauen zu unserer Unternehmung. Ehe wir jedoch aufbrachen, schaffte ich die geplünderte Familie erst nach meinem Hause, wobei die junge Dame kein anderes Lebenszeichen als ein leises Athmen von sich gab. Dann theilte der Richter unsere Mannschaft in zwei Abtheilungen, deren Führung er mir und dem jungen Beresford übertrug; die vier Berittenen sollten recognosciren, die Infanterie, die mit Inschluß der Führer aus vierzehn Mann bestand, in geschlossenen Reihen nachfolgen. Vor allen Dingen mußte die Fährte aufgefunden werden, was jedoch nicht viel Zeit raubte, da die Spur der schwerbeladenen Räuber leicht zu erkennen war.

„Verlaßt die Fährte nicht!" rief unser Commandant dem Constabel zu, der als Wegweiser vorausging, „verlaßt die Fährte unter keiner Bedingung. Sie aber, meine Herren, marschieren ruhig weiter; ich selbst werde mit meinem Freunde auf den Hügel, den Sie dort in der Entfernung sehen, losgaloppiren, ob wir die Schufte noch zu Gesichte bekommen; die beiden andern Reiter werden das Land zur Linken durchkreuzen. Zwar sind wir im Ganzen nur achtzehn, und die Räuber mustern, wie es heißt, dreißig Köpfe; dafür sind wir besser bewaffnet. Also nur keine Kugel unnütz verschleudern!" Hierauf setzte er sein Pferd in Galopp und war uns bald aus den Augen. Als wir vorsichtig, aber schnell, zwei deutsche Meilen zurückgelegt hatten, stießen wir auf den Richter und seinen Gefährten, die uns erwarteten, da sich hier die Spuren theilten. Dies brachte uns in einige Verlegenheit; aber noch hatten wir nicht Zeit gehabt, einen Entschluß zu fassen, als eine der Vedetten zu unserer Linken heransprengte, und uns aus der Ferne bedeutsame Zeichen machte, ihm zu folgen, und auf unserer Hut zu sein. Wir setzten uns in Bewegung und erreichten bald die angedeutete Stelle. Hier aber bot sich unsern Blicken ein Schauspiel dar, das uns augenblicklich antrieb, die Nähne zu spannen, und ängstlich umherzuschauen. Eiskalte Schauer durchrieselten uns, und wir zögerten, näher zu treten.

Mitten unter den Ruinen einer Schäferhütte, die erst kürzlich eingeäschert sein mußte, erblickten wir einen Gegenstand, der den Umrissen nach, ein menschlicher Körper gewesen sein mußte. Ein Arm war von der Flamme ganz vernichtet worden, der andere lag zusammengeschrumpft da; Rumpf und Füße aber waren zur Kohle geworden. Vergebens versuchten wir, nachdem wir uns von unserem ersten Entsetzen ein wenig erholt hatten, die Züge des verstümmelten Gesichtes zu unterscheiden; eine formlose Masse lag vor uns da, und von den Kleidern, die uns einen Fingerzeig hätten geben können, war nicht die geringste Spur übrig. Auf unsere Sicherheit bedacht, schickte unser vorsichtiger Anführer zwei Reiter aus, den Wald zu durchsuchen, ob uns nicht ein Hinterhalt auflauere; wir hatten sie aber noch nicht aus den Augen verloren, als sich der Eine umwandte, und uns winkte, näher zu kommen. In geschlossenen Gliedern eilten wir hin, und erblickten zwei Leichen, die ihren Kleidern und ihrem Ansehen nach Schafhirten gewesen sein mußten. Sie waren starr und todt, und als wir ihnen die Kleider auszogen, um zu sehen ob noch Hilfe möglich sei, fanden wir ihre Körper von unzähligen kleinen Wunden durchbohrt, die nur von den langen, dünnen Speeren der Eingeborenen herrühren konnten. Dieser Anblick überzeugte uns, daß unsere frühere Ansicht, die Räuberbande, die wir verfolgten, habe hier gewirthschaftet, irrig war. Die Schäfer waren von den Wilden überfallen, und diese Beiden getödtet worden, ehe sie die Blockhütte erreichen konnten; der Dritte hatte die Hütte verrammelt, und sich mit Hilfe seiner Büchse vertheidigt. Er mußte wohl mehrere von ihnen getödtet oder verwundet haben; denn sie hatten zum äußersten Mittel gegriffen und die Hütte angezündet. Dieser Umstand konnte eben nicht dazu dienen, unsern Muth zu beleben; denn er belehrte uns, daß wir es nicht blos mit den entsprungenen Verbrechern, sondern auch mit den wilden Indianern zu thun hätten; vereinigten sich aber die beiden Banden, so waren wir verloren. Auch die Bestattung der drei Leichname trug nicht wenig dazu bei, unsern Geist niederzuschlagen, denn wie bald konnten wir in gleicher Lage sein, und was sollte dann aus unsern Familien werden?

Unsere Hunde fingen nun an unruhig zu werden, und Zeichen zu geben, daß etwas Ungewöhnliches in der Nähe sei. Mein Hektor schnupperte um die Ruinen herum, und stieß plötzlich ein langes, jämmerliches Geheul aus, das uns eine beinahe abergläubische Furcht einjagte.

„Hektor wittert Etwas!" rief einer den uns.

„Ei was!" erwiederte ein Anderer, „die Leichen kommen ihm unheimlich vor, das ist das Ganze."

Hektor strafte ihn augenblicklich Lügen, er lief auf einen kleinen Hügel, und blieb plötzlich mit vorgeneigtem, hängenden Kopfe und aufgehobener Vorderpfote stehen, das leibhafte Bild der Aufmerksamkeit.

„Stille!" rief ich, „Hektor wittert etwas, er sieht sich nach mir um. Such! such! mein Hund! was gibt es?"

Das kluge Thier verlor sich, ohne einen Laut von sich zu geben, in's Gebüsch.

„Es ist nichts Anderes als ein Känguruh!" sagte der eine Constabel

„Es ist mehr, als ein Känguruh" flüsterte ich, „ich kenne meinen Hektor; es fehlt ihm blos die Sprache, aber seine Bewegungen zeigen, daß es diesmal was Anderes ist."

Ich hatte noch nicht ausgeredet, als der Hund zurückkam, gerade auf mich zulief, und laut und anhaltend bellte.

„Ich verwette meinen Hals," rief ich, „er hat einen Indianer gesehen. Um Gotteswillen! seid auf Euerer Hut, obgleich ich es nur schwer glauben kann, daß die feigen Schurken den Muth haben werden, uns anzugreifen."

„Laßt uns der Gefahr in's Auge sehen!" ermahnte unser Anführer, „was soll das Zaudern? oder wolltet ihr den Rückzug antreten?"

„Nein!" riefen Alle mit einer Stimme, „lieber Alles andere, als ein Rückzug!"

„Also nicht? . ... nun denn, in Reih' und Glied, meine Herren, und vorwärts!"

„Laßt uns lieber dem Hunde nachgehen!" bat ich, „Versuch schadet auf keinen Fall. Die Wilden verstecken sich hinter den Bäumen und das erste Zeichen ihrer Gegenwart sind die spitzigen Wurfspieße, die man in der Haut stecken hat. Koppelt die andern Hunde, ich will mit Hektor vorangehen. Nun Hektor, mein treues Thier, wo sind sie?"

Das kluge Thier leckte meine Hand, als wollte es mich warnen, und lief vor mir her, die Uebrigen folgten uns mit gespannter Aufmerksamkeit. Nach etwa zweihundert und fünfzig Schritten, machte es plötzlich halt, in der Stellung eines Jagdhundes, der vor einem Hasen steht. Vergebens bohrte ich mit meinen Augen durch das Dickicht, ich konnte nichts gewahr werden; ich sah noch einmal nach meinen Freunden, um ihrer Hilfe gewiß zu sein, und rief dann:

„Such, Hektor!"

Der Hund ließ den Schweif hängen, winselte und sprang an

Digitized by Google

mir hinauf. Ich schmeichelte ihm: „Was hast du, Hektor? was siehst du?“

Er winselte wieder, machte furchtsam einige Schritte vorwärts, und heftete das scharfe Auge auf eine bestimmte Stelle des Gebüsches. Jetzt kam der Richter näher:

„Was hat denn der Hund?“

„Ich weiß es selbst nicht, so habe ich ihn nie gesehen. So viel ist gewiß, es müssen Eingeborene sein; denn wären es weiße Räuber, er würde bellen.“

„Dem müssen wir auf den Grund kommen — sehen Sie nur an, er hat etwas ganz Nahes im Auge. Da haltet mein Pferd, ich will in der Richtung vorwärts.“

Mit angeschlagenem Gewehr ging er auf die angedeutete Gegend los, blieb aber bald stehen, und winkte uns, ohne sich umzusehen, mit der Hand näher zu kommen. Lautlos deutete er auf einen hohlen, halb vom Feuer verzehrten Baum, auf dem die dunkle Gestalt eines Wilden, das Gesicht zu uns gekehrt, stand. Seine Hautfarbe wich so wenig von der Kohlenschwärze des Baumes ab, daß wir hätten vorübergehen können, ohne ihn zu bemerken.

Der Anblick des Indianers, der ruhig auf seiner Stelle blieb, flößte uns bange Besorgniß ein; denn würde er die Verwegenheit haben, uns zu erwarten, wenn er nicht zahlreiche Hilfe in der Nähe wüßte? Aengstlich schauten wir umher, und erwarteten jeden Augenblick einen Speerhagel.

„Soll ich abdrücken?“ frug ein Constabel, „es ist ein sicherer Schuß.“

„Nein!“ rief der Richter, „es ist besser, wir fangen ihn lebendig, und entwischen kann er uns nicht. Aber kurios ist's doch, daß er sich nicht rührt.“

Wir standen ungefähr dreißig Schritte vom Baume entfernt und da es im Dickicht ziemlich dunkel war, konnten wir wenig mehr, als die Umrisse der dunkeln Gestalt wahrnehmen.

„Wir müssen zum Ziele kommen!“ rief der Richter ungeduldig, „gebt wohl Acht, Ihr Herren, daß er uns nicht entrinnt.“ Mit diesen Worten lief er auf den Baum zu, blieb aber verwundert stehen, und rief: „Teufel! er ist todt! es ist ein indianisches Grab! ich habe schon oft davon gehört, aber noch keines gesehen. Das muß einer von den Schurken sein, die der Schäfer aus seiner Blockhütte erschossen hat, ehe sie ihn verbrannten.“

Er hatte Recht; denn als wir ihn näher untersuchten, fanden wir, daß ihm eine Kugel mitten durch's Herz gegangen war; die Wilden mußten ihn von der Hütte hieher getragen haben.

Noch standen wir gedrängt um den Baum herum, und der ungewöhnliche Anblick hatte uns die Vorsicht vergessen lassen, als wir auf einmal ein Schwirren hörten, und ein langer, dünner Wurfspieß zwischen unsern Köpfen durchzischend in der Rinde eines nahen Stammes haftete. Wir fuhren ziemlich schnell auseinander, konnten aber, trotz unseres Umherspähens, keinen Feind entdecken. Im nächsten Augenblick hörten wir den Trab eines Pferdes und das Krachen dürrer Aeste, und der Reiter, den wir bei der Hütte zurückgelassen hatten, sprengte heran. Ein Speer ragte ihm der ganzen Länge nach aus dem Rücken, und zwei abgebrochene Stücke saßen in den Seiten des Pferdes, das vor Angst und Schmerz rasend, sich bäumte, und durchaus dem Zügel nicht gehorchen wollte.

„Seid auf Euerer Hut!“ rief er aus der Entfernung, „die Wilden sind in der Nähe; ich habe sie zwar nicht zu Gesichte bekommen, aber ich und mein Pferd tragen ihre Spuren. Sie müssen sich mit den weißen Räubern vereinigt haben, sonst hätten sie sich nicht an einen Berittenen gewagt.“

Wir faßten das Pferd am Zügel und halfen unserem Freunde absteigen. Der Speer hatte das Fleisch unter dem rechten Arm durchbohrt, und die Spitze ragte auf der andern Seite drei bis vier Zoll lang hervor; er war dünn und etwa zehn Fuß lang. Die Wilden spitzen das Holz zu und härten es dann im Feuer, so daß es, wenn auch nicht sehr gefährlich, gerade nicht angenehm ist, damit in Berührung zu kommen. Die beiden Constabler zogen dem armen Pferde die abgebrochenen Spitzen aus dem Leibe, entdeckten aber dabei noch ein Dutzend andere Wunden, die stark bluteten, bis auf zwei jedoch, nicht tief zu sein schienen. Wir sahen uns indeß nach allen Seiten um, da wir nicht wissen konnten, von welcher Seite der Feind angreifen würde, als unser junger Anführer plötzlich ausrief: „Hier her! sie scheinen es auf mich abgesehen zu haben.“

Wir eilten hin, und gewahrten, daß ihm ein Speer seitwärts durch den Hut gedrungen war, und ihm dem Kopf gewerfen hatte; aber noch immer war kein Feind zu sehen.

„Das war kein schlechter Wurf,“ rief Einer, „da gilt es Aufpassen; der nächste dürfte noch besser sein!“

Ein dichter Speerhagel sauste jetzt von derselben Seite auf uns heran, und verwundete zwei von unserer Mannschaft; da aber die Entfernung zu groß war, war bei den Wunden mehr Schmerz als Gefahr, und die Getroffenen wurden noch obendrein ausgelacht, obgleich ihnen selbst gar nicht spaßhaft zu Muthe war.

„Rücken wir ihnen lieber auf den Leib!“ rief der Eine von ihnen, „hier bieten wir den schwarzen Schurken nur eine gute Zielscheibe.“

„Dabei wären wir zu sehr im Nachtheil!“ erwiederte der Richter, „aber etwas muß allerdings geschehen. Sie, Thornley, schwenken mit drei Mann links, und Sie, Beresford, mit drei Mann rechts vom Gebüsche, dann wollen wir die Lumpenhunde schon herausstreiben. Entfernt euch aber nicht zu weit und nicht zu schnell. Die Uebrigen dringen langsam vor, und ich mit den noch übrigen zwei Reitern wollen die Reserve bilden.“

In kurzer Zeit war dieses Manöver ausgeführt, und wir drangen rasch in den Wald. Beresford's Abtheilung hatte den ersten Schuß, und als die Wilden ihre Stellung änderten, kamen wir an die Reihe, während das Haupttreffen in der Mitte vordrang. Dem konnten sie nicht lange widerstehen; sie warfen noch einige Speere, die aber keinen Schaden anrichteten, und suchten dann ihr Heil in der Flucht. So viel wir in der Eile bemerken konnten, mochten es dreißig bis vierzig sein, die hinter einer Anhöhe, die den Wald begränzte, verschwanden.

Wir wollten ihnen eben nacheilen, als plötzlich hart vor uns gegen vierzig Bewaffnete aufstachen und uns eine Salve gaben, die uns schnell zum Stehen brachte. Wir hatten uns beim Nachsetzen von einander getrennt, und als ich mich ängstlich umsah, sah ich mit tiefem Schmerz meinen jungen Freund Beresford auf dem Boden liegen.

Nun konnte kein Zweifel mehr stattfinden, die Räuber hatten sich mit den Eingeborenen verbündet, und unser kleines Häuflein stand einer furchtbaren Uebermacht grausamer Feinde gegenüber. Doch wir hatten ja die Mannszucht und die gerechte Sache auf unserer Seite, und das sind Bundesgenossen, die nicht so leicht im Stiche lassen. Nachdem sie Feuer gegeben hatten, verschwanden die Räuber hinter dem Hügel, und unser Anführer rief uns zu, unsere Kugeln zu schonen, und ihm zu folgen. Wir wandten uns schnell zur Rechten, auf eine kleine Baumgruppe zu, die wie ein vorgeschobener Posten des grossen Gebüsches da stand. Auf diese Weise kam der Vortheil der Stellung auf unsere Seite, da wir sie von der Flanke auf's Korn nehmen konnten, während sie einander beim Feuern im Wege standen. Zugleich verliehen uns die Bäume Schutz, sie aber waren in der freien Ebene unseren Kugeln bloßgegeben.

Als ich mit meiner Abtheilung vorrückte, kamen wir an dem armen Beresford vorüber, der gleich Anfangs gefallen war und trugen ihn auf unseren Armen vorsichtig hinter die schützenden Bäume. Die Räuber hatten übrigens gar keine Lust zu kämpfen, sie hatten blos den Rückzug ihrer Bundesgenossen decken wollen, und zogen sich jetzt eilig zurück. Die Klugheit gebot nun, Angesichts einer solchen Ueberzahl von der Verfolgung abzulassen; aber unser Blut war auf und die Kampflust, die auch im Feigsten schläft, erwacht, und wäre dies auch nicht der Fall gewesen, der Anblick unseres armen Nachbars, den wir mit auf den Rücken gebundenen Händen mitten unter den Räubern sahen, würde uns zurückgehalten haben. Toll und blind stürzten wir hinter ihnen her, als uns die Stimme unseres klugen Anführers zur Besonnenheit zurückbrachte.

Digitized by Google

„Meine Herren," hat er, „bedenken Sie, daß unsere Leben kostbar sind; hier muß der Muth der Klugheit weichen. Die Schurken sind zu zahlreich für uns; wir zählen nur achtzehn, die Feinde zwischen sechzig und siebenzig. Höchst wahrscheinlich wird ein Commando Soldaten, das die Regierung an den Clyde beordert hat, uns in Kurzem nachkommen; wir wollen auf diese Verstärkung warten."

„Was warten?" schrie ein junger, feuriger Bursch, „wollt Ihr warten, bis unser Feuer verraucht ist? Diese Lumpenbande kämpfen nie, so lange ihnen die Flucht freisteht; drum drauf und dran! und machen wir der Sache einmal ein Ende."

„Wenn Sie meinen Rath nicht verachten," fiel ich ein, „so glaube ich, unser Richter hat Recht. Auf jeden Fall wäre es ein theuerer Sieg, wenn er mit dem Blute so Vieler von uns erkauft werden müßte."

„Wir wollen sogleich kämpfen!" schrien die Meisten. „Diese Räuber erhalten immerwährende Verstärkung durch neugeflüchtete Verbrecher; gelingt es uns nicht itzt, sie zu unterdrücken, so werden sie uns für alle Zukunft zu mächtig."

„Nun denn, so sei es!" sagte der Richter; „aber lassen Sie uns wenigstens eine kleine List anwenden. Wir haben noch zwei Stunden bis zum Anbruch der Nacht; machen wir Halt, als wenn wir die Verfolgung aufgegeben hätten. Dies wird die Räuber sicher machen, und wir können sie vielleicht im Schlafe überraschen. Das wäre auch für unsern gefangenen Freund das Beste. Schlagen Sie ein?"

„Wir schlagen ein!" riefen Alle.

„Nun, so wollen wir vor Allem nach dem jungen Beresford sehen."

Glücklicher Weise hatte die Kugel, die seinen Kopf gestreift hatte, ihn nur betäubt; er erholte sich bald so weit, daß er aufrecht sitzen konnte, nur klagte er noch über Kopfweh und Schwäche in den Gliedern.

„Sind Sie stark genug, mit uns aufzubrechen?" fragte ihn der Richter.

„Ich will es versuchen, aber lieber bleibe ich zurück, als daß ich Sie in Ihren Bewegungen hindern sollte."

„Nein, nein!" rief ich, „daraus wird nichts; damit wir Sie etwa so wiederfinden, wie vor Kurzem die Schäfer? Wenn ich Sie selbst tragen müßte, ich ließe Sie nicht zurück."

Wir stellten hierauf Wachen aus, und ruhten, bis es finster wurde; dann sandten wir einen der Reiter auf der Spur der Räuber aus, ein anderer mußte ihm folgen, ihn immer im Auge behalten, und von Zeit zu Zeit Meldung machen. Das dritte verwundete Pferd ließen wir, da es für den Augenblick nicht zu gebrauchen war, frei grasen; sein Reiter meinte, die Wunde schmerze zwar ein wenig, doch werde sich das schon geben, wenn's einmal zum Handgemenge käme. Wir theilten hierauf unsere Mannschaft, sechs Mann folgten mir, sechs andere, mit dem Kavalleristen, zu Fuß Beresford, und unser gut berittener Commandant befand sich bald bei der einen, bald bei der anderen Partei. Um Mitternacht fanden wir zu unserm Leidwesen, daß wir unser Talent zum Spurfinden überschätzt hatten, denn alle Fährte war verloren. Wir mußten Halt machen, und durften uns nicht einmal durch ein gutes Feuer wärmen, um nicht dem Feinde unsere Anwesenheit zu verrathen; so verzehrten wir unser Abendessen im Dunkeln, und die Leichtsinnigeren genossen sogar einige Stunden Schlaf.

Das früheste Morgenlicht sah uns wieder auf dem Marsch; doch dauerte es lange, bis wir die verlorene Spur wieder fanden. Der Morgen war trüb und kalt und es fehlte nicht an langen Gesichtern und blauen Nasen; und kaum hatten wir uns durch den Marsch ein wenig erwärmt, als wir wieder durch einen zwanzig Fuß breiten und gürteltiefen Bach hindurchwaten mußten, über den die Spur führte. Hierauf erreichten wir einen grünen Hügel, von dessen Gipfel die Fährte in einem rechten Winkel abbog, und eine halbe Meile weiter befanden wir uns an dem Ufer des Flusses Shannon. Hier mußten wir Halt machen, da der Fluß zu tief und reißend war, um einen Durchgang zu gestatten, und weit und breit kein Fahrzeug zu erblicken war. Die Spuren waren jedoch ganz frisch, und zeigten, daß die Räuber vor wenigen Stunden erst übergesetzt waren; dazu mußten sie einen Kahn gehabt haben, und es war itzt unsere Aufgabe, ihn zu entdecken. Wir schickten deßhalb nach allen Seiten Kundschafter aus, die aber nach einigen Stunden angestrengten Nachforschens, die keineswegs angenehme Nachricht brachten, daß ihre Mühe vergeblich gewesen sei.

„Gehen wir weiter stromauf," sagte Einer, „wir werden wohl doch zuletzt an eine Furth kommen."

„Was fällt Euch ein?" erwiederte ein Anderer, „der Shannon hat keine einzige Furth; das ist der tollste Fluß auf ganz Vandiemensland, das braust und tobt immerfort so wild, als ob er, Gott weiß was, in der Ferne zu thun hätte. Zu Pferd hinüberzukommen, ist auch beinahe unmöglich, es wäre denn, daß das Thier besonders stark und der Sommer besonders trocken wäre. Aber halt! was seh' ich da drüben? Ist das nicht ein Kanot zwischen den Büschen jenseits? Meiner Seel', so ist's. Glaubt mir's auf mein Wort, in dem Lumpending sind die Räuber übergesetzt."

Und so war es auch; auf der andern Seite des Flusses lag eine namenlose Art von Fahrzeug, ohngefähr sechs Schuh lang, das mehr einem Waschtrog als einem Kahn ähnlich sah.

„An's Werk denn!" rief der Richter, „mich soll der Shannon nicht hindern, und mein Diamant soll itzt zeigen, was er kann." Damit sprengte er ungefähr hundertfünfzig Schritte stromauf das Ufer entlang und spornte sein Pferd in den Strom. Zuerst sank er bis an den Gürtel, im nächsten Augenblick aber tauchte er schon wieder empor, ohne daß die Flinte, die er hoch über den Kopf hielt, im Geringsten naß geworden wäre. Es war ein herrlicher Anblick, wie das kräftige, wohlgezügelte Roß den reißenden Strom dämmte, wie der kühne Reiter, das Gewehr hoch empor gehalten, nur für dieses, nicht für sich Sorge zu haben schien. Endlich erreichten sie die Landung und wir athmeten Alle hoch auf, als sich das triefende, glänzende Thier aus dem Wasser hob. Drüben angelangt, schwenkte der muthige Mann sein Schnupftuch, und wir sandten ihm in der Freude unseres Herzens ein donnerndes Hurrah nach. Dann ritt er an eine alte, im Gebüsch versteckte Hütte, und kam bald darauf zu unserem größten Erstaunen mit einem Manne hervor, der die gewöhnliche Waldkleidung, eine Kängaruh-Jacke, trug. Sie schritten eilfertig dem Ufer zu, der Richter hinter dem fremden Manne, und das Gewehr auf ihn gerichtet, bis er den Kahn losgebunden hatte; dann sagte er ihm etwas, was seinen Diensteifer zu verdoppeln schien. Er schlich zuerst am Ufer stromauf, das Boot bald mit seinem Ruder, bald mit Hilfe der überhängenden Baumzweige aufwärts schiebend; nachdem er so eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, fing er an einen lebhaften Gebrauch von seinen Rudern zu machen, wozu ihn auch unsere in Anschlag liegenden Flinten anfeuern mochten, die ihm jeden Gedanken an Verrath benehmen mußten. Als er an der Stelle, wo wir standen, landete, und wir sein Fahrzeug ordentlich in's Auge fassen konnten, sah Einer den Andern verlegen an, und Niemand wollte der Erste sein, in dieser Nußschale sein Leben zu wagen.

„Nun, Worrell," sagte ein Constabler zum Anderen, „Ihr müßt mit gutem Beispiele vorgehen; Ihr setztet ja schon einmal in einem Rindenkanen über den Derwent, damals, als —"

„Gebt Euch keine Mühe," erwiederte der Angeredete, „war ich einmal ein Narr, so brauche ich es nicht zweimal zu sein; legt Euren eigenen fetten Leichnam hinein, dann hat die Welt in einer halben Stunde einen Taugenichts weniger."

„Was?" rief der Admiral des Shannon entrüstet, „Ihr wollt in meinem Schiffe nicht übersetzen? Es ist die sicherste Ueberfahrt von der Welt. Der Schafhüter, der vorige Woche ersoff, war sich selbst Schuld daran; wie er so auf dem Schiffsboden lag, wollte er durchaus den Kopf in die Höhe halten; da mußte der Kahn freilich umschlagen. Nun, Ihr Herren, wer steigt ein?"

Niemand wollte daran, der Eine sprach von Weib und Kind, der Andere von der ersten Pflicht des Menschen, u. s. w.; der Richter am andern Ufer gab Zeichen von Ungeduld; da nahm ich mir ein Herz und wollte einsteigen, aber schön war mir der brave Beres-

Digitized by Google

ford zuvorgekommen, und hatte sich der ganze Länge nach in's Boot gelegt, worauf der Mann in der Kängerub-Jacke wieder an unserem Ufer zurück auskroch, und ihn glücklich hinüber brachte. Das Beispiel wirkte, wie immer, und itzt wollte Jeder der Erste sein. Bald waren wir Alle wohlbehalten am jenseitigen Ufer, aber ich suche mir es noch heute vergeblich zu erklären, wie wir mit dem Leben davonkamen.

Durchnäßt, vor Frost starrend und hungrig, wie wir waren, suchten wir bei dem Anblick der glühenden Kohlen im Kamin, die wir bald zur Flamme anfachten, und uns mit thierischer Behaglichkeit daran wärmten. Auch des eisernen Topfes, der am Heerde stand, bemächtigten wir uns sogleich und kochten Thee, das einzige Labsal des Erschöpften in Vandiemensland.

Was ist der Mensch? Das Bischen Thee hatte uns unseren ganzen Muth, und unsere gute Laune wiedergegeben. Itzt bemühten wir uns, von dem Eigenthümer der Hütte über die Zahl und den Marsch der Räuber Aufschluß zu erhalten; der zweideutige Bursche blieb aber fest dabei, daß er sie mit keinem Auge gesehen habe, und sich die zahlreichen Fußspuren, die er lieber ganz abgeläugnet hätte, nicht zu erklären wisse. Es war offenbar, daß er log, und Mehrere waren nicht abgeneigt, ihn auf der Stelle niederzuschießen, um ihn zu verhindern, den Verräther gegen uns zu spielen; der Richter aber hielt sie von dieser ein wenig türkischen Justiz zurück, indem wir ihn ja, wenn er sich etwas zu Schulden kommen ließe, bei unserer Rückkehr bestrafen könnten. Wir hatten itzt neue Kräfte gesammelt, unsere Kleider getrocknet, Gewehre und Schießvorrath genau untersucht und verfolgten nun munter die Spur der Feinde. Aber wir wanderten immer weiter und weiter, wohl vier lange deutsche Meilen über ein rauhes, hügliges Land, setzten durch eine mühsam aufgefundene Furth über den großen Fluß, und kamen endlich kurz vor Anbruch der Nacht am Fuße einer steilen Hügelreihe an, ohne den Feind zu Gesichte bekommen zu haben. Dort lagerten wir, und setzten den nächsten Morgen unsere Verfolgung fort. Sobald wir den Gipfel der Hügelreihe erstiegen hatten, lag in dem weiten Thal zu unsern Füßen, der liebliche See vor uns da, den man damals den Arthur-See nannte. Wir stiegen die Anhöhe herab, und nachdem wir etwa dreiviertel Meilen zurückgelegt hatten, befanden wir uns am Ufer des See's. Hier jedoch schienen die Räuber unschlüssig geworden zu sein, denn die Fußtapfen zeigten sich in den verschiedensten Richtungen; da jedoch die meisten Spuren links führten, wandten auch wir uns nach dieser Seite und gingen eine große Strecke dem Wasser entlang, bis wir zu einer kleinen Landzunge gelangten, die sich einige hundert Schritte in den See erstreckte, und einige Cederbäume trug. Als wir weiter fortschritten, sahen wir an der äußersten Spitze dieser Halbinsel einen dünnen Rauch aufsteigen, den wir nach der langen, mühseligen Verfolgung als erstes Zeichen der feindlichen Nähe mit Freuden bewillkommten. Am Eingange der kleinen Landzunge machten wir Halt, und unser Anführer schärfte uns noch einmal die Nothwendigkeit strenger Mannszucht in dem bevorstehenden Kampfe ein.

„Meine Freunde!“ sagte er, „wir stehen im Begriffe, Menschen anzugreifen, die auf's Aeußerste getrieben sind, und denen keine andere Rettung übrig bleibt, als unsere Vernichtung. Itzt ist es noch Zeit! Sind Sie noch entschlossen, den Angriff zu wagen?“

„Ob wir entschlossen sind?“ rief Beresford, mit seiner alten Heftigkeit, obgleich er noch etwas bleich aussah. „Glauben Sie, wir haben den langen Weg gemacht, um am Ziele umzukehren? Was würde Einer von uns sagen, wenn er sich in der Gewalt der Räuber befände, und seine Freunde und Nachbarn feige davon schleichen sähe? Ich meines Theils bin auf das Aergste gefaßt, und bleibe.“

„Wir Alle, wir Alle!“ rief es unter einander, „führen Sie uns nur an, und Veteranen sollen nicht bessere Mannszucht halten.“

„Gut!“ sagte er, „so wollen wir denn keine Zeit verlieren, und sie in ihrem Schlupfwinkel überraschen. Mir scheint es fast, sie halten sich nicht für verfolgt, sonst würden sie nicht einen Versteck gewählt haben, der ihnen jeden Rückzug unmöglich macht.“

„Vielleicht,“ meinte Einer, „verlassen sie sich auf ihre Anzahl.“

„Leicht möglich! um desto mehr müssen wir Vorsicht gebrauchen. Nun vorwärts!“

Wir rückten nun mit jenem bangen Gefühle weiter, das nicht von der Furcht, sondern von übergroßer Aufregung herrührt, hatten aber noch nicht dreihundert Schritte zurückgelegt, als wir uns überzeugen mußten, daß wir nicht so ganz unerwartet kämen, als wir geglaubt hatten. Ein Schuß, der hinter einem Baume fiel, warnte uns, keine Zeit zu verlieren, wir erklommten schnell einen niedrigen, grünbewachsenen Hügel, und sahen die Räuberbande in Schlachtordnung vor uns. Augenblicklich erhoben wir unsere Flinten, unser Führer aber verbot uns, zu feuern.

„Halt!“ schrie er, „das ist gegen die Abrede — Sie dürfen ohne Befehl nicht schießen!“

„Werden die Räuber auch auf Befehl warten?“ rief Einer von uns, und in demselben Augenblick gaben sie uns eine ganze Salve. Wieder hatte Beresford das Unglück, getroffen zu werden, und sank zu Boden, und als ich meinen Posten verlassend, zu ihm hinlief, fand ich, daß ihm mehrere gespaltene Kugeln, die, wie bekannt, die ärgsten Wunden verursachen, in der rechten Seite steckten. Es gelang mir, ihn hinter einen alten, umgestürzten Baumstamm zu schaffen, der ihm doch einigen Schutz gewährte, worauf ich mich wieder auf meinen Posten zurückbegab. Die Feinde hatten indessen noch nicht Zeit gehabt, wieder zu laden, obgleich sie es sich sehr angelegen sein ließen, und als sie so in einer etwas schiefen Stellung von uns entfernt standen, feuerten wir sechs Schüsse mit Muße und Besonnenheit zwischen sie hinein, die sie nicht wenig in Schrecken sagten, und das Wiederladen manches Gewehres überflüssig machten; und noch hatten sie sich nicht von ihrer Bestürzung erholt, als schon die sieben Kugeln meines Commando's nachkamen, und da wir Alle mit der größten Kaltblütigkeit zielten, ihre vollkommene Schuldigkeit thaten. Wir sahen drei oder vier von ihnen stürzen, von denen sich nur zwei wieder erhoben. Indessen hatte Beresford's Abtheilung wieder geladen, aber ehe sie noch feuern konnte, kam ein Dutzend Kugeln von den Räubern, zum Glücke ohne allen Erfolg. Sie standen uns itzt gerade gegenüber in Schlachtordnung, und wir zählten ein und dreißig Mann — drei waren gefallen, mehrere, die noch in den Reihen standen, waren so schwer verwundet, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnten. Unter Allen aber zog Einer unsere besondere Aufmerksamkeit auf sich, ja ich möchte sagen, unsere Bewunderung. Ich habe nie einen schöneren Mann gesehen und seine ganze Gestalt, schlank, breitschultrig und sehnicht, verrieth Stärke mit Gewandtheit gepaart. Er stand etwas vor seinen Leuten, er schien die Kugeln, die um ihn herum pfiffen, nicht im Geringsten zu beachten und feuerte seine Leute zum Kampfe an.

„Bereitet ihnen eine frische Tracht Kugeln, meine Jungen!“ rief er, „und gebt sie ihnen warm zu kosten. Was uns betrifft, stirbt sich's nicht besser durch eine Kugel, als durch einen Strick?“

Dabei untersuchte er sorgfältig die Pfanne seiner Muskete, reinigte das Zündloch, lud schnell und das Gewehr an die Wange hebend, schien er sich ein Opfer auszusuchen. Die Wahl ward ihm nicht schwer, der Richter, der einzige unter uns, der zu Pferde saß, da wir die andern beiden Reiter hinter den Bäumen gelassen hatten, um uns vor einem Ueberfall der Eingeborenen zu decken, bot das sicherste Ziel; er zielte lange und scharf, und ein Schrei unseres Führers bewies uns, daß die Kugel getroffen hatte; zum Glücke jedoch nur den Hut, den sie ihm vom Kopfe riß.

„Was die Spitzbuben für eine Passion auf meinen Hut haben!“ rief der Richter; „erst vor Kurzem die schwarzen Hallunken mit ihren Speeren, und nun die weißen. Es war mein bester Hut, und sie haben ihn ganz zu Schanden gemacht. Aber nun, feuert mir scharf, und Jeder nehme seinen bestimmten Mann auf's Korn. Doch was kömmt dort? Beim Himmel, die Eingeborenen! Jetzt, meine Herren, gilt es, für unser Leben zu kämpfen; verlieren Sie den Muth nicht, und feuern Sie ruhig fort. Ich mit den andern Reitern will indeß die Wilden zurückzutreiben versuchen.“

Digitized by Google

In diesem Stadium des Kampfes schien unser Schicksal besiegelt zu sein. Von hinten die Wilden, die ihr mißtönendes Kriegsgeschrei ausstießen, und einander zum Kampfe anfeuerten, und hie und da ein Speer, der zwischen uns durchzischte; von vorn die Räuber, deren Kugeln immer schneller aufeinander folgten, und manche von uns kampfunfähig machten. Dabei bemerkten wir unter den Verbrechern eine Bewegung, als warteten sie nur den Ueberfall der Wilden ab, um sich zu gleicher Zeit auf uns zu stürzen. Es war schlimm, und die Muthigsten bebten. Unser Anführer sah, es war kein Augenblick zu verlieren; mit hochgeschwungenen Säbeln sprengten die drei Reiter mitten unter den Haufen der Eingeborenen, und fingen an, einzuhauen. Sie hatten alle Drei lange unter den regelmäßigen Truppen gedient, und waren ihrer Waffe vollkommen mächtig, so daß jeder Hieb auf die nackten Wilden seine volle Wirkung that. Ihre Keulen konnten dem Stahl nichts anhaben, und ihre dünnen Speere waren in der Nähe unbrauchbar, so daß sie völlig widerstandlos in die Hände ihrer Feinde gegeben waren; und da noch überdies keine Bäume in der Nähe waren, durch die sie sich hätten decken können, ergriffen sie mit einem fürchterlichen Wehgeheul die Flucht, und rannten wie ein Rudel Hirsche über die offene Fläche dem Eingang der Halbinsel zu. Nach einer kurzen Verfolgung kehrten die Reiter zu uns zurück, und wahrlich, diese Verstärkung war in unserer Lage nicht überflüßig. Wir hatten während dieser Zeit ein lebhaftes Feuer mit dem Feinde gewechselt, und bereits waren sieben Mann von unserer Seite und dreizehn von der ihrigen kampfunfähig geworden, so daß wir sechs gegen einundzwanzig standen. Ja, trotz dem, daß wir itzt neun waren, daß wir von den Eingebornen nichts mehr zu fürchten und den Vortheil der Stellung für uns hatten, war unsere Lage äußerst mißlich. Der Richter machte itzt den Versuch, durch eine Diversion die feindlichen Kräfte zu theilen, er zog sich mit seinen beiden Begleitern links von den Räubern, unter die sie feuerten, und zwei verwundeten. Dieser Flankenangriff brachte die Schurken in einige Verwirrung, der Hauptmann aber sandte schnell eine kleine Abtheilung auf diese Seite, und eins unserer Pferde wurde von einer Kugel getroffen, so daß es sich bäumte, und wild umherlief. Indessen hatte dieser Reiterangriff doch so viel genützt, daß sie anfingen, unruhig zu werden und zu schwanken. Ihre Waffen mußten ohnedies nicht die besten sein, denn obgleich sie alle mit Feuergewehre versehen waren, schoßen sie doch unregelmäßig und selten; viele mochten auch mit den Waffen nicht recht umzugehen wissen, und dann waren sie vielleicht abgeneigt, ihren ganzen Schießvorrath zu erschöpfen, da sie wußten, wie schwer sie sich einen neuen verschaffen könnten. Dies trieb sie zu dem Entschluße, einen Ausfall zu wagen; sie drängten sich in einen enggeschlossenen Trupp zusammen und stürzten in vollem Laufe auf uns los; aber in dieser geringen Entfernung that unser Feuer eine furchtbare Wirkung. Fünf fielen, und obgleich sich zwei davon wieder aufrichteten, blieben doch drei ruhig genug liegen; die Andern flohen über die kleine Ebene, der Anführer jedoch erst, als er sich verlassen sah, und auch da kehrte er sich noch einmal um, und feuerte sein Gewehr auf uns ab. Dies war die einzige Kugel, die mir während des ganzen Kampfes hätte gefährlich werden können; sie streifte den Baum, hinter dem ich mein Gewehr lud, und schlug die Spitze des Ladstock's ab, die hinter dem Baum hervorsah.

Als die Räuber flohen, glaubte ich, unsere Reiter würden sie verfolgen; diese trabten jedoch auf uns zu, und der Richter rief: „Meine Herren, bleiben Sie wo Sie sind, und lassen Sie die Schurken nicht merken, wie ihre Kugeln unter uns gewirthschaftet haben. Wir müssen für's Erste mit dem zufrieden sein, was bereits geschehen, und vor Allem nach unseren verwundeten Freunden sehen. Wo ist denn der Chirurg?"

„Er war unter den zuerst Getroffenen, und liegt dort unter dem Mimosabaum."

Unser Führer stellte Wachen aus, obwohl wir für diesen Tag wahrscheinlich weder von den Räubern noch von den Wilden einen weitern Angriff zu befürchten hatten, und dann wendeten wir unsere ganze Aufmerksamkeit den verwundeten Freunden zu, die wir alle hinter dem großen Baumstamm versammelt fanden, hinter den ich Vereesford getragen hatte. Wie groß war unsere Freude, als wir sie noch alle am Leben und den Wundarzt mit einem blutigen Tuch um den Kopf, emsig beschäftigt fanden, die Leidenden zu verbinden. Während seiner ganzen Praxis, behauptete er voll Freuden, habe er noch nie solche Erfahrungen in Schußwunden sammeln können; der Anblick so vieler blutigen Gestalten schien auch einen wunderbaren Zauber auf seine eigenen Wunden auszuüben, so daß er sie im Eifer seines Berufs ganz vergaß.

Wir widmeten uns itzt ganz dem Dienste der Kranken, hatten ihnen aber als Erquickung nichts als kühles Wasser anzubieten. Der Arzt fürchtete für die Schwerverwundeten die feuchte Luft vom nahen See, und der Feinde wegen durften wir nicht einmal ein Feuer anzünden. Wir versenkten uns eben in tiefe Berathschlagungen, wie wir ihnen eine warme Brühe oder sonst etwas verschaffen könnten, als unsere vier Hunde, die wir während des Kampfes aus den Augen verloren hatten, aus der Ferne auf uns zukamen. Sie hatten wahrscheinlich auf eigene Faust gejagt, und als ich meinen Hektor näher untersuchte, fand ich an den Blutspuren seines Gebisses, daß er erst kürzlich ein Känguruh getödtet haben mußte. Da hatten wir ja, was wir brauchten; ich wurde bevollmächtigt, das Känguruh aufzusuchen, mich aber nicht zu weit zu entfernen.

„Nehmen Sie mein Pferd!" sagte der Richter; „wenn sie zufällig auf die Eingebornen stoßen, so kann es Sie durch seine Schnelligkeit retten. Ich bleibe indessen hier, um dem Wundarzt in seinen Verrichtungen Beistand zu leisten. Er braucht einige Schienen für Worrell's Arm, aber ich glaube nicht, daß wir hier in der Nähe den Laden eines chirurgischen Instrumentenmachers antreffen werden, und so weiß ich wirklich nicht, woher wir sie nehmen sollen."

„Mir fällt etwas ein!" rief der Chirurg, „wo ist die Axt? Hauet mir einmal einen Streifen von dieser Rinde herunter — so, das ist ein Prachtstück, und hier," fuhr er fort, indem er einige lange Einschnitte darein machte, „ist das schönste Lager von der Welt für einen wunden Arm. Wieder etwas zugelernt! Das sah man mir wahrhaftig auf der hohen Schule in Aberdeen nicht an, daß ich hier in Vandiemensland eine neue Art Schienen erfinden würde. Nun sehet einmal her, ihr Leute, ob's nicht dafür steht, sich einen Arm zerschießen zu lassen, daß man ihn hernach so schön wieder zusammengelegt bekomme, so schmerzlos. — Was zuckt Ihr denn so? man sollte meinen, es thut Euch wehe. Gebt doch einmal ein Schnupftuch her — so recht, das wird weich sein. Nun noch ein Bischen Wasser, bitte ich."

„Vielleicht ein Paar Tropfen Branntwein darunter?"

„Ja? prost die Mahlzeit! Die Entzündung ist Euch wohl noch zu klein? nichts da! Jetzt zu den Andern. Wo haben Sie Ihre Wunde, Herr Nicholls?"

„Hier in der rechten Seite, ich bin ganz schwach!"

„Seh's wohl — aber erst muß die Kugel heraus. Macht kein schiefes Gesicht, sie steckt ja nicht tief — aber das Wie? ist die Frage; ich habe kein einziges Instrument bei mir."

„Können Sie einen Korkzieher brauchen?" sagte Worrell.

„Ein Korkzieher? I nu! ich habe freilich noch nicht gehört, daß man eine Kugel mit einem Korkzieher herausbekommen kann, indessen —

Ein lautes Stöhnen, das der arme Nicholls ausstieß, unterbrach ihn.

Da meine Gegenwart hier unnütz war, und ich auf eine andere Weise nützlicher sein konnte, sah ich vor allen Dingen nach meinem jungen Freunde, dessen linker Arm zerschmettert, und an den die Reihe des Verbindens noch nicht gekommen war, empfahl ihn der freundlichen Obsorge des Richters, warf meine Flinte über die Schulter, sprang in den Sattel, und ritt fort, das Känguruh zu suchen. Bald wurde ich gewahr, daß Hektor etwas Außerordentliches begegnet sein müsse, denn sein Benehmen war ein ganz anderes, als wenn er mich sonst zu einem Wilde führte; doch schrieb ich diese Veränderung dem vielen Schießen zu, das er mit angehört hatte, und feuerte ihn an, vorwärts zu gehen. In einer Viertelstunde stand ich vor dem todten Känguruh, das nicht weit vom See lag. Ich warf es, wie es war, über den Sattel, um ohne Zeitverlust zu meinen Gefährten zurückzu-

Digitized by Google

kehren; der Hund aber schien durchaus nicht damit zufrieden zu sein, und lief in der Richtung nach dem Elvde, von wo wir hergekommen waren, fort, wobei er sich alle Augenblicke nach mir umsah. So viel war gewiß, der Hund wußte etwas, was er auch mir mittheilen wollte. Aber wie, wenn er mich den Eingebornen entgegen führte? dann hätte er weniger muntere Zeichen von sich gegeben. Auch die Räuber kannten es nicht sein, denn diese hätten nicht unbemerkt an uns vorüberkommen können. Ich beschloß daher, ihm zu folgen, warf das Känguruh wieder vom Pferde und sprang auf. Hektor wedelte munter mit dem Schweife, trabte schnell weiter, und hielt sich genau an den Weg, den wir vom Hause gekommen waren. Nachdem wir ungefähr eine Viertel Meile zurückgelegt hatten, hielt ich an, Hektor aber zeigte noch immer keine Lust zur Umkehr. „Sit's Hektor!“ rief ich, „ich will dir nachgehen, obgleich ich noch immer nicht einsehe, wo das hinaus will; wenn du aber gedenkst, nach Hause zu gehen, so irrst du dich, daraus wird Nichts!“

Wir setzten uns wieder in Bewegung, als aber nach einer Stunde Marsch noch immer nichts zu sehen war, glaubte ich, weit genug gegangen zu sein, und war eben im Begriffe umzukehren, als Hektor plötzlich stand, und ganz so that, als ob er Wild witterte.

„Was soll's ist gehen?“ dachte ich, „sollte es ein Cäsiar sein? der wäre schon des Schusses werth; aber vorsichtig wollen wir doch sein.“

Ich stieg ab, band das Pferd an einen Baum, und schlich leise in der Richtung, die Hektor anbeutete, hatte aber kaum zwanzig Schritte gemacht, als mich eine schrille, gebieterische Stimme plötzlich anrief: „Wer da?“ —

Ich wußt nicht, ob mein Schrecken oder mein Erstaunen größer war. „Noch mehr Räuber,“ dachte ich, zückt flugs ich mein Pfeffer.“

„Wer da!“ schrie die Stimme drohender, und ich vernahm aus dem nahen Dickicht das wohlbekannte Geräusch, das ein Hahn macht, wenn er gespannt wird.

„Gut Freund!“ rief ich eilig.

„Steh', guter Freund! wenn du dich rührst, gebe ich Feuer.“

„Ist ist's mit mir vorbei,“ dachte ich, „das Gesindel wird eine Fleischerei aus mir machen, und der See ist auch nicht weit weg, mich hineinzuwerfen.“

Einen Augenblick schien trat eine Abtheilung Soldaten, den einem Feldwebel geführt, aus dem Dickicht.

„Hurrah!“ schrie ich, der Freude in die Höhe springend, „brave, Hektor!“

„Hurrah!“ sagte der Feldwebel, „was habt Ihr Hurrah zu schreien? Laßt Euch sagen, guter Freund, ich habe so eine gewisse Ahnung, daß der nächste Sprung, den Ihr machen werdet, ein Sprung den der Leiter sein wird. Gegrifft und bindet ihm die Arme auf den Rücken! Nu, spert Euch nur nicht, aller Widerstand ist vergeblich. Was der Schuft für eine schöne Flinte hat, — welchen ehrlichen Mann habt Ihr sie geraubten!“

„Meine Herren, Sie irren sich!“ rief ich aus.

„Ah so! wir irren uns! nun, wenn wir uns irren, so bindet ihn nur noch fester — so — drei Mann vor! beim geringsten Versuch Feuer! Und nun, Freund, führe uns zu den andern Gesichter, oder bei Gott! du bekommst unsere Kugeln zu kosten. Nun wird's? du willst nicht? Kigelt ihn ein wenig mit euren Bajonetten — aha — das hilft!“

„Hola!“ rief ich, „der Spaß geht ein Bischen zu weit, ich bin kein Räuber, versuge diese im Gegentheil selbst. Ich bin ein Gentleman!“

Ein schallendes Gelächter war die Antwort.

„Ein schöner Gentleman das! Schade, Exc. Gnaden, daß wir gerade keinen Spiegel haben, daß Sie sich selbst übergugen könnten, wie ein Gentleman aussieht, wenn er sich auf's Steheln und Mauben legt.“

Jetzt erst fiel es mir ein, daß mein Aussehen die Soldaten allerdings nicht zu meinen Gunsten einnehmen konnte. Ich hatte meine Waltracht an, die von dem langen Marsche, von der Nässe, und von dem Blute meiner verwundeten Gefährten befleckt war, und ein mehrtägiger Bart war eben auch nicht geeignet mich zu verschönern. Meine Lage wurde mir selbst in einem komischen Lichte erscheinen sein, wäre sie nicht so verzweifelt gefährlich gewesen; denn die beiden Soldaten hinter mir hielten ihre Finger am Drücker, bereit, auf den leisesten Wink ihres Vorgesetzten, loszubrücken; und daß sich Soldaten im Walde wenig Gewissen daraus machen, einen Schnapphahn niederzuschießen, war mir wohlbekannt. Der kalte Schweiß rieselte mir über den Rücken herunter, und die Soldaten bemerkten meine Angst.

„Sieht einmal den feigen Hund!“ sagte der Feldwebel, „wie ihm der bloße Gedanke an unsere Kugeln den Todesschweiß auspreßt. Geht Acht auf ihn, aber schießt nicht, so lange es nicht nöthig ist. Nun Schag, mach' dich auf die Beine!“

„Je wie gerne führe ich euch, wo die Räuber sind,“ rief ich schnell, „und —“

„Se? gerne? braver Junge das, der seine Kameraden verräth.“

„Ich bin kein Verräther!“ rief ich unwillig.

„Halt's Maul! und mach', daß du fortkommst, wenn du die Sporen aufsparen willst, und hüte dich, uns zu betrügen, wenn du dein Leben lieb ist, das ich dir übrigens auf keine acht Tage assekuriren möchte. Halt's Maul, sag' ich!“ wiederholte er, als ich wieder sprechen wollte, „deine schwarze, verrätherische Zunge soll dem Gesindel unsere Ankunft nicht verrathen.“

Er wurde durch das Wiehern des Pferdes unterbrochen, das mich zu rufen schien.

„Oho!“ rief mein Quälgeist, „in unsern Zeiten sind die Schnapphähne zu verwehen, um zu Fuße zu gehen? und ich sehe das Pferd kennen! Meiner Treu! das ist Richter's Diamant. Niederträchtiger Schurke! du hast den Richter erschossen, und das ist seine Flinte. Still! kein Wort! Williams, du wirst das Pferd führen. Der Kumpanbund! einen Friedensrichter zu erschießen. Ein Räuber einen Friedensrichter! das verdient einen doppelt gedrehten Strick. Still! sage ich — mache nur's Maul auf, und du bekommst einen Knebel drein, an dem du zu kauen haben sollst. Wenn er—wuchst, geht ihm die Bajonete zu leiden. So ein Mutbund soll uns keine Lügen anbesten!“

„Das ist eine schöne Lage,“ dachte ich, „für einen ehrlichen Defonomen; erst in Gefahr von den Räubern erschossen zu werden, und nun wieder von den Soldaten. Das aber weiß ich, komme ich hiermal mit heiler Haut davon, einmal auf die Räuberjagd gegangen, und nimmermehr!“

Das durfte ich aber nur bei mir selbst denken, denn der resolute Feldwebel behielt mich scharf im Auge, und die zwei Gewehre mit ihren Kugeln und Bajonetten verliefen nicht ihre Richtung gegen mich. So wanderten wir fort, bis wir zu der Stelle kamen, wo das todte Känguruh lag.

„Das muß das Nachtmahl der Schurken sein!“ rief der Feldwebel, „was für ein saftiges Fleisch noch dazu; und wir sind auf dem rechten Wege, da laufen die Spuren — das Gesindel kann nicht mehr weit sein, sind was sagt denn unser Gentleman dazu? He? er nickt? das ist ein kluger Junge — der versteht einen Wink —“ fuhr er lachend fort, als er sah, daß ich meinen Rücken, da wo das Bajonet getroffen hatte, an einem Baume rieb. Was lungen wir aber mit dem Känguruh an? Jobsien, Ihr weißt mit dem Messer gut umzugehen, schneidet es einmal in der Mitte auseinander.“

„Wie sollen wir's aber fortbringen?“ wandte Einer ein.

„Wir können es dem Pferd aufpacken,“ sagte ein Anderer.

„Dem Pferd?“ sagte der Feldwebel, „nein! sollen wir des Richters Sattel blutig machen? aber der Schuft da ist schon blutig — des armen Richters Herzblut klebt an ihm; aber warte du nur! Hängt dem Kerl das Fleisch über die Schultern, er kann's schon tragen. Tausend Donnerwetter! nicht gemuckt! — So — gibt ja prächtig. Nun marsch! vorwärts! und seid auf eurer Hut, — sieht's dem Burschen an den Augen an, daß es hier nicht ganz geheuer ist.“

Diese letzte Bemerkung hatte ihren Grund in der Unruhe, mit der ich mich nach allen Seiten umsah, ob mir nicht ein Erlöser aus meiner unangenehmen Lage käme; es war aber schon zu dunkel, als

Digitized by Google

daß ich etwas Anderes, als die finstern Wipfel der Cedern hätte erkennen können. Bald erreichten wir die schmale Halbinsel, die heute der Schauplatz unserer Kämpfe gewesen war.

„Ein tauglicher Platz für so ein Schlangennest!“ brummte der Feldwebel, „aber was liegt dort? He! Steadman! nimm zwei Mann, und sieh' nach, was der schwarze Klumpen dort ist.“

„Es ist der Leichnam eines Eingebornen,“ rapportirte Steadman, „er ist ganz von Säbelhieben zerhauen, und das muß noch nicht lange her sein; denn er ist noch warm.“

„Wie kommen die Schufte zu Säbeln? die Mordhunde! sie müssen ihn in die Pfanne gehauen haben, um sein Fett auszulassen, und Lichter daraus zu ziehen. Aber stille; keinen Laut! sie müssen schon ganz in der Nähe sein, denn diese Landzunge geht kaum dreihundert Schritte in den See hinein; und es muß gleich losgehen. Den Gentleman da mit dem Känguruh, werde ich doch erst so frei sein, ein wenig zu knebeln, daß er uns nicht den Spaß verdirbt, sie zu überraschen. Das Maul auf! du Lump, oder ich brech' dir's mit dem Ladstock auf. Jetzt ganz leise vorwärts!“

Ohne Laut, mit gedämpften Schritten, nach Art der Indianer, schlichen wir weiter, nachdem sie das Pferd an einem Baume befestigt hatten. So kamen wir ganz nahe an eine unserer reitenden Vedetten, ohne daß diese das Geringste bemerkte; sein Pferd jedoch witterte uns, schnaubte und machte seinen Reiter aufmerksam, worauf dieser sein Pistol auf uns abdrückte und dann fort galloppirte, um Lärm zu schlagen. Die Känguruh-Keulen, die mir über den Kopf ragten, mußten das leichteste Ziel geboten haben, denn der Schuß traf den Hüftknochen des Wildes, und da es mir fest angeschnallt war, warf mich die Erschütterung mit meiner Last zu Boden.

„Diese Kugel hat den Galgen bestohlen!“ sagte der Feldwebel ganz kaltblütig; „jetzt aber, meine Leute, dürfen wir nicht länger zögern, wir sind entdeckt.“

Kaum hatten sie jedoch ein Paar Schritte gemacht, als sich ihnen der Richter mit allen noch kampffähigen Freunden entgegenwarf, und leicht hätte ein großes, unheilbares Unglück Statt finden können, hätte nicht die Besonnenheit des Feldwebels und die strenge Manneszucht der Soldaten das Blutbad verhindert.

„Wir sind königliche Soldaten, und Euch mehr als gewachsen,“ sagte er, „drum seid klug, und ergebt Euch der Gnade des Gouverneurs!“

„Hurrah!“ schrieen die vermeintlichen Räuber.

„Hurrah?“ sagte wie beleidigt der Feldwebel, „Hurrah? Das scheint Euer Lieblingsausruf zu sein, Ihr guten Leute; denn der Gentleman von Euerer Gesellschaft schrie auch Hurrah!“

„So macht doch die Augen auf, Alter!“ rief eine Stimme, deren bekannter Klang mir unendlich wohl that, „wir sind ja gut Freund!“

„Meiner Seel'! der Friedensrichter vom Clyde! Nun, es freut mich, daß Sie noch leben, aber ich hoffte, die Räuber schon in der Falle zu haben. Gott verzeihe mir's, aber ich fürchte fast, daß wir uns mit dem Andern auch geirrt haben.“

„Mit welchem Andern? Was meinen Sie?“

„Wir packten einen gräulich aussehenden Kerl beim Schopf, der die Frechheit hatte, sich für einen Gentleman auszugeben; als wir ihn aber mit uns herbrachten, schoß ihn Ihre Schildwache nieder.“

„Das ist kein Anderer, als Thornton!“ rief der Richter erschrocken, „wo liegt er denn?“

„Oh — ganz in der Nähe!“

Alle stürzten nun herbei, um mich zu suchen, da ich aber geknebelt war und ihren Zuruf nicht erwiedern konnte, dauerte es eine geraume Zeit, ehe sie mich fanden, und als dies endlich der Fall war, glaubten sie, ich läge in den letzten Zügen; denn ich konnte nur leise stöhnen und mich wegen dem Känguruh fast gar nicht bewegen.

„Der arme Narr hat's beinahe schon überstanden,“ sagten sie, „wir wollen ihm noch den letzten Dienst erweisen, und ihn wenigstens losbinden.“

Sie lösten meine Bande, und befreiten mich vom Knebel, und mein erstes Wort war: „Vergeßt nicht auf das Fleisch, es ist das beste Stück, das ich je gesehen habe, es wird ein herrliches Nachtmahl abgeben.“

„Steht es so?“ bemerkte lachend der Richter, „nun, wenn Ihr Sinn noch auf solche weltliche Dinge gestellt ist, so kann die Gefahr nicht so groß sein. Aber erzählen Sie uns einmal, wie es zugegangen ist?“

Ich mußte Alles haarklein berichten, und that es auf ziemlich klägliche Weise; aber statt der erwarteten Beileidsbezeigungen, brachen sie alle in ein schallendes Gelächter aus. Meine Gabe wurde übrigens nicht verschmäht, und da wir nun keinen Grund hatten, die Uebermacht der Feinde zu fürchten, zündeten wir ein tüchtiges Feuer an, und brieten das Känguruh; dann füllten wir uns, mit Homer zu reden, mit Speise und Trank, und sanken, nachdem wir Wachen ausgestellt hatten, in einen wohlverdienten Schlaf.

Bei Tagesanbruch ließen wir die zwei Reiter zum Schutze der Verwundeten zurück, und brachen auf, um einmal mit den Räubern ein Ende zu machen. Man denke sich unsere Bestürzung, als wir an Ort und Stelle angelangt, das Nest leer, und die Vögel ausgeflogen fanden; weit und breit nicht die Nasenspitze eines einzigen Räubers! Waren die Kerle Hexenmeister, daß sie sich unsichtbar machen konnten? Wir durchliefen die Landzunge nach allen Richtungen, keine Spur! Was war nun anzufangen? Sollten wir die ganze Expedition umsonst gemacht haben? Waren uns die Räuber entwischt, so war, da sie täglich frische Verstärkungen an sich zogen, der Zustand der Colonie ein höchst unsicherer, abgesehen davon, daß sie unsern Nachbar Moos noch immer in ihrer Gewalt hatten. Während wir noch über die zu ergreifenden Maßregeln berathschlagten, und die verschiedenartigsten Meinungen zu Tage kamen, winkte uns einer der beiden Constabler, näher zu kommen, und zeigte uns hinter einem einzelnen, entfernt stehenden Baume am Ufer des See's etwas Weißes, das sich zu regen schien. Wir besannen uns nicht lange, im Nu war der Baum umringt — aber wer malt unser Erstaunen, als wir in einem Zustande völliger Nacktheit und vor Kälte zitternd ein menschliches Wesen erblickten, das unserem Nachbar Moos wie aus den Augen geschnitten war. Wir trauten kaum unseren Sinnen, bis er mit einem lauten Juchhe! aufsprang und uns der Reihe nach umarmte. Er erkundigte sich nun eifrig nach seiner Familie, und nachdem wir alle seine Fragen beantwortet und ihn nothdürftig bekleidet hatten, drangen wir unserseits in ihn, uns über das Verschwinden der Räuber Aufschluß zu geben.

„Ich fürchte sehr,“ war seine Antwort, „daß Ihr itzt den Räubern schwer beikommen dürftet, meine Freunde. Nach dem gestrigen Kampfe zogen sie sich hinter den grünen Hügel am Rande des See's zurück, um dort die Nacht zuzubringen; als sie aber durch ihre Kundschafter die Ankunft der Soldaten erfuhren, sahen sie wohl ein, daß es hier einen schnellen Entschluß gelte. Einige riethen, sich durchzuschlagen, andere sprachen von Ergeben, der Hauptmann schwur aber, daß er Jedem, der das Wort zu wiederholen wage, eine Kugel durch den Kopf jagen würde. „Besser,“ sagte er, „wir lassen uns erschießen wie Männer, als hängen wie Hunde!“

Zwei von der Bande waren früher Matrosen gewesen, und diese machten itzt den Vorschlag, wir sollten nach der kleinen Insel, die kaum einige hundert Schritt vom Lande liegt, hinüberschwimmen.

„Was sollen wir aber mit unseren Waffen und den Verwundeten beginnen?“ fragte der Hauptmann.

„Dem ist leicht abzuhelfen,“ war die Antwort, „wir bauen ein kleines Floß, legen sie darauf, und stoßen es vor uns her.“

„Ein herrlicher Gedanke!“ rief der Hauptmann, „so wollen wir's auch machen; dann sind wir vor den mörderischen Schurken geborgen, denn sollten sie es wagen, uns nachzusetzen, so holen wir sie mit unseren Flinten heraus, daß kein einziger Mann herüberkömmt.“

Sie machten sich nun sogleich an die Arbeit, und brachten bald mit Hilfe der umgestürzten faulen Baumstämme, an denen hier kein Mangel ist, ein erträgliches Floß zusammen.

„Nun!“ rief der Hauptmann, „sind Alle in Bereitschaft?

Digitized by Google

Drei Räuber erklärten, daß sie nicht schwimmen könnten.

„Das ist eine schöne Geschichte — indeß, hier bleiben könnt ihr nicht, so haltet euch am Floß und stoßt hübsch mit den Füßen gegen's Wasser, das wird euch oben erhalten. Was sollen wir aber mit dem Gefangenen machen?"

„Ei zum Henker! laßt ihn laufen! er steht uns so nur überall im Wege."

„Gehorsamer Diener! daraus wird nichts! der wird uns noch gute Dienste leisten müssen. He! mein Herr! können Sie schwimmen?"

Ein Gedanke der Flucht fuhr durch meinen Kopf. „Nein," sagte ich, „und Sie werden mich doch nicht ersaufen lassen?"

„Ei was! immer besser, als gehängt! also weg mit den Kleidern, und in's Wasser!"

„Halt!" rief der eine Matrose, „könntet ihr nicht irgendwo einen langen Strick auftreiben?"

Ein allgemeiner Beitrag von Schnupftüchern, Hosenträgern, Riemen und Seilen brachte eine Leine von ungefähr 220 Fuß Länge zusammen.

„Was soll das nützen?" fragte der Hauptmann.

„Das wird sich gleich zeigen — und jetzt in's Wasser!"

„Wo ist der Gefangene?"

„Bei mir," sagte der zweite Seemann, „sorgt nicht, für den hafte ich!"

Die Schwimmer stießen nun das Floß mühsam vorwärts, und die Nichtschwimmer, unter die auch ich zu gehören vorgab, hielten sich daran fest. Als wir ungefähr in der Mitte des Wassers waren, rief der erste Matrose meinem Wächter zu:

„Kamerad! nimm einmal das Ende des Tau's, und schwimme damit an's Ufer; dort sieh' nur recht an, denn mit dem bloßen Schieben geht's nicht recht vom Fleck."

Mein Aufseher verließ mich, herzensfroh, des mühseligen Fortstoßens überhoben zu sein, und bald darauf fühlte ich, daß das Floß vom Ufer aus angezogen wurde. Die allgemeine Aufmerksamkeit war nun dem Ufer zugekehrt, die Nacht stockfinster; ich benützte die Gelegenheit, tauchte leise unter, schwamm eine Weile in entgegengesetzter Richtung unter dem Wasser fort, und — da bin ich!"

„Nun, meine Herren!" rief der Richter, „weiß einer von Ihnen ein Mittel, den Schurken auf den Hals zu kommen?"

„Halt!" rief ich, „mir fällt was ein. Voriges Jahr war eine Gesellschaft hier, die auf dem See eine Lustpartie machte; das Boot muß sich noch irgend hier herum befinden."

Sogleich wurden Kundschafter nach allen Seiten abgeschickt, die buschigen Ufer des See's zu untersuchen, und in einer Stunde ungefähr war es gefunden, im besten Zustande, nicht einmal die Ruder fehlten. Wir machten es flott, und nun entstand die Frage, wie der Angriff gemacht werden sollte. Der grimmige, alte Feldwebel schlug vor, noch zwei Flöße zu bauen, und dann von drei Seiten zu attaquiren, da es durchaus unmöglich wäre, daß ein einzelnes Boot gegen die vereinigte Macht der Räuber landen könnte. Da Niemand was Klügeres anzugeben wußte, gingen wir an's Werk, und arbeiteten diesen Tag und einen Theil des folgenden angestrengt an der Verfertigung des Floßes. Eben hatten wir es beendigt, als wir durch die Ankunft eines Korporals mit einer zweiten Abtheilung Soldaten freudig überrascht wurden. Sie eskortirten einen von vier Ochsen gezogenen Leiterwagen, auf dem ein Boot lag, das uns die Regierung von Hobarttown nachschickte, da sie leicht voraussehen konnte, wohin sich die Räuber wenden, und wie nöthig wir es brauchen würden. Es war größer als das unsere, und machte die Flöße überflüssig; wir beschlossen daher, die Feinde sogleich anzugreifen.

Eben wollten wir vom Lande stoßen, als ein reitender Regierungsbote von Hobart-towe ankam, der dem Richter eine Depesche vom Gouverneur überbrachte, auf deren Umschlag die Worte: „Wichtig und eilig!" standen. Der Richter überflog sie mit den Augen, und las sie dann laut vor. Sie lautete, wie folgt:

„Vom Generalstatthalter Sr. Maj. Colonieen auf Van-Diemensland ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Kund und zu wissen: Da die Verurtheilten, deren Namen anbei folgen, flüchtig geworden, und sich jetzt im freien Walde befinden, und da es mir kund geworden, daß viele von ihnen wünschen, sich der Gnade der Regierung zu überliefern, so erkläre ich hiemit, daß den bemeldeten Sträflingen ihre verübten Verbrechen mit alleiniger Ausnahme des Mordes, verziehen sein sollen, wenn sie sich mit ihren Waffen einem Friedensrichter, oder einem Offizier oder Unteroffizier der königlichen Truppen ergeben, vorausgesetzt, daß die Uebergabe am oder vor dem 21. l. M. geschehe."

„Ich erkläre aber auch unter Einem, daß, falls die Verbrecher die angebotene Gnade nicht annehmen, und auch nach der festgesetzten Zeit in ihrer Widerspenstigkeit verharren, ich alle königliche Truppen und das bewaffnete Aufgebot der Colonisten gegen sie senden und auf ihre Köpfe einen Preis setzen werde, der jeden Unterthan Sr. Maj. ermächtigt, sie todt oder lebendig einzuliefern.

Der General-Statthalter."

„Sie sehen, meine Freunde," sagte der wackere Richter, „wie die Sachen stehen; so sehr ich Ihren Muth ehre, so darf ich ihm itzt doch nicht willfahren. Da die Regierung Menschenleben schonen und Gnade für Recht ergehen lassen will, gebietet mir die Pflicht, den Verbrechern bekannt zu machen, daß ihnen noch eine Möglichkeit geboten wird, ihr Leben zu retten."

Ein lautes Murren war unsere Antwort, und mehrere riefen, daß es eine übelverstandene Barmherzigkeit sei, solche verbrecherische Schurken schonen zu wollen; der Richter aber machte allen Einwendungen ein Ende, indem er rund heraus erklärte, er würde von seinem Entschlusse nicht abstehen, und thun, was ihm als Magistratsperson obliege.

„Auf welche Weise soll denn die Bekanntmachung geschehen?" fragte der Feldwebel; „nähern wir uns ihnen in Masse, so feuer sie auf uns, und ein Einzelner wird sich wohl nicht dazu hergeben, ihnen den Kopf in den Rachen zu stecken."

„Ich werde Niemanden zumuthen, das zu thun, was meines Amtes ist," sagte der Richter, „nur muß ein Constabler mit mir gehen, um das Boot zu rudern. Meine Botschaft ist eine Botschaft des Friedens und der Gnade, so mag denn auch Gott für das Uebrige sorgen. Kommt mit mir, Worrel, und rudert mich hinüber."

„Ich verstehe mich schlecht auf's Rudern," sagte dieser, „überdies haben sie einen besondern Haß gegen mich, und möchten mich von jeher gern in ihre Hände bekommen. Ich kümmere mich gerade nicht sehr darum, aber fände sich ein Anderer, der meine Stelle einnehmen wollte, ich würde es ihm danken."

„Nun so mag einer von uns Soldaten gehen, wenn es der Richter erlaubt," sagte der Feldwebel.

„Nein, nein!" erwiederte dieser fest, „Worrell ist in seinem Berufe, und es würde ihm schlecht anstehen, Lässigkeit zu zeigen."

Worrel kratzte sich im Kopfe, und gehorchte, machte aber dabei eine so possierliche klägliche Geberde, daß wir Alle in ein lautes Gelächter ausbrachen.

„Mit mir ist's vorbei," jammerte er, „in einer Stunde wird meine Haut löcherig sein, wie ein Sieb. Ihr habt gut lachen, ihr bleibt fein ruhig am Ufer. Wenn nur die Schurken laden möchten, wie andere Menschen; so aber schießen sie aus purer Bosheit mit gehacktem Blei."

„Eine Stange her," rief der Richter, „und bindet was Weißes daran, ein Schnupftuch meinetwegen, daß sie wissen, wir kommen zu parlamentiren. So — nun stoßt ab, Worrel! Was Teufel habt Ihr denn? so greift doch besser an! je eher es vorüber ist, desto besser."

„Ach Gott!" jammerte der arme Mann, „es wird eher vorüber sein, als mir lieb ist."

Der Kahn glitt jetzt langsam der Insel zu, und wie der Richter so kaltblütig dastand, die weiße Fahne in der einen Hand schwingend, mit der andern den offenen Brief hoch emporhaltend, war er ein schönes Bild unerschütterlicher Amtstreue. Als sich das Boot den Räubern, die am Ufer in Schlachtordnung aufgestellt waren, auf zwanzig Schritte genähert hatte, machte es Halt, und der Richter wollte

Digitized by Google

seine Anrede beginnen. Ein lautes Geschrei unterbrach ihn, denn da sich Worrell flach im Kahn niedergelegt hatte, um den Kugeln nicht so sehr ausgesetzt zu sein, erregte dieser Umstand ihr Mißtrauen, und sie drangen darauf, er solle erst aufstehen. Als er sich nun wirklich, obwohl ungern, aufrichtete, wurde übel noch ärger; denn kaum hatten sie ihn erkannt, als ein allgemeiner wilder Ruf des Hasses und der Rache unter ihnen laut ward, und im Augenblicke sich mehrere Gewehre auf ihn richteten. Der Richter stellte sich vor ihn, um ihn mit seinem Leibe zu decken, und appelirte an ihr Ehrgefühl; „es gezieme ihnen nicht, Männer zu tödten, die ihr eigenes Leben wagten, um das ihrige zu retten, und in der freundlichsten, wohlwollendsten Absicht gekommen wären.“ Diese Worte schienen jedoch wenig Eindruck zu machen, sie schrien „Verrath,“ und zielten den Neuem; da sprang der Hauptmann vor, drückte die Gewehre auf die Seite, und gebot dem Richter zu reden. Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte er auf jedes Wort, und fragte dann: „Wird man uns das Leben lassen, wenn wir die Waffen niederlegen?“

„Nicht Allen; Mörder sind ausgenommen.“

„Wir haben Alles gemeinschaftlich unternommen, und sind daher gleich verantwortlich; wir können es nicht ruhig mit ansehen, daß Ihr euch dann einzelne herausjucht, und sie in Hobart-towe aufhängt.“

„So weit reicht meine Vollmacht nicht, euch allen das Leben zuzusagen; aber so viel kann ich versichern, augenblickliche unbedingte Unterwerfung würde beim Statthalter viel gelten.“

„Lesen Sie uns diesen Punkt der Proklamation noch einmal Wort für Wort.“

Als er vorgelesen war, schüttelten Alle die Köpfe.

„Das geht nicht,“ sagte der Hauptmann, „lieber noch erschießen, als hängen. Uebrigens sind wir gut bewaffnet, und der Sieg ist noch nicht so ausgemacht auf Ihrer Seite. Wir sehen es ein, daß Ihre Absicht gut ist, und wir wollen Ihnen auch nichts zu Leide thun; greifen Sie uns aber an, so haben Sie sich die Folgen allein zuzuschreiben; wir werden uns bis auf den letzten Mann vertheidigen. Was meint ihr, meine Tapfern, Kampf oder Ergebung?“

„Nichts von Ergebung!“ schrieen Alle.

„Ich werde itzt zurückkehren,“ sagte der Richter, „und eine Stunde auf die Antwort warten; willigt ihr bis dahin ein, so haltet Zweige am Ufer in die Höhe; ich hoffe, und es ist mein wärmster Wunsch, daß ihr die Gelegenheit nicht veräußerlassen werdet, euer Leben zu retten.“

Mit diesen Worten machte er sich auf den Rückweg. Wir warteten eine volle Stunde, während welcher die Räuber am Ufer eine Verschanzung aus Baumstämmen errichteten; dann kam einer, und schwang einen Zweig.

„Sie' ergeben sich!“ rief der Richter frohlockend, „sie geben das verabredete Zeichen.“

„Wenn sie sich ergeben wollten,“ sagte der schlaue Feldwebel, „so hätten sie nicht die Verschanzung errichtet; der Zweig soll uns blos sicher machen. Aber wartet! wir wollen euch in euerer eigenen Münze bezahlen. Wollen Sie einmal meinem Rathe folgen, Herr Friedensrichter? Ich bin ein alter gedienter Soldat, und habe vieles mitgemacht.“

„Vom Herzen gern!“

„Nun, so begeben Sie sich mit Ihrer Mannschaft in das eine Boot; es müssen aber alle weiße Tücher oder Baumzweige in Händen haben, damit sie glauben, wir hätten uns täuschen lassen, und wollten sie abholen. Vor allem aber macht mir hier ein Paar tüchtige Feuer an, ihr Leute, als wenn wir kochen wollten, und auf nichts dächten, als unsern Bauch zu füllen.“

„Was soll das aber nützen?“

„Nun, wenn wir Feuer haben, so haben wir auch Rauch; der Wind bläst von uns zu ihnen hinüber, und sie können dann nicht sehen, was hier zu Lande vorgeht. Indeß rücken Sie mit Ihrem Boote in gerader Richtung vor, und machen so viel Faxen, als möglich; das wird die ganze Aufmerksamkeit auf Sie ziehen, und mittlerweile können wir Soldaten auf dem andern Boote uns unbemerkt um die Insel herumstehlen. Dann packen wir sie in der Flanke, und während sie mit uns ihre Hände voll zu thun haben, landen Sie schnell, und sie sind zwischen zwei Feuern.“

„Sei's! der Plan ist gut, aber woher so viel Rauch nehmen?“

„O, wenn's weiter nichts ist, dafür lassen Sie mich sorgen.“

Wir mußten nun feuchte Blätter und faules Holz herbeischleppen, und es auf die indessen angezündeten Feuer werfen; dadurch entstand ein dicker Rauch, der sich langsam über das Wasser ausbreitete, und es dem Feldwebel möglich machte, sich mit seinen Soldaten auf dem großen Boote unbemerkt dem hintern Ende der Insel zu nähern. Wir aber rückten in gerader Linie vorwärts, und machten so viel Geräusch, als möglich. Als wir schon ziemlich nahe waren, rief uns eine Stimme an:

„Was soll denn der starke Rauch bedeuten?“

„Das Holz hier herum ist feucht, und will nicht brennen. Aber nun, macht's geschwind, wir wollen euch hinüberbringen.“

„Seht lieber zu, wie ihr selbst hinüberkommt. Habt ihr Narren geglaubt, wir würden uns abschlachten lassen, wie die Schafe? Da, nehmt das für euere Mühe!“

Eine Menge Kugeln pfiffen über unsere Köpfe hin; wir hatten aber etwas Aehnliches erwartet und uns schnell niedergeworfen, so daß wir mit heiler Haut davon kamen. Dann ruderten wir eilig außer die Schußweite, und feuerten aus der Entfernung, um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen. Als sich nach einiger Zeit der Rauch verzog, sahen wir zu unserer großen Freude, daß die Soldaten bereits um eine Landspitze gekommen waren, die sie den Blicken der Räuber gänzlich entzog. Wir brachten nun noch einige Zeit mit nutzlosem Feuern hin, bis wir das Feuer der Soldaten auf der Insel vernahmen; dann aber ruderten wir schnell vorwärts, und landeten, da die Räuber auf der andern Seite der Insel genug zu thun hatten, ohne allen Widerstand. Die Räuber, die sich von zwei Seiten angegriffen sahen, geriethen in die größte Verwirrung; sie schossen wohl, aber nur mechanisch, ohne früher zu zielen, und als die Soldaten mit vorgestreckten Bajonetten auf sie eindrangen, hatte aller Widerstand ein Ende. Zitternd wie die Schafe standen sie da, und ließen sich binden; nur der Hauptmann und noch einer von der Bande verschwanden, als sie Alles verloren sahen, im nahen Dickicht. Wir achteten Anfangs nicht darauf, da wir sie sicher genug zu haben glaubten; als wir sie aber einfangen wollten, fanden wir sie nirgend, und auch das große Boot, in dem die Soldaten gelandet waren, war verschwunden. Alle Bemühungen, sich ihrer zu bemächtigen, waren vergeblich; die nachsetzenden Soldaten brachten zwar nach einigen Stunden das Boot wieder, aber die beiden Verbrecher waren entronnen.

So endete unsere Expedition, die zwar mit vielen Mühseligkeiten und Gefahren verbunden war, aber dafür auch die ernstlich bedrohte Ruhe der Colonie auf Vandiemensland wirksam sicherte. Was Georg Beresford anbelangt, muß ich es dem schlauen Leser erst sagen, daß er den Lohn seines Eifers und seiner Wunden in der Verbindung mit Lucie Moos fand?

Digitized by Google

Die beiden spanischen Heirathen.

Da die spanischen Heirathen so allgemeines Aufsehen erregt haben, so glauben wir, es dürfte den Lesern nicht unangenehm sein, wenn wir ihnen die Bildnisse der beiden königlichen Brautpaare mit einigen biographischen Notizen vorlegen.

1. Die Königin Maria Isabelle II. Louisa, ist am 10. Oktober 1830 geboren, und folgte ihrem Vater Ferdinand VII. am 29. September 1833 in der Regierung.

2. Franzesco d'Asis Maria Fernando, Infant, Herzog von Cadix, geboren am 13. Mai 1822, General der Kavallerie, ein Sohn des Infanten Franzesco de Paula, zweiten Bruders des verstorbenen Königs.

3. Die Infantin Maria Louisa Fernanda, Schwester der Königin, geboren am 30. Jänner 1832.

4. Anton Maria Philipp Ludwig von Orleans, Herzog von Montpensier, der fünfte und jüngste Sohn Ludwig Philipp's, Königs von Frankreich, Oberst der Artillerie, Commandant des 5. Linienregiments, geboren am 31. Juli 1824.

Die Trauung wurde am 10. Oktober vollzogen, und wir geben die detaillirte Schilderung derselben nach den Berichten des bekannten Alexander Dumas.

Am 10. Oktober um 9 Uhr Abends begaben sich die Herzoge von Aumale und Montpensier, begleitet von ihrem Gefolge und dem sämmtlichen Gesandtschaftspersonale in den Pallast. Dieser so wie die anstossenden Gebäude waren beleuchtet und eine unermessliche Menge drängte sich in den Höfen und bis in das Vorgemach der Königin. Die beiden Prinzen wurden in einen Saal im Erdgeschoß geführt, wo sie eine Zeit lang warteten, bis im Kabinet der Königin Alles zur Vollziehung der Civil-Ehe bereit war.*) Diese vorläufige Ceremonie, die natürlich nur für den französischen Prinzen galt, fand in dem Kabinet der Königin Statt, in Gegenwart der königlichen Familie, des französischen Gesandten, der die Stelle des Civilbeamten vertrat und der vier Zeugen, die von Seiten der Infantin der Mi-

Isabelle II., Königin von Spanien.

Don Francesco d' Assisi.

*) In Frankreich heischt das Gesetz, daß die Ehewerber vor einer Gerichtsperson erscheinen, und ihre Einwilligung vor Zeugen zu Protokoll nehmen lassen. Mit diesem Akt ist die Civil- oder Staats-Ehe geschlossen. Die Einsegnung folgt dann nach.

Digitized by Google

Herzog von Montpensier.

Infantin Donna Maria Louisa von Spanien.

nisterpräsident Isturiz und der Minister Carneja, von Seite des Prinzen der Generallieutenant Baron Athalie und der Oberst Thierry waren. Nach dieser Ceremonie begaben sich die Königin Isabelle, die Königin Mutter, der Infant Don Franzesco de Paula mit seinen Töchtern, und der Herzog von Aumale in die Camara, die unmittelbar an die Privatgemächer stößt, wo sie die Hofdamen, die Schloßoffiziere und eine große Anzahl von Granden in Gala fanden. Der Infant, Don Franzesco von Asis und der Herzog von Montpensier mußten in den kleinen Gemächern warten, bis sie eine doppelte Comitiva (Begleitung) abholte, um sie in den Thronsaal zu führen, wo die religiöse Feierlichkeit vor sich gehen sollte. Eine solche Comitiva besteht aus vier spanischen Großen, vier Hausthofmeistern, die gerade die Woche haben, vier Kammerherren und zwei Huissiers. An der Spitze der Comitiva des französischen Prinzen stand der Marschall Narvaëz. Der Prinz trug die große Generals-Uniform mit dem Großkreuz der Ehrenlegion, den reichen Orden des goldenen Vließes und einen Degen, dessen Heft mit Diamanten besetzt war, die beiden letztern ein Geschenk seiner königlichen Braut. Der Thronsaal ist im höchsten Grade imposant. Der Fußboden in Marmor-Mosaik, der Plafond mit bewundernswürdigen Gemälden bedeckt, glänzende Tapeten von rothem Sammt und große Spiegel mit reichgeschnitzten goldenen Rahmen weisen ihm den ersten Rang unter den Sälen des Madrider-Pallastes an, der so viele große und schöne zählt.

In der Mitte des Saales erhob sich der Thron unter einem Thronhimmel von rothem Sammt mit goldenen Krepinen. Auf dem Throne standen zwei Armstühle, die die beiden Königinen einnahmen, unmittelbar hinter ihnen die Groß-Offiziere des Pallastes, der General-Intendant des königlichen Hauses und der General-Commandant der königlichen Hellebardier-Leibwache. Am Fuße des Thrones zur Linken saßen die Infanten und die französischen Prinzen, und hinter ihnen waren die Hofdamen und alle in Madrid anwesenden Prälaten aufgestellt; ihnen gegenüber standen die verschie-

Digitized by Google

denen Deputationen der Behörden und die höhern Offiziere des Hellebardier-Corps; der eigens für diese Gelegenheit errichtete Altar stand noch etwas weiter links, und in seiner Nähe an der Thüre der erste Alcade des Pallastes mit Allem, was zur Ceremonie erforderlich war. Zur Rechten des Thrones waren alle Granden Spaniens mit ihren Majestätsherren, die Minister, die beiden Präsidenten der Cortes, eine Deputation der beiden gesetzgebenden Körper, die Hausbeamtenschaft der Woche, die Generäle, die Kammerherren und der Gefe politico (Stadthauptmann) von Madrid. Vor dem Throne war, wie gewöhnlich, das diplomatische Corps aufgestellt. Zwei Wappenherolde, in reichem, fantastischen Costume, standen wie Bildsäulen zur Rechten und Linken des Thrones.

Sobald der Herzog von Montpensier in den Saal trat, stiegen die beiden Königinnen vom Throne herab und stellten sich vor den Altar; der Infant Don Francisco zur Linken der Königin. Die Königin Mutter zur Rechten, dann die Infantin Louise, der Herzog von Montpensier, der Herzog von Aumale; zur Linken seines Sohnes Don Francisco de Paula. Hierauf näherte sich der Erzbischof von Granada, Patriarch von Indien, neigte sich, und begann die heilige Handlung, erst bei der Königin, dann bei der Infantin. Die Worte, die er an die Infantin richtete, lauteten wie folgt:

„Durchlauchtigste Señora, Donna Maria Louisa Fernanda! Euere Hoheit weiß, daß es sich darum handelt, Sie mit dem durchlauchtigsten Herrn Anton Maria Philipp Ludwig von Orleans, königlichen Prinzen von Frankreich, Herzog von Montpensier, ehelich zu verbinden, und daß Behufs dieser Vereinigung Seine Heiligkeit das Hinderniß der Verwandtschaft im zweiten und dritten Grade mittelst Dispens gehoben hat. Nun bleibt nur noch übrig zu erfahren, ob kein anderes Hinderniß vorhanden sei, das der Verbindung Ew. Hoheit entgegenstehe; d. h. ob Ew. Hoheit nicht mit dem erlauchten Bräutigam in irgend einem Grade geistlicher Verwandtschaft stehe, ob Sie nicht einem Andern das Wort gegeben, ob nicht ein natürliches Hinderniß stattfinde, das der Ehe ihre Gültigkeit nehmen könnte, schließlich, ob Ihre Einwilligung frei und ungezwungen sei. Ew. Hoheit erkläre Alles dieses auf Ihr königliches Wort."

Nachdem der Patriarch auf alle diese Fragen eine befriedigende Antwort erhalten hatte, forderte er alle Anwesenden feierlich auf, wenn sie irgend ein Hinderniß wüßten, es sogleich anzuzeigen. Dann fuhr er fort:

„Durchlauchtigste Herrin, Donna Louisa Fernanda von Bourbon, Infantin von Spanien! will Ew. Hoheit zu Ihrem rechtmäßigen Gemal und Gatten, wie es die heilige katholische, apostolische und römische Kirche verordnet, den durchlauchtigsten Herrn, Anton Maria Philipp Ludwig von Orleans, königl. Prinzen von Frankreich, Herzog von Montpensier?"

Die Infantin ergriff die Hand ihrer Mutter, küßte sie zum Zeichen ihrer kindlichen Ehrfurcht, und antwortete:

„Ich will!"

„Will Ew. Hoheit die Gattin und Frau des durchlauchtigsten Herzogs sein?"

„Ich will!"

„Nimmt Ew. Hoheit den Herzog zum Gemal und Gatten an?"

„Ich nehme ihn an!"

Hierauf stellte der Patriarch dieselben Fragen an den Prinzen, und erhielt dieselben Antworten. Dann gaben sie sich die rechte Hand, und der Patriarch gab ihnen den ehelichen Segen:

„Im Namen des allmächtigen Gottes, der heiligen Apostel St. Peter und St. Paul und der heiligen Mutter Kirche, verbinde ich in rechtmäßiger Ehe, Ihre königl. Hoheit Donna Maria Louisa Fernanda von Bourbon, Infantin von Spanien, und Seine königl. Hoheit Anton Maria Philipp Ludwig von Orleans, königl. Prinzen von Frankreich, Herzog von Montpensier, und heiligte dieses Sakrament der Ehe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Hierauf besprengte er die Neuvermählten mit dem Weihwasser, und die Ceremonie war zu Ende. Der Kreis der Zuschauer öffnete sich nach den herkömmlichen Beglückwünschungen, und die beiden Ehepaare zogen sich durch die Thüre rechts zurück, von ihrer Comitiva begleitet; die Königin-Mutter, der Infant Franz von Paula und der Herzog von Aumale mit dem ganzen Hofe gingen durch die Thüre links ab.

Den Tag darauf am 11. Oktober fand die zweite Feierlichkeit, der Wechsel und die Einsegnung der Ringe, Velaciones genannt, in der Kirche Unserer lieben Frauen von Atocha Statt. Schon vom frühen Morgen waren alle Straßen, durch die der Zug kommen mußte, mit einer unermeßlichen Menge von Menschen bedeckt. Alle Häuser waren von Außen mit Seidenstoffen, manche mit Sammt oder den kostbarsten Tapeten verziert, die Pallaste der Großen prächtigen sich durch die Wappenbilder aus, die in allen Fenstern glänzten. Um halb 12 Uhr setzte sich der Zug aus dem Pallaste in Bewegung, und ging durch die Straße Almadena, die große Straße, das Sonnenthor, die Alkalastraße und die Hauptallee des Prado, durch ein doppeltes Spalier von Fußvolk; auf dem Prado waren die drei Regimenter der Königin, des Infanten, und der Königin Mutter aufgestellt.

Der Zug ging in folgender Ordnung:

Zuerst eine Abtheilung Kavallerie, dann die verschiedenen Maßstäben der Kavallerie-Regimenter; und die Stabträger zu Pferde in gelben Kleid und Federhut. Hierauf zwei Wagen mit acht Kammerherren, drei Wagen mit zwölf Hausbedienstern, mehrere Wagen, in denen die Granden saßen, die das Recht haben, sich vor der Königin zu bedecken, und die Hofdamen; der Wagen des französischen Grianten, der erste Stallmeister und der Kammerherr im Dienst, die Großoffiziere der Königin-Mutter, die Kammerdamen und die Ehrendame im Dienst, die Großoffiziere des Pallastes. Hierauf zwei Kavallerien von dem Wagen des Herzogs von Aumale mit einer Escorte, dann zwei Reiter und der Wagen des Infanten Don Francisco de Paula ebenfalls mit einer Escorte; dann der Herzog und die Herzogin von Montpensier mit zwei Vorreitern und Escorte, die Königin Mutter mit vier Vorreitern und Escorte, dann ein leerer Wagen, und zuletzt die Königin mit ihrem Gemal, mit vier Vorreitern, einem Piquenet, dem Generalkapitaine mit seinem Generalstab und der Escorte. Eine starke Abtheilung Kavallerie machte den Beschluß.

Der Zug kam um zwei Uhr Nachmittags vor der Liebfrauenkirche an; im Vorhofe standen die Hellebardiere der Königin in Galauniform im Spalier.

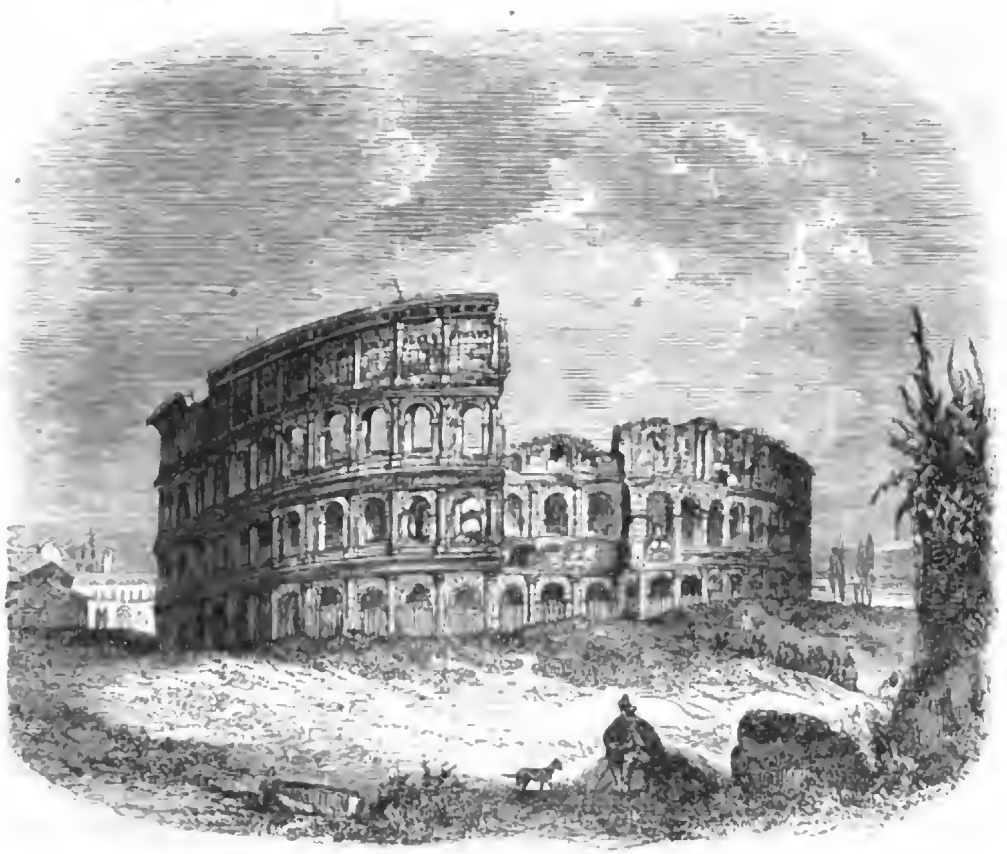
Die Kirche war bereits gedrängt voll. Sie war für die Gegenheit aufgeputzt worden; ihr schönster Schmuck jedoch waren die Fahnen der alten Regimenter, die ringsum an den Wänden hingen. In den Seitenkapellen hatte man für die Personen, die Eintrittskarten hatten, Sitze errichtet. Zwei Reihen Bänke durchschnitten das Schiff in seiner ganzen Länge, dort saßen eine doppelte Deputation der beiden Kammern der Cortes, ein Ausschuß der Behörden, der Generalkapitaine, die Generäle, der Generalstab, die Mitglieder des ayuntamiento. Auf den Bänken zur Linken des Altars saßen die Minister, das diplomatische Corps und das Gefolge der französischen Prinzen. Der französische Gesandte nahm als Familiengenannter einen Ehrenplatz der dem Altare ein. Dem diplomatischen Corps gegenüber saßen die Granden mit bedecktem Haupte, dann auf drei Tabouretts die beiden Kammerfrauen und die Ehrendame der Königin, hierauf sieben Lehnssessel in einer Reihe für die königliche Familie, die aber unbesetzt blieben, und hinter diesen alle Hofdamen der Königin und der Herzogin von Montpensier. Da die beiden Töchter des Infanten Don Francisco de Paula, als unvermählte Prinzessinnen bei öffentlichen Gelegenheiten nicht offiziell erscheinen dürfen, war eine eigene Tribune für sie errichtet. Das größte Aufsehen jedoch erregten frehs, in völlig gleicher Uniform gekleidete Personen, die auf einer Bank hinter den Granden saßen; es waren die Monteros von Espinosa. Vor vielen Jahrhunderten, als es noch kein Königreich Castilien gab, hatte diese zwar adelige, aber unbegüterte Familie einen Grafen von Castilien einen großen Dienst erwiesen, und zur Belohnung dafür das Vorrecht erhalten, jede Nacht an der Thüre des Schlafgemaches der Monarchin zu wachen. Noch ist jetzt sich der Hausbeimeister der Woche jeden Abend zu einer bestimmten Stunde zurück und überläßt die Be-

Digitized by Google

wachung der Königin einem oder zwei Monteros. Wirklich iſt noch nie der Fall eingetreten, daß ein Monteros die Treue, die er der Königin ſchuldet, gebrochen hätte. Sie ſpielen daher auch bei jeder öffentlichen Feierlichkeit eine ehrenvolle, obgleich beſcheidene Rolle.

Sobald die Ankunft der Königin angemeldet wurde, ging ihr der Patriarch von Indien, begleitet von einem zahlreichen Clerus, in deſſen Mitte man die Biſchöfe von Ceria und Havana, und die Erzbiſchöfe von Toledo und den Canariſchen Inſeln bemerkte, bis an die Kirchthüre entgegen, und geleitete ſie zum Altare, wo ſich die beiden Paare in derſelben Ordnung, wie am vorigen Tage, aufſtellten. Die junge Königin trug ein weiſſes Spitzenkleid mit Gold verziert, und ein glänzendes Diadem an der Stirne, die junge Herzogin ein ähnliches Kleid. Die Kleidung des vorigen Tages wurde, einem alten Gebrauche zufolge, das Eigenthum unſerer lieben Frau von Atocha. Der Patriarch begann nun die Ceremonie der **Velaciones**. Zuerſt ſegnete er die Opfergabe, die in dreizehn Münzſtücken beſteht, die der Mann ſeiner Frau, und dieſe der Kirche ſchenkt. Hierauf überreichte ein Diaken dem Patriarchen auf einer Schüſſel von Vermeil die Trauringe, die ebenfalls eingeſegnet wurden. Nachdem der Patriarch dem jungen Ehepaare das Weihwaſſer gereicht, ſteckte er dem Prinzen den einen Ring an den Finger, und überreichte ihm den andern, den er ſeiner Gattin anſteckte. Hierauf hielt die Neuvermälte beide hohle Hände in Geſtalt einer Schaale, und der Prinz ſchüttete ihr die dreizehn Geldſtücke, die er vom Patriarchen erhalten hatte, in die Hände, mit den Worten: „Gattin, ich gebe Euch dieſen Ring und dieſe Geldſtücke als Zeichen der Ehe!“ worauf die Prinzeſſin erwiederte: „Ich nehme ſie an!“ und ſie in die Schüſſel, als Geſchenk für die Kirche, ſchüttete. Hierauf folgten die gewöhnlichen heiligen Ceremonien, nach deren Beendigung der Zug in derſelben Ordnung, wie vorher, in den Pallaſt zurückging.

Das Coloſſeum.

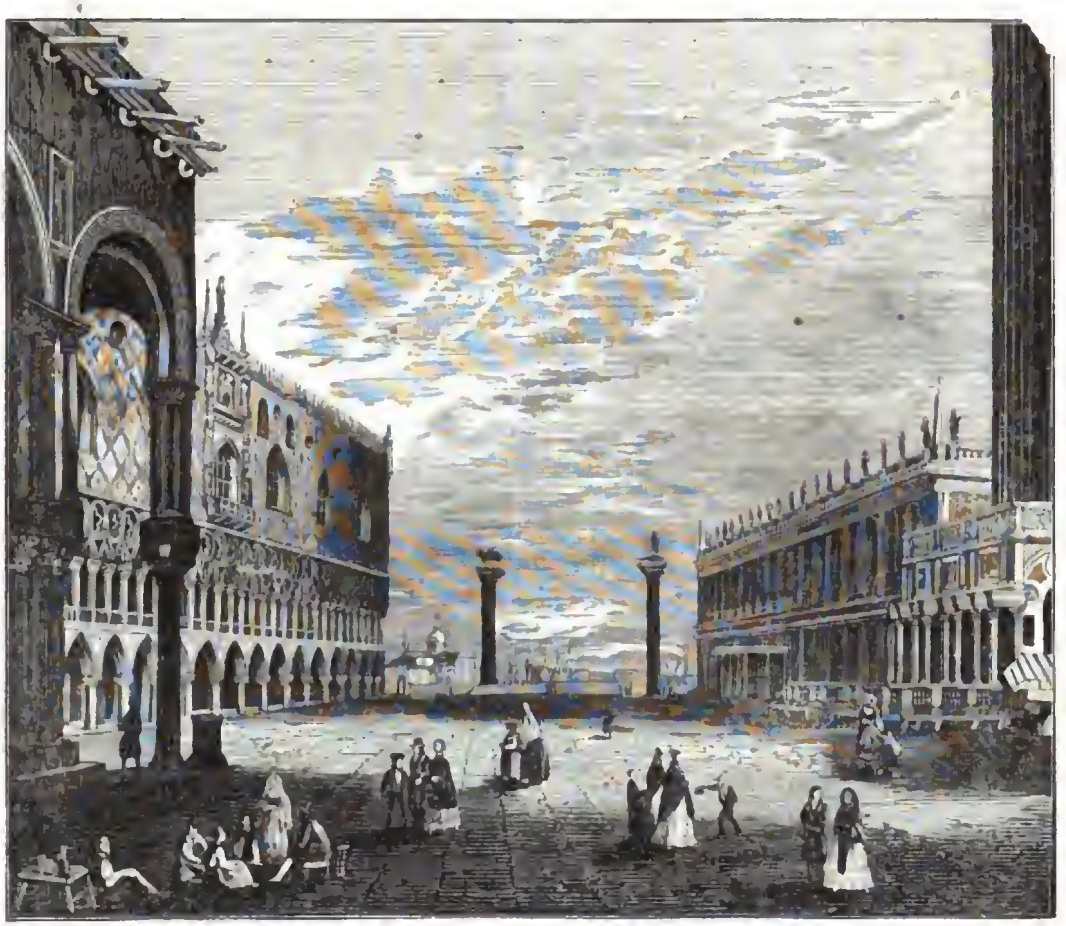


Dieſes größte und prächtigſte aller römiſchen Amphitheater wurde von Veſpaſian begonnen, und von Titus im Jahre 80 n. Ch. beendigt. Seinen Namen verdankte es der koloſſalen Statue des Nero, die am Eingange deſſelben nach dem Forum hin ſtand; doch heißt es in der verderbten Schreibart der neueren Italiener das Coliſeum. Es diente durch mehrere Jahrhunderte zur Abhaltung der großartigſten Thierhetzen und Fechterſpiele, und da die Arena durch künſtliche Verrichtungen unter Waſſer geſetzt werden konnte, auch zu Seegefechten. Unter dem Kaiſer Macrinus, im dritten Jahrhunderte, wurde die obere Gallerie durch den Blitz zerſtört, unter Alexander Severus aber wieder hergeſtellt, und ſchon im Jahre 248 die ſeculariſchen Spiele mit nie geſehener Pracht darin gefeiert. Wahrſcheinlich beſtand es noch im

Anfange des achten Jahrh. in seiner ursprünglichen Herrlichkeit, denn ein römisches Sprichwort jener Zeit sagt: „Wenn das Colosseum fällt, fällt Rom; wenn Rom fällt, fällt die Welt."

Während der Bürgerkriege der folgenden Jahrhunderte galt es als eine der Hauptfestungen der Stadt, obgleich im Jahre 1332 noch einmal hier ein Stiergefecht gehalten wurde. Während des Aufenthalts der Päpste in Avignon wurde es als Steinbruch für Privat- und öffentliche Bauten benützt, und Clemens XI. ließ sogar die untern Bogengänge zumauern, und zur Gewinnung des Salpeters mit Dünger anfüllen. Erst Benedikt XIV. setzte diesem Vandalismus ein Ziel; die Zeit der eigentlichen Herstellung aber begann mit Pius VII. Der Umfang des Gebäudes beträgt 1683, die Gesammthöhe 183 Fuß. Das Gebäude selbst erhebt sich über das Straßenpflaster durch einen ringsum acht Fuß breit vorliegenden Kreis prächtiger Travertinquader; die Außenseite bildet vier Stockwerke, von denen die drei untersten aus je achtzig Bogen und Pfeilern bestehen, welche letztere mit dorischen, jonischen und korinthischen Säulen, und mit ehernen und marmornen Statuen geschmückt waren. Das Ganze hat vier Haupteingänge, von denen zwei für die kaiserliche Familie, zwei für den festlichen Opferzug dienten, der die Spiele jedesmal eröffnete; die übrigen 76 Bogen oder Thore blieben für das Ein- und Ausströmen des Volkes frei. Innerhalb dieser Umfassungsmauer befanden sich fünf andere, gleichmäßig um die Arena angeführten Mauern, die durch einen Gang von einander geschieden wurden; die zweite äußere Mauer war ebenfals aus Bogen von geringerer Höhe aufgeführt, und bildete mit der ersten gleichsam die Vorhalle des innern Rundbaues. Die andern vier Mauern senkten sich nach innen, und trugen die Sitze der Zuschauer. Bewundernswerth in architektonischer Hinsicht war besonders die Anlage der Gänge und Treppen. Die Anzahl der Zuschauer, die das Colosseum fassen konnte, wird auf 80—90,000 angegeben.

Der Marcus-Platz in Venedig.



Der Marcusplatz in Venedig ist nach dem übereinstimmenden Urtheile aller Reisebeschreiber der schönste Platz in der Welt, und schon Petrarca sagt von ihm in einem Briefe: **Platea, cui nescio, an terrarum orbis parem habeat.** Er dehnt sich in einer Länge von 680 Fuß und in einer Breite von 550 Fuß in einem großen länglichen Viereck aus, das mit schönen viereckigen Steinplatten belegt ist, die im besten Zustande sind, da hier nie ein Wagen fährt. Er ist auf drei Seiten von einem einzigen, ungeheuern, im schönsten Style aufgeführten Gebäude eingeschlossen, dessen beide längern Seiten die alten und neuen Procurazien heißen, die dritte schmälere aber erst von

Digitized by Google

Napoleon in demſelben Style auf den Ruinen der Kirche von Sct. Geminiano vollendet, und zum Pallaſt des Vicekönigs beſtimmt wurde, welche Beſtimmung er noch itzt hat. Das Gebäude heißt der **Pulazzo sovrano** oder **reale**, und iſt mit vielen Meiſterwerken von den ausgezeichneten ältern Malern angefüllt. Kehrt man dem Pallaſte den Rücken zu, ſo ſteht man gerade der Marcuskirche gegenüber, die mit ihrer Breite die ganze vierte Seite ausfüllt, hat zur Linken eine großartige Reihe eleganter Kaufläden, und zur Rechten eine fortlaufende Reihe glänzender Kaffeehäuſer. Am Ende der linken Seite iſt der Thurm der Markusuhr, **torre dell' orologio**, auf deſſen Platform die beiden ſchwarzen, ehernen Rieſen ſtehen, die mit gewaltigen eiſernen Hämmern an einer freihängenden Glocke die Stunden bis zur vierundzwanzigſten ſchlagen. Dieſer Thurm iſt 1499 von Pietro Lombarde erbaut und 84 Fuß hoch. Er ſteht auf einem prächtigen Bogen, der einen Durchgang bildet; über dieſem befindet ſich ein Zifferblatt, und über dieſem eine ſitzende Madonna von vergoldetem Erz. Noch höher, ein marmorner, geflügelter Löwe, vor dem ein Doge kniet. An der rechten Seite des Marcusplatzes ſteht der Marcusthurm, einer der höchſten Thürme Italiens, ein Wunder der Baukunſt, da er bei ſeiner ſchlanken, leichten Bauart, die der wäſſerige, ſchlammige Grund nothwendig machte, dennoch eine Höhe von 335 Fuß erreicht. Viele der berühmteſten Meiſter haben Jahrhunderte daran gebaut, denn im Jahre 888 war der Grund gelegt, und im Jahre 1148 erhoben ſich erſt die Mauern. Von unten bis zum Glockenhauſe hat der ganze Thurm eine doppelte Mauer, zwiſchen welcher ein bequemer Gang ohne Stufen hinaufführt. Von oben genießt man die herrlichſte Ausſicht über ganz Venedig, die Lagunen, das Meer und die umliegende Gegend. Auf ſeiner Spitze, den Kupfer ſteht ein 16 Fuß hoher Engel. In nicht großer Entfernung vor der Marcuskirche ragen auf drei in Erz gegoſſenen Fußgeſtellen drei hohe, Maſtbäumen gleiche, Standarten empor, welche die Trophäen vor einſt von der venetianiſchen Seemacht eroberten drei Königreiche, Candia, Cypern und Morea, bedeuten. Am Kanal San Marco, am Ende der Piazetta, ſtehen zwei hohe Säulen von Granit, die vom Degen Zinni aus Griechenland herübergebracht und als Siegeszeichen aufgeſtellt worden ſind. Die eine trägt einen metallenen geflügelten Löwen des heiligen Marcus, mit dem Geſichte dem Meere zugewandt; die andere den früheren, Anno 1329 vom heil. Marcus verdrängten Schutzpatron von Venedig, den heiligen Theodorus.

Die größte Zierde dieſes Platzes iſt und bleibt aber die Marcuskirche. Ihr Anblick iſt höchſt impoſant, obgleich ihre Höhe nicht allzu beträchtlich iſt. Sie wird von fünf hohen, runden Kuppeln gedeckt, und die Zahl der ſie tragenden und ſchmückenden Säulen beläuft ſich auf 5000. Sie iſt ein eigenes Gemiſch von Kirche und Moſchee, da ſie im 10. Jahrhunderte in byzantiniſchem, gothiſchem und italieniſchem Style aufgeführt wurde. Ueber dem Hauptportal prangen die vier aus korinthiſchem Erze gegoſſenen vergoldeten Roſſe, die Lyſippos, ein Zeitgenoſſe Alexander des Großen, verfertigt haben ſoll. Den Griechen geraubt, ſchmückten ſie in Rom erſt Nero's, dann Trajan's Triumphbogen, dann ließ ſie Conſtantin der Große nach ſeiner neuen Reſidenz Byzanz bringen, von wo ſie der blinde Doge Dandole, nachdem er im Anfange des 13. Jahrhunderts Conſtantinopel mit Hilfe der Kreuzfahrer eingenommen hatte, nach Venedig ſchaffen ließ. Napoleon verſetzte ſie nach Paris, um ſeinen Triumphbogen auf dem Carouſſelplatze zu zieren; im Jahre 1816 aber ließ ſie der verewigte Kaiſer Franz der Erſte, wieder auf ihrem frühern Platze aufſtellen. Ueber den fünf Eingängen, deren bronzene Thüren aus Conſtantinopel ſtammen ſollen, ſind herrliche Moſaikbilder angebracht, von denen das ſchönſte über dem Haupteingange, der heil. Marcus, nach einer Zeichnung Titian's gearbeitet. Auch im Vorhofe und Inneren der Kirche ſind viele Gemälde und Moſaiken, und ſelbſt der Fußboden, der jedoch uneben und holperig iſt, iſt mit ſeltenen Marmorarten muſiviſch ausgelegt. Der Mann, der dieſe künſtliche Arbeit gemacht hat, hieß Valerio Fucati und wurde, als er ſie beendigt hatte, lebenslänglich wie ein Gefangener in Venedig gehalten, damit dieſe eigenthümliche Verzierungsweiſe nicht auch anderswo angewendet würde.

Grabmal Richelieu's in der Kapelle der Sorbonne.

Armand Jean de Pleſſis, Kardinal, Herzog von Richelieu, einer der größten Staatsmänner, die je lebten, ward am 5. September 1585 zu Paris geboren. Er war der dritte Sohn und daher von ſeinen Eltern zum Kriegsdienſte beſtimmt; als ihm aber Heinrich IV., nachdem ſein älterer Bruder, der Biſchof von Luçon, in ein Kloſter gegangen war, die Anwartſchaft auf dieſes Bisthum verlieh, bereitete er ſich fergfältig zum geiſtlichen Stande vor, wurde Doktor der Theologie, erhielt 1607 in Rom die Weihe, predigte ſpäter mehrere Male in Paris mit großem Erfolge, und erfüllte die Pflichten ſeines biſchöflichen Amtes mit löblichem Eifer. Der Verſuch, gleich nach Heinrichs IV. Tode eine bedeutende Anſtellung im Staatsdienſte zu erhalten, mißlang, bis er vom übermächtigen Marſchall d'Ancre begünſtigt, 1615 Staatsrath und 1616 Staatsſekretär ward. Nach deſſen Tode entging er zwar der Haft, doch verlor er ſeine Stelle, und ward von Blois, wohin er die Königin Mutter begleitet hatte, erſt nach Luçon und im April 1618 nach Avignon verwieſen. Hier ſchrieb er zwei theologiſche Bücher, einen „Unterricht für die Chriſten" und eine „Vertheidigung der Glaubensartikel", wirkte dann unter Beiſtimmung des Königs für die Abſchließung des Friedens mit ſeiner Mutter, und ward auf deren Verwort Kardinal. Einer größern Theilnahme an den Staatsangelegenheiten widerſetzten ſich nicht nur die andern, ſeine Ueberlegenheit und ſeinen Ehrgeiz fürchtenden Miniſter, ſondern ſelbſt der König, welcher äußerte: „Dieſer Mann möchte gern Zutritt zu meinem Staatsrathe haben, aber nach Allem, was er gegen mich gethan, kann ich mich dazu nicht entſchließen." Dennoch entſchloß er ſich zuletzt nothgedrungen dazu, da die Unfähigkeit ſeiner bisherigen Rathgeber zu ſehr in die Augen fiel, und bereits ſchädliche Folgen nach ſich zog. Am 29. April 1624 ward Richelieu in den Staatsrath eingeführt, und einige Monate ſpäter ſtand er an der Spitze der Verwaltung. Der Zuſtand des Landes, als er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten übernahm, war ſehr zerrüttet, und ſeine Worte, die wir hier aus ſeinen Memoiren anführen, ſind der Wahrheit vollkommen getreu.

„Als ich die Geſchäfte übernahm," ſagt er, „theilten die Hugenotten das Reich mit dem Könige, die Großen benahmen ſich, als wären ſie keine Unterthanen, und die Befehlshaber in den Landſchaften, als wären ſie unabhängige Herren. Jeder maß ſeine Verdienſte nach ſeiner Kühnheit, Niemand begnügte ſich mit dem, was ihm zukam, die Unternehmendſten galten für die Weiſeſten und waren oft die Glücklichſten. Auswärtige Verhältniſſe und Bündniſſe wurden vernachläſſigt, das öffentliche Wohl überall dem perſönlichen Vortheil nachgeſetzt und die königliche Gewalt überall verachtet."

Kaum hatte Richelieu ſeine hohe Stellung erlangt, als er den Plan zu befolgen anfing, dem er mit unerſchütterlicher Folgerechtigkeit durch ſein ganzes Leben getreu blieb, den Plan, die Macht des franzöſiſchen Königs durch völlige Unterdrückung der Vorrechte der

Digitized by Google

Grabmal Richelieu's.

Vasallen im Innern und durch Untergrabung der rivalisirenden Mächte von Außen, zu unumschränkter Höhe zu erheben. Ludwig XIII. erkannte die Kraft seines Ministers und begünstigte seine Pläne, obgleich er ihrem Urheber nie recht gewogen war. Der erste Schritt, den Richelieu seinem Ziele entgegenthat, war die Bezwingung der Hugenotten. Diese hatten seit langer Zeit einen fest vereinigten, der Regierung widerstrebenden Körper gebildet, und waren oft von ehrgeizigen Großen zur Erreichung ihrer eigenen Zwecke gemißbraucht worden. Unter Heinrich IV. eine Zeit lang ruhig, hatten sie nach seinem Tode wieder eine drohende Stellung angenommen. Ihr Hauptwaffenplatz war Rochelle; diese Stadt ihnen zu entreißen, scheute er keine Anstrengung, keine Gefahr, und belagerte sie in eigener Person. Nachdem von beiden Seiten Wunder der Tapferkeit und Kriegskunst verrichtet worden waren, mußte sich endlich die Stadt im Jahre 1629, durch Hunger bezwungen, ergeben.

Sein zweiter Schritt seinem Ziele entgegen war die Verbannung der Königin Mutter. Wenn man die Handlungen der Staatsmänner nach den gewöhnlichen Vorschriften der individuellen Moral beurtheilen darf, so war dies ein schwarzer Undank; denn ihr allein verdankte er seine Erhebung. Andererseits jedoch stand sie der Ausführung seiner, für Frankreich so wohlthätigen Plane überall im Wege, da sie den Mittelpunkt aller Mißvergnügten und Ehrgeizigen bildete, und ihre Verbannung war ein Glück für Frankreich. Doch erhöhete sie den allgemeinen Haß gegen ihn, nun sie mehr, da er zu gleicher Zeit die Vorrechte des Parlaments und der Geistlichkeit vernichtete. Die Erbitterung gegen ihn brach in Empörungen und geheime Verschwörungen aus, die er aber mit seltener Klugheit und Energie zu dämpfen verstand, und sogar zur Vergrößerung der königl. Macht benützte. So endete 1632 der Aufstand des Montmorency mit dem Tode seines Urhebers auf dem Blutgerüste; so scheiterten die Unternehmungen der Herzoge von Lothringen, Guise, Vendôme und mehrerer Anderen an seiner Festigkeit und Besonnenheit, und sogar die Verschwörung des Cinq Mars und De Thou, die allem Anschein nach der König selbst heimlich begünstigte, stürzte blos die Verschworenen in's Verderben.

Während er so Frankreich im Innern einigte, vergrößerte er es nach Außen. Er unterstützte Gustav Adolph mit allen Kräften gegen den Kaiser, und entzog ihm die Hilfe wieder, als er ihm gefährlich zu werden anfing. Der von ihm gegen Spanien unternommene Krieg verschaffte Frankreich den Besitz von Catalonien und Roussillon und hauptsächlich durch seine Bemühungen riß sich Portugal von Spanien los.

Die großen Anstrengungen seines Geistes und die tiefen Bewegungen seines Gemüthes griffen den ohnehin schwächlichen Mann so an, daß er in eine schwere Krankheit verfiel. Auf dem Todtenbette fragte er die Aerzte, wie lange er noch zu leben habe? und sie antworteten: noch sei kein Grund zu verzweifeln, denn da er für Frankreich unentbehrlich sei, werde Gott etwas Außerordentliches thun. Mißvergnügt über diese Schmeichelei, rief er Chicot, den Leibarzt des Königs, allein zu sich und beschwor ihn als Freund, er solle offen und wahrhaft reden. Nach einigen Entschuldigungen sagte Chicot: „In 24 Stunden sind sie geheilt oder todt." „Das ist gesprochen, wie es sich gebührt," erwiederte der Kardinal, „es ist genug, ich verstehe Sie." Als der König von ihm Abschied nahm, sagte er: „Es gereicht mir zum Troste, daß ich Ew. Majestät das Reich in so gutem Zustande hinterlasse; ich empfehle Ihnen meine Verwandten, jedoch nur unter der

Digitized by Google

Bedingung, daß sie in Treue und Gehorsam verharren." Den Marschall von Grammont, welcher zu sehr ergriffen war, hieß er mit den Worten gehen: „Ihr Schmerz macht mich weich; und es gebührt sich nicht, in der Todesstunde Schwäche zu zeigen, die ich im Leben nicht gekannt habe." Ueber diese und ähnliche Aeußerungen erstaunt, sagte der Bischof von Lisieux: „Wahrlich, diese große Sicherheit erschreckt mich." Zum Pfarrer von St. Eustach gewendet, sprach hierauf Richelieu: „Bald wird mein Richter mich richten. Möge er mich verdammen, wenn ich etwas Anderes gewollt habe, als das Wohl der Religion und des Staates." Der Pfarrer hielt es für Pflicht, den Kranken zu ermahnen, er solle seinen Feinden verzeihen, und erhielt die Antwort: „Machen Sie sich hierüber keine Sorge, Herr Pfarrer, ich habe nie andere Feinde gehabt, als die des Staates und meines Herrn." Kurz nach diesen Worten starb er, ruhig und gefaßt, am 4. Dezember 1642. *)

Sein persönlicher Charakter ist von vielen Geschichtsschreibern hart angegriffen worden; er wurde eitel, stolz, unversöhnlich und rachsüchtig gescholten. Sein politisches Testament, worin er seine Regierungsgrundsätze niedergelegt hat, beweist, daß er nicht aus Leidenschaft, sondern nach festen, unerschütterlichen Principien gehandelt hat; auch sein Tod scheint dafür zu zeugen. Darum wurde er von Vielen gehaßt, aber von Niemanden verachtet! Wie energisch seine Verfahrungsweise gewesen sei, wenn es sich um Staatsangelegenheiten handelte, bekunde folgender Zug. Er mußte einst eine Prinzessin, die ihn besucht hatte, begleiten, und indeß einen Edelmann allein in seiner Stube lassen. Nach der Rückkehr befürchtete er, dieser habe freiliegende geheime Papiere gelesen, die den dem damals noch unbekannten Abfall Portugals von Spanien handelten. Unverzüglich ließ er ihn in die Bastille abführen, schenkte ihm aber, als er nach 33 Tagen entlassen wurde, 33000 Thaler.

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

Laterna magica-Bilder.

Alexandrien. Ein Tscherkesse im Dienste des Said-Pascha, wurde eines geringen Vergehens halber von Letzterem mit dem Tode bedroht. Ein junger Grieche, der diesem Unglücklichen seinen Paß geliehen hatte, hatte sich deßhalb den Zorn des Großadmirals zugezogen, und es ward sofort der Polizei der Befehl ertheilt, ihn einzukerkern, und ihn, da er einen türkischen Paß besitzt, in's Meer zu werfen. Der Grieche wendete sich deßhalb an das hellenische Consulat, aber vergebens; um den Häschern nicht in die Hände zu fallen, bringt er, der Verzweiflung nahe, zwei Tage auf den Terrassen der Häuser zu, fest entschlossen, sich eher den Tod zu geben, als in die Gewalt der Häscher zu gerathen. Sein Aufenthalt wurde entdeckt, das Haus umzingelt und die Wache dringt auf die Terrasse; in demselben Augenblick aber, als einer der Häscher ihn ergreifen will, stürzt er sich von der Terrasse des drei Stock hohen Hauses herab.

Konstantinopel. Der Familie Rappo wurde die Ehre zu Theil, an zwei auf einander folgenden Abenden im Pallaste zu Tschiragan vor dem Sultan zu spielen, und fand, ihrer außerordentlichen Leistungen zu Folge, vollkommene Würdigung und Anerkennung. Rappo erhielt von dem Sultan, nebst dem Bemerken der vollsten Zufriedenheit, 30,000 Piaster, und von der Sultanin-Mutter, die mit den Frauen des Serails der ersten Vorstellung beigewohnt hatte, ein Geschenk von 5000 Piaster, mit der beigefügten Mahnung, die schweren eisernen Kugeln, mit welchen er sich vor ihnen produzirte, fernerhin nicht mehr mit Haupt oder Brust aufzufangen.

Der prager Kunstreiter Veranek gab vor wenigen Wochen ein Wettrennen, das vielen Zuspruch fand.

Neufoundland. In St. John wüthete ein orkanmäßiger Sturm auf eine so furchtbare Weise, daß er die Mauern mehrer im Bau begriffener steinerner Gebäude niederstürzte und Bäume mit den Wurzeln ausriß. Er richtete an Schiffen und Fischerfahrzeugen außerordentlichen Schaden an; besonders an einem Orte wurden vierzig Fischerboote theils zerschmettert, theils in die offene See hinausgetrieben. Da der Sturm mit heftigen Regengüssen begleitet wurde, schwellten alle Gewässer so sehr an, daß eine Ueberschwemmung das Unglück noch vermehrte.

London. Die elektrischen Telegraphen spielen in England eine bedeutende Rolle. Man gebraucht sie schon zu allen Bedürfnissen des Verkehrs; sie verrichten auch die Dienste der Steckbriefe auf eine viel schnellere, und daher auch zweckmäßigere Weise; denn flüchtige Diebe werden durch selbe gleich ertheilt und der Gerechtigkeit übergeben.

Nach mehr als sechsjähriger Abwesenheit kehrte der berühmte blinde Reisende, Lieutenant Holman, während welcher Zeit er Portugal und Spanien, Algerien und das ganze Litteral des Mittelmeeres, namentlich Egypten und Syrien mit Palästina, dann Ungarn, Siebenbürgen, Serbien, Bosnien u. s. w. durchreiste, wohlbehalten nach England zurück. Besonders bemerkenswerth ist, daß er, trotz seiner Blindheit, dennoch stets allein reist.

Es hat sich erwiesen, daß die Bedingungen, unter denen die Schießbaumwolle anzuwenden ist, noch nicht gehörig ermittelt sind. Der Sohn eines berühmten Gewehrfabrikanten stellte Versuche hierüber an, und als er für ein tüchtiges und oft erprobtes Gewehr die Schießwoll-Ladung von fünfzig auf drei und achtzig Gran erhöhte, zerschmetterte bei der Entladung der Lauf.

Christiania. Auf der Festung Aggerhuus brach im Laboratorium plötzlich Feuer aus, und das ganze südliche Gebäude stand in Kurzem in Flammen; in dem Zeitraume einer halben Stunde stürzte auch schon das Dach ein. Trotz dessen, daß sich ein leiser Wind erhob, gelang es der Thätigkeit der Arbeitenden doch, das innere Gebäude des Laboratoriums zu retten. Der König war auf der Brandstätte zugegen. Die Granaten sprangen nach einander und zersplitterten die Fenster eines gegenüber stehenden Gebäudes; die Explosion war furchtbar und schleuderte die Trümmer mehrere Hundert Schritte von der Brandstätte. So wie wir erfahren, soll Niemand beschädigt worden sein.

Paris. Durch die Betrügerei eines Agenten ist eines der ersten hiesigen politischen Journale um 20,000 Francs gebracht worden. Man fand bei seiner Verhaftung noch 800 Francs und eine Anzahl Eisenbahn-Aktien vor. Er gestand seinen Betrug sogleich und flehte, da er Vater einer großen Familie sei, um Gnade, welche ihm der Direktor des Journals auch gewähren wollte; die Gerichte aber konnten, da der Fall schon so weit gediehen war, die Zurücknahme des Prozesses nicht mehr gestatten.

Ein junger Mann liebte die Tochter eines reichen Pächters im Departement der Haute-Vienne, und erfreute sich ihrer Gegenliebe im hohen Grade; jedoch arm, wie er war, wollten die Eltern des Mädchens von dieser Liebe durchaus nichts wissen. Der Verzweiflung nahe, gelang es dem jungen Manne, sein Liebchen auf dem freien Felde hinter den Wirthschaftsgebäuden heimlich zu sehen und zu sprechen, und nachdem sie etwa eine Viertelstunde zusammen sprachen, zog er ein Pistol hervor und erschoß das Mädchen. Etwa 300 Schritte sich von dieser Stelle entfernend, schoß er ein zweites Pistol in seinen Mund ab, wodurch er jedoch nicht getödtet wurde. Also verstümmelt, schleppte er sich eine Viertelstunde weit zu einem See, und obwohl er, durch den bedeutenden Blutverlust sehr geschwächt, estmals zusammenbrach, raffte er sich doch stets auf, erreichte das Wasser und stürzte sich hinein.

Ein junger Pächter zu Cavaillon hatte ein junges Mädchen verführt und dann verlassen. Dieses Mädchen trat eines Abends in das Zimmer, wo der Pächter mit seiner Familie zu Tische saß, und fragte ihn, ob er für heirathen wolle. Auf seine verneinende Antwort zog sie eine Pistole hervor, schoß nach ihm und zerschmetterte dem Räuber ihrer Unschuld den Kopf. Man bemächtigte sich ihrer sogleich und sie ließ sich ohne Widerstand den Gerichten überliefern.

Die Pariser Universität hat nunmehr die Wichtigkeit der mechanischen Wissenschaften anerkannt, und mehrere Lehrstühle für dieselben errichtet. Auch hat sie die beiden akademischen Grade des Licentiat's und Doctorat's auf dieselben ausgedehnt, so daß es ihr auch Doctoren der Mechanik geben wird.

Nouane. Hier erlebte man ein Ereigniß, welches, so lange die Stadt steht, nicht aus dem Gedächtnisse der Bewohner weichen wird. Nachdem es einige Tage häufig regnete, jedoch in Zwischenräumen, fiel am 23. Oktober ein so heftiger Regen ein, wie er kaum zur Zeit der Sündfluth heftiger sein konnte, und man verspürte bald die bösen Folgen desselben; denn die Wasser stiegen in kurzer Zeit zu einer beträchtlichen Höhe. Gegen Mitternacht aber forderte der durch die Straßen wirbelnde Trommelschall die Bewohner auf, sich auf das Aeußerste gefaßt zu machen, da die Loire anfing, die Dämme zu durchbrechen, welche den Schutz der Stadt bilden. Eine Anzahl von Bürgern beeilte sich, die Löcher zu verstopfen, und es ge-

*) Sein prächtiges Grabmal in der Kapelle der Sorbonne ist von Franz Gicarden, dem ausgezeichnetsten französischen Bildhauer des siebzehnten Jahrhunderts.

Digitized by Google

lang ihren Bemühungen wenigstens so weit, einen Theil der Stadt vor Ueberschwemmung zu schützen, und viele Einwohner vor dem Unglücke zu bewahren, unter den Trümmern der einstürzenden Häuser begraben zu werden. Der an der Spitze der Bürger herbeieilende Municipalrath ordnete, eine Pechfackel in der Hand tragend, den Umwallungsdamm, ohne auf die Warnung eines ihm zunächst stehenden Mannes zu hören, daß der Boden unter ihren Füßen weiche. Er eilte vorwärts, indem er bemerkte, es sei seine Pflicht, die Unglücklichen zu retten, die bedroht sind, von den Fluthen verschlungen zu werden. Er wollte vordringen, aber in demselben Augenblicke stürzte der Damm hinter ihm in einer Breite von 40 Metres zusammen. Die Bewohner der Stadt, welche nicht durch den Schall der Trommeln geweckt wurden, erwachten auf dieses fürchterliche Getöse, und eilten, schlaftrunken und kaum angekleidet, aus ihren Häusern. Schon kündigte ein dumpfes Geräusch, welches aus den Bergen gleich fernem Donner herüber ballte, das Zusammenstürzen der Häuser an, und die Loire, den schwachen Widerstand durchbrechend, drang nun mit Blitzesschnelle vor und überschwemmte den südlichen Theil der Stadt. Plötzlich erloschen alle Gasflammen, denn das Wasser drang in den Kessel ein; nun herrschte eine furchtbare Finsterniß und die Verwirrung stieg aufs Höchste. Es war eine Nacht des Entsetzens. Das Wasser erreichte die sechste Stufe der Terrasse, war also um 2 Uhr Morgens schon über einen Fuß höher, als im Jahre 1789. Es wurden an allen Orten Fackeln angezündet; auch wollte man die Kähne herbeischaffen, um den Bedrängten beizustehen, jedoch hatte sie der Strom mit sich fortgerissen. Vor Mitternacht waren die Postcouriere von allen Seiten eingetroffen und aus St. Etienne gemeldet, daß zu Neulize, einem Gebirgsort, 15 Lieues von hier, ein Wolkenbruch niedergegangen sei, und man deßhalb auf der Hut sein soll. Alle Nebenflüßchen der Loire waren zu Strömen angewachsen, eine Menge Brücken wurden weggerissen, eine große Anzahl beladener Schiffe und Kohlenkähne trieben den Strom hinab, ohne daß man bis jetzt weiß, was aus ihnen geworden. Endlich brach der Tag an und die Sonne beleuchtete eines der Schreckensbilder, wie sie sich nur selten den Blicken der Menschheit darbieten. Die Wasser wirbelten in den Straßen und ein Haus um das andere stürzte zusammen; viele Menschen verunglückten oder kamen in Lebensgefahr, und es ergab sich eine herzzerreißende Szene nach der andern. Aber so groß auch das Unglück war, das über die Stadt hereinbrach, eben so groß war die edle Bereitwilligkeit vieler Mitbürger, selbst das eigene Leben für die Rettung des fremden zu wagen.

Zürich. Am 13. Oktober erstickte ein Weinwirth in seinem mit neuem Weine angefüllten Keller, und der Küfer wurde halbtodt herausgetragen. Nur mit Mühe gelang es, ihn in's Leben zurückzurufen.

In dem Gasthofe „zur Krone" hörte man eines Tages heftigen Lärm, worauf zwei Schüsse und eine plötzliche Stille folgte. Als man die Thüre des Zimmers mit Gewalt geöffnet hatte, sah man zwei Fremde aus Wiesbaden, einen Mann und eine Frau, in ihrem Blute liegen. Die Ursache dieses Doppelmordes ist nicht bekannt, und aus dem Geschrei der Frau zu vermuthen, daß diese unfreiwillig starb.

Freiburg. Die Entdeckung eines neuen Nahrungsstoffes, von Herrn Stadtrath Apotheker M. Keller unter dem Namen „Flechtenbrod" bereitet, scheint bei der allenthalben herrschenden Theuerung großen Vortheil bieten zu können. Herr Keller, als vortrefflicher Chemiker gekannt und geschätzt, der seit Jahren vielfache Versuche in seinem Fache gemacht hat, gibt in einem kleinen, hier erschienenen Werkchen die Bereitungsart des Flechtenbrodes näher an, und schlägt besonders die unter dem Namen „isländische Moosflechte" bekannte Pflanze zur Bereitung derselben vor. Man findet sie im südlichen und nördlichen Deutschland auf dürren Haiden, sandigen Nadelweiden, auf öden freien Plätzen, auf Torf der höheren Bergregionen; so auch in der Schweiz, in Baiern, Hessen, Würtemberg, Baden und auf dem ganzen Schwarzwalde, in der Nähe von Freiburg bei St. Wilhelm, im Kastler, am Feldberg und am Belchen. Die isländische Moosflechte wird durch einen Aufguß von kalter Aschenlauge entbittert, an der Luft, an der Sonne oder im Backofen getrocknet, in einem Sacke klein geschlagen, gemahlen und dann mit Brodmehl vermischt, gebacken. Es ist bekannt, daß der Genuß von Speisen aus dieser Pflanze der Gesundheit der Menschen und Thiere sehr zuträglich ist. Das Brod aus Flechten könne auch, nach Herrn Kellers Ansicht, wie das gewöhnliche Brod, mit Brodmehl vermischt, oder, was vortheilhafter ist, durch Mischung gleicher Theile Fruchtmehl, mit Flechtengallerte, statt Wasser, auf gewöhnliche Weise mit Zusatz von Sauerteig, Salz und Kümmel verbacken werden. Wenn das Brod gut ausgebacken ist, ist es schwammig, kaum etwas schwerer als gewöhnliches Brod, sehr schmackhaft und äußerst nährend.

Rom. Die von uns gebrachte Nachricht von der Aenderung der italienischen Stundeneintheilung auf die französische, ist ungegründet. Es erstreckt sich diese Aenderung nur auf die, die Bewohner des Quirinalpallastes interessirende Uhr; die Uebrigen behalten ihre frühere Eintheilung, da doch die Mehrzahl an diese gewöhnt ist; zudem sind ja ohnehin die eine der beiden Uhren an St. Pietro, die eine der beiden am Pestgebäude an der Kirche Trinità di Monte und die in der Villa Borghese sich befindende auf die neuere Art eingerichtet.

Abermals bewährte sich die schon so vielfach besprochene Humanität Pius IX. Man bemerkte, daß eine Schmähschrift gegen Se. Heiligkeit unter den Einwohnern cirkulire. Als der Verbreiter derselben verhaftet wurde, ließ ihn der Papst vor sich führen, und nachdem er ihn milde verhöret, sagte er zu ihm: „Da dein Vergehen nur mich betrifft, so verzeihe ich dir!" Von solchem Edelmuthe auf's höchste gerührt, warf sich der Beschuldigte zu den Füßen des Papstes und erbot sich, den Verfasser jener Schmähschrift zu entdecken. Der Papst aber erwiederte mit Würde: „Möge dein Vergehen im Schweigen begraben bleiben und möchte Reue dein Herz durchdringen!" Allenthalben erregte diese Begebenheit eine lebhafte Sensation.

Ein Engländer und ein Deutscher machten eine Wette, welche darin bestand, daß Letzterer, ein vortrefflicher Schwimmer, sich anbot, von Ponte Molle bis zur Brücke der Engelsburg, in Stiefeln und völlig angekleidet, zu schwimmen. Die Entfernung von einer Brücke bis zur andern beträgt zwei gute italienische Meilen. Die Wette wurde gegenseitig gesichert, und der Deutsche sprang in den Fluß, theilte mit kräftigen Armen die sich ihm entgegenstellenden Wellen und erreichte zu großem Erstaunen des am Ufer in Menge versammelten Volkes die Nähe der Kirche San Giovanni de Fiorentini, die jenseits der zum Ziele bestimmten Engelsbrücke liegt. Nun ereignete sich aber ein höchst komischer Auftritt. Einige Männer, in der Meinung, der sich im Wasser befindende Mann wolle sich auf diese Weise das Leben nehmen, eilten schnell mit Barken herbei, ihn aufzufischen, und die für solche Errettet bestimmte goldene Rettungsmedaille zu gewinnen. Der Schwimmer schlug aber mit den Händen um sich, und wollte diesen Barken ausweichen, um seine Wasserreise noch fortzusetzen; allein vergebens, die Männer ruderten kräftig auf ihn los, zogen ihn mit Gewalt an's Gestade und führten ihn auf die nahe liegende Wachstube. Der sich hier befindende Unteroffizier verhörte ihn, und auf seine Erklärung, daß er sich keineswegs ertränken wollte, sondern nur zu seinem Vergnügen diese Tiberreise unternommen habe, geriethen alle Anwesenden vor Erstaunen außer sich, und der Unteroffizier erklärte ihn für wahnsinnig und schickte ihn unter starker Bedeckung und von einer Menge Volks begleitet, nach dem Tollhause an der Longara. Hier mußte der gute Mann fünf Tage verweilen, während ihn jeden Morgen ein Arzt besuchte, in der Hoffnung, doch endlich Spuren seiner Narrheit zu entdecken; als diese aber ausblieben, mußte man sich doch vom Gegentheile überzeugt haben und entließ ihn am sechsten Tage. Der Mann dürfte nicht so bald eine ähnliche Wette in Rom eingehen.

Am 21. Oktober wurde in Frascati in Anwesenheit des heiligen Vaters, aus dem Aerar der Stadt eine Lotterie veranstaltet, deren Treffer in nicht unbedeutenden Dotationen für unvermögende und tugendhafte Jungfrauen bestanden. Se. Heiligkeit genehmigte diese schöne Idee und zog selbst die Lose, und die gezogenen Namen waren die Gewinner.

Düsseldorf. Kürzlich wurden vier Falschmünzer in dem Augenblick von der Polizei ergriffen, als sie in einem Wirthshause einige Lüneburger Doppelspitzen wollten wechseln lassen. Bei der Verhaftung schlenderte einer derselben ein Papier von sich, in welchem sich zwei Stücke derselben Münzgattung befanden, deren Gehalt aus Kupfer bestand.

München. Der Verkauf der Schießbaumwolle wurde von der Regierung von Oberfranken bis auf Weiteres bei namhafter Strafe verboten, indem dieselbe eines jener Präparate sei, deren Zweckmäßigkeit und Gefahrlosigkeit noch nicht genügend festgestellt ist. Der Verkauf wird jedenfalls nur gegen eine eigene Conzession stattfinden dürfen, weil, wie beim Schießpulver, leicht Gefahr entstehen kann, um so mehr, da sich die Schießbaumwolle von der gewöhnlichen dem Aeußeren nach nicht wesentlich unterscheiden läßt.

Mannheim. Auch eine Turnanstalt für Frauenzimmer hat sich hier gebildet, bei welcher zwölf Frauen, je zu zweien, die Aufsicht über die Uebungen führen. Sieben Jungfrauen werden, in Verbindung mit einem wissenschaftlich gebildeten Manne, die Geschäfte des Vereins leiten. Der weibliche Turnverein wird sich auf dieselbe Weise der Mädchen annehmen, wie sich der männliche der Knaben und Jünglinge angenommen hat, um sie in der edlen Turnkunst zu unterrichten.

Frankfurt am Main. Hier hat man eine neue Art von Lichtbildern erfunden, die darin besteht, daß der Gegenstand nach Belieben sowohl auf Seiden-, als auch auf Leinen- oder Baumwollzeugen wiedergegeben wird. Es ist dies Verfahren von Herrn F. C. Vogel und seiner Frau auf eine höchst gelungene Weise durchgeführt worden, und zu erwarten, daß sie diese Manier noch bedeutend vervollkommnen werden.

Berlin. Hier befindet sich ein junger Egyptier seit einigen Monaten in Pension, der von seinem Pascha in der Absicht hierher geschickt wurde, sich in wissenschaftlicher und militärischer Beziehung auszubilden. Also auch Berlin wird, wie schon längst Paris, eine Bildungsschule für junge Orientalen.

An einem hiesigen höchst achtbaren Einwohner ward in der Nacht auf den 31. Oktober, auf der Straße nach Frankfurt, unweit Tasdorf, ein furchtbarer Raubmord begangen. Er trug eine bedeutende Summe Geldes bei sich, was sein Begleiter, der sich mit ihm auf dem Wagen befand, bemerkte. Sogleich wurde das Verlangen in ihm rege, das Geld zu besitzen, und als sie auf die bezeichnete Stelle kamen, erschlug ihn der Verruchte, schleppte die vermeintliche Leiche in ein Gebüsch und fuhr davon. Einige Gensd'armen, durch das Gesichte des Unglücklichen herangezogen, fanden ihn in dem Augenblicke, als er den Geist aufgab, nachdem er noch den Namen

Digitized by Google

seines Mörders und die Richtung, welche dieser genommen hatte, angeben konnte. Schnell den Weg verfolgend, gelang es den Gensd'armen den Verbrecher in Tabdorf mit dem geraubten Gelde zu ergreifen, und ihn der Gerechtigkeit zu übergeben.

Man spricht viel über die Hagestolzensteuer, welche hier sogar unbesoldete außerordentliche Professoren an die Witwenkasse zu entrichten verbunden sind. Man brachte in Anschlag, daß diese Einrichtung an allen preußischen Universitäten sollte getroffen werden. Ueberhaupt sollte man eine derlei Hagestolzensteuer im Allgemeinen einführen.

Einen bedeutenden Vorrath vorzüglichen, alten Rheinweines besitzend, fand es ein Beamter für nöthig, an die Thüre des Kellers ein nicht leicht zu öffnendes Schloß zu legen und die Latten, aus welchen die Wände desselben bestehen, etwas enger an einander zu machen, um sich auf diese Art vor Diebstahl zu sichern. Obwohl es auf diese Weise unmöglich wurde, ohne die Wand zu durchbrechen, die Flaschen aus dem Keller zu bringen, fanden Hausdiebe dennoch ein Mittel, sich des Weines zu bemächtigen, ohne im etwaigen Entdeckungsfalle eines Einbruches beschuldiget werden zu können. Sie zogen nämlich mittelst langer Drahthaken eine Flasche um die andere an sich, zwängten den Hals derselben durch die Oeffnung der Latten, entkorkten die Flaschen und ließen den geistigen Inhalt in mitgebrachte Gefäße fließen. Als der Eigenthümer nach einiger Zeit seinen Keller besuchen wollte, fand er den größten Theil der Flaschen allen Geistes ledig, und, gleich den Geschützstücken auf einem Kriegsschiffe, die Mündung gegen sich gekehrt.

Münster. Bei der am Geburtstage Sr. Majestät des Königs stattfindenden großen Parade fiel ein im Generalstabe sich befindender alter Krieger, ein Husar des ehemaligen Blücher'schen Regiments in seiner rothen Uniform, den Augen des Publikums auf. Als dieser ergraute stattliche Held von der wiedereingeführten Uniformirung seines alten Regiements gehört, hat er in seiner ersten Freude darüber Se. Majestät den König um die Verleihung einer solchen Uniform gebeten. Sie ward ihm höchst huldvoll zu Theil; bei festlichen Gelegenheiten sieht man ihn nun darin paradiren.

Bunzlau. Auf der Bahnstrecke von Seran nach Hansdorf hatte der Zugführer des ersten Zuges von Eubrn nach Breslau mit dem Schaffner während der Fahrt einige Worte zu sprechen und begab sich auf dessen Platz. Nach geendigtem Gespräche wollte er sich wieder auf seinen Platz zurückbegeben, und stand in demselben Augenblicke auf, als sich der Zug einer Brückenwölbung, welche er nicht achtete, nahete. Durch die schnelle Bewegung des Zugs wurde sein Kopf mit solcher Gewalt an die Wölbung geschlagen, daß er zerschmettert und der Zugführer augenblicklich todt niedersank. Der Zug wurde sogleich angehalten, nach Serau zurückgestoßen und die Leiche daselbst zurückgelassen.

Insbruck. Das Innenal des débats von 26. Oktober l. J. erzählt folgenden traurigen Fall, der sich hier zugetragen haben soll.

Im Februar l. J. war, um Feindseligkeiten vorzubeugen, eine Verordnung erlassen worden, die den Schauspielern des Insbrucker Theaters bei Gefängniß-Strafe verbat, irgend einen Artikel über dieses Theater einrücken zu lassen. Einer der beliebtesten Schauspieler dieser Bühne übertrat das Verbot und rückte in eine W. Zeitschrift mehrere Kritiken ein, in denen er das ganze Personale, vorzüglich aber die erste Liebhaberin, strenge beurtheilte. Die letztere, auf den Verfasser muthmassend, beschwerte sich, es wurde eine Hausuchung bei ihm gehalten und die Concepte der Kritiken gefunden. Am Abend desselben Tages trat Herr B. auf, und wurde von den Fremden der Schauspielerin so ausgepfiffen, daß er abtreten mußte. Den Tag darauf schoß er sich eine Kugel durch den Kopf. Man fand auf seinem Tische einen Brief an den Theater-Direktor, in dem er sagte, daß er in dem Theuersten, was er auf der Welt habe, in seiner Künstler-Ehre verletzt sei, und nicht länger leben könne. Der Brief schließt mit den Worten: „Ich verzeihe allen meinen Freunden und insbesondere der Dem. . . .[illegible] sie hat äußerst glückliche Anlagen, und ich wollte sie durch meine Beurtheilungen nur vor den Verirrungen ihres eigenen Talentes schützen.

Bruck an der Mur (Steiermark). Am 16. November, um 9 Uhr Vormittags fand in der Minoritenkirche daselbst die Vermälung des Herzog's von Bordeaux mit der Prinzessin Therese von Modena Statt.

Pilsenez. Die Bewohner von Pilsenez feierten heute bereits zwei Feste, die sich lange in dem Andenken derselben erhalten dürften. Die Veranlassung zur ersten Feierlichkeit gab die Erhebung dieses Ortes zu einem Marktflecken mit dem Rechte zur Abhaltung von vier Jahrmärkten. Zur zweiten gab es die Einweihung eines neuen, geräumigen und schönen Schulgebäudes, das durch die Munificenz des Hochgebornen Patrons Herrn Grafen von Waldstein und durch den thätigen Beitrag der Eingeschulten zu Stande kam. Am 11. Oktober d. J. fand nämlich diese von Allen in freudiger Erwartung herbeigewünschte Einweihung Statt, und viele Bewohner der Umgegend strömten herbei, um Zeugen eines so erhebenden Festes zu sein. Gegen neun Uhr war bereits eine große Menge der angesehenen Gäste versammelt, worunter sich der k. k. Herr Kreiskommissär aus Pilsen, der Herr Oberamtmann aus Stiahlau, als Patronats-Repräsentant, mit den übrigen Herrn Patronatsbeamten, und die Hochwürdige Geistlichkeit der Umgegend befand. Bald darauf erschien auch der Hochwürdigste Herr Vikär von Rokitzan, der dem Schulgebäude die Weihe ertheilte und es dem Schutze des Allgütigen übergab. Während der Verkehrungen im Pfarrhause, standen außen die Schuljugend und die Stiahlauer Begleute mit ihrer Fahne in schöner Ordnung, wozu sich eine Menge Volks gesellte, den Zug zu begleiten. Gegen zehn Uhr bewegte sich der feierliche Zug aus dem Pfarrgebäude in die Kirche Maria Geburt. Hier hielt der Herr Vikär eine erhebende Rede an die versammelte Menge und legte die Wichtigkeit des Schulbesuches allen Eltern an's Herz. Der Klang der Glocken, der Donner der Mörser und der Schall der Musik, weit hin hallend, kündeten diese Feierlichkeit der Umgegend. Hierauf bewegte sich der Zug zur Schule, deren Façade das Wappen des Herrn Patrons, Grafen von Waldstein, von Blumen umkränzt, und die Aufschrift: „Wbuèuj jwna swebo a spusobj rozkoš dusse twé," (Unterweise deinen Sohn und Wonne bereiten wird er deiner Seele,) sammt der Jahreszahl der Erbauung trägt. Am Eingange übergab der den Bau leitende Herr Baumeister dem Herrn Patronats-Repräsentanten den Schlüssel, welcher ihn wieder dem fungirenden Herrn Vikär übergab, worauf sich sämmtlicher Herren in das Innere des Gebäudes begaben, woselbst in dem Schultimmer der zweiten Klasse der feierliche Akt der Weihe erfolgte. Hierauf hielt der Herr Kreiskommissär eine gediegene Rede an die versammelten Eingepfarrten, die er mit dem Rufe: Sláwa Ferdinandu! schloß, und welcher ein zu diesem Zwecke verfaßtes Lied und die von Allen in böhmischer Sprache angestimmte Volkshymne folgte. Der feierliche Zug begab sich wieder zur Kirche, allwo nach einer vom Hochwürdigen Herrn Ortspfarrer gehaltenen und auf Grundlage des zur Aufschrift dienenden Textes basirten Predigt ein feierliches Hochamt folgte, das mit dem Te Deum, unter dem donnernden Krachen der Mörser, schloß. Nach beendigtem Gottesdienste versammelte der Herr Ortspfarrer die geehrten Gäste bei einer anständigen Tafel, wobei herzliche Toaste ausgebracht wurden, und Abends war das Schulgebäude erleuchtet, in dessen mittleren Fenstern die Buchstaben K. H. W (Kristian Hrabé Waldstein) prangten. So ward die Feierlichkeit, die Pilsenez so leicht nicht wieder zu Theil wird, zur allgemeinen Freude beendet.

Prag. Ihre Majestät die Allerdurchlauchtigste Kaiserin Mutter geruhten dem Vereine zum Wohle entlassener Züchtlinge ein Geschenk von dreihundert Gulden Conv. Münze allergnädigst zuzuwenden.

Die, wie bekannt, von der k. k. Finanz-Verwaltung herausgegebenen k. k. Central-Kassa-Anweisungen, welche den Vortheil der täglichen Nutzbringung kleinerer und größerer Kapitalien darbietet, haben sich auch auf unsere Hauptstadt ausgedehnt. Es werden nämlich diese Anweisungen zu 50, 100, 500 und 1000 fl. mit einer dreiperecentigen jährlichen Verzinsung, in einer, von der k. k. Finanz-Verwaltung bestimmten Gesammt-Summe von 500,000 fl. ausgestellt, und der National-Bank zur Hinausgabe an Jeden, der davon Gebrauch machen will, bis zur bestimmten Gesammt-Summe übermittelt; jedoch übernimmt die National-Bank die Herausgabe derselben nur als Commissions-Geschäft für Rechnung der k. k. Finanzen. Diese Anweisungen sind von der k. k. Central-Kasse ausgefertigt, numerirt, aus Jurten geschnitten und an den Ueberbringer gestellt; auf der Kehrseite derselben ist die Berechnung der täglich verfallenden dreiperecentigen Zinsen für alle 180 Tage ihres sechsmonatlichen Laufes, und auf den in Prag ausgegebenen, und auch nur da zahlbaren Anweisungen auf der Vorder- und Rückseite die Worte: „Zahlbar bei der Bank-Filial-Kasse in Prag" beigedruckt. Die Anweisungen lauten nur auf sechs Monate vom Tage der Ausstellung, den Monat zu 30 Tage gerechnet, jeder Uebernehmer einer solchen zahlt den Betrag, auf welchen sie lautet, nach Abzug der sechsmonatlichen Zinsen baar an die Bank-Filial-Kasse zu Prag, dessen Rückzahlung nach Verlauf der Zeit wieder nur bei dieser Kasse erfolgt; jedoch hört mit dem Verfallstage die Zinsenzahlung auf. Auch vor dem Verfalls-Termine kann man die Bezahlung einer solchen Anweisung, jedoch wieder nur bei dieser Kasse, verlangen; es werden sodann die verausbezahlten Zinsen für den Rest der Zeit bis zum Verfalls-Termine abgezogen, und jedem Besitzer einer solchen Anweisung steht es frei, nach Verfallszeit derselben eine neue Anweisung zu verlangen. Die Anweisungen werden bereits vom 16. November von der Bank-Filial-Kasse ausgegeben.

Unsere Hauptstadt Prag, die in Kunst und Wissenschaft nur höchst selten hinter anderen, größeren Städten zurückbleibt, ist mit einem neuen Institute bereichert worden. Herr Lebethal aus Breslau, der hier schon längere Zeit die Daguerreotypie mit Erfolg betreibt, hat itzt noch überdieß eine photo-lithographische Unternehmung gegründet. Er fertigt nämlich Lichtbilder auf Papier an, theils schwarz, theils farbig, die wir die Daguerreotypen nicht mehr als eine Minute Sitzung erfordern, und vervielfältigt sie auf Verlangen durch die Lithographie. Möge er die verdiente Aufmunterung finden!

Kleine Erzählungen.

Entdeckung durch einen Apfel.

Am 1. Oktober l. J. entwendete eine Frau von anständigem Aeußeren aus der Bude einer Obsthändlerin einen Apfel. Die Würr Charlet wurde vor den Polizeikommissär des Obstmarktes, H. Lenoir gebracht, und führte zu ihrer Rechtfertigung an, daß das Ganze auf einen Irrthum beruhe, und daß sie für den Apfel hätte bezahlen wollen. Man zog Erkundigungen über sie ein, die sehr zu ihren Gunsten ausfielen, und da überdies das Vergehen so gering war, wollte sie der Kommissär sehen entlassen.

Digitized by Google

Weder glaubte er ihr jedoch noch einige Fragen stellen zu müssen, unter andern, welcher Familie sie angehöre? Sie antwortete, ihr Geburtsname wäre Montagne.

Dieser Name kam Herrn Lenoir bekannt vor, er glaubte ihn schon irgendwo gehört zu haben. Er setzte das Becher fort, und entdeckte endlich, daß die Witwer Charlet schon einmal wieder Verlobt verurtheilt worden war. Auch ihr verstorbener Gatte, seines Gewerbes ein Bäcker in Villers-Cotterets, hatte sich des Meuchelmordes verdächtig gemacht. Er wurde in Paris, im September 1814 eingezogen, und machte im Gefängniß den Versuch, sich zu entleiben; hierauf ich's Spital gebracht, führte er seinen Vorsatz durch eine fenerdare List aus. Die Aerzte hatten ihm Opiumpillen verordnet, die er von Zeit zu Zeit nehmen sollte. Charlet kaufte die Krankenmärter, sammelte die zinglaun Pillen, und machte er auf sehr Weise eine bedeutende Anzahl zusammengebracht hatte, verschlang er sie auf einmal und starb an der Vergiftung.

Diese Entdeckungen bestimmten Herrn Lenoir, die Witwe Charlet im Gewahrsam zu behalten, und in ihrer Wohnung, in der Straße St. Eloi, Nachsuchung zu halten. Aber wie groß war seine Ueberraschung, als er auf dem Zimmer dieser Frau ein vollständig eingerichtetes Waarenlager von Luxuspapieren fand, die mit den gehörigen Etiquetten versehen, sorgfältig in Fächern eingereiht waren, als wären sie zum Einzelverkaufe bestimmt. In der That hatte die Witwe Charlet seit ungefähr zwölf Jahren bei den verschiedenen Papierhändlern von Paris gearbeitet, die sie alle für eine gehörige, verständige und vor Allem streng redliche Arbeiterin hielten, und hatte während dieser ganzen Zeit, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, eine beträchtliche Menge von Waaren entwendet, um selbst eine bedeutende Papierhandlung zu errichten. Dieses Projekt sollte in einigen Wochen in Ausführung gebracht werden, da machte der verzweifelte Akt einen Strich durch die Rechnung. Sie besitzt sich überdieß im Besitze von 14,000 Franken in Banquier-Anweisungen, und 6000 Franken in Gold und Silber, zusammen beläufig 6000 fl. C. M. Außer ihren Eigenschaften für die Arbeit hatte sie sich auch stets durch eine strenge Sparsamkeit ausgezeichnet, die so weit ging, daß sie sich trotz ihren bedeutenden Einkünften, in den Casseen, wo sie arbeitete, oft die verdorrten Brodkrusten mit nach Hause geben ließ, um den Bäcker zu ersparen.

Damen-Bibliothek.

Eine alte Jungfer, Namens Johnseh, von Harpestead in England, die vor kurzem gestorben ist, hatte ihrem Testamente folgende Klausel beigefügt: „Ich vermache meinem schwarzen Hausen Caesar eine lebenslängliche Rente von 30 Pfund Sterling (300 fl. C. M.) jährlich, und einer jeden von meinen drei Katzen, Black, Jemmy und Tom, eine Rente von 10 Pf. St. (100 fl. C. M.), die alle drei dem ausgezeichneten Neger folgen sollen. Zwei alte Dienerinnen meiner Mutter, Margaretha Perten und Henriette Dodd sollen sie verpflegen und verköstigen." Die Leben teuren gegen dieses Legat gerichtlich auf, und es ist ist noch nicht erklärt worden, aber nicht wegen seiner Unglaublichkeit, sondern nur wegen eines Fehlers in der Form.

Ein Mann, ein Wort! ist eine bekannte Redensart. Warum beißt es nicht: Ein Weib, ein Wort? — Ganz gewiß aus dem Grunde, weil die Weiber eine Angelegenheit nie ernst in Worte abmachen können.

Für arme Schuster, deren größte Plage bekanntlich die Ausgabe für Handschuhe ist, dürfte die Nachricht von Interesse sein, daß der Handschuhverkäufer Privat in Paris eine neue Mode erfunden hat, die dem Handschuh eine doppelte Dauer verleiht. Da das Paar nur um 2 Fr. C. M. thuerer ist, als die gewöhnlichen, ist die Absatz in Paris ungeheuer.

Ausstehen der Großfürstin Olga. Wir glauben, daß es unseren geehrten Lesevinnen nicht unangenehm sein werde, das Treussen der Großfürstin Olga zu erfahren, und wünschen einer jeden wohlgethan die Kälte einer solchen Ausstattung. Es war im alten Schlosse zu Stuttgart in fünf Zimmern mehrere Tage lang ausgestellt, extreute sich zahlloser Besuche der schönen Geschlechts. Im ersten Zimmer waren zu sehen eine Masse kupferner und silberner Küchengeschirre aller Art, zum Theil neu schlanker, zum nöthigsten Fremden. Im zweiten befanden sich schon geordnet Porzellain und Kristall zu ein hundert Gewerets; unter Fritteren waren zu bemerken: sechs Dutzend verzogliche gemahlte Teller in Meereesfeld, jede mit einer besonderen Grundfarbe, und Alles auf das Reichste vergoldet, hauptsächlich aber eine Gurnine Tellet mit den herrlichsten Malereien, zum Theil nach den Cartons berühmten Gemälden, zum Theil pittoreske und andere Gegenstände, so wie russisches Militär vorstellend. Gläser von allen Arten, von Bilem aber ein Dreiservice von erlesenstem Kristall, reich mit Silber garnirt, zeichneten sich unter den Glasbecher aus. Das dritte Zimmer enthielt die Prachtrollen zur wandverlei; zwei eine Lebdane ziemlich Stadt Bäre von Malachit; sie hat ungefähr einen Durchmesser von drei Fuß und fast eben solche Höhe, und wird auf 80,000 Rubel geschätzt. Auf einer langen Tafel standen reich bespickte Tafelaufsätze von Bronze aller Größen, auf andern fünf große Porzellanvasen, die zweite wohl von Mannsbohe, mit herrlicher Malerei, und zwei achteckige Kabinetsteine von sehr geschmackvolle Form. Kostbare Vasen von Nebel, schwarzem Granit und Demselin bedeckten andere Tische, gewaltige Kessen enthielten herrlich gewirkten Tischzeug von feinstem Damast. Ferner waren hier zu sehen: ein vortrefflicher Schreibtisch im Rococogeschmacke von Nebenholz, reich vergoldet und mit Porzellain-Bildern inkrustirt, und eine vollständige Damen-Toilette von Porzellain in kostbarem Style. Im nächsten Zimmer glänzte Alles von Gold und Silber; ein sower vergoldetes silbernes Thee-Service in vortrefflichem Geschmack gearbeitet, zog Aller Augen auf sich; vortrefflich aber eine massiv goldene Schüssel von wohl zwei Fuß im Durchmesser, nebst dazu gehörigem, massiv goldenen Salzfaß, ein Geschenk der Petersburger Kaufmannschaft, auf welchem, nach russischer Sitte, Brod und Salz der Großfürstin überreicht werden war. Dann kamen in zwei großen Kisten goldene und silberne Kochgeschirre von großem Reichthum und vortrefflicher Arbeit, darunter ein großer, goldener Reh, und ein anderes aus einem Stück des seltensten Krhals, prachtvolle Tischservietten aus den feinsten Gelen und Silberschnüren u. s. w. Zuletzt wurde im fünften Zimmer der Juwelenschmuck der Kronprinzessin gezeigt. Er bestand aus fünf vollständigen Garnituren, jede aus Diadem, Ohrgehängen, Collier, Broche, Kettel, Armbändern. In der ersten waren angewandt große Smaragden die Hauptsteine, sämmtlich durch eine Unzahl großerer und kleinerer Diamanten auf das Geschmackvollste mit einander verbunden, darunter unzählige Solitäre. In der zweiten waren blaße Rubine, eben so mit Diamanten verbunden; die Hauptsteine in der dritten Türkis, in der vierten Saphire. Die fünfte Garnitur bestand aus den großen und anzugreifendsten Perlen. Man erblickt hier Schätze, wie sie nur in den großen Schatzkammern in München, Wien, im grünen Gewölbe zu Dresden zu finden sind.

Erheiterungs-Salon.

Scherzfragen.

Frage. Welches ist der gewaltigste Fluß?
Antwort. Der Schlagfluß.
Frage. Warum?
Antwort. Weil er auch den verschlossten Menschen rühren kann.
Frage. Welche sind die furchtbarsten Elemente für einen Marquart?
Antwort. Wasser und Feuer! weil sie diese nichts gezahlt wird.
Frage. Mit welcher Tinktur sollte man zeigt Geld trocken?
Antwort. Mit der Tinktur: Bleiber Stahl! in Frisch mir auch ohne Kopf willkommen sein, wenn die nur sonst nichts fehlt!"

Wohet kommt das Wort Tailleur? Zwei freundliche Mamsells gingen unter den Linden in Berlin. „Ja will hue zu mein' Schaniser jehn," sagte die Eine. — „Sage doch mir immer Schaniser, ist ja man jemeene, sage liebend Tailleur!" — „Mach dir mich Tailleur," erwiederte jene, — „weeß zu denn ooch, woher det Wort Tailleur kommt?" — „Nee" — „Kuck zu! Tailjer, det heeß ja viel als Tailje her! denn der muß die Tailje beschneiden, und wenn to det Deubels wär!"

Ein Sprachlehrer ärgerte sich stets über die falsche Ortographie seines Schusters. Einst brachte ihm derselbe eine Rechnung und hatte wie gewöhnlich die Worte „ein paar Stiefel Vorgeschuhen" Stiefel stehn, und vergeblichen auch geschrieben. Der Lehrer stellte ihn darüber zur Rede. — „Ja, lieber Herr Professor," war seine Entschuldigung, „meine Hauptwörter sind die, wenn ich etwas verbiete; wenn ich ein Paar Stiefeln verkaufe, so brauche ich nicht an die Stiefeln, sondern an das Vorgeschuhe, und dieß Wörter schreibe ich groß."

Nach Herodot war es bei den alten Egyptiern Sitte, daß die Männer immer zwei Kleider, die Weiber nur ein einziges hatten. Heute lange haben die Frauen zehn, wenn die Männer auch keinen halben Rock haben.

Ein Bauer, den man dreimal hinter einander abwies, daß er seinen Kronprinzessin nicht sprechen könne, weil er finden, sagte: „Nu, warum bat und der König nich' seinen Doktor gegeben, der schon stutiert hat!"

Jeder Staat hat seinen Stolz, selbst die Sklaverei. Im Süden der vereinigten Staaten heut man einen jungen andern fragen: „Nackbeck, du Sportreis-Neger! Es gibt Niemand fünfzig Dollars für dich, und ich bin tausend wert."

Zwei Berliner, niederen Ranges, saßen an einem schönen Augustabende auf dem Windmühlenberg und betrachteten den Vollmond, der eben in lauterster Pracht am nächtlichen Himmel emporstieg. Nachdem sie Beide eine Zeitlang ihren Gefühlen freien Lauf gelassen, und einen Anlaß darauf gesetzt hatten, sagte der Eine: „Meechtest du wohl im Monde wohnen, Lude?" — „Wenn der Mond immer einen Hof hätte, o ja." — „Wat kann die denn der Hof nutzen?" — „Na, wo sollte denn meene Frau die Wäsche aufhängen?"

Digitized by Google

Caricatur.

Gott beschütze dich, Zuckerpüppchen! gerade so habe ich ausgesehen, als ich in dem Alter war.

Allerlei Curiosa.

Wie weit ist es schon mit der Monumentenwuth gekommen! Dem Verbreiter des Tabaks in Europa, Johann Nicot, nachdem dieses Kraut auch herba nicotiana benannt wurde, wird in dem großen Hofe des königlichen Tabakmagazins in Paris eine Statue errichtet. Nicot lebte von 1530 bis 1600, und war Geheimschreiber Heinrichs II., und Gesandter Franz II. in Portugal. Auch die Nachwelt ist ungerecht; denn der eigentliche Entdecker war ein holländischer Häringsfänger.

Wie gewissenlos in Paris die Verfälschung auch der nothwendigsten Lebensbedürfnisse betrieben wird, diene Folgendes zum Beweise. Am 6. Oktober l. J. verfügte sich ein Polizeidiener an der Pharmacentenschule, in Begleitung eines Kommissärs in mehrere Magazine, um die Qualität der Pfeffer zu untersuchen. Sie fanden 43,000 Stück, die mit Blut gemästet werden waren, um ihr Gewicht zu vermehren. Bekanntlich sind sie in diesem Zustande nicht mehr medicinisch zu verwenden; was aber die Strafbarkeit noch erhöht, ist, daß sie mit dem Blute krepirter Pferde gefüttert werden.

In Roenne, der Hauptstadt der Insel Bornholm im baltischen Meere, fand am 3. Oktober l. J. eine eben so rührende als seltene Feierlichkeit in der Domkirche Statt. Das Ehepaar Römer feierte den 75. Jahrestag seiner Hochzeit. Herr Römer, früher Artillerie-Hauptmann, dann Schiffsrheder, ist 97 Jahre und seine Frau 93 Jahre alt. Sechs und zwanzig ihrer Kinder, Enkel und Urenkel waren bei der Feierlichkeit zugegen. Der Bürgerrath von Roenne verlieh Herrn Römer das Ehrenbürgerrecht in einer mit dem Wappen der Stadt verzierten silbernen Kapsel.

Balzac läßt seine sämmtlichen Romane, nicht weniger als 67, bei Furne in Paris erscheinen. Der Titel dieser Gesammtausgabe ist: „Die menschliche Komödie". Wenn diese menschliche Komödie auch nicht so klassisch ist, als die göttliche des Dante, so ist sie doch voluminöser.

Wie weit der Fanatismus der Unwissenheit geht, zeigt folgendes Ereigniß, das sich zu Armagh in Irland zugetragen hat. Im Oktober l. J. kamen drei anständig gekleidete Herren, und baten um eine Eintrittskarte in das Observatorium des Lord Rosse, um, wie sie sagten, den Mond durch den Teleskopen zu beobachten. Kaum hatten sie jedoch die Terrasse erstiegen, als Einer von ihnen einen großen Stein hervorzog, und ihn mit aller Macht gegen das Glas des Teleskopen schleuderte. Glücklicherweise verfehlte er es, indem er durch die Anstrengung ausglitt und das rechte Bein brach. Alle drei wurden sogleich verhaftet, und ein Verhör mit ihnen vorgenommen. Es waren wohlhabende Einwohner von Ebertenham, und der Thäter zeigte so wenig Reue, daß er vielmehr sein Bedauern über das Mißlingen des Unternehmens ausdrückte, da es eine ruchlose Lästerung sei, die Geheimnisse des Schöpfers erforschen zu wollen.

Die Regierung des Staates New-York hat mit großer Stimmenmehrheit beschlossen, daß von nun an jeder männliche Bürger, von welcher Farbe immer *), vor allen Gerichten frei advociren dürfe, vorausgesetzt, daß er von anerkannter Redlichkeit sei, und die erforderlichen Kenntnisse und Fähigkeiten nachweise. „Wenn auf die letzte Bedingung strenge gesehen wird," meint ein amerikanisches Blatt, „so dürfte die Anzahl der Advocaten eher ab- als zunehmen.

Am 13. Oktober fand in der katholischen Kirche zu Wiesbaden die Trauung einer der reichsten russischen Erbinnen, der Gräfin Anna von Hanska, mit dem Repräsentanten des alten erlauchten Hauses der Vandaline, dem Grafen Georg Mnisech Statt. Durch ihre Mutter, geborene Gräfin Rzewuska, ist die Braut Urgroßnichte der Königin von Frankreich, Maria Leszczinska, und der Graf Georg, Großneffe des letzten Königs von Polen, stammt in gerader Linie von dem Vater der berühmten und unglücklichen Czarin Marina Mniszech, die wir Alle aus Schillers Demetrius kennen.

Ein Einwohner von Sydenham in der Grafschaft Kent, mit Namen Parker, reiste im Oktober l. J. auf der Eisenbahn von Derby nach London, in einem Waggon erster Klasse, in dem außer ihm sich nur noch ein einziger Passagier befand, ein Mann von ungefähr 30 Jahren, von einnehmendem Aeußeren und feiner Lebensart. Nach einem kurzen gleichgiltigen Gespräche bat der Fremde Herrn Parker um die Erlaubniß, die Fenster öffnen zu dürfen, und bot ihm zugleich, falls ihm kalt werden sollte, seinen Ueberrock an. Er setzte hierauf das Gespräch fort und erzählte, daß er ein bedeutendes Vermögen durchgebracht, und ihr eben den Militärdienst verlassen habe; er habe sich noch nie so glücklich gefühlt, als jetzt, da ihm einer seiner Freunde 1100 Pfund Sterling zur Bezahlung seiner Schulden, und 500 Pfund zur Einrichtung geschenkt hätte. Nach und nach jedoch wurden seine Reden abgebrochen und zusammenhängend, so daß ihn sein Nachbar besorgt ansah. Hierauf fiel er auf die Knie, und betete laut und inbrünstig für die Wohlfahrt seiner Freunde, der Herzoge von Beaufort und Wellington. In demselben Augenblicke fuhr auf der Parallel-Bahn ein anderer Train vorüber, er sprang auf, und rief, auf das Locomotiv hinweisend: „Das ist die Hölle!" Herr Parker suchte ihn zu beruhigen, aber vergebens. In einem Nu hatte er Kleider, Stiefel und Hemde ausgezogen, und warf sie mit seiner Uhr und andern Kleinodien aus dem Fenster; dann machte er sich über seinen erschreckenen Gefährten her, und prügelte ihn derb durch, indem er immerfort schrie: „Ihr müsse mit mir gehen." Hierauf fuhr er mit dem Kopf durch das einzige geschlossene Fenster und zerschnitt sich auf eine furchtbare Weise Gesicht und Hals, so daß er von Blut übergossen war. Das verdoppelte seine Wuth, er stürzte sich von Neuem auf Herrn Parker und mißhandelte ihn. Dieser wußte glücklicherweise die Unaufmerksamkeit des Rasenden auf einen Augenblick von sich abzuwenden, öffnete dann schnell die Wagenthüre und flüchtete, auf die Gefahr hin, hundertmal den Hals zu brechen, in den anstoßenden Waggen, in dem sich nur ein einziger Passagier befand, der ihn im Hineinstürzen auffing, und ihm die Thüre schließen half. Kaum hatten sie diese Vorsicht gebraucht, als der Wahnsinnige an der Thüre zu rütteln anfing, und es bedurfte der vereinigten Kraft beider Männer, ihn auszupressen. Da alle seine Anstrengungen vergeblich waren, kehrte er in den ersten Wagen zurück. Dieser Auftritt ereignete sich in der Nähe einer Station, sie baten mehrere Male den Kondukteur anzuhalten, da ein Reisender tödtlich erkrankt wäre; er antwortete aber, daß der Manchester Train ihm hart auf der Ferse wäre, daß er also unmöglich anhalten könne. Alles, was Herr Parker von seinem sonderbaren Reisegefährten noch ferner in Erfahrung bringen konnte, war, daß der Kondukteur des nachfolgenden Train's einen ganz nackten Menschen von der Eisenbahn fortlaufen sehen hatte. Er mußte also während des schnellsten Laufes des Trains durch das Fenster gesprungen sein; ein Beweis mehr, daß ein Narr glücklich durchkömmt, wo ein gescheuter Mann den Hals brechen muß.

Die französischen Gesetze erkennen einem Inquisiten, der mehrere Verbrechen begangen hat, für jedes eine besondere Strafe zu. In Folge dieser Addition ist ein berüchtigter Dieb, Namens Lendais, der sich durch mehrere Jahre allen Nachforschungen zu entziehen gewußt hatte, von dem Kriminalgerichte zu Dorn zu ein und siebenzig jähriger Galerenstrafe verurtheilt worden.

Schriftsteller in zwei Sprachen ist ein Herr Schack von Schackenstein. Vor drei Jahren wurde auf dem Theatre-Francais in Paris eine Tragödie von ihm, „Donna Ulraca" mit Beifall gegeben, und jetzt ist auf dem k. Theater zu Hanover sein deutsches Trauerspiel „Johanna von Neapel" mit dem besten Erfolge zur Aufführung gekommen.

Ein junger römischer Astronom, Eugenio Alberi, hat in einer Privatbibliothek ein Manuskript des schon 200 Jahre verloren geglaubten Werkes des berühmten Galilei über die Jupitertrabanten aufgefunden und es unter folgendem Titel herausgegeben: **G. Galilaei in Jovis satelliten inquisitiones, quae per ducentos fere annos desiderabantur, ab Eugenio Alberio in lucem vindicatae.**

Heutiger Zeit, wo Jeder mitsprechen will, fangen endlich auch die Todten an, zu sprechen. Ein Doktor Blandet in Paris hat vor kurzem in einer Sitzung der Academie der Wissenschaften eine Abhandlung über die Herstellung der Stimme bei menschlichen Leichnamen vorgelesen, und seine Behauptungen durch Experimente bestätigt. „Der Kehlkopf," sagte er in

*) In Amerika sind die Farbigen von vielen Rechten ausgeschlossen.

Digitized by Google

seiner Abhandlung, „bringt zwar die Töne hervor, aber die andern Sprachwerkzeuge müssen sie erst moduliren, um sie menschlich zu gestalten. Sobald ich nach meiner Art auf den todten Körper einwirke, so erhalte ich ganz dieselbe Stimme, die ihm bei seinem Leben eigenthümlich war, und wenn die zum Sprechen dienenden Theile des Körpers durch Einbalsamirung unversehrt erhalten werden, so will ich dieses Resultat noch nach vielen Jahren erlangen."

Der französische Luftschiffer Arban hatte in Triest schon zweimal seine Auffahrt angekündigt, sie aber immer wieder wegen schlechter Witterung aufschieben müssen. Endlich am 8. Sept. l. J. verkündigten Anschlagezettel, daß sie itzt unfehlbar Nachmittags 4 Uhr Statt finden würde. Um 4 Uhr hatte sich eine große Menge Zuschauer versammelt, es war das schönste Wetter; aber durch ein Versehen bei der Bereitung konnte nicht genug Gas erzeugt und der Ballon nur zur Hälfte gefüllt werden. Um 6 Uhr fing das Volk an zu murren und Zeichen der Ungeduld zu geben. Der feurige junge Mann, an seiner Ehre gekränkt, versucht alles Mögliche, aber der halbgefüllte Ballon reicht nicht hin, die Gondel zu tragen. Da entfernt er, schnell entschlossen, den Polizeikommissär und seine Gattin, die mit ihm aufsteigen sollte, unter einem schicklichen Vorwande, bindet die Seile in einem Knoten, setzt sich darauf, hält sich mit der Linken an den Seilen fest, grüßt mit der Rechten das Publikum, und erhebt sich in die Lüfte. In einem Augenblicke war er 1200 Fuß gestiegen und der Ballon schwebte langsam landeinwärts den Bergen zu. Plötzlich aber drehte sich der Wind, und der Ballon nahm nun mit reißender Schnelligkeit seine Richtung gegen den Golf von Triest. Der Schrecken war allgemein, denn lange konnte sich der Ballon nicht in der Höhe erhalten, und der kühne Schiffer war verloren. Man schickte ihm eilig mehrere Boote nach; seine Frau blieb jammernd und händeringend die ganze Nacht am äußersten Ende des Molo San Carlo (Hafendammes), und harrte vergeblich auf Nachrichten von ihm. Endlich um 6 Uhr Morgens kam er in einem schlechten von zwei Fischern gerudereten Kahne im Hafen an. Sie hatten ihn in der Nähe des Felsens von Grao um 11 Uhr Nachts mit den Wellen kämpfend und durch die geringe Hilfe des Ballons mit Noth den Kopf über Wasser haltend angetroffen, und ihn vom sichern Tode gerettet; denn da er schon um 8 Uhr heruntergekommen war, hatte ihn der lange Kampf ganz erschöpft. Für diesmal jedoch ist er mit einer bedeutenden Erkältung und einem kleinen Fieber davon gekommen.

Doktor Loysel in Eberbeuz sollte vor Kurzem an einem Frauenzimmer die höchst schmerzhafte Operation einer Halsdrüsengeschwulst vornehmen. Da die Kranke sehr nervenschwach war, fiel er auf den glücklichen Gedanken, sie in magnetischen Schlaf zu versenken, und ihr so vielleicht einen Theil der Schmerzen zu ersparen. Der Versuch wurde gemacht, die Operation glücklich beendigt, und die nach einiger Zeit erwachte Somnambule erklärte, nicht den geringsten Schmerz gefühlt zu haben. Diese neue Verfahrungsweise verdient daher die aufmerksame Prüfung der Aerzte.

In Werford in Canada starb jüngst ein gewisser Daniel Dekin in einem Alter von 120 Jahren. Er war siebenmal verheirathet gewesen, und hinterläßt 570 Kinder und Enkel.

Der berühmte Geburtshelfer Dr. Lindsey in London wurde kürzlich zu einer kranken Dame nach Norwich gerufen. Er verschrieb ihr, und eilte dann nach London zurück. Da sich jedoch die Symptome änderten, so wurde er am selben Tage noch viermal mittelst des elektrischen Telegraphen consultirt, und antwortete auch durch denselben. Wie nützlich, wie heilbringend ist diese neue Erfindung! Die Dame ist aber zufällig doch gestorben.

In der Biographie des Violinspielers Sivori heißt es, die musikalische Ausbildung desselben habe bereits vor seiner Geburt begonnen, indem der tiefe Eindruck, den Paganini's Spiel auf seine hochschwangere Mutter hervorgebracht, auch auf das neugeborene Kind von dem wesentlichsten Einflusse gewesen sei.

Während der Regierung Kaiser Leopold's I. war es üblich, daß jede Frau, die in der Christnacht ein Kind gebaren, den Kaiser zum Gevatter bitten mußte. In einem solchen Falle erhielt das geringste Kind wenigstens tausend Gulden.

Der alte Held Blücher war bekanntlich der Feder nicht sonderlich gewogen. Einst wurde er von oben herab aufgefordert, die Verwendung von 100,000 Thalern näher zu begründen. Sein Bericht lautete ziemlich kurz: „Einnahme 100,000 Thaler, Ausgabe 100,000 Thaler; wer's nicht glaubt, ist ein Schurke, und damit Punktum." Das ist doch wohl eine bündige Rechnungsablegung.

Die Mäßigkeitsvereine, die sich bisher größtentheils auf England und Amerika beschränkten, fangen itzt an, allgemein zu werden. Die Gesellschaft gegen die Alkoholsvergiftung in der Hauptstadt Norwegens, Christiania, hat nun ihr Augenmerk auch auf die Matrosen der königlichen Marine von Schweden und Norwegen gerichtet, und zwar mit dem besten Erfolge. So haben von den 411 Matrosen, aus denen die Mannschaft der norwegischen Fregatte Frisa und der schwedischen Corvette Nordsternen besteht, 302, das ist mehr als zwei Drittheile, eingewilligt, statt der bisherigen täglichen Mundportionen Branntwein, Thee oder Kaffee anzunehmen. Eine andere Frage ist es, ob diese Einrichtung auch zweckmäßig sei; denn bisher wenigstens war die allgemeine Meinung, daß bei der feuchten, nebligen Seeluft nur der regelmäßige Genuß geistiger Getränke die Mannschaft gesund erhalten könne.

In der Umgebung der norwegischen Städte Christiania und Bergen, von denen die erste im 59., die andere im 62. Grad N. B. liegt, haben im Oktober die Obstbäume zum zweiten Male zu blühen angefangen. Es ist dies eine unerhörte Erscheinung in diesen hohen Regionen des Nordens.

Großmuth eines Beduinen. Folgenden Zug von der Großmuth eines Beduinen erzählt der Arzt, welcher die bekannte Lady Esther Stanhope auf ihren von ihm anfangs veröffentlichten Reisen begleitete. — Ein gewisser Ali tödtete im Wortwechsel einen angesehenen Mann, Namens Ersyud. — Fael, Ersyud's Sohn, war verpflichtet, den Tod seines Vaters zu rächen und dürstete nach einer Gelegenheit dazu. — Der Mörder, wohl wissend, welches Schicksal ihm bevorstand, wenn er in Jenes Hände gerieth, flüchtete sich in einen anderen Stamm, wo er mehrere Jahre verharrte. Endlich aber der Verbannung müde, hielt er es nicht der Mühe werth, unter solchen Bedingungen länger zu leben und beschloß daher, sich seinem Feinde zu stellen, um, wo möglich, dessen Verzeihung zu erlangen. Eines Abends befand sich Fael in der für die Fremden bestimmten Abtheilung seines Zeltes, als er die Schritte und das Husten eines Mannes vernahm. „Auf," befahl er einem seiner Sklaven, „es ist ein Gast im Zelte, bereite ihm etwas Wasser!" Er erhob sich selbst von seinem Sitze, ging dem Ankömmling entgegen und hieß ihn nach arabischer Sitte freundlich willkommen. Es war sehr dunkel; der Sklave rührte die Asche auf, fügte einige dürre Wurzeln hinzu und bald loderte ein helles Feuer. Fael blickte seinen Gast an und erschrack nicht wenig, als er in ihm den Mörder seines Vaters erkannte. „Ali!" rief er aus. „Der bin ich," versetzte der Fremde, „und Eure Schwert hängt über meinem Haupte." Fael befand sich einen Augenblick in furchtbarer Aufregung, aber es gelang ihm, seine Fassung wieder zu gewinnen und er sagte mit würdevoller Ruhe: „Macht es Euch bequem, Ihr seid nicht länger meines Vaters Mörder, sondern mein Gast." Er hatte Ali verziehen! Fael wurde von Freunden bestürmt, Rache zu üben, aber er erwiederte hochherzig: „Soll ich den Mann tödten, der so edel von mir denkt?" Er winkte hierauf seinem Geheimschreiber und befahl ihm, ein Document abzufassen, worin er, Fael, sich verbindlich machte, seinem Gaste und dessen Kinder jährlich fünfzig Piaster auszuzahlen, und er hielt sein Versprechen treulich.

Im vornehmsten Stadtheil von London, Westminster, haben sich in mehreren Häusern ganze Schaaren von Ameisen eingefunden, die selbst Menschen anfallen. Sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen Feldameisen blos dadurch, daß sie kleiner und von röthlicher Farbe sind. Einigen Ersatz jedoch leisten sie dadurch, daß sie die Wanzen in diesen Häusern gänzlich ausgerottet haben.

Die Berliner Jahrbücher für Erziehung und Unterricht liefern eine Uebersicht aller Unterrichtsanstalten in ganz Deutschland, und geben die Anzahl der Lehrer und Schüler daselbst folgendermaßen an: Es giebt 26,000 Volksschulen mit 6 Millionen Schülern und 62,250 Lehrern; 500 Gelehrtenschulen mit 75,000 Schülern und 4256 Lehrern; 25 Universitäten mit 18,000 Studenten und 1400 Lehrern; 123 Lehrerseminarien mit 6000 Schülern und 500 Lehrern; und 400 gewerbliche Lehranstalten mit 10,000 Schülern und 2000 Lehrern. Die Anzahl der Schüler in den Volksschulen verhält sich zu der aller Uebrigen zusammengenommen, wie 43 und ein Bruchtheil zu 1.

Der berühmte englische Naturforscher Owen betreibt schon viele Jahre Nachforschungen nach Fossilien in seinem Vaterlande. Der London Herald berichtet nun in einer seiner letzten Nummern, daß Herr Owen bereits die Ueberbleibsel von 4,000 Elephanten in England gefunden und untersucht habe, ein unumstößlicher Beweis, daß entweder diese Thiere einst auf der Insel einheimisch waren, oder daß ihre Ueberreste durch eine große Fluth dahin gekommen sein müssen; denn die gewöhnliche Ausflucht, daß sie von den römischen Heeren dahin gebracht worden seien, hält bei einer solchen Anzahl nicht Stich.

Zur Feier der spanischen Doppelhochzeit wurde in Barcelona den Armen ein öffentliches Festessen gegeben, dessen Hauptbestandtheil das Lieblingsgericht der Spanier, die Olla podrida, war. Es wurden in einem einzigen Riesenkessel folgende Ingredienzien gekocht: 1002 Pfund Schöpsenfleisch, 90 Pf. gepökeltes Schweinefleisch, 50 Pf. Schinken, 403 Pf. Reis, 403 Pf. Nudeln, 130 Pf. Kichererbsen, 40 Hühner, 140 Pf. Erdäpfel, 75 Krautköpfe, 3300 Laibe Brod, jedes zu 16 Unzen. Das Gericht wog also ohne den Kessel 25 Centner.

In Berlin ist ein neues Lesekabinet errichtet worden, welches gegen 400 Zeitungen und Zeitschriften hält. Davon sind 111 blos politische Zeitungen und zwar 63 preußische, 48 aus dem übrigen Deutschland, 7 englische, 9 französische und belgische, 1 holländische, 3 skandinavische, 1 slavische, 1 spanische, 1 ungarische, 1 wallachische; die übrigen sind theils unterhaltende, theils gelehrte Zeitschriften aus allen Fächern. Auch die neuesten literärischen Erzeugnisse werden ausgelegt, und der in den letzten Nummern der Zeitungen vorkommenden wichtigeren Nachrichten und Aufsätze durch ge-

Digitized by Google

eignete Mittel der Aufmerksamkeit der Leser empfehlen. Um Alle zu befriedigen, sind für die Raucher eigene Lesezimmer bestimmt.

Am 23. Oktober l. J. versammelte sich der Stadtrath von Posen, um zur Wahl eines neuen Bürgermeisters zu schreiten. Der Vorsitzende hatte blos die christlichen Mitglieder des Rathes eingeladen, da die Israeliten durch das Gesetz von 1821 von aller Theilnahme an den Wahlen höherer Stadtbeamten ausgeschlossen wären. Die christlichen Räthe erklärten aber einstimmig, daß dieses Gesetz als durch spätere Gesetze implicite aufgehoben zu betrachten sei, und daß sie ohne Mitwirkung ihrer jüdischen Kollegen durchaus zu keiner Wahl schreiten würden. Der Vorsitzende fügte sich, und die Sitzung wurde auf 14 Tage aufgeschoben.

Die englischen Zeitungen berichten, daß die Königin bei ihrem letzten Besuche in London den Befehl ertheilt habe, die Reiterstatue des Herzogs von Wellington von dem Thorbogen auf Constitution-Hill, auf dem sie erst kürzlich aufgestellt worden ist, herabzunehmen. Ein Beweis, daß auch in der Welthauptstadt London Krähwinkliaden vorfallen können; denn an Warnungen hat es nicht gefehlt und die allgemeine Stimme war gegen die Aufstellung an diesem Orte.

Vom 16. November anzufangen, werden in Paris in 48 dazu errichteten Bureaux, Brodkarten ausgetheilt, für die man beim Bäcker das Brod erster Sorte zu 40 Centimes (beiläufig 21 kr. W. W.) erhält. Natürlich wird bei der Vertheilung der Karten auf die Vermögens- und Familienverhältnisse der Bewerber Rücksicht genommen.

Ein neues Schiff, das das größte Kauffarthelfahrzeug der Welt sein, und zur Communication zwischen Liverpool und New-York dienen soll, ist unlängst zu Besten fertig geworden. Dieses Riesenschiff, dessen Herstellungskosten sich auf 200,000 Gulden C. M. belaufen, mißt von einem Endpunkte zum andern 196 Schuh in der Länge, 42' in der Breite, 28' in der Tiefe. Man rechnet, daß es gegen 5000 Ballen Baumwolle auf einmal laden kann, was ein Gewicht von 60,000 Centnern ausmacht. Es führt den Namen „die neue Welt", ist ein Dreidecker, und am Vordertheile mit der Bildsäule des Columbus geschmückt. Die große Kajüte hat 27' in der Länge und 14' in der Breite, außer dieser hat das Schiff noch 6 kleinere Kajüten von je 10 Quadratschuh im Durchmesser. Das Innere der Passagierzimmer ist mit Mahagony-, Satin-, Zebra- und Rosenholz eingelegt, und mit Pfeilern und Gesimsen von vergoldeter Schnitzarbeit geziert. Die Damen-Kajüte hat 14' in der Länge und 12' in der Breite.

Die Gläubiger in Ceylon. (Aus des Engländers Knighton Geschichte Ceylons). Wenn ein Gläubiger alle gewöhnlichen Mittel, zu seinem Gelde zu kommen, erschöpft hat, begibt er sich zu seinem Schuldner, zeigt ihm die Blätter der Neiingala, einer giftigen Pflanze, und droht ihm, wenn er nicht auf der Stelle bezahlt wird, sich zu vergiften. Diese Drohung bleibt beinahe nie ohne Erfolg; der erschrockene Schuldner zahlt ohne Zögern und um jeden Preis, er verkauft sein Haus, und wenn er keine andere Hilfsquelle hat, eines seiner Kinder. Dies geschieht nicht aus zärtlicher Besorgniß für das Leben seines Gläubigers, aber es gibt ein gewisses uraltes Gesetz, das denjenigen, der an dem Selbstmorde eines Andern Schuld ist, zu einer sehr bedeutenden Entschädigungssumme an die Hinterlassenen verurtheilt. Deshalb kann ein Mann seinem Feinde keinen ärgeren Possen spielen, als wenn er sich entleibt, vorher aber vor Zeugen aussagt, daß jener ihn dazu getrieben habe. Ja, es trifft sich sogar nicht selten, daß Jemand droht, sich in's Meer zu stürzen, und sich dann heimlich von der Insel entfernt.

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 46.

Weiß.	Schwarz.
Roß von A 6 auf B 7 †	Läufer von C 8 auf D 7 (*
Königin • A 5 — B 6 †	Thurm • B 8 — B 6.
Thurm • D 4 — D 5 †	König • C 5 — D 5.
Roß • G 5 — F 6 †	• • D 5 — C 5.
Roß • F 6 — D 7 †	• • C 5 — D 5.
Bauer • C 2 — C 1 † matt.	

Auflösung der Schachaufgabe Nro. 47.

Weiß.	Schwarz.
Thurm von D 5 auf D 4 †	Bauer von C 5 auf D 4.
• • D 7 — D 4 †	Königin • B 6 — D 4.
Läufer • C 6 — F 3 †	Roß • G 4 — F 3.
Roß • E 3 — F 6 †	König • C 4 — F 4.
• • C 3 — C 2 † matt.	

*) Nimmt das schwarze Roß, so wird das Matt schon mit dem 2ten Zuge.

Schach-Aufgabe Nro. 48.

Von Herrn B. K. in P.

Matt in 6 Zügen.

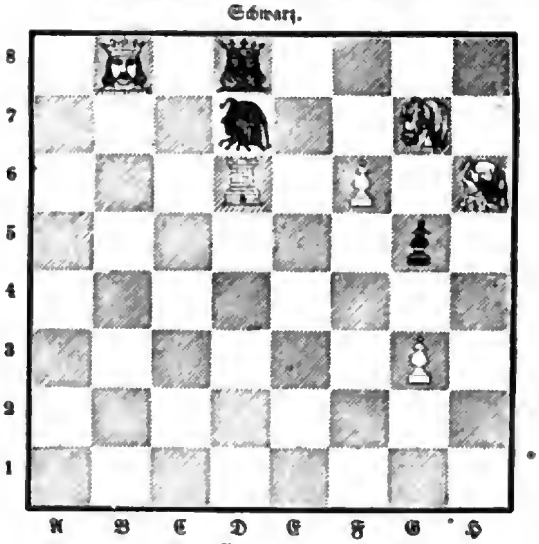
Schwarz.

Weiß.

Schach-Aufgabe Nro. 49.*)

Weiß setzt Schwarz mit dem dritten Zuge matt.

Schwarz.



Weiß.

Brief-Portefeuille.

Herrn xxy in Brüx. Ihren wohlmeinenden Rath und die Aufforderung erkennen wir dankend an, können sie aber leider, nur theilweise berücksichtigen. Räthsel und dramatische Novitäten-Schau haben wir nur nach reiflicher Ueberlegung bei Seite gelegt, da sich zu viele Stimmen dagegen erhoben; sollte das Gegentheil eintreten, so werden wir sie mit Vergnügen wieder aufstischen. Ihrer Sehnsucht nach einer illustrirten Erzählung soll bald befriedigt werden. Die eingesendeten Zeichnungen nehmen wir dankbar an, müssen aber um ausführlichere Texte bitten.

*) Obgleich wir sonst nur Original-Aufgaben bringen, so können wir doch nicht umhin, diese Aufgabe ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen der illustrirten Zeitung zu entlehnen.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Die illustrirten Artikel sind mit * bezeichnet, als sie Illustrationen enthalten.

Novellen.

Auf dem Riesengebirge. Reiseneovelle von Julius Krebs . . . 3
Die Wäscherin Besena. Volkslage von Ed. Tarnowski . . . 9
Das Waldschloß. Böhmische Sage von Ed. Tarnowski . . . 14
Die Gefreite. Historische Erzählung aus Böhmens Vorzeit von K. Haurwich . . . 39
Der Wucherer. Von Julius Seeliger . . . 66
Der überlistete Bürgermeister. Humoristische Erzählung von Rd. von Schaden . . . 97
Zur schönen Wienerin. Lebensbild von Julius Krebs . . . 129
Das unterirdische Paris. Nach dem Französischen von Fr. . . . 148
Korsische Rache. Novelle von Julius Seeliger . . . 161
Die Folgen eines Meineides. Von Julius März . . . 193
Das nächtliche Fest. Von W. A. Gerle . . . 203
Der Kaufmannslehrling. Von Wilhelm Wolfner . . . 229
Die Harfnerin vom Boulevard. Von Julius Krebs . . . 257
** Der Degen des Herzogs von Alba. Erzählung . . . 269
Die Auswanderer. Novelle von Jean Charles . . . 288
Der Bilder von Benedig. Von J. Karl Hickel . . . 321
Das Narrenschloß. Eine Sage und Ueberungen von J. K. Hickel . . . 353

Novelletten.

Ein Leben nach dem Tode. Nach dem Französischen von Julius Krebs . . . 47
Der Hirsch-Reiter. Nach dem Dän. von K. J. Pl—fe . . . 111
Der Dillenberg und seine Sagen. Von K. J—r . . . 140
* Das Vermächtniß des alten Soldaten. Nach dem Französischen . . . 199
Die drei Goldäpfel. Märchen nach dem Böhmischen . . . 210
Des Webers Heimkehr. Schlesisches Heidbild von Jul. Krebs . . . 225
Liebe und Treue. Von J. F—r . . . 241
Katharina von Squnieggh. Erzählung von J. K. Hickel . . . 265
Die Rache einer Dame von Welt. Von Julius Seeliger . . . 334
Die Wuwe der großen Armee. Novellen-Cyclus nach dem Französischen von Julius Seeliger . . . 359

Vermischte Aufsätze.

* Ein Hieb mit dem Fächer . . . 25
Mäcenaten. Von Alex Freimuth . . . 56
Wer hat Glück? Humoreske von Fr. F—r . . . 57
* Die Lebensalter in ihren verschiedenen Gestaltungen. Von Jr . . . 115
** Nachträgliche Faschingsphantasien über das Narrenthum. Von Julius Krebs . . . 115
Heirathen oder nicht heirathen. Selbstgespräch eines Hagestolzen von J. . . . 215
** Napoleon und die zwei Gräber. Nach dem Französischen . . . 237
Originelles Rettungsmittel und seine Folgen . . . 309
**** Die beiden spanischen Heirathen . . . 371

Gedichte.

Der grüne Teich. Böhmische Sage von Wilhelm Wolfner . . . 97
Nachklang an Herrn Direktor Seeger. Von K. Stein . . . 158
Nach Jahr und Tag. Ballade von Beaun von Braunthal . . . 240

Denkmäler und Biographien berühmter Männer.

* Die Reiterstatue des Reiterstatue des Herzogs von Orleans . . . 24
* Hektor Berlioz . . . 150
* Papst Gregor der Siebzehnte . . . 215
* Papst Pius der Neunte . . . 246
* Die Marmorstatue des Columbus . . . 247
* Das Kaiser Franzens-Monument . . . 248
* Karl Dickens, genannt Boz . . . 310
* Agraffe Kaiser Karl's V. . . . 340
* Grabmal Richelieu's in der Kapelle der Sorbonne . . . 379

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde.

* Die einheimischen Gastmähler . . . 19
* Die St. Paul's Grotte auf der Insel Malta . . . 22
* Der Altazar von Segovia . . . 21
* Eine algierische Schule . . . 47
***** Die Jagd auf Buschmänner . . . 78 und 101
* Der Porzellanthurm in Nanking . . . 114
* Die Hirschgeweih-Pyramide . . . 114
* Zwei Besuche auf dem Leuchtthurme bei Brehat . . . 176
*** Zwei Nächte in Mexico . . . 178
* Die große Orgel in der Pariser Kirche Saint Denis . . . 214
Mythalische Lebensbilder. Von Bencreefe . . . 249 und 362
**** Unterirdische Reise in Belgien . . . 278
** Barbieren in Wien . . . 279
* Das Stift Kremsmünster . . . 283
* Das Palmöl . . . 311
** Die Wallis-Inseln im mittleren Polynesien . . . 312
* Mittelalterliche Kleidertrachten . . . 338
*-Steafen im Mittelalter . . . 339
** Hütten und Fahrzeuge der Australier . . . 342
* Das Colosseum . . . 377
* Der Markus-Platz in Venedig . . . 378

Dramatische Novitäten-Schau.

Moritz von Sachsen. Trauerspiel von Prug . . . 20
Heinrich der Löwe. Schauspiel von Niedlich . . . 51
Entsetzt und Gerettet. Lustspiel von Laube . . . 52
Sirene. Komischer Oper von Scribe und Auber . . . 53
Der 13. November. Dramatisches Seelengemälde von Guzkow . . . 53
Sie ist verheirathet. Charakterbild von Feod. Kaiser . . . 54
Hektor Berlioz's Concerte in Prag . . . 55
Die Frau im Hause. Lustspiel von K. P. . . . 85
Kleid und Putz. Posse von W. Friedrich . . . 86
Přemisl Otokar II. und die deutsche Dichter. Dramaturgischer Skizze von Philaletheus. (W. A. Gerle.) . . . 86
Die Juriden. Schauspiel von Wangenheim . . . 124
Don Juan und Faust. Tragödie von Grabbe . . . 124
Wenislaw und Jutta. Drama von C. F. Ebert . . . 127
Marie, oder das Weib auf dem Volke. Von B. A. Herrmann. . . . 156
Goldteufel. Lebensbild von Karl Elmar . . . 184
Reich an Liebe. Lustspiel von Bernstein . . . 184
Des Rathsherren Töchterlein. Schauspiel von Madame F. von Weissenthurn . . . 181

Licht- und Schattenseiten des Lebens.

enthaltend: Interessante Begebenheiten, Alterthumskunde, Damenbibliothek, naturhistorische Novitäten, Erfindungen, Theaterannalen, industrielle Interessen, Kunst und Literatur, Curiositäten, Witz-Witze, Charadenrathsel, Caricaturen u. s., mit 27 Illustrationen, zu finden: Seite 25, 49, 90, 115, 158, 181, 216, 253, 283, 313, 311, 381.

K. K. HOF-BIBLIOTHEK WIEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426503

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426503

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z186426503

Digitized by Google